4° Per. 6 cd (1837

Nr. 20–28 fehlen

Digitized by Google

<36607358640010 S

<36607358640010

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Die Biene

Bayeriſches Sonntagsblatt.

1837. № 1.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Ihrer Königlichen Hoheit der durchlauchtigſten Frau Herzogin Louiſe in Bayern zu Bamberg am 1. Januar 1837.

Es öffnen ſich des Thores goldne Flügel,
Uns zeigend Janus friſch bekränzt Geſicht;
Ein neuer Geiſt lenkt nun des Weltalls Zügel
Mit allen Wechſeln, die das Leben flicht.
Wir ſteh'n mit Schmerzen, Freuden, Bitten, Zagen
Schon wieder hoffend an dem heil'gen Strand,
Von dem Beflügelte die Wünſche tragen
Nach jenem Ziel, das unſerm Blick entwandt.

Millionen ſtehen an des Tempels Schwelle,
Die Hand ſich biethend; froher Wunſch und Gruß
Entſtrömt des Herzens offner Freudenquelle,
Es reicht ſich Freund und Feind den Bruderkuß.
Der Hohen dürfen wir zu huld'gen wagen,
Die Blüthen biethen, die das Herz erzeugt,
Der Hocherhabnen unſre Wünſche ſagen,
Vor der in Ehrfurcht jedes Haupt ſich beugt.

Was kann der Wunſch Dir Reichbegabter biethen,
Dir hat des Segens Füllhorn ſich geleert;
Du ſtehſt geſchmückt mit allen Lebensblüthen,
Du biſt erhaben, edel, hochgeehrt.
In Dir glüht Carolinens edle Seele,
Und Maxens Blut in Deinen Adern fließt:
Und daß des Herrlichen auch gar nichts fehle,
Das Schweſter-Band mit Ludwig Dich umſchließt.

Von Ruhm umſtrahlt thront er im Bayerlande,
Stets neue Kränze ſeine Stirn umzieh'n;
Mit Stolz nennt Max Dich Sein durch zarte Bande,
Haſt Engel, die in Liebreiz um Dich blüh'n;
Streu'ſt Wilhelm Blumen auf den Pfad des Lebens,
Den neu verjüngt der theuren Enkel Kuß:
Dich neu zu kränzen, ſinnt der Geiſt vergebens:
Ein jeder Tag bring' ſchöneren Genuß.

Doch ſollten Wünſche in des Herzens Tiefen,
Verhüllt noch keimen in dem zarten Schacht,
Die ſtill verſchloſſen Dir im Buſen ſchliefen:
Erfüllen möge ſie des Himmels Macht,
Dir immer neu des Lebens Bahn bekränzen,
Wenn Janus freundlich beut den neuen Gruß;
Stets Dir des Glückes Sonne glänzen:
Es ſchirme Dich ein holder Genius.

Gott wird der Bitte reinen Klang erhören,
Der Liebe Opfer, Deinem Wohl geweiht,
Der Herzen treuſten Sold, die hoch Dich ehren,
Für unſern Max erglüh'n in Dankbarkeit.
Das hohe Dreigeſtirn mög' lange leben,
Und Heil und Glück blüh' unſerm Fürſtenkreis!
Das Unerfüllte mög das Glück Euch geben,
Uns Eure Huld! — — der Wünſche ſchönſten Preis.

A —, g — e.

Digitized by Google

Aus dem Tagebuch einer Reiſe nach Algier im Sommer 1836.

(Beſuch bei Herrn Baccuet. Katholiſche Kirche. Theater. Exercierplatz. Nuditäten in Algier. Narben der Neger im Geſichte. Gärten. Spaniſcher Tanzplatz.)

(Fortſetzung.)

Nachdem ich mich von den Strapatzen der Reiſe durch die nächtliche Ruhe erholt hatte, war mein erſtes Geſchäft, ein ſo genanntes Marinebad zu nehmen. Es hat ſeinen Namen daher, weil das Haus nicht weit vom Meere liegt; man badet in ſüßem Waſſer, und die Einrichtung iſt ganz wie in Frankreich. Ich machte während meines Aufenthalts in Algier die Bemerkung, daß ich auf ein ſolches Bad in eine faſt noch heftigere Transpiration gerieth, als vor demſelben.

Nach dem Bade machten wir Toilette, um einige Beſuche in Häuſern, an die wir empfohlen waren, abzuſtatten. Ueberall wurden wir höchſt freundlich aufgenommen.

Herr Baccuet, ein junger Banquier, und Conſul für die vereinigten Staaten von Nordamerika, überhäufte uns mit Artigkeit. Zuerſt führte er uns in ſeinem Hauſe, welches früher einem reichen Mauren gehört hatte, herum. Ueberall erblickten wir die Spuren ſowohl des Reichthums des früheren, als des Geſchmacks des jetzigen Beſitzers. Das Haus war in dem oben beſchriebenen Stil gebaut; das Aeußere unanſehnlich, das Innere prachtvoll; Treppen und Säulen vom ſchönſten, zum Theil farbigen, zum Theil weiſen Marmor. Hr. Baccuet zeigte uns ſeine Pferde, darunter einen herrlichen Schimmel, einen Berber; er erzählte uns, wie dieſes edle Roß, ungeachtet ſeines Alters von zwanzig Jahren und darüber, noch immer unbeſchreiblich feu[illegible]ſen, ſo daß der Fürſt Pückler-Muskau, ein anerkannt trefflicher Reiter, ſchon nach einem halbſtündigen Ritt habe abſteigen müſſen *). Dergleichen Pferde ſind die edelſten ihres Geſchlechtes, und von reichen Arabern zuweilen an Conſuls oder an andere Vornehmen als Geſchenke gekommen. — Hierauf begleitete uns Hr. Baccuet auf einem Spaziergange durch einige Theile der Stadt. Wir beſuchten in ſeiner Geſellſchaft die katholiſche Kirche. Sie war früher die ſchönſte Moſchee geweſen: ein impoſantes Gebäude. Acht große Säulen aus weißem Marmor, deren Träger aus einem Stücke ſind, zieren das Innere. Auf den Arcaden ſind im obern Stocke kleine Kapellen gebildet, welche Decken mit der geſchmackvollſten Steinarbeit haben. Der Dom iſt buntfarbig und ſtark vergoldet. Ueberall ſind an den Wänden Sprüche aus dem Koran angebracht. Alles dieſes contraſtirt freilich mit der jetzigen Beſtimmung, die nur an einem grob gearbeiteten Hochaltar mit einer ſchlecht gemalten Maria und einem Crucifix zu erkennen iſt. Die Franzoſen haben ſich durch dieſe Umwandlung einer Moſchee in eine katholiſche Kirche politiſch an den Einwohnern, und äſthetiſch an der Kunſt verſündigt. — Weiter beſuchten wir das Theater, welches jetzt eben im Bau begriffen iſt. Mir ſchien die Räumlichkeit für die Bevölkerung **) zu klein. Auch die Wohnung des Marſchalls Clauſel, der eben nach Frankreich gereiſt war, um das Intereſſe der Colonie in der Deputirtenkammer zu vertreten, beſahen wir. Das Gebäude hat früher einem Dei angehört. Auf dieſe Art ſind überhaupt die ſchönſten mauriſchen Häuſer, die in ihrem Innern Paläſten gleichen, entſtanden. Die Dei's hatten nämlich kein beſtimmtes Reſidenzſchloß, ſonde jeder von ihnen baute ſich nach eigener Wahl bald hier, dort an; ſelten daß einer die Wohnung ſeines Vorgänger zog. Einer überbot den andern an Pracht bei ſeinem der nach des Regenten Tode in die Hände eines Privatm übergieng. Gerne hätte ich die Bekanntſchaft des Herrn ſchalls gemacht. Da er aber nicht anweſend war, ſo ver ich auch das von Herrn Baccuet mir freundlich gemacht erbieten, mich ſchon jetzt der Frau Marſchallin vorzuſtellen zur Ankunft ihres Gemahls, welche aber leider erſt nach m Abreiſe erfolgte. — Nach manchen intereſſanten Geſpräche urlaubte ſich Herr Baccuet, nachdem er uns für die n Woche auf ſein Landgut in der Nähe der Stadt einzulade Güte gehabt hatte.

Zweimal ſchon war ich heute fehlgegangen, um Herrn Sch Sekretair beim ſchwediſchen Conſul, und Kaufmann, der bedeutende Geſchäfte im Holzhandel mit Norwegen macht, zuſuchen. Das andere Mal traf ich Herrn Holzhalb, Gehülfen, denſelben, deſſen ausgezeichnete Hülfeleiſtung bei vorjährigen Sturme ich ſchon oben erwähnt hatte. Hr. Holz iſt ein ſeltenes Sprachgenie. Obgleich noch in jugendlichen ter drückt er ſich in zehn Sprachen vollkommen geläufig franzöſiſch, engliſch, ſpaniſch, italieniſch gilt ihm wie ſeine terſprache; wegen ſeiner Kenntniſſe des Arabiſchen und niſchen wird er oft als Dolmetſcher gebraucht. Er war ſo fr lich, ſich mir als Begleiter auf einem Spaziergang auſ der Stadt anzubieten, was ich mit Dank annahm. Wir viele Ruinen und Anlagen zu neuen Etabliſſements. Ue ſieht man, daß die Colonie nur eben in ihrem Ent iſt, und daß noch viele Jahre und eine ſich bleibende Verwaltung nothwendig ſind, um einen geordneten Staat ins Leben zu rufen. Es liegt im Cha der Franzoſen, lieber einzureißen, als aufzubauen; zu bedarf es nur eines raſchen Entſchluſſes, hierzu iſt Aus erforderlich. Dieſe Bemerkung drängte ſich mir wieder a Thore Babaluet auf, wo die Franzoſen vor längerer Zeit fangen haben, einen großen ſchönen Platz zu applaniren einen Exercierplatz daraus zu bilden. Da aber nachher ma andere, was nothwendiger ſchien, dazwiſchen gekommen i fehlt der Vollendung noch vieles, nicht einmal aller Bau iſt weggeräumt. — Weiterhin begegneten uns halb nackte ger in ziemlicher Anzahl; ſie waren mit ländlichen Arbeite ſchäftigt. In Algier muß man ſich an Nuditäten bei Mä und Frauen gewöhnen; das Clima duldet die enganſchlie und alle Theile des Körpers bedeckende Tracht der Nordl nicht. Sorgen ja doch ſchon in Frankreich die Damen d daß der Anblick von Nuditäten nicht auffällt: freilich mit Unterſchiede, daß das Tropenland ſie gebietet, die No derin ſie ohne Noth, ja oft zum Nachtheil ihrer Geſu herbeiruft.

Auffallend waren mir bei vielen Negern die Narben ganz regelmäßigen Wunden im Geſicht. Ich erhielt da folgenden Aufſchluß. Dieß ſei ein Zeichen, daß ſie frühe Sclaven im Dienſte geſtanden hätten. Die Herren hätte mals ihre Sclaven, um ſie zu unterſcheiden, auch um das Entlaufen zu erſchweren, gezeichnet, wie wir in Europ Pferde oder Schafe zu zeichnen pflegen. Einige hätten ein glühendes Eiſen gebraucht, und das Mahl auf die E oder den Rücken eingebrannt; andere hätten aber eine ein re Procedur gewählt, und mit einem ſcharfen Inſtrument ſchnitte ins Geſicht oder in andern Theilen des Körpers ge Dieſe Sitte ſei im Innern von Afrika noch jetzt in Gebrauch. dem Anblicke einer ſolchen muthwilligen Entſtellung des m

*) Semilaſſo erwähnt der Geſchichte mit dem Zuſatze, daß er das heftigſte Nervenkopfweh bekommen habe, und ein ſchönes Diner bei Herrn Baccuet habe im Stich laſſen müſſen.

**) Dieſe ſoll mit Ausſchluß der Garniſon und der Fremden 24,000 Seelen betragen, nämlich 13,500 Mauren, 5,500 Europäer und 5000 Juden. In den blühenden Zeiten hatte Algier 80,000 Einwohner ohne die 8000 Mann ſtarke türkiſche Miliz.

Digitized by Google

lichen Antlitzes konnte ich nicht umhin, mich innig zu freuen, daß die ſtets weiter vordringende Civiliſation die Barbarei in immer engere Grenzen einſchließt.

Selten ſahen wir einen hübſchen Baum. Wir hatten die Umgebungen eines großen Theils der Stadt durchſchritten, und uns häufig unter niedrigem Geſträuch bewegt, die meiſten Stellen lagen wüſte und unangebaut da; nur einige Oliven, Maulbeer- und Mandelbäume, Orangen, Feigen, Cypreſſen, Palmen und Bananen bemerkte ich hin und wieder, aber auch dieſe von unbedeutender Höhe. Selbſt die Orangen bildeten nur Strauchwerk; nicht einen Baum traf ich von der Stärke, wie ich ſie in meiner geliebten Vaterſtadt in Menge, aber freilich nur in Kübeln zu ſehen gewohnt war. Die Franzoſen haben die ſchönſten Bäume gefällt, und in den Bivouaks verbraucht. Bei den Orangen war dies ein wirklicher Gewinn, indem die jungen Ausſchößlinge der abgehauenen Bäume, die mehr Kronen darbieten, reichere Früchte tragen ſollen. Hie und da ſah ich Orangenbäume mit Blüthen, reifen und unreifen Früchten. Dieſe Blüthen verbreiten oft zugleich mit dem edlen Jasmin, der hier in ſtarken Bäumen mit Aeſten erſcheint, ein ſolches Meer von Wohlgerüchen in der Luft, daß nervenſchwache Perſonen es nicht ertragen können. Wir gingen in einige Gärten von Einwohnern. Dieſe ſind ohne alle Ordnung angelegt, Fruchtbäume wechſeln mit Gemüſebeeten unordentlich ab; oft ſind Stücke mit Weizen und Gerſte beſtellt, mitten darunter. Das einzige, wonach man ſtrebt, iſt, ſich dichten Schatten zu verſchaffen, um während die Sonne mit ihrer Gluth alles zu verſengen droht, einer behaglichen Ruhe zu genießen. Solchen Schatten gewähren Laubgänge von Weinſtöcken, die nicht an Pfähle gebunden werden, ſondern ſich ſelbſt überlaſſen, von Baum zu Baum fortranken. Nirgends ſieht man Spuren von emſiger Kultur, oder von beſſerem Geſchmack. Auch die Gärten der Europäer die ſich hier angeſiedelt haben, zeugen von keinem beſondern Schönheitsſinn, und nach dem, was ich von Anlagen der Franzoſen geſehen habe, muß ich bezweifeln, daß ſie in dieſer Rückſicht einen vortheilhaften Einfluß ausüben werden. — In Hecken und an den Wegen ſtanden viele Aloe nnd Cactus in Mannshöhe mit den herrlichſten Blüthen, auch Ricinus communis in faſt baumartigem Wachsthum. An den meiſten Cactus, die die Franzoſen Figues d'Afrique nennen, waren ſchon Früchte von grüner und, wenn ſie überreif ſind, von gelblicher Farbe, in der Größe von Hühnereiern; ſie ſind ſehr ſchmackhaft, und für die ärmere Klaſſe in dieſer Jahreszeit faſt die einzige Nahrung, wegen der Stacheln aber nur mit Vorſicht zu genießen. Die Eingebornen haben eine außerordentliche Geſchicklichkeit, mit langen Stöcken, deren Ende in eine Gabel ausläuft, die Früchte von den Stauden abzunehmen, und mittelſt eines Einſchnittes mit dem Meſſer die mit Stacheln überſäete Schaale von dem Innern zu trennen. Zur Anlegung von Zäunen ſind die Cactus unverbeſſerlich; ſie bilden in Kurzem eine faſt undurchdringliche Wand. Auch aus Aloe-Pflanzen werden, weil ſie regelmäßig wachſen und ſtarke Stacheln haben, gern Zäune gebildet.

Nach langem Herumſtreifen in den Umgebungen kehrten wir in die Stadt in unſer Hotel zurück. Untrrdeſſen war auch Herr Schnell gekommen, um uns aufzuſuchen, und auf das Freundlichſte zu bewillkommen. Wir gingen mit ihm nach Tiſch in das Caſſino. Dieſes befindet ſich in einem recht ſchönen Lokal, und iſt ganz nach Art unſerer Clubs eingerichtet. Wir fanden die neueſten Pariſer Zeitungen, auch den Moniteur Algerien. Einige von den Anweſenden brachten ihre Zeit mit geſellſchaftlichen Spielen, Ecarté und Domino, den in Frankreich gewöhnlichen Spielen hin; andere ſpielten Billard. Wir tranken eine Taſſe Kaffee. Nach franzöſiſcher Sitte wird in eine Taſſe von chineſiſcher Form Zucker bis an den Rand gehäuft, dann gießt der Marqueur mit gewandter Hand einen Strahl aus der Kaffeekanne darüber, ſo daß die Untertaſſe, zum fortwährenden Verdruſſe meines Landsmannes von W., der ſich mit dieſer Sitte niemals befrennden kennte, noch theilweiſe mit Kaffee angefüllt wird. Darauf wird le petit verre, oder chasse café präſentirt.

Später verließ uns Herr Schnell, lud uns aber ein, nächſten Sonntag mit ihm eine Landparthie zu machen; wir werden der Heeresſtraße folgen und bis zu den äußerſten Vorpoſten am Fuße des kleinen Atlas vordringen. Durch dieſen Vorſchlag ſollte einer meiner größten Wünſche erfüllt werden, und ich freute mich ſchon im Voraus auf die Ausführung unſeres Planes.

Noch gingen wir mit Hrn. Holzhalb, der ſich nach Schnells Entfernnng wieder zu uns geſellt hatte, nach dem ſpaniſchen Tanzplatz. Die Nähe von Spanien nemlich, und der Umſtand, daß Algier ſeit längerer Zeit mit dieſem Lande in beſtändigem Handelsverkehr geſtanden hat, ſind die Veranlaſſung, daß viele ſpaniſche Familien hier wohnen, und daß beſonders ſpaniſche Matroſen häufig anweſend ſind. Daher exiſtirt ſeit einer Reihe von Jahren mitten in der Stadt ein Tanzplatz für die Spanier, der zwar auch von andern Europäern beſucht wird, wo aber die Spanier den Vorrang behaupten, und ihre Nationaltänze aufführen. Einige Paare, beſonders die weibliche Hälfte, zeichneten ſich bei dieſen höchſt angreifenden Tänzen, welche nie einen Ruhepunkt geſtatten, durch Grazie in den Bewegungen und Biegungen ihres Körpers aus. Erfreulich war uns Deutſchen die Wahrnehmung, daß unſer Nationaltanz ſich auch hier, wie überall in der civiliſirten Welt, Eingang verſchafft hatte, und überdieß ſehr beliebt ſein mußte, denn nach beendigtem Bolero oder Fandango folgte jedesmal ein deutſcher Walzer.

Die drückende Hitze, welche in dem ſehr niedrigen und äußerſt ſchmutzigen Tanzſaal herrſchte, dazu das entſetzliche Gedränge der Zuſchauer, verleitete uns jedoch den längern Aufenthalt an dieſem Ort. Wir begaben uns, ohne die Tänzer auch nur im Geringſten um ihre Freuden zu beneiden, ins Freie, wo unſerer wiederum die afrikaniſche Hitze, jedoch ohne ſchwüle Potenzirung, wie ſie bei gleichem Wärmgrade in unſerem Vaterlande ſeyn würde, erwartete.

(Fortſetzung folgt.)

Das Rieſenmädchen auf Jasmund.

Sage.

Einer der ſchönſten Theile der Inſel Rügen iſt die Halbinſel Jasmund. Reich an maleriſchen Felſengruppen, grünenden Hügeln und lachenden Fluren, gewährt ſie zugleich den erhabenen Anblick des Meeres. Sie wird von einem kleinen ſanften Gebirge, die Stubbenitz, durchzogen, deſſen öſtliche Hälfte ein herrlicher Buchwald beſchattet. Hat man dieſen durchwandert, ſo ſteht man an einer ſteilen Felſenwand, an deren Fuß das Meer in einer Tiefe von 380 Fuß unaufhörlich brandet, und, wie man aus der milchweißen Farbe der Wellen erkennen kann, die Kreide des Felſen immer mehr auflöſt. Dieſer Felſen heißt die Stubenkammer, und ſeine höchſte Spitze, welche bis zu einer Höhe von 543 Fuß emporſteigt, der Königſtuhl. Zwei andere Felſen in der Nähe werden nach ihren eigenthümlichen Geſtalten der Hengſt und der Sattel genannt; ein kleiner, runder Berg aber, der 170 Schritte im Umfang und 16 Ellen Höhe hat, trägt den Namen

Digitized by Google

Dubberworth, und ſoll einer Sage zufolge, die in dem Munde der Bewohner von Rügen lebt, auf folgende Weiſe entſtanden ſeyn. Einſt, ſo erzählt jene Sage, als die Hünen, deren Gräber in öder Haide zwiſchen Jasmund und der Stadt Bergen zu finden ſind, noch auf der Inſel Rügen hauſten, lebte daſelbſt eine Hünenfürſtin, welche eine junge Tochter, Namens Dubberwortchen, hatte. Dieſe Tochter war eben ſo groß, daß ſie ohne Anſtrengung mit dem Munde die Früchte von den höchſten Wipfeln des Waldes pflücken konnte. Einmal, als ſich ihre Brüder von ihr entfernt hatten, und der eine ſich auf dem Königſtuhle brüſtete, der andere aber ſtolz auf dem Hengſt oder auf dem Sattel ſaß, wurde ihr die Zeit unerträglich lang. Sie ging einſam umher und ſagte zu ſich ſelbſt: „Mit wem ſoll ich nun ſpielen? Da ſah ſie einen Bauer pflügen. Schnell nahm ſie ihn ſammt ſeinem Pflug und Pferd in ihre Schürze und trug ihn als Spielzeug zu ihrer Mutter.*) Dieſe aber ſchalt ſie heftig, und befahl ihr, den Geängſtigten ſogleich wieder auf ſeinen Acker zurückzutragen, da er zu einer unentbehrlichen, zahlreichen Menſchenklaſſe gehöre, von welcher auch ſie ihren Lebensunterhalt erhielten, und die ihnen auſſerordentlichen Schaden zufügen könne, wenn ſie durch Verletzung eines der Ihrigen zur Rache gereizt würde. Das Rieſenmädchen leiſtete zwar dieſem mütterlichen Befehle augenblicklich Folge, war aber ſehr traurig, ſich aufs Neue ohne Unterhaltung zu ſehen. Da gerieth ſie endlich auf den Gedanken, durch das Meer, das ſie von ihren Brüdern trennte, einen Damm zu bauen, und auf demſelben zu ihnen hinüberzugehen. Schnell füllte ſie ihre Schürze mit Sand und lief damit zum Ufer; aber die Schürze hatte durch das Zappeln des Pferdes einen kleinen Riß bekommen, dieſer erweiterte ſich durch die Laſt des Sandes, ein groſſer Theil deſſelben lief heraus, und bildete in der Gegend, wo nachmals das jetzige Städtchen Sagard gebaut wurde, einen runden Berg, welcher noch heute zu ſehen iſt, und von dem Rieſenmädchen den Namen Dubberworth erhalten hat. Schrecken ergriff daſſelbe bei ſeinem Anblick. „Ach, ſtöhnte ſie, wie wird die Mutter ſchelten, wenn ſie gewahr wird, wie ich den armen Bauern die mühſam gebauten Früchte verſchüttet, wie ich ihre Aecker zu Grunde gerichtet habe!“ So gut als ſie konnte, hielt ſie mit der Hand die Oeffnung der Schürze zuſammen und rannte aus Furcht vor der Strafe noch ſchneller dem Ufer zu. Da tönte über den Wald herüber die Stimme der Mutter: „Unartiges Kind, was treibſt du ſchon wieder? Was haſt du aufs Neue für Unfug getrieben? Komm nur, ich werde dir die Ruthe geben!“ Das Mädchen erblaßte und zitterte, die Zipfel der Schürze entglitten ihren Fingern, aller Sand lief zu Boden und bildete die dürren Hügel von Lietzow. Weinend ſtand ſie da, und bat mit gefalteten Händen die Mutter um Verzeihung, dieſe aber von ihrem reuevollen Jammer gerührt, nahm ſie ſanft in ihre Arme und ſagte: „Komm, mein Kind, ich will dir erklären, wie unentbehrlich jenes kleine Geſchlecht der Landbebauer für uns iſt, und wie wir ihnen nicht leichtſinnig oder frevelhaft, blos um unſeres Vergnügens willen die Aecker verderben, und ſie in ihren Geſchäften ſtören müſſen. Dann will ich ſelbſt dich hinübergeleiten zu deinen Brüdern, damit du ſie ebenfalls belehren kannſt, wie billig und zu unſerem Vortheile es iſt, den Landmann und ſein Eigenthum, das ſie ſeither durch ihre unmäßige Jagdliebe ſo häufig verdorben haben, zu ehren und zu ſchützen.“ Willig folgte Dubberwortchen der Mutter, nachdem es ſeine ſchönen Pantöffelchen von dem darauf gefallenen Sand gereinigt hatte.

B.

*) Wir erinnern hier an die ähnliche Sage, welche an den 800 Fuß hohen Hühnenberg bei Blankenburg im Schwarzathale geknüpft iſt.

Das königliche Hoftheater zu München.

Briefliche Mittheilungen Ende November 1836.

IV. Sie wollen die Gegenwart unſerer Bühne und alles deſſen, was mit ihr im organiſchen Zuſammenhange ſteht, kennen lernen; das geſchäftige, das beredte Heut, ja wohl ſogar, wenn es möglich wäre, das ſchon wieder entfliehende Jetzt, wie ich aus Ihrer gütigen Rückäußerung entnehme. Ich wählte mir als einheimiſch gewordener Fremdling das in der Geſchichte Europas ſo wichtige Jahr 1812, das mich an die Uferhöhen der grünflutenden Iſar aus dem Schooſe ſüdlicher Thäler führte. Ein Zuccarini, ein Stenzſch, Kürzinger, Auguſti, eine Altmutter, Lang, Kannabich ꝛc. debütirten in Shakeſpears, Göthes, Schillers und Ifflands Stücken mit ausgezeichnetem Erfolge. Das Schauſpiel befand ſich auf einer rühmlichen Höhe, und München freute ſich, wenn der theatraliſche Tag hinter dem Vorhang aufleuchtete, wie ein erfriſchendes Morgenroth! — Die Künſtler beiderlei Geſchlechtes waren von dem Dichter ergriffen. Sie drangen in ihn ein, ſie nahmen ihn auf in ihre Individualität: kurz, es berührte die Kunſt nicht die Haarſpitzen, ſondern ſie durchſtrömte mit magnetiſcher Kraft den Künſtler.

Gäſte zogen an die Iſar, und wetteiferten mit den Künſtlern Münchens. Die Kunſtgenüſſe wurden in Fülle gereicht. Neben dem Schauſpiele blühte die Oper, und eine Metzger-Vespermann, von Mittermair u. ſ. w. waren Namen, die Gewicht hatten. Zur deutſchen Kunſtſchule geſellte ſich die italieniſche. Der berühmte Brizzi erweckte das Verlangen nach Sängern und Sängerinnen des melodienreichen Italiens, und die italieniſche Oper überflügelte die deutſche. — Ich bitte, mir die glänzenden Namen zu erlaſſen, die mit dem Zauber des Geſanges, mit der Glut des Südens, mit der Grazie des Vortrags auf uns ſo unwiderſtehlich einwirkten.

Damals lebte und wirkte der geniale Winter, und hielt aufmunternd, anregend und begeiſternd dem Italiener die Wagſchale; denn Er, der deutſche, ſinnige Meiſter voll Tiefe und nationaler Wärme, gab es nicht zu, daß der Ausländer vom Po, vom Bachiglione, vom Triono den Deutſchen überragen ſollte. Sein Geiſt herrſchte im Orcheſter, das lauter ausgezeichnete Virtuoſen vereinte, die eine weithin verbreitete Celebrität beſaßen, und ebenſo meiſterhaft die italieniſche, wie die deutſche Oper exekutirten.

Noch ſteht das Schauſpiel — die Tragödie, das hiſtoriſche Drama — auf ſeiner Höhe. Eine Fries kam, ein Urban erſchien, und der deutſche Bühnen-Heros Eßlair betrat nun mit ſeinem groſſen Ruhme die königliche Hofbühne.

V. Wir bewillkommten den gefeierten Eßlair. Der von der Natur ſo verſchwenderiſch ausgeſtattete deutſche Roscius mit ſeiner hohen Geſtalt und mit ſeinem donnerähnlichen Organe, ſchloß ſich, thätig wirkend und eingreifend, den übrigen Bühnenmitgliedern an. Vespermann, Urban, Kürzinger, eine Fries u. ſ. w. gruppirten ſich um ihn, und leiſteten mit ihm, der noch hervorleuchtet, was ächter Kunſt in mimiſcher Darſtellung den Kranz gewährt. Ein Wallenſtein, ein Otto von Wittelsbach, ein König Lear, ein Alba, ein Nathan, ein Makbeth, ein Tell, ein Galotti und ein Theſeus ſind nur für einen Eßlair beſtimmt, wenn die Dichter, welche dieſe hervorragenden Geſtalten ſchufen, richtig aufgefaßt und dargeſtellt werden ſollen; wenn die Verſtändigen des Publikums geneigt ſind, die höheren, edlern Menſchen im Konflikte mit dem Schickſal, mit ihrer Welt, mit ſich ſelbſt, nach allen Lebens-Richtungen zu erkennen und anzuſchauen.

Ein Dallner und ähnliche Charaktere, denen der Funke höherer geiſtiger Abſtammung die Seele durchglüht, ſind nu

Digitized by Google

Eßlairs Eigenthum. Eßlair iſt auch im Bauernkittel groß, und im Staatsfrack nicht minder imponirend und geſchmeidig.

Ich ſage Ihnen in dieſem Briefe zwar Dinge, die längſt ſchon bekannt ſind, die ſogar der ſcharfſinnige Dramaturg und Romantiker Ludw. Tiek, und irre ich nicht, der bühnengewandte Müllner nach ſeinem Maßſtabe beurtheilt und ausgeſprochen hatte. Eßlair und ſein großes Talent ſind der Leuchtpunkt des Schauſpieles der Reſidenzſtadt; die Sterne zweiter Größe ſehen wir noch um ihn gereiht, und Müllner erregt die Aufmerkſamkeit durch ſeine in ſpaniſchen Trochäen, mit deutſch-ſententiöſer Schwerkraft ausgerüſteten Schuld. Eßlair erfaßte ſchnell den ſchuldbewußten Hugo, und riß das Publikum durch Darſtellung und Deklamation hin. Elvira fand neben Hugo-Eßlair eine talentvolle Repräſentantin, und der kräftige Bauernkönig Yngurd baute dem großen Mimen eine Staffel mehr zu ſeinem Ruhme. Urban ſtand ihm würdig durch Rundung und Schönheit der Darſtellung, ſo wie durch Wahrheit und Wärme des Ausdruckes zur Seite. Vespermann färbte immer glücklich durch Humor die ihm übertragenen Charaktere, wenn der Dichter auch nur die geringſte Spur dazu andeutete. In der Oper glänzten eine Schechner, eine Sigl-Vespermann, zwei Sterne, die nun für die k. Hofbühne erloſchen ſind. Eine Schechner iſt nicht nur für München, ſondern für ganz Deutſchland eine Perle! Mit Recht verdient dieſe ausgezeichnete Sängerin das ehrenvolle, ſie vor Allem ſchmückende Prädikat: „deutſche Sängerin!" Sie verſchmähte es mit edlem Nationalſtolze, um italieniſche oder franzöſiſche Lobeerkronen zu buhlen. Aus ihrer Kehle drang das tiefe deutſche Gefühl in den reinſten, vollſten Tönen, und Niemand weigerte ſich, ihre hohe Meiſterſchaft im Geſange anzuerkennen. Löhle, deſſen geprieſener, reiner Tenor klaſſiſch zu nennen war, verſtummte endlich auch, und ein hoffnungsvoller Sänger, der bereits in München Epoche machte — Bader erſetzte ihn, der mit trefflichem Geſange zugleich gutes Spiel verbindet. Lange hielt ſich die k. Hofbühne, wenn wir auf das Schauſpiel überhaupt noch einmal zurückblicken, frei und rein vom niederen Sokkus, vom Gemeinen, das im Gehirne eines Wiener Poſſenfabrikanten erzeugt, eine Welt voll Lumpen und Schmutz abſpiegelt, und nur für ein Theater des Variétés oder des Vaudevilles communes, für den Haufen Werth haben kann, der ſich nie zur Würde der Menſchheit erhebt.

Mittermayr, einſt ſehr als vortrefflicher Baſſiſt geſchätzt, zog ſich zurück, aber der rüſtige, junge Pellegrini, dieſer herrliche Baſſiſt, ließ ſeinen Vergänger ſchon vergeſſen!

Die rheiniſch-naturforſchende Geſellſchaft zu Mainz.

Junge, aufblühende, wiſſenſchaftliche Vereine in einer Stadt, die ihrer Lage nach von der Natur für den Großhandel, für den Unternehmungsgeiſt, für die Befriedigung der Sinne geſchaffen zu ſeyn ſcheint, geben erfreuliche Zeichen einer lebendigen Liebe für die edleren Genüſſe des Lebens in eben dieſer Stadt. So die bezeichnete Geſellſchaft, ſo jung ſie iſt, ſo klein und anſpruchslos ihr Beginn, giebt ſie doch ſchon ſolche kräftige Lebensſpuren ihres Seyns, daß wir ihre Gründung eine Wiedergeburt des wiſſenſchaftlichen Lebens, eine neue, wiſſenſchaftliche Aera in Mainz nennen möchten! Es gab eine Zeit, wo Mainz der Sitz einer Hochſchule war, welche ausgezeichneten Geiſtern die erſte und kräftigſte Anregung zur Entfaltung ihrer Talente gab. Viel reges, geiſtiges Streben conzentrirte ſich damals in unſeren Ringmauern; die Muſen und die Charitinnen hatten ihren Tempel in der freundlichen Rheinſtadt, und mit lächelndem Blicke ſah der alte Rhenus herauf auf das junge, ſtrebende Volk. Jene Zeit iſt nicht mehr. In ſturmbewegten Tagen wird nichts ſo ſehr von der eiſernen Macht der Verhältniſſe erdrückt, als höhere Bildung, und höhere Bildungsanſtalten; denn die holden Töchter des Olymps lieben Mavors ungeſtümmes Toben nicht! Unſere Univerſität kann davon Zeugniß geben. Dem gewaltigen Dröhnen der Zeit hat die ruhmumſtrahlte Aula Moguntiaca nicht widerſtehen können! —

Die Segnungen des dauernden Friedens werden nachgerade fühlbar: der Oelbaum und die Palme ſtreben mächtig empor, wunderbar gedeihen die Keime des Beſſern in der friedlichen Umarmung; — denn zum geiſtigen Aufſchwung bedarfs eines ruhigen, ſichern Grundes. So mögen wir immerhin auch unſere rheiniſch-naturforſchende Geſellſchaft für ein Reſultat glücklicher Entwicklung harmloſen, äußern Friedens betrachten. O! es giebt noch andere Güter, als blutige Lorbeern, heilige Güter, errungen auf dem Felde des Wiſſens und des Strebens, es giebt Zeiten, wo man ſich zurückſehnt nach edlerer Thätigkeit im Reiche des Geiſtes; es giebt Perioden, wo man gewaltiger den Drang fühlt nach allgemeiner wiſſenſchaftlicher Vervollkommnung, wo das Erhabene, das Würdigere ſich durchringt durch alle Hemmungen und Beſchränkungen der Auſſenwelt. Das ſind günſtige Perioden für die Gründung wiſſenſchaftlicher Vereine; ſolche günſtige Auſpizien mögen auch unſern Verein ins Leben gerufen haben. —

Was iſt die Bedeutung dieſes Inſtituts? Der Name bezeichnet ſie nicht ganz. Ihr Object iſt die Natur, ihr Ziel iſt — der Menſch. Der Menſch iſt die Blüthe der Natur; wer ihn ganz kennen will, geiſtig und körperlich, der muß die ganze Natur kennen. Ein klarer Blick in die geheimnißvolle große Werkſtätte, und nur dieſer klare Blick giebt uns die Weihe, hineinzuſchauen in die noch räthſelhafte Werkſtätte des menſchlichen Organismus; wir müſſen die ganze Schöpfung durchdringen, wollen wir das edelſte Geſchöpf erfaſſen. Das iſt, was in unſrer Zeit ſo glücklich hervorgehoben wird, und auf welchem Grundſatz auch das Streben der beſprochenen Geſellſchaft baſirt. Die Heilkunde, als empiriſche, abgeſchloſſene Doktrin wäre eine gar zu ärmliche Heilquelle menſchlicher Glückſeligkeit; wohl aber eine reiche Quelle eigennützigen, niedern, rohen Charlatanismus, für deſſen brutale Zwecke ſie leider allzulang mißbraucht ward! Sie wird aber eine Tochter des Himmels, ein heil- und ſegenvolles Kind des menſchlichen Geiſtes, wenn ſie nichts anders ſeyn will, als ein Zweiglein der geſammten Naturkunde, wenn ſie ſich nicht ſchämt, einzugeſtehen, daß ſie von dieſer ihre Lebensſäfte empfängt, daß ſie unendlich mehr von der Mutter erhält, als ſie ihr zurückgiebt. —

Unſerer rheiniſch-naturforſchenden Geſellſchaft ſtelle ich ein gutes Prognoſtikon. Sie wird, ſie muß ein höchſt ſegensreiches Inſtitut werden! Ihre Aufgabe iſt: „Rationell empiriſches Naturſtudium"; ihr Endzweck iſt: „Rationell empiriſche Heilkunde." Dazu hat ſie zwei Wege eingeſchlagen, die zum lohnenden Ziele führen. Obgleich keine der naturhiſtoriſchen Doktrinen ihrer Beachtung entgeht, ſo richtet ſie dennoch einerſeits ein lebendigeres Augenmerk auf pathologiſche Anatomie und vergleichende, empiriſche Phyſiologie; andererſeits aber bebaut ſie emſig und redlich das Feld der praktiſchen Medizin, indem ſie den Erfahrungen am Krankenbette alle jene Würdigung widmet, welche eine ſolche unverſiegbare Quelle unzweideutiger Belehrung nur irgend erheiſchen kann. Indem ſie alſo auf der einen Seite ein in ſich klares Naturſtudium, auf der andern ein auf Vernunft und Erfahrung baſirtes wiſſenſchaftliches Gebäude der Heilkunde erzielt, zerfallen ihre Thätigkeiten von ſelbſt in zwei Abtheilungen, die, wie geſagt,

Digitized by Google

beyde ſchon kräftige Lebensſpuren ihrer Exiſtenz geben, indem ſie mit ſo lobeswerthem Eifer die Gründung eines zoologiſchen und pathologiſchen Kabinets begonnen. Dieſen beiden Sektionen ſtehen zwei Männer als Direktoren vor, tüchtig, kraftgerüſtet und voll Hoffnung. Dr. Gröſer ſteht an der Spitze der medizinischen Sektion, ein vortrefflicher Arzt und ein edler Menſch, ein wahres Muſterbild in dem Tempel Hygieas, ein troſt- und hilfereicher Prieſter am Bette der leidenden Menſchheit. Eben ſo würdig ſteht Hr. Bruch an der Spitze der naturhiſtoriſchen Sektion, ein Mann, der mit ſeltener Liebe ſeine Kräfte dem Naturſtudium gewidmet hat, und zwar geräuſchlos, beſcheiden, ernſt und würdig, wie es der ernſte Gegenſtand erheiſcht. Dem ganzen Vereine präſidirt Hr. Profeſſor Reuter. Er iſt kein Arzt und kein Naturforſcher; aber er liebt das Wiſſen, er liebt die Kunſt, er iſt für alles empfänglich, was dem Leben die edelſten Reize abgewinnt; die Natur iſt ihm das groſe Gottesreich, der Menſch das Spiegelbild der Gottheit in der Natur. Alſo erhält unſer Streben, das der Natur und dem Menſchen gilt, die ganze Theilnahme dieſes ehrenwerthen Mannes. Wo ſolche Männer lenken und leiten, und von ſolcher Liebe zur Sache durchdrungen, iſt ein kräftiges Gedeihen wohl gewiß! — Was ich bisher aus den regelmäßigen Verſammlungen der Geſellſchaft — monatlich 2 Mal — entnahm, beſtätigt meine ſanguiniſchen Hoffnungen. Die Vorträge haben ein ernſt wiſſenſchaftliches Gepräge, die Diskuſſionen ſind klar, verſtändig, intereſſant und in würdigem Tone gehalten. Alle windige Spekulation und geſchraubte Syſtemſucht iſt wie verbannt aus dieſem Kreiſe, nur der gediegenſten Erfahrung und dem klarſten Forſchen werden die Stunden geweiht. Dadurch wird eine fortdauernde gegenſeitige Unterrichtsertheilung begründet; man lehrt und lernt; der Aeltere erheitert ſich an dem glühenden, wiſſenſchaftlichen Feuereifer des jüngern Kunſtgenoſſen; der Jüngere erſtarkt ſich an der reifen Erfahrung der Jahre; es gilt keine Autorität, als die der Vernunft, es gibt kein Vorrecht, als das der geläuterſten Erfahrung. Jeder erweitert ſeinen Kenntnißkreis, ſchreitet fort, iſt thätig und gelangt zu Aufſchlüſſen, die der Wiſſenſchaft zu Gute kommen. Wer zweifelt an der Nothwendigkeit ſolcher Inſtitute zum Frommen der Natur- und Heilkunde? Wie manche vereinzelte Erfahrung, wie manches vereinzelte Streben geht zu Grunde ohne ſie? Wo ſtünden jetzt dieſe wichtigſten Zweige des menſchlichen Forſchungsgeiſtes, wenn das Vereinzelte immer in ſolchen wiſſenſchaftlichen Kreiſen ſich conzentrirt, dort ſeine Bedeutung und Würdigung erhalten hätte, und zum Frommen der Geſammtheit verwendet worden wäre? Aber die wichtigſten Lehren ſollten ein anderes Schickſal haben; ſie ſollten durch prunkende Hypotheſen in Labyrinthe geführt, durch irrthümliche Theorien aller Realität beraubt und durch gefährliche Spekulationen in eine Sphäre geſchraubt werden, wo ſie unter ſich keinen Grund und keinen Boden ſehen. Das war das Loos der Medizin, das wird es bleiben, wenn nicht durch Vereine, wie der unſrige dem falſchen Streben geſteuert wird. Daher Heil der rheiniſch-naturforſchenden Geſellſchaft zu Mainz!

R***.

Kleine Bücherſchau.

Die Vaterlands-Kunde. Zweite Auflage. Bamberg 1836. Im Verlag der R. Lachmüller'ſchen Buchhandlung.

Dieſe kleine Schrift beginnt mit einer Einleitung aus der Welt-Geſchichte, und geht hierauf zu den Völkern Deutſchlands über, die ſich nach der Völker-Wanderung hervorgethan haben, als: Franken, Bojoarier, Allemannen, Sachſen, Thüringer u. ſ. w. Nun werden aus der bayeriſchen und nach der Entſtehung des Biſthums Bamberg aus der Bamberger Geſchichte die wichtigſten Ereigniſſe und merkwürdigſten Perſonen zur Schau geſtellt, ohne dabei die wichtigſten Welt-Ereigniſſe zu vergeſſen. Vorzüglich iſt Fürſtbiſchof Franz Ludwig, und König Max I. als Geber der Conſtitution, ſo wie dieſe ſelbſt in ihren Grundzügen herausgehoben. Ueberall ſpricht ſich in derſelben ein reges Gefühl für Religion und Vaterland aus, um daſſelbe auch in den jugendlichen Gemüthern anzufachen, und zur reinen Flamme zu erſtarken.

Dieſes Büchlein iſt zunächſt für die Jugend in den deutſchen Elementar- und Sonntags-Schulen geſchrieben, und wird in denſelben ſeit der kurzen Zeit ſeines Erſcheinens mit fruchtbringendem Erfolge gebraucht; aber wir glauben, daß auch gröſere Perſonen, die mit der Vaterlands-Geſchichte bekannt zu werden wünſchen, es nicht unbefriedigt aus den Händen legen werden. Zu ſeinem Vortheile ſpricht, daß es in kurzer Zeit die zweite Auflage erlebt hat.

Erinnerungen aus meinem Leben in biographiſchen Denkſteinen und andern Mittheilungen, Erſter Band. E. T. W. Hoffmann und F. G. Wetzel. herausgegeben von Z. Funk. A. u. d. T. Aus dem Leben zweier Dichter ꝛc. ꝛc. Leipzig, Brockhaus. 1836.

Unſere Memoirenliteratur hat ſich erſt ſeit Kurzem zu einem ſelbſtſtändigen Ganzen geſtaltet, und Tagebücher, Briefe, Geſpräche ſind, die Reverbères, unter welche die Individualitäten geſtellt werden. So ſind es denn auch ſolche Lichtblicke, welche der ehrenwerthe, pſeudonyme Verfaſſer über merkwürdige Notabilitäten einer frühern Literaturepoche geben will, und in der That ſolche biographiſche Denkſteine ſind die wahren Bauſteine eines literariſchen Pantheons. Außer an Eckermanns Geſprächen mit Göthe, jenen biographiſchen Subjektivitäten des groſen Meiſters, haben wir uns nicht leicht an einem Buche ſo ergötzt, wie an dieſem, und unſere Erwartung wird die von dem Verfaſſer verſprochenen ähnlichen Notizen über Bretzner, Devrient, Feuerbach, Jean Paul, Iffland, Markus ꝛc. ebenſo begierig zur Hand nehmen. Daß Viele mit uns den Wunſch baldiger Mittheilung hegen, zweifeln wir nicht. Was nun hier über Hoffmann, mitgetheilt wird, umfaßt deſſen ganzes artiſtiſches und literariſches Treiben in Bamberg, ſo daß es nicht nur als einzelner Abſchnitt ſeines orginellen Lebens eigenes Intereſſe hat, ſondern den ſchon vorhandenen Biographien ergänzend und erläuternd zur Seite tritt; denn eine ſolche Chamäleons-Natur kann nicht oft genug beſchrieben werden; da iſt nichts unwichtig, hier iſt jedes Wort ein Ausfluß des ſtets wirkenden Geiſtes. So erfahren wir hier die Veranlaſſung und Erfindung vieler ſeiner Schriften, wie des ſchönen Mährchens: „Klein Zaches," deſſen urſprüngliche Gedanken ihm erſt viele Jahre ſpäter wieder in der Fieberhitze einfielen, und ſeinem Freude Hitzig als „ein paar verwünſchte Ideen, die eben gekommen ſind," mitgetheilt werden. Hoffmanns Aufenthalt — Bamberg iſt der Wendepunkt ſeines Lebens, die wichtigſten Anregungen, die ſchönſten Gedanken hat er hier empfangen, den tiefſten Anſchauungen der innerſten Natur iſt er hier ſich bewußt worden; hier fachte ſich das überſprudelnde Feuer, in welchem ſein diaboliſcher Geiſt, wie der Salamander, ewig neu und jung lebte, noch mehr an, und wurde zur Flamme, die ſein Leben durchleuchtet, durchwärmt, aber auch verzehrt hat. Auch ſein geſellſchaftlicher Ton tritt in allen capriciöſen Nüanzen ſo deutlich aus dieſem Buche hervor, daß ſeine ſpätere Lebensweiſe in ihrem negativen Elemente leichter ſich erklären läßt. Wenn wir nun neben Hoffmann einen Dichter ſehen, der zu den begabteſten und edelſten Naturen,

Digitized by Google

aber auch zu den unglücklichſten gehören, weil er gleichſam ein gefeſſelter Prometheus war, ſo möchten wir fragen, warum Hoffmann und Wetzel im Leben nie zuſammentrafen, da doch jener nur ein Jahr früher, als dieſer in Bamberg ankam, im J. 1813 erſt abging, und Wetzel von 1809—19 in Bamberg lebte. Wenigſtens hat der Verfaſſer, gleichweiſe beiden befreundet, von einem ſolchen Zuſammentreffen nichts erwähnl, es wäre gewiß intereſſant geweſen, zwei ſolche Geiſter, verſchieden, entgegengeſetzt, und doch in vielem einig, ſich begegnen zu ſehen. Die Schilderung Wetzels, von dem Freunde ſo recht con amore vollendet, wird Jeder mit Bewunderung des herrlichen Mannes leſen, der als Menſch und Dichter gleich hoch ſtand, und wird ihn in unſere Zeit zurückwünſchen, wo ſolch klares und reines Streben ſelten geworden iſt, es aber auch leichter geworden iſt, ſich aufzuſchwingen, und eine breitere Bahn dem Schriftſteller geebnet iſt. Wir beſchränken uns auf dieſe wenigen Bemerkungen, und indem wir den Verfaſſer für ſeine Unterhaltung und Belehrung (wir geſtehen es, Wetzel nur oberflächlich gekannt zu haben), die er uns verſchafft hat, dankbar ſind, beneiden wir ihn um das hohe Glück, ſolchen Männern nahe geſtanden zu ſein, und an ihrem auffriſchenden Lebensgeiſte ſich gelabt zu haben. Mögen nur die Werke des edlen Dichters in einer neuen Auswahl bald erſcheinen. Schlüßlich bemerken wir noch, daß die Verfolgungen wegen des fränkiſchen Merkur, (zur frannzöſiſche Zeit) und die ſogenannte Bekehrungsgeſchichte Wetzels durch Mittheilung vollgültiger Aktenſtücke hier zur klarſten Thatſache ſich herausgeſtellt hat, die keinem Zweifel mehr Raum läßt. Des Verfaſſers Traum über Wetzel bildet einen eben ſo würdigen als intereſſanten Schluß des gut geſchriebenen Buches.

Korreſpondenz.

♀ Coburg Ende November. Seit meinem letzten Bericht über unſer Hoftheater haben wir manches Gute, und ſehr viel Neues geſehen, worüber ich nicht unterlaſſen kann, einiges mitzutheilen. Vorerſt muß ich lobend des ganzen Inſtituts erwähnen; denn wer längere Zeit Gelegenheit hat, den Vorſtellungen des hieſigen Hoftheaters beizuwohnen, wird geſtehen müſſen, daß daſſelbe unter den Theatern zweiter Größe unſtreitig einen der erſten Plätze einnimmt; Oper, Schauſpiel und Luſtſpiel ſind vortrefflich, das Ballet, wenn auch nicht großartig, doch in der Regel ergötzlich. Da nun unſere Kapelle zu den ausgezeichnetſten gehört, ſo haben wir oft die genußreichſten Abende. Betrachtet man nun noch, daß der Eintrittspreis äuſſerſt billig iſt, ſo können wir unſerm durchlauchtigſten Herzog nicht genug danken, daß er ſo fürſtlich dieſes Inſtitut ausſtattet. — Das Originalluſtſpiel in 3 Akten: die Gunſt des Augenblicks von Eduard Devrient, zum erſtenmal gegeben, wollte jedoch nicht ganz befriedigen, ungeachtet des braven Zuſammengriffes des Perſonals. Mir ſcheint die Rolle der Eliſe zu unnatürlich gehalten; denn ein fein gebildetes Mädchen benimmt ſich wohl nicht ſo auffallend, wie der Dichter hier gar zu ſtreng vorſchreibt. — Das Luſtſpiel von Töpfer: Nehmt ein Exempel daran, gehört zu den gelungenſten Vorſtellungen ſeit längerer Zeit, in dem Demoiſelle Lange in ihrer alten Vortrefflichkeit da ſtand, und von den Herren Pabke und Kawazinski auch tüchtig unterſtützt wurde. Im feinen Luſtſpiel iſt Herr Pabke immer vortrefflich. Das darauf folgende Ballet: der Operuſchneider oder der Maskenball, wurde recht gut ausgeführt. Unſer Balletmeiſter Schäffer, der auch als Komiker, im Luſtſpiel, beſonders in der niedern Sphäre oft originell iſt, weiß die geringen Kräfte gut zu benutzen, und erreicht dadurch die allgemeine Zufriedenheit. — Im Bild von Houwald wirkt ſchon die herrliche Sprache wohlthuend, es wurde auch brav dargeſtellt. Die Hauptrollen waren in den beſten Händen. Camilla (Demoiſelle Lange), Leonhardt (Dem. Schaffer), Graf von Nord (Herr Hinz) und der Kaſtellan (Hr. Weinkauf) haben ſich herrlich bewährt, als denkende Mimen. Hr. Kawazinskii (Marcheſe) würde gewiß in keiner Art nachgeſtanden haben, wenn er beſſer memorirt gehabt hätte; leider hat dieſer denkende Schauſpieler ſich auch in einigen ſpäteren Vorſtellungen Gedächtnißſünden zu Schulden kommen laſſen. Hr. Pabke Spinaroſa — ſtudirt ohne Zweifel ſeine Rollen (wenn ſie gut ſind) mit Eifer und Nachdenken, allein ich glaube, daß er auf dem Weg iſt, zu manieriren. Wie erwähnt, halte ich ihn für einen vortrefflichen Liebhaber im feinen Luſt- und Schauſpiel; nur im Cothurn betritt er eine falſche Bahn. Er betont faſt jedes Wort, und wer alles betonen will, betont gar nichts. Dazu kommen noch einige übel angewöhnte Exclamationen und zuweilen gezwungene Stellungen. Möge er das Geſagte wohlmeinend beachten, ſo wird er bei ſeinem Talent manche Klippe umſchiffen, und auch im Trauerſpiel viel leiſten. — Von Wahn und Wahnſinn von Kurländer, darauf: König und Schauſpieler, ging jenes nicht gut zuſammen, und fand deshalb auch keinen großen Beifall; deſto mehr gefiel das zweite Stück: „Der König und der Afterkönig“ (Hr. Weinkauf und Hr. Döbbelin) gewährt einen wahren Genuß. Unſer Döbbelin, deſſen Name ſeit einer Reihe von Jahren in der theatraliſchen Welt einen guten Klang hat, macht demſelben alle Ehre; nur wenn er das Outriren, ſo wie das Herunterziehen ins Gemeine etwas mehr vermeiden wollte, würde er des Namens eines Künſtlers immer würdiger werden. Sein alter Fritz war öfters ſchon eine claſſiſche Darſtellung in verſchiedenen Stücken, und ich muß ſagen, daß ſelbſt der Veteran und Künſtler Weidner in Frankfurt, mich in dieſem Character nicht ſo vollkommen befriedigte. Deſto ehrenvoller war es daher für Herrn Weinkauf, daß er den König darſtellend, ſeine Aufgabe ſo ausgezeichnet löſte. Wir freuen uns auf eine baldige Wiederkehr dieſes Luſtſpiels. — In den Stricknadeln, dieſem in mehre Sprachen übertragenen ſehr gelungenen Luſtſpiel von Kotzebue, erlitten einen großen Druck die Scenen, in denen der alte Diener vorkommt. Warum eine ſolche, gewiß nicht unbedeutende Rolle, bei unſerm ſtarken Perſonale, in die Hände eines Anfängers geben? — Der Bräutigam aus Mexiko ging ohne großen Beifall vorüber, obgleich der größere Theil unſerer Mitglieder recht fleißig ſpielten. Herr Könius trug ein Theil der Schuld, indem er als Graf Prahlenſtein nicht gehörig gelernt hatte, und wie man zu ſagen pflegt, viel geſchwommen iſt. Auch die Debütantin, Demoiſelle Weſtphal, ein ganz junges Mädchen, leiſtete nichts Bedeutendes, woran wohl die Angſt einen großen Antheil hatte; Talent möchten wir ihr jedoch nicht abſprechen. — Die Oper der Kerker von Edinburg v. Caraffa wurde mit geringer Ausnahme gut gegeben, konnte aber doch keines ungetheilten Beifalls ſich erfreuen. — Die Günſtlinge von Ch. Birch-Pfeiffer: dieſes Schauſpiel, das bei uns in 4 Akten gegeben wird, ſo daß aus dem 5. nur ein paſſender Schluß gezogen wurde, erregt großes Intereſſe, und wenn ihm auch die Claſſicität mangelt, ſo iſt es reich an Theatercoups und wird immer ein gutes Paradepferd bleiben. Die Darſtellung war durchgehends gelungen. — Ueber die Oper Graf Ory, die als Muſikſtück gewiß zu den beſten Opern Roſſinis zu rechnen iſt, jedoch ein Sujet unter aller Würde hat, will ich nur ſagen, daß die Sänger ſich alle Mühe gegeben haben. — In: Dir wie mir, Luſtſpiel in 1 Akt von Sonnleithner haben Herr Pabke und Demoiſelle Lange die Möglichkeit geleiſtet; die Poſſe: Graf Schelle in 3 Akten von Angely, kann man nur einmal ſehen. — Die beiden Opern, die Nachtwandlerin von Bellini und Eliſe und Claudio von Mercadante wurde mit Beifall gegeben. — Johannes Gutenberg war unſtreitig in der neuern Zeit eine der gelungenſten Vorſtellungen. Gutenberg in den Händen unſers Hinz, war aus einem Guß und vortrefflich dargeſtellt; eben ſo entzückte Demoiſelle Paarmann als Kunigunde das ganze Publikum. Die Auffaſſung und Darſtellung dieſer Rolle gab uns die volle Ueberzeugung, daß D. P. eine denkende Schauſpielerin iſt, die bei ihrer Jugend ſich immer mehr vervollkommnen wird. — Die Rolle der Frau des Gutenberg war zu ſehr beſchnitten, um wichtig zu werden, doch wurde ſie durch Demoiſ. Lange ſehr gut dargeſtellt, ſo wie Dr. Humery in Hrn. Kawazinski einen würdigen Repräſentanten hatte. — Bei Don Juan, im Ganzen eine gelungene Vorſtellung, ſprang der Werth unſers vortrefflichen Orcheſters wieder recht deutlich in die Augen. Demoiſelle Nina Sonntag zeigte, als Gaſt in der Zerline, daß ſie bei einer zwar etwas ſchwachen Stimme, eine Sängerin von guter Schule und ſchöner Ausbildung iſt. Ein zweiter Gaſt, Herr Siebenhühner als Don Ottavio, hätte beſſer gethan, nicht zu gaſtiren. — Die Titelrolle im „Pariſer Taugenichts“ von Töpfer, ich möchte ſagen, die Rolle aller Rollen, in den Händen einer Anfängerin, Dem. Weſtphal, wurde nach Kräften gut ausgeführt. Möge dieſes ganz junge Mädchen mehr Aufmerkſamkeit auf ihre Sprache, und beſonders die Deutlichkeit verwenden, und ſich nicht zuviel einförmige Bewegungen angewöhnen, ſo wird ſie ſchon nach und nach mehr leiſten. Dem größern Publikum, das in der Regel den Witz des Dichters und die Darſtellung miteinander verwechſelt, gefiel dieſelbe, und wir wünſchen ihr Glück dazu, warnen ſie jedoch, eitel darauf zu werden, denn es werden Zeiten kommen, wo die brillanten Rollen nachlaſſen, dann urtheilt auch das große Publikum anders: deshalb immer fleißig. — In dem Schauſpiel: der Oheim (von der hohen Verfaſſerin) machte ein junges Mädchen aus hieſiger Stadt einen ſehr unglücklichen Verſuch in der Rolle der Anna. — Im Fra Diavolo bewieß Dem. Sonntag noch mehr, als in Don Juan, daß ſie eine gute Sängerin iſt. Reinheit, Geläufigkeit und angenehmer Vortrag machte ſie zu einer angenehmen Erſcheinung auf der Bühne. — Im „Landwirth“ ein neues Schauſpiel von der Verfaſſerin des Oheims: Herr Hinz als Landwirth ganz ausgezeichnet, Herr Weinkauf und Dem. Paarmann als Graf und Tochter, und Herr Kawazinski als Thürmer waren recht brav, und haben das Stück con amore geſpielt, während Hr. Pabke gefliſſentlich aus ſeiner Rolle nicht allein einen Hanswurſt gemacht, ſondern ſich auch noch erlaubt hat, andere Mitſpielende zum ſtörenden

Digitized by Google

Lachen zu bringen. Wir hätten nicht geglaubt, daß ein gebildeter Mann ſich ſo weit vergeſſen könnte, zumal im Beiſeyn der höchſten Herrſchaften Schon mehrmals glauben wir bemerkt zu haben, daß derſelbe auf kleine Rollen gar kein Werth legt, und ſie in der Regel nicht lernt. Der Künſtler kann auch in einer kleinen Rolle ſich bewähren. Die übermäßige Länge meiner Relation zwingt mich zu ſchließen und über einige andere Gegenſtände mich ſpäter zu verbreiten, beſonders über unſer Perſonale der Oper. Leider wird unſer Hoftheater bald nach Gotha wandern, und uns die langen Winterabende noch länger machen. —

⊙ Dresden, im Dezember. Das Leben an unſerm Hofe, welches unter der Regierung des hochſeligen Königs Anton das einfachſte und prunkloſeſte war, gewinnt unter dem neuen Herrſcher wieder an Munterkeit und Glanz. Zwar werden die Tage des prächtigen Friedrich Auguſt nicht wiederkehren, da in dieſer Zeit der Praktik und Reform auch die Höfe ihre Würde in etwas anderm, als in blendendem Luxus zu ſuchen pflegen; aber doch iſt es in mehr als einer Beziehung wünſchenswerth, daß der Hof des jungen Monarchen mehr Aufwand macht, als der ſeines Vorfahren. Dieſer war ein Freund des ſtillen Familienlebens, des Aufenthaltes auf dem Lande, und ein Feind der Etiquette und der von ihr abhängigen Vergnügungen. Um ganz ſeinem Hange zur Einſamkeit und ungeſtörtem Verkehre mit der Natur genügen zu können, kaufte er dem Baron von Ackermann das, in einem romantiſchen Thale, drei Stunden von der Reſidenz gelegene Schloß Weeſenſtein nebſt Grundſtücken für dreimalhundert und fünfundzwanzigtauſend Thaler ab. Hier verlebte der König einen großen Theil des Jahres, ja ſogar im Winter war er wöchentlich mehrmals dort. Im Sommer, wo das Hoflager in dem paradieſiſchen Pillnitz iſt, war er gleichfalls in der Woche zwei oder drei Tage dort zu finden; denn obwohl er ſich ſchon in Pillnitz ſoviel als möglich von den Feſſeln des Ceremoniels befreite, ſo behagte es ihm in ſeinem Weeſenſtein doch noch mehr, wo er, von einem ganz kleinen Hofſtaat umgeben, ganz Menſch und liebenswürdiger Greis war. Die Landleute der Umgegend ſollen oft die ſegensreiche Nähe des Königs empfunden, und ihn vergöttert haben. Von den vielen Beiſpielen ſeiner Menſchenfreundlichkeit nur eines. Als in einer ſtürmiſchen Nacht ein königliches Gebäude, welches eine Stunde vom Schloſſe lag, in Flammen aufging, ohne daß es gerettet werden konnte, war die Dienerſchaft am nächſten Morgen ſehr verlegen, wie ſie es dem Fürſten hinterbringen ſollte. Endlich beginnt der dienſtthuende General-Adjutant eine lange Einleitung, die der König mit den ungeduldigen Worten unterbricht: „Na, was wollen Sie denn eigentlich? Nur munter heraus mit der Sprache!“ worauf jener ſeine Meldung kurzweg macht. Am Schluſſe derſelben ruft der Fürſt: „Ich dachte Wunder, was für ein Unglück Sie mir zu berichten haben! Wenn's weiter nichts iſt — ich kann das Haus ja wieder aufbauen laſſen. Wie ganz anders wäre das Malheur, wenn's einem meiner Bauern wiederfahren wäre! Das hätte Sie aber wahrſcheinlich nicht ſo erſchreckt.“ — Obgleich nun der jetzige König das Ceremoniel auch nicht ſonderlich liebt, ſo iſt er doch den geſelligen Vergnügungen holder, als ſein erhabener Vorgänger. Tanz, Jagd, Landpartheien, Theater und Concerte wechſeln daher jetzt bei Hofe mit einander ab. Das Hof-Journal gibt folgenden Ueberblick. Des Morgens 8 Uhr frühſtücken alle Mitglieder der königlichen Familie im Wintergarten Sr. Majeſtät, wo unter allen Wechſeln der Jahreszeit ein ewiger Frühling lacht. Iſt es Sonntag, ſo erheben ſich die höchſten Herrſchaften 1/2 11 Uhr mit dem adeligen Dienſt nach dem Hochamt, in den Wochentagen begeben ſie ſich nach dem Frühſtücke in ihre verſchiedenen Appartements. Der König arbeitet dann bis zur Tafel, welche abwechſelnd bei ihm, oder dem Prinzen Max, ſeinem Vater, oder dem Prinzen Johann, ſeinem Bruder, gehalten wird, und zwar bei jenem um 1 Uhr, bei dieſem um 4 Uhr. Iſt des Abends ein neues Stück im Theater, ſo geſchieht es oft, daß der ganze Hof der Vorſtellung beiwohnt. Weit häufiger aber iſt Vocal- und Inſtrumental-Concert bei einem Gliede des hohen Hauſes, oder es wird Vorleſung von einem unſerer berühmten Lehrer der Naturwiſſenſchaften, Choulant, Carus, Seiler und Reichenbach gehalten, oder ein durchreiſender Künſtler hat Erlaubniß empfangen, ſeine Talente bei Hofe glänzen zu laſſen. Oefter als ehemals iſt jetzt auch Hof- oder Kammerball beim König, oder einem Prinzen. Der Hofball unterſcheidet ſich von dem Kammerballe dadurch, daß er in voller Galla mit Zuſchauern, dieſer aber in einfacher bürgerlicher Tracht gehalten wird. Bei günſtiger Jahreszeit ſind Jagden und Luſtpartheien Hauptvergnügungen des Königs, welche dem Dienſtperſonale gewöhnlich viel Arbeit machen, weil der Herr lange Vorauskündigungen eben nicht liebt. Daher heißt es manchmal erſt nach der Abendtafel: Morgen früh fährt Se. Majeſtät auf die Jagd, trifft da oder dort ein; der Küchenwagen geht da oder dorthin, um dieſe oder jene Zeit muß die Tafel da oder dort gedeckt ſeyn, und was dergleichen Befehle mehr ſind. Dann beginnt ein munteres, lebendiges Treiben, daß es eine Luſt iſt, denn der alte ehemalige Schlendrian, der jeden Fußtritt und jeden Biſſen bei Hofe auf ein Jahr voraus wußte, iſt zerbrochen, es waltet der Augenblick mit ſeiner raſchen begeiſternden Macht, wie anderwärts. Bei ſolchen Anlaſſen iſt denn der König auch die Liebenswürdigkeit ſelbſt, geſprächig, launig und herablaſſend, während er ſonſt durch Abgeſchloſſenheit und ſtrengen Ernſt ſelbſt dem Höchſtgeſtellten ehrfurchtsvolle Scheu einflößt. Die Lieblingsbeſchäftigung des Monarchen iſt nach beendigten Staatsgeſchäften die Botanik, worin er ungewöhnliche Kenntniſſe beſitzen ſoll, während Prinz Johann, Bruder Sr. Majeſtät, die Aeſthetik mit Begeiſterung treibt, ſobald er ſeine Arbeiten als General-Kommandant der Communalgarde des Königreichs und Mitglied der erſten Kammer beendigt hat. Und daß ſein Streben nicht erfolglos geblieben iſt, beweiſt ſeine gelungene Ueberſetzung des Dante. Auch als Sprecher in der Kammer iſt der Prinz bedeutend. Ein vorzügliches Talent aber iſt ſeine älteſte Schweſter, Prinzeſſin Amalie, deren Compoſitionen anmuthig ſind, deren dramatiſche Schöpfungen aber, z. B. der Oheim, Lüge und Wahrheit, der Landwirth, die Fürſtenbraut u. ſ. w. jetzt zum Theil die deutſche Bühne beherrſchen. Überhaupt haben Kunſt und Wiſſenſchaft in den Mitgliedern unſeres Regentenhauſes von jeher nicht blos Gönner, ſondern wahre Prieſter gefunden, die ſelbſt und mit Eifer ſie trieben. Ein edler Zug im Gemüthe unſers Königs iſt, daß er Alles aufbietet, die Liebe ſeines Volkes in größtmöglichem Grade zu gewinnen: denn eben ſo ſchnell wie zum Vergnügen, bricht er auch auf, öffentliche Anſtalten, Waiſen- und Krankenhäuſer vornehmlich, zu beſuchen. — Ein Freund und Kenner der Muſik, ſucht er darin ſtets das Aechte und Große hervor, und bringt es theils bei Hofe, theils in der Kirche und im Theater zur Erſcheinung, ohne jedoch die Erzeugniſſe des Tages zu verdrangen, und dadurch dem öffentlichen Geiſte Feſſeln anzulegen. — Auch die Königin hat ſich durch menſchlichen Sinn bereits einen hohen Grad von Volksliebe erworben, und ein ſchönes Lob liegt für die hohe Frau darin, daß man ſagt: „Sie ſey zwar in ihrem Haushalte ſparſam, aber deſto freigebiger gegen das Gemeinweſen.“

□ Berlin im Dezember. Von unſerem rühmlichſt bekannten Sinologen und Miſſionär Gutzlaff in China ſind Nachrichten neueren Datums eingegangen. Er war im Anfange des Frühlings v. J. in den Thee-Gebirgen geweſen, und beſuchte die Hauptſtadt Fokſchin und die nahebeiliegenden Dörfer; die Einwohner hatten noch nie Europäer geſehen, und waren bei dem Anblick derſelben um ſo mehr betroffen. Anfangs war der Empfang der Fremden freundlich, aber nach einigen Tagen wurden ſie von einem Kugelregen begrüßt, und ſahen ſich auf dem Fluſſe dem Feuer zweier Regimenter ausgeſetzt; ſie ſahen ſich daher zur Umkehr gezwungen. Die Regierung hat Hrn. Gutzlaff für einen treuloſen Chineſen erklärt; er ſcheint ſich jedoch des Schutzes der engl. Faktorei zu erfreuen. Er geht noch immer mit dem Plane um, Japan zu beſuchen. — Von einer andern Miſſionsſtation, Hoffenthal in Labrador, meldet man: Im Mai bezogen unſere Eskimos ihre Frühjahrsplätze. Die armen Leute ſind dadurch, daß der Seehundsfang ſeit mehreren Jahren faſt ganz fehlgeſchlagen iſt, in ihrem Wohlſtand ſehr zurückgeſetzt worden. Es fehlt ihnen an guten Zellen, und die Anzahl ihrer Zughunde iſt ſo gering, daß vor mehrere Schlitten nur 3 bis 4 Hunde geſpannt waren, weshalb ihre Fahrt nur ſehr langſam von Statten ging. Faſt möchte man glauben, daß die jährl. Ausſendung ſo vieler Fahrzeuge auf den Seehundsfang, die Ausrottung dieſer Thiere allmählig herbeiführe. Nicht ſelten rüſtet ein einziger Handelsmann gegen 40 Fahrzeuge aus, mit denen er dann 30 bis 40,000 Seehunde erbeutet.

Meine Lieder.

I.

Mancher wohl von euch hat böslich
Mich zuweilen ſchon beleidigt,
Dennoch ſchwieg ich ſtill zu Allem,
Habe niemals mich vertheidigt;
Aber ich war nie von Rache,
Wie ihr glaubet, frei geweſen,
Denn ich habe meine Lieder
Euch dann Abends vorgeleſen.

II.

Wenn ich meine Lieder leſe,
Setz' ich Alles in Bewegung
Und von allen Seiten ſieht man
Rührung ſchnell, und ſchnelle Regung;
Denn ſo wie mit ſüßer Stimme
Ich ein ſüßes Lied anfange,
Rührt ein jeder ſich gewaltig,
Daß zur Thüre er gelange.

Alois Rauch.

Digitized by Google

Die Biene

Bayeriſches Sonntagsblatt.

1837. № 2.

Elegie
den Manen der edlen Hellenen
Mauromichalis und Miaulis
geweiht.

Die Muſe ſtimmt voll Wehmuth ihre Leier,
Und melancholiſch klingt der Saiten Ton
Zu Zweier Edlen hehrer Todtenfeier,
Ihr Leben ach! es iſt ſo ſchnell entfloh'n. —
Sie ſegelten von Hellas Blumenſtrande
Mit König Otto hin in Bayerns Lande.

Sie kamen in die ſchönen deutſchen Gauen,
Umſtrahlet von des Sommers mildem Glanz;
Sie konnten rings der Völker Jubel ſchauen,
Und ſich ergötzen an der Feſte Kranz,
Der immer friſch zum wonnigen Entzücken
Den König und die Seinen ſollte ſchmücken.

Sie waren Zeugen von den Huldigungen,
Die Ihrem Herrſcher wurden dargebracht.
Von Lieb' und Ehrfurcht zaubervoll durchdrungen,
Und von der Freudenflamme angefacht,
Schlug jedes Herz dem Nahenden entgegen,
Wohin er kam, auf volkumdrängten Wegen.

Nun wollten Sie den König auch geleiten
Gen Oldenburg zum hehren Traualtar;
Doch — o der Wandlung im Geſchick der Zeiten!
Ein andres Loos für Sie beſchieden war:
Ein Dämon ſchwang ſich durch das Reich der Lüfte,
Und öffnete ſo ſchnell die Todtengrüfte.

Da ſank der Held, der niemals furchtſam bebte,
Der Seuche Opfer, in der Iſarſtadt.
Den Andren, holderblühend, ach! umſchwebte
Die Würgerin auf ſeinem Reiſepfad.
Hinweg von Ihres theuren Königs Seite
Entrückt der ſchwarze Tod die Edlen Beide. —

So war denn Eure Fahrt nach Deutſchlands Gauen,
Hellenen, Euch die Wanderung zum Grab!
Ihr ſolltet nie mehr Eure Heimath ſchauen,
Nie mehr die Lieben, die Euch Hellas gab!
Das Vaterland betrauert ſeine Söhne,
In Threnodieen klaget die Camöne.

Germania pflanzt ſchattige Cypreſſen
Der Weihe auf die Hügel, wo Ihr ruht!
Auch hier wird nie der Edelſinn vergeſſen,
Das Schöne und des Geiſtes hoher Muth.
Auch hier iſt heil'ges Land auf Gottes Erde
Und Friede nach des Lebens Kampfbeſchwerde. —

Meiningen.

Profeſſor Dr. J. C. Ihling.

Aus dem Tagebuch einer Reiſe nach Algier im Sommer 1836.

(Beſuch einer Moſchee. Herr Schulze, ſchwediſcher Conſul. Einige Characterzüge aus dem Leben des letzten Dei. Die Einladung zum Kaffee bei einem Mauren. Seebad. Beſchreibung des Marktplatzes.)

(Fortſetzung.)

Da es ein Freitag, d. i. der Sonntag der Muſelmänner, war, ſo beſuchte ich mit meinen Reiſegefährten und Hrn. Holzhalb eine von den Moſcheen, deren noch immer über fünfzig in Algier ſeyn ſollen. Zu den Zeiten des Dei durfte es kein Chriſt wagen, eine Moſchee zu betreten; ſeit der Occupation iſt aber von Seiten des Muſelmannes Toleranz eingetreten. Chriſten, welche ſich den heiligen Vorſchriften fügen, iſt der Eintritt nicht verwehrt; nur den Juden bleibt er unterſagt. Vor der Thüre mußten wir die Schuhe ausziehen; die Türken thaten daſſelbe. Dieſer Gebrauch, der in unſeren Kirchen ſehr unbequem ſein möchte, genirt hier zu Lande gar nicht; denn der Fußboden iſt mit Teppichen und Matten mehrmals belegt. Die Moſchee iſt unanſehnlich, von Holz, mit niederer Decke, auch im Innern ganz einfach, an den Wänden ſind Sprüche aus dem Koran angebracht; einige Lampen brannten. Im Hintergrunde iſt eine Erhöhung; dort ſtand der Mufti, der in monotoner Weiſe Gebete abſang. Ihm antworteten im Chor die Ulemas, die rechts und links hinter ihm ſtanden. Sie waren wie der Mufti in lange weiße Gewänder gehüllt. In mäßiger Entfernung, nach der Thüre zu, ſtanden die Gläubigen in drei langen Reihen hintereinander, in Reih und Glied, jeder hatte ſeine Pantoffeln vor ſich hingeſtellt. Bei gewiſſen Worten beugten ſie ſich, dann fielen ſie, wie aufs Commandowort auf die Erde nieder, zeigten aber dabei die ſonderbarſten Situationen. Der Kopf berührte nämlich die Erde, das Hintertheil, das ſich in den weiten Beinkleidern vollſtändig präſentirte, war ganz in die Höhe gerichtet, und bildete mit Kopf und Füßen einen ſpitzigen Winkel. Nach einer gewiſſen Zeit ſprangen alle wieder auf und ſtanden, wie vorher, in Reih' und Glied da. Sowohl dieſe Stellung, als die mit einerlei Tempo eintretenden Bewegungen und die ziemlich gleichen Turbans gaben dem Ganzen ein faſt militäriſches Anſehen.

Nachdem wir die Moſchee verlaſſen, machten wir unſere Aufwartung bei Herrn Schulze, dem ſchwediſchen Conſul. Wir fanden an ihm einen eben ſo unterrichteten, als gefälligen Mann, der durch ſein offenes und biederes Weſen, wodurch er den Nordländer beurkundet, gar bald für ſich gewinnt; ihm und ſeiner Familie ſind wir für die vielen Artigkeiten, die wir in ihrer Mitte genoßen, zu herzlichem Danke verpflichtet. Er ſtellte uns ſeiner Gattin vor, in deren Geſellſchaft zwei Engländerinnen, die Schweſtern der Mad. Schulze, und eine junge hübſche Schwedin, eine Verwandte des Hrn. Schulze, ſich befanden. Die Unterhaltung war ſehr ungenirt, aber belehrend; ſie wurde

Digitized by Google

hauptſächlich von Mad. Schulze, einer eben ſo liebenswürdigen als geiſtreichen Dame geleitet. Der Hauptgegenſtand betraf die jetzigen Verhaltniſſe. Man war allgemein der Meinung, daß unter der chriſtlichen Bevölkerung früher mehr Einigkeit geherrſcht habe. Unter dem Dei hätten ſich die Chriſten an einander angeſchloßen, um dem gemeinſamen Druck entgegen zu arbeiten; jetzt ſeien oft Partheiungen und Eiferſüchtelei entſtanden. — Gelegenheitlich erzählte Herr Schulze, der ſchon während der türkiſchen Herrſchaft das ſchwediſche Conſulat hier begleitete, auch einige Züge aus dem Leben des letzten Deis, die hier einen Platz finden mögen.

Der Dei war im Ganzen kein grauſamer Mann, natürlich nach türkiſcher Moral, nur behandelte er die Conſuln der europäiſchen Nationen oft mit groſſer Willkühr. Insbeſondere hielt er von den Franzoſen nicht viel, deren Charakter er ziemlich richtig aufgefaßt hatte. Als er den berüchtigten Fächerſchlag, wie die Franzoſen wollen, oder die Ohrfeige, wie andere erzählen, ausgetheilt hatte, ſagte er: „Ihr Franzoſen ſprecht viel und handelt doch anders.“ — Herr Schulze erzählte uns, daß ſämmtliche Conſuln, wobei er auch geweſen, ſich zu wiederholten Malen zum Dei begeben und ihn erſucht hätten, dem franzöſiſchen Gouvernement wegen ſeines Betragens Entſchuldigungen zu machen, aber vergebens. — Für das Leben des Herrn de la Bretonnière, des franzöſiſchen Admirals, der als Geſandter in gleicher Abſicht gekommen war, hatte man gezittert. Ein einziges Wort, welches einer ſchiefen Auslegung fähig geweſen wäre, eine unvorhergeſehene Aufwallung des Dei — und es war um den Geſandten geſchehen. Es iſt bekannt, daß die Brutalität der Türken ſo weit ging, daß man auf das Schiff des Admirals, als er aus dem Hafen ſegeln wollte, feuerte. — Nicht weniger characteriſtiſch für den Dei iſt folgender Zug. Als der Krieg erklärt war, und man dem Dei meldete, daß die Franzoſen bei Sidi Ferruch landen wollten, verbietet er, ſie an der Landung zu ſtören, weil man dann deſto mehreren die Köpfe abſchneiden könnte. Dann wieder, als ein Obriſt der Spahis aus dem Lager zu ihm geſprengt kömmt, mit der Nachricht, daß Sidi Ferruch beſetzt und befeſtigt ſei, läßt er ihm den Kopf abſchlagen, — weil er ihm eine unangenehme Neuigkeit überbracht habe.

In ſehr angenehmer Unterhaltung war uns die Zeit verſtrichen. Wir empfahlen uns, und waren ſehr erfreut, beim Abſchied freundlich aufgefordert zu werden, unſern Beſuch recht bald zu wiederholen.

Als wir durch mehrere enge Straßen gingen, die von Menſchen wimmelten, lud ein dem Hrn. Holzhalb wohlbekannter Maure uns ein, den Kaffee mit ihm zu trinken. Wir nahmen die Offerte mit Dank an. Der Maure ſaß nach Landesſitte auf dem Geſimſe vor ſeinem Haus mit untergeſchlagenen Beinen, und rauchte ruhig aus einer langen Pfeife ſeinen Taback. Neben ihm ſtand ein Diener, um ſeines Winkes gewärtig zu ſein. Ohne von ſeinem Platze ſich zu erheben, erfolgte ſeine Einladung, und eben ſo unbeweglich blieb er ſitzen, als wir uns dem Geſimſe ſeines Hauſes entlang, neben ihn ſetzten. Es wurde jedem eine Pfeiſe präſentirt; der Kopf war klein, aber breit, aus rothem Thon, das lange Rohr ohne Spitze (denn die Mauren rauchen gewöhnlich aus bloßen Rohren) von wohlriechendem Holz, der türkiſche Tabak recht gut. Als die Pfeiſen im Gange waren, brachte der Diener den Kaffee in ſehr kleinen Schalen; er war dick wie Brei, und hinterließ in der Taſſe einen ſchwarzen Satz, den die Türken auch eſſen. Die Unterhaltung des Wirths mit Herrn Holzhalb wurde arabiſch geführt, war aber nicht im mindeſten lebhaft.

Nachdem wir uns bei unſerem Wirth höflich bedankt, gingen wir durch die Hauptſtraße und das Thor Babaluet dem Meere zu, um ein Seebad zu nehmen. Die See ging ziemlich hoch und ſchleuderte die Steine und Muſcheln, welche durch die Wogen in groſſer Menge und von beſonderer Schönheit ausgeworfen werden, mit Heftigkeit gegen die Badenden; mich ſelbſt trafen einige ſo an das Schienbein, daß das Blut herab lief. Dieß war zwar ſehr unangenehm; indeſſen war das Bad, wie jedes Seebad, doch ſehr erquickend. Aber verleitet wurde uns daſſelbe durch eine Menge von geſtorbenem Viehe, das am Strande umher lag und die Luft verpeſtete. Die Unreinlichkeit der Franzoſen in Afrika iſt groß, und zeigt ſich, ſo kann man ohne Uebertreibung behaupten, faſt bei jedem Schritt. Wie ſoll auch die Reinlichkeit bei ihnen in einem fremden Lande Eingang finden, da ihre eigene Hauptſtadt voll Schmutz iſt, und ſchon in ihrem alten Namen Lutetia an den Koth erinnert?

Abends nach 8 Uhr gingen wir in das Kaffehaus des Colonies, welches an einem freien Platze liegt. Dieſer Platz, bis jetzt der einzige in der Stadt, verdankt ſeine Entſtehung der franzöſiſchen Herrſchaft, und verdient deshalb ſowohl, als wegen ſeiner mehrfachen Beſtimmung einer beſonderen Erwähnung.

Als die Franzoſen Algier eroberten, exiſtirte daſelbſt nirgends ein freier Platz. Die oben beſchriebenen engen Straßen erfüllten den Raum innerhalb der Stadtmauern, und erſtreckten ſich bis an das Meer. Um dieſem Uebelſtand abzuhelfen, wurde ſofort beſchloſſen, vom Haſenthor an bis an das jenſeitige Thor Babaluet eine den europäiſchen ähnliche Straße, in der Mitte dieſer Straßenlinie aber einen freien Platz herzuſtellen. Die Localität kam dieſem an und für ſich gewiß zweckmäßigen Plan ſehr zu ſtatten. Obgleich Algier nemlich am Abhang eines Berges liegt, ſo iſt dennoch die Bodenfläche gerade da, wo jetzt der Marktplatz ſich befindet, eben, auch die erweiterte Straße bietet nur eine geringe Neigung dar. Mit franzöſiſcher Leichtfertigkeit wurde alsbald zur Ausführung geſchritten. Nicht ohne Mühe wurden die in der projektirten Straßenlinie ſich befindenden Häuſer niedergeriſſen. Die Einwohner hatten nämlich zu ihren Bauten einen Mörtel, der in der Sprache der Mauren Fabbi *) genannt wird, angewendet, welcher allen Einflüſſen der rauheſten Witterung widerſteht, und ſehr feſt bindet. Der Bauſchutt wurde auf beide Seiten der Straße gewo[illegible] verſchwanden Straßen und Gebäude von dem zum Marktplatze beſtimmten Raume, und man freute ſich des vollendeten Werkes. Die franzöſiſchen Zeitungen poſaunten mit gewohnten Lobpreiſungen die Verſchönerungen Algiers aus, und ſchilderten die unberechenbaren Vortheile, die dadurch dem Handel und der Colonie erblühen würden. — Die groſſe Nation hatte ſich wieder einmal verewigt. — Sie ſollte jedoch abermals für eine unüberlegte Handlungsweiſe Lehrgeld bezahlen.

Man hatte nämlich vor dem Beginne der Zerſtörung nicht daran gedacht, die Entſchädigungsanſprüche der betreffenden Häuſerbeſitzer feſtzuſtellen. Die armen Mauren und Juden, deren Wohnungen niedergeriſſen wurden, mochten wohl anfangs dieſe Maßregel für eine despotiſche, aber durch das Recht des Stärkeren ſanktionirte halten; ſpäterhin aber, als das franzöſiſche Gouvernement die Sklaverei aufgehoben hatte, von nichts als Menſchenrechten ſprach, und ſeine milde Regierungsweiſe beſtändig anpries, gingen auch ihnen über die erlittenen Ungerechtigkeiten die Augen auf. Sie reichten zu wiederholtenmahlen Bittſchriften, ihre Entſchädigungsanſprüche betreffend, bei den Behörden ein, wurden indeſſen mit leeren Verſprechungen hingehalten.

*) Er wird, wie man ſagt, aus zwei Theilen Holzaſche, drei Theilen Thon und einem Theile Sand, nebſt einer Quantität Oel, bereitet.

Digitized by Google

Erſt jetzt hat die franzöſiſche Regierung eine Civilkommiſſion (dieſelbe, in deren Geſellſchaft ich auf meiner Hinreiſe nach Algier war) abgeſandt, um dieſe Entſchädigungsanſprüche endlich feſtzuſtellen; ein Geſchäft, welches, mehrere Jahre nach dem Einreißen der Häuſer begonnen, mit vielen Schwierigkeiten verknüpft iſt, und ſchwerlich zu einem gedeihlichen Reſultate führen wird. Jedenfalls ſind die Opfer, die das Geſetz bringen muß, will es nur den Schein der Rechtlichkeit retten, jetzt bei weitem größer, als vor der Zerſtörung.

Doch laſſen wir der Regierung die Sorge für ihre Ehrenrettung, und wenden unſere Blicke auf die gegenwärtig beſtehenden Lokalverhältniſſe.

Faſt alle Straßen Algiers führen nach dem neu entſtandenen Platz, der an Umfang mit den größten Plätzen in den europäiſchen Städten zu vergleichen iſt. Häuſer, von denen manche ſchon eine andere Form angenommen haben, umſchließen denſelben von drei Seiten, die vierte Seite iſt offen, grenzt unmittelbar an das Meer, und gewährt demnach eine angenehme Ausſicht. Eine Menge Pläne liegen vor, dieſen Platz mit ſchönen Neubauten im modernen Stil zu umgeben. Die Bauplätze ſind, wie man mir verſicherte, zum Theil ſehr theuer ſchon verkauft worden. Gewiß wird dieſer Platz mit der Zeit, wenn die Ausführung dem Riß entſpricht, eine Zierde von Algier werden. Schon jetzt gewährt er beim Heraustreten aus den engen Straßen, einen überraſchenden, man kann ſagen, einen wohlthuenden Anblick. Mehrere Kaffehäuſer und Reſtaurationen, eine Menge franzöſiſche; mauriſche und jüdiſche Kaufläden, endlich die Nähe des Hafens tragen dazu bei, dieſen Platz zum Verſammlungsort der geſammten Einwohnerſchaft zu erheben. In den Frühſtunden iſt hier der Markt zum Verkauf von Gemüſe und anderen Lebensmitteln, und der Platz der militäriſchen Aufſtellungen, und faſt den ganzen Tag durchkreutzen ſich hier Menſchen von den verſchiedenſten Abſtammungen und Trachten; beſonders aber Abends dient der Markt zum Spatziergange und zum Vereinigungspunkte der vornehmen Welt; früher würde die Hitze den Ausgang unangenehm machen. Auch wir miſchten uns unter die Geſellſchaft, die allen Ständen angehörte, und ſo ziemlich die Pariſer Sitte beobachtete, oder doch zu beobachten bemüht war. Zu unſerer Unterhaltung trug nicht wenig die ſchöne Muſik des zweiten Linienregiments bei, die faſt mit lauter Deutſchen beſetzt und ſehr gut eingeübt iſt. Uebrigens ging der Spekulationsgeiſt der Einwohner ſo weit, daß in der Mitte des Platzes Stühle an Herren und Damen vermiethet wurden.

Endlich machten wir noch einen Spatziergang am Quai bei Mondſchein, und begaben uns, nachdem wir manchen Genuß, aber auch manche Anſtrengung an dieſem Tag gehabt hatten, in unſer Hotel zurück.

(Fortſetzung folgt.)

Das königliche Hoftheater zu München.

Briefliche Mittheilungen Ende November 1836.

VI. Der Cothurn iſt noch nicht ganz verwaiſt! Madame Sophie Schröder, die bewunderte Sappho der Wiener, die magiſche Künſtlerin, die es vor Vielen ihrer Kunſtgenoſſinen verſteht, durch die Macht des Pathos, durch den tragiſchen Schmerz zu erſchüttern, und durch die Gluth ihres begeiſterten Vortrags das innerſte Leben des Zuſchauers aufzuſtürmen, geſellte ſich mit dem Reichthume ihrer Lorbeerkronen zu dem geiſt- und kunſtverwandten Eßlair, um uns noch einmal die ſterbende Größe der Tragödie bewundern zu laſſen. Sie ſchied von uns, nachdem ihr der ebenbürtige Eßlair vor nicht langer Zeit, als Königin Iſabelle in der Schillerſchen Braut von Meſſina den letzten Kranz auf das Haupt, im Angeſichte des zahlreichen Publikums, gelegt hatte. Die gekrönte Mutter trat ab, und die bewunderte Tochter — Madame Schröder-Devrient — erntete als große, deklamatoriſche Sängerin neue Kränze des Ruhmes und des Dankes. Hätte der k. Intendant Küſtner die gefeierte Mutter der berühmten Sängerin nicht feſſeln ſollen? — Ich überlaſſe Andern die Beantwortung einer ſo delikaten Frage, und blicke auf Eßlair hin, auf den noch einſam leuchtenden Stern des Schauſpieles, der allmählig ſich unſerem Geſichtskreiſe entziehen wird, und als Otto von Wittelsbach dem entzückten Publikum voll Anſtand und Rührung ankündigte, daß er nicht mehr als Otto erſcheinen werde. Vor 14 Tagen wurde Regulus von Collin angekündigt, und Mancher jubelte im Stillen, den großen Römer und das ſtolze, erhabene Rom in Eßlair noch einmal zu bewundern. Aber der vortreffliche, bejahrte Mime, der ſeine ganze Kraftfülle, ſein Leben an die Kunſt ſeit vielen Jahren ſetzte, iſt erkrankt, und wir wünſchen ſehnlichſt, daß er geneſe, ſich ſammle, und uns noch viele Heldengeſtalten zur Anſchauung bringe in einer Zeit, die dem Großen, der Poeſie überhaupt den Rücken wendet, um ſich vom Dampfe einem erträumten Ziele entgegen jagen zu laſſen, und um alle Schätze des Genie's und der Kunſt — ſchwere Waaren-Ballote einzulöſen.

Wer erſetzt uns Eßlair? — Wir haben noch einige, nicht unbedeutende Talente, allein für das hiſtoriſche Schauſpiel, für die Tragödie bietet ſich uns kein Erſatz; denn Vespermann bewegt ſich nur vortheilhaft im Luſtſpiele, und in jenen Stellen, die entweder eine humoriſtiſche Färbung an ſich tragen, oder einer ſolchen fähig ſind. Herr Dahn und deſſen Frau ſind uns ſeit ihrem Engagement zwei höchſt werthvolle Erſcheinungen, die uns bei ihrem künſtleriſchen Fortſchreiten und bei ihrer Jugend ſehr ſchöne Hoffnungen geben. Dahn bewährte ſich als denkenden, dichteriſchen Anfluges fähigen Mimen in Raupachs Taſſo. Nichts iſt für den gebildeten Zuſchauer belohnender, als wenn er ſich in der Darſtellung eines Charakters wie Taſſo's überzeugt, daß der mimiſche Künſtler in alle Tiefen und Abgründe der Dichtung, und des übertragenen Charakters muthvoll und mit Weihe eindringt, und durch ſein Spiel offenbart, daß der Funke der Poeſie einen entzündbaren Stoff in ihm fand. Madame Dahn als Eleonore wirkte mächtig auf die Herzen. Allein, Raupachs Taſſo wie jener Göthe's, der vor Jahren mit ſolcher Vollendung durch Urban dargeſtellt wurde, füllt das Haus nicht, denn die innere reiche Welt intereſſirt nicht, wenn ſie nicht mit Thatengeräuſch, mit dem Sturm der pochenden Leidenſchaft und mit Waffengeraſſel ſich zieret. „Robert der Teufel" — der Kirchhof von Palermo, die Nachtgeſpenſte, die Phrynen, das Würfelſpiel und der zauberhafte Abwurf der weißen Gewänder, und das ſchnarrende Tamtam mit Notengeklingel Mayer-Beers — Ballete und Cavatinen ſind nun das Bedürfniß.

VII. Es geht mir, theurer Freund, wie Derindur in Müllners Schuld. Ich ſegelte vom tiefen Süden herauf, um das nebelgraue Nordland zu erreichen, und den Hugo unſerer neueſten Zeit, mit ſich ſelbſt uneins, zerriſſen, verſtimmt, und lebensſatt an einem öden Küſtenlande zu finden, wo die duftende Blume der heitern Poeſie nicht mehr keimt und ſprießt. Ich durchſegelte Scylla und Charybdis, ſchiffte um die Kyklopen-Felſen, ich ſtieß auf lachende Eilande der Kunſt, auf Sandbänke, und lenke nun, müde, wie Sie, ſehnſuchtsvoll dem lieben Ithaka meiner Hoffnungen zu. —

Münchens Theater und ſeine Perioden, ſeine Epochen, ſeine

Phaſen und Chancen ſteckte ich mir als Aufgabe-Ziel meiner öffentlichen Korreſpondenz. Ich ſtehe nun bei dem Intendanten Küſtner ſeit einer geraumen Weile, ich ſehe ihn umſchwirrt von den Pfeilen der Münchener Tageskritik, die in offener Fehde gegen ihn zweimal in der Woche anrückt, und weil die athenienſiſchen Salzpfeile nicht fruchten, kongreviſche Raketten einer pythagoriſch organiſirten, in geheimnißvolles Dunkel gehüllten Chambre à 55 ct. (ou vue d'esprit — Dachſtübchen) losſchießt! Küſtner muß ſich nach den Anforderungen des im Augenblicke herrſchenden Geſchmackes, eben ſo gut, wie nach den geiſtigen Fakultäten der Künſtler-Individuen richten. Das Publikum iſt hier wie überall in großen Städten, ein wahrer Proteus. Geben Sie ihm z. B. Macbet, Wallenſtein, Emilie Galotti, Kabale und Liebe, Lear, Egmont oder Fauſt: es ſtrömt herbei, und füllt das Haus! Morgen iſt Göthes oder Raupachs Taſſo, meinetwegen auch Conradin oder Medea von Grillparzer. Sie ſehen leere Sperrſitze und leere Logen. Laſſen Sie ein Raymundiſches Zauberſtück, ſeinen Wurzel oder Valentin ꝛc. ankünden, ſo darf man mit Schiller ſagen: „Es brechen faſt der Bühne Stützen!" Küſtner ſucht keinen Apologeten, und wünſcht keinen Panegyiker. Wer ſeine Leitung unbefangen beobachtet, der wird ihm das Zeugniß geben, daß er, wie ſeine Vorgänger La Motte, Stich, Weichs und Poyßel die Zeit und ihre Anſprüche an die Intendanz kennt, und mit zarter Rückſicht ihnen entgegen kömmt. Er hat keine Schechner mehr, aber Dlle. van Haſſelt, die ihre Stelle vertritt, iſt ein vorzügliches, reiches Geſangtalent, das ſich bei den Profanen, wie bei den ſtrengen Kunſtrichtern und gebildeten, kompetenten Kennern die unzweideutigſte Achtung in hohem Grade erwarb. Küſtner machte uns mit einem der größten Mimen unſerer Zeit, mit Seydlmann vertraut, und eine Krellinger, die während ſeiner Direktion in München gaſtirte, lebt noch im lebhafteſten Andenken. Wenn die Tragödie nicht mehr auf derſelben Höhe ſteht, wie unter Poyßels Adminiſtration, ſo liegt dieſe Wendung in der überwiegenden Vorliebe des Publikums für die Oper und für die Compoſitionen eines Roſſini, Auber, Bellini, Herold — kaum für den großen Mozart oder Beethoven.

„Die Erde ſelbſt iſt krank" ſagte jüngſthin Jemand in einem öffentlichen Blatte. Das Publikum ſelbſt iſt dramatiſch und poetiſch unwohl, darf man paralleliſirend kühn behaupten!

Wir ſehen faſt immer theatraliſche Raritäten aus dem Gebiete des Luſtſpieles, aber freilich mitunter mattes und ſchaales Erzeugniß. Bauernfeld, der hoffnungsvolle Luſtſpieldichter, läßt in ſeinen Dichtungen den erquickenden Quell des Humors ſprudeln, und die Intendanz ſäumte nie, ſeine beliebteſten Stücke in die Bühne zu ſetzen. Entbehren wir gleichwohl wieder ſeit längerer Zeit die Tragödie und das höhere Schauſpiel, ſo wird uns doch immer aus der Sphäre der gefälligen Converſation, aus dem Bereiche des Luſtſpieles, nach kleinem Zuſchnitte eine niedliche Bagatelle geboten, die man paarweiſe aneinander gehängt, in zwei Theaterſtunden wie eine Doppelfrucht hinnimmt.

Dahn und ſeine Frau machen im Augenblicke Epoche. Sie beherrſchen die Converſationsſtücke, die geſelligen Miniaturſtücke des luſtig gehaltenen, hingeblaſenen Dramas; den Geſchmack und das Publikum. Die Thätigkeit dieſes jungen, achtungswerthen Künſtler-Paares, das mit bewunderungswürdiger Selbſtverläugnung den Cothurn mit dem Sokkus vertauſcht, ſo oft es das Repertoir verlangt, iſt nun die Seele unſeres Drama's.

Das Schauſpiel und die Oper miteinander auf gleicher Höhe zu halten, wie es einſt in München war, iſt eine eben ſo ſchöne als ſchwierige Aufgabe. Zwiſchen Oper und Schauſpiel wird aber bei der einmal gegebenen Richtung das Publikum lange Zeit noch die Erſtere vorziehen, denn man verlangt, dem Geiſte des Materialismus hingegeben, Töne in Fülle auf das Ohr ſchmeichleriſch einwirkend, weniger aber Charaktere, Gedanken und innere Anſchauungen.

Der Themſetunnel in London.

Es giebt Tauſende, welche der Solidität und Großartigkeit der alterthümlichen, claſſiſchen und mittelalterlichen Bauwerke, die Schwachheit, geringe Solidität der neuen entgegenſetzen, und eine Unmöglichkeit, jene zu erreichen, ausposaunen, während man keck ſagen darf, daß, wenn die neueſte Zeit Rieſenwerke von höchſter Solidität bauen wollte, ſie dieß in überſchwenglichem Maße im Stande wäre. Kein Bedürfniß oder übergroßer religiöſer Eifer ruft in unſern Tagen gothiſche Tempel und Kathedralen in das Daſeyn: fiele es aber einer Regierung ein, ähnliche Tempel in die Wolken hinan erheben zu wollen, und hätte ſie die erforderlichen Summen, ſo würde ein weit größerer und höherer Tempel in ungleich weit kürzerer Zeit vor dem erſtaunten Blicke der Menſchen daſtehen; man denke an die unendlichen Fortſchritte in Erleichterung der Bauten durch die Mechanik, welche durch den Dampf erſt Leben, und eine ſonſt nie geahnte Kraft erhalten hat. Für die aufgeſtellte Behauptung darf keck der Themſetunnel angeführt werden; er iſt kein Palaſt, kein Rathhaus, keine Kirche, keine Feſtung — allein das Werk fordert ſo viel Kraft, Geſchicklichkeit und Energie als irgend ein Rieſenbau irgend einer Zeit, und — er wird mit größter Leichtigkeit vermittelſt des Genie's des Baumeiſters und der faſt allmächtigen Kraft des Dampfes betrieben, und wenn der Fluß des Geldes nicht aufhört, zum erſehnten Ende gedeihen; zwar rückt er täglich nur einige Zolle weiter, allein dieſer Schneckengang, der übrigens im Verhältniſſe der zu überwindenden Schwierigkeit und des zu Leiſtenden, ein ſchneller Lauf genannt werden kann, führt auch zum Ziele.

Obgleich dieſes Werk ſchon ſo häufig beſprochen worden, und in Abbildungen, die übrigens eine ganz richtige Vorſtellung kanm zu geben im Stande ſind, zur allgemeinen Kunde gekommen iſt, ſo mag eine richtige, kurze, hiſtoriſche und darſtellende Notiz, welche wir nach dem Augenſchein geben, nicht am unrechten Orte ſeyn. Namentlich iſt es die Nothwendigkeit des Werkes, welche ſich ſo viele nicht erklären können.

Wenn man bedenkt, daß London keinen See- ſondern nur einen Flußhafen hat, ſo muß, obgleich die Themſe breit und tief iſt, und die Docks (Schiffbaſſins) geräumig genug ſind, um einer großen Menge Schiffe Raum zu gewähren, bei einer zu anſehnlichen Maſſe derſelben dennoch Beengung eintreten. Wer zweifelt an dieſer, der weiß, daß im Hafen Londons in einer Strecke von vier engliſchen Meilen, von der Londonbrücke bis an Deptford, (faſt zwei deutſchen Stunden) bei einer Flußbreite von 4 bis 500 Yards, immer zwiſchen vierzehn und fünfzehn Tauſend britiſche Schiffe liegen, ungerechnet die drei bis vier Tauſend kleinen Bote zum Ein- und Ausladen!!

Der Ausdruck: Wälder von Maſten, iſt hier keine poetiſche Figur mehr, er iſt buchſtäblich wahr. Die Paſſage iſt oft ſo enge, daß nur die größte Kunſt und Geſchicklichkeit die große Menge der ein- und auslaufenden Schiffe, namentlich Dampfſchiffe hindurchleiten kann, wobei es dennoch an faſt täglichen Unfällen nicht fehlt. Beide Ufer ſind mit Gebäuden des Handels

Digitized by Google

dels und der Gewerbsthätigkeit, ſo zu ſagen, vollgepfropft und ſofort am Deptford hinauf bis zur erſten Brücke der Stadt, der beſagten Londonbrücke. Die Nothwendigkeit der Communikation zwiſchen den beiden Seiten des Stromes iſt unendlich groß — und die Möglichkeit unendlich klein, die Zeit unendlich koſtbar, deren Verluſt ein unendlich großer — und was nun mit ſolcher Unendlichkeit beginnen? Eine Brücke iſt unter der Londonbrücke nicht mehr anzubringen, denn keinen Fußbreit können die Schiffe hinabgedrängt werden, und nur ganz unbedeutenden Fahrzeugen und kleinen Dampfbooten iſt es durch Umlegung der Maſten und Rauchfänge möglich, eine noch ſo hoch geſprengte Brücke zu paſſiren. Auf dem Fluſſe, ſchnell und zu jeder Zeit hinüber und herüber zu fahren, iſt, die ſo häufige Gefahr ganz abgerechnet, des Gedränges wegen, namentlich bei dem regen Treiben der Paſſagiere ſpedirenden Dampfſchiffe (eilf bis zwölftauſend jährlich) und der aus- oder einlaufenden andern Schiffe (von letztern zwanzig bis einundzwanzig Tauſend jährlich), faſt unmöglich; es bleibt alſo, da man nun einmal nicht fliegen kann, kein anderer Weg, als der unter dem Fluſſe übrig! Nur auf dieſem Wege iſt Zeit zu gewinnen. Man denke ſich, ein Fabrikant habe einem andern auf der entgegengeſetzten Seite eine größere Menge Waaren zu ſenden; das Fuhrwerk muß nun oft bei ſo unendlichem Drängen des Verkehres, eine wahre Reiſe bis zur Brücke machen, und von da dieſelbe auf dem linken Ufer noch langſamer bis dahin fortſetzen, wo beide Anſtalten oder Lokalitäten einander gegenüber liegen, — wie koſtbar muß aber dieſe Reiſe durch Zeitverluſt ſeyn, da ſie bei unmittelbarem Wege von einer Seite zur andern ſo wohlfeil wäre? Durch den Weg aber unter dem Strome würde dieſen und andern Mißſtänden auf einmal abgeholfen. Gedacht, gethan! Man ging ans Werk und zwar an einer Stelle beider Seiten des Fluſſes, wo ohne die ungeheuerſten Koſten, Anſtalten beſeitigt und deren Baulichkeiten am bequemſten niedergeriſſen werden konnten. Zwiſchen Londonbrücke und Grenwich war nun keine andere Stelle zu finden, als zwiſchen Rotherhithe und Wapping, beiläufig zwei Meilen (eine kleine deutſche Stunde) von der Brücke in einer ſehr volkreichen und höchſt gewerbthätigen Gegend, die mit den anliegenden Grafſchaften des Landes durch den Strom zerriſſen war, und durch den Tunnel verbunden werden ſollte. Nachdem 1823 mit dem genialen Mechaniker und Architecten, Hrn. Brünel die Möglichkeit der Ausführung des ungeheuren Werkes beſprochen und Subſkription eröffnet worden war, wollte man dennoch nicht blindlings dem Geiſte eines einzigen Mannes trauen. Während Maßregeln zur Erlangung einer Parlamentsacte genommen wurden, ließen die Committenten, von Sachverſtändigen, welche in keiner Verbindung mit Hrn. Brünel ſtanden, über den Fluß an der bezeichneten Stelle in drei gleichlaufenden Linien Bohrungen vornehmen. Am 4. April 1824 ward Bericht erſtattet: er lautete, daß ein Lager von dichtem und ausgezeichnet gutem blauen Thon Aushölung und Anlegung eines Tunnels möglich mache. Brünel erweiterte hierauf ſeinen Plan und den Apparat bis zur Sicherung der Aushöhlung durch Backſteine. Nachdem man am 24. Juni 1824 eine Parlamentsacte, welche die Arbeit genehmigte und authoriſirte, erhalten hatte, wurde dann zur ernſtlichen Wirklichkeit mit den Vorarbeiten zu einem Schachte von 50 Fuß im Durchmeſſer, 150 Fuß vom Fluſſe auf der Surrey Seite der Stadt (auf dem rechten Ufer des Fluſſes) geſchritten. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß mit der Ausholung in möglichſt weiter Entfernung nicht angefangen werden konnte. Uebrigens forderte einen ſolchen Schacht die Art des Tunnelbaues ſelbſt. Die Vorarbeit zum Schacht beſtand in Aufführung eines feſten, aus Backſteinen gemauerten Cylinders von dem beſagten Durchmeſſer 42 Fuß Höhe und 7 Fuß Dicke, um eine Dampfmaſchine zum Auspumpen des Waſſers und zur Erleichterung der übrigen Arbeiten in jeder Stufenfolge des Werkes anbringen zu können. Nun ging es in die Tiefe auf gewöhnliche Art des Schacht- oder Brunnenbaues; man drang durch ein 25 Fuß tiefes Kies- und Sandlager voll Landwaſſers. Von dem Vorhandenſeyn des Triebſandes bis unter den Flußboden war der Baumeiſter ſchon früher durch die Triebſandarbeiter in Kenntniß geſetzt worden, und ſtimmte genau mit den Mittheilungen überein, welche er während ſeiner Schachtarbeiten von ausgezeichneten Geologen erhielt, ja, dieſe ſprachen von einer noch weit tieferen Sandlage, und riethen ihm, ſo wenig als möglich unter dem Flußboden einzudringen. Nachdem der 50 Fuß tiefe Schacht bis auf 65 Fuß Tiefe gediehen war, wurde ein anderer, kleinerer von 25 Fuß Durchmeſſer als ein Brunnen oder Waſſerbehälter hergeſtellt: in einer Tiefe von 80 Fuß gab der Grund unter dem letztern Bau auf einem Male mehrere Fuß tief nach, während Waſſer und Sand heraufdrang. Dieſe Erſcheinung entſchied nun für die Anlage und Tiefe des Tunnels. Nachdem Schacht- und Waſſerreſervoir ausgebaut waren und zwar in einer Tiefe von 63 Fuß unter der erſten Oberfläche des Bodens, ſo wurde die horizontale oder vorwärts-dringende Arbeit begonnen; um genügende Dicke des Bodens und, die Möglichkeit, ſicher unter der Tiefe des Fluſſes durchzukommen, zu erzwecken, ſollte die Aushöhlung in einer Neigung von zwei Fuß drei Zoll auf hundert Fuß vor ſich gehen. (Schluß f.)

Skizzen aus Paris.

Gerichtsſzenen.

1. Ein ſchöner junger Mann erſchien vor dem Zuchtpolizeigericht zu Paris. Blonde Haare, roſige Wangen, zarter Wuchs, ausdrucksvolle Haltung, elegante Toilette erweckten allgemeines Intereſſe für ihn. Der Greffier verlieſt die Anklage gegen ihn; er erhebt ſich mit Arroganz von dem Sitze auf der Bank der Angeſchuldigten, und macht mehrere Bewegungen, welche in ungeduldigſter Effronterie den Präſidenten zum Beginne des Verhörs aufzufordern ſcheinen.

Der Präſident: Ihr Name, mein Herr?

Der Angeſchuldigte mit ſtarker, klangvoller Stimme, die in dem Saale wiederhallt: Arthur.

Der Präſident: Ihr Alter?

Der Angeſchuldigte immer in demſelben Tone: Vier und zwanzig Jahre.

Der Präſident: Ihr Gewerbe?

Der Angeſchuldigte: Dieb.

Bei dieſer im ſtolzeſten Tone gegebenen Antwort erfüllt ein Schrei der Indignation den Saal, welcher bei Arthur lediglich ein ſpöttiſches, verächtliches Lächeln hervorbringt.

Der Präſident: Dieb, ſagen Sie? Wie iſt es möglich, daß Sie hier, öffentlich, im Angeſichte der Juſtiz dies auszuſprechen wagen, noch dazu, da Sie hierüber gar nicht befragt, dazu durch nichts angehalten wurden, weil Sie nicht des Diebſtahls, ſondern der Streunerei beſchuldigt ſind?

Der Angeſchuldigte: Sie fragen mich um mein Gewerbe, ich antworte Ihnen: Dieb, weil dieß mein Stand iſt.

Der Präſident: Wohl; was haben Sie geſtohlen?

Der Angeſchuldigte: Das erfahren Sie nicht. Ihr Gewerbe iſt, mich über dergleichen zu befragen, und das meinige, es ihnen nicht zu ſagen; jeder von uns thut alſo, was ſeines Geſchäftes.

Digitized by Google

Die beklagenswerthe Keckheit des jungen Mannes ruft die ganze Strenge des Staatsanwaltes gegen ihn auf; er beantragt die höchſte Strafe der Streunerei (Vagabondage) für ihn, und das Tribunal, den Schlußanträgen des öffentlichen Miniſteriums entſprechend, verurtheilt Arthur zu ſechsmonatlichem Gefängniß und fünf Jahre Stellung unter polizeiliche Aufſicht. Ein Urtheil, das für eine ſolche menſchliche Verworfenheit nicht zu hart iſt, zumal nach der Erklärung der älteſten Gerichtsmitglieder noch nie ein ſo graſſer, revolutionairer Egoismus das Heiligthum der Gerechtigkeit zu beſudeln wagte.

2. Ein derber, wohlgenährter Arbeiter iſt angeklagt, ſeine Frau tüchtig geprügelt zu haben. Er hat es ſtandhaft geläugnet, die geſchlagene Gattin eine Menge Zeugen, vor deren Augen und Ohren die eheherrliche Züchtigung vorgefallen, vor das Zuchtpolizeigericht laden, und bei demſelben vernehmen laſſen. Dieſer Akt iſt geſchloſſen, und der Präſident ſchreitet zum weiteren Verfahren.

Der Präſident: Angeklagter! es ſcheint allerdings, daß Ihr Eure Frau prügelt.

Der Angeklagte: Mit Erlaubniß, Hr. Präſident, das heißt, es hat eine kleine Zurechtweiſung abgeſetzt, nnd weiter nichts.

Der Präſident: Keineswegs. Ihr habt ſo eben die Zeugen gehört; alle bekunden, daß Ihr einen dicken Kehrbeſenſtock auf dem Rücken Euerer unglücklichen Frau kurz und klein zerſchlagen habt.

Der Angeklagte in nachläſſigem Ton: A pah! Wenn man gerade will, macht man aus jeder Mücke einen Elephanten. Noch einmal ſage ich, es war nur eine kleine Correktion.

Der Präſident: Aber Ihr ſeyd nicht berechtigt, Euerer Frau eine Correktion zu geben von der Art, wie Ihr dieſes Wort zu deuten ſcheint.

Der Angeklagte im Ton der Ueberzeugung: Einerlei. Das iſt mein Syſtem, und nebenher meine Art, mir über mein Leben meine Gedanken zu machen.

Der Präſident: Da habt Ihr eine ſehr ſchlechte Art, Euere Gedanken zu machen.

Der Angeklagte, ſich ereifernd: Wie? Meine Frau ſoll ſich erlauben dürfen, mir, ihrem Mann, in's Geſicht zu ſagen, er ſey ja nur ihr Mann? Was, ſie ſoll zehn Tage unausgeſetzt hinter einander aus dem Hauſe bleiben, bei meinem Abendverleſen fehlen dürfen, und mir wollen Sie nicht einmal erlauben, daß mich meine Arme jucken? Ho ho, mein Hr. Präſident, das geht entweder geradeaus nach meinem Kopfe, oder links ab, und dann aufgepaßt, wer einen Rücken hat!

Der Präſident: Allein Ihr habt gegen Euere Frau die ſchwerſten Mißhandlungen verübt.

Der Angeklagte, gutmüthig: Ach mein Gott, lieber Hr. Präſident, dem iſt nicht ſo. Ein Fußtritt dahin, ein Fauſtſtoß dorthin, etliche Klapps und derbe Worte, die niemals ein Weh machen, das iſt die ganze Geſchichte. Ich bin gerade ſo erzogen worden; mein achtbarer Vater hatte auch eine flinke Hand, und meine werthe arme Mutter desgleichen. Nun von zwölfen, ſoviel waren unſerer, ſteht der ſchwächſte, kränklichſte als ihr gehorſamer Diener vor Ihnen.

Bei dieſen Worten vergnügte ſich der Angeklagte damit, durch einige Geſten das Spiel ſeiner Muskeln ſehen zu laſſen, und wahrhaftig, ſie hätten dem erſten Boxer von London keine Unehre gemacht.

Der Präſident: Ihr ſeyd um ſo ſtrafbarer, da Ihr eine ſolche Stärke gegen eine Frau mißbraucht habt.

Der Angeklagte: A pah! eine Frau!

Der Präſident, nach Umfrage: Der Gerichtshof verurtheilt Euch zu fünftägigem Gefängniß und in die Koſten.

Der Angeklagte beim Abführen: Nun ſehen Sie, mein Hr. Präſident, auch daran iſt meine Frau Schuld, und meine Arme ſollen mich nicht jucken!?

Kleine Bücherſchau.

Nuova Grammatica Italiana oder kurze Sprachlehre für Jedermann, der die italieniſche Sprache bald und doch gründlich erlernen will. Von Profeſſor J. G. Grieſer. Dritte Auflage, Kempten bei Dannheimer.

Wenn auch nicht die drei ſchnell nacheinander folgenden Auflagen dieſer Grammatik ſchon einen Beweis von ihrer Brauchbarkeit liefern würden, ſo könnten wir ſie doch den Freunden der italieniſchen Literatur, Lehrern und Schülern ohne Bedenken empfehlen. Die Kürze des Werkchens thut ihm keinen Eintrag, ſondern ſticht gegen andere dickleibige Lehrbücher der Art, wo man ſich durch einen Schwall, oft ganz unnöthigen grammatiſchen Wuſtes durcharbeiten muß, vortheilhaft ab, da kein zur gründlichen Erlernung der italieniſchen Sprache nöthiger Lehrſatz übergangen iſt, die Regeln kurz, präcis und doch verſtändlich gegeben, und allenthalben die Feinheiten des Sprachgebrauchs berückſichtigt worden ſind. Die beigefügten Beiſpiele zum Ueberſetzen vom Deutſchen ins Italieniſche, und von dieſem ins Deutſche entſprechen ganz ihrem Zwecke; ſie ſind aus italieniſchen Klaſſikern ausgewählt, und zeichnen ſich auch im Kleinſten durch ihren ſchönen und oft ſehr ſinnigen Inhalt aus, was um ſo mehr zu loben iſt, da in ſo manchen Grammatiken neuerer fremder Sprachen nur zu oft ein ſo fades, geiſt- und ſinnloſes Beiſpielgewäſch entgegentritt. — Für Studierende und Solche, welche die alten Sprachen erlernt haben, wird das Buch von ganz beſonderem Nutzen ſeyn. R.

Gulmineh. Hiſtoriſches Gemälde aus der Zeit der Expedition der Franzoſen nach Aegypten unter Napoleons Befehl, von Amalie Krafft. Leipzig bei Friedrich Fleiſcher. 1833.

Die Verfaſſerin des vorliegenden hiſtoriſchen Romans hat ſich ſchon mit Beifall in der Laufbahn gezeigt, die ſie hier abermals betritt. Im Allgemeinen kann man über dieſes neue Geiſtesprodukt ſagen, daß es ihm an wahrhaft intereſſanten Parthien nicht fehlt, daß ſeine Urheberin eine Dame von Gefühl und Charakter, daß ſie voll Kenntniß der Sitten und Gewohnheiten des Erdtheils iſt, den ſie ihrer Erzählung als Schauplatz angewieſen hat, und daß ſie eine gewandte Darſtellungsgabe und gebildete Sprache beſitzt. — Die Hauptbegebenheit oder Fabel des Romans ſpielt in Aegypten nnd Syrien, zur Zeit des wahrhaft oft mährchenhaften, oft poetiſchen Feldzugs Napoleons im Oriente, und die Verfaſſerin läßt eine Zahl hiſtoriſcher Perſonen auftreten, die zu jener Zeit die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen. Doch die Titelheldin, die liebliche Almeh Gulmineh, dann die Generalin Verdier, die Kokette Melanie, der liebesieche Moslemin u. ſ. w. ſind nur Gebilde der Phantaſie der Dichterin; auch Ibrahim-Bei, wie er in dieſem Romane erſchien. Denn während Murad-Bei, der kühne, unermüdliche, löwenähnliche Häuptling, mit ſeinen goldſtrahlenden Mameluken focht, ſchaute Ibrahim-Bei gemächlich dem Kampfe aus der Ferne zu, nnd wich dem „Sultan Kebir" (d. h. Bonaparte) aus, wenn Murad-Bei fortfuhr, ihn, und den „gerechten Sultan" (d. i. Deſaix) zu bekämpfen.

Den hiſtoriſchen Rahmen zu ihrer Erzählung ſchnitt ſich

Digitized by Google

übrigens die Verfaſſerin aus dem Werke des Profeſſor Schneidawind: „Geſchichte der Expedition der Franzoſen nach Aegypten und Syrien; Zweibrücken bei G. Ritter.“

Die Erzählung des oftbenannten Romans iſt wie geſagt, gefällig und unterhaltend, ſo wie das Aeußere des Buches nett und ſauber iſt. Das Buch verdient gute Aufnahme und guten Abſatz.

Juſtus.

Korreſpondenz.

♀ Das Theater in Coburg. Am Vorabend der diesjährigen Abreiſe des Theaters nach Gotha mußte Referent dem Herrn Hofſchauſpiel-Regiſſeur Döbbelin verſprechen, einen Artikel in einem öffentlichen Blatte über das hieſige Theater erſcheinen zu laſſen. Wem etwa ſehr daran gelegen ſeyn ſollte, ſeinen Namen zu erfahren, wende ſich alſo an gedachten Herrn. Uebrigens zur Sache! In dieſem Jahre iſt das Coburger Theater zu einem ſehr impoſanten Ganzen herangewachſen, deſſen Gleichen in der Nähe nicht zu finden ſeyn möchte, denn Oper und Schauſpiel enthalten ſehr viel ehrenwerthe Namen und großes Perſonal. Auf Decoration in Kleidungen wird viel verwendet, und die ausgezeichnete Capelle trägt zur Hebung der Oper nicht wenig bei. An dem Ganzen bemerkt man nicht, wie bei ſo vielen andern Theatern, daß Ton, Vortrag und Benehmen an jene Mägde erinnert, die vornehm geheirathet haben, oder an Bürgersſöhne von gemeiner Tendenz, die Herren geworden ſind, und auf tappelige Art in höhern Zirkeln auftreten: Alles hat Anſtand, feinen Schnitt und gute Sprache, nur mit leiſem Vortritt des Provinzialismus bei Manchen in Ton, Mienen, Stellung, Kopfhaltung, Dehnung und Wendung, Accentuation u. ſ. w. Alles Neue, was in der Theaterwelt erſcheint, trägt oder ſingt uns das Theater mit löblicher Anſtrengung vor, und bald wird auch das den jetzigen Bedürfniſſen nicht mehr entſprechende Haus durch ein neues erſetzt ſeyn. Auch Ballete ſehen wir öfters, bei welchen einige vorzügliche Tänzer operiren. Was ein Theater und eine Oper leiſten ſoll, kann hier nicht beſprochen werden, aber einige ins Detail gehende Beobachtungen will ich nicht vorenthalten. Herr Döbbelin kennt das Theater als Regiſſeur ſehr genau, und führt jeden Augenblick ſeiner von ihm geſpielten Rollen conſequent durch, was nicht eben jeder Andere thut: ob er das Komiſche nicht zuweilen in zu ſtarrer Einſeitigkeit nimmt, will ich dahin geſtellt ſeyn laſſen: die umgedrehten Ellbogen, das vorgeſtreckte linke Knie, und das im Einerlei karikirte Geſicht ſind mir wenigſtens zu ſtechend oder ſtarr. Uebrigens ſteht er in Achtung, und ſeine Berliner Zuſpitzung hat ihm ſelbſt beim Volk nicht geſchadet, denn in der Rolle des Hausfreundes in Wahrheit und Lüge z. B. erſchien er neulich allgemein paſſend und lobenswerth, und ſeine im Coburger Ton gefaßten Impromptüs werden von jedermann gern gehört. Herr Hintz hat das Ausgezeichnete, in jeder Darſtellung ein Anderer mit genauer Durchſetzung des Details zu ſein; denn ſchon oft habe ich das Gegentheil geſehen, und ſolche Schauſpieler ſind die anders gekleideten Dieſelben. Die Herren Kawaczinsky, Weinkauf, Schäffer ſind Meiſter ihres Berufs; eben ſo die Herren Opernſänger Bogner, Gerl, Illner, Haas; ſonſt leiſten noch Andere Lobenswerthes. Die Damenwelt iſt beſonders reich an Sangerinnen und Künſtlerinnen von Rang: ich nenne nur die Demoiſellen Weixelbaum, Sonntag, Lange, Bröge, Paarmann, und die Damen Hüray, Kawaczinsky, Padke u. ſ. w., neben welchen viele andere Rühmliche das ſchöne Sternbild zu einem lieblichen Ganzen ausfüllen. In neuerer Zeit hat die Mimik unter der Truppe ſehr gewonnen, und ſchlappernde Arme ſehe ich nur noch bei Einem der Herren, der überhaupt manches Elementariſche nicht achtet, und oft z. B. falſch mit den Beinen ſich aufſtellt. An dem Muſikdirector Lübke hat die Oper einen rühmlichen, talentvollen Leiter; ſeine neueſte Oper: der Runenfelſen, hat ſchöne Muſik, aber der Text und ſomit die Haltung gefiel nicht, weil keine gemüthlichen Ruheſtellen und ſpaßige Intermezzo's eingefügt waren, die der Deutſche ſo ſehr liebt. Schließlich kann ich nur wünſchen, daß man nicht in unſern Hauptfehler verfallen, und an ewige Jugend glauben möge, denn dieſes iſt der tückiſchſte Feind der Theater.

Dresden, November 1836. Auf dem Hoftheater neu: Die Gunſt des Augenblicks, Luſtſpiel in 3 Akten, von Eduard Devrient. — Viel und breiter Dialog, wenig Witz, keine neuen Charaktere, aber einige hübſche Effekte. Die Hauptperſon iſt wieder einmal ein blutjunger überkluger Landrath, der aber mit ſeinen ganzen luminöſen Eigenſchaften keine Feder vom Nagel bläſt, ſondern durch eine ſublime Tölpelhaftigkeit ewig lächerlich wirk. Wie ſich von ſelbſt verſteht, iſt er über alle Begriffe edel, verachtet das Duell, duellirt ſich aber doch und dennoch, ſintemal er ſeine Piſtole in die Luft platzt und ſich der Kugel des Gegners bloßſtellt, man begreift gar nicht warum? Ueberdieß hat dieſer unſchatzbare Staatsdiener eine angeborne Schüchternheit in Gegenwart der Weiber, ſo daß er hier augenblicklich wie ein Fiſch verſtummt, weßhalb ich um jeden Preis ihn ein Verhör mit einer Holzdiebin anſtellen ſehen möchte. Lieber! vor den Weibern verſtummen wir nicht, da ſind wir frech, aber wo es zu reden gilt, da iſt unſer Mund mit ſieben Siegeln verſchloſſen. Ein lügenhafter Schlingel von Edelmann, ein unausſtehlicher Kommerzienrath, der die Hunde über die Maßen fürchtet, weil er ſie alle für toll hält, ein Saufaus von Gartner und eine neckiſche Nichte, welche gern an der Naſe herumführt — das iſt die Couleur, die dieſes Luſtſpiel zuſammen lügt, fürchtet, ſäuft und neckt. Man bleibe uns doch endlich einmal vom Leibe mit dieſem abgedroſchenen Stroh, und ſäe auf neuen Boden neue Saaten! — Herr Pauli ſtattete die Rolle des Kommerzienraths Waal mit vieler Laune aus, und kam ſo ihrer natürlichen Trockenheit auf eine erſprießliche Weiſe zu Hilfe. Sonſt hätten wir nichts als Furcht vor tollen Hunden zu ſchmecken bekommen. Ach, die tollen Hunde ſind bei weitem nicht die gefährlichſten! — Man übertreibt nicht, wenn man Demoiſelle Bauer im Luſtſpiele vortrefflich nennt. Dieſe graziöſe Leichtigkeit des Benehmens, verbunden mit einer gewiſſen ironiſchen Naivetät im Ausdruck, ſind in der That Eigenſchaften, die man im deutſchen Luſtſpiele ſelten findet, welche aber Dem. Bauer in hohem Grade beſitzt. Einige Fehler in der Diction wollen wir daher ungerügt laſſen. Sie ſpielte Eliſe, Waals Nichte. Obwohl das Muſikaliſche in Herrn Devrients Vortrag ſtets Lob verdient, ſo war doch ſeine Rede als Landrath Brückner allzuſehr in der elegiſchen Sprachweiſe, im Minore gehalten, als daß er nicht hätte mehr rühren, als erheitern ſollen. Selbſt in den Momenten, wo der Edle ſich aufrafft und ſeine ganze Energie aufbietet, ging Hr. D. nicht in das lebensvolle Dur über, welches in der Sprache ſeines Bruders, den wir einſt auch den Unſern nannten, in ſchönſter Fülle erklang. Dadurch erhielt der ganze Charakter etwas Trübſeliges, Entmanntes, welches durch das ausgezeichnete Spiel des Künſtlers nicht ganz verdeckt werden konnte. Die ganze Leiſtung des Herrn Stölzel als Herr von Kiel war eigentlich eine große Unart, die durch nichts gemildert wurde, was ſonſt wohl artiſtiſche Verſtöße überſehen läßt. Nichts als Geſchrei und eine Indecenz des Betragens, die augenſcheinlich für Humor gelten ſollten. Und doch konnte Hr. Stölzel nach meiner Anſicht durch ein ernſtes Studium viel erſchwingen. Herr Koch war als trinkſeliger Gärtner Martin ſehr ergötzlich. Man fühlt ſich beim Anblicke eines Betrunkenen wie wahlverwandtſchaftlich angeregt, woraus ein eigenes ſympathetiſches Vergnügen erwächſt. Dieſes wird wieder von dem edeln Gefühle einer ächten Pietat durchdrungen, die uns immer denken läßt: „Armer Kerl, dein Katzenjammer wird auch nicht von Stroh ſeyn!“ Und ſo empfinden wir Luſt in Schmerz, und Schmerz in Luſt. Es iſt, als verzehrte man Zitronenſaft mit Zucker. Madame Devrient ſpielte die Geſellſchafterin der Eliſe mit ſolcher Zartheit, daß man dieſe um ſo gute Geſellſchaft beneiden konnte.

H. F. Mannſtein.

* Aus Prag. Publikum und Bühne. Wenn eine Stadt von mehr als Hunderttauſend Bewohnern nur ein Theater hat, ſo dürfte doch nicht zu zweifeln ſeyn, daß die Entrepriſe deſſelben einen goldnen Boden haben müſſe, wenn der Director nur einigermaßen die Bedürfniſſe und den Geſchmack — wenn es mir in unſrer Zeit noch erlaubt iſt, dem Publikum Geſchmack zuzugeſtehen — der Theaterliebhaber kennen zu lernen ſucht, was im Allgemeinen keine ſo ſchwere Sache iſt, wenn es gleich im Detail bei einem ſo launiſchen und wetterwendiſchen Geſchöpf wohl unter die unerreichbaren Dinge gezählt werden könnte. In der Prager theaterluſtigen Welt findet ſich natürlich — wie überall — ein Sonntags-Publikum, das freilich auch manchmal an Wochentagen ſeine Herrſchaft geltend macht, und dieſes erfreut ſich — abermals natürlich! — an dem Bunten, Grellen und Graſſen, an den Irrenhäuſern, den Spieler-Tagen, an den Waiſen und Mördern und Aubry-Hunden, auch wohl an den Stücken der Mad. Birch-Pfeiffer. Daß übrigens eines der ſchlechteſten Werke dieſer letztern: das zudringliche Pfeffer-Röſel, hier weniger Glück gemacht hat, als in ganz Deutſchland, dürfte ein patriotiſcher Ultra als einen glanzenden Beweis gebildeten Geſchmackes anführen; ich aber bin gewiſſenhaft, und geſtehe offen, daß dieſes Verdienſt ganz der Direction angehört, welche an die Ausſtattung dieſer Lebkuchenheldin gerade nicht mehr gewandt hat, als ſie werth iſt, und ohne eine ſchimmernde Meſſe und ein brillantes Bankett kann jene kecke Pfefferkuchen-Dirne nun einmal nicht an den Mann gebracht werden. Die Spectakelſtücke aus den letzten Decennien des vorigen und den erſten Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts, die Ritterſchauſpiele und andere Haupt- und Staatsactionen, die ſelbſt in Wien noch manchmal auf den Vorſtadtbühnen ſpuken, ſind hier ganz verſchollen, und auch die Zeit der Localpoſſe iſt größtentheils vorüber, wenigſtens hat ſeit mehreren Jahren keine andre als der Lumpacivagabundus (der auch viel echt komiſchen Kern beſitzt) und die „Ebene Erde und erſter Stock“ (durch die horizontale Theilung des Theaters) einiges Glück gemacht. Wenn man aber überhaupt den Charakter eines Publikums genau erkennen will, dürfte es wohl kaum einen beſſern Maßſtab geben, als daß man insbeſondre die Wirkungen der verſchiedenartigen Schöpfungen eines Dichtergeiſtes auf jenes genau beobachtet und verfolgt. Unter den neuern Bühnendich-

Digitized by Google

tern dürfte zu einem ſolchen Experiment wohl höchſtens das theatraliſche Kamäleon Raupach dienen, da Halm erſt ein Werk geliefert, die meiſten übrigen aber theils zu wenig Eigenheit und Selbſtſtändigkeit beſitzen, theils nicht vielſeitig genug ſind, um da,u benutzt zu werden. Hier finden wir nun, daß Iſidor und Olga, ſo wie die Schleichhändler, Laßt die Todten ruhen! und der verſiegelte Bürgermeiſter allgemein anſprechen, während Enzio und der Müller und ſein Kind durch die Schönheit der Form, und der Bettler durch wenn auch krankhafte — Sentimentalität ſich viele Verehrer erworben haben Auch Robert der Teufel intereſſirt durch die poetiſche und theatraliſche Kraft einzelner Momente, wenn gleich die Wahl des Stoffes durchaus verfehlt iſt. Was die früheren bekannten deutſchen Dichter betrifft, ſo zieht von Schillers Werken Wallenſtein und die Jungfrau am meiſten an, nebſt den Räubern, die, wie an andern Orten, die männliche Jugend für ſich haben. Kabale und Liebe war in früheren Zeiten ein Lieblingsſtück. Göthe's Dramen haben hier nie angeſprochen, aber ſie erhielten auch nie eine in allen Theilen entſprechende Beſetzung. Leſſings Minna von Barnhelm wird noch immer gern geſehen, Nathan darf dagegen nur ſelten erſcheinen, und dann muß noch einer der erſten dramatiſchen Herren als Held des Werkes auftreten. Von Grillparzer hat die Ahnfrau ſehr gefallen, alle ſeine übrigen Werke ließen kalt; ſein Traum ein Leben gefiel den Kritikern mehr, als dem Publikum. Müllners Schuld hat mehr einen Succes d'estime gemacht. Yngurd und die Albaneſerin verſchwanden ſchnell wieder vom Repertoire. Die Vertrauten erhielten ſich in einer vortrefflichen Beſetzung längere Zeit auf demſelben. Die flachen Pariſer Luſt- und Rührſpiel-Producte haben hier meiſtens (mit Ausnahme des geiſtreichen Diplomaten und der empfindſamen Yelva) ſehr vorübergehende Erfolge gehabt. Auch die ſchwachen deutſchen Nachbildungen franzöſiſcher Oberflächlichkeit (die man uns in der neueſten Zeit als deutſche Original-Luſtſpiele um hohen Preis verkaufen will, weil ſie auf dem Wiener Hoftheater, vortrefflich vorgeſtellt,*) von den leichtbeweglichen Wienern — wie ſie ſchon Kotzebue nannte — ſo ſehr überſchätzt wurden, daß es dieſen in ihrer Gutmüthigkeit gar nicht einfiel, die Bemerkung zu machen, wie eigentlich das Motto:

„Hinter fade Modeſchranzen"
„Laß die Leerheit ſich verſchanzen!"

dieſes Genre erſchöpfend charakteriſirt) ſprechen — Gottlob! nur theilweiſe an. Von allen dieſen theatraliſchen Ephemeren haben nur die Bekenntniſſe in mehreren Wiederholungen gefallen, weil ſelbe mit jener raſchen Lebendigkeit gegeben wurden, welche hier unerläßliche Bedingniß der Darſtellung wird. Sobald man Zeit hat, den Faden des Stückes zu erfaſſen, ſo zerreißt das Spinnengewebe augenblicklich, und wir ſehen, daß die Dramen weder Charaktere noch Situationen, weder Handlung noch Eigenthümlichkeit beſitzen. Sie werden vielleicht, wenn Sie dieſe Zeilen leſen, glauben, diejenigen haben recht, welche behaupten, unſer Publikum ſey dergeſtalt überreizt, daß nichts mehr vermöge, daſſelbe anzuziehen und zu feſſeln, doch iſt das Haus bei jeder intereſſanten Erſcheinung — etwa die Sommermonate ausgenommen — ja bei jeder Novität gefüllt, oft überfüllt. Es kommt nur darauf an, von dem Neuern das Beſſere zu wählen, und mitunter wieder zu den vorzüglicheren ältern Werken zu greifen, beide jedoch — das iſt die Hauptſache — gut zu beſetzen. Der Prager Theaterdirector muß ein vollſtändiges Perſonale haben, und wenn alle erſten Fächer wohl beſetzt ſind, hat er wohl ſelten ein leeres Haus zu fürchten. In Bezug auf die Oper verlangt der Prager allerdings nach derſelben, und man kann ſagen, daß er in dieſer Kunſtgattung einen ziemlich geläuterten Geſchmack beſitzt. Man hat ſich zwar auch hier an die neuere italieniſche und franzöſiſche Muſik gewöhnt und mit ihr befreundet, doch wird Spohr und Spontini oder der ewig jugendliche Mozart, der ſo gerne als ſchön für die Böhmen dichtete, darüber weder vernachläſſigt noch vergeſſen, und keine Oper von Roſſini, Bellini, Auber und Herold wird ein ſo großes Intereſſe anregen, als Don Juan, ſelbſt jetzt noch, wo bei der Darſtellung Mozarts der Mozart'ſche Geiſt größtentheils fehlt!! Hr. Stöger übernahm im Mai 1834 die Prager Bühne unter den vortheilhafteſten Auſpizien, da ſeine Vorgänger, die Hrn. Kainz, Polawsky und Stepanek in der letztern Zeit die Schauluſt des Publikums ganz aus den Augen verloren zu haben ſchienen, und es das Anſehen hatte, als wollten ſie ganz zu jener Simplicität des Aeußern zurückkehren, deren Verſchwinden Tieck einſt ſo ſehr beklagte. Director Stöger, der durch einen großen in wenigen Wochen zu Stande gebrachten Umbau, wie durch die Uebertragung der Redoute in das Schauſpielhaus ſeine ungeheure Thätigkeit und Unternehmungsgeiſt beurkundet hat, brachte eine beſſere Ausſtattung, einige brave Mitglieder für die Oper und ein kleines Balletperſonale zur Auszierung der letzteren mit ſich, und erregte, zumal für das gelungene Drama, die lebhafteſte Theilnahme, die jedoch allmählig wieder erkaltete, weil er das Schauſpiel zu ſtiefväterlich behandelte. Das Repertoire der erſten Monate war ſo exemplariſch ſchlecht, die Beſetzung mitunter ſo widerſinnig, daß man nicht zu begreifen im Stande war, wie ein Regiſſeur ein ſolches entwerfen, eine Direction daſſelbe zulaſſen konnte. Stücke, von deren Exiſtenz ſich die beſſern deutſchen Bühnen nicht träumen ließen, gingen über unſre Bretter, und erregten nur Langeweile und Eckel, der ſich oft durch Ziſchen und mitunter ſogar — Pfeifen Luft machte. (Fortſ. f.)

*) Der geiſtreiche Baron Zedlitz bemerkte in dem Nekrolog Schreyvogels über die Einführung dieſer lockern Waare auf eine Bühne, dieſe gelange endlich dahin, jedes ſchlechte Stück gut, und jedes gute Stück ſchlecht zu geben. In dem erwähnten Nekrologe, der ſo viele Wahrheiten, vorzüglich über die Wiener Hofbühne unter der Leitung des Gr. Czerni und Regierungsrath Deinhardſtein enthält, daß er als Zeuge einer zunehmenden Liberalität der Wiener Cenſur aufgeſtellt zu werden verdient, erkennt man freilich nicht den Freund — wozu ſich auch der Verfaſſer bekennt —, der ſowohl das Talent als die Erzeugniſſe des Freundes weit überſchätzt. So nennt Hr. v. Zedlitz Weſts Ueberſetzungen aus dem Spaniſchen meiſterhafte Bearbeitungen, während ich ſie nur als vermittelnde Verſuche annehmen möchte, den deutſchen Geſchmack nach und nach für den Genuß jener dramatiſchen Meiſterwerke vorzubereiten. Kein Kenner der Spanier, der Sinn für die höhere Kunſt beſitzt, wird abläugnen, daß Weſt in ſeinen Bearbeitungen den zarten Blüthenſtaub der Poeſie größtentheils abgeſtreift, und uns in ſeinem Leben ein Traum, dem Don Gutierre und vorzüglich der Donna Diana zwar einige bühnengerechte deutſche Dramen geliefert, doch keineswegs vollendete Bearbeitungen der ſpaniſchen Originale. Hätte Schreyvogel den geiſtreichen Grillparzer nicht von dem Streben abgelenkt, unſre Literatur mit deutſchen Ueberſetzungen der Spanier zu beſchenken, ſo hätten wir die ſchönſten Früchte deſſelben hoffen können, da Grillparzer ein jenem verwandter Dichtergeiſt, und nicht minder mit Bühnenkenntniß ausgeſtattet iſt.

Aphorismen.

Nur wer aus ſeiner Zeit heraus ſchreitet, wird ſie beherrſchen. Unumſchränkt herrſcht über die Zeit, der im Kampf der Elemente ſo viel Beſonnenheit ſich erhält, Phantaſie und Verſtand parallel neben einander wirken zu laſſen, ohne daß ſie ſich ſtörend berühren.

Männer von Wiſſen gibt es viele, Männer von großem umfaſſenden Geiſt wenige, und Männer, welche bei dieſem Geiſte noch feſten Willen und die nöthige Kraft beſitzen, werden nur einige in Jahrhunderten geboren.

Anekdoten.

In der **ſchen Armee ſollten nach neueſter Ordre die Soldaten Sie genannt werden. Ein Offizier vergaß dieß beim Exerciren und fuhr einen Soldaten an: „Du biſt ein Eſel"; da erwiderte dieſer ganz ernſthaft: „„Erlauben Sie, Herr Lieutenant, nach der neueſten Ordre heißt es: Sie ſind ein Eſel.""

Ein Kaufmann wollte von einer Dame für gelieferte Schminke bezahlt ſein, wurde aber von ſeiner Schuldnerin ſehr hart angelaſſen. — Sie irren ſich wohl in der Perſon, Madame, erwiderte er gelaſſen, wenn Sie mich als Ihren Bedienten behandeln, denn ich trage nicht Ihre Farbe, ſondern Sie die meinige.

Poetiſche Kleinigkeit.

Der Critikus.

Weil du alle meine Lieder,
Sind ſie reizend oder ſchlecht,
Nur mit Tadel überhäufeſt,
Mach' ich Eines doch dir recht;
Einen guten Spiegel bring' ich
An bei jeglichem Gedicht,
Daß doch Etwas dir gefalle,
Dein verdammtes . . . . Geſicht.

Alois Rauch.

Berichtigungen. In der Biene Nr. 1 l. J. in den „Brieflichen Mittheilungen über das Hoftheater zu München", Brief Nr. IV, Seite 4, Zeile 35 leſe man „Triano" ſtatt „Triono", S. 5, Z. 23 „ein Mittermaier" ſtatt „von Mittermaier", dann im Brief Nr. V, S. 5, Z. 33 „Bayer" ſtatt „Bader".

Digitized by Google

Die Biene
Bayeriſches
Sonntagsblatt.
1837. № 3.

Dem hohen Verklärten.

Er iſt dahin! — Die Strahlen ſieht Er glänzen,
Die Seine neue Heimath licht bekränzen;
Es zog Ihn mild hinweg der Lebens-Bahn,
Ihn führend durch des Aethers Ozean;
Dort ſchmückt als Seraph Er den goldnen Thron,
Und trägt die ewig blüh'nde Palmen-Kron'.

O! weinet nicht, daß Er von Euch geſchieden,
Er athmet jetzt den tiefen heil'gen Frieden,
Steht mit Verklärt-Geliebten im Verein,
Und wird — Euch ſchützend — ſich an Seel'ge reih'n.
Er findet Max — Mari' — Amalie wieder,
Des Schyrenſtamms zu früh' verblich'ne Glieder.

Des Lebens ſchönſtes Lied war Ihm erklungen,
Durch vier Geſchlechter war ſein Stamm verſchlungen,
Es rankte Zweig an Zweig ſich an Sein Herz,
Ihm küſſend von der Stirn den Todesſchmerz;
Mit Thränen weihten Sie das müde Haupt,
Dem Vier und Achtzig Jahr' die Zier geraubt.

Hat auch die edle Bruſt hier ausgeſchlagen,
Den ewig lichten Morgen ſieht Er tagen;
Er iſt geſtorben nicht — nur heimgeſchwebt,
Wo geiſtig Er in Blüthenauen lebt.
Sein Austritt aus des Lebens Kämpf' und Träumen
War nur der Eintritt zu den hehren Räumen.

Ihn weckt nicht mehr durch ſeine Trauerlieder
Der laute Schmerz — der Armen Ruf nicht wieder,
Der Glocken eh'rner, dumpfer Wiederhall,
Auch nicht der Klagetöne tiefer Schall;
Dem Erdenſtaube bleibt der Leib vergönnt,
Die Pſyche ſteht im Strahlenglanz gekrönt.

Des Hauſes, Seiner Größe Glanz-Trophäen,
Sah man des Hohen Sarkophag umſtehen;
Doch was Ihm Lieb' und Dank geſäet hat,
Sind Seines Hochſinns, Seines Herzens Saat,
Die leuchtend Seines Wohlthuns Spur bekränzet,
Als ew'ges Denkmal in den Herzen glänzet.

Bamberg, 9. Januar 1837. A—g—e.

Aus dem Tagebuch einer Reiſe nach Algier im Sommer 1836.

(Fortſetzung.)

Spaziergang um die Stadt. Eine Judenfamilie in ihrem größten Putze. Mißverſtändniß. Beſuch der drei Friedhöfe. Große Sterblichkeit in Algier, beſonders unter dem Militair. Kurmethoden der Mauren.

Ungeachtet einer für uns Deutſche unerträglichen Hitze machte ich doch am heutigen Tage (den 26. Aug.) mit meinem Landsmanne Herrn Schnell und Herrn Holzhalb einen Spaziergang um die halbe Stadt, um diejenigen Umgebungen derſelben, die wir noch nicht geſehen hatten, kennen zu lernen. Wir gingen zum Thore Babazun, welches nach Ibrahim führt, hinaus, gingen bei der Caſſuba vorbei, und wendeten uns dann rechts. Nicht weit von der Caſſuba trafen wir eine Judenfamilie, beſtehend aus einem Manne und drei Frauenzimmern, in ihrem Garten unter einem ſehr hohen Feigenbaume ſitzen, dem größten Baume dieſer Gattung, den ich mich erinnere in der Umgebung Algiers geſehen zu haben. Sie waren im größten Staat; den ſie hielten heute den Sabbath. Eigenthümlich iſt die Tracht der vornehmen Jüdinnen, denn zur vornehmen Klaſſe ſchienen mir dieſe Damen zu gehören. Die Obergewänder gleichen einem Mantel; ſie ſind mit großen breiten Goldborden beſetzt, und haben mit goldenen Blumen geſtickte weite Aermel. Die ſeidenen Untergewänder ſind ebenfalls geſtickt, und laſſen beim Zurückſchlagen Beinkleider ſichtbar werden. Auf dem Kopfe trugen unſere Jüdinnen zuckerhutförmige oder trichterförmige

Digitized by Google

ge Mützen, die aus einem hohen aus Gold- oder Silberdrath geflochtenen Geſtelle beſtehen, über welches ein mit vielen Stickereien verſehener und bis zu den Füßen herabgehender Schleier geworfen wird. Das Geſicht war frei, die Arme mit Spangen geſchmückt. Wir geſellten uns zu ihnen, und unterhielten uns lange mit ihnen in franzöſiſcher Sprache, welche die meiſten Juden und Mauren verſtehen, und auch gebrochen reden. Unſere algieriſchen Freunde bedienten ſich der Landesſprache, was ſie wohl auf den Gedanken bringen mochte, daß auch wir derſelben kundig wären. Sie redeten daher auch uns arabiſch an, worauf wir ihnen die deutſchen Worte ſagten: nichts verſtehen. Als ſie hierauf lachten, wiederholte ich jene Worte, indem ich dabei zum beſſeren Verſtändniß dieſelben nach franzöſiſcher Ausſprache radebrechte: nix, nix verſteh. Das Gelächter nahm zu, die Jüdinnen ſchienen mit Worten und Pantominen zu proteſtiren, und liefen endlich eilig weg. Meine Begleiter hellten mir, als wir vorüber waren, den ganzen Vorgang auf; die Jüdinnen hatten ſtatt nix, nix, die Worte nick, nick zu vernehmen geglaubt. Dieſe haben in der arabiſchen Sprache einen obſcönen Sinn, und ſchon der ähnliche Ton einer unſchuldigen Rede hatte die keuſchen Damen in ſolchen Allarm gebracht.

Indem wir an dem Abhang weiter herabgingen, gelangten wir an die drei Kirchhöfe der Mauren, Juden und Chriſten. Wenn irgend wo, wurden wir da nachdrücklich an die große Sterblichkeit erinnert, die in dieſem Lande herrſcht. Die meiſten Sterbefälle kommen in den Monaten Juni, Juli, Auguſt vor. Um dieſe Zeit graſſiren die bösartigen Fieber, die beſonders den Europäern ſo gefährlich werden; unmäßiger Genuß von Früchten wurde als die häufigſte Veranlaſſung der Erkrankungen angegeben. Ganz einfach iſt die Curmethode der Mauren; ſie beſchränkt ſich auf gewöhnliche Hausmittel, die indeſſen oft anſchlagen. Ein Landsmann, Namens Weilbacher aus Mainz, der mit uns die Reiſe nach Europa machte, erzählte mir, daß er in Bona an dem dort herrſchenden Fieber lebensgefährlich krank geweſen ſei, und ſein Ende ſchon erwartet habe. Alle Mittel der dortigen Aerzte hätten das Uebel nur verſchlimmert; endlich ſei die Gelbſucht hinzugekommen. Ein Bild des Jammers ſei er eines Tags, von zwei Freunden geführt, vor dem Thore Bona's ſpazieren gegangen, als ihn ein alter Araber angeredet, und Mitleid über ſeinen Zuſtand an den Tag gelegt, zugleich aber ihm gerathen habe, alle Medicin bei Seite zu ſtellen, und von den Früchten des Cactus (Figues d'Afrique) zu genießen, welche ihn herſtellen würden. Weilbacher folgte dieſer Weiſung, und rettete dadurch, wie er feſt überzeugt iſt, ſein Leben. Gleich nach dem erſten Genuß dieſer Früchte hörte der Durchfall, von dem er ſeit längerer Zeit ſchon befallen war, auf, das Fieber ließ nach, und er fühlte ſich bald ſtark genug, die Reiſe nach Algier, und von dort nach Europa anzutreten. Als ich die Bekanntſchaft dieſes jungen Mannes in Algier machte, war er noch von dem gelben Fieber befallen, und die Spuren einer überſtandenen tödlichen Krankheit waren auf ſeinem Geſichte deutlich zu erkennen. Doch beſſerte ſich ſein Geſundheitszuſtand zuſehends, und die Seereiſe vollendete ſeine Geneſung. — Andere Curarten der Mauren ſind freilich weniger zu loben. Bei Gicht und Steinſchmerzen, bei Cholik und Seitenſtechen, kurz bei Anfechtungen von allerhand Art werden den Kranken erſt Amulette angehängt; helfen dieſe nicht, ſo nimmt man zum Brennen, als dem gewöhnlichſten Mittel, ſeine Zuflucht. Die Aerzte haben die Genugthuung, daß häufig ihre Patienten geneſen, wohl in Folge der guten Conſtitution und der geſunden Säfte, durch welche eine einfache Lebensweiſe ſich bei ihnen belohnt.

Die meiſten Opfer werden aus den Reihen der Soldaten gefordert. Forſcht man nach den Gründen des wirklich beunruhigenden Geſundheitszuſtandes beim franzöſiſchen Militär, — am Ende des September waren allein im Spital in Algier 1400 Kranke — ſo findet man, daß außer dem üblen Einfluß des Klimas, welcher nicht ganz beſeitigt werden kann, noch viele Umſtände mitwirken, die zum Theil durch die Umſicht der Behörden entfernt werden könnten. Mit Recht wird über unnütze Hin- und Hermärſche geklagt; eine Contreordre folgt der andern, oft ohne daß man einen Grund anzugeben weiß. Ferner iſt die Bekleidung der Truppen dem Klima nicht angemeſſen. Wie kann man mit ſchwerer Armatur beladen, in Wolle gekleidet, durch eine enganſchließende Uniform gepreßt, der brennenden Sonne von Afrika trotzen? Man ſollte doch dem Beiſpiele der Eingebornen folgen; die Suaves, ein aus den Eingebornen gebildetes, der franzöſiſchen Armee einverleibtes Corps, ſind nach Landesſitte uniformirt, und befinden ſich bei ihrer Tracht ſehr wohl. Auch für größere Reinlichkeit ſollte man ſorgen; die Caſernen ſind ſo voll Ungeziefer und Unrath, daß der Aufenthalt auf die Geſundheit nachtheilig einwirken muß. Endlich ſind die Lazarethanſtalten immer noch ſehr mangelhaft, und bedürfen weſentlicher Verbeſſerungen. Zu allen dieſen Uebeln geſellt ſich, zum Theil aber als Folge derſelben, eine gewiſſe Muthloſigkeit, ja Apathie vieler Soldaten, die in Gleichgültigkeit gegen das Leben und in Lebensüberdruß ausartet. Wir ſind überzeugt, daß unter dem engliſchen Gouvernement ſich ein günſtigeres Verhältniß für die Geſundheit des Militairs herausſtellen würde. — Auf unſerm weitern Spaziergang gelangten wir in ein Thal, worin die berühmten Steinbrüche Algiers ſich befinden. Neger, welche hier alle ſchwere Arbeiten verrichten müſſen, arbeiteten darin. Hr. Schnell führte uns ſodann nach den Ruinen einer römiſchen Waſſerleitung, welche, wie man noch deutlich ſehen kann, über das Thal geleitet worden war.

Wir beſuchten hierauf ein ungefähr eine halbe Stunde von der Stadt gelegenes, mauriſches Kaffeehaus, wo wir uns neben Mauren auf Strohmatten lagerten, und unter dem Schatten einer mit reifen Trauben bedeckten Weinlaube behaglich mauriſchen Kaffee ſchlürften; dann ging es noch in ein franzöſiſches Kaffeehaus, um die neueſten Nachrichten aus den Zeitungen zu erfahren.

Den Abend brachten wir in unſerm Hotel zu.

Ausflug nach Buffarik.

(Vorſichtsmaßregeln. Kaiſerfort. Ausſicht. Ibrahim. Beduinen, Kabilen, Hadjuten. Feindſelige Geſinnungen derſelben. Chasseurs d'Afrique. Spahis. Suaves. Sie bilden die Escorte der Reiſenden. Buera. Zerſtörungswuth der Franzoſen. Elegante Reſtauration. Ebene von Matidſchia. Marabuts. Buffarik. Jagd in der Umgegend. Geſang einer Nachtigall. Schlechtes Nachtquartier. Scorpione. Allarm im Hauſe wegen eines befürchteten Ueberfalls durch die Beduinen. Beſchreibung des Marktes. Tracht der Beduinen. Gegenſtände des Handels. Münzen. Schechs der Beduinen. Sonderbarer Kadi. Vorſichtsmaßregeln der Franzoſen. Heimführung einer arabiſchen Braut. Gefahren auf der Rückreiſe. Komiſcher Auftritt mit dem Kutſcher. Ankunft in Algier.)

Der heutige Tag, ein Sonntag, war zu dem Ausflug nach dem etwa zehn Stunden entfernten Buffarik beſtimmt. Ich hatte mit meinen beiden Landsleuten v. W. und v. A. und Eymin, einem Coloniſten aus Buffarik, eine Chaiſe gemiethet; Herr Schnell hatte die Güte, uns zu Pferde zu begleiten. Wir waren alle wohlbewaffnet; im Wagen hatten wir nebſt Säbeln und Dolchen zwei Doppelgewehre, um gegen einen Ueberfall

einzelner Beduinen geſichert zu ſeyn. Wie ſehr wir Urſache hatten, dieſe Vorſicht zu gebrauchen, wird aus der ſpätern Erzählung hervorgehen.

Von Algier aus geht der Weg ziemlich ſteil und in beſtändigen Wiedergängen bergauf. Das Verdienſt, die Straße chauſſirt zu haben, gehört dem Marſchall Rovigo, deſſen Name am Fuße des Berges in den Felſen eingehauen iſt. Man hatte mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt: Felſen mußten durchbrochen, und große Strecken aufgefüllt werden. Noch als wir vorbeifuhren, ſahen wir Militairſträflinge auf der Höhe des Berges damit beſchäftigt, die Straße durch Sprengung der Felſen zu erweitern. Der erſte Punkt, den wir erreichten, iſt das auf der Spitze der Anhöhe links von der Straße gelegene Kaiſerfort.*) Dieſes hat bei der Eroberung Algiers eine wichtige Rolle geſpielt. Nach der Landung bei Sidi Ferruch hatten die Franzoſen das Kaiſerfort, welches von einigen hundert Mann türkiſcher Miliz beſetzt war, berennt, und nach kurzem Widerſtand mit Sturm genommen. Hierauf forderten ſie den Dei nochmals auf, ſich zu ergeben. Da das Fort vermöge ſeiner Lage ſowohl die Stadt, als die Caſſuba beherrſchte, und die Beſtürzung in Algier den höchſten Grad erreicht hatte, ſo hielt ſich der Dei für verloren, und ſchloß die bekannte Capitulation ab. Von dem Kaiſerfort aus genießt man die meiſte und lieblichſte Ausſicht. In mannigfachen Krümmungen windet ſich die neue Kunſtſtraße den Berg herauf; zu Füßen erblickt man die Stadt mit ihren Forts und Minarets, etwas mehr links, aber höher hinauf die Caſſuba, in weiterer Umgebung die mit Landhäuſern und Gärten überſäeten Ufer, und in der Tiefe das Meer, den fernen Horizont den Blicken entziehend. Dazu der ſchöne, durch keine Wolke getrübte Himmel, und die ſüdliche Vegetation, die ſich hier vollſtändig entwickelt: Cactus wechſeln mit Palmen und Bananen, Oliven mit Orangen, Oleander mit Aloen in maleriſcher Gruppirung ab; nicht leicht kann man eine reizendere Ausſicht haben, es wurde mir erzählt, daß Reiſende ſelbſt den Anblick von Konſtantinopel hiermit in Vergleich gebracht haben.**)

Bald erreichten wir das von der Stadt 3 Stunden entfernte erſte franzöſiſche Lager Ibrahim, daneben ein kleines Dorf, erſt ſeit Kurzem von ärmlichen deutſchen Koloniſten angelegt. Hier geht der Kriegszuſtand und das eigentliche militäriſche Leben an. Ohne Eskorte darf es Niemand wagen, von dieſem Orte aus weiter in das Innere vorzudringen; man würde Gefahr laufen, von den Arabern überfallen, ausgeplündert, und im glücklichſten Fall in die Gefangenſchaft geführt zu werden. Gewöhnlich ſchneiden ſie den Chriſten die Köpfe ab, und überbringen ſolche ihren Anführern, die für jeden Chriſtenkopf eine beſtimmte Summe zahlen. Erſt vor zehn Tagen waren eine Viertelſtunde von Ibrahim drei deutſche Mädchen und zwei Knaben beim Heumähen überfallen, die Knaben erſchoſſen, und die Mädchen, zufällig die ſchönſten aus dem Dorfe, geraubt worden. Vor einigen Wochen fand man bei Bona zwei franzöſiſche Soldaten todt und nackend an Bäume gebunden. Die Araber hatten ſie mit mehreren Dolchſtichen ermordet, und auf eine alles menſchliche Gefühl empörende Weiſe verſtümmelt; in dieſem kläglichen Zuſtande fand ſie eine ausgeſendete Militairabtheilung. In der Mitte dieſes Sommers wurde ſelbſt der Kommandant Salomon de Muſis, der, von ihnen zu einer Konferenz eingeladen, ſich nach Budgia begeben hatte, treuloſer Weiſe ermordet. In Algier iſt man an dergleichen Mordthaten jetzt ganz gewöhnt; man ſpricht über ſie mit einer gewiſſen Gleichgültigkeit, und vergißt eine eben geſchehene leicht, weil eine neue, unter andern Umſtänden begangene, bald wieder zum Tagesgeſpräch wird. Uebrigens ſind ſich in dem feindſeligen Benehmen gegen die Franzoſen alle inländiſchen Stämme gleich, Beduinen ſowohl, als Kabilen und Hadjuten.

(Fortſetzung folgt.)

*) Von den Algierern Karl dem Fünften zum Hohn ſo genannt.
**) Daſſelbe berichtet Semilaſſo von dem Oberlieutenant Preanx.

Die k. Sammlung der Alterthümer, oder das Antiquarium zu München.

† Herzog Albert V., der Kunſtliebende, legte auch dieſe Sammlung an, wie er als der Stifter der Bibliothek und der Gemäldegallerie in München geprieſen wird. Um große Summen ließ er die Alterthümer aus Italien, und woher er nur etwas bekommen konnte, aufkaufen, wobei es denn in jener Zeit, welche die Kritik ſolcher Kunſtgegenſtände noch nicht kannte, und ſelten das Wahre vom Falſchen unterſcheiden konnte, häufig geſchah, daß Unächtes für Aechtes angekauft wurde. Maximilian I. vermehrte vor dem Ausbruche des dreißigjährigen Krieges, welcher die Blüthe Bayerns verzehrte, die Sammlung bedeutend, und ließ zur Aufbewahrung derſelben den großen gewölbten und ſchön geſchmückten Saal im Erdgeſchoße der Reſidenz bauen, und mit Wand- und Deckengemälden, ſo wie mit Büſten und Bildſäulen zieren. Der Saal, einer der größten, der je gebaut wurde, gewährt bei dem Eintritte einen überraſchenden Anblick; an beiden Seiten ziehen ſich durch die ganze Länge deſſelben marmorne Bänke hin; dieſes, und daß an dem oberen Theile der Wände die vorzüglichſten bayeriſchen Städte, Märkte und Burgen abgebildet ſind, in der Mitte der Decke aber die allegoriſchen Bilder der Tugenden, ließ Manche glauben, es wäre der Saal urſprünglich für die Verſammlungen der Stände Bayerns beſtimmt geweſen. Der Reichthum in dieſem Saale an plaſtiſchen Werken iſt außerordentlich groß; doch, wie ſchon geſagt, das Aechte von dem Unächten nicht ausgeſchieden. In neuerer Zeit wurde die Sammlung dieſer Büſten u. ſ. w. durch die Erwerbung vieler kleinerer Alterthümer und Denkſteine u. ſ. w. ſehr erweitert. Hofrath Thierſch, der Conſervator des Antiquariums, hat dieſe durch die ganze Mitte des Saales ſehr ſchön geordnet; dieſe ſymmetriſche Eintheilung überſieht man ganz klar von der hinteren Erhöhung des Saales aus, wo ehemals der Haupteingang war, der jetzt durch den Königsbau verſchloſſen werden mußte. Der ganze Vorrath der Alterthümer iſt in vier Abtheilungen aufgeſtellt:

Die I., nächſt dem Eingange vom Brunnenhofe her, enthält die ägyptiſchen Alterthümer, welche ſchon aus dem alten Vorrathe herrühren, bedeutend aber vermehrt wurden unter dem Könige Maximilian durch Ankauf der Sammlung des Dr. Sieber aus Prag. Dieſe beſteht aus Mumien, Bildern der Iſis und des Oſiris, und des Horus aus Bronze und Granit, Reliefen und Gemälden auf Kalkſtein, aus ägyptiſchen Lampen, Papyrusrollen, Stücken von Leinwand mit Malereien, dem Schmuck einer Frau von Email, einer Halskette von kleinen Achaten mit zwei Ohrenringen, einer Sammlung kleiner Thiere und Götterbilder aus gebrannter Erde. Den vorzüglichſten Schmuck bilden ohnſtreitig die Mumien, welche gemalt ſind. Eine Mumie kam als Geſchenk des Kaufmanns Dumreicher aus Kempten, der ſich in Alexandria angeſiedelt hat.

Die II. Abtheilung beſteht größtentheils aus alten Bronzen, welche in römiſchen oder germaniſchen Gräbern gefunden wurden. Unter ihnen finden ſich mehrere Reliefe von hohem Kunſtwerthe.

Die III. Abtheilung beſteht aus Gefäßen von gebrannter Erde, und aus Glasſachen, die erſt im Jahre 1836 ſehr vermehrt wurden durch den Ankauf einer Sammlung des Baukondukteurs Dyck, der dieſelben in Rheinzabern geſammelt hatte.

Digitized by Google

Die IV. Abtheilung wird gebildet durch die marmornen Statuen, Reliefe und Büſten, und eine Sammlung römiſcher Inſchriften ſowohl auf Meilenſteinen, als Grabmälern, welche in Bayern gefunden wurden.

Reiſebilder aus England.

IV. Der Themſetunnel in London.

(Schluß.)

Nun denke man ſich den großen Schacht; die Dampfmaſchine mit ihrer kräftigen, raſchen, taktmäßigen Bewegung, ruhend auf feſtem Gebälke, unaufhörlich in die Tiefe wirkend, mächtige Schwungräder in Bewegung ſetzend; die überall freien Blick in die Tiefe und die Seitenwände geſtattenden Schneckenſtiegen; unten aber, unter dem mächtigen, mit Schiffen bedeckten Strome, einſam und majeſtätiſch eine wahre Unterwelt, — — bei ſolchem Gedanken kann man ſich unmöglich einer hohen Bewunderung über Kühnheit und Kunſt der neuern Baukunſt und Mechanik erwehren. Die Dimenſionen tragen nicht wenig zu dieſer Bewunderung bei. Die Breite des Tunnels iſt 38 Fuß, die Höhe 22 Fuß 5 Zoll; die Sectionalarea 850 Fuß, die größte Tiefe von der Oberfläche des Waſſers bei höchſtem Stande deſſelben ſechsundſiebzig Fuß bis auf die Baſis des Tunnels! Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe Tiefe wahrſcheinlich noch bedeutender wäre genommen worden, wenn der vorhin erwähnte Umſtand des Erdreiches daſſelbe zugelaſſen hätte. Nur vermittelſt eines ſehr mächtigen Apparates, dem der Name „Schild" beigelegt wurde, war die horizontale Aushöhlung ſammt allen Nebenarbeiten bis zur theilweiſen Vollendung möglich. Dieſer Schild beſteht aus zwölf großen Geſtellen, dicht aneinander, wie ſo viele Bände in einem Büchergeſtelle. Dieſe Geſtelle ſind 22 Fuß hoch und drei breit, in drei Stufen oder Stockwerke getheilt, und bieten alſo 36 Räume oder Zellen für die Arbeiter dar; dieſe letztern ſind in Mineurs, welche den Boden aushauen und voran befeſtigen, und in Maurer, welche den Bau zu gleicher Zeit ausführen, abgetheilt. Der Schild wurde am 1. Jan. 1826 in der Tiefe des Schachtes eingeſetzt und der Bau des Tunnels unter einem Thonlager begonnen; allein am 26. deſſelben Monats wurde das Losbrechen des feſten, ſchützenden Thones bemerkt, und der Schild war faſt ſechs Wochen dem beträchtlichen Zufließen von Landwaſſer ausgeſetzt, welches in Menge aus einem Lager von Sand und Kies auf beiden Seiten hervorkam, und der Bau folglich ſehr gehindert.

Am 11. März war man über das Lockere weg und der Schild wieder unter einem Thonlager; mit dem Werke ging es ſchnell vorwärts und am 30. Juni 1826 kam man unter das Flußbett, am 30. Auguſt 1827 war man 400 Fuß unter dem Fluſſe, dieſer Theil des Werkes, Aushöhlung, doppelter Bogenweg und Maurerarbeit in 10½ Monat hergeſtellt. Am 18. Mai 1827, und zum zweitenmale im Januar 1828 brach der Fluß herein, und füllte den Tunnel, wobei die Nothwendigkeit, das ganze Werk aufgeben zu müſſen, zu befürchten ſtand. Nachdem man aber die Oeffnungen auf eine höchſt ſinnreiche Art mit Säcken mit Thonerde gefüllt, verſtopft, und die Waſſermaſſen ausgepumpt waren, fand man den Bau in dem befriedigendſten und der Geſundheit der Arbeiter durchaus nicht nachtheiligen Zuſtande. Leider hörte aber mit dem Zufließen des Waſſers auch der Zufluß des Geldes auf; es war eine totale Erſchöpfung! Die Arbeit ſtand nun ſieben Jahre ſtill, erſt dann fing das Geld wieder an zu fließen — und der Bau konnte zum zweiten Male begonnen werden, und geht nun hoffentlich unter günſtigen Auſpizien ohne Störung weiter. Bereits iſt er über ſiebthalbhundert Fuß vorgerückt, alſo beiläufig die Hälfte des beabſichtigten Tunnels.

Referent hat den Tunnel während des Stillſtandes der Arbeiten im Jahre 1829 geſehen, und war vor kürzeſter Zeit nicht wenig erfreut, den Bau im lebendigen Gang begriffen, das Neue dem Alten ganz gleich, dieſes aber nicht im Geringſten beſchädigt zu finden.

Nur der eine, reſp. der linke Bogenweg iſt mit Gaslampen an jedem Bogenpfeiler beleuchtet, vollkommen rein gehalten, und zwiſchen den Bogen von dem andern Gange, welcher zur Aus- und Einfuhr aller Materialien vermittelſt der Dampfmaſchine benützt wird, durch Gitterbruſtwehren geſchieden. Da wo die neue Arbeit wieder begann, iſt eine Barriere von der Wand zum Pfeiler gezogen, um die Beſucher von der unmittelbarſten Nähe bei dem Schilde abzuhalten. Anfangs iſt das geblendete Auge faſt gar nicht im Stande, die Arbeiter und Art der Arbeit im Schilde zu unterſcheiden; nach einiger Zeit erſt tritt deutlicher Blick ein. Neben der Barriere befindet ſich der Aufſeher mit einem Pulte, auf dem das Fremdenbuch aufliegt. Es iſt intereſſant, bei einigen Blättern höchſt gefeierte Namen oder auch Namen von Bekannten zu treffen. Von den Londonern ſelbſt wird der Tunnel am wenigſten beſucht, kaum hört man von demſelben ſprechen; kein Prophet gilt im Vaterlande — doch was ſage ich, Brünel iſt ja kein Engländer ſondern Franzoſe. Indeß ſind die guten Londoner doch zu entſchuldigen; am Werktage giebt es kaum Zeit, ſich zum weitentfernten Tunnel zu begeben, wenn auch gleich Omnibuſſe dahin gehen — und am Sonntag iſt er geſchloſſen. Der Eintritt iſt ein Schilling, und dieß Eintrittsgeld iſt von jeher eine nicht verwerfliche Zugabe zur Hauptbauſumme geweſen. Wenn doch nur Plutus ſeinen Segen reiches Goldes über das Werk göße! Auſſerdem ſteht leicht wieder ein Stillſtand zu erwarten. — Die Arbeiter ſind gut bezahlt, müſſen aber auch zur Fertigung einiger Zolle den ganzen Tag arbeiten. Daß die Dampfmaſchine eine große Menge Menſchenhände erſpart, braucht wohl kaum bemerkt zu werden.

Es iſt eigenthümlich, aber leicht zu erklären, daß, wenn man ſich im beleuchteten Tunnelgange auf dem reinlichen niedlichen Trottoir oder auf dem eben ſo reinlichen Fahrweg befindet, man das Ganze mehr feenhaft als großartig findet; man vergißt den Strom über ſich! Man wähnt ſich in einer gewöhnlichen Spaziergangarcade, und gewiß werden einſt, nach Vollendung des Werkes, Tauſende durch daſſelbe gehen, ohne etwas Beſonderes dabei zu denken. Der Blick gewöhnt ſich an alle Formen. Natürlich wäre es aber thöricht, wenn man im Ernſte dem Tunnel die entſchiedenſte Großartigkeit abſprechen wollte; auf der Erde, unter des Himmels Gewölbe kann man Rieſenwerke aufführen, Kanäle graben, Felſen ſprengen, Ströme leiten, Pyramiden und Palläſte bauen — aber unter dem finſtern Strombett Straßen bauen, iſt gewiß ein großes Unternehmen, das jedem Menſchenbauwerk an der Seite ſtehen kann!

Skizzen aus Rheinheſſen.

I. Charakter und Lebensweiſe der Dorfbewohner.*)

† Es iſt ein fleißiger, munterer, derber Menſchenſchlag, welchen wir in dieſer Provinz auf dem flachen Lande treffen. Mit ſeltener Liebe überlaſſen ſich die Bewohner dem Feldbau, und meiſt ſehen wir ſie von Tagesanbruch bis zur beginnenden Nacht, die Ruheſtunden abgerechnet, bei dieſem Geſchäfte, und ſelbſt

*) Mit Beachtung der Heſſe'ſchen Schrift über Rheinheſſen.

Digitized by Google

der Winter macht, bei nur einigermaßen günſtiger Witterung, keine Ausnahme, denn in dieſer Jahreszeit wird der Grund verbeſſert, und die Weinberge werden angerottet. Aber der Boden iſt auch dankbar für dieſe ſorgſame Pflege; er ſpendet reichlich und üppig, und Wein- und Fruchtbau ſind in dieſer geſegneten Gegend ſtets im Fortſchritte begriffen. Darum iſt es auch dem rheinheſſiſchen Landmanne immer willkommen, vom Landbau reden zu können, das iſt das Element, worin er ſich am ſicherſten und liebſten bewegt; und obgleich er in manchen Beziehungen, was dieſes Thema betrifft, noch an Vorurtheilen klebt, verſchließt er ſich doch nicht gegen zweckmäßige Verbeſſerungen, ſobald er ihren Vortheil durch eigne Wahrnehmungen erprobt hat.

Der Rheinheſſe iſt heiter und gewandt, und äußerſt unternehmend. Es kann ſeyn, daß er dieſen leichtbeweglichen Sinn theilweiſe dem Safte der Rebe, der ſich ihm in größerem Maße leicht und billig bietet, verdankt; aber mehr noch verdankt er dieſen heitern Sinn ſeiner reichen Geſchichte, der unvergleichlichen Lage ſeines Landſtriches, und der Zufriedenheit mit den gegebenen Verhältniſſen. Von Streitſucht und Unverſöhnlichkeit, die man oft dieſen Leuten zum Vorwurfe gemacht hat, habe ich wenig gefunden. Wohl hatten in frühern Zeiten Religionsſtreitigkeiten, deren Tummelplatz gar oft die Pfalz war, Spannungen erzeugt und erhalten, und noch heute ſind dieſe Spannungen nicht ganz vertilgt. Aber bei den meiſten Familien Rheinheſſens findet man Einigkeit und Wohlwollen, dieſe vorzüglichen Grundlagen des geſelligen Glücks, auch oft recht feſt und innig geknüpfte Freundſchaftsbande. Ueberhaupt ſind Treuherzigkeit und Vertrauen auf wohlwollende Vorgeſetzte, ſo wie aufrichtige Anhänglichkeit an das Beſtehende erfreuliche Erſcheinungen, auf die man überall in Rheinheſſen ſtößt.

Die Religioſität iſt in den meiſten Gemeinden Rheinheſſens ein Grundzug im Volkscharakter, und Geiſtliche, welche mit Aufrichtigkeit dieſen Grundzug durch Wandel und Lehre fördern und pflegen, finden Liebe, Vertrauen und Anerkennung. Aber ſo religiös der Rheinheſſe iſt, ſo ſehr haßt er die Bigotterie und Scheinheiligkeit. Verſtellung liegt überhaupt nicht in ſeinem Charakter, ſo wenig wie Intoleranz, die man im Allgemeinen hier kaum dem Namen nach kennt.

Die Lebensart der Rheinheſſen iſt einfach. Heſſe ſagt darüber folgendes: In bemittelten Familien beſteht das Frühſtück in leichtem Kaffee und Butterbrod, die Arbeiter auf dem Felde aber genießen gegen 8 Uhr, nach 5ſtündiger Arbeit, ein Stück Kornbrod mit Käſe, bei anſtrengender Arbeit jedoch erhalten die Arbeiter auch wohl Wein. Das Mittageſſen beſteht meiſtens aus Kartoffeln und ähnlichen Gemüſen mit Schweinfleiſch, oft auch ohne Fleiſch. Des Mittags wird kein Wein getrunken. Gegen ſieben Uhr Abends wird zu Nacht gegeſſen. In der Regel beſteht dieſes aus Suppe, weichem Käſe, im Sommer häufig aus ſaurer Milch; doch tritt bei ſehr ſchwerer Arbeit auch wohl ungleich beſſere Verpflegung ein. Der arme Bürger nährt ſich gewöhnlich mit Milch und Kartoffeln, bei dem mittlern Bürger iſt Rindfleiſch ein Hauptbeſtandtheil der Nahrung. Wein wird wohl allgemein getrunken, jedoch immer nur von ſchlechterer Sorte.

Auch die Erholungen und Volks-Vergnügungen ſind bei dieſen Landleuten ziemlich einfach; es iſt ihr Haupt-Vergnügen, auf die Märkte zu fahren, und die Erzeugniſſe ihres Fleißes recht gut anzubringen. Doch iſt des Sonntags wohl auch ein Tänzchen veranſtaltet. Dafür aber iſt das Kirchweihfeſt das allgemeinſte Volksfeſt, und lange vorher wird ſich auf dieſe Luſt gefreut. Eigentlich dauert das Feſt nur drey Tage; doch ſind die Leute die ganze Woche nicht zur Arbeit tauglich, und ſchon die Woche vorher iſt die Hausfrau ſtark mit einer gründlichen Reinigung des Hauſes, ſelbſt der kleinſten Hütte, beſchäftigt. Das Kirchweihfeſt abſorbirt jedesmal ein ſchönes Sümmchen; ſey der Mann arm oder reich, er ladet ſeine Freunde von Nah und Fern ein, bewirthet ſie mit Kuchen und Wein, und iſt mit ihnen heiter, ja ausgelaſſen, es ſcheint, als wolle ſich bei dieſen Menſchen die Jovialität eines ganzen Jahrs an dieſen wenigen Tagen Luft machen! Vermögenden Landleuten, die viele Kinder haben, koſtet ein ſolches Feſt ein kleines Capital, und ich bin weit entfernt, das für einen Mißbrauch zu halten; die Kirchweih iſt ja das Theater, das Conzert, das Kränzchen dieſer harmloſen Menſchen, ſie entſagen ja willig aller feinern Luſt der Städter, — warum ſollen ſie nicht einmal vom ganzen Herzen glücklich ſeyn?! Schade iſt es, daß ſolche Feſte zuweilen durch Streit unter den jungen Burſchen geſtört werden; und dieſer ereignet ſich ſehr leicht, denn es iſt unglaublich, wie reizbar dieſe Helden des Feſtes ſind! — Ein Tänzchen, welches die Liebſte mit einem andern Burſchen verſucht, der eben nicht ſehr wohl affektionirt bei dem Geliebten iſt, kann Blutvergießen zur Folge haben! Der Wein, der bei ſolchen Gelegenheiten im Uebermaß getrunken wird, trägt meiſt das Seinige dazu bey. —

Die Kleidung des rheinheſſiſchen Landmannes zeugt von Wohlſtand, und iſt wenig von der der Städter verſchieden. Zum Sonntagskleid beſitzt der Landmann einen meiſt blauen Ueberrock nebſt rundem Hut; an den Arbeitstagen trägt er eine kurze Jacke und eine Tuchmütze; für den Winter beſitzt er einen grauen Mantel, für den Sommer weite linnene Kleider. Die Frau trägt am Sonntage ein hübſches Kleid von baumwollnen gefärbten Stoffen, oder im Winter ein Kleid von Tuch oder Bieber. Im Ganzen herrſcht bei der vermögenden Klaſſe in Bezug auf Kleidungsſtücke wirklicher Luxus; man ſieht das ſchon, wenn man in den größern Kaufläden zu Mainz ſich befindet, woſelbſt man immer eine Anzahl von Landleuten trifft, die derartige luxuriöſe Bedürfniſſe einkaufen; noch mehr ſieht man das zur Zeit der Mainzer Meſſe, überhaupt bleibt ein Theil des Geldes, welches dieſe Leute in Mainz für die Produkte erlöſen, wieder in den Mainzer Läden ſitzen! Hauben ſind bei den Frauen faſt ganz verſchwunden. —

Die Reinlichkeit iſt bei dem Landmanne Rheinheſſens zu Hauſe, er wird in der Schule daran gewöhnt, und nimmt die Gewohnheit mit ins thätige Leben. In den Wohnungen iſt die Reinlichkeit ausgezeichnet, faſt eben ſo, wie in Holland und einigen Gegenden der Schweiz; wenigſtens findet man ſie im mittlern Deutſchland nicht ſo wieder. Dieſem Umſtande, verbunden mit der Regſamkeit im Arbeiten, und der Mäßigkeit im Eſſen und Trinken, verdankt die Gegend einen ſehr guten Geſundheitszuſtand, ſo daß man faſt gar nichts von miasmatiſchen Krankheiten weiß, und die Sterblichkeit eine ſehr mäßige iſt. Der Genuß des Branntweins iſt äußerſt ſelten, Bier wird nur in den Städten ſtark getrunken, der Landmann aber hält ſich bei ſeinem Glaſe Wein, und findet ſich wohl dabei.

Kleine Bücherſchau.

Fr. Kries Vorleſungen über die Naturlehre für Frauenzimmer. Leipzig, Verlag der Dykſchen Buchhandlung. I. Th. mit 4 lith. Tafeln, 1832. II. Th. mit 2 lith. Taf. 1834. III. Th. mit 5 lith. Taf. 1836. Preis 7 Thlr. 12 Gr.

Mit den Naturwiſſenſchaften hat auch die Naturlehre in neuen Zeiten ſolche Fortſchritte gemacht, daß ein Zeitraum von wenigen Jahren im Stande iſt, ein früher vielleicht nützliches

Digitized by Google

Buch faſt unbrauchbar zu machen; um wie viel mehr dies der Fall ſeyn muß, wenn eine Reihe von Jahren verfloſſen iſt, leuchtet von ſelbſt ein. In dieſer Berückſichtigung lehnte auch Prof. Kries die an ihn ergangene Aufforderung, die zur Zeit ihres Erſcheinens mit vielem Beifall aufgenommenen Briefe von Euler über verſchiedene Gegenſtände aus der Naturlehre nach dem jetzigen Stande der Wiſſenſchaft zu bearbeiten, ab, und verſuchte vielmehr, ein neues, in Eulers Geiſt geſchriebenes Werk an deſſen Stelle zu ſetzen. Ein beſonderer Vorzug des Eulerſchen Buches iſt nemlich die ausnehmende Klarheit, mit welcher die abgehandelten Gegenſtände dargeſtellt ſind. Jener große Mathematiker beſaß das ſeltene Talent, ſich zu der Faſſungskraft der Anfänger herabzulaſſen, und dieſen ſich verſtändlich und lehrreich zu machen. Der Verf. der obigen Vorleſungen hat ſeinem hohen Vorbild mit glücklichem Erfolg nachgeſtrebt, und wir ſind ihm für die gelungene Ausführung der ſchwierigen Aufgabe beſondern Dank ſchuldig.

Wenn es auf dem Titel heißt, die Vorleſungen ſeien für Frauenzimmer beſtimmt, ſo möge man darum ja nicht glauben, daß der wiſſenſchaftlichen Darſtellung ein Abbruch geſchehen ſey. Dieß läßt ſich von einem Mann, wie Kries, nicht erwarten. Nur die ſyſtematiſche Form unſrer Kompendien iſt weggefallen. Die Gründlichkeit wird man nirgends vermiſſen, aber im Verein mit derſelben überall möglichſte Deutlichkeit und Kürze antreffen.

Der Verf. iſt von dem richtigen Grundſatze ausgegangen, daß der Unterricht über die Erſcheinungen, die ſich uns in der Natur darbieten, wenn er auf das Praktiſche gehen, und populär ſeyn ſoll, von dieſen Gegenſtänden ſelbſt beginnen muß; er muß vom Beſondern, nicht vom Allgemeinen anfangen. Indem man aber genöthigt iſt, bei Erklärung des Einzelnen zu dem Allgemeinen überzugehen, wird auch dieſes, ſo weit es erforderlich iſt, berückſichtigt.

Demnach wird zuerſt von der Erde, als Weltkörper, gehandelt, und die Erſcheinungen, die ſich hier darbieten, geben den Faden, an welchen die verſchiedenen Betrachtungen angeknüpft ſind. Sodann wird im zweiten Abſchnitt von der die Erde umgebenden Atmoſphäre und den ſogenannten Lufterſcheinungen geſprochen, und hiermit mancher andre Gegenſtand, z. B. die Erläuterung der Luftpumpe, Waſſerpumpe, Elektriſirmaſchine u. ſ. w. in Verbindung geſetzt. Der dritte Abſchnitt beſchäftigt ſich mit der phyſiſchen Beſchaffenheit des Erdkörpers. Bei dieſer Gelegenheit werden wir belehrt über das Meer, deſſen Temperatur und andre Eigenſchaften, über das Thermometer, über Ebbe und Fluth, Salzquellen, Gebirge, Vulkane, Erdbeben; wir leſen von Metallen, vom Magnet, von der Elektrizität und den mannichfachen damit in Zuſammenhang ſtehenden Erſcheinungen, vom Galvanismus und Electromagnetismus. In einer Einſchaltung wird die Lehre vom Schalle vorgetragen. Der vierte Abſchnitt verbreitet ſich über das Weltgebäude, der fünfte handelt vom Lichte und von der Wärme und ein ſechſter von den allgemeinen Eigenſchaften der Körper. Ueberall ſind eine Menge von Dingen, die in das praktiſche Leben einſchlagen, beſprochen und erläutert; z. B. der wichtige Abſchnitt über die Brillen wird Viele bei deren Wahl zu der nöthigen Vorſicht veranlaſſen.

Doch es würde unpaſſend ſeyn, in das Einzelne bei einem ſo reichhaltigen Werke eingehen zu wollen. Wir verdanken demſelben vielfache Belehrung und großen Genuß, und ſind überzeugt, daß jeder Leſer aus gebildetem Stande, der ſich über die Erſcheinungen in der Natur belehren will, daſſelbe nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen wird. Insbeſondere machen wir noch auf einen großen Vorzug dieſes Buches aufmerkſam, welcher vor Allem in dem Abſchnitt über das Weltgebäude recht klar hervortritt: es iſt der ächt religiöſe Sinn, mit welchem der Verf. die Werke Gottes betrachten, und in ihnen die Spuren ſeiner erhabenen Weisheit, Allmacht und Größe erkennen lehrt. Durch dieſe Einſicht wird eben ſo ſehr unſer Vertrauen zu dem, der uns zu Gliedern ſeiner Welt gemacht hat, befeſtigt, als das heilſame Gefühl der Demuth in uns erweckt. Es iſt ſehr zu wünſchen, daß die Verfaſſer ähnlicher Werke dieſen Geſichtspunkt ſtets vor Augen haben mögen.

Der Druck thut dem Auge wohl, nur könnte er korrekter ſeyn. Die lithographirten Tafeln ſind gut ausgeführt. Vollſtändige Regiſter erleichtern das Nachſchlagen. Der Preis iſt für 94 Bogen ſehr mäßig angeſetzt.

W — nn.

(Mainz.) Wir leben in einer Zeit, wo die Verbeſſerungen und Vervollkommnungen an der Tagesordnung ſind, und manches ans Licht gebracht wird, bei welchem man ſeiner Einfachheit und ſeines reellen Nutzens wegen ſich nur wundern muß, daß man nicht ſchon längſt darauf verfiel. Zu dieſen Verbeſſerungen gehört unſtreitig auch das Modell zu einer Colorirlehre, welches unter dem Titel: „Verſuch einer beſondern Verfahrungsart bei Colorirung der Rheingegenden. Von K. A. Frhr. von Klein; Mainz bei C. G. Kunze 1836“ erſchienen iſt. Dieſe Schrift hat zum nächſten Zwecke, den ausländiſchen Künſtler aufzufordern, über die Natur ſeines Landes etwas Aehnliches herauszugeben, als dieſe Colorirmethode der Rheinlandſchaften. Es wird Niemand ſtreitig machen, daß jedes Land, jeder Erdſtrich ſeinen eigenen Himmel, ſeinen beſondern Boden, und großentheils auch ſeine eigene Vegetation habe. Dieſe drei Hauptcharaktere jeder Gegend ſind bereits vom Phyſiker, vom Geologen und vom Botaniker ausführlich geſchildert, aber noch nicht vom Maler, welcher ſich eben ſo gut einmal dem Naturforſcher anſchließen, und ſowohl Form als Colorit, gerade ſo wie es dem Auge erſcheint, naturhiſtoriſch treu uns beſchreiben könnte! Er lieferte zwar in ſeinen Bildern manches Portrait einer fremden Natur, allein in wie weit daſſelbe treu iſt, kann nur ein Solcher beurtheilen, welcher an Ort und Stelle war. Von der Phantaſie hingeriſſen, und von einem gewiſſen Geſchmacke geleitet, weicht der Künſtler mehr oder weniger von der Natur ab, zieht oft das Sonderbare und Ungewöhnliche dem Charakteriſtiſchen vor, und führt auf Irrwege. Hr. v. Kl. bemerkt, daß dem ſog. poetiſchen Landſchafts-Maler ſolche Freiheiten wohl geſtattet ſeyn dürfen, theilt aber daher die Landſchaftmaler in zwei Klaſſen, deren zweite er gleichſam als Mittelding zwiſchen Naturforſcher und eigentlichem Künſtler betrachtet. Mit letzterm ſoll dieſe Klaſſe darin übereinſtimmen, daß bei Aufnahmen immer Rückſicht auf gut gewählte Standpunkte genommen, und bei mageren Vordergründen mit, der Gegend anpaſſenden, Gegenſtänden ausgeholfen würde. Im übrigen aber halte man ſich ſtreng an die Natur, wie der Naturforſcher, ſowohl in der Form als im Tone. Damit nun aber der Ausländer in den Stand geſetzt ſey, bei den unſäglich vielen Naturgemälden, die theils in Oel, theils in Aquarel bereits erſchienen, und noch erſcheinen werden, das reine Portrait der Natur von der poetiſchen Auffaſſung, und beide wieder vom Manierirten, namentlich im Colorite, unterſcheiden zu können; damit der, mit dem Pinſel Vertraute, ſich manchen Umriß einer fremden Gegend durch eine wenigſtens in den wichtigſten Theilen zutreffende Färbung ins Leben zu rufen im Stande wäre, ſo übergab Hr. v. Kl. ſeine Schrift der Oeffentlichkeit als ein Beiſpiel, wie dies zu bewerkſtelligen wäre. Die Klarheit, mit welcher ganz ſyſtematiſch die Behandlung jedes Gegenſtandes von der weiteſten Ferne bis zum Vordergrunde durch alle Nüançen der Luftperſpektive in dieſem Verſuche dar-

Digitized by Google

geſtellt iſt, mit Rückſicht auf die 3 verſchiedenen Tageszeiten, iſt als Muſter zu empfehlen, und man kann nicht anders ſagen, als daß, wenn über Italien, die Schweiz, Schottland, Schweden, Braſilien, Indien, China, ꝛc. einſtens eine ſolche klare Behandlungsweiſe des Colorites erſchienen wäre, ſolche, in der Verbindung mit des Frhrn. v. Kl. Meſſmethode, einen ſo richtigen Begriff von dem wahren Eindrucke der Natur jener Länder auf unſer Auge geben müßte, wie bis jetzt wir noch keinen hatten. Man könnte uns nicht mehr täuſchen, denn wir wüßten das Wahre vom Unwahren genau zu unterſcheiden. Arbeiteten bei einer ſolchen Unternehmung Naturforſcher und Künſtler gemeinſchaftlich, ſo dürfte an einem zuverläſſigen Reſultate nicht zu zweifeln ſeyn.

Korreſpondenz.

Dresden, Dezemb. 1836. Auf dem Hoftheater: I Capuleti ed i Montecchi. Lyriſche Tragödie in 4 Aufzügen. Muſik von Vincenzo Bellini. — Es iſt bekannt genug, daß Bellini in den Augen der wahren Kritik ſo ziemlich gar keinen Werth hat, weil ihm Alles abgeht, was den großen Compoſiteur bezeichnet: kunſtreiche Harmonie und Inſtrumentirung, edle Melodieen, und wahre Charakterſchilderung, bis ins Einzelne hinein; denn ſeine Harmonie und Inſtrumentirung ſind geradezu ſchülerhaft, gefällige Melodieen fehlen ihm nicht, aber ſie ſind unedel und immer nur auf einen einzigen Punkt zuſammengedrängt, ſo daß nach ein paar melodiöſen Takten ſtets eine endloſe Wüſte von Monotonie folgt, und von Charakterſchilderung iſt bei ihm gar nicht die Rede, will man anders nicht eine oberflächliche Malerei der Situation für Charakterſchilderung halten. Woher nun der unermeßliche Beifall, den ſich Bellini in Kurzem erworben hat? Denn einen Grund davon muß es geben, wenn man in Sachen des Geſchmackes nicht das Spiel des Zufalls annehmen will. Nach unſerer Meinung iſt dieſer Grund ein dreifacher: 1. weil Bellini für die Menſchenſtimme gleich den beſten Meiſtern ſchreibt; 2. weil er an die Stelle der bisherigen Ueberladung mit Coloraturen eine einfachere Melodie ſetzte, und 3. weil große Talente, durch dieſe beiden Thatſachen ſowohl, als durch die günſtigen Sujets ſeiner Opern bewogen wurden, dieſe mit Aufbietung all ihrer Kraft dem Publikum vorzuführen. Mit dieſen Antworten nun iſt wohl obige Frage erledigt, aber ein trauriges Zeichen eines verweichlichten und entmannten Geſchmackes bleibt der Beifall, den die große Majoritat Bellini zollt, immer noch. Die billigſte Kritik iſt die, welche ihn einen elegiſchen Compoſiteur nennt, die einſichtsloſeſte aber die, welche ihm das Prädikat „dramatiſch“ zollt. Da iſt kein Funken jenes göttlichen Feuers, welches ächt dramatiſche Charaktere durchglüht, und uns ſympathetiſch ſtimmt, ſondern ein abſpannendes, lamoryantes Fluidum ſtrömt aus Bellini's Schöpfungen auch in die ſtarke Bruſt, welches uns wohl die Kraft zum Davonlaufen rauben, aber kein Entzücken einflößen kann. Während wir in den Geſtalten wahrhaft dramatiſcher Tonſetzer gleichſam lebensvolles Blut auf und nieder ſtrömen ſehen, ſind Bellini's Geſchöpfe markloſe Weſen, die uns aus matten hohlen Augen geſpenſtiſch anglotzen, Scheinmenſchen ohne Herz und Seele, deren uns auch im wirklichen Leben ſo viele begegnen, und die den Schatten im Hades gleichen. — Madame Schröder-Devrient iſt eines von jenen großen Talenten, welche dem Vincenzo Bellini ſo ſchnellen Eingang verſchafften. Wer ihren Romeo ſah, hat etwas Großes geſehen. Die nichtsſagendſten Melodieen erhalten durch ihren ächt dramatiſchen Geſang Feuer und Ausdruck, das unbedeutendſte Wort fällt, von dieſem Munde geſprochen, ſchwer wie Gold in unſre Bruſt. Beinahe aber möchten wir behaupten, daß ihr Spiel ihren Geſang dießmal noch übertroffen habe. Da war keine Bewegung, keine Geberde, die an das Weib erinnert hätte, ſondern nichts als die edelſte Mannheit — Romeo, ganz Romeo, der liebende, muthige, todeskühne Jüngling. Ach, wie mußten die geborenen Männer mit ihren trotzigen Backenbarten im Schweiße ihres Angeſichts arbeiten, um neben dieſem Heros-Knaben mit dem frommen Madonnen-Geſichtchen nicht wie verkleidete Weiber auszuſehen! — Am nächſten ſtand in Geſang und Spiel dem Romeo Herr Schuſter als Tebaldo. Die ächt italieniſche Geſangmethode dieſes Künſtlers, verbunden mit einem tiefen und lebendigen Gefühle, ſind Eigenſchaften, die ihn faſt ſtets über die andern emporheben, mögen dieſe bisweilen auch mehr phyſiſche Mittel ins Treffen führen können. Daher wird Hr. Schuſter da, wo nicht Coloratur, ſondern ſchöner Ton, geläuterter Geſchmack und dramatiſcher Ausdruck vorherrſchen müſſen, immer und mit Jedem in die Schranken treten dürfen, und vielleicht nie beſiegt werden. Sein Max, Joſeph, Tamino, ſein Perçi, in Anna Bolena, ſein Elvino, in der Sonnambula, ſind einzige Leiſtungen, ſein Pylades aber, in Glucks Iphigenia, geradezu etwas Großes zu nennen. — Tell. Oper von Roſſini. Dieſes Werk ſteht unter allen Leiſtungen des gefeierten Meiſters ganz für ſich da. Hier iſt er ganz ernſt und ſchöpferiſch, ohne alle Coquetterie, immer die Natur ins Auge faſſend und in großem Sinne wirkend, der, ein Abkömmling der Gottheit, nur das Aechte und Wahre will, allen kleinlichen Tand verſchmähend. Ja, es iſt in dieſer Muſik etwas Unvergangliches, was vielleicht alle Schöpfungen Roſſini's überleben wird. — Herr Zezi war als Tell tief in die Idee des Componiſten eingedrungen, das bezeugte vor Allem ſein trefflicher Vortrag der Recitation, in welchen ich jedoch hier und da etwas mehr Accentuation gewünſcht hätte. Sein Spiel, das von Vielen lebhafter gewünſcht wurde, ſchien mir gerade dem ernſten und feſten Sinne Tells, wie er nun einmal vor uns ſteht, entſprechend. Hr. Zezi hat in dieſer Parthie mehr als irgendwo Gelegenheit, ſeine herrliche Stimme glänzen zu laſſen. — Herr Schuſter gab den Arnoldo Melctal mit all der Leidenſchaft und dem Feuer, womit Dichter und Componiſt ihn ſo reich ausgeſtattet haben. Was mir das Ausgezeichnetſte in ſeiner Leiſtung ſchien, war, daß ſein Ton auch im höchſten Pathos noch ſchön blieb. Unverkennbar ſtudirt Hr. Schuſter das große Spiel der Schröder-Devrient, und ahmte es dieſen Abend mit vorzüglichem Erfolge nach.

H. F. Mannſtein.

□ Berlin, 10. Jan. Dr. Julius hat in einem jetzt eben erſchienenen kleinen Büchlein: „Die amerikaniſchen Beſſerungs-Syſteme“, dem Vorläufer eines größeren von ihm zu erwartenden Werkes, vorerſt ſich über den Vorzug der zwei verſchiedenen Beſſerungs- und Beſtrafungs-Syſteme, des in Auburn und Philadelphia, ausgelaſſen. Das Weſen dieſes Beſſerungs-Syſtemes beſteht in der getrennten Einſperrung jedes Sträflings. Das Auburnſche Syſtem verbindet nächtliche Abtrennung mit gemeinſchaftlicher Arbeit bei erzwungenem Schweigen und der Hemmung jeder Mittheilung zwiſchen den Gefangenen. Die Auburnſche Zucht hat eine mehr phyſiſche und negative Richtung, die Philadelphiaſche aber eine mehr moraliſche und poſitive. Die augenfälligſten Ergebniſſe dieſer beiden Syſteme, oder vielmehr der verſchiedenen Weiſen, das nämliche Syſtem zu handhaben, beſtehen bei dem Auburnſchen Verfahren in einem größeren, durch die Arbeit des Sträflings erzielten Gewinne, und bei dem Philadelphia'ſchen in einer unterwürfigeren Gemüthsſtimmung des Verbrechers, und in einer gründlicheren Beſſerung ſeiner sträflichen Neigungen und gottloſen Gewohnheiten bei geringerem Arbeitsverdienſte. Daß unter dieſen Umſtänden ſich alle Sachverſtändige und mit ihnen Dr. Julius dem Philadelphia'ſchen Syſteme zuwenden, iſt natürlich. Selbſt Ducpectiaux, Generalinſpector der belgiſchen Gefängniſſe, hat in dem berühmten Genter Zuchthauſe, die Wiege des Auburnſchen Syſtems, einen neuen Flügel anbauen laſſen, um die Gefangenen in Einzelzellen für den Tag und die Nacht unterzubringen, da auch nach ſeiner großen Erfahrung der Einfluß des einſamen Gefängniſſes ſelbſt in den widerſpenſtigſten Gemüthern eine faſt augenblickliche und höchſt überraſchende Umänderung bewirkt. Der Faule u. Träge wird thätig und aufmerkſam, an die Stelle des Zornmuthes tritt die vollſtändigſte Unterwerfung, und Gemüther, welche bisher verhärtet waren, öffnen ſich der Stimme des Wohlwollens und der Religion. Indeſſen iſt es die abſolute Abſperrung des Gefangenen nicht allein, die jene Sinnesänderung ſo häufig in ihm hervorbringt, es iſt der große moraliſche Einfluß, der neben dieſer Abſperrung auf ihn wirkt. Da iſt kein Aufpaſſer und keine ſtrafende Peitſche, die jede Miene des Verbrechers bewacht, und jeden Ungehorſam aufs Strengſte züchtiget, wie es in unſeren Gefangenenanſtalten ſein muß, wenn Ordnung, Gehorſam und Ruhe erhalten werden ſoll. Dagegen finden ſich in allen amerikaniſchen Syſtemen Gefängnißinſpectoren, welche die eigentliche Vermittelung zwiſchen dem ſtrafenden Recht und dem Wohlwollen der menſchlichen, dem Strauchelnden verzeihenden, den Irrenden zurechtweiſenden und den Verzweifelnden tröſtenden Geſellſchaft bilden. Dieſe Inſpectoren, aus den achtbarſten, angeſehenſten und menſchenfreundlichſten Bürgern der Stadt gewählt, in welcher das Gefängniß ſich befindet, ſind die Vorgeſetzten des Gefängnißdirectors und ſtehen unmittelbar unter der Staatsregierung. Sie haben die Verpflichtung, mehremal wöchentlich das Gefängniß zu revidiren, über die Pflichterfüllung der Beamten zu wachen, die einzelnen Gefangenen in ihren Zellen zu beſuchen, ſie anzuhören, ihren Beſchwerden abzuhelfen, den Schul- und Religionsunterricht zu bewachen, und die Unterbeamten des Hauſes anzuſtellen oder zu entlaſſen. Der Einfluß dieſer vermittelnden Männer und der Zuſpruch in den Tröſtungen der Religion, die der Geiſtliche des Hauſes ſpendet, haben ſich in der neuen Welt, bei der ſorgfältigen Auswahl und bei dem in den Augen des Gefangenen höchſt wichtigen und alle Bemühungen vorzugsweiſe eindringlich machenden Standpunkte der Nichtbezahlung für Dienſte, äußerſt wohlthätig und ſegensreich bewieſen. So groß auch immer die Geneigtheit ſein mag, unſere Beſſerungsanſtalten zu ändern, und ſo klar die völlige (?) Nutzloſigkeit derſelben auch eingeſehen worden iſt, ſo geſtatten doch unſere religiöſen, politiſchen und geſelligen Verhältniſſe eine Aenderung bis zu dem Grade, wie in Amerika, nicht, da die Einflüſſe des dortigen Zuſtandes der Volkserziehung und des Armenweſens hierbei überdem ſehr gewichtig ſind.

---

* Aus Prag. Publikum und Bühne. (Schluß) Von älteren Stücken wurden gleichfalls die ſchlechteren und die Geduld ermüdenden hervorgeſucht. Wallenſtein wurde zwar mit neuen Kleidern, aber in einer höchſt ungenügenden Beſetzung, wieder in die Scene geſetzt, und Alles wirkte zuſammen, bis ſich der Geſchmack des Publikums, gleichſam gezwungen, ganz der Oper zuwendete, und ſelbſt

Digitized by Google

die intereſſanteſten Gäſte, z. B. Hr. Löwe aus Wien — der mit ſo vollem Rechte Prags Liebling war — nicht mehr im Stande waren, die Luſt am recitirenden Drama wieder zu erwecken. In den Wintermonaten beſſerte ſich zwar das Repertoire einigermaßen, doch war der Credit des Schauſpiels einmal untergraben, und es war erſt den Gaſtrollen der Dem. Bauer (im folgenden Frühjahr) vorbehalten, zu beweiſen, daß das Intereſſe am Schauſpiel nur entſchlummert, keineswegs erſtorben war. Gaſtrollen ſind gewiß ſehr erſprießlich für die Sommermonate, um den Reiz der Bühne in einer Jahrszeit zu erhöhen, wo ſie an der Natur die gefährlichſte Nebenbuhlerin hat; doch dürfen jene nicht der Haupt- und Stützpfeiler einer theatraliſchen Anſtalt ſeyn, und es muß überhaupt damit ſehr vorſichtig zu Werke gegangen werden, theils, um das Publikum nicht mit dieſer Speiſe zu überſättigen, theils aber, um auch in dieſer Jahrszeit noch Zeit zur Vorbereitung eines Repertoires für die Herbſt- und Wintermonate übrig zu behalten. Die beiden letzten Directionen haben jene Vorſicht nicht gehörig geübt, und wenn die vorletzte in der Qualität irrte, ſo fehlt dagegen Hr. Stöger in der Quantität. Unter dem Triumvirat wurde Alles „Gut und Böſe durcheinander, wie —" zum Gaſtſpiele zugelaſſen, ſo daß man bei einem unbekannten Gaſte oft mehr Furcht und Entſetzen, als frohe Erwartung hegte. Der gegenwärtige Director iſt ſtrenger in der Wahl der Perſonen, engagirt dagegen die guten Bühnenkünſtler auf eine ſo große Zahl von Gaſtdarſtellungen, daß die Schauſpielliebhaber, die im Voraus wiſſen, Hr. A*, Mad. K*, oder Dem. C* bleiben Wochen und Monate lang hier, im Anfange wählig ſind, und am Ende wird ihnen der Gaſt ſo gewöhnlich, daß ſie beinahe vergeſſen haben, er ſey nur ein Gaſt, und daher kommen die vielen leeren Häuſer ſelbſt bei den vorzüglichſten Künſtlern. So erſchien z. B. Dem. Sabine Heinefetter an 21 Abenden auf unſrer Bühne, freilich auch in einigen Rollen, die durchaus nicht für ſie paſſen, und mehr dazu gewählt ſchienen, den Enthuſiasmus abzukühlen, den ſie in einer frühern Anweſenheit erregt hatte. Auch Hr. und Mad. Rettig ſpielten ſo oft, daß ſich das Intereſſe zerſplitterte, und ſie in der drückenden Sommerhitze weniger volle Häuſer vor ſich ſahen, als ſie mit Recht erwarten durften. Vorſichtiger als alle war der geiſtreiche Raymund, der nach 12 Gaſtrollen mit ſtets überfüllten Häuſern und einem unerhörten Beifall unaufhaltſam ſchied, obſchon er die Zahl ſeiner Darſtellungen hätte verdoppeln können, ohne Erkaltung zu beſorgen. Nach dieſen vorausgeſandten Bemerkungen will ich den Verſuch wagen, eine Ueberſicht der Kräfte der Oper wie des recitirenden Perſonales zu geben. Die ſchönſten Zierden der erſteren ſind unſtreitig die beiden Sängerinnen Mad. Podhorsky und Dem. Lutzer. Die erſte im Beſitz einer zwar nicht ſtarken, doch höchſt klangreichen Stimme und der ſolideſten Geſangsbildung, freilich als mimiſche Darſtellerin nicht vorzüglich, doch auch nicht ſtörend; die letztere erſcheint uns in der kräftigſten Jugendblüthe, mit einer ſchönen, metallreichen und kraftvollen Stimme begabt, die, in der neueſten italieniſchen Schule (von Cicimarra in Wien) gebildet, im brillanten Geſange wenige Nebenbuhlerinnen haben dürfte; zugleich aber befriedigt die junge Künſtlerin auch durch Feuer und Leidenſchaft im franzöſiſchen — minder im deutſchen Genre, und ihre muſikaliſchen Vorzüge werden durch eine reizende Geſtalt und ein gutes Spiel unterſtützt, dem man nur mitunter die Abſicht noch zu ſehr anſieht. Doch beſitzen wir außer dieſen nur noch eine Anfängerin, Dem. Jazedè, weder Altiſtin noch Opern-Soubrette, und einen ſehr mangelhaften weiblichen Chor, und die Direction kann dieſer Armuth wegen manche Oper gar nicht oder nur ſchwach beſetzen. Von dem männlichen Perſonale gebührt der erſte Rang Hrn. Pöck, der eine wunderkräftige, zwar nicht ſehr umfangreiche, doch in jeder Hinſicht impoſante Baritonſtimme mit einer ſchönen Theaterfigur und, für einen Sänger, genügenden Darſtellungsgabe vereint. Hrn. Demmers Stimme hat leider allen Klang verloren, und eine kleine dicke Geſtalt paßt auch nicht gut zu den Tenor-Liebhaberrollen, die er mit etwas Affectation ſpielt. Hr. Strakaty (Baß) beſitzt eine ſehr wohlklingende Stimme, die er jedoch noch nicht geltend zu machen verſteht, auch iſt ihm die größte Aufmerkſamkeit auf Sprache und Bewegungen anzuempfehlen. Hr. Podhorsky (2ter Bariton) hat viel Schule, doch wenig Klang mehr in der Stimme. Hr. Emminger (2tr Tenoriſt) iſt ſo lange keine unangenehme Erſcheinung, als er ſeine ſchwache Stimme nicht forçirt und — keine Proſa ſpricht, wo ein öſterreichiſcher Dialect, wie er nur in der Localpoſſe tolerirt werden kann, im vollen Sinne des Wortes ſtörend eintritt. Hr. Preiſinger iſt ein ſehr ausgezeichneter Baß-Buffo, nur hüte man ſich, ihm Parthien zu geben, die mehr Stimme als Spiel erfodern, und wo nicht dieſes für jene entſchädigen kann. Der männliche Chor wurde unter Hrn. Stöger etwas vermehrt, und entſprach in der erſten Zeit ſeinem Zwecke vollkommen, ſeit einigen Monaten jedoch ſcheint dieſelbe Lauigkeit wieder in demſelben einzureißen, die ſchon früher darin graſſirte. Im Schauſpiel theilen ſich die Damen Herbſt und Binder mit Dem. Frey in die geſammten erſten Parthien des Trauer-, Schau- und Luſtſpieles, während die letztere auch in der Poſſe beſchäftigt iſt. Dem. Herbſt hat Gefühl und Phantaſie, eine ſehr glückliche Bühnengeſtalt, und dürfte zu den vorzüglichſten Schauſpielerinnen Deutſchlands gezählt werden, wenn ſie über einige kleine Angewöhnungen, vorzüglich über eine gewiſſe maleriſche Manier in ihren Bewegungen, Herr würde, die oft ihren ſchönſten Leiſtungen ſtörend entgegen wirkt. Mad. Binder zeichnet ſich durch ein ſehr ſchönes Organ, reichen Humor und Natürlichkeit aus, und iſt gleichfalls noch immer eine angenehme Erſcheinung im Luſtſpiel. Dem. Frey beſitzt ein ſchönes Talent, beſonders für ſentimentale und gemüthliche Rollen. Mad. Sonntag (edle Mutter)*) iſt eine ſehr verſtändige, gebildete Schauſpielerin, leider! aber mit ſehr ſchwachen äußeren Mitteln ausgeſtattet, was ihr bei dem vergrößerten Umfang unſres Schauſpielhauſes doppelten Schaden thut. Mad. Allram gehörte unſtreitig unter die beſten komiſchen Mütter Deutſchlands, ſeit einiger Zeit fängt jedoch ihr Humor zu ermatten an. Dem. Schikaneder (gleichfalls komiſche und mitunter ernſte Mütter- und Anſtandsrollen), eine fleißige Schauſpielerin aus jener Claſſe, von der man zu ſagen pflegt, ſie verderbe nichts. Dem. Marie Bayer iſt eine Anfängerin, nicht ohne Talent, und mit einer ſehr einnehmenden Geſtalt ausgeſtattet. Bei großem Fleiß, und unter einer zweckmäßigen Anleitung (die bisher ganz zu fehlen ſcheint) kann dereinſt eine brauchbare Schauſpielerin aus ihr werden. Was die Herrn des recitirenden Schauſpiels betrifft, ſo muß zuerſt Hr. Polawsky genannt werden, ein ausgezeichneter Künſtler im Fache komiſcher Alten, der auch mitunter in tragiſchen Rollen muſterhaft eingreift. Leider iſt das Publikum nicht freundlich, oft kaum gerecht gegen ihn, und er läßt ſich dadurch ſeit einiger Zeit, gegen ſeine beſſere Ueberzeugung, zu einem zu grellen Colorit verleiten, und — abermals leider! — wird er auch viel zu wenig beſchäftigt. — Herr Bayer (Heldenväter, Anſtands- und Charakterrollen) iſt ſeinem Vorgänger an Talent nicht untergeordnet, und kann noch Bedeutendes wirken, wenn er ſeine Aufgabe mit Fleiß und Liebe behandelt, leider (ein drittes leider!) geſchieht dieß nicht immer, und Mangel an fleißigem Einſtudiren bringt nicht ſelten unangenehme Störungen hervor. Hr. Bayer gehört unter diejenigen Schauſpieler, die ſich ihr Publikum großgezogen haben, und ſo gibt es viele Theaterliebhaber in Prag, die es noch gar nicht ahnen, daß er nicht mehr das iſt, was er in den Jahren der vollen Mannskraft war. Dieſe klatſchen und jubeln bei jedem Knalleffect — die er eben nicht verſchmäht, — und ſtatt ſich durch Fleiß und Anſtrengung neue verdiente Lorbeern zu erwerben, begnügt ſich Hr. Bayer mit dieſem nachträglichen Tribut für frühere Verdienſte. — Hr. Körner (erſter Held) und Hr. Haag (Jünglinge und Dümmlinge) ſind von — Brünn zu uns gekommen! Für den erſten haben wir Hrn. Fiſcher hingeben müſſen, den wir ſehr gerne zurück hätten. — Hr. Dietz (erſter Liebhaber), ein hübſcher junger Mann von einigem Talent und vielem Fleiß, doch mit einem äußerſt ungünſtigen Organ, das vielleicht in einem kleinen Schauſpielhauſe ausreichen dürfte. Hr. Ernſt (Anſtandsrollen, Liebhaber, Intriguants u. ſ. w.). Ein wohl unterrichteter Dreißiger mit einer ſehr hübſchen Theaterfigur, doch wenig Mitteln, und bei welchem ein vielleicht 20jähriger Theaterlauf noch nicht die Verlegenheit und Zerſtreuung beſiegt hat, die ihn oft ſtecken bleiben läßt, ſelbſt wenn er ſeine Rolle ſehr gut gelernt hat. Er iſt jetzt Regiſſeur geworden, und in dieſer Kathegorie kann er der Bühne vielleicht recht nützlich werden. — Hr. Dietrich (Allerhand), ein feiſter junger Mann ohne Talent und Verſtand. In ganz untergeordneten Rollen iſt er nicht unbrauchbar. — Hr. Walter (detto) ſcheint eine bedeutende Darſtellungsgabe zu beſitzen; doch erhält er zu wenig Gelegenheit, ſelbe zu entfalten und fortzubilden, und verfällt, um Effect zu machen, nicht ſelten in unziemliche Uebertreibung. — Hr. Puſch (detto), ein ſehr geiſtreicher, vielſeitig gebildeter Mann, im Beſitz der meiſten europäiſchen Sprachen, und dennoch auf der Bühne eine unangenehme Erſcheinung durch — Unnatur und Zwang. — Hr. Feiſtmantl (Komiker in Opern, Luſtſpiel und Poſſe) gehört unter die erſten Lieblinge des Publikums, und verdient dieß auch durch Talent und Fleiß, wenn er ſich gleich, wie es in ſeiner Stellung gewöhnlich iſt, eine gewiſſe locale Einſeitigkeit angewöhnt hat. — Auch Hr. Spiro (2ter Komiker) iſt nicht ohne Anlage für ſein Fach, die jedoch in Nachahmung und Uebertreibung unterzugehen droht. Ich übergehe den männlichen und weiblichen Troß mit Stillſchweigen, den leider — ich kann die „leider!" gar nicht mehr zählen — die ungeheuern Perſonenliſten, die manche neuere Stücke verlangen, unentbehrlich machen, und unter dem ſich kaum ein keimendes Talent vorfinden dürfte!! — Dieſe flüchtige Skizze zeigt, daß unſre Oper zwar nicht reich ausgeſtattet, doch einige Individuen vom erſten Range zählt, und keine Lücke von Wichtigkeit hat, das Schauſpiel dagegen ſehr mangelhaft beſtellt iſt, da uns ein genügender Held und erſter Liebhaber, und der Intriguant fehlt (wenn ſich gleich 4 bis 5 unſrer Mitglieder im letztern Fache — meiſt nicht mit Glück — verſucht haben), und jenes nicht eher wieder allgemeines Intereſſe erregen wird, als bis dieſe ausgefüllt ſind.

*) Die Angabe der Rollenfächer iſt hier überhaupt immer nur ungefähr zu verſtehen, ſo weit ſelbe nöthig iſt, um die Individualität des Schauſpielers für den Leſer möglichſt zu bezeichnen, denn Hr. Stöger hat den Gebrauch eingeführt, daß kein Schauſpieler für ein genau beſchränktes Rollenfach engagirt iſt, ſondern ſpielen muß, was ihm zugetheilt wird. Dieſe Einrichtung ſetzt freilich der Laune und Böswilligkeit der Schauſpieler eine gewiſſe Grenze, doch muß ſie mit großer Umſicht und Sachkenntniß gehandhabt werden, wenn nicht Anarchie und eine künſtleriſche Demoraliſation daraus entſtehen ſoll.

Berichtigungen zu den „Brieflichen Mittheilungen über das k. Hoftheater in München": (Biene Nro. 2.) VI. lies Zeile 3 ſtatt „magiſch" — tragiſch; Seite 11, Zeile 10 ſtatt „Fange" — Frage; S. 11, Z. 48 ſtatt „zieret" — paaret, und VII. S. 12, Z. 21 ſtatt „Panegyker" — Panegyriker.

Digitized by Google

Jahresbericht

des

Frauen-Vereins zu Bamberg

für 1835 und 1836.

Der Frauen-Verein zu Bamberg beſteht nunmehr ſechs Jahre. Gegründet in der Zuverſicht auf den ſtets erprobten Wohlthätigkeitsſinn der Bewohner dieſer Stadt, vorzüglich aber im Vertrauen auf die bei guten Werken nie fehlende Theilnahme ihrer Frauen und Jungfrauen, konnte von ihm nur Gedeihen, Fortſchreiten erwartet werden. Er iſt ſo glücklich, auf das Zeugniß, daß er dieſe Erwartung nicht unerfüllt gelaſſen habe, Anſpruch machen zu dürfen. Eine erhabene Fürſtin, die auch hier mit edelſten Beiſpiele ihm voranleuchtet, hat Ihre Huld fortan ihm erhalten, in erhöhtem Maaße ihm bethätigt, Ihres Beifalls ihn gewürdigt, und dadurch nicht minder, wie durch reichliche Beiſteuer, ſeine Wirkſamkeit ſegenbringend erweitert. Aehnliche Anerkennung und Unterſtützung fand der Verein fortwährend bei dem verehrungswürdigſten geiſtlichen Oberhirten, deſſen Hand jedem Nothleidenden liebreich entgegenkömmt, bei dem ſtädtiſchen Armenpflegſchaftsrathe, der ihm mit Rath und That beiſtand, und auch oft ſelbſt ſeine Beihilfe anſprach, bei den H. H. Stadtpfarrern, die zahlreiche Gaben ihm zur Verwendung zukommen ließen, bei der verehrten Geſellſchaft der Harmonie, welche ihm den ganzen Reinertrag der Verlooſung am Sylveſterballe 1836 beſtimmt hat, und bei vielen einzelnen Wohlthätern, die ſich ſeiner zur möglichſt beſten Benützung ihrer Spenden bedienten.

Wie er alle dieſe Zuflüſſe verwendet hat, bekundet folgende Ueberſicht:

I. für 1835. Einnahme:

1. An Aktivbeſtand aus der Rechnung von 1834 (darunter 150 fl. Kapital bei der ſtädtiſchen Sparkaſſa)	183 fl.	18½ kr.	
2. Jahresbeitrag von J. kgl. Hoheit der Frau Herzogin Louiſe in Bayern	60 —	—	—
3. Jahresbeitrag von Sr. Erz. dem Herrn Erzbiſchofe Fhn. von Fraunberg	48 —	36	—
4. An monatlich geſammelten Beiträgen der Mitglieder	581 —	42	—
5. Geſchenk von einem Ungenannten	7 —	30	—
6. Aus Verlooſung einer weiblichen Arbeit	8 —	6	—
7. Aus einen Legate des verſtorbenen H. Pater Michael Kauer	10 —	20	—
Summa	899 —	32½	—

Ausgabe:

1. Von den Vorſteherinnen verausgabt, und zwar			
a) für Holz und Holzzettel aus dem ſtädtiſchen Magazin	111 fl.	57½ kr.	
b) für Speiſung (ausſchlüſſig der durch beſondere Gaben beſtrittenen von 100 Armen am Thereſien-Volksfeſte), vorzüglich von Kranken und Alterſchwachen	106 —	54	—
c) für Krankenpflege	97 —	21	—
d) für Bekleidung und Auslöſung verpfändeter Kleidungsſtücke	86 —	15	—
e) für Bezahlung von Miethzinſen	197 —	46½	—
f) für Material zum Gewerbsbetrieb, zur Erhaltung des Familien-Nahrungsſtandes, Anſchaffung von Bettſtücken u. dgl.	34 —	6	—
g) für Beiträge zum Lehrgelde armer Jungen	19 —	36	—
2. Dem Diener und Einſammler Jahreslohn	36 —	—	—
3. Druckkoſten des Jahresberichtes pro 1834.	5 —	30	—
Summa	695 —	26	—

Digitized by Google

Demnach verblieb am 1. Januar 1836,

von der Einnahme zu	899 fl. 32½ kr.
die Ausgabe mit	695 — 26 —
abgezogen, ein Aktivbeſtand von	203 — 6½ —

wovon 50 fl. bei der ſtädtiſchen Sparkaſſa angelegt wurden.

II. für 1836. Einnahme:

1. An Aktivbeſtand aus der Rechnung von 1835 (worunter 200 fl. bei der ſtädtiſchen Sparkaſſa)	203 — 6½ —
2. Jahresbeitrag von Ihrer kgl. Hoheit der Frau Herzogin Louiſe in Bayern	60 — — —
3. Jahresbeitrag von Sr. Erz. dem Herrn Erzbiſchofe Frhn. von Fraunberg	48 — 36 —
4. An monatlich geſammelten Beiträgen der Mitglieder	575 — 36 —
5. Von einem ungenannten Wohlthäter	3 — 30 —
6. Von der verehrlichen Geſellſchaft der Harmonie aus der Verlooſung beim Sylveſterballe	200 — — —
Summa	1090 — 48½ —

Ausgabe:

1. Von den Vorſteherinnen verausgabt, und zwar	
a) für Holz und Holzzettel aus dem ſtädtiſchen Magazine	95 — 34 —
b) Für Speiſung, vorzüglich von Kranken und Alterſchwachen	125 — 24 —
c) für Krankenpflege	98 — 25 —
d) für Bekleidung und Auslöſung verpfändeter Kleidungsſtücke	78 — 40 —
e) für Bezahlung von Hausmiethen	174 — 41 —
f) für verſchiedene andere Unterſtützungen, z. B. Beitrag zum Ankauf einer Kuh für eine arme Familie, zu Bettſtücken ꝛc.	42 — 25 —
2. Dem Diener und Einſammler Jahresbeſoldung	36 — — —
3. Druckkoſten des Jahresberichtes, Inſerate ꝛc.	11 — 6 —
Summa	662 — 15 —

Hiernach verbleibt am 31. Dezember 1836,

von der Einnahme zu	1090 — 48½ —
die Ausgabe mit	662 — 15 —
abgezogen, ein Aktivbeſtand von	428 — 33½ —

und zwar mit 200 fl. bei der ſtädtiſchen Sparkaſſa (nicht gerechnet die Zinſen daraus, welche zur Zeit nicht erhoben, ſondern wieder verzinslich zum Kapitale geſchlagen werden), dann 228 fl. 33 ½ kr. baar in der Kaſſa.

Neben dieſen Unterſtützungen wurden im Dezember 1836 dem Vereine noch beſondere Gaben von im Stillen wohlthätiger Segenshand überſendet, womit er einer achtbaren armen Familie eine Fuhr Holz und Speiſe für die Weihnachtfeiertage, vier Knaben und vier Mädchen vollſtändige warme Winterkleidung, kleineren Kindern Strümpfe, Schuhe, Hemden, Röckchen, Semmel und ſelbſt einiges Spielzeug zu Chriſt- und Neujahrgeſchenken zu beſorgen den freudenreichen Auftrag erhielt, und wofür Thränen des innigſten Dankes wie des kindlichſten Entzückens lohnten.

Solche werkthätige Beihülfe machte dem Vereine möglich, ſeiner Aufgabe wie in den früheren Jahren nachzukommen. Er that dies auch fortwährend in der Art, daß nur gemeinſame Berathung der Vorſteherinnen, die durch perſönlichen Beſuch der Dürftigen von deren Lage und Würdigkeit ſich überzeugten, die Gaben beſtimmte, damit ſie ſo am wirkſamſten ſeyen. Solche Beihülfe, und zumal ſolche ermunternde höhere Beſchützung gibt ihm aber auch das feſte Vertrauen, ſein redlicher Willen, fernerhin den Zweck ſeiner Stiftung mit allen Kräften zu verfolgen, werde immer ausgedehntere Theilnahme finden, eine Hoffnung, in deren Verwirklichung der Frauenverein den erwünſchteſten Lohn ſeiner Beſtrebungen dankbar erkennen wird.

Bamberg, den 7. Januar 1837.

Der Frauenverein.

Digitized by Google

Die Biene

Bayeriſches Sonntagsblatt.

1837. № 4.

Harfners Winterfantaſie.

Wolken ziehen dumpf und ſchwer
Ueber die verwaiſte Flnr,
Schmucklos ſtehet die Natur,
Und verödet rings umher.
Wälder, Berge, Wieſ' und Haide
Liegen kalt im Sterbekleide;
Stürme heulen mit Gebraus
Um das weite Todtenhaus.

Ach, die ſüße holde Braut,
Die der Herr mir angetraut,
Liegt nun bleich und ſtumm und ſtarr,
Aufgelöſt das reiche Haar,
Abgeſtreift die Purpurblüthen
Die auf ihren Wangen glühten,
Ausgelöſcht das Augenpaar.

So in ſtiller Wintergruft
Iſt das Bräutchen anzuſehen,
Bis der Lenz mit warmem Wehen
Wieder mir's in's Leben ruft. —
Auch aus meiner Harfe Saiten,
Iſt die Freude mir entfloh'n;
Wie die kalten Winde ſtreiten,
Schwebt aus ihr ein Klageton.

O, kömmt nur mein Bräutchen wieder
Blüthenſchmuck um Haupt und Bruſt:
Kommen mit ihm meine Lieder,
Kehret mit ihm meine Luſt! —

Aus dem Tagebuch einer Reiſe nach Algier im Sommer 1836.

(Fortſetzung.)

Die Beduinen ſind bekanntlich die in der Wüſte lebenden Araber; die Kabilen und Hadjuten aber ſind Eingeborne, die erſten wahrſcheinlich Abkömmlinge der alten Numidier, die Hadjuten aber von vandaliſcher Abkunft. Alle dieſe Völker ſehen ſich als die eigentlichen Herren des Landes an, die Franzoſen aber als aufgedrungene Despoten und Räuber. Bei jeder Gelegenheit ſuchen ſie daher den Fremdlingen Abbruch zu thun. Ihre feindſeligen Geſinnungen ſind zum religiöſen Fanatismus geſteigert, ſeitdem die Franzoſen Maseara, eine berühmte heilige Stadt, verbrannt haben. Einen Vereinigungspunkt haben ſie ſeit Kurzem gefunden, ſeitdem Abdel-Kader den Franzoſen wieder den Krieg erklärt hat. Bald ſchließen ſie ſich dieſem in größern Maſſen an, bald verüben ſie in kleinen Abtheilungen Raub und Mord. Sie liegen dann, hinter Cactusſtauden und anderm niedrigen Geſtrüpp verſteckt, nicht weit vom Wege, lauern die Gelegenheit ab, ſprengen auf ein von ihren Kundſchaftern gegebenes Zeichen in vollem Carriere auf den Feind zu, und ſchießen ebenfalls im Carriere mit ihren langen Flinten, die ohngefähr wie unſere Entenflinten ſind. Wenn ſie gefehlt haben, wenden ſie ihre Pferde, reiten ſchnell von dannen, laden in großer Entfernung, und kehren dann von Neuem zum Kampf zurück. Man wundert ſich, wenn ich ſage, ſie ſchießen im Carriere ihre Flinten ab. Dieß wird ihnen dadurch möglich gemacht, daß ſie an und für ſich ſchon vortreffliche Reiter ſind, Sättel mit hohen Rücklehnen haben, auf denen ſie wie auf Stühlen mit aller Bequemlichkeit ſitzen, und ſehr kurze Steigbügel führen. Beim Angriff nämlich ſtellen ſie ſich in dieſe Bügel, und finden an der Rücklehne des Sattels einen Stützpunkt. So ſind ſie beim Abfeuern in aufrechter Stellung, und bedienen ſich ihres Schußgewehres mit ziemlicher Sicherheit. — Ueberdieß kommt ihnen bei ihren Raubzügen ihre Lebensweiſe zu ſtatten. Als Söhne der Wüſte ſind ſie an jedem Ort zu Hauſe, und bedürfen zu ihrem Unterhalte faſt nichts, als die Cactusfrüchte, die ſie um die jetzige Jahreszeit in dieſen Gegenden überall finden. Das franzöſiſche Gouvernement beabſichtigt daher, dieſe Pflanzen in der Nähe der Landſtraßen auszurotten, um den Beduinen die Mittel ihrer Exiſtenz zu rauben. Außerdem ſind noch viele und koſtſpielige Maßregeln getroffen, um die Straße nach Buffarik zu ſichern. An geeigneten Orten ſind befeſtigte Lager errichtet, und dieſe wiederum in gewiſſen Zwiſchenräumen durch Blockhäuſer, in denen beſtändig Garniſonen liegen, unter einander verbunden. Ferner ſtehen an vielen Plätzen Kavalleriepickets und Infanterieabtheilungen, einzelne Vedetten und Patrouillen nicht gerechnet. Täglich gehen zu beſtimmten Tageszeiten Escorten von einem verſchanzten Lager zu dem andern ab; an dieſe ſchließen ſich die Reiſenden, namentlich die Diligence an, welche regelmäßig von Algier nach Ibrahim, Duera und Buffarik geht. Man kann auch, wenn man die gewöhnlichen Escorten nicht abwarten will, beſondere auf eigene Koſten erhalten. Zu dieſem, wenn ich ſo ſagen ſoll, Vorpoſtendienſt ſind hauptſächlich die chasseurs d'Afrique, die berittene Gendarmerie, die Spahis und die Suaves beſtimmt. Die chasseurs d'Afrique, faſt nur aus Franzoſen beſtehend, ſind die einzige regelmäßige zum Felddienſt beſtimmte Kavallerie, welche die Franzoſen in Algier haben. Es gibt deren mehrere Regimenter, welche in Kleidung und Bewaffnung ſich nur wenig von den chasseurs à cheval in Frankreich unterſcheiden. Ihr Kommandeur iſt der Baron Schaumburg. Die Gendarmerie verſieht nur den Polizeidienſt, und iſt ganz dieſelbe, wie im Mutterland. Eine eigenthümliche und in Frankreich nicht gekannte Waffengattung bilden die Spahis, und die Suaves. Das Bedürfniß, den Arabern eine Fechtart, die der ihrigen ähnlich iſt, entgegenzuſtellen, war die Veranlaſſung zur Errichtung beider Corps, und ſie ſollen bereits den Franzoſen die beſten Dienſte geleiſtet haben. Sie ſind angeworbene Truppen und aus den verwegenſten Subjekten aller Nationen zuſammengeſetzt; man trifft unter ihnen Europäer,

Digitized by Google

Türken, Mauren, Beduinen und Neger. Den Freikorps in unſeren Armeen, etwa den ehemaligen Rothmänteln der Oeſterreicher, vergleichbar, vereinigen ſie Muth und Grauſamkeit. Gleiche Uniformen haben ſie nicht. Die Spahis, unter dem Oberbefehl des Obriſten Marey, ſind vortrefflich beritten, und bilden in dieſer Rückſicht ein ausgezeichnetes Cavalleriecorps. Sie ſind in weite Gewänder gehüllt, faſt wie Weiber; ſie führen lange Flinten, einen Jataghan d. i. krummen Säbel und Piſtolen. Dieſe tragen ſie aber, was mir ſehr zweckmäßig ſchien, im Gürtel, nicht, wie unſere Cavalleriſten, in einer Halfter; denn auch wenn das Pferd gefallen iſt, ſtehen die Spahis noch mit ihren Piſtolen bewaffnet da. Sie haben ſich auch ſchon ganz die türkiſche Art, Krieg zu führen, angeeignet, und werden darum von den Feinden ſehr gefürchtet. Wenn ſie einen Beduinen getödtet haben, ſchneiden ſie ihm den Kopf ab, ziehen einen Riemen unter der Kinnlade durch den Mund, befeſtigen den Kopf an dem Steigbügel, und bringen ihn ſo im Triumph zu den Ihrigen, wo ſie ihn nach abgelöſten Riemen auf die Erde rollen laſſen. Die Suaves bilden die Infanterie, ihr Commandeur heißt la Morissière. Sie haben ein Gewehr mit Bajonett, und ein kurzes breites Schwert; die Patrontaſche iſt über den Bund um den Leib geſchnallt. Ferner tragen ſie kurze weite Beinkleider und Kamaſchen von Leinwand, blaue Jacken mit rothen Schnüren; der Hals iſt blos. Ihre Kopfbedeckung beſteht aus einer rothen Mütze (Fez) mit grünem Bund. So iſt ihre Kleidung leicht und den Verhältniſſen des Klimas angemeſſen.

Die Vorſichtsmaßregeln gegen die feindlich geſinnten Stämme der Einwohner hat man ſeit Abd-el-Kaders Auftreten verdoppeln müſſen. Man begreift leicht, daß ein ſolcher fortwährender Kriegszuſtand ſehr koſtſpielig iſt, und nicht die mindeſte Sicherheit des Beſitzthums gewährt, mithin eine nutzbare Bebauung des Landes unmöglich macht. Hierin liegt auch der Grund, warum Algier den Franzoſen jährlich ſo ungeheure Summen koſtet, während ſie im Verhältniß von dem Lande einen ſehr geringen Gewinn ziehen. Sie haben es darin verſehen, daß ſie im Anfang zu nachſichtig gegen die Beduinen waren, und dieſe Menſchen, deren Character eben ſo treulos als grauſam iſt, durch menſchenfreundliche Behandlung zu gewinnen ſuchten. Bald aber ſahen ſie ein, daß die Humanität übel angewendet ſei, und ſie verfielen nun in das andere Extrem; ſie brannten und plünderten alles, wohin ſie kamen. Dieſe Inconſequenz hat mehr geſchadet als genützt. Unerbittliche ſich gleich bleibende Strenge, die aber durch unnütze Härte nicht erbittert, wäre der richtige Weg geweſen. Wußte doch der Dei mit einer geringen Miliz ſich Reſpect zu verſchaffen und Ordnung zu erhalten. Freilich ſtand ihm ein Mittel zu Gebote, welches die Franzoſen nicht anwenden können. Unter dem Dei war es den Mauren auf dem Lande bei Todesſtrafe verboten, Waffen zu tragen; auch die Türken durften nicht bewaffnet zum Thore hinausgehen Durch dieſes Geſetz war vielen Ungebührniſſen und Räubereien vorgebeugt. Die Franzoſen haben zwar im März vorigen Jahres ein Edict erlaſſen, demzufolge Niemand ohne Autoriſation Waffen tragen ſollte; ſie haben aber bald eingeſehen, daß man dieſes Geſetz nicht durchführen kann. Denn nie können ſie den befreundeten Arabern wehren, Waffen zu tragen, da ſie ſtets der Ueberfälle der feindlichen Stämme gewärtig ſeyn müſſen? Aber höchſt zweckmäßig würde eine ſtrenge Beaufſichtigung der Landſtraßen ſeyn. Niemand dürfte wenigſtens in ihrer Nähe ſich mit Waffen betreten laſſen, und jeder müßte über ſeine Geſchäfte oder über den Grund ſeines Beſuchs der Landſtraße genügende Auskunft geben können.

(Fortſetzung folgt.)

Der Pfleger von Dachau.

Der Volksſage nach erzählt von Adalbert Müller.

Ihr Gewalthaber, denen Macht über Leben und Tod eurer Mitmenſchen gegeben iſt, höret die Geſchichte des Pflegers von Dachau, und nehmet ein Exempel daran. Der Pfleger von Dachau war, was man zu ſeiner Zeit einen tüchtigen Beamten nannte. Er hielt die Bauern ſo in Reſpekt, daß ſie ſchon vor dem Schatten ſeiner Hutfeder zitterten, und wußte aus einem alten Büchſenranzen noch Oel zu preſſen. In ſeinem weitläufigen Gerichtsbezirke gab es keinen einzigen ſchlechten Zahler, und der Aermſte trachtete, noch vor der Zinszeit die Abgaben zu entrichten, und verkaufte lieber ſeine letzte Kuh, ehe er ſich die Schergen des Pflegers ins Haus kommen ließ. Sonderlich aber war der geſtrenge Herr der Schrecken Jener, die in Betreff des ſiebenten Gebotes, oder wie ſonſt, ſich nicht ganz rein fühlten. Fiat justitia et pereat mundus, lautete ſein Wahlſpruch. Die Karolinga war recht eigentlich ſein Steckenpferd, und er ſchätzte ſie höher als die Bibel. Um ſeinen Scharfſinn und ſeine Geübtheit in Anwendung ihrer blutigen Satzungen zeigen zu können, ſpürte er raſtlos nach Malefikanten, und eilte, jedem nur etwas Verdächtigen, einen Kriminalprozeß an den Hals zu werfen. Welchen ſein Richtereifer ſich einmal zum Opfer erleſen, der kam hart wieder los; denn in der Kunſt, die Inquiſiten beim Verhöre im Widerſprüche zu verwickeln, und die Starrſinnigen, welche von der Betheuerung ihrer Unſchuld nicht abzubringen waren, durch die peinliche Frage kirre zu machen, that es dem Pfleger von Dachau kein anderer im Lande gleich. „Meine Vögel müſſen pfeifen, wie ich Ihnen vorſinge“, pflegte er oft ſelbſtgefällig zu ſagen, wenn er aus einem alten Mütterchen eine Hexe, oder aus einem müßigen Landſtreicher einen Straßenräuber heraustorquirt hatte. Zu Folge deſſen waren in ſeinem Sprengel die Galgen dichter mit armen Sündern behängt, als die Schlöte der Bauern mit Speckwürſten, und die Richtſtätte wurde nimmer trocken von dem Blute der „Geputzten“.

Es lebte damals zu Arnbach eine junge Dirne, welche ſich Anna Oſterkorn nannte. Sie war ſchön, gleich einem heitern Frühlingsmorgen, und hatte juſt ſo viel Verſtand, als ein Mädchen ins Haus braucht. Den einzigen Vorwurf konnte man ihr machen, daß ſie den Schmeicheleien der jungen Burſche ein zu williges Ohr lieh. Heute war es Kaspar, morgen Melchior, und übermorgen Balthaſar, welcher das Herz der leicht zu Ueberredenden bethört hatte, und dieſe Flatterhaftigkeit verurſachte, daß Nanni eben nicht im Rufe einer Heiligen ſtand. In der letzten Zeit galt Georg, der Leibjäger des Gutsherrn, als der Hahn im Korbe. Er behauptete ſeinen Poſten dauernder, als irgend einer ſeiner Vorgänger, ſey es, weil er in der That der ſchmuckſte Junge auf weit und breit war, oder weil Nanni endlich im Ernſte daran dachte, unter die Haube zu kommen. Während der lauen Sommerabende gingen die beiden Verliebten, er ſie am kleinen Finger führend, durch die Fluren ſpazieren, und als der Winter kam, und die Nächte kälter wurden, durfte Georg ſich in Nanni's traulichem Kämmerlein erwärmen. Wer konnt' es ihr auch verargen, daß ſie den Abgott ihres Herzens nicht draußen im knarrenden Schnee ſtehen ließ? Zudem hatte Georg das Mädchen bereits öffentlich als ſeine Verlobte erklärt, und dadurch, nach den Begriffen des Landvolkes, das Recht erworben, auf vertrautem Fuße mit ihr zu leben. Die Hochzeit ſchob ſich jedoch länger hinaus, als es dem Pärchen lieb war, denn dem Jäger wollte es nicht gelingen, ſo bald eine einträglichere Stelle zu bekommen, und die Dirne beſaß von der Welt Gottes nichts, als ihr hübſches Lärvchen und eine halb verfallene Hütte.

Digitized by Google

Ein Jahr oder darüber, nachdem ſich die Bekanntſchaft zwiſchen Georg und Nanni angeſponnen hatte, ſegnete der reiche Bauer im Leim dieſes Zeitliche, und der Todtengräber ging an einem neblichen Herbſtmorgen auf den Friedhof, dem Verſtorbenen das Grab zu bereiten. Zu ſeinem Aerger fand er in einem abgelegenen Winkel den Raſen friſch aufgewühlt, und als er mit dem Spaten nachgrub, um dem Frevler auf die Spur zu kommen, welcher ihm ſo unberufen ins Handwerk gepfuſcht hatte, ſtieß er auf die Leiche eines neugebornen Knäbleins. Das Kind war in ein reinliches Stück Leinwand gewickelt, und zeigte äußerlich keine Spur einer Verletzung; doch mußte ſeine heimliche Beerdigung in jedem den Verdacht erregen, es ſey eines andern als des natürlichen Todes verblichen. Voll Entſetzen eilte der Todtengräber, von ſeinem Funde im Pfarrhofe Anzeige zu machen. Die Neuigkeit verbreitete ſich wie ein Lauffeuer im Dorfe. Bald war die halbe Gemeinde auf dem Gottesacker verſammelt, und einer fragte den andern: „Wer hat das gethan?“ Etliche verwittwete Betſchweſtern, welche der ſchönen Nanni wegen ihres Weltſinnes, oder, um der Wahrheit näher zu kommen, aus Eiferſucht über ihre überwiegenden Reize, ſchon längſt gram waren, murmelten halblaut ihren Namen, und wie wenn man einer Meute einen Knochen hinwirft, ſo fiel jetzt Alles über den Leumund der Dirne her, und ſuchte, was davon noch gut war, abzunagen. Der wußte dies und jener das zu ihrem Nachtheile vorzubringen, und die Weiber fragten, ob denn die ganze Welt blind geweſen, daß ſie nicht merkte, wie die Geſtalt des Mädchens mit einem Male ganz verändert erſchienen ſey. Zuletzt trat noch die Nachbarin der Verdächtigen auf, und betheuerte, ſie habe während der vergangenen Nacht in Nanni's Hütte deutlich ein Kind ſchreien hören. Wiewohl nun jedermann wußte, daß die ſteinalte Matrone auf 10 Schritte weit das Kreiſchen einer Gans von dem Geſange der Nachtigal nicht unterſcheiden konnte, ſo fand ihre Ausſage doch vollen Glauben. Das unglückliche Mädchen wurde einhellig des Mordes angeklagt, und man eilte, ſich ihrer Perſon zu verſichern, und ſchleppte ſie auf's Schloß vor den herrſchaftlichen Vogt, damit er mit ihr verfahre, wie Rechtens ſey. Der Beamte hatte es nach einem kurzen Protokolle weg, daß der Fall über ſeine Kompetenz gehe, und gebot, die Uebelthäterin in Ketten zu legen, und dem hochnothpeinlichen Halsgerichte zu überantworten. Dieſem gemäß warf man die jammernde Nanni gefeſſelt in einen Karren, neben welchem als Bedeckung eine Schaar handfeſter Bauern einherging, und führte ſie nach Dachau ab; der Leichnam des Kindes aber wurde in einer abgelegenen Kammer unter Schloß und Riegel gebracht.

Der Pfleger von Dachau verrichtete eben ſein Nachmittagsſchläfchen, und träumte von dem berüchtigten Prozeſſe Patkul's, welcher damals die Zeitungen füllte, als man ihm meldete, eine Malefikantin ſey im Amthauſe gefänglich eingebracht worden. Ungeſäumt fuhr er in ſeinen Treſſenrock, und begann das Verhör. Sie bekannte, wie ſie bereits vor dem Vogte zu Arnbach gethan, daß ſie die Mutter des Kindes ſey, wies aber die Beſchuldigung, es gemordet zu haben, entſchieden und mit allen Zeichen des Abſcheues zurück. Sie könne, ſagte ſie, keinem Hühnlein ein Leid anthun, geſchweige denn ihrem eigenen Blute. Das Kind ſey todt zur Welt gekommen; alle Heiligen mußten ihr bezeugen, daß ſie die lautere Wahrheit rede. Gern würde ſie Schande und Strafe ertragen, wenn nur ihr Kind am Leben wäre. „Aber um eines Leichnams wegen“, fuhr ſie fort, wollte ich nicht im Strohkranze vor der Kirchthüre ſtehen. Der böſe Geiſt gab mir ein, das Kind heimlich zu beerdigen; doch es in ungeweihtem Boden zu verſcharren, konnt' ich nicht übers Herz bringen. Ich grub ihm auf dem Gottesacker ein Grab, wurde aber vom Tage überraſcht, ehe ich die Spuren meiner Arbeit ganz vertilgen konnte.“ Zum Schluſſe rief ſie noch einmal Jeſum und den ganzen Himmel zu Zeugen auf, und brach dann, ihrer Gefühle nicht mehr Meiſter, in einen Strom von Thränen aus.

Es iſt keineswegs meine Abſicht, dir, lieber Leſer, die Formen eines Kriminalprozeſſes umſtändlich zu beſchreiben; dazu bin ich zu wenig Mann vom Fache, und ich fürchte, ſchon bis zu dieſer Zeile den Herren in der Robe tauſend Blößen gegeben zu haben. Ich erzähle die Geſchichte, wie ich ſie von meinem Groß-Oheim gehört habe, der als Wachtmeiſter bei Minucci-Dragoner ſtand, und in ſeiner Jugend wohl ein guter Reiter, aber bis an ſein Ende ein ſchlechter Juriſt war. Nachdem der Pfleger von Dachau Obiges aus dem Munde der Inquiſitin vernommen, und es durch ſeinen Schreiber hatte zu Papier bringen laſſen, fand er für nöthig, das Parere des Arztes abzuwarten, welcher in Begleitung eines Unterbeamten nach Arnbach gegangen war, um den Leichnam zu unterſuchen. Das wichtige Aktenſtück lief ſchon den folgenden Tag ein, war jedoch der abenteuerlichſte Miſchmaſch von geradbrechtem Deutſch und barbariſchem Latein, welchen die Feder eines unwiſſenden Feldſcherers — mit garduirten Aeskulapsſöhnen war damals die Welt noch nicht ſo überſchwänglich geſegnet, wie heut zu Tage — je zuſammengeſtoppelt hat. Man konnte ſchlechterdings keinen vernünftigen Sinn daraus entnehmen; und es half dem Richter zu gar nichts, als höchſtens, um damit zu beweiſen, daß er die Formalien eingehalten habe. Der Pfleger verlor indeß keine Sylbe über das Machwerk; ohne ſeine Mangelhaftigkeit groß zu berichten, fuhr er in der Unterſuchung fort, und zwar mit einer Thätigkeit, die nicht ihres Gleichen hatte. Man kann ſeinen Eifer nicht tadeln; denn war nicht das Staatsgebäude in ſeinen Grundveſten erſchüttert, wenn nur ein einziger Verbrecher der ihm von dem Geſetze zugedachten Strafe entging? Im Verlaufe des Prozeſſes kam es zur Zeugenvernehmung, und nun ſang jene alte Nachteule auch vor Gericht ihr Unglückslied von dem Kindergeſchrei. Durch dieſe Ausſage wurde Nanni's Lage ſehr verſchlimmert; ſchwerer laſtete der Verdacht, und ihr ungnädiger Richter war jetzt befugt, wenn ſie ſich nicht vollkommen zu reinigen vermochte — und wie konnte ſie das? — die Tortur gegen ſie zu verhängen. Wirklich zögerte er auch nicht lange, dieſes ſein Lieblingsmittel in Anwendung zu bringen, und ließ das arme Mädchen, als ſeine Kunſt ihr in den nachfolgenden Verhören die gewünſchten Bekenntniſſe nicht entlocken konnte, gleichſam zum Vorſpiele bis aufs Blut mit Ruthen geißeln. Vergebens ſchrie und weinte ſie, flehte zu Gott, und wiederholte immer und immer, ſie ſei unſchuldig. Die Büttel hieben nur um deſto unbarmherziger zu, und hörten nicht auf, bis die Mißhandelte ohnmächtig zuſammengeſunken war. Halbtodt ſchleppte man ſie in's Gefängniß zurück.

Nanni's Wunden waren noch nicht vernarbt, ſo wurde ſie ſchon wieder zum Verhör gefodert. Man führte ſie diesmal in eine alterthümliche, hochgewölbte Stube, welche in einem der Wehrthürme des Schloſſes lag. Ein Bogenfenſter, das durch die dicken Mauern gebrochen war, ſollte das Gemach erhellen, aber ſeine erblindeten Scheiben ließen nur ein mattes Licht durchdringen. Graue Dämmerung herrſchte hier, wenn die ganze übrige Welt ſich des heitern Tages erfreute. Die dem Fenſter gegenüber ſtehende Wand war durch einen Vorhang von rothem Tuche verdeckt. Der Pfleger von Dachau ſaß, die ſtrenge Richtermiene gegen den Eingang kehrend, in einem blutroth beſchlagenen Lehnſtuhle; neben ihm, an einem vom Alter geſchwärzten Tiſche, ein lauernder Schreiber

Digitized by Google

die Feder hinter's Ohr geſteckt, und mit der rechten in einem ungeheuren Tintenfaße rührend. Ein kühneres Herz, als das eines Mädchens, würde von dieſer Umgebung beängſtigt worden ſeyn. Nanni überlief ein eiskalter Schauder.

„Anna Oſterkorn, tritt näher!" begann der Pfleger in einem Tone, welcher der Angeredeten Poſaunenruf des jüngſten Tages ſchien. Zitternd, mit willenloſer Haſt, that ſie, wie ihr geboten. Der Pfleger fuhr fort: „Wie du weißt, hat ein Zeuge hier vor Gericht eidlich ausgeſagt, daß er in jener Nacht dein Kind habe ſchreien hören, und es hat ſich demnach dein Vorgeben, als ſei dasſelbe todt geboren, unſtatthaft erfunden. Wirſt du, hiemit überwieſen, deſſenungeachtet Gott und deine Obrigkeit noch länger zum Beſten halten und auf deiner frechen Lüge beſtehen?"

„Hochmögender Herr," verſetzte Nanni: „geſegnet wären die Ohren, welche einen Laut von meinem Kinde vernahmen; aber ach! ſein Mund blieb ſelbſt der Mutter verſchloſſen."

Der Pfleger ließ dem Schreiber Zeit, dieſe Worte ins Protokoll einzutragen; dann hob er wieder an, den ſtechenden Blick ſeiner grauen Augen unverwendet auf die Gefangene richtend: „Anna Oſterkorn, ich frage dich zum letzten Male im Guten: Willſt du bekennen, daß dein Kind lebend zur Welt kam?"

„Helfe Gott mir und ihm!" entgegnete Nanni: „ich kann nicht ſagen, was unwahr iſt."

„Du bleibſt alſo bei deiner Verſtocktheit?" ſprudelte der Pfleger heraus: „nun denn — ſo ſollſt du erfahren, daß ich Mittel habe, deine Zunge zu löſen!" Auf ein Zeichen rauſchte der rothe Vorhang aus einander, und es wurde eine Nebenkammer ſichtbar, in welcher an einer langen Bank, die mit blinkenden Folterwerkzeugen überlegt war, der Nachrichter ſtand. Der armen Nanni wich bei dieſem Anblicke das Blut aus den Wangen, und ihren Lippen entfuhr ein matter Schrei.

„Kennſt du dieſen Mann und ſein Gewerbe?" fragte der Pfleger mit gedämpfter Stimme.

Schweigend ſtarrte Nanni den Henker an.

„Thue deine Schuldigkeit!" befahl dieſem der Pfleger.

Der Burſche trat vor und fragte, an welchem Gliede der Gefangenen er die Tortur beginnen ſolle?

„Du magſt ihr vorläufig die Daumen ein wenig kitzeln," lautete der Beſcheid.

Der Henker richtete mit kaltblütiger Geſchäftigkeit die Daumenſchrauben zurecht, während ſein Gehilfe Nanni unter den Armen faßte, und auf einen bereit ſtehenden Stuhl niederdrückte. Dieſe ſchrecklichen Anſtalten entmuthigten die Unglückliche, oder vielmehr — ſie gaben ihr den Muth, lieber dem Leben zu entſagen, als ſich zum Krüppel foltern zu laſſen. Denn gewiß war es, daß wenn ſie auch die erſte Marter überſtand, der grauſame Richter ihr ſo lange mit neuen und immer ſchmerzlichern zuſetzen würde, bis ſie redete, was er hören wollte. Durch eine plötzliche Kraftanſtrengung befreite ſie ſich aus den Händen der Büttel, trat dicht vor den Pfleger hin, und ſagte: „Bluthund, weil du denn durchaus meinen Kopf willſt — ja, ich habe das Kind ermordet!"

Der Pfleger, an ſolche Scenen gewöhnt, war über dieſe im Tone der Verzweiflung herausgeſtoſſenen Worte keineswegs beſtürzt; im Gegentheile vernahm er ſie mit den Gefühlen eines Mannes, der nach überwundener Schwierigkeit endlich ſeinen Zweck erreicht hat. Ein Ausdruck unheimlicher Freude verbreitete ſich über ſein kaltes Geſicht, als auf fortgeſetztes Befragen Nanni, einmal entſchloſſen zu ſterben, die nähern Umſtände einer That angab, welche ſie nie begangen hatte — und die Feder des Schreibers flog pfeilſchnell über das Papier hin, damit ja keine Sylbe des Bekenntniſſes verloren ging. Nachdem die Inquiſitin geendet und das Protokoll mit ihrem Handzeichen unterfertiget hatte, wünſchten ſich Richter, Aktuar und Henker wechſelſeitig ſo unbefangen Glück, als handelte es ſich um die Löſung einer Preisaufgabe, nicht aber um den Kopf eines Menſchen.

Die weitere Geſchichte des Prozeſſes läßt ſich mit zwei Worten erzählen: Nanni wurde auf den Grund ihres Bekenntniſſes zum Tode verurtheilt, und ſtarb auf dem Schaffote.

Georg, der beklagenswerthe Bräutigam, hatte ſeine Herrſchaft auf einer Luſtreiſe nach Wien begleitet, und lebte dort in Saus und Braus, ohne Ahnung des Unglücks, welchem inzwiſchen ſeine Verlobte erlag. Er erhielt die Kunde von Nannis Einkerkerung und Hinrichtung zu gleicher Zeit, riß die Büchſe von der Wand, und niemand hat ihn wieder geſehen. Eine Sage wollte glauben machen, er ſey, um ſich an dem Geſetze zu rächen, unter die Grenzräuber gegangen.

Nicht lange nach Nanni's blutigem Ende kehrten zu Arnbach einige Dirnen ſpät am Abende von der Rockenſtube heim, und als ſie an der Hütte der Gerichteten vorüber gingen, vernahmen ſie Laute, wie das Weinen eines neugebornen Kindes. Kreiſchend liefen ſie davon, und erſchreckten mit der Nachricht von dem Spucke das ganze Dorf. Alt und Jung eilte herbei, und ſtand in einem weiten Halbkreiſe vor der Hütte. Jedermann hörte deutlich die grauenerregenden Töne, aber nicht einer hatte den Muth, dem geſpenſtigen Weſen nahe zu kommen. Endlich ermannte ſich ein abgedankter Soldat, der unter Max Emanuel die Türkenkriege mitgekämpft hatte; er ſtürzte ein Glas Doppelkümmel hinunter, ſchlug ein groſſes Kreuz über ſich und ſchritt, in der rechten Hand einen tüchtigen Knüttel, in der weit vorgeſtreckten Linken einen brennenden Kienſpan haltend, dem Eingange der Hütte zu. Die morſche Thüre wich leicht dem Drucke ſeines Fußes, und das erſte, was er erblickte, war — der Hauskater, welcher auf der oberſten Stufe der Bodentreppe ſaß, und, um ſich die Langeweile ſeiner Einſamkeit zu vertreiben, eines jener Lieder angeſtimmt hatte,

Die Stein' erweichen,
Menſchen raſend machen können.

Unſer Held ging dem betroffenen und vom plötzlichen Lichtſchimmer geblendeten Virtuoſen raſch zu Leibe, packte ihn beim Genicke, und trug ihn ſiegesſtolz der herandrängenden Menge entgegen, welche bei dieſem Anblicke alle Furcht verlor, und in ein unmäßiges Gelächter ausbrach. Doch gab es viele unter den Anweſenden, die nicht mitlachten. Das Gewiſſen war in ſeinem Schlupfwinkel rege geworden, und pochte mit dröhnenden Schlägen an die Herzen, welche auf ein unverläſſiges Zeugniß hin, lieblos ihr Mitgeſchöpf verdammt und dem Henkerbeile überliefert hatten. Eine Unzahl Vaterunſer wurde der Sühne der Hingeopferten gebetet, und auf viele Meilen in der Runde läuteten die Glocken der Kirchen zu Seelenämtern; doch Roſenkranz und Meſſe haben noch nie einem Todten das Leben wieder gegeben.

Ein Monat war verſtrichen, ſeitdem Nanni's Leiche unter dem Rabenſteine eingeſcharrt worden war, und der Pfleger von Dachau hatte über eine Räuberbande, die ihn eben jetzt beſchäftigte, den kleinen Handel mit der Kindesmörderin längſt vergeſſen. Da geſchah es, daß er einmal in dringender Angelegenheit nach München mußte, und dort über die Gebühr verhalten wurde. Der Tag neigte ſich ſchon zu Ende, als er ſich erſt wieder auf den Heimweg machen konnte. Michel, der Kutſcher, trieb die Pferde zu raſcherem Trabe an, um noch vor dem Hereinbrechen der Dunkelheit das Hochgericht hinter ſich

Digitized by Google

zu bringen; denn der furchtſame Tropf konnte ſelbſt bei hellem Tage nie ohne Zähneklappern da vorbeikommen. Mit Windesſchnelle flog der Wagen über den leicht gefrornen Boden hin, aber ungeachtet dieſer Eile war die Sonne doch ſchon untergegangen, und die düſtern Schatten eines ſtürmiſchen Dezemberabendes ſenkten ſich auf die Gegend hernieder, als die Reiſenden in der Nähe der verrufenen Stelle anlangten. Michel ſtierte mit hervorquellenden Augen nach dem Hochgerichte, deſſen Pfeiler wie ſchwarze Rieſen aus dem Dunkel emporſtiegen. Plötzlich fing es aber zu raſcheln an, rollte holterpolter den Hügel herab, und fiel mitten in die Straße. Die erſchreckten Pferde machten einen Seitenſprung, und warfen die Kutſche in einen tiefen Graben.

Im Schloſſe zu Dachau herrſchte große Unruhe, als Stunde um Stunde verging und der geſtrenge Herr nicht heimkam. Endlich machten ſich Diener mit Fackeln auf den Weg, um nach ihrem Gebieter zu ſehen. Sie fanden bald die umgeſtürzte Kutſche. Michel lag ohne alle Lebenszeichen im Graben; der Pfleger röchelnd unter den Trümmern des Wagens. Die Pferde ſtanden zitternd, als wüßten ſie, welch großes Unheil ſie angerichtet. Mit Mühe brachte man die beiden Verunglückten ſo weit wieder zu ſich, daß ſie auf ihre Begleiter geſtützt, langſam fortwanken konnten. Der Pfleger hatte aber kaum einige Schritte gethan, ſo ſtieß ſein Fuß an einen dunklen Gegenſtand, welcher im Wege lag. Ein Diener leuchtete mit der Fackel herzu, und rief entſetzt aus: „Ein Menſchenkopf! — Der Kopf der hingerichteten Nanni!" —

Die Unterſuchung, welche man ſpäter anſtellte, ergab, daß Wölfe Nannis Körper aus ſeinem loſen Sandgrabe gewühlt hatten. Von dem Geräuſche des nahenden Wagens verſcheucht, entflohen die Beſtien, und eine ſtieß vermuthlich an den am Rande des Hügels liegenden Kopf, und machte ihn hinabrollen. Gottes Wege ſind wunderbar!

Der Pfleger von Dachau hatte nicht ſo bald die Züge ſeines Schlachtopfers erkannt, als er, von dem fürchterlichſten Eindrucke des Schauders überwältiget, beſinnungslos hinſank. Diener trugen ihn in's Schloß hinauf, und brachten ihn zu Bette. Da lag er die ganze Nacht in einem Zuſtande, der halb Ohnmacht, halb von böſen Träumen geſtörter Schlaf war. Des Morgens um neun Uhr — um dieſelbe Stunde, in welcher Nanni's Haupt gefallen — ſchlug er plötzlich die Augen auf, richtete ſich halb empor und ſtammelte mit dem Ausdrucke höchſter Angſt: „Bringt mir die Akten — in Sachen Anna „Oſterkorn — ich habe mich vor einem ſtrengen Richter zu „verantworten — ſchon ruft mich ſein Bote — ich komme — „— Gnade, Gnade!"

Es waren ſeine letzten Worte. Nachdem er ſie geſprochen, fiel er in die Kiſſen zurück, und war todt.

Der 31. Dezember 1494 zu Rom.

(Einzug des Königs Karl VIII.)

Tiefes, ernſtes Schweigen im bewegten Rom! das Volk flutete auf allen Richtungen durch die Straſſen. Der König der Franzoſen, Karl VIII. ſtand vor den Thoren. Seit Karl von Anjou mochte keiner mehr ſein heiliges Gebiet betreten haben. — König Ferdinand von Neapel zog, begleitet vom Kardinal Ascagno Sforza zum Thore San Sebaſtian hinaus, während Frankreichs König, der chevalereske Karl bei jenem de Santa Maria del popolo an der Spitze ſeiner Heerſchaaren hereinzog.

Die Erſcheinung dieſes Heeres, das die Römer zum erſtenmale die Kraft und die neue militäriſche Organiſation der Ultramontaniſten kennen lehrte, flößte ihnen Erſtaunen und Schrecken ein.

Die Avantgarde beſtand aus Schweizern und Deutſchen, welche nach dem Trommelſchlag, in Bataillonen unter ihren Fahnen marſchirten. Ihre Kleider waren kurz und verſchieden färbig und ganz nach der Leibes-Form geſchnitten. Ihre Chefs trugen zur Auszeichnung hohe Federbüſche auf ihren Helmen. Die Soldaten waren mit kurzen Degen bewaffnet, mit Lanzen von Eſchenholz, zehn Fuß lang, mit ſchmalem, ſcharfgeſpitztem Eiſen. Ein Viertheil unter ihnen trug Hellebarden anſtatt der Lanzen; das Eiſen glich einer ſchneidenden Hacke, überragt mit einer viereckigen Spitze. Sie führten dieſe Waffe mit zwei Händen, und ſtießen zugleich mit der Schneide und der Spitze zu. Jedem Tauſend Soldaten ſchloß ſich eine Kompagnie von Hundert Fuſilieren an. Die erſte Reihe von jedem Bataillon trug Helme und Harniſche, welche die Bruſt bedeckten. Das war auch die Rüſtung der Anführer (Hauptleute), die andern hatten keine Schutzwaffen.

Nach den Schweizern marſchirten fünf Tauſend Gaskogner, faſt durchgehends Armbruſtſchützen. Die Gewandtheit, mit welcher ſie ſpannten und ſchoßen, war höchſt merkwürdig und erregte Bewunderung, wenn ſie den eiſernen Bogen wie Weidenſtäbe krümmten. Ihre kurze Geſtalt, und der Mangel alles Schmuckes an ihrer Kleidung ſtach übrigens nicht vortheilhaft gegen die rüſtigen Schweizer ab.

Endlich kam die Kavallerie. Sie beſtand aus der Blüthe des franzöſiſchen Adels, und glänzte mit ihren ſeidenen Mänteln, ihren Helmen und ihren vergoldeten Halsgehängen. Man zählte darunter zwey Tauſend fünf Hundert Küraſſiere (eiſerne Männer), und zweymal ſoviel leichte Kavallerie. Die Erſteren trugen, wie die Italieniſchen Gendarmen, eine ſtarke Lanze, mit Hohlkehlen, mit einer feſten Spitze und eine Maſſe eiſernes Rüſtzeug.

Ihre Roſſe waren groß und ſtattlich; aber nach franzöſiſcher Sitte hatte man ihnen Schweif und Ohren abgeſchnitten.

Der größte Theil derſelben hatte keine ſteifen Lederdecken oder Leder-Harniſche wie die Italieniſchen Gendarmen, um ſich vor Stoß und Hieb zu bewahren. Jedem Kuiraſſier folgten drey Pferde; das erſte ritt ein Page, bewaffnet wie er, die zwey anderen ritten Stallmeiſter, die man Seitengehülfen nannte. *)

Die leichte Reiterei trug große Bogen, nach der Sitte Englands, geeignet, lange Pfeile abzuſchnellen. Als Schirm-Waffen hatten ſie nur Helm und Cuiraß. Einige trugen eine Halb-Pike, um auf der Erde diejenigen zu durchbohren, welche die ſchwere Kavallerie niedergeworfen hatte. Ihre Mäntel waren mit ſilbernen Neſteln und ſilbernen Plättchen ausgeſchmückt, welche die Wappen jedes ihrer Anführer zeichneten. Vierhundert Bogenſchützen, unter dieſen hundert Schottländer, marſchirten an der Seite des Königs; zweihundert franzöſiſche Cavaliere aus der Blüthe des Adels gewählt, umringten ihn zu Fuß. Sie trugen auf ihren Schultern eine Maſſe Eiſenbewaffnung, ähnlich ſchweren, gewichtigen Beilen. Wenn ſie ritten, nahmen ſie ganz den Anzug und die Haltung der Gendarmen (damals die ſchwere Kavallerie); ſie zeichneten ſich lediglich durch die Schönheit der Pferde aus, durch das Gold und durch den Purpur, die ſie bedeckten. Die Kardinäle Ascagno Sforza und Julian von Rorera gingen dem König zur Seite; die Kardinäle Colonna und Savelli folgten ihm unmittelbar. Proſper und Fabrizio Colonna und alle

*) Sind dieſe auxiliaires latereaux (auxiliares ad latus) unſere Adjutanten?

Digitized by Google

italieniſchen Generäle marſchirten untereinander mit den Großen Frankreichs.

Sechs und dreißig Kanonen von Bronze, beſpannt, folgten dem Heere. Ihre Länge betrug ohngefähr 8 Fuß, ihr Gewicht 6000 Pfund, und ihr Kaliber beiläufig jenes eines Menſchenkopfes. Die Feldſchlangen, um die Hälfte länger, kamen ſpäter, dann die Falkonen, von denen die kleinſten Kugeln in der Größe einer Granate ſchleuderten.

Die Lavetten waren wie jene heutzutage konſtruirt. Sie beſtanden aus zwei ſchweren Holzſtücken, mittelſt Querbalken verbunden. Sie ruhten nur auf zwei Rädern, allein auf dem Marſche fügte man noch zwei andere an mit einem Vordergeſtelle, welches vom Stück getrennt war, indem es daſſelbe en batterie aufſtellte. Die Avantgarde hatte nun begonnen, um 3 Uhr Nachmittags an das Thor del popolo zu marſchiren; allein der Zug dauerte bis 9. Uhr Abends beim Fackel- und Kerzenſchein, der ein ſchauervolles Licht auf die Armee warf, und nur das düſter Feierliche, das Impoſante der in bunter Rüſtung ſtrahlenden Ultramontaniſten auf eine eben ſo ergreifende als ſeltſame Weiſe zu erhöhen geeignet war. Rom hatte am Sylveſter-Abend 1494 die erſten Kanonen geſehen!!

A. B—l.

Kleine Bücherſchau.

Je ſeltener es iſt, daß Werke bayeriſcher Schriftſteller im literariſchen Norden angezeigt werden, je unbilliger man ſie dort gewöhnlich beurtheilt, oder je mehr man ſie ganz vornehm überſieht, um das Verdienſt nicht anerkennen und rühmen zu müſſen: um ſo mehr iſt es die Pflicht der Bayern, auf ihre eigenen Schriftſteller hinzuweiſen, wenn ſie anders etwas Erhebliches leiſten, und in irgend einem Zweige der Wiſſenſchaften wichtige Forſchungen geben, die allgemein bekannt zu werden verdienen. Wir zeigen hier zwei Werke an, welche des Neuen und wirklich Gegründeten in deutſcher Sprachforſchung ſo vieles enthalten, daß ſie von keinem deutſchen Schriftſteller, der über ſeine Sprache ſelbſt nachdenken, und ſich die Gründe klar machen will, warum gerade ſo, und nicht anders geſchrieben werden ſoll, überſehen werden dürfen.

I. Die Beügung und Schreibung der neühochdeutſchen Hauptwörter, mit Berückſichtigung des Gothiſchen, Alt- und Mittelhochdeutſchen, Angelſächſiſchen, der deutſchen Mundarten und der klaſſiſch ältern und neuern Sprachen. Dargeſtellt von Dr. Karl Roth. Kempten, bei Joſeph Köſel. 1836.

Das Vorwort lautet zwar etwas pomp- und prahlhaft: Ein deutſches Haupt- oder Zeitwort richtig zu beügen und zu ſchreiben, Satzglieder oder ganze Sätze regelhaft an einander zu reihen, und die gehörigen Bindewörter und Zeichen einzufügen; überhaupt einen Gedanken, ohne Einmengung fremder Brocken, mündlich oder ſchriftlich ſo zu geſtalten, daß er von innen und außen als Kunſtwerk daſteht, dies iſt im deutſchen Norden und Süden, trotz prahlhafter Widerſprüche, eine ſeltene Erſcheinung — daß aber dem leider alſo ſey, wird kein Denkender verkennen. — Muſterhaftigkeit der deutſchen Schriftſprache iſt noch nicht vorhanden, muß erſt kommen, wenn alles Fremde verbannt wird, wenn einmal über Ableitung und Schreibung der Wörter, ſo wie über ihre Beügung keine Zweifel mehr ſtatt finden, und Niemand mehr nach Willkür beügt und ſchreibt; darum will unſer Verfaſſer durch Aufſtellung aller (oder doch der meiſten) Stamm- und abgeleiteten Wörter den Forſchern eine genaue und belehrende Einſicht in den bewunderungswürdigen Bau und Reichthum unſerer Mutterſprache gewähren, und dabei manches zeitgemäße Wort über die Rechtſchreibung einfließen laſſen! In einer Anmerkung ſagt er darüber: „mit der Fackel der Geſchichte in der Hand ſuchte ich die Bahn nüchterner Forſchung einzuhalten.“

Der Verfaſſer hat nur drei ganz einfache Beügmuſter aufgeſtellt, ſinnreich und wahr, wie Jeder erkennen wird, der ſich mit dem Buche vertraut macht. Ueber die neüe gegründete Schreibung der Wörter findet man vieles Wichtige. Man ſchreibe nach ihm: Wildbrät, Ameiße und daher ämßig, Aente, Binße, Tinte, Gränze, Aerbſe, Aelſter, Blühte, Krauſeminze, Wirtſchaft, Handtierung, Weisſagung, Vögellein, Seſſellein, Aventeürer u. ſ. w.

II. Die Fehler der neühochdeütſchen Schrift, dargeſtellt von Karl Widmann. Regensburg 1836.

Der Verfaſſer dieſer Schrift ſchneidet wahrhaft mit dem Meſſer eines ſchonungsloſen Arztes in den veralteten Krebsſchäden unſerer Sprache mit kühner Meiſterſchaft, um alles Fremdartige wieder zu vertilgen, und die reine deütſche Sprache wieder herzuſtellen. Schade, daß er ſeine ganz eigene Schreibung ſogleich in der Vorrede ſelbſt anwendet, ſtatt erſt allmählich einzuführen, nachdem er die Regeln und Grundſätze aufgeſtellt.

In der Einleitung ſagt er, man müſſe zu den Wurzeln der Sprache, zu dem Altdeutſchen zurückkehren, denn dieſes ſey der Grund und Boden, welcher auf Felſen ruhe, und ewig nie wanke. Man ſolle alſo unſere Sprache nicht nach zufälligen Launen und Grillen bilden.

Er beginnt mit dem Selbſtlaute a, will, daß dieſer in vielen Wörtern wieder hergeſtellt werde, wie ihn die altdeutſche Schriftſprache brauchte; man ſchreibe: Aiche, Saife, Waide, allain, haiſer, zaigen u. ſ. w. Gründe dafür ſind: Die Schweizer ſprechen in den Wörtern, in welchen das ei die Wurzel iſt, i, z. B. Lib, Wide ſtatt Leib, Weide; wo aber der Stamm a iſt, ſagen ſie a oder ai, z. B. Lab (Laib Brot). Die Franken machen aus dieſem Stammlaute a ein å, z. B. åns — ains; die Zweibrücker machen es eben ſo: zwå, Gåſt ſtatt zwai, Gaiſt u. ſ. w. Dafür ſpricht das Angelſächſiſche, Norwegiſche nnd Däniſche, welche Sprachen doch von der altdeutſchen ſtammen.

Der Mitlaut c werde ganz aus unſerer Schriftſprache getilgt. Er lautet und iſt k. Ganz vertilgt werde das v, da dieſes das römiſche v oder unſer w iſt. Man ſchreibe wieder: Fater oder Father, wie es die engliſche Sprache hat; man ſchreibe foll von füllen, Folk von Gefolge, Fer, For u. ſ. w. Daß das v wie unſer w lautet, erhellt aus: ve, vae, Weh, weg.

Man vertilge das qu und ſchreibe: Gwelle von wellen, wallen, Markwart ſtatt Marquard, Gwalm u. ſ. w.

Man verbanne das x, da es ohnehin nur mehr in drei oder vier Wörtern gebraucht wird. Hat man ja doch aus sex ſechs gemacht u. ſ. w.

Der Selbſtlaut y werde ausgeſtoßen oder in unſer ü verwandelt; dieſes iſt ja ſchon geſchehen in Müle, Büchſe, Thür, von den griechiſchen Wörtern δυρα, μυλη, πυξις; warum bleibt man ſich nicht gleich, und ſchreibt alſo nicht auch Papür, Aegüpten.

Der Doppelmitlaut z werde aufgelöſt, damit die Abſtammung ſichtbar werde: alſo ſtatt Herz ſchreibe man Herts, vom gothiſchen Hairto und dem engliſchen heart u. ſ. ſ.

Falſch iſt dt in Stadt und todt; es iſt jenes nichts anderes als Statt, Stätte; das o iſt in todt gedehnt, alt- und und mittelhochdeutſch heißt es tot.

Das ziſchende ſch werde verſtoßen, und dafür das weichere ſh geſchrieben.

Digitized by Google

In dieſer Weiſe geht es fort; überall, wo eine von der bisherigen abweichende Schreibart vorkömmt, gibt der Verfaſſer meiſt ſchlagende entſcheidende Gründe an, und jeder denkende Leſer wird gewiß in den meiſten Fällen mit ihm übereinſtimmen. Zu wünſchen iſt nur, daß beliebte Schriftſteller dieſe neue, eigentlich unſere alte, gutbegründete Schriftſprache annehmen, und ſo allmählich in das Leben einführen, denn der Sprachforſcher und Lehrer allein, ſo viel iſt gewiß, wird nicht durchdringen.

Handwörterbuch der griechiſchen und römiſchen Mythologie. Von Dr. Eduard Jacobi. 2 Abtheilungen. Koburg und Leipzig 1835 Sinner. gr. 8. 900 S. Preis 4 fl. 3 kr.

Der Verfaſſer wollte zunächſt für die obern Klaſſen deutſcher Gymnaſien ein Werk liefern, welches bei geringem Umfang und mäßigem Preis eine Ueberſicht der griechiſchen und römiſchen Sagengeſchichte und Götterlehre in gedrängter Darſtellung geben ſollte, und beim Leſen der griechiſchen und römiſchen Schriftſteller, wie überhaupt beim Studium der Mythologie mit Nutzen gebraucht werden könnte. Zugleich ſollte das Werk auch dem Lehrer, dem Künſtler und jedem Gebildeten zu einem Repertorium dienen, um ſich daraus über den Inhalt der alten Sagen und ihre Quellen in Kürze zu belehren. Referent nennt dieſes Werk eine ſehr erfreuliche Erſcheinung. Ohne der älteren, auch jetzt noch wieder aufgelegten Schriften zu gedenken, welche dem früheren Schlendrian folgen, ſind auch die früher ſehr brauchbaren Werke von Funke, M. Hermann jetzt zum Theil veraltet, und ein Schulbuch, welches auf der Höhe der Wiſſenſchaft unſerer Zeit ſteht, ſuchte man bisher vergeblich. Die größeren gelehrten Werke und Abhandlungen von Heyer, Buttmann, Welcker, Gehermann, Voß, Creuzer, K. O. Müller, die Artikel der großen Encyklopädie bei Brockhaus, enthalten Unterſuchungen, deren Ende nicht abzuſehen iſt, von den widerſprechendſten Ergebniſſen, und eignen ſich für Studierende nicht, da ſie nur verwirren. Der Verfaſſer des angezeigten Werkes hat die beſten vorhandenen Werke, zerſtreute Notizen ꝛc. mit verſtändiger Wahl benutzt, aus eigener Lektüre Vieles beigefügt, und viele fehlerhafte Angaben und Citate ſeiner Vorgänger ſtill berichtigt. Es erſcheinen hier natürlich bloß die Ergebniſſe der Unterſuchungen, ohne die letztern, auch ſind alle Erklärungen und Deutungen der Sagen mit Recht vermieden. Ueberall ſind die Sagen nach ihrer älteſten Geſtalt, ſodann die ſpäteren Zuſätze oder Umformungen nach Zeiten und Volksſtämmen ſorgfältig von einander geſchieden. Bei gedrängter Darſtellung ſind doch viele Artikel, wo es erforderlich ſchien, von größerer Ausführlichkeit, z. B. Achilles, Diomedes, Herakles, Hermes, Rhea u. a. Wir hegen die Hoffnung, daß dieſes Buch, welchem wir einen großen Leſerkreis wünſchen, neben dem ſpäter erſchienenen vortrefflichen und wohlfeilen Wörterbuch zu Homer von Cruſius, beitragen werde, die zum Theil erlöſchende, zum Theil verdrängte Liebe zum Alterthum wieder zu erwecken. Der Druck iſt gut, das Papier ziemlich gut, der Druckfehler ſind nicht viele.

Korreſpondenz.

‡ Artiſtiſches aus Mainz. Den 24. Dez. Einen ſehr genußvollen Abend bot uns das dieſe Woche ſtattgehabte, erſte Conzert für den Orcheſter-Penſionsfond. Zwar ſind wir gewohnt, daß dieſe Conzerte, deren jährlich vier ſind, meiſt nur Vortreffliches bieten; allein wir ſahen dießmal aus der Durchführung der A-dur-Symphonie Beethovens, daß unſer Orcheſter täglich an künſtleriſcher Vervollkommnung wachſe, und daß es ſich der Gunſt immer mehr werth zeige, die das Publikum ſeinen Penſions-Conzerten ſchenkt. Jenes Meiſterſtück Beethovens, wir genoßen es in ſeiner ganzen Großartigkeit und Herrlichkeit, und, daß man kaum zu athmen wagte, während uns dieſe unſterblichen Klänge umwogten, das zeigt, daß ſich für derartige Muſik immer mehr der rechte Sinn bei uns einſtellt! Was iſt ein modernes Muſikſtück gegen dieſe erhabne Symphonie, die unſre ganze Individualität in Anſpruch nimmt?! Mir iſt eine ſolche Symphonie immer Gebet und Andacht; ich ſtehe da in einem Eckchen des Auditoriums, laſſe mich von dieſen Tönen emportragen, und ſchwelge in der Wolluſt des Himmels! Es mag ſeyn, daß mein Enthuſiasmus für Beethovenſche Symphonieen an Excentrizität grenzt; aber mein Gefühl ſagt mir, daß das der wahre Genuß der Muſik ſey, welchen dieſe Symphonieen gewähren! — Habe ich aber von dieſem Muſikſtücke zuerſt geſprochen, ſo werde ich von dem Uebrigen, was das Conzert bot, wenig zu ſagen übrig haben. Das Programm war reich; aber was nützt die Fülle? Was konnten die Arien und Duette aus modernen Opern noch gewähren, nachdem man die A-dur-Symphonie gehört hatte? Mit dieſer hätte man enden ſollen, damit die Stimmung nicht entweiht worden wäre, in die uns dieſe Symphonie geſetzt hatte! Darum ſeyen nur noch einige Inſtrumental-Conzerte auf dem Piano und der Violine erwähnt, die wir an jenem Abende hörten. Jenes wurde von einer hieſigen Dame mit Grazie und Kunſt, dieſes von einem Mitgliede des Orcheſters mit Meiſterſchaft vorgetragen. Es iſt unglaublich, was wir hier gewandte Muſiker haben! — Eine andre große Kunſt-Vorſtellung gaben dieſer Tage die National-Sänger aus Rußland (die Familie Matovitſch-Becker, welche hier anweſend iſt). Die Leiſtungen dieſer Geſellſchaft ſind vierlei Art: 1) Magiſche Unterhaltungen. Sie gehören in das Gebiet der Taſchenſpielerei, paſſen eigentlich gar nicht zu den übrigen Leiſtungen dieſer Geſellſchaft, und die Perſon, welche ſich namentlich mit dieſen Künſten beſchäftigt, ſo gewandt ſie auch iſt, ließ uns doch Janſchen von Amſterdam und Boſko durchaus nicht vergeſſen. 2) Phyſikaliſche und chemiſche Experimente. Sie gaben dasjenige, was für das große Publikum aus dem Gebiete der Phyſik und der Chemie überraſchend und intereſſant iſt, auf eine anziehende, gefällige, belehrende und beifallswerthe Weiſe. 3) Ruſſiſche Nationalgeſänge. Der Eindruck, den dieſelben machen, iſt außerordentlich! In dieſen Geſängen wohnt Kraft, Charakter und Nationalität, wir ſehen und hören die reine Natur, und es iſt uns ſo unbeſchreiblich wohl bei dieſen Geſängen! Außerdem beſitzen die Leute offenbar vorzügliche Stimmen, die eben ſo ſehr in den italieniſchen, wie in den national-ruſſiſchen Geſängen, entzücken würden. Dieſe Geſänge erwarben ſich enormen Beifall. 4) Koſackentänze im Koſtüme, Pas de trois. Auch in dieſen Tänzen liegt der Nationalcharakter, wie in den Geſängen. Wilde Natur, Kraft, Ausdauer, verbunden mit einer anſtandsvollen Grazie in den Bewegungen, bilden das Gepräge dieſer Tänze, die ſo ſehr viel Verſchiedenartiges von den ſüdlichen Tänzen haben! Der Geſammtgenuß, den ſomit dieſe Kunſtvorſtellungen gewähren, iſt von hoher Bedeutung, und es iſt nur zu bedauern, daß die Leute Charlatanerie mit wirklichen Inſpirationen der Kunſt und Natur vermiſchen. Wir haben dieſe ruſſiſche Familie nur zweimal bei unſrem Theater auftreten ſehen; aber wir würden ſie gerne noch ſechsmal geſehen haben, wenn nicht täglich Neues zu bewundern käme. Wer giebt uns am Ende Bewunderung genug für die vielen Sehenswürdigkeiten, die ſich uns darbieten? — Die Bühne bot ſeit meinem letzten Berichte nur eine erwähnenswerthe Novität, nemlich: Delavigne's Drama „Eduards Söhne im Tower". In Shakeſpeare's Richard III. iſt jene merkwürdige Epoche aus der Geſchichte Englands, wo Richard Gloſter, dieſes Scheuſal der Menſchheit, über die Leichen faſt aller Glieder ſeiner Familie, von ihm ſelbſt gemordet, zum Throne und zur Herrſchaft ſchreitet, umfaſſender und dramatiſcher behandelt, als in Delavigne's Stück, das man ein Fragment aus jenem koloſſalen Werke nennen könnte. Indeſſen tragen doch die Charaktere, die in dieſem neuen Drama handeln, das Gepräge der Geſchichte und Shakeſpeare's, ja Delavigne's Richard Gloſter iſt ganz der des großen, brittiſchen Dramatikers, ganz jener Mephiſto der brittiſchen Königsgeſchichte, der uns hier wie dort ſchaudern macht! Ein eigner Charakter ſpricht uns noch an, oder ſtößt uns ab in dieſem von Marr bearbeiteten Delavigne'ſchen Stücke, — es iſt Sir James Tyrrel, ein Chamäleon von Verworfenheit und Herzlichkeit! Zu allen Laſtern bereit, und tief in dieſelben verſunken, ein Werkzeug Gloſters, wird derſelbe, als Gouverneur vom Tower, wie ein Kind gerührt von der Unſchuld der gefangenen, liebenswürdigen Prinzen. Doch als Gloſter Tyrrels Spiel-Leidenſchaft kirrt, erwachen die alten Dämonen in ſeiner Bruſt, und nun ſind die armen Prinzen verloren! — Wir ſahen dieſes ſchöne Stück ganz vortrefflich aufführen; namentlich gab unſer talentvoller Mime Vogel ein wahres Meiſterbild des Teufel Gloſter! — Ein Gaſt, der dieſer Tage ſich auf unſrer Bühne zeigte, und in einigen Opern ſang, ich meine Dem. Julie Reitmayer aus Homburg, machte wenig Senſation. Die Stimme iſt ſchön, aber Fräulein können noch nicht ſingen, beſonders noch nicht in den Rollen wie die Prinzeſſin von Navarra und Alice, worin kurz vorher europäiſche Sängerinnen auf unſrer Bühne aufgetreten ſind! Dem. Reitmayer zählt erſt 17 Jahre. Nun wohlan! Noch drei Jahre der Bildung und des Studiums, und wir wollen ſehen, ob Sie eine Sängerin werden, oder ob nicht! Für jetzt iſt Ihr Platz noch am Piano!

÷ (Meiningen.) Die Alpenſänger. Die ſogenannten Alpenſänger aus Steyermark und Tyrol, welche ſeit einigen Jahren auch Deutſchland in

Digitized by Google

ihrem National-Coſtüme durchziehen, und zu allen Jahreszeiten, beſonders aber im Sommer bei Vogelſchießen und in Badern, im Winter aber in Concerten und auf Theatern ihre National- und Alpenlieder zur muſikaliſchen Unterhaltung ertönen laſſen, haben gewiſſermaßen Aehnlichkeit mit den altdeutſchen Minneſängern unter den ſchwäbiſchen Kaiſern, welche nicht mit den ſpäteren Meiſterſängern zu verwechſeln ſind. „Die Minneſänger, ſagt Franz Horn in ſeiner Geſchichte der deutſchen Poeſie und Beredtſamkeit, ſtellen nur ſich ſelbſt dar mit all' ihren Freuden und Schmerzen im Frühling und in der Liebe, mit all' ihren Ahnungen und Traumen, den kindlichen Phantaſieen über das Leben, und mit der unendlichen Sehnſucht nach Mitgefühl und Liebe. Die Lieder dieſer Dichter wurden im Frühling oder bei Feſtlichkeiten geſungen, ihre Heldenerzählungen vorgeleſen und ihre Liebesgedichte von vielen Lippen wiederholt. Die meiſten deutſchen Minnelieder ſind den Provençalen (Poeſie der Troumadours in Frankreich) nachgebildet." Man vergleiche nur jenen alten Minneſang, von deſſen mannichfaltigen und zaubervollen Liedern ſo viele Sammlungen vorhanden ſind, mit den Geſängen der heutigen Alpenmänner mit ihren Frauen und Kindern und man wird die Aehnlichkeit in Hinſicht des Inhalts und gewiſſermaßen auch der Form nicht verkennen. Wir verweiſen hier nur unter anderen auf die bekannten Lieder: „Abſchied von Steyermark, der Jägersmann, das Geſtändniß, Schilderung der Treue mit dem beliebten Echo, in Steyermark is a Freud" ꝛc. Die eigene Mundart, der kindliche, naive Ausdruck, die joviale Gemüthsart machen dieſe Alpenſänger, gleich den Tyroler Teppichhändlern, beliebt bei Jung und Alt. Wer möchte nicht mit ihnen herum wandeln, und ein ſo freies, heiteres Leben führen, wie ſie? In den Paläſten der Großen, in geſelligen Cirkeln und bei den Feſten des Volkes haben ſie willkommenen Zutritt. Immer im Vereine mit fröhlichen Menſchen, ſchweigt vor ihren Tönen auch der Leiden Schmerz, und der Kummervolle vergißt auf Augenblicke ſeinen geheim nagenden Gram. Und wenn ſie denn nun mehrere Jahre die Länder durchwandert, und Tauſende mit Sing und Sang ergötzt und Silber und Gold in luſtigen Weiſen und unter Scherzen eingeerntet haben, dann ziehen ſie wieder gemüthlich in's liebe Heimeth und laſſen ſich's wohl ſeyn, bis wer ihne das Sterblied'l ſingt. Glückliche Alpenſänger — wer möchte nicht euer Loos theilen? — **

---

* Braunſchweig, Ende Dez. 1836. Der Elbmuſik-Verein, welcher in dieſem Jahre in hieſiger Stadt den Verſammlungsort hatte, äußert jetzt auch hier ſeinen Einfluß. Durch das hier abgehaltene 9te Elbmuſikfeſt angeregt, haben die ſchon früher beſtandenen Muſikvereine ihre Thätigkeit erweitert, und ſind viele geſellige Cirkel, in welchen Muſik vorzüglich gepflegt wurde, zu größeren Geſellſchaften angewachſen, welche öfters öffentliche Conzerte geben. — Unſer Theater, welches ſchon ſeit mehreren Jahren mit den beſten in Deutſchland wetteiferte, hat im vorigen Sommer in der Perſon des Herrn Schmetzer und der Madame Fiſcher-Achten zwei bedeutende Mitglieder für die Oper gewonnen. Zugleich haben wir das Vergnügen, das Jahr über die ausgezeichnetſten Schauſpieler als Gäſte auf unſerer Bühne zu ſehen. Auch läßt es ſich unſere Theaterdirektion ſeit einiger Zeit angelegen ſeyn, nicht nur neue und die beſſeren Stücke auf die Bühne zu bringen, ſondern ſie ſucht auch die alten klaſſiſchen wieder hervor, und führt uns jetzt von Zeit zu Zeit die Shakespeare'ſchen Dichtungen, an welchen der gute Schauſpieler ſich zeigen kann, wieder vor. — Der bekannte Profeſſor Döbler aus Hamburg hat hier einige Vorſtellungen mit dem neuerfundenen Hydro-Oxygen-Gas-Mikroſkop gegeben, welches mit einer unglaublichen Deutlichkeit die ihm vorgehaltenen, und durch ſein Licht vergrößerten Gegenſtände wiedergiebt. — Nachdem die herzogliche Regierung ſich überzeugt hatte, daß die Errichtung einer Univerſität in hieſigen Landen nicht vortheilhaft ſeyn würde, hat ſie mit dem, in hieſiger Stadt exiſtirenden Collegium Carolinum, welches früher nur eine Vorſchule für die Univerſität war, eine große und, wenn nicht Alles trügt, ſehr wohlthätige Erweiterung vorgenommen. Jene Anſtalt beſteht jetzt aus 3 Abtheilungen, aus der humaniſtiſchen, techniſchen und merkantiliſchen. Die erſte bezweckt eine Vorbildung der jungen Leute, welche ihr Studium auf dem Gymnaſium geendigt haben, für den akademiſchen Unterricht; die zweite dient für die wiſſenſchaftliche Ausbildung derer, welche irgend ein Gewerbfach, das auf Produktion und Erwerb abzielt, mit höhren Anſprüchen auf Fähigkeit und Bildung, zu ihrem künftigen Berufe gewählt haben; die dritte endlich hat die wiſſenſchaftliche Ausbildung derer zum Zweck, welche ſich dem höheren Handelsſtande widmen wollen. — Es ſind für die einzelnen Fächer tüchtige Lehrer gewonnen, ſo daß das polytechniſche Inſtitut gewiß bald die Aufmerkſamkeit und die Theilnahme der Nachbarländer auf ſich ziehen wird, und dürfte hierdurch die Stadt Braunſchweig und das Land nicht blos in intellektueller, ſondern auch in finanzieller Hinſicht gewinnen. — An dieſes Inſtitut ſchließt ſich die ſeit einigen Jahren in Holzminden beſtehende Handwerksſchule an, welche, von einem Privaten gegründet, und die Bildung junger Handwerker in den, mit ihrem Gewerbe verwandten Fächern bezweckend, ſich der regſten Theilnahme erfreut, und ſchon Ausländer unter ihren Schülern zählt. — Die Bauluſt iſt in hieſiger Stadt lebhafter als jemals, und iſt die dadurch gewordene Beſchäftigung der arbeitenden Claſſe die Haupturſache, daß man weniger Noth antrifft, als früher. Leider hat ſich auch in hieſigen Landen, insbeſondere bei einem herzoglichen Luſtſchloſſe, der gothiſche Geſchmack wieder geltend gemacht. — Die Mitternachtzeitung, das einzige belletriſtiſche Blatt in Braunſchweig, ſoll jetzt Laube, deſſen Schriften auch im Herzogthum verboten ſind, zum Redakteur haben. Es ſcheint, als ob dieſe Zeitſchrift, welche ſonſt zu den gehaltreichern gehörte, niche lange mehr die Exiſtenz ſich erhalten kann. Die National-Zeitung aber, redigirt vom Dr. Hermes, erfreut ſich, nah und fern, der regſten Theilnahme.

□ Buntes aus Berlin. Das Fettgeſchwulſt, von welchem der Geheimerath von Gräfe den beliebten Komiker Beckmann vor einigen Wochen durch eine geſchickte Operation befreite, hat nicht weniger als 56 Loth Fett geliefert. Man iſt ſchon begierig auf die Witze, die Beckmann auf ſein eignes Fett reißen wird. Von den bedeutendſten Aerzten Berlins wurde übrigens die Geſchwulſt für Markſchwamm angeſehen; als ſie jedoch durch die eigenthümliche Behandlung des Dr. Schmidt um mehr als zwei Drittheile verkleinert worden war, und dieſer ausgezeichnete Gaſt ſeine Vermuthung, daß es nur Fettgeſchwulſt ſey, beſtätigt fand, unternahm der Geheimerath die glückliche Operation, ſo daß er nun der indirekte Liebling des lachluſtigen Publikums zu werden einige gegründete Anſprüche hat. — Ein Hr. N. aus M. ſchreibt, augenſcheinbar mit ſehr verdrießlicher Miene: er habe dort ein Chor Muſiker und eine Menge junger Leute beiderlei Geſchlechts in ein großes Haus gehen ſehen, worauf dann alſobald eine fröhliche Muſik zu ſeinen Ohren gedrungen ſey; da habe er denn nachſehen wollen, weil ſo etwas beim hellen Tage dem Außerordentlichen angehöre; er ſey aber vom Portier am Eintritt verhindert worden, und habe von dieſem Manne erfahren: daß man in dieſem Hauſe eine Generalprobe halte, nicht etwa mit einer neuen Oper, ſondern mit den Haupttänzen, die man auf dem morgen ſtattfindenden Balle aufführen wolle. „Einen Ball zu probiren", das findet nun Hr. N. höchſt komiſch; er ſteckt aber dabei bis an den Kravatten im Irrthum. Denn ſelbſt bei Hofe werden vor einem Feſte die neuen Tänze einexerzirt, und geſchähe das überall, ſo würden weniger Kraut- und Rübentänze auf manchem Balle vorkommen. — Die armen Belgier mußten ſich vielfach abmühen, ehe es ihnen gelang, einen König zu finden. Wie hat ſich ſeitdem ſo Vieles ganz anders geſtaltet. Portugal hat jetzt eine Königin auf dem Thron, einen Gemahl ihr zur Seite, ferner einen König auf der Lauer, und eine Thronerbin in petto. Spanien hat ſogar zwei regierende Häupter zugleich im Lande. Frankreich hat einen regierenden König in Paris, dazu einen Kronprinzen, einen Prätendenten, im Auslande, und hatte kürzlich ſelbſt auf ein Stündchen einen Kaiſer. Braunſchweig hat einen regierenden Herzog und einen zweiten, der ſich Luftballons zur Entdeckung neuer Luftſchlöſſer anfertigen läßt, welche das mit dem Braunſchweiger Schloß gemein haben, daß ſie nicht zu Stande kommen. So geht es fort bis auf die Herrſchaft Knyphauſen, über welche zwei Grafen das Regiment ſich aneignen wollen; ja ſo geht es ſelbſt fort bis auf manches Bürgerhaus und manche Bauerhütte, wo Mann und Frau zugleich regieren wollen, und ſich um den Commandoſtab ſtreiten. — Nicht wenig witzeln die Berliner über eine neuliche Bekanntmachung eines hieſigen Singlehrers, der mit dem Anfang des Jahres ein Inſtitut eröffnen wollte, worin Sänger und Sängerinnen erſten Rangs gebildet werden ſollen. Man bedarf dazu gar keiner Stimme. das Inſtitut ſorgt für Alles, und nach einem Jahr Bildung iſt die prima Donna — eine Dea ex machina — fertig. Welch Gaudium für verlegene Theater-Direktoren! Nur ſteht zu befürchten, daß wenn erſt eine ſolche Sängerinnen-Manufaktur in vollem Schwunge, und alle Theater mit Manufakten derſelben verſehen ſeyn werden, der Preis des Artikels (prime donne) eine bedeutende Erſchütterung erleiden dürfte, was dann nothwendig auf die Beſtellungen bei der Fabrik nachtheilig zurückwirken müßte, wenn ſie nicht etwa auf Abſatz nach der Türkei, Amerika, Vandiemensland rechnen ſollte.

Aphorismen.

Vernagelte Leute bilden ſich am leichteſten ein, daß ſie in Geſchäften immer den Nagel auf den Kopf treffen.

Nur in einer ſtets weiter verbreiteten, höher geſteigerten, tiefer eindringenden Kultur des Geiſtes, und in einer wahren Durchbildung des Volkes iſt eine ſichere und befriedigende Gewährleiſtung für das Wohl des Staates und der Bürger.

Durch moraliſche Kräfte müſſen Beharrlichkeit, Anſtrengung und Ehrenhaftigkeit; durch intellektuelle Kräfte aber muß die erforderliche Einſicht, Kenntniß und Geſchicklichkeit, und vermittelſt dieſer erhabenen Eigenſchaft, Ordnung und Wohlhabenheit, Verſtändigkeit, Rechtſchaffenheit und ehrenhaftes Selbſtgefühl das Eigenthum des Volkes werden.

Digitized by Google

Die Biene

Bayeriſches Sonntagsblatt.

1837. №. 5.

Sonette auf den Tod der Geliebten.

I.

Du konnteſt ſterben? — Konnte dieſes Leben
Aufhören je zu blühen nur für mich,
Willſt du im tiefſten Herzen mir den Stich
Zur Todeswunde meines Daſeyns geben?
Und dieſe Augen! — ach! wo iſt ihr Glänzen?
Wo iſt der Lippen liebentflammte Röthe,
Die warme Hand, die Druck und Kuß mir böte?
Iſt dies dein Loos nach zwanzig ſchönen Lenzen?
Wie wühlt der Schmerz durch alle meine Adern,
Mir zuckt im irren Wahnſinn Aug' und Mund;
Was bei dir ruht, iſt bei mir Qualeszeichen.
Auf ewig werd' ich mit dem Schickſal hadern,
Und jedes Wort thu Allen ewig kund,
Daß nimmer Fleh'n die Götter kann erreichen.

II.

Auf kaltem Sande biſt du nun gebettet,
Doch iſt die Liebe nicht bei Dir geblieben.
Wie kannſt du leben, ohne nur zu lieben?
So lebſt Du nicht! Dein Seyn iſt nicht gerettet
In jenes Land, das frommer Wahn erwählet
Zum ſichern Port der himmliſch reinen Tugend,
Zum Wiederſeh'n der früh geraubten Jugend,
Bei deſſen Namen jede Bruſt ſich ſtählet.
Nein! wie das Gras wächſt über deinem Hügel,
Wie ew'ge Ruhe herrſcht in dieſen Grüften,
Ein kalter Fuß tritt auf die kalten Herzen:
So leg' ich meinen Gram in ſieben Siegel,
Ich ſchrei' ihn nicht mehr in die leeren Lüfte,
Ich nähr' ihn, bis ich unterlieg den Schmerzen.

III.

O welche Blumen ſind emporgeſproſſen
An deinem Grabe! — welche Schmeichelдüfte,
Welch ſüßer Odem weht durch alle Lüfte,
Wie wenig hier, wo Thränen ich vergoſſen!
Dich nicht — doch wohl dein Grab konnt' ich vergeſſen;
Jetzt in der Abendröthe heil'gem Dunkel
In ferner Sterne mattem Lichtgefunkel
Denk ich an dich, die einſt mein Herz beſeſſen. —
War das ein Klang? Woher das ängſt'ge Beben,
Die bangen Blicke ſchauen ernſt nach Oben,
Schickſt du mir Troſt zu meinem Einſamſtehen?
Ja Stern des Lebens! Dich mir wiedergeben
Wird einſt ein ſchön'res Land, ich werde loben
Den Unbegreiflichen beim Wiederſehen!

Georg Neu.

Hiſtoriſche Notizen über die Birkenfeldiſche Linie des Hauſes Wittelsbach.

Der Stiftee dee Birkenfeld'ſchen Linie (des jüngſten Aſtes im churpfälziſchen Stamme des Wittelsbachiſchen Hauſes) war Herzog Karl von Birkenfeld, jüngſter Sohn des Herzogs Wolfgang von Zweibrücken, aus der damaligen älteren Zweibrückiſchen Linie, welche ſchon gegen Ende des XV. Jahrhunderts entſtanden wae, und aus welcher ſpäter Schwedens berühmte drei Könige Kael X., XI.. und XII. hervoegingen. Herzog Karl hinterließ bei ſeinem Ableben im Jahre 1600 zwei Söhne, Geoeg Wilhelm, geb. 1591, welcher Birkenfeld — und Chriſtian, geb. 1598, welcher Biſchweiler bekam, nach welchem Beſitzthum beide Zweige in der Benennung ſich unterſchieden, wovon jedoch der Aeltere im Enkel verblühte. Herzog Cheiſtian I. von Birkenfeld-Biſchweilee, einer der Helden des 30jäheigen Krieges, war in ſeinen Zweigen glücklicher, indem ſeine erlauchten Nachkommen heut zu Tage noch in verjüngter Kraft fortblühen. Bei ſeinem Ableben im Jahee 1654 hinterließ er ebenfalls zwei Söhne, Chriſtian II. geb. 1637 und Johann Karl, geb. 1638.

Herzog Chriſtian II., gleichfalls ein tapferer Krieger erbte nach Abgang des obenbemeldeten Zweiges, Birkenfeld, und durch Ihn bildete ſich die ältere Birkenfeldiſche Linie, die ſich ſpäter, nachdem deſſen Sohn, Heezog Chriſtian III. im Jahre 1731 in den erblichen Beſitz des Herzogthums Zweybrücken gekommen war, in die (jüngere) zweybrückiſche Linie umwandelte, von welcher das jetzt regierende königliche Haus entſpeoſſen iſt.

Herzog Johann Karl war der Stifter der jüngeren birkenfeldiſchen Linie, und der Großvater des nun verewigten Herzogs Wilhelm in Bayern. Da Ihm kein Familienanſitz zu Theil gewoeden war, hatte Ee den mit Gärten und Grundſtücken verſehenen Fürſtenhof zu Gelnhauſen, einer ehemaligen freien Reichsſtadt, erkauft, und zum Wohnſitz für ſeine Familie beſtimmt. Er brachte ſein Leben in Kriegsdienſten zu, und hinterließ bei ſeinem Ableben im Jahee 1704 drei Peinzen, Friedrich Bernhard, geb. 1697, Johann, geb. 1698, und Wilhelm, geb. 1701, wovon der Aelteſte im Jahee 1739, und der Jüngſte im Jahre 1760 ohne männliche Nachkommen mit Tode abgingen, Prinz Johahnn aber die Linie fortſetzte.

Herzog Johann von Bickenfeld war churpfälziſcher Generalfeldzeugmeiſter, und lebte in dieſer Eigenſchaft gröſtentheils zu Mannheim. Nach dem kinderloſen Ableben ſeines älteren Bruders Feiedrich vermählte Er ſich mit Sophien, Rheingräfin von Salm. Aus dieſer Ehe wurden Ihm zwei Peinzen und eine Prinzeſſin, deren Pflege und erſte Erziehung die Mutter im Fürſtenhauſe zu Gelnhauſen beſorgte. Der ältere Prinz Johann Karl, geb. 1745, kam in k. k. öſterreichiſche Militaiedienſte, welche er in der Folge als Geneeal verließ, und im

Digitized by Google

Jahre 1789 in Mannheim unvermählt ſtarb. Der jüngere Prinz Wilhelm, geb. am 10. November 1752, war der vor Kurzem von uns geſchiedene Herzog Wilhelm in Bayern hochverehrten Andenkens. Die Prinzeſſin Louiſe Chriſtiane, geb. 1748, Herzogs Wilhelm einzige Schweſter, ward mit Heinrich XXX. Fürſten von Reuß zu Gera vermählt, und ſtarb verwittibt im hohen Alter daſelbſt im Jahre 1829.

Auch der Vater der drei Geſchwiſter, Herzog Johann, hatte ein hohes Alter erreicht, Er war im Jahre 1780 zu Mannheim, 82 Jahre alt, mit Tode abgegangen, nachdem Er noch wenige Tage zuvor die Freude erlebt hatte, die Vermählung Seines hoffnungsvollen jüngeren Sohnes mit der jüngeren Schweſter des regierenden Herzogs Carl von Zweibrücken und des nachmaligen Königs Maximilian von Bayern zu ſehen. Wie es dem Hohen, nun auch dahin Geſchiedenen, einem der edelſten, kenntniß- und geiſtreichſten Fürſten ſeiner Zeit, nach manchem Kampfe mit anfänglich ungünſtigen Verhältniſſen, gelang, Seine Linie zu dem ihr gebührenden Range und dem auf ein lange entbehrtes angemeſſenes Einkommen gegründeten Standpunkt dauerhaft zu erheben, und wie Er zur Erhaltung Bayerns für das Wittelsbachiſche Haus in dem gefahrvollen Zeitraum von 1778 bis 1801 ganz vorzüglich und entſchieden mitwirkte, bleibt einer folgenden geſchichtlichen Ueberſicht Seines Lebens und Wirkens, das deſſen Andenken für Bayern, wie für das geſammte königliche Haus unvergeßlich macht, vorbehalten.

Hardt.

Aus dem Tagebuch einer Reiſe nach Algier im Sommer 1836.

(Fortſetzung.)

Wir hatten in Ibrahim ſchon eine Stunde auf Abgang der Eſkorte gewartet; aber ihr Abmarſch wurde wegen eines rückſtändigen Weintransports aus Algier fortwährend aufgehalten. Wir entſchloſſen uns daher, des langen Wartens überdrüßig, ohne Eſkorte, aber in Geſellſchaft von einigen anderen Wagen und Reitern nach Duera zu fahren, wo wir auch nach zwei Stunden glücklich anlangten. Ein unheimliches Gefühl bemächtigte ſich unſerer, als uns Hr. Schnell beim Vorüberfahren die Stelle zeigte, wo er im vorigen Jahre von den Beduinen war überfallen worden und, nachdem ihm dieſe viele Dolchſtiche beigebracht hatten, für todt liegen geblieben war. Nur mit Mühe hatte er ſich, als er wieder zum Bewußtſein gekommen, auf allen Vieren kriechend, bis Duera fortgeſchleppt, wo er mit Heilung ſeiner Wunden eine Zeitlang zubrachte. — Duera iſt zu einer Colonie beſtimmt, und man ſieht die Pfähle eingeſchlagen, mit welchen der Raum für die Wohnungen abgeſteckt iſt. Vor der Hand bemerkt man aber, außer einigen Häuſern, nur ein Lager der Franzoſen, welches auf der Höhe liegt, recht gut verſchanzt iſt, und gegen 1000 — 1200 Mann in Caſernen faſſen kann. Jetzt war die Beſatzung nur etwa 2 — 300 Mann ſtark. Leider begegneten wir in der Nähe des Lagers, welches wir von Duera aus beſuchten, wiederum den Spuren der franzöſiſchen Zerſtörungswuth. Ich ſah eine Menge von dicken Stämmen abgehauener Bäume und erfuhr, daß vor der Ankunft der Franzoſen hier ein ſchöner Orangen- und Olivenwald geſtanden habe, der wegen der großen Bäume und anmuthigen Gruppirungen derſelben der Gegend zur Zierde gereicht habe. Schonungslos hätten die Soldaten die Bäume niedergehauen und in den Bivouacks verbraucht. Wenn wir nun dabei nicht in Anſchlag bringen wollen, daß man die Gegend ihres Schmucks beraubte, ſo hätte man doch bedenken ſollen, daß man in einem Lande, wo die Gluth der Sonnenſtrahlen ſo ſengend und der Mangel an Bäumen ſo auffallend iſt, die Kühlung des Schattens als eine große Wohlthat anſehen muß, und darum für die ſorgfältigſte Schonung der Bäume bemüht ſeyn ſollte.

Dagegen ſei es zum Ruhme der franzöſiſchen Civiliſation geſagt, daß wir in Duera auf der Anhöhe des Berges dem Lager gegenüber in der Nähe der Reſtauration bei dem ſogenannten Gaſtronomen ein delicates Mittagsmahl einnahmen. Nach gutem Bordeauxwein und ſelbſt nach Champagner wird nicht vergeblich gefragt. Hier, wie in Ibrahim, trafen wir ein prächtiges Billard. Aber freilich iſt, wie ein ſolcher Leichtſinn im Character der Franzoſen liegt, und bei allen ihren Einrichtungen, auch im Mutterlande, ſich ausſpricht, nur für dieſes recht anſtändig geſorgt. Denn trotz des eleganten Billards und des guten Eſſens gab es keine ordentlichen Betten; ein Theil der Fenſter war ohne Glas; auch eine Treppe war nicht vorhanden; man mußte auf einer Leiter den obern Stock erklimmen, und das Dach befand ſich in einem kläglichen Zuſtande.

In Duera hatte ſich unſere Reiſegeſellſchaft abermals vermehrt. Während wir aßen, war die eigentliche Diligence, zwei kleinere Diligencen und einige Reiter eingetroffen, die ſämmtlich nach Buffarik gedachten, wo morgen der gewöhnliche Wochenmarkt der Araber abgehalten wird. Dieſe größere Frequenz der Straße und die Nachricht, daß mehrere Militärtransporte gerade unterwegs wären, beſtimmten uns abermals, die Escorte nicht abzuwarten, ſondern in vereinter Wagenburg weiter zu reiſen.

Von Duera führte der Weg durch mehrere Bergſchluchten endlich in die berühmte Ebene des Atlas. Am Fuße dieſes Gebirgs dehnt ſich eine unabſehbare Ebene, Matidſchia oder Matidgia genannt, aus, welche an Fruchtbarkeit mit jedem Lande Europas wetteifern kann. Sie ſoll gegen 20 Stunden lang und 8 Stunden breit ſein.

Das Korn trägt 60 — 70fältig, ungeachtet Düngung hier noch unbekannt iſt. Zucker und Indigo ſollen gut gedeihen, obgleich man keine Verſuche im Großen damit angeſtellt hat. Schon die bloſe Zucht der Maulbeerbäume, mit denen man nur Wege und Hecken zu bepflanzen brauchte, würde höchſt einträglich ſeyn, und Frankreich den ganzen Bedarf von Rohſeide liefern. Bis jetzt wird das Land nur an einzelnen Stellen für die eigentliche Landwirthſchaft benutzt, und iſt unter Koloniſten vertheilt, oder wenigſtens an Speculanten verkauft. Ueber den bisher noch geringen Erfolg der Coloniſation werden wir unten unſere Bemerkungen mittheilen.

Je weiter man von Duera herabſteigt, deſto maleriſcher wird die Gegend. Die Landſchaft zeigt ſich, im Schmucke der üppigſten Vegetation, im Glanze der Sonne herrlich beleuchtet. In weiter Entfernung wird ſie durch den großen und kleinen Atlas begränzt; überall reges militäriſches Leben, welches dem Ganzen einen eigenen Reiz verleiht, hier ein Blockhaus, dort ein Lager, zwiſchen durch Pikets und Vedetten. Die Landſtraße zieht ſich ziemlich einförmig hin, nicht, wie in meiner Heimath, mit Obſtbäumen bepflanzt; nur die Marabuts, Grabmäler der Heiligen, ſieht man in einiger Entfernung. Es ſind viereckige Säulen, die oben pyramidenförmig zulaufen; auf den Seiten ſind meiſtens Sprüche aus dem Koran eingehauen.

Wohlbehalten, aber nicht ohne einige Beſorgniſſe vor einem Ueberfall der Beduinen langten wir bei guter Zeit in Buffarik an. Hier ſtiegen wir einſtweilen bei unſerem Reiſegefährten, dem Herrn Cymin ab, deſſen Wohnung freilich nur ein elendes Häuschen war; das geräumige Wohnhaus war erſt noch im Bau begriffen. Wir benutzten noch die gute Tageszeit, um einen Spaziergang durch Buffarik zu machen. Buffarik iſt zu

Digitized by Google

einer Stadt beſtimmt, die wegen ihrer Lage mit der Zeit bedeutend werden kann. Alle Straßen ſind bereits abgeſteckt, aber nur in großen Entfernungen einzelne Häuſer gebaut; dagegen ſind Hütten von Rohr und Baracken von Brettern in Menge zerſtreut. Bei dem Aufbau wird man mit manchen Schwierigkeiten des Bodens, der viele ſumpfige Stellen darbietet, kämpfen müſſen.

Dann wohnte ich mit Herrn Schnell und meinen Landsleuten einer Jagdparthie bei, die Herr Eymin zu veranſtalten die Güte gehabt hatte. Als wir den Ort verließen, bemerkten wir in der Nähe der letzten Häuſer auf dem Felde einen betenden Muſelmann, der unaufhörlich Sprüche vor ſich hin murmelte, und in tiefe Andacht verſunken ſchien; wenigſtens ließ er ſich durch unſer Vorübergehen nicht im mindeſten ſtören.

Mit Doppelflinten wohl verſehen durchſtreiften wir die Ebene in einem Umkreis von etwa drei Viertelſtunden von Buffarik: beiläufig geſagt, ein ſehr unvorſichtiges Unternehmen, indem wir jeden Augenblick auf einen Angriff der Araber gefaßt ſeyn mußten. Nur mit Mühe konnten wir uns durch das mit Binſen, blühenden Oleanderbüſchen und Stachelpflanzen aller Art bewachſene Terrain durcharbeiten. Die Ausbeute auf unſerer Jagd war gering; wir fanden nur Turteltauben, Droſſeln und einige mir unbekannte afrikaniſche Vögel. Das perdrix rouge, was in dieſer Gegend ſehr häufig ſeyn ſoll, bekamen wir nicht zu Geſichte. Die Araber fangen dieſe Rephühner in Schlingen, und bringen ſie zu Dutzenden lebendig nach Algier zum Verkauf. An Größe und Schönheit des Gefieders ſowohl als an Schmackhaftigkeit übertreffen ſie bei weitem unſere Feldhühner. Einen eigenen Eindruck machte es auf mich und meine Landsleute, als wir in nicht zu großer Entfernung die Schakale heulen hörten. Dieſes unter dem Namen der afrikaniſche Wolf, auch Goldwolf bekannte Raubthier iſt in der hieſigen Gegend ſowohl, als an der ganzen Nordküſte Afrika's ſehr häufig anzutreffen, und vereinigt mit der Schlauheit des Fuchſes die Gefräßigkeit des Wolfes. Nachts umkreiſen die Schakale die Wohnungen der Menſchen, und dringen oft in ganzen Schaaren in die Gehöfte ein, wo ſie dann, obgleich Aas ihre gewöhnliche Nahrung ausmacht, zuweilen ein ſchreckliches Blutbad anrichten; drängt ſie der Hunger, ſo wagen ſie ſich auch an größere Thiere. Sie ſind übrigens von Natur ſehr ſchlau, und zeichnen ſich von ihren Namensverwandten im Norden dadurch ſehr vortheilhaft aus, daß ſie den Menſchen nicht anfallen. Eine Ausnahme von dieſer Regel ſoll jedoch bei den Verwundeten ſtattfinden, welche, wenn ſie das Unglück haben, hülflos im Freien liegen zu bleiben, dann gewöhnlich eine Beute der Schakale werden. Ihr Heulen, welches ſie des Nachts faſt ununterbrochen hören laſſen, gleicht den Klagetönen eines weinenden Kindes. — Auch wilde Schweine giebt es häufig; Panther, Hyänen und große Schlangen, welche letztere hier zu den jagdbaren Thieren gerechnet werden, kommen zuweilen vor. Selten verirrt ſich ein Löwe in dieſe Gegenden. Im benachbarten Atlasgebirge und beſonders am jenſeitigen Fuße deſſelben iſt ſeine eigentliche Heimath.

Weiterhin gelangten wir an einen ſchönen Orangenwald, der einen herrlichen Anblick gewährte. Prächtige Orangenbäume wechſelten mit Feigen und Olivenbäumen, die hier mitunter eine ungewöhnliche Höhe erreichen, ab; zwiſchen den Bäumen waren wieder hochſtämmige Cactus mit großen gelben Blüthen und grünen Früchten zu gleicher Zeit. Von weitem ſahen wir arabiſche Dörfer, d. h. hie und da zerſtreute, elende Hütten von Rohr, mit Cactus und Aloen umgeben.

Gegen Abend um 8 Uhr kehrten wir zurück. Wir waren nicht wenig verwundert, unſern betenden Muſelmann an derſelben Stelle, wo wir ihn vor drei Stunden verlaſſen hatten, in gleicher Andacht und in der nämlichen Stellung wieder anzutreffen. Häufiges Schießen in der Nähe ließ einen Angriff der Araber vermuthen, daher wir um Hrn. Schnell u. v. A., die ſich von uns getrennt hatten, allerdings beſorgt waren. Indeſſen trafen auch ſie eine halbe Stunde ſpäter in Buffarik ein. Nun hatten wir aber Noth ein Quartier auszumachen. Der einzige Gaſthof, welcher ſich hier befindet, war wegen des morgenden Marktes bereits mit Gäſten, Herren und Damen, überfüllt. Wir mußten uns daher bequemen, anderwärts ein Unterkommen zu ſuchen; bei den weiten Entfernungen der Häuſer von einander, die oft eine Viertelſtunde betrug, bei dem gänzlichen Mangel an gebahnten Wegen und bei der Nachtzeit war dieſes eben kein angenehmes Geſchäft. Aber die Beſchwerlichkeit deſſelben wurde mir, der ich meinen Reiſegefährten voraneilte, verſüßt, und ich wurde auf das angenehmſte überraſcht, indem ich auf einmal den lieblichen Geſang einer Nachtigall vernahm. Ich glaubte durch dieſen vaterländiſchen Vogel für den Augenblick in meine Heimath verſetzt zu ſeyn, aber ſchon der Gedanke, daß wir dem Ende des Auguſts uns näherten, erinnerte mich, daß ich in fremdem Erdtheil den Tönen des willkommenen Sängers lauſchte. Endlich nach vielem Suchen fanden wir ein Unterkommen, eine halbe Stunde abwärts, in einer elenden Herberge. Unſer heutiges Nachtquartier war das ſchlechteſte während meiner ganzen Reiſe. Statt der Betten wurde uns eine Streu auf der Erde gemacht, und darauf wurden Decken von grober Wolle gebreitet. Dabei gab es eine zahlloſe Menge von Ungeziefer, Flöhe wie Muskitos, welche in der für mich ſo langen Nacht mir eine Höllenpein verurſachten und mich ſo zerſtachen, daß ich am andern Tage am ganzen Körper wund war. Und doch hatte ich noch von Glück zu ſagen, daß ich nicht von Skorpionen, die in dieſer Gegend häufig angetroffen werden, geſtochen wurde. Bei dieſer Gelegenheit darf ich nicht unerwähnt laſſen, daß dieſe Thiere, wie mir verſichert wurde, vielleicht die einzigen des ganzen Thiergeſchlechtes ſind, die unter gewiſſen Umſtänden ihrem Leben durch Selbſtmord ein Ende machen. Um das Schauſpiel zu haben, einen Scorpion des Heldentodes ſterben zu ſehen, verfährt man auf folgende Weiſe. Man macht um eine Stelle von einigen Quadratfuß von allen Seiten Feuer an, und ſetzt ihn ſodann in die Mitte des leeren Raumes. Sofort ſucht das Thier ſich durch die Flucht zu retten, wird aber durch das Feuer, welches beſtändig unterhalten wird, an ſeinem Vorhaben verhindert; mehreremale umläuft es den Feuerkreis, und wenn es ſich endlich überzeugt hat, daß kein Ausweg vorhanden iſt, wird es von Verzweiflung ergriffen, und tödtet ſich ſelbſt, indem es ſeinen den Menſchen und Thieren ſo gefährlichen Stachel in den eigenen Kopf ſtößt.

Doch auch ohne die ſchlechte Beſchaffenheit des Nachtquartiers würde unſer Schlaf unterbrochen worden ſein. Gegen Mitternacht fielen mehrere Schüſſe dicht in unſerer Nähe. Das Ganze gerieth in Allarm, und unter die Anweſenden wurden Gewehre vertheilt. Nun hatten wir ſelbſt zwar nicht nöthig, Gebrauch davon zu machen, mein Wirth erzählte mir aber, was für den Augenblick eben nicht ſehr tröſtlich war, daß in der vorigen Nacht hier ein ziemliches Gefecht zwiſchen den Arabern und den chasseurs d'Afrique ſtattgefunden habe, bei welchem ein Wachtmeiſter und zwei Pferde erſchoſſen, und der Rittmeiſter bleſſirt worden ſey.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Reiſebilder aus England.

V. Notizen über Transportoppoſition in England nebſt Reiſebericht.

Der „Standard" erzählt, daß wegen Eiferſucht und gleichſam Gewerbsneid die Dampfſchiffahrtgeſellſchaften bei den Fahrten nach Calais oder Boulogne von London oder umgekehrt, einander auſſerordentlich drängen, wobei es an komiſchen Szenen nicht fehle. So fuhr neulich das Dampfſchiff „der Harlequin" einige Minuten früher von Boulogne nach London ab, um Vorſprung vor ſeinem Concurrenten zu bekommen. Dabei ereignete es ſich nun, daß vier Aufwärter, welche ihre Paſſagiere von den Gaſthäuſern an das Dampfboot begleiteten, in aller Eile mitgenommen, mehre Kammermädchen aber von Damen hart an der Schiffslande zurückgelaſſen, die Damen ſelbſt aber mitgenommen wurden; von Paketen gar nicht zu reden, die häufig einen Tag ſpäter auf die Reiſe kommen; ja nicht ſelten werden ſo Braut und Bräutigam, Frau und Mann getrennt.

Da Referent dieſes erſt jüngſt dieſelbe Fahrt gemacht hat, ſo will er aus Veranlaſſung des Obigen einige Notizen über das Verhältniß jener Oppoſition geben. Man macht ſich unmöglich, ohne es geſehen zu haben, einen Begriff von der Concurrenz der Gelegenheiten, Reiſende in England zu ſpediren. Stagecoaches (Diligencen) und Dampfſchiffe entſtehen wie Pilze, oder man könnte ſie die Verkehrspilze nennen. Wer an irgend einem Morgen von der neuen Londonbrücke einen Blick auf die fluthreiche Themſe wirft, der wird mit Erſtaunen die auſſerordentlich große Anzahl von Dampfſchiffen aus dem dichten Walde oder vielmehr den Wäldern der Segelſchiffe herausragen ſehen. Die maſſigen Qualme von Dampf und Rauch aus den Kaminen, geben dem Gemälde ein eigenthümliches, impoſantes Colorit auf einer Fläche, wo vor wenigen Jahren nur ein Paar Schiffe dieſer Art die Hafenſcene verherrlichten. Und alle dieſe Schiffe wollen exiſtiren, das iſt, wollen mit Rauch und Getös und eigenthümlichem Anſehen die Reiſenden in ihre Räume einladen. Es iſt nun klar, daß Wohlfeilheit bei vermehrter Maſſe der aufnehmenden Schiffe die Haupteigenſchaft iſt, die am einladendſten wirkt. Statt daß die Dampfkeſſel ſpringen, müſſen jetzt Preisliſten ſpringen; jetzt theilweiſe, jetzt ganz und gar, denn auch Gratisfahrten ſind ſchon vorgekommen; theilweiſe geht es vom Drittel auf die Hälfte und endlich auf einen Satz, den ſich ein Gentleman gar nicht zu nennen, aber recht hübſch zu zahlen getraut; ſogar der Lord genirt ſich nicht, ſo gar wenig zu bezahlen, höchſtens kömmt es dann vor, daß eine ſo illuſtre Perſon dem steward oder waiter des Schiffes als Trinkgeld auch den Fahrpreis gibt, allein dennoch unvergleichlich wohlfeil fährt. So war noch vor Kurzem der Fahrpreis (the fare) von London nach Boulogne oder Calais oder retour auf dem erſten Platze (chief cabin) ein Pfd. (20 Schillinge, 12 fl. rh.), um 17 Schillinge auf dem zweiten Platze (fore cabin), jetzt aber wegen der Oppoſition (on account of the unjustifiable opposition, wie es wörtlich heißt) fünf Schillinge (3 fl. rh.) für den erſten, und vier Schillinge für den zweiten Platz!! — Der Weg iſt weit genug, um über dieſen Preis einer Fahrt, die zwiſchen 11 und 12 Stunden mit Schnellſeglern dauert, erſtaunt zu ſeyn. Referent hat aber guten Grund zu glauben, namentlich da er gewichtige Verſicherungen aus glaubwürdigem Munde vernommen hat, daß die Geſellſchaften dennoch nicht ſchlecht dabei fahren, ja dieß, in dieſem und anderm Sinne nicht ſeltene Sache der Paſſagiere iſt. Doch davon nachher. Auf ähnliche oder gleiche Weiſe ſind die Preiſe der Fahrten nach andern Richtungen hin vermindert worden, namentlich längs der engliſchen Küſten, z. B. nach Hull, Newcaſtle ꝛc. ꝛc., dann nach Hamburg, wohin nun erſter Platz zwei Pfd. Sterl., zweiter 30 Schillinge koſtet! Von London nach Rotterdam 2 Pfd. 2 Schillinge; — und 1 Pfd. 15 Schillinge. Wohl zu bemerken mit königlichen Schiffen (his Majesty's mail)! — Wohl wird alles aufgeboten, dieſe Oppoſition zu hemmen; in den geleſenſten Zeitungen lieſt man heftige Ausfälle gegen dies Weſen oder Unweſen; namentlich wird die Gefahr herausgehoben, die mit ſolchen forçirten Fahrten verbunden ſey, und in der That wäre Furcht das eindringlichſte Abſchreckungsmittel — allein der Engländer hat nun einmal alle Furcht verloren, ſo ſehr als die Empfindlichkeit gegen derbe Ausdrücke, welche gegen jene, die eine ſolche Fahrt machen, z. B. Narren, Waghälſe, Geitzhälſe, ſchäbige Knicker ꝛc. ꝛc. geſchleudert werden. — Die Dampfboote ſind deßungeachtet immer voll, oft bis zum Erſticken voll. An ausgeſtreuten Lügen und ſchlechten Witzen fehlt es natürlich auch nicht. Das beſte Mittel gegen Oppoſition wird, wenn frühere Preiſe nicht übertrieben hoch waren, immer Beharrlichkeit ſeyn; am Ende muß einer weichen, wenn er ſeine Rechnung nicht mehr findet; freilich iſt ein ſolches Weichen bei engliſchem Fond eine hartnäckige Sache. Am allereheſten hebt ſich die Oppoſition bei Landfahrten mit den Stagecoaches; bei dieſen ſteht nun ſo ziemlich wieder alles im rechten Gleiſe. Im Ganzen hat aber das Publikum doch dabei gewonnen, da durch das allgemeine Experiment die Preiſe niedriger ſtehen als ſonſt, ſo zwar, daß in England verhältnißmäßig viel wohlfeiler zu reiſen iſt, als in Deutſchland; daſſelbe was von England gilt, hat ſich auch in Frankreich geltend gemacht. Wären in Deutſchland die Poſten nicht ausſchließlich Regierungsſache, ſo würde unſer Vaterland in ähnlicher Oppoſition nicht zurückgeblieben ſeyn; wenigſtens zeigt dieß die Analogie der rheiniſchen Dampfboote, welche nun ſchon die engliſche Oppoſitionsluft ergreift, und die theuren Preiſe wegweht! — (Von Mainz bis Köln, für eine ſo kurze Reiſe ſieben Thaler für zweiten Platz!) — Vorhin wurde erwähnt, daß bei allem wohlfeilen Fahren der Reiſende dann und wann ſchlecht fahren könne; — Von dieſem nun ein paar Worte. Wir glauben zwar nicht, daß eine offenbare Gefahr aus dem zu ſchnellen, das heißt, zu forçirten, Fahren, wobei der Maſchine ungebührlich zugeſetzt wird, entſtehen könne; auch nicht, daß zwei Schiffe, die in Oppoſition ſtehen, oft zu gleicher Zeit abfahren, und ſo nah an einander rivaliſirend fahren, daß ſich die Räder der Maſchine faſt berühren, und die Hintertheile der Schiffe ſo nahe ſtehen, daß ſich die wechſelſeitigen Paſſagiere nicht bloß Kußhändchen zuwerfen, ſondern faſt Händedruck geben könnten, einander zu Grund richten (obgleich neulich auf der Themſe ein Dampfſchiff auf das andere mit den Rädern ſo fürchterlich anſtieß, daß die Kamine zuſammenſtürzten) — allein mit der Bequemlichkeit ſieht es ſchlimm aus, denn das vorerwähnte halb oder vielleicht ganz Erſticktwerden iſt keine beſondere Bequemlichkeit. Ich brauche zum Belege meiner Behauptung nur eigne Erfahrung ſprechen zu laſſen. Ich fuhr bei heiterſtem Wetter, und, wie ſich von ſelbſt verſteht, heiterſtem Gemüthe mit einem ſolchen Dampfſchiffe „the Kent" von Billingsgate, ein paar hundert Schritte von der Londonbrücke ab. Hart an uns hatten wir den Kapitalopponenten, den „Harlequin", welcher bei weitem mehr, als unſer Schiff, dem es wahrlich an Paſſagieren nicht fehlte, angefüllt war. Es iſt heut zu Tage ein wahres Meiſterſtück für den Lenker eines Dampfſchiffes, an ſo vielen andern Dampfſchiffen vorbei, mitten durch die gedrängten Reihen der ſtationirten, oder ſich bewegenden

Digitized by Google

Segelſchiffe, namentlich nahe an den Docks (Schiffbaſſins) zu ſegeln, ohne zu ſtoßen und geſtoßen zu werden, oder wenigſtens kleine, den Strom nach allen Richtungen bef.hrende Boote und Kähne niederzufahren (ein ſo häufiges Ereigniß, daß die Themſepolizei faſt mit nichts anderm mehr beſchäftigt iſt). Wir kamen übrigens glücklich durch, ohne zu beſchadigen, oder beſchädigt zu werden. Die freundlichſte Stimmung war vorherrſchend, zwar wenig Plauderei, ausgenommen von Seite einiger Franzoſen, die in der Regel immer für Hunderte plaudern und Spectakel machen; man gratulirte ſich zum ſchönen Wetter und zur herrlichen Spazierfahrt, denn als ſolche wird die Fahrt nach Frankreich, nach dem Continent von dem Engländer angegeben und angeſehen. Die kleinen Kinderchen mit nackten Beinen, nackten Hälſen, bloßen Köpfen, mouſſelinnenen Kleidchen und die Mütter in weißen Kleidern und Pelzkragen und Pelzſchuhen (im September), waren ſo vergnügt als möglich — als auf einmal über das Greenwicher Obſervatorium her ſchwarze Wolken zogen, und ſolchen garſtigen kalten Wind vor ſich herblieſen, daß auf einmal alle Geſichter wie der Himmel verdüſtert und alle Gemüther verſtimmt wurden. Die Mütter fingen an :u ſchnattern vor Kalte, die Kinder machten ſaure Geſichter (ſchnatterten aber nicht, engliſcher Gegenſatz phyſiſcher Erziehung!) und alles zog ſich, nachdem es in Strömen zu regnen anfing, in die eleganten, aber nicht geräumigen Kajüten, denn der wohlfeile Preis füllt dieſelben nur zu oft in zu großem Maße. Wir waren auf der Themſe dahin gekommen, wo eigentlich das Auge ſchwer mehr den Strom vom Meere unterſcheiden kann, als das Schiff zu tanzen anfing, und die meiſten Paſſagiere ſich nicht mehr auf den Beinen halten konnten, und einer nach dem andern ſeekrank wurde. Welche abſcheuliche Spazierfahrt für die Engländer und Engländerinnen, welche die Fahrt nur zum Vergnügen machten. Der Ha lequin war uns ſchon lange vorausgeeilt, um ſeiner Oppoſition Ehre zu machen. Es war bei abſcheulichem Winde, bei ſtärkſtem Regen und dem Zuſammenſpritzen der Wellen über dem Verdecke nicht mehr möglich, ſich auf dieſem zu halten. Regenſchirme waren unnütz, mit tüchtigen Mänteln waren die wenigſten Reiſenden verſehen, und doch ließen ſich viele oben lieber durchregnen, als unten in der Kajüt dem unangenehmen Schwanken des Schiffes und dem gewaltigen Stoßen der Maſchine, deren Räder wechſelſeitig in der Luft ſpielten, ſtatt ins Waſſer zu greifen, wodurch eine das Schiff nach allen Seiten werfende Bewegung veranlaßt wurde, ausgeſetzt zu ſeyn. Bekanntlich iſt es unter ſolchen Umſtänden immer beſſer, auf dem Verdecke zu bleiben. Manche ziehen wohl vor, in der Kajüte ſich zu legen, allein da die nach Boulogne oder Calais gehenden Schiffe keine Nachtſchiffe ſind, ſo fehlten eben Betten, die Sophas und Stühle in der Männer- und Damenkajüte waren nicht genügend, allen jenen, welche ſich zu legen gezwungen waren, eine nur halb bequeme Lagerſtätte zu gewähren; wollte man ſich auch auf die Tiſche, unter die Tiſche, oder auf das Erdreich legen, ſo war doch nicht Raum genug; man mußte ſich wörtlich, namentlich ſpäter, aufeinander ſchichten. Indeß dahin war es noch nicht gekommen. Der Regen hörte auf, die Sonne brach zeitweiſe aus den wäſſeriggelben Wolken hervor, um die Kreidefelſen der engliſchen Küſte, und die am Ufer gelblichen und in weiter See hinaus bläulichen Wogen zu beleuchten, die ſich in ſchäumenden weißen Kämmen brachen, und ſich gegen unſer Schiff verſchworen zu haben ſchienen, denn ſie eilten in Maſſe herbei, um einen Kampf mit dem Dampfe einzugehen: ſie unterlagen. Hoben und ſchleuderten ſie das Schiff auch: ſo durchbrach ſie dennoch wenigſtens ein Rad der Maſchine, höchſtens konnten ſie ihren Schaum an das Verdeck ſchleudern, welches nun von Geſunden und Kranken beſucht ward. Unter den Halbkranken war ich, und hatte mich gerade faſt auf den äußerſten Theil des Schiffes geſetzt. Hier wurde ich zwar am höchſten geho.en, fühlte aber die Stöße der Maſchine und die Schwankung nach links und rechts des Schiffbauches am wenigſten, zugleich traf mich der Schaum der brechenden Wogen am wenigſten, da er über mich weg auf die Mitte des Schiffes vom tobenden Winde geweht ward. Ich ſchaute, und ſah kaum, ſah und konnte nicht denken, nur recht ſchmerzhaft konnte ich fühlen, in welcher Verbindung der Magen, dieſer Dampfkeſſel der menſchlichen Maſchine, mit dem Hirn ſteht, wo der Gedanke den Sitz haben ſoll; ward der Magen, bei jeder ſtarken Bewegung heftig wie zuſammengeſchnürt — und dies Gefühl iſt das eigenthümlichſte Weh der Seekrankheit — ſo fühlte ſich der Kopf ſchwindlich, und mit jedem Gedanken war es aus, bis es endlich zu einer Erleichterung, a relief, wie es vermäntelnd die Engländer, die um mich her litten oder nicht litten, nannten, oder proſaiſch, zu einem Erbrechen kam. Dieß iſt mit den abſcheulichſten Schmerzen begleitet, wenn der Magen einmal entleert iſt, während übrigens nach ſolcher Entleerung einige Zeit ein behaglicheres Gefühl eintritt. Wer es verſuchen wollte, den Magen mehr oder weniger mit etwas zu füllen, würde nur wieder Mühe haben, das Genoſſene den alten Weg ziehen zu laſſen; übrigens iſt es faſt unmöglich, etwas zu genießen; die Appetitloſigkeit iſt total und allenfallſiger, Appetit ähnlicher Magenreiz, nur täuſchend; eben ſo wenig iſt Medizin oder irgend einer jener Tropfen einzubringen, welche Linderung in den Magen träufeln ſollen; es iſt faſt alles unwahr, was man von Vorſichtsmaßregeln gegen Seekrankheit oder von Linderung derſelben während des Anfalles ſagt. Die Natur beharrt halsſtarrig auf ihrem Rechte, und will nun einmal ihren eignen Gang gehen: nur ſo viel iſt wahr, daß man am meiſten geſchützt iſt, wenn man ſich gleich anfangs in der Kajüte oder, wenn thunlich, auf dem Verdecke legt, und nicht mehr, oder ſo wenig als möglich erhebt, wenig oder nichts ſpricht, denn häufig wird man mitten in einem Geſpräche von der Uebelkeit blitzſchnell ergriffen, und man kann kaum mehr jenen Ort erreichen, wo es am paſſendſten iſt, ſich der Erleichterung hinzugeben; zugleich wahre man die Lippen vor dem anſpritzenden Seewaſſer, denn ſind ſie einmal genetzt und kömmt die Zunge mit derſelben in Berührung, ſo ſpedirt man auf dieſe Weiſe eine zwar geringe, aber ſtark wirkende Doſis Brechmittel in den Magen. Bei ſehr heftigem Wetter am Beginn einer Reiſe entrinnen nur wenig Menſchen der Seekrankheit, wenn ſie nicht ganz an die See gewöhnt ſind; ſelbſt unter Kapitänen und Matroſen gibt es manche, die wieder ergriffen werden. Bei gewöhnlichen Paſſagieren iſt es aber faſt ganz falſch, daß, wenn ſie je einmal die Seekrankheit gehabt hätten, ſie dieſelbe bei zweiter Reiſe nicht mehr bekämen. Lange ſchon hatten wir Margate hinter uns, endlich auch Ramsgate, ein Vorſprung des Landes verſchwand nach dem andern; ich hatte ſie genug geſehen dieſe, wie Feſtungsmauerkanten hervorragenden weſtlichen Wogenbrecher Albions, als wir auf die Höhe von Deal kamen: nun ward es dem Kapitän klar, daß er bei ſo heftigem, die Fahrt aufhaltendem Wetter Boulogne in rechter Zeit nicht mehr erreichen könne; es ſollte der Anker geworfen werden: er hing ſchon bereit, um hinabzugleiten und ſich in's fluthenbedeckte Erdreich einzubeißen — als auf einmal der Entſchluß gefaßt wurde, wieder nach Ramsgate umzukehren, und, da es die Fluth erlaubte, in den Hafen einzulaufen und einige Zeit zu warten. Gedacht, geſagt, gethan. Wir kamen gegen Abend an, liefen ein und erholten uns, ſo weit es thunlich war: mehre ſtiegen an's Land — und

Digitized by Google

dieſe thaten am beſten. Wer dieß nicht konnte oder nicht wollte, hatte im Hafen nur halbe Erleichterung: denn, da das Schiff nicht weit vom Eingange lag, ſo war das Schwanken immer noch, doch unbedeutend gegen das vorige, anhaltend. Es trat ein halbes, dumpfes Wohlſeyn ein: man konnte reden, wohl auch Appetit fühlen, aber nur mit Gewalt eſſen; man konnte halb ſchlafen, halb wachen, halb träumen, in ſeinem Innern den Geiſt wie ein flackerndes Lämpchen ſchimmern ſehen. Nur verſtohlen ſah man um ſich, um die Gleichheit des Leidens aller zu betrachten. Auf dem Verdecke erholte man ſich am beſten; der Hafen iſt aber einförmig: Schiffe und um die Hafenmauern gereihte Gaslichter, Leuchtthürme hatten kein Intereſſe — man zog ſich wieder in die mit üblen Dünſten angefüllten Kajüten. Was mich betrifft, ſo konnte ich, ſo weit es möglich war, die Sehkraft mit Denken und Beobachten zu begleiten, bemerken, wie vor allen die Damen litten. Die meiſten hatten zwar in der für die Individuen weiblichen Geſchlechtes beſtimmten Kajüte, die der Männerkajüte gegenüber, und meiſt offen war, Platz genommen; mehrere aber auch bei Männern, d. i. bei ihren Männern. Manche dieſer Damen wareu außerordentlich übel daran: am meiſten eine, die ihr Kind, da ſie unfähig war, zu denken oder zu handeln, fremden Händen übergeben mußte, welche kaum im Stande waren, für ſich ſelbſt zu ſorgen. Wieder andere Kinder wurden ebenfalls ſeekrank — herzzerreißende Scene, wo das heftigſte Uebelbefinden der Mutter die Sorge für ihre theuren Kinder unmöglich macht! Dazu das Gewimmer dieſer Kleinen, das Gemurmel unzufriedener, im Schlafe geſtörter Hageſtolze, das verzweifelte Singen und Pfeifen vergnügt ausſehen wollender Franzoſen! — Um zwei Uhr ging es wieder aus dem Hafen; ich lag auf dem Verdecke; ſtierte Gaslampen und Leuchtthürme an und ſah alles lange hinter mir, Meilenweit — als auf einmal das Wetter ſich mit aller Wuth erhob, und in dem famoſen Kanale mit dem Schiffe arges Spiel trieb. Nun zeigte ſich die Seekrankheit zum zweitenmale und mit aller Heftigkeit; alle — die Schiffsleute ausgenommen — wurden im ſtärkſten Grade ergriffen: nun ſagte die Natur aller Etikette gute Nacht: die Erleichterung brach allenthalben bei allen aus: keine Rückſichten mehr auf was, wie, wohin ꝛc. — allgemeines Lazareth! Leere Mägen: was nun? — Abſcheulich wurde man nun an das Daſeyn einer Gallenblaſe erinnert — einzige Erinnerung, die möglich war: ſie gab ihren Inhalt mit mehr Widerſtreben her, als der größte Geizhals aller Zeiten ſeines Geldſacks Inhalt — allein das Element fordert den Inhalt, und er mußte heraus — und dieſer arge Kampf macht nun ſo ernſthaft krank, daß der Geiſt verwirrt, der Sinn taub, der ganze Körper haltungslos wird: die einzige Empfindung des Daſeyns iſt vollkommene Gleichgiltigkeit, der Tod hätte es leicht, ohne beachtet, ohne gefürchtet zu werden, die welke Beute zu ergreifen! In dieſem Grade geſchieht es nun wohl auch, daß er ſich eine Beute holt. — Auf dem Verdecke war es unmöglich ſich zu halten: der Regen und Hagel tobten entſetzlich — alſo waren die Kajüten ganz angefüllt! Nun waren wirklich Aufeinanderſchichtungen von Menſchen! Der ſich der Länge nach auf den Boden gelegt hatte (was das Klügſte war), wurde nun ein Kapitalkiſſen für alle andern um und neben und auf ihm! Mich hatte die Krankheit an den Fuß der Kajütenſtiege geworfen, wo ich nun ſelbſt Treppe wurde, und doch glücklicher als die andern war, da ich, neben den Regentropfen von oben doch auch etwas friſche Luft ſchnappen konnte. Gräßlich traurig ringsum: um es mit einem Worte zu ſagen, es war ſo weit gekommen, daß ſogar die Franzoſen ſtill waren! Keine Marſeillaiſe, kein adieu ma patrie ꝛc., kein Laut — als jener vor allen, der nicht ächzt, nicht ſtöhnt, ſondern ein unbezeichenbarer Ton iſt — und auch dieſer erſtarb: alle Sinne ſtumpf — bis endlich das Ohr ſeine Rechte geltend machte, und, nachdem es den Ruf: Boulogne! (8 Uhr Morgens) durch das Thor zum Bewußtſeyn eingelaſſen hatte, wurden die andern betäubten Sinne geweckt: man ſah, fühlte, bewegte ſich, raffte ſich auf, nahm ſeine Siebenſachen zuſammen, wankte über die Schiffslande an's Land — ſchüttelte die Regentropfen, und mit ihnen, Gottlob! auch die Seekrankheit ab, denn der erſte Tritt auf das feſte Land wirkte wie Zauber, das erſte Einathmen von Landluft wie Balſam! — — — Vergeſſen iſt alles, keine Oppoſition mehr — aber es lebe hoch das Feſtland!

Kleine Bücherſchau.

I. Reiſeſkizzen aus Deutſchland, Dännemark und Schweden, von Friedrich Mayer. Nürnberg, Schneider und Weigel, 1835.

Es gibt in Deutſchland eine Gattung Schriftſteller, die ihr Handeln und Wiſſen, ihr Sprechen und Schreiben an den Namen eines bedeutenden Mannes knüpfen, und in ſeiner Manier leben und weben. Das „junge Deutſchland" hat ſich auf dieſe Weiſe herangebildet; Andere bilden ſich wieder nach dieſem. Der Verfaſſer hat ſich glücklicherweiſe den König dieſer Aller zum Mann ſeines Herzens gewählt. Heine iſt ſein Abgott. Ihm iſt das Buch dedicirt, die „Reiſebilder" ſchwebten dem Verfaſſer bei ſeinem Buche vor. Wir wollen Heine den in ſeiner tiefen Innigkeit originellen gelten laſſen; Nachahmung deſſelben aber kann uns nur dann anſprechen, wenn ſie mit Talent geſchieht. Dies iſt wenigſtens hier der Fall, und wir wollen gerne glauben, daß der Verfaſſer ſich ſo in Heine's Denk- und Anſchauungsweiſe hineingelebt hat, daß dieſe zu ſeinem wirklichen Eigenthum wird. Liberalismus und Materialismus bilden die beiden Angelpunkte, innerhalb welcher der Verfaſſer als Heineaner ſich bewegt. Dennoch lieſt ſich das Buch angenehm; eine heitere Natürlichkeit, ein friſches, lebensfrohes Gemüth weht durch alle Seiten; der Reiſende gibt ſich, wie er iſt. Die Gediegenheit einer ſelbſtbewußten, überlegenden Anſchauung, eines ſcharfen, wiſſensreichen Geiſtes dürfen wir jedoch nicht verlangen, wie uns die ſeichten Urtheile über große Männer und Gelehrte, die Seitenhiebe auf einzelne Perſonen und Stände, die kurze Abfertigung oder nur äußere Beſchreibung bedeutender Erſcheinungen, hinreichend zeigen. Hie und da werden wir auch mit Poeſie beſchenkt, die in dem überſprudelnden Wortſchwall mit andern angeführten Poeſien, welche gerade dem Verfaſſer zuwider ſind, in einem rechten Gegenſatz ſteht. Der Styl iſt im Ganzen fließend, doch von Sonderbarkeiten nicht frei; welche Redensarten ſind nicht z. B. folgende: „es war eine gräßliche Stunde oder eine ſtündliche Gräßheit", „mit dieſem ſchüchternen Bilde und dieſer gebildeten Schüchternheit", oder „ſüß heftig", „dunkelfroh" u. ſ. w. Die Reiſe führt über ſehr intereſſante Städte und Gegenden, berührt aber in Dännemark wenig außer der Hauptſtadt, und von Schweden nur eine kleine Strecke der Küſte; die größten Städte, z. B. Hamburg, werden oft kurz abgehandelt, Schilderungen, welche uns intereſſante Zuſtände der Länder und Menſchen vorführen, finden ſich ſelten; doch kann immerhin der Leſer an manchen oft poetiſchen Stellen des Buches, an treffenden Anekdoten und guten Bemerkungen und — wer will — auch an den ſchönen Mädchen und gutem Eſſen und Trinken — was Alles eine große Rolle ſpielt — Gefallen finden.

Digitized by Google

Korreſpondenz.

∗†∗ Artiſtiſches aus Mainz. Ende Dez. Die Direktion unſrer Bühne muß jährlich kontraktmäßig eine Vorſtellung zum Beſten des Gutenbergiſchen Monuments geben, und zwar ſo lange, bis das Unternehmen vollendet iſt. Es verſteht ſich, daß man, im Intereſſe dieſer patriotiſchen Unternehmung, ſich ſtets beſtrebt, etwas Tüchtiges für dieſe Vorſtellung auf die Beine zu bringen, und ſo bekamen wir dießmal eine brillante Aufführung von Bellini's „Norma", bei welcher Mad. Pirſcher aus Mannheim, unſre berühmte und liebenswürdige Landsmännin, aus Gefälligkeit, und gleichſam als Tribut ihrer Verehrung für den unſterblichen Mainzer, die Titelrolle ſang. Die Parthie der Norma iſt den Kräften dieſer vorzüglichen Sängerin ganz angemeſſen; ihre glockenreinen, kräftigen, ſüßen Töne, verbunden mit einem edlen Vortrag und einem würde- und ausdrucksvollen Spiele, wirken hier zu einem ſo großartigen Ganzen zuſammen, daß uns dieſe Parthie in einem wunderbaren Lichte erſcheinen muß! Ich ſtelle Mad. Pirſcher nach dieſer Rolle in die Reihe der ausgezeichnetſten deutſchen Sängerinnen! Die Correktheit ihrer Schule, die Reinheit ihrer Intonation, die Sicherheit in den Coloraturen, der herzliche Wohllaut dieſer coloſſalen Stimme, und der ſchöne, ſeelenvolle Vortrag weiſen der Sängerin dieſe Stelle an, und wir ſind ſtolz darauf, ſie zu den berühmten Künſtlerinnen zu zählen, die Mainz ihre Vaterſtadt nennen. — Dem. Münch ſtand als Adalgiſa dem berühmten Gaſte würdig zur Seite, und namentlich trug ſie das Duett mit Sever, beſonders das Cantabile dieſes Duetts, mit hinreißendem Schmelz und Gefühl vor. Ueberhaupt entſpricht der Styl dieſer lieblichen Muſik ganz einer lyriſchen Tragödie, wie man den Text dieſer Oper nennen kann; es ſind Stellen darin, die etwas Bezaubernd-Süßes, Melodiöſes haben, man wird unwillkührlich hingezogen, und ſchwelgt in ununterbrochner, ſüßer Wonne! — Hr. Neufeld machte als Sever ſeinen anerkannten, dramatiſchen Geſang auf eine bewundernswerthe Weiſe geltend; alle ſeine Nummern wurden mit Applaus gekrönt, beſonders Nro. 2 des erſten Acts (Recitativ und Arie „Ihre Hand mir zu erringen"). Am Ende wurde Hr. Neufeld mit Mad. Pirſcher gerufen. Der Orovist des Hrn. Meyer iſt bekanntlich eine claſſiſche Darſtellung, und bedarf hier keines beſondern Lobes; indeſſen war der brave Sänger heute etwas heiſer, was leider die Totalität der gelungnen Darſtellung etwas ſtark beeinträchtigte. — Das Publikum fand ſich zahlreich ein; es wird wohl das der letzte Zoll für Gutenbergs Monument ſeyn, da mit dem Frühjahre das Denkmal unſeres großen Landsmannes enthüllt wird. Mainz wird dann Feſte von großartiger Bedeutung ſehen, wie ſeit lange keine ähnlichen! — — Am Abende des erſten Weihnachtsfeſtes gab Hr. Kapellmeiſter Ganz zu ſeinem Benefize das Beethovenſche Oratorium „Chriſtus am Oelberge". Obgleich dieſe anſprechende Muſik nicht in reinem Kirchenſtyl gehalten iſt, ſo zeigte doch der große Meiſter, daß er auch in dieſem Genre Gediegenes zu leiſten vermag. Es kommen Stellen darin vor, namentlich Chöre, deren Erhabenheit und Großartigkeit an Compoſitionen Handels erinnern, während andre, namentlich Arien und Duetten, uns beſtändig an den Schöpfer des Fidelio erinnern; im Ganzen aber möchten wir das Oratorium eine Verſchmelzung von theatraliſcher und Kirchen-Muſik nennen, die eben dadurch etwas durchaus Geniales hat. Indeſſen iſt man hier nicht ſehr befreundet mit den großen muſikaliſchen Akademieen; auch beſucht man an dieſem Abende nicht gerne das Theater, weil man ihn lieber in Familie verlebt. Daher kam's, daß die vortreffliche Ausführung dieſes Oratoriums nur wenige Bewunderer fand; aber das Häuflein erbaute ſich daran, wie an Gebet und Andacht! Dem. Hauk ſang den Seraph mit Wärme und Innigkeit; ebenſo Hr. Neufeld den Chriſtus mit Kraft und Begeiſterung, und nicht weniger Hr. Herbold den Petrus lebendig und kühn, ſo daß das Enſemble keinen Wunſch übrig ließ. Chöre und Orcheſter wirkten dabei in gewohnter Gediegenheit mit, und Hr. Kapellmeiſter Ganz hat ſich abermals durch dieſe Aufführung den Dank des Publikums erworben.

Korreſpondenz aus Kaſſel. Ende Dezember. Ich beginne meine Mittheilungen aus fernen Himmelsſtrichen, zu denen mich Ihre Güte, geſchätzter Herr Redacteur! aufgefordert, mit dem Schluſſe eines Jahres. Wie geeignet dergleichen Zeitpunkte auch ſind, um mit einem Rückblicke auf das Vergangene eine prophetiſche Fernſicht in Zukünftiges zu verbinden, die wichtigeren Erſcheinungen zu umfaſſen, und aus den geringeren ein Panorama aufzubauen, das in ſeinem Rahmen ein abgeſchloſſenes Bild in ſich darſtelle: ſo liegt doch eben in einem Jahres-Abend ſo viel ſtill Wehmüthiges, zu milder Klage unwillkührlich Aufforderndes, daß dieſe Lichter leicht auch über die Züge des Bildes fallen, welches man zu zeichnen im Begriffe ſtehet, Ecken und Schärfen daraus verwiſchen, und ihm einen friedlicheren Charakter aufdrücken, als ihn die gewöhnlichen Korreſpondenzen, namentlich aus hieſiger Stadt, an der Stirne tragen. Und was iſt im Grunde ein letzter Tag im Jahre? eine Sylveſternacht? Was bedeuten die zwölf Glockenſchläge in derſelben mehr, als die in jeder anderen Mitternacht? Konvenienz und Gewohnheit — darin ruht Alles. Die Menſchen haben einen willkührlichen Einſchnitt in ihre Zeit gemacht und glauben, bei dieſer Kerbe können ſie das unaufhaltſam rollende Rad einen Augenblick feſſeln: ſie wiſſen, fern und nah ſtehen jetzt ebenfalls Menſchen, wie wir ſin[...] [...] klingeln mit den Gläſern und küſſen ſich auf den Mund, und das hereinbrechende Jahr auf die verhüllte Stirne; darin liegt's, die ganze Feierlichkeit, die univerſelle Freude und generelle Wehmuth: Konvenienz und Gewohnheit. — Für meine Berichte aus Kaſſel laſſen Sie mich aber, verehrter Herr Redacteur! vorläufig einige Gränzen und Geſichtspunkte aufſtellen, damit ſich Ihr Publikum und die Zeitſchrift, in welcher dieſelben eine ehrenvolle Aufnahme finden ſollen, nicht darin täuſchen. Die gewöhnlichen Ingredienzien zu einem Journal-Artikelchen: Skandal, Klatſcherei, Perſönlichkeit, erlaſſen Sie mir — verlangen Sie auch keine Partheinahme in dem großen literariſchen Zwieſpalt, der unſere gute Stadt befangen — endlich nichts rein Politiſches und rein Religiöſes: dieſes ſind Elemente, welche meines Erachtens außerhalb einer ſchöngeiſtigen Zeitſchrift liegen. Meine Mittheilungen ſollen Ihren Leſern aus einzelnen Zügen nur ein Miniaturbild unſeres hieſigen Lebens in ſeinen verſchiedenen Erſcheinungen, Ereigniſſen und Erzeugniſſen liefern; alle Details, die unweſentlich ſind, und alle Eminenzen, welche über jene Gränzen in die weite Luft und den großen Welthorizont hineinragen, ſtören die Einheit eines ſolchen Kleinbildes und gehören mithin nicht in daſſelbe. — Um mit dem geiſtigen Leben der kurheſſiſchen Hauptſtadt anzufangen, ſo glaub' ich, daß daſſelbe im verwichenen Jahre, gegen frühere, wieder piu crescendo geſtiegen iſt. Auf die Ueberſpannung und einſeitige Anregung in den Jahren 1830 und 1831 folgte eine geiſtige Nüchternheit und Erſchlaffung, ein Katzenjammer voll Enttäuſchung und Erwachen aus kindiſchen Träumen; welche Indifferenzen und Leerheiten ſich nach und nach wieder füllen und potenziren mußten. Die Politik aber und die Oeffentlichkeit war die Bahn nicht, auf welcher ſich die neu angeregten Beſtrebungen ergingen; man wandte ſich mehr zum Wiſſenſchaftlichen, weil das Staatsleben eben nach den Frühlings-Gewittern der gedachten Jahre in feſten Formen zu erſtarren begann, welche einer ſelbſtwilligen Entwickelung der Kräfte nicht wohl Raum geben. Deßhalb kehrten die Gelehrten und Rechtskundigen aus dem Wirbel der Bewegung, welcher ſie fortgeriſſen, zu ihren Studien zurück, und weil über der Gegenwart eine große Sperre lag, wandte man ſich zur Vergangenheit. An die Stelle der Politik trat die Geſchichte. Sie iſt diejenige von den Wiſſenſchaften, welche man hier und in Kurheſſen überhaupt am eifrigſten kultivirt. Der hiſtoriſche Verein legt hiervon Zeugniß ab, entſtanden vornehmlich durch K. Bernhardis Anregung, getragen von den beſten Kräften des Landes, äußerlich bis zu einer Anzahl von etwa 80 Mitgliedern bereits gediehen, innerlich in Herausgabe einer hiſtoriſchen Zeitſchrift, deren 3. und 4. Heft eben erſcheinen, ſich thätig erweiſend. Daneben ſetzt Rommel ſeine Studien und Bearbeitungen der allgemeinen Landesgeſchichte fort, und in den einzelnen Provinzial-Städten, wie Marburg, Rinteln, Hersfeld ꝛc., ſind die einzelnen Mitglieder für Partikular-Hiſtorie thätig. Früchte hiervon liegen in Piderits Geſchichte der Grafſchaft Schaumburg, Wanderungen durchs Weſerthal, in Juſti's Vorzeit u. a. vor. Schuppius in Hanau hat ſich zu einem weiteren Felde gewandt, und giebt eine allgemeine Weltgeſchichte, von der 2 Bände, glaub' ich, bereits erſchienen ſind, heraus. — Die eigentlich publiziſtiſche Literatur trägt nicht mehr die ergiebigen Früchte als früher, wo von Seiten der Produzirenden alle Kräfte nach dieſer Richtung angeſpannt waren, und von Seiten des Publikums eine ſolche Thätigkeit den lebendigſten Anklang und Halt vorfand. Damals fluthelen nicht nur unſere, jetzt entſchlafenen, heſſiſchen Volksblätter über von Intereſſen des Gemeinweſens und Erörterungen der neuen Epoche: auch Gelehrte trugen in geſchloſſenen Werken die gewonnenen Früchte in guter Ordnung zu Markte. Wir erinnern an Murhards Thätigkeit aus jener Zeit. Das Publikum iſt aber ſchnell in ſeiner Theilnahme an dieſer Oeffentlichkeit erkaltet, ſo ſehr, daß ſelbſt der neu berufene Landtag die alten Saiten nicht wieder anzuſchlagen vermag. Darum hat die publiziſtiſche Literatur einer rein juriſtiſchen weichen müſſen, in welcher Bickell, Pfeiffer u. A. thätig waren, und nur die neue Zeitſchrift „der Rechtsfreund" hält noch zwiſchen beiden Branchen eine ungefähre Mitte. Die übrige Journaliſtik geht ihre alten Wege; die „Kaſſeler Allgemeine Zeitung" referirt und der „Beobachter beobachtet, zu Zeiten freilich merkwürdige Objekte. Dem Vernehmen nach wird Gech, der ci-devant Herausgeber des verſtorbenen „Verfaſſungsfreundes", im neuen Jahre eine „Allgemeine Heſſiſche Landeszeitung" unternehmen, bewilligt und unterſtützt vom Miniſterium — Glück auf! — Im Fache der Theologie und Medizin iſt, einzelne Streit- und Flugſchriften religiöſer Intereſſen und ein Paar Ueberſetzungen von hieſigen jungen Aerzten abgerechnet, nichts Erhebliches geleiſtet worden. — Im Allgemeinen aber ſcheint es, als ob neben der Berufsthätigkeit ein freier Betrieb der Kunſt und Wiſſenſchaft von der einen Seite und von der anderen ein lebendiger Sinn für dieſelbe noch nicht recht aufkommen könne. Die Federn ſind noch zu ſchwach und zu lahm, um durchgreifen zu können durch die große Maſchine und in derſelben, mit derſelben ihr eigenes Werk zu treiben. Deßhalb kann von einem regen Austauſch und Verkehr in ſpirituellen Intereſſen, von einem wiſſenſchaftlichen und geiſtigen Leben en gros nur in ſofern die Rede ſeyn, als ſich einzelne Vorboten und frühreife Früchte eines ſolchen hie und da gezeigt haben. Das ſind nur zerſtreute Kräfte und zerriſſene Verſuche; allein aus dem Einzelnen bildet ſich ja das Ganze. Darum gutes Muthes zum neuen Jahre hinein! (Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

□ Berlin, 20. Jan. Es iſt wirklich erſtaunlich, was man hier in unſern Theatern an Anfänger oft für Anſprüche macht. Am 18. Jan. trat im Königsſtädter Theater Dlle. Dickmann, eine junge Dame, die freilich eine gute Vorbildung genoſſen, zum allererſtenmale auf, und denken Sie, in welcher Rolle? als Julie in Bellini's bekannter Oper. Das heißt man Schwimmen lernen ſollen, ohne ins Waſſer zu gehen. Schlägt eine ſolche Anfängerin gut ein, ſo iſt freilich der Gewinn für die Direktion erklecklich genug, denn wetten wollten wir, daß ſie nicht den vierten Theil der Gage einer Madame Pohl-Birnſteiner erhalt. — Am 25. d. ſoll das neue Drama von Rellſtab „die Venezianer“ im königlichen Schauſpielhaus endlich zur Aufführung kommen. Bei den zahlreichen Gegnern, die der Mann hat, ſollte es mich nicht wundern, wenn ein ſtarker Verſuch gemacht werden ſollte, das Stück auszupfeifen, um ſo ſprechender würde es andererſeits für die Güte des Stückes ſeyn, wenn es ſich dennoch auf dem Repertoir hielte. Die Spannung iſt ſehr groß; doch wird ſie bald erlöſt ſeyn; denn ſeit Prof Brühl nicht mehr Intendant iſt, beſteht die Beſchränkung nicht mehr, wornach kein Stück früher öffentlich beſprochen werden durfte, als bis es dreimal gegeben war; ſo daß das Berliner Publikum am 27. Morgens bereits wiſſen wird, woran es mit den „Venezianern“ iſt, wofür es ſie halten ſoll oder wenigſtens wofür es unſre Bühnenkritiker halten, die — beilaufig geſagt — ſehr viel in ſolchen Fällen entſcheiden, obgleich ich ſie nicht eben als Muſter der Unpartheilichkeit, wenigſtens nicht der Unbefangenheit, aufſtellen möchte.

* Aus Prag. Dezember. Wir ſind hier ganz aller politiſchen Novitaten baar, dafür iſt die wichtigſte Novelle unſrer Bühne auch nur eine Antike, nämlich: Wlaſta, ein dramatiſches Gedicht von J. Wenzig, welches die widerſprechendſten Urtheile erlebte; ein Theil des Publikums bricht den Stab darüber, während ein anderer es als chef d'oeuvre anpreiſt. Die Tugend dürfte in der Mitte liegen. Der Verfaſſer beſitzt Talent; wenn er gleich eine ganz unglückliche Wahl getroffen, ſo hat er doch bewieſen, daß er über das Weſen der dramatiſchen Poeſie, wie den Stoff reiflich nachgedacht, und das nicht Dramatiſche von dem Dramatiſchen mit Umſicht geſondert hat. Zwar meint unſer einſichtsvoller Kritiker, Hr. Pr. Müller, in der Bohemia: „Ob aber durch das Milderungsſyſtem des Hrn. Verfaſſers die Fabel gewonnen hat, iſt eine Frage, die ſich ſchwerlich wird bejahen laſſen; denn nimmt man manchem tragiſchen Stoffe das Furchtbare und Erſchütternde, ſo hört er dadurch auf, tragiſch zu ſeyn. Nicht das Gräßliche in der Wlaſtaſage, ſondern das Unnatürliche eines Krieges, den das zartere Geſchlecht gegen das ſtarkere unternimmt, das volle Methhorn, die Brandfackel und das bluttriefende Schwert in der Hand eines Weibes — das iſt die Klippe, die der Dichter zu umſchiffen hat, wenn er nicht mit Stoff und Form ſcheitern will.“ Das heißt wohl ſo viel — als er in den folgenden Zeilen grade heraus, und ungefähr ſo ſagt: Man laſſe die uralten böhmiſchen Stoffe ruhen, oder überlaſſe ſelbe dem epiſchen Dichter! Der Verfaſſer will uns, wie der Prolog (?) anzudeuten ſcheint, in ſeiner „Wlaſta“ und „Mlada“ Gegenbilder aufſtellen, die einander ſelbſt und die Idee beleuchten ſollen, welche er veranſchaulichen will. Faſſen wir vor Allem die Heldin des Stückes in's Auge. Wlaſta, nachdem ſie vor der Hand nur dem Stroimir Rache geſchworen, bebt auf die rührenden Worte der gefangenen Mlada vor dem Gedanken zurück, daß die erſte Schlacht dem Vater das einzige Kind, oder der mutterloſen Tochter den geliebten Vater rauben könne. Wlaſta muß ſich Gewalt anthun, um dem Entſchluſſe ihrer Rache treu zu bleiben. Würde aber nicht Mlada gleich anfangs eben ſo gefühlt haben, als Wlaſta, wenn ſie nicht die in Dienſtbarkeit aufgewachſene Sklavin wäre? Ich finde den Contraſt zwiſchen Wlaſta und Mlada mehr in den Lebensverhältniſſen beider Jungfrauen, als in ihrem Charakter. Der dramatiſche Dichter ſoll ſich aber lieber an den Spruch halten: „Jeder iſt der Werkmeiſter ſeines Schickſals“, als an den andern: „Die Verhältniſſe beſtimmen den Menſchen“. Auch ſind die Gegenſätze von Thatkraft und thatloſer Leidenheit in keinem Drama empfehlenswerth. Schon der Name Drama (ein ſo eben vor ſich gehendes Handeln) widerräth dergleichen Contraſte. Die ganze Activität der Mlada läßt ſich auf die zwei Thätigkeiten der Bitte und Klage zurückführen. Bei dramatiſchen Charakter-Gegenſätzen müſſen die vollen Wagſchalen ſchwanken. Wie man die Gewichte aus der einen Schale herausnimmt, iſt auch der Gegenſatz aufgehoben. Wenn der Herr Verfaſſer den Stroimir von der Wlaſta fangen, und von der ſonſt ſchüchternen Mlada mit dem Muthe aufopfernder Liebe hatte retten laſſen; ſo wäre der Contraſt ſelbſt auf die Gefahr hin, daß einer oder der andere von den Liebenden mit dem Leben gebüßt hatte, innerlicher und dramatiſch lebendiger geworden; auch ware damit Stroimir in den letzten zwei Acten, wo er der Hauptſache nach ganz unthatig iſt, heldenmaßiger beſchäftigt worden. Sonderbar iſt es, daß ein Profeſſor der Aeſthetik und ein verdienſtvoller Kritiker, welcher überdieß alle Manuſcripte ſich ins Haus bringen laßt, eine Stelle Sonnett nennt, die mit dieſer Form doch gar nichts gemein hat, als die Zahl von 14 Verſen.

* Aus Wien. Henry Vieuxtemps war wieder hier, und gab Concerte im Saale der Geſellſchaft der Muſikfreunde, mit ungeheurem Beifall. Auch die Concerte des Conſervatoriums der Muſik haben wieder begonnen, und erhalten viele Theilnahme. — — Auf dem Burgtheater wurden zwei neue Stücke. „Die Kunſtjünger“ und „das Tagebuch“, von Bauernfeld, aufgeführt, die den Vorwurf, welchen man dem gewandten Luſtſpieldichter macht, daß es ihm an Erfindung fehle, eben nicht entkräften. In dem erſten lieben zwei Künſtler eine Dirne, die wieder einen dritten liebt, und um jene abzuſchrecken, von jedem verlangt, der Kunſt zu entſagen, und nur ihr zu leben. Zum Unglück iſt hier der Verfaſſer noch aus ſeinem gewöhnlichen leichten Converſationstone herausgegangen, und verliert ſich in endloſe Diſcurſe. Im zweiten hat ein Mann ein Mädchen geheirathet, ohne ſie geſehen zu haben, das nimmt die Frau zwar übel, heirathet ihn aber doch, ſtellt ſich dumm, um ihn zu ſtrafen, und dann wieder klug, und damit er das letztere nicht abermals für eine Maske halten ſoll, wird es durch ihr Tagebuch hinlanglich bekräftigt. Beide Stücke wurden ſehr gut geſpielt, und das letzte erhielt auch einige Zeichen von Theilnahme, der Dichter wurde ſogar am Ende verlangt, das erſte iſt aber total durchgefallen, und ſchon wieder vom Repertoire verſchwunden. — Ifflands Reiſe nach der Stadt wurde neu einſtudirt, und mit all der Theilnahme aufgenommen, die ein gebildetes Publikum wohl nie verſagen kann, wo ſolche Kräfte zuſammenwirken, um gut und wahr gezeichnete Charaktere demſelben vorzuführen. — Im Kärnthnerthore wurde zum Vortheil des Hrn. Wild Don Juan gegeben, welcher durch dieſe Wahl bewieſen, daß es ihm mehr um Geld als Kunſtruhm zu thun ſey. Don Juan iſt die Parthie honteuse der Wildſchen Kunſt, und wenn gleich die Gründlinge im Parterre das: „Treibt der Champagner!“ da Capo verlangten, ſo fehlt doch Hrn. Wild Alles, was der Don Juan verlangt, und ſelbſt Alles, was Wild in andern Parthien in ſo hohem Maße beſitzt. Dem. Löwe (Anna), Dem. Henkel (Zerline) und Hr. Binder (Ottavio) leiſteten viel Gutes, der Glanzpunkt des Abends war aber Hr. Staudigel (Leporello), die Elvira gab eine Anfängerin, Dem. Kunth, die ſich vor der Hand mit beſcheideneren Parthien begnügen ſollte. — Mad. Pollert gab die Alice in Robert der Teufel als Gaſtrolle, und gefiel. — Zum Beſten der Dem. Roſenfeld wurde im Theater der Joſephsſtadt Bellini's Nachtwandlerin ſo gut gegeben, als es die ſchwachen Kräfte dieſer Bühne erlauben. Hr. Kliſchnigg iſt vom Theater an der Wien herüber geſprungen, und in: La Perouſe oder der Affe von Malicolo aufgetreten Das Stück iſt ſchlecht, und wurde ſchlecht geſpielt. Hr. Kliſchnigg bildete Kopf-, Arm- und Fußverdrehungen mit gewohnter Leichtigkeit und Gelenkigkeit. Er wurde lebhaft beklatſcht und mehrere Male gerufen. — Zu einer Repriſe des Raupachſchen Sonnetts ſpielte Hr. Lanner auf dieſer Bühne einige ſeiner beliebteſten neuern Walzenparthien, und fand vor dem zahlreich verſammelten Publikum lebhaften Beifall. Den meiſten Applaus ernteten die „Haimbacher“ und „Neapolitaner“, zwei Walzerparthien, welche ganz den gemüthlichen Styl und zarten, ſinnigen Geiſt Lanner's an ſich tragen, und unſtreitig den gelungenſten Compoſitionen des thätigen Kapellmeiſters angereiht werden können. Die neueſten „Ferdinandswalzer“ müſſen wohl einige Male angehört werden, um ſich beim Zuhörer nach Verdienſt einzuſchmeicheln, übrigens ſind ſie hinſichtlich der Inſtrumentirung meiſterhaft gearbeitet. Im Vortrage ſchien uns das Tempo viel zu langſam gewählt, und auch der öftere Tactwechſel nicht in der Ordnung.

Zweiſylbige Charade.

Die Erſte.

Ich bin die Tochter der Ewigkeit;
Ich roll' in gemeſſenen Kreiſen;

Die Zweite.

Ich bin der Sohn der Unſterblichkeit,
Das Licht der Klugen und Weiſen.
Wohl viele Menſchen erkennen mich nicht,
Und wiſſen mich nicht zu gebrauchen,
Drum bleibt auch verſchloſſen das höhere Licht
Den ſchwachen kurzſichtigen Augen.

Das Ganze.

Ich bin ein Rieſe, mit mächtigem Schritt
Zieh' ich von Lande zu Lande,
Vernichtung folgt mir auf jeglichem Tritt,
Ich löſe geheiligte Bande;
Doch bin ich kein böſer Genius,
Nur Veraltetes reiße ich nieder,
Weil Neues dort wieder erblühen muß,
Wo ſanken gebrechliche Glieder.
Neues erfind ich mit klugem Sinn
Und ſchenk' es den Völkern zum Gewinn;
Für's Böſe, wie für das Gute, Saat,
Führ' ich die Herzen zur flammenden That.
Wohl Mancher denket, verſunken im Wahn,
Er könne mich halten auf meiner Bahn,
Es habens der Thoren ſchon viele verſucht,
Doch keiner hat noch geerntet die Frucht.

Alois Rauch.

(Berichtigung.) In der Biene Nr. 4 iſt unter der Rubrik „Kleine Bücherſchau“, Seite 31, Sp. 1, Zeile 31, zu leſen: „Heyne“ ſtatt „Hever“, und „Herrmann“ ſtatt „Gehermann“.

Digitized by Google

Die Biene

Bayeriſches Sonntagsblatt.

1837. № 7.

An den Abendſtern.

Schauſt ſo freundlich auf mich nieder
Aus den blauen Himmelshöhen,
Sagſt mir mit ſo leiſer Stimme,
Oben iſt ein Wiederſehen.

Leihe mir dein Auge, daß ich
In der Ferne ſie erblicke;
Leih' mir deine Stimme, daß ich
Ihr viel tauſend Grüße ſchicke.

Die Margarethenroſen.

Die Erde freut ſich ihrer erſten Blumen,
Die, ſo beſcheiden, ſtill im Graſe blüh'n,
Sie ſagen ihr, auch Früchte werden reifen,
Auch Trauben werden an den Stöcken glühn.

So lauſcht die Mutter auf das erſte Lallen,
Das ihres Lieblings kleinem Mund entflieht,
Und hofft, es werde Alles ſich begeben,
Wie ſie's in wonnevoller Ahnung ſieht.

F.

Aus dem Tagebuch einer Reiſe nach Algier im Sommer 1836.

(Fortſetzung.)

Durch die vielen Gegenſtände, die es zu ſehen gab, überall aufgehalten, hatte ich mich etwas verſpätet. Meine Landsleute v. W. und v. A. hatten auf mich gewartet, und die Eskorte nach Duera war bereits abgegangen. Wir eilten alſo ſo ſchnell als möglich fort, konnten aber, als wir uns auf der Reiſe nach Buffarik befanden, nur in weiter Ferne einzelne ſchwarze Punkte, die wir für Wagen hielten, erkennen. Es galt jezt die größte Eile; denn ein Olivenwäldchen links an der Straße, ohngefähr eine halbe Stunde von Buffarik, war uns früher als der gewöhnliche Hinterhalt der Beduinen, und daher als eine ſehr gefährliche Stelle für Reiſende bezeichnet worden. Die Mündungen unſerer Gewehre zum Wagen heraus haltend, trieben wir unſern Kutſcher zu ſchneller Fahrt an. Bald begegneten uns auch einzelne bewaffnete Reiter zu Pferde, deren Mienen eben nicht erbaulich anzuſchauen waren; ſie ritten jedoch ruhig vorüber. Endlich erreichten wir das erſte franzöſiſche Blockhaus. In ſeiner Nähe ſtand glücklicherweiſe ein Piket Spahis, welches gerade in dem Augenblick unſerer Ankunft ſich in Marſch nach Duera ſezte. Nun glaubten wir uns geborgen, und kamen auch wirklich mit unſern Spahis unangefochten bei dem gefürchteten Olivenwäldchen vorüber. Aber noch hatten wir mit manchen Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Unſere Pferde, die uns Hr. Schnell als die beſten Miethpferde Algiers gerühmt hatte, und die auch auf der Herreiſe und zurück bis an den Fuß des vor uns ſich erhebenden Berges ihre Schuldigkeit gehörig gethan hatten, verſagten jezt plözlich auf der mit tiefem Sand bedeckten Bergſtraße ihre fernern Dienſte, und blieben ruhig ſtehen. Weder unſer Ausſteigen aus dem Wagen, noch der Zuruf und die mit unglaublicher Schnelligkeit und Ausdauer angewandte Peitſche des Kutſchers konnte den ſtörriſchen Sinn unſerer Schimmel beſiegen. Unerſchütterlich und ſtätiſch beharrten ſie bei ihrer Widerſpenſtigkeit, und ſuchten nur zuweilen durch Ausſchlagen ihren Peiniger vor den Ausbrüchen ſeines Zorns abzuhalten. Unaufhörlich ließ unſer Kutſcher ſein sacré nom de dieu erſchallen. Endlich rief er im größten Unwillen aus: si j'avais un Eusil, je tuerai ce bougre de cheval. Mein Freund von A. reichte ihm nun ſein geladenes Doppelgewehr zum Kutſchenſchlage heraus; unſer Franzoſe beſann ſich aber jezt eines Beſſern und dankte für das Gewehr. So wenig wir auch zum Scherzen aufgelegt waren, ſo war doch der Auftritt zu komiſch, als daß wir nicht hätten darüber lachen ſollen.

Unterdeſſen ſezten unſere Beſchüzer, die Spahis, ihren Weg nach Duera ruhig fort, und je mehr ihre ſchönen bunten Turbans und ihre rothe türkiſche Kleidung aus unſerm Geſichte verſchwanden, deſto mehr wuchs auch die Gefahr, von den Beduinen überfallen zu werden. v. W. und ich waren ſchon entſchloſſen, unſeren Weg bis Duera zu Fuße fortzuſezen, konnten aber unſern Freund v. A. (den die brennende Hize heute ganz untauglich gemacht hatte) durchaus nicht bewegen, den Wagen zu verlaſſen und uns zu folgen. Zum Glück kam ein Transport von mehreren Artilleriewagen mit Bedeckung von Infanterie hinter uns. Durch die Gefälligkeit des Kommandirenden erhielten wir hierauf Vorſpann, und durch dieſe Hülfe wurden unſere Pferde an den ſteilſten Stellen des Berges, ſo zu ſagen, mit hinaufgezogen.

Dieſer Auftritt wiederholte ſich auf der weitern Reiſe ſo oft wir eine Anhöhe zu paſſiren hatten; jedesmal erhielten wir Vorſpann durch das Militair oder andere gefällige Fuhrleute, und jedesmal entquollen dem wuthentbrannten Munde unſeres Kutſchers unzählige sacré nom de dieu, die ſtehende Redensart deſſelben. Denn obgleich die franzöſiſche Sprache ſehr reich an Flüchen und Schimpfreden aller Art iſt, bediente er ſich doch nie einer andern.

Endlich kamen wir glücklich in Duera an, wo wir bei dem ſchon gerühmten Gaſtronomen wieder ein vortreffliches Mittagseſſen fanden. Den Kaffee tranken wir in einem Kaffeehauſe am Fuße des Berges. Wir ſezten ſodann unſere Reiſe nach Ibrahim fort, wo wir uns jedoch dieſesmal gar nicht aufhielten, und gelangten ziemlich ſpät gegen Abend, aber wohlbehalten, in Algiers ſchüzenden Mauern an.

Wir hatten nun einen Begriff von dem Innern des Landes bekommen, wir hatten unſern Wunſch, die nächſten Umgebungen des Atlas kennen zu lernen, befriedigt. Wir hatten das

Digitized by Google

berühmte Gebirge ſelbſt in der Nähe betrachtet, kurz wir hatten viel Intereſſantes geſehen und erlebt. Wir freuten uns jetzt doppelt, die vielen Unbequemlichkeiten einer ſolchen Reiſe überwunden, und gewiß auch manche Gefahr glücklich überſtanden zu haben.

Beſuch der Kaſſuba.

(Gemiſchter Stil in den Gebäuden der Kaſſuba. Wechſel des Geſchicks im Leben des letzten Deis und Karls X. von Frankreich. Betrachtungen auf der Terraſſe. Unreinlichkeit der Franzoſen. Das Innere der Kaſſuba. Ohrfeigenzimmer. Strafzimmer für untreue Weiber des Deis. Juſtiz und Strafſyſtem unter dem Dei).

Kaſſuba.

Ein ſchöner Morgen war dazu beſtimmt, die Reſidenz des letzten Deis, mit einer in Algier gewöhulichen Abkürzung die Kaböba genannt, in Augenſchein zu nehmen.

Die Kaſſuba liegt am ſüdlichen Ende der Stadt auf der Spitze des Berges, an deſſen Abhang Algier erbaut iſt. Nicht ohne Anſtrengung beſtiegen wir dieſe Feſte, hatten aber, auf der Teraſſe angelangt, den Genuß einer reitzenden Ausſicht. Um nicht durch theilweiſe Wiederholung des früher Geſagten zu ermüden, bemerke ich, daß die Ausſicht von der Kaſſuba derjenigen ziemlich ähnlich iſt, welche man auf dem Wege nach dem Kaiſerfort hat, nur ſind auf der Kaſſuba Stadt, Hafen und Meer dem Beſchauer näher gerückt, und bieten ſo wiederum manchen eigenthümlichen Genuß dar, namentlich überſieht man von hier aus die vielen glatten Dächer am vollſtändigſten.

Das Gebäude ſelbſt theilt alle Vorzüge und Mängel der übrigen mauriſchen Wohnungen; wer mit dem Gedanken hierher kömmt, einen großartigen Pallaſt zu finden, deſſen einzelne Theile zum Ganzen im ſchönen Verhältniß ſtehen, und deſſen Totaleindruck impoſant iſt, der wird ſich ſehr getäuſcht fühlen. Die Kaſſuba iſt ein Complex ſehr vieler Gebäude, die zu mannichfachen Zwecken dienen, nach und nach aufgebaut und in ſehr verſchiedenem Style aufgeführt ſind. In dieſer Rückſicht hat ſie die größte Aehnlichkeit mit vielen unſerer alten Schlöſſer, an denen wir das Alterthum, nicht aber den Geſchmack der Erbauer ehren. Aus der unregelmäßigen Bauart der Kaſſuba iſt es zu erklären, daß ein Theil hoch iſt, der andere niedrig; nur darin kommen alle die einzelnen Gebäude überein, daß ſie glatte Dächer haben, auf denen nach mauriſcher Sitte der Dei des Abends ſich aufhielt und erging. Wohl mochte ihm, wenn er in der Blüthe ſeines Glücks von den Zinnen ſeiner Feſte auf die beherrſchte Stadt herabſchaute, der Gedanke fern ſeyn, daß er am Abend ſeines Lebens alle dieſe Schätze verlaſſen, ja in fremdem Erdtheile, im Lande der Ungläubigen, ſeine Tage beſchließen, daß er der letzte Beherrſcher dieſes Gebiets aus türkiſchem Stamme ſeyn werde. Aber ſo iſt der Wechſel des menſchlichen Geſchicks. Auch Der König, deſſen ſiegreiches Heer Algier aus den Händen der Barbaresken entreißen und den alten alten Beherrſcher vertreiben ſollte, hatte bei der Siegesbotſchaft keine Ahnung, daß auch er bald ein gleiches Schickſal erfahren, und daß ſeine Dynaſtie von Frankreichs Thron ausgeſchloſſen werden würde. Beide Fürſten tragen durch ihren Trotz die Schuld von dem Verluſte ihrer Herrſchaft; doch ruhen ſie beide jetzt im Schooße der mütterlichen Erde; darum wollen wir jedes weitere Urtheil unterdrücken. Uns bleibt nur der Wunſch, daß die Regierungsveränderung für beide Länder eine Quelle reichen Segens werden möge!

Uebrigens mag im Verhältniß der Dei weniger verloren haben. Die Furcht vor ſeinem eigenem Volke war ſo groß, daß er in den letzten Jahren die Kaſſuba nicht zu verlaſſen wagte. Sein ganzes Leben während dieſer Zeit war alſo auf den Genuß innerhalb dieſer Mauern beſchränkt. Freilich vereinigte er nach türkiſchem Maßſtabe ſehr Vieles darin, wodurch er einen frohen Lebensgenuß ſich verſchaffen konnte. Er hatte ſeinen zahlreichen Harem um ſich verſammelt; ſeine Augen konnten an den Maſſen des aufgehäuften Goldes ſich weiden; in den weitläufigen Gebäuden vermißte man faſt nichts von dem, was eine kleine Stadt darbietet; ſelbſt eine Münz- und Pulverfabrik fehlten nicht. Aber konnte alles dieſes die Beſorgniß aufwiegen, die er täglich wegen ſeines Lebens hatte?

Solchen Betrachtungen überließ ich mich, als ich eine Zeitlang ſchweigend auf einem der platten Dächer ſtand, und auf die ſich in Kugelformen präſentirende, blendend weiße Stadt hinabſchaute. In ſonderbarem Kontraſte ſtand dort der Halbmond auf der Spitze der Minarets von mehreren Moſcheen, während weiterhin auf dem Admiralitätsgebäude am Hafen und an verſchiedenen anderen Orten die dreifarbige Fahne wehte; hier erklang die Stimme der Mändzin, welche die Gläubigen alle 4 Stunden am Tage und in der Nacht zum Gebete ruft; dort ertönte die franz. Militärmuſik, die das zweite Regiment beim Exerciren der Truppen machte. Bei einem ſo wunderbaren Gemiſch der verſchiedenſten Eindrücke drängten ſich Betrachtungen mancherlei Art, zu welchen Erinnerungen aus der Vergangenheit, der Hinblick auf die Gegenwart, und die Ausſicht auf die Zukunft vielfache Veranlaſſung boten.

So anmuthig, wie oben erwähnt, die Ausſicht auf die Stadt und die Umgegend iſt, ſo widrig iſt der Blick auf die nächſten Umgebungen. Die Franzoſen haben die Kaſſuba in eine Kaſerne umgeſchaffen, in welcher 1300 Mann untergebracht ſind. Man denke ſich 1300 Franzoſen an einem Orte vereinigt! Schmutz und Unſauberkeit im höchſten Grade ſind überall vereinigt. Die Terraſſen ſind mit Koth bedeckt. Selbſt im Innern iſt der Aufenthalt unerfreulich. Die Treppen, ſeit langer Zeit nicht gereinigt, laſſen es ungewiß, aus welchem Material ſie beſtehen; die Gemächer, die mit Porcellain getäfelt, die Gallerien und Höfe, die mit marmornen Säulen geſtützt ſind, weiſen nur noch Spuren des früheren Glanzes auf. Mit echtem Vandalismus ſind alle Meubeln herausgeriſſen, die Tapeten und Fußböden verunreinigt. Nur ein Zimmer hat man, der geſchichtlichen Merkwürdigkeit wegen, in dem Zuſtand gelaſſen, in dem man es fand: es iſt das Zimmer, in welchem die verhängnißvolle Ohrfeige ausgetheilt wurde. Es iſt übrigens daſſelbe mit Holz ausgeſchlagen, ganz unanſehnlich und klein, ſo daß kaum zwölf bis ſechszehn Perſonen darin ſich aufhalten können, dabei düſter und nach einem der innern Höfe zu angebracht. Der Dei ſoll ſich gleichwohl öfters darin aufgehalten, und gewöhnlich die europäiſchen Conſuln daſelbſt empfangen haben: vielleicht gerade zum Beweis, wie wenig Achtung er ihnen zollte. — Den Harem bildeten eine Reihe von länglichen Zimmern, in der Art unſerer Kloſterzellen; jetzt macht er einen Theil der Commandantenwohnung aus, und hat durch die franzöſiſche Einrichtung alles Eigenthümliche verloren. — Außerdem zeigte man mir noch ein Zimmer, welches ſeiner ehemahligen Beſtimmung wegen merkwürdig iſt. In demſelben ließ nemlich der Dei, ſo ſagte man mir in der Kaſſuba, ſeine untreuen Weiber zum abſchreckenden Beiſpiel im Beiſein der übrigen an einem Hacken aufhängen, der an einer Kette in der Mitte des gewölbten Zimmers angebracht war. Die Kette hängt noch da.

Auch außer der Reſidenz war die Gerechtigkeitspflege des Dei, wenn auch nicht immer zu loben, doch ſtets prompt. Man erzählte mir während meines Aufenthalts in Algier, daß unter der Regierung des Dei das Eigenthum viel geſchützter geweſen

Digitized by Google

ſey, als unter dem franzöſiſchen Gouvernement. Sobald ein Diebſtahl vorgekommen, habe man ihn angezeigt. Einige Stunden darauf ſey er in der Regel entdeckt und beſtraft worden. Die Unterſuchung wegen eines Einbruches habe ebenfalls nur ein paar Stunden gedauert; gewöhnlich habe man die Thäter ausfindig gemacht, und eben ſo ſchnell beſtraft.

Das Strafſyſtem freilich ſtimmt mit den Begriffen der Civiliſation nicht überein; die gewöhnlichſte Strafe, die bei geringen Vergehen angewendet wurde, war die Baſtonade, die bis zu **1200** Hieben ertheilt wurde. Bäcker, deren Brod zu klein war, wurden mit beiden Ohren an die Thüre ihres Ladens genagelt; Dieben wurde die Hand abgehauen, und der Stummel, um die Verblutung zu verhindern, in ungelöſchten Kalk geſteckt. Falſche Bankeruttirer wurden lebendig verbrannt; ihre Familien mußten die Schulden bezahlen. Falſchmünzern hing man ihre Münzen an, führte ſie unter Ausrufung ihres Verbrechens durch die Stadt, und ſtürzte ſie dann von der Mauer vor dem Thore Babazun herab, wo ſie an einem der ſpitzigen Haken, die man in wohlberechneten Zwiſchenräumen an der Außenſeite des Thores angebracht hatte, hängen blieben, und eines martervollen Todes ſtarben, indem Vögel und anderes Ungeziefer ſie noch bei lebendigem Leibe fraßen.

Eine andere nicht minder grauſame Strafe war das Pfählen. Als der größte Beweis muſelmänniſcher Indolenz wurde mir verſichert, daß einzelne Verbrecher ſchon angepfählt, ſich den Genuß des Tabackrauchens nicht hätten verſagen können. — Nur ein Türke wurde nicht öffentlich beſtraft; er mochte begangen haben, was er wollte. Der Aga der Miliz ließ den Schuldigen rufen, und in ſeinem Hauſe wurde die Strafe vollzogen.

Noch eine abſcheuliche Sitte exiſtirte unter dem Dei. Wem die Perſon eines anderen unangenehm oder hinderlich war, der bot dem Dei für deſſen Kopf eine bedeutende Summe, und in der Regel konnte man darauf rechnen, daß man zu ſeinem Zwecke kam. Der Dei ließ ohne weiteres ſogleich die Hinrichtung vollziehen.

Dieß iſt gewiß wieder ein Vortheil der in Algier eingeführten Civiliſation, daß ſolchem Verkauf von Menſchenleben ein Ende gemacht iſt, wenn gleich eben mit jener gerühmten Civiliſation wieder andere kleine Nachtheile ſich eingeſchlichen haben. —

Raſcher als wir die Feſte beſtiegen, gelangten wir wieder herab. Wir kamen zeitig genug in der Stadt an, um vor Tiſch uns noch durch ein Seebad zu erquicken, und nach demſelben durch einen Spaziergang im Hafen, wo, wie gewöhnlich reges Leben war, uns zu ergötzen.

(Fortſetzung folgt.)

Die ehemalige Sophienkirche zu Konſtantinopel.

Zu den Zeichen der Zeit gehört es auch, daß der Großherr nun den Geſandten hoher Mächte, namentlich dem ruſſiſchen Botſchafter, die Erlaubniß ertheilt, mit ihren Schutzverwandten und Fremden, welche ſich an dieſelben anſchließen, ſämmtliche Moſcheen der Hauptſtadt zu beſuchen. Bei einer ſolchen Gelegenheit ſahen nun viele in Konſtantinopel anweſende Franken auch die ehemalige Sophienkirche. Seit dem Tage der Eroberung Konſtantinopels hatte hier keine Chriſtenſeele verweilen dürfen; ohne Kampf, ohne Blutvergießen, ohne fanatiſche Erbitterung der Wächter des Glaubens betraten dieſen Tempel nun **600** Chriſten. Da eben Gottesdienſt war, beſuchte dieſe Menge inzwiſchen die Grabkapelle Selim II., des Wiederherſtellers der Moſchee, nachdem ſie durch Erdbeben gelitten hatte. Er ruht daſelbſt nebſt ſeinem Sohne Murad III. Sie bemerkten einen ungeheuern Roſenkranz, mit Körnern ſo dick wie die Nüſſe, über welchem dieſer Fürſt zu beten gepflegt. Sie kamen hierauf zu einem Relief der Stadt Mekka, in deſſen Mitte die Kaba ſich erhebt. Die Prozeſſion der Pilger iſt darauf durch Nägel mit kleinen Turbans vorgeſtellt. Prächtige Manuſcripte des Korans feſſelten nun die Aufmerkſamkeit; ſie ſind in Folio, und mit jenem ans Unglaubliche grenzenden chirographiſchen Luxus ausgeſtattet, zu welchem nur die wunderbare Geduld der Orientalen ſich erheben kann. Vignetten, Titel, Einfaſſung, alles ſchimmert, Karmin, Ultramarin und Gold. Die ganze Arbeit iſt wunderbar, genau und ſymmetriſch; man kann ſich nur mit Mühe davon überzeugen, daß dieſe Zierrathen mit freier Hand gezeichnet ſind; die Korane liegen auf niedrigen Pulten, und haben Decken aus Seidenſtoff.

Die chriſtlichen Beſucher der erſten Moſchee des osmaniſchen Reichs gehörten beinahe allen Nationen Europas an. Mancher mag ſich an das Schickſal des Ritters Tamara, Botſchafters Paul I., erinnert haben. Dieſer war mit Erlaubniß in die Moſchee Solimans gegangen, da ſpie einer aus ſeinem Gefolge aus Unvorſichtigkeit auf den Boden. Die Tempelhüter erkannten dieſes für eine Gotteslästerung, fielen wüthend über den Geſandten und ſein Gefolg her, ſchlugen jenem den Arm entzwei, ſeine Gattin verlor ein Auge, und der Dragoman Fonton ſeine beſten Zähne. Nur der Kämmerer des Sultans verhinderte größeres Unglück. Dieſesmal wurden nur einige arme griechiſche Rajas, die ſich dem Zuge angeſchloſſen hatten, durch den ſonſt verbiſſenen Aerger der Hüter mit Stockprügeln hinausgejagt. — Zwei ungeheure Fahnen von Muhamed II., gleichſam wie zwei ſchützende Adler auf die Kanzel gepflanzt, erweckten zuerſt die Aufmerkſamkeit. Der Staub, womit ſie bedeckt ſind, iſt das ſichtbare Zeichen ihres Alters. Uebrigens darf man bei Betrachtung des Gebäudes nicht an jene glanzvolle Zeit denken, wo Juſtinian, der Schöpfer des Prachtgebäudes, neben dem Papſt Vigilius auf einem von Gold und Edelſteinen ſtrahlenden Thron ſaß, von **200** Biſchöfen umgeben, mit dem Labarum in der Hand, die Irrlehren des Origines bekämpfte, oder Peter der Einſiedler die gepanzerten franzöſiſchen Ritter um die dortigen Granitſäulen verſammelte, — oder der letzte Conſtantin weinend zu Gott, ſeines Volkes gedenkend, betete, welches er ſelbſt mit Aufopferung ſeines eigenen Lebens nicht retten konnte. — Nichts verräth hier die chriſtliche Kirche in der Moſchee, ſoviel haben Meißel und Gyps gewirkt. Man müßte in der That den ganzen muſelmänniſchen Ueberwurf wegkratzen, wollte man noch eine Spur vom chriſtlichen Kultus erblicken. Uebrigens ſieht man keine verlarvte oder übertünchte Armuth, keinen Flitterputz. Dagegen ſind kleine vergoldete, oder gemalte Würfel von Glas im Schiffe der Kirche ſeinem ganzen Umfange nach inkruſtirt, und haben Zeichnungen von dauernder Friſche. Der Marmor, welcher die Wände bekleidet, iſt ſo angebracht, daß die natürlichen Adern wie Dielen von Akajeholz mit einander correſpondiren. Die Türken haben wegen ihres unüberwindlichen Abſcheues vor bildlichen menſchlichen Darſtellungen alle diejenigen Theile, an welchen ſie menſchliche Figuren bemerkten, mit ängſtlicher Genauigkeit überkleiſtert. Nur vier Cherubim von muſiviſcher Arbeit ſind dieſem Schickſale entgangen; es iſt aber ſchwer, ihre Umriſſe noch zu erkennen. Auch hier macht ſich der Vandaliſmus zum Verkäufer der Kunſtwerke, die Moſcheediener löſen mit Vergnügen die Glaswürfeln ab, und verkaufen ſie. Viele von den Beſuchern kaufen dergleichen, um eine Reliquie

Digitized by Google

von dieſem berühmten Tempel zu haben. So wird St. Sophia am Ende noch als koloſſales Skelette daſtehen, zerbröckelt und zerſtreut in den Taſchen, Felleiſen und Raritäten-Kabineten von vielen Tauſenden von Reiſenden ſtecken. Uebrigens macht ſich die Wuth der Verzierungen überall in der Sankta Sophia geltend, doch verkündet ſie noch keine Epoche des Verfalls; denn die Zierrathen ſind von Granit, und ſchuppen ſich nicht ab, wie der Gyps. Die heidniſchen Tempel haben ihre ungeheuren Blöcke aus koſtbarem Marmor geliefert. An den Knäulen der Säulen iſt das griechiſche Akanth lächerlicher Weiſe in Peterſilien verwandelt. Dieſe Moſchee iſt ein altes Kleid, woran diejenigen, die es im Laufe der Zeit trugen, geflickt und gekünſtelt haben; immer aber bleibt hinter dieſem Flickwerk der edle und einfache römiſche Bauſtyl noch kenntlich.

Ueber die Ableitung der Benennung: Gibellinen.

Von Carl Friedrich von Gambsberg.

Das Streben nach Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit von der kaiſerlichen Obermacht hatte jenen langwierigen, blutigen und verderblichen Kampf entzündet, und viele Generationen hindurch unterhalten, welchen die Geſchichte als den Kampf der Guelfen und Gibellinen bezeichnet.

Daß die Benennung der Guelfen, als Gegenpartei der Kaiſer, von Guelf (Welf), dem erſten Haupte derſelben, welcher in Deutſchland gegen das Hohenſtaufiſche Kaiſerhaus auftrat, abzuleiten ſey, iſt keinem Zweifel unterworfen; dagegen ſcheint die von vielen Schriftſtellern angenommene Ableitung der Benennung Gibellinen als kaiſerlicher Partei, von Waiblingen, einem Stammſchloſſe der Hohenſtaufen, nicht richtig zu ſeyn. Nach meiner Meinung ſtreiten wichtige Gründe gegen dieſe Ableitung, zu Gunſten einer anderen, weit natürlicheren und angemeſſeneren:

I. Wenn die Benennung Gibellinen von Waiblingen herrühren ſoll, ſo müßte dieſe Umwandlung durch allmähligen Uebergang vom letzteren Worte in das erſtere ſtatt gefunden haben, die Benennung müßte ſich durch verſchiedene Stufen von Waiblingern zu Waibelingern, Wibelingern, Wibelingen, Wibellinen, und endlich, was viel ſeltener geſchieht, als das Gegentheil, gar durch Veränderung des weichen Lippenlautes in einen Gaumenlaut, zu Gibellinen geſtaltet haben. Nimmt man aber den lateiniſchen Namen Waiblingens, **Guebelinga** als Bildungswort an, ſo zeigen ſich die Abſtufungen in: Guebelingern, Guibelingern, Gibelingen und Gibellinen. Nun wird aber durch die Darſtellung dieſes Ueberganges allein, wäre er auch noch ſo ungezwungen und leicht, nur für die Wahrſcheinlichkeit, keineswegs für die Wirklichkeit dieſer Ableitung geſprochen; ſie ſteht daher als Hypotheſe jedem Angriffe zugänglich, welchen die hiſtoriſche Critik durch Aufſtellung einer gleich wägenden Hypotheſe gegen ſie richtet. Deßwegen glaube ich, daß die weiter unten folgende Ableitung ſogar im Falle übrigens gleicher Umſtände, ſchon an und für ſich, als viel ungezwungener und natürlicher, dieſer angefochtenen Ableitung den Vorzug ſtreitig machen dürfte.

II Gegen die beinahe allgemein angenommene Ableitung erweckt folgende Betrachtung wichtige Bedenken:

Italien war der Schauplatz des mörderiſchen Kampfes der Guelfen und Gibellinen. Je nach vorüber gehenden Beweggründen eilten die Bürger eines oder des andern, oft durch eine einzige Stadt gebildeten Staates, durch Selbſtſucht und kleinliche Eiferſucht getrieben, bald unter die Fahnen dieſer, bald unter die Fahnen jener Partei. Der Kampf hatte die Geſtalt eines wüthigen Bürgerkrieges angenommen, in welchem ſogar die Bürger eines und deſſelben Staates gleichzeitig die entgegengeſetzten Parteien ergriffen, und nicht ſelten innerhalb deſſen Gebietes den Streit mit den Waffen in der Hand entſchieden. Wie der Kampf der rothen und der weißen Roſe für England, die Hugenottenkriege für Frankreich, der dreißigjährige Krieg für Deutſchland in der Geſchichte dieſer Länder einen eigenthümlichen Abſchnitt bilden, ſo iſt auch der Kampf der Guelfen und Gibellinen in der Geſchichte Italiens ſtrenge von andern Begebenheiten abgeſondert, die ihm nicht ſo eigen ſind wie dieſe. Wenn nun die dem kaiſerlichen Anſehen widerſtrebende Partei den Namen: „Guelfen" von dem Bayerherzoge Guelf erhielt, ſo erklärt ſich dieß aus dem Umſtande, daß er auf Italien einen wichtigen Einfluß dadurch ausübte, daß er das Beiſpiel einer Auflehnung gegen die oberherrliche Macht der Kaiſer des römiſch-deutſchen Reiches gab, ein von den vielen italieniſchen Staaten, welche ihn als Krieger in Italien ſelbſt auftreten geſehen, nur zu gerne befolgtes Beiſpiel. Guelf diente ihnen zum Vorbilde, die Beilegung ſeines Namens ſollte ihren und ſeinen Kampf, woran ſich die Erinnerung kühner Thaten knüpfte, gleichſam identifiziren. Solche Gründe hat aber nicht die Ableitung der Benennung Gibellinen von Waiblingen für ſich. Denn, wie konnte eine unbekannte Burg dem Italiener, welcher wahrſcheinlich ſogar das Land, wo ſie lag, nicht kannte, zur Bezeichnung einer vaterländiſchen Partei dienen? Ja, ſelbſt angenommen, daß dieſem ſo wäre, wie hätte ſich eine ſolche Bezeichnung in die Länge behaupten können, bei einem Volke, das gewöhnt iſt, ſcharfſinnig und ſelbſtbildend bei den geringſten Anläſſen ſich aus dem zunächſt Gelegenen und Einwirkenden einen bezeichnenden Namen, um deſſen Erfindung es nie verlegen wird, zu ſchaffen, während es fremdartige Benennung von ſich inſtinktmäßig abweiſet? —

III. Bei den Forſchungen, welche ich in den Urquellen zur Geſchichte der Hohenſtaufen und ihrer Zeit zum Behufe der Verfaſſung meines Trauerſpiels: Conradin von Hohenſtaufen anſtellte, ward mir ein Licht über die wahrſcheinliche individuelle für mich gewiſſe Ableitung der Benennung Gibellinen. Ich erkläre mir dieſe als adjectiviſch gebildet von dem Worte Gibello, wo demnach durch Gibellinen ſo viel als: „die Anhänger, die Partei, vom Gibello" geſagt wird. Gibello, auch Monte Gibello, Mongibello, heißt aber noch bis jetzt, mit anderem Namen in italieniſcher Sprache der Aetna, einem Namen, der ihm urſprünglich von den Arabern bei Gelegenheit ihrer Eroberung Siciliens gegeben wurde, die ihn vorzugsweiſe Gibel, das iſt, das Gebirge nennen zu dürfen glaubten, während ſie andere Gebirge, zum Beiſpiele jenes an der Südſpitze Spaniens, durch Beſtimmungswörter verdeutlichten, als: Gibel al Tarif, des Feldherrn Tarif Gebirge, woraus der Name Gibraltar entſtand. Das Hohenſtaufiſche Haus, unter welchem ſich eben der Kampf der Guelfen und Gibellinen erhoben hatte, kam durch die Heirath Heinrichs, Sohnes Friedrich I., mit Conſtanzen, der Erbin des Königreichs Sicilien und Apulien, in den Beſitz dieſer Krone im Jahre 1185. Dieſem zu Folge führten die Hohenſtaufen den Krieg mit der Guelfenpartei meiſtens mit ihren ſicilianiſchen Haustruppen, als ſolchen, mit welchen ſie zu jeder Zeit verfügen durften, ohne zur langſam reifenden Bewilligung des Reichscontingentes zu einem Römerzuge ihre Zuflucht nehmen zu müſſen. Was Wunder nun, wenn die Anhänger Hohenſtaufiſchen Kaiſerhauſes im Gegenſatze zu den Guelfen, Gibellinen, Anhänger von Gibello, genannt wurden?

Digitized by Google

Es iſt nicht lange, daß ich in dieſer Anſicht beſtärkt wurde. Denkmale jener Zeiten ſprechen noch heut zu Tage, wenn auch nur durch ihr Daſeyn, zur Unterſtützung meiner Behauptung. In Sicilien erinnert das durch reichliche Erzeugung von edlen Südfrüchten und köſtlichem Honig wohlhabende, von 6000 Einwohnern bevölkerte, und am Fuße des Mongibello, des Aetna, erbaute Städtchen Gibellina, an ein nahes Verhältniß beider Benennungen zu einander. Auch fand ich, daß im Herzogthume Parma noch immer zwei Burgen erhalten ſind, die den Namen der Caſtello: Gibello und Guelfo führen. Die Erbauung des erſteren, welches im Piacentiniſchen Gebiete am Po liegt, fällt in die früheſte Zeit des Kampfes der Guelfen und Gibellinen, da bereits im Jahre 1218 bei ihm eine Schlacht zwiſchen den vereinten Truppen der Mailänder, Pavier und Piacentiner einerſeits, und den Cremoneſern und Reggianern auf anderer Seite vorfiel. Gibello zum Trutze erbauten die Guelfen in der Nähe des ihrer Partei huldigenden Parma das Caſtell Guelfo. Das Gebiet des heutigen Herzogthums Parma war durch ſeine politiſche und geographiſche Lage der vorzüglichſte Tummelplatz beider Parteien, und ſo iſt es erklärbar, wie jede derſelben dieſe Feſten als Repräſentanten ihres kräftigen Daſeyns aufführte, und ſie als: Gibello und Guelfo, mit Hinſicht auf den erſten Grund dieſer Benennungen, der andern perſonifizirt darſtellen wollte.

Auf dieſe Art wieſen die Gibellinen ſelbſt auf die Quelle hin, von welcher ſie ihren Namen herleiteten.

Ueber den Verfall des deutſchen Theaters.

„Daß ſich das deutſche Theater in einem erbärmlichen Zuſtande befinde" — daß ferner „das Gefallen und Nichtgefallen unſerer Bühnenſtücke nicht vom äſthetiſchen Werthe derſelben abhänge, und daß Theilnahme und Vergnügen des Publikums auch ohne ſolchen möglich ſey", darüber hat ſich erſt kürzlich ein Kunſtrichter bei Beurtheilung des in Weimar von Frhrn. v. Birkenfeld erſcheinenden „Neuen Jahrbuchs für die Bühne", eben ſo freimüthig, als wahr ausgeſprochen. Vergleicht man die jetzigen deutſchen Theaterleiſtungen mit denen vor 30—40 Jahren, welch' ein frappanter Abſtand findet ſich da! Es haben aber mehrere Urſachen zu dieſem Verfalle hingewirkt, wovon wir hier nur die hauptſächlichſten anführen wollen. 1) Es fehlt in neuerer Zeit an eigentlichen, guten Bildungsanſtalten für Schauſpieler. Die jetzigen Schauſpielergeſellſchaften beſtehen faſt größtentheils aus ſolchen Perſonen, wie ſie der Zufall zuſammenwürfelt, aus Menſchen, die, vom Schickſal hin- und hergetrieben, oft nicht die nöthigſten Vorkenntniſſe, ja nicht einmal den gehörigen äſthetiſchen Sinn beſitzen, und daher nicht ſelten bald wieder auseinanderlaufen, ſtatt an ſtehenden Theatern ein dauerndes Engagement zu ſuchen und zu erhalten. Und ſo erſcheinen denn in unſern Tagen ausgezeichnete Schauſpieler und Schauſpielerinnen nur noch wie einzelne glänzende Sterne am theatraliſchen Himmel. So war es vormals nicht unter Göthe in Weimar, Iffland in Berlin, Haßloch in Kaſſel, Tieck in Dresden, lauter hochberühmte Geiſter, die mit wahrem Kunſttalent und raſtloſem Eifer dem Theater in Deutſchland einen höhern Schwung gaben, und eine Zeitlang auf demſelben erhielten. Für das Theater in Weimar insbeſondere hat Göthe auſſerordentlich viel gewirkt, und iſt dadurch auch für das deutſche Theater im Allgemeinen ein Mann von der höchſten Bedeutung geworden. Dabei hatte jedoch auch Schiller in mehr als einer Beziehung keinen geringen Antheil. Göthe erwähnt, *) daß er eigentlich nur ſo lange am Theater ein wahrhaftes Intereſſe gehabt habe, als er dabei praktiſch einwirken konnte. „Es war meine Freude — ſo äußert er ſich unter andern — die Anſtalt auf eine höhere Stufe zu bringen, und ich nahm bei den Vorſtellungen weniger Antheil an den Stücken, als daß ich darauf ſah, ob die Schauſpieler ihre Studien wohl recht machten, oder nicht" (S. Eckermanns Geſpräche mit Göthe. Th. I. S. 242. 253). An einer andern Stelle verſichert er, daß er während der Zeit ſeiner Theaterleitung hätte manches gute Stück ſchreiben können, daß ihn aber die Zeit, wenn er es recht bedenke, doch nicht gereue. In jetziger Zeit, meint er, wären Gaſtrollen das einzige Mittel, um ein deutſches Theater oben zu erhalten. Dabei gedenkt er mit vieler Anerkennung mehrerer Schauſpieler von berühmtem Namen aus ſeiner Zeit, wie Wolffs und ſeiner Frau, der Frau von Heigendorf, der Genaſts ꝛc. ꝛc. 2) Ein andere Urſache des Verfalls der deutſchen Bühne liegt an den Theaterdichtern unſerer Zeit. Hochgeachtet ſind die Namen Auffenberg, Immermann, Raupach und einiger Anderen; auch wir erkennen ihre ausgezeichneten Talente in Behandlung des Stoffes und in der Handhabung der Form. Aber wir glauben, daß die meiſten Kunſtverſtändigen mit uns darin übereinſtimmen werden, daß ſich unſere Theaterdichter theils ſchon öfter in dem Stoff vergreifen, theils eine für das jetzige Zeitalter nicht mehr paſſende Form wählen, und endlich ihre Kräfte an der Bearbeitung fremder Stücke allzuſehr zerſplittern. Zu vielen neuen dramatiſchen Stücken von Bedeutung iſt nemlich der Stoff nicht aus dem deutſchen Volksleben und der deutſchen Geſchichte oder, wie bei mehreren Schiller'ſchen Dramen von großen, allgemeinen Weltbegebenheiten genommen, ſondern aus der ſpaniſchen, italieniſchen, türkiſchen polniſchen ꝛc. ꝛc., alſo von fern liegenden Ländern und fremden Völkern, und vielleicht noch dazu von einer wenig bekannten Legende entlehnt. Wo ſoll da das Intereſſe, die rege Theilnahme des Publikums herkommen? Ganz anders verhält es ſich in dieſer Hinſicht mit ſo vielen längſtbekannten und doch immer wieder gern geſehenen Stücken von Schiller, Göthe, Iffland, Jagemann und ſelbſt von Kotzebue. Da findet man ächtes, deutſches, hausbackenes Brod, ſtatt daß uns jetzt ſo oft franzöſiſche Saucen, italieniſcher Salat und anderes ſolches pikante Machwerk, was nur vorübergehend den Gaumen kitzelt, aufgetiſcht werden, wofür Holtey, Blum, Meyer, Angely u. a. m. unabläſſig beſorgt und thätig ſind. In der neueſten Zeit hat man die Schweizerfamilie als ein ächtes deutſches Stück anerkannt, und wir wollen dieſes keineswegs in Abrede ſtellen. Referent könnte aber aus früherer Zeit noch eine ganze Reihe ſolcher Stücke vorführen, welche dieſen Charakter an ſich tragen, z. B. das rothe Käppchen, der Doctor und Apotheker, die Jäger, Agneſe Bernauerin ꝛc. ꝛc. Was nun die Form betrifft, ſo gibt es auch hier, wir wollen gerade nicht ſagen Mißgriffe an ſich, jedoch manches für das jetzige Publikum und die dermalige Bildungsſtufe vieler Schauſpieler Ungeeignete. Immerhin mag die Diction poetiſch ſchön, immer mögen die Verſe fließend ſeyn, ſo bleiben gleichwohl die mitunter ganz unbekannten fremden Sylbenmaaße, die für die Menge zu hoch geſchraubt ſind, nicht ſelten ein Stein des Anſtoßes. Die Deklamation der Schauſpieler geht gleichſam auf Stelzen, und der Zuhörer hat bei gar manchen Stellen Mühe, dem Zuſammenhange nachzukommen. Wenn man aber in unſern

*) Geſpräche mit Göthe in den letzten Jahren ſeines Lebens 1823—1832 von Joh. Peter Eckermann 2 Th. 8. Leipzig 1836. (4 Rthlr. Vgl. die Recenſion in der Halleſchen Literaturzeitung. Dezemberheft 1836.

Digitized by Google

Tagen wiederholt behauptet hat, die Deutſchen beſäßen in neueſter Zeit kein wahres, ihrem Charakter entſprechendes Luſtſpiel und keine ihnen ganz eigenthümliche ausgezeichnete Oper, ſo müſſen wir dieſer Behauptung theilweiſe widerſprechen, und können in der letzten Beziehung ſchon unſern Freiſchütz anführen. Dies führt uns zum Schluſſe noch auf einige Bemerkungen, die wir uns nur kurz auszuſprechen erlauben. 3) Zum Verfall der deutſchen Oper insbeſondere hat es bisher weſentlich beigetragen, daß Dichter und Komponiſten ſo ſelten, wie man zu ſagen pflegt, Hand in Hand gingen, daß die Dichter oft zu wenig vertraut waren mit der Bühnenmaſchinerie u. dgl.; daher ſo manches Unnatürliche und Ueberladene; daß ferner, worüber mit Recht geklagt wurde, die Operntexte ſo wenig poetiſch, ja mitunter gar gemein proſaiſch waren, und den Tonkünſtlern zu wenig Gelegenheit und Spielraum zu ihren Gemälden gewährten, daß dagegen aber auch die Letzteren ſich zu wenig mit dem Geiſte der Dichtung vertraut machten, und ſich harmoniſch an dieſelbe anſchmiegten; daß ferner die Komponiſten ſich allzuſehr im tändelnden Spiele der italieniſchen und franzöſiſchen Modeweiſen gefielen. Von allen dieſen Mißverhältniſſen und Ausartungen macht jedoch der Freiſchütz eine rühmliche Ausnahme. Einen Theil der Schuld am Verfall der Bühne mag aber endlich das verwöhnte deutſche Theaterpublikum ſelbſt tragen; es behagt ihm, gleich den vielen Auswanderern unſerer Tage, nicht mehr am vaterländiſchen Heerde, ſondern es ſucht und findet ſein Vergnügen größtentheils nur in den täuſchenden Luſtgebilden einer fremden Welt. Von höheren Anſichten des Theaters, daß es ein ſprechendes Gemälde des Lebens ſeyn, die Sitten lauter, die Thorheit und das Laſter lächerlich machen und geißeln, und den Triumpf der Tugend feiern ſoll, iſt jetzt ohnehin wenig mehr die Rede. Und ſo mögen denn recht bald wieder einige Herren, wie Göthe und Schiller, auftreten, und unſerem Theater eine volksgemäße Reform geben, wie es dieſelbe verdient!

**

Londoner Gerichtsſcenen.

Der Mann, dem gar nichts gehört.

Am court of requests (Gerichtshof für Schuldenprozeſſe) wurde neulich Iſak Gobble von R. Watters wegen einer Schuld von 1 Pfd. 15 Schill. 10 Pence vor Gericht gefordert. Der Beklagte war ein merkwürdiges Beiſpiel von einem Menſchen, dem durchaus nichts gehörte, was er beſaß. Die Schuldforderung gab er zu, und es entſpann ſich auf die Frage: wie wollt ihr dieſe Schuld bezahlen? folgendes Geſpräch. Commiſſär: Wer ſeyd ihr? Gobble (im ſchlechteſten engliſchen Jargon ſprechend.) Ich halte einige Kühe jetzt — doch ſie gehören mir nicht. C. Wie ſo? G. Je nun, ich habe ſie nicht bezahlt, und kein ehrlicher Mann kann das für eigen anſehen, was er nicht bezahlt hat. (Gelächter). C. Habt ihr einen Gaul und Karren? — G. Ja wohl, aber keines von beiden gehört mir. Den Karren habe ich entlehnt, und der Gaul gehört meinem Bruder. (Gelächter). C. Der Kläger ſagt, ihr gebet Euch mit Lumpenſammeln und dem Verkauf derſelben ab. — G. Ja wohl, doch nicht auf meine eigene Rechnung; ich handiere für einen Herrn Ratcliffe. — C. Habt ihr Kinder? — G. Ja wohl, aber ſie gehören meinem Bruder. — C. Seyd ihr verheirathet? — G. Wie man's nimmt, ja Mylord; ich lebe mit Herrn Shmith's Weib. — Hier brach der Commiſſär unwillig ab, und befahl dem eigenthumsloſen Beſitzer, binnen einen Monat die Schuld zu bezahlen.

— Neulich wurde in London ein Mann angeklagt, ſeinem ſehr hübſchen Hunde die Haut lebendig abgezogen zu haben. Bekanntlich iſt man in England ſehr ſtreng gegen Thierquäler. Der Angeklagte ſagte, er habe gehört, daß, wenn man Hunde recht glänzend ausſehend haben wolle, denſelben nur die Haut abzuziehen brauche, und er fände es hart, einer ſolchen Handlung an ſeinem eigenen Hunde angeklagt, oder gar geſtraft zu werden. Mit größter Indignation wurde er aber über ſeine Brutalität angelaſſen, und zur Bezahlung von 2 Pfd. Sterl. Strafe, und als er ſich die Summe mit Murren zu zahlen weigerte, zu vierzehntägiger Einſperrung verurtheilt.

Kleine Bücherſchau.

Ehrenhalle der Deutſchen, eine Folge ruhmwerther Züge aus dem Leben deutſcher Männer und Frauen nach hiſtoriſchen Quellen von Adelbert Müller. Nürnberg bei Bauer und Raspe 1837.

Unter der Menge Jugendſchriften, die entweder der Spekulationsgeiſt oder die Schreibſucht jährlich von Stappel laufen laſſen, zeichnet ſich gegenwärtiges Werkchen ſehr vortheilhaft aus. Es beſteht aus einer Sammlung von Beiſpielen des Edlen, Guten und Nachahmungswürdigen aus der deutſchen Geſchichte. Dieſe Beiſpiele ſind größtentheils ſehr intereſſant, da der Verfaſſer das Bekanntere übergangen, und minder Bekanntes den Leſern vorgeführt hat. Die einfache, edle Sprache und die chronologiſche Ordnung, nach der die Erzählungen an einander gereiht ſind, gereichen dem Buche zur großen Zierde. Wir ſind der Meinung, daß nicht allein die Jugend, ſondern auch Erwachſene an der Ehrenhalle der Deutſchen eine angenehme, geſunde Lektüre finden dürften, und machen vorzüglich auf die vielen ſchönen Beiſpiele, die unſerer vaterländiſchen Geſchichte (Bayern) angehören, aufmerkſam.

R.

Tafeln der Geſchichte. Die Hauptmomente der äußern politiſchen Verhältniſſe und des innern geiſtigen Entwicklungsganges der Völker und Staaten alter und neuer Welt in chronologiſcher und ethnographiſcher Ordnung. Von Dr. Eduard Vehſe, königl. ſächſ. Archivar. Dresden, Grimmer'ſche Buchhandlung 1835.

Auf 60 Tafeln des größten Formats gibt hier der Verfaſſer ein Werk deutſchen Fleißes, die ausführlichſte tabellariſche Ueberſicht der geſammten Geſchichte bis in die einzelnſten Momente. Haben ſchon die allmählich erſcheinenden Lieferungen die Theilnahme des gelehrten Publikums gefunden, ſo wird das ſeit faſt einem Jahre vollendete Werk allmählich in Bibliotheken und Leſegeſellſchaften ſeinen Eingang finden, denen es nicht genug empfohlen werden kann. Obgleich der geſammte hiſtoriſche Stoff nur durch unſägliche Zerſpaltung überwältigt werden konnte, ſo iſt doch durch reinen und klaren Druck und durch die gute Colorirung die allgemeine Ueberſicht, wie das Finden der Einzelheiten ungemein erleichtert. Hier iſt nichts in einander gewirrt, wie es oft in ähnlichen Werken ſich findet, Alles iſt in das Licht der ſtrengthatſächlichen Darſtellung geſtellt. Auf 36 Tafeln zieht die ganze politiſche Geſchichte an unſern Blicken vorüber, und auf 24 Tafeln iſt in paſſenden Columnen, die im Verlaufe bis auf drei und zwanzig anwachſen, die Hiſtorie der Cultur eingeſchichtet. Hier, wo die Phaſen des menſchlichen Geiſtes in den engſten und weiteſten Bahnen ſich durchkreuzen, könnte man über Einzelnes mit dem Verfaſſer rechten, aber freuen wir uns,

Digitized by Google

daß dieſer Theil der Geſchichte in einer ſo vortrefflichen, nichts überſehenden Darſtellung gegeben iſt, die nicht nur das Auffinden jedes berühmten Namens erleichtert, ſondern durch die feſte Charakteriſirung der Perſonen und Begebenheiten ſich auszeichnet. Bei allem Reichthum hiſtoriſcher Tabellen in unſerer Literatur ließ doch die Culturgeſchichte eine ähnliche Behandlung ſtets vermiſſen. Dadurch, daß in der fleißigen Ausführlichkeit dieſes Werkes auch die kleinſten Details ſich herausſtellen, und alle Lebensſtrömungen ſich nach Urſache und Grund verfolgen laſſen, iſt der combinirenden Abſtraktion ein neues Feld geöffnet, und der einſichtsvolle Leſer wird nicht umhin können, überraſchende Vergleichungen anzuſtellen, die ihn lehren, wie die Geſchichte, das Ein und Alles des geiſtigen Lebens nie genug ſtudirt werden kann.

An dieſes Werk reihen wir würdig das Folgende:

Hiſtoriſch geographiſcher Atlas zu den allgemeinen Geſchichtswerken von C. v. Rotteck, Pölitz und Becker in 40 kolorirten Karten von Julius Löwenberg. Freiburg. Herder'ſche Buchhandlung. Zehn Lieferungen à 48 kr.

Dem Freunde der Geſchichte durch bildliche Verſinnlichung eine klare lichtvolle Ueberſicht aller hiſtoriſchen Wechſel, des Entſtehens und Vergehens der einzelnen Reiche, der Heereszüge, Schlachten u. ſ. w. zu gewähren, iſt die im Proſpektus ausgeſprochene Abſicht des Verfaſſers, und wir freuen uns, daß er bis jetzt ſein Ziel ſo ſchön erreicht hat. Die Karten geben die intereſſanteſte Anſchauung der Geſchichte, indem zehn Ueberſichtskarten, die Länder, welche den Boden der Geſchichte ausmachen, in ihrer Geſtaltung während der verſchiedenen Zeiträume vorüberführen, und dreißig Spezialkarten ein vollkommenes Bild der einzelnen Staaten gewähren, wobei durch die Einzeichnung der Namen und Begebenheiten und durch wichtige Randbemerkungen der ſynchroniſtiſchen wie der chronologiſchen Darſtellung gleichweiſe Genüge geſchieht. So z. B. finden wir das Reich Karls des Großen nicht nur auf der Ueberſichtskarte für die Geſchichte von der Völkerwanderung bis auf dieſen Monarchen, ſondern auch in einer Spezialkarte nach der Theilung zu Verdun mit allen hiſtoriſchen Notizen. Auf dieſe Art iſt hier eine zum Bilde gewordene Geſchichte gegeben, und die fatale Art, die Karten nach Jahrhunderten zu zeichnen, wobei die früheren und ſpäteren Staatsbegebenheiten nicht zugleich überſehen werden können, glücklich vermieden. Sonach hat dieſer Atlas viele Vorzüge vor früheren ähnlichen Werken, und die Anſicht der einzelnen Blätter läßt den genauen Fleiß des Verfaſſers bewundern, namentlich iſt die Karte, welche das Reich Alexanders des Großen und ſeine Heerzüge enthält, ein förmlicher Commentar zu dieſem Theil der Geſchichte und weit vorzüglicher als die Karte, welche ſich in dem Werke von Droyſen befindet, und unſeres Wiſſens bisher die einzige dieſer Art war. Wir wünſchen dem trefflichen Werke die Aufmerkſamkeit des geſammten geſchichtsliebenden Publikums; wir vermißten nichts, als manchmal eine ſorgfältigere Colorirung, und führen zur genaueren Kenntniß des Werkes den Inhalt der bisher erſchienenen zwei Lieferungen an: 1. Lief. Ueberſichtskarte für die Geſchichte von der Völkerwanderung bis auf Karl den Großen; Deutſchland während des 30jährigen Krieges, Frankreich, eine Ueberſicht der Bildung der Hauptbegebenheiten dieſer Staaten; Polen, von dem Ausſterben der Jagellonen bis zur dritten Theilung. 2. Lief. Ueberſichtskarte für die Geſchichte vom Ende der Kreuzzüge bis zur Reformation; das Reich Karls des Großen, nach der Theilung ſeiner Enkel; das Reich Alexanders des Großen, mit beſonderer Angabe Macedoniens unter Philipp und der nach der Schlacht bei Ipſus entſtandenen Reiche; Africa, Ueberſichtsblatt für die Geſchichte und die geographiſchen Entdeckungen.

Korreſpondenz.

† Neueſter Bericht vom Hoftheater zu Meiningen. Am 11. Jan. ließ ſich in den Zwiſchenakten und am Schluſſe zweier kleinen Luſtſpiele Hr. Johann Petzmayer aus Wien auf der von ihm ſelbſt erfundenen Streichzither, ſo wie auf der Schlagzither, in einem Adagio, einer Polonaiſe und Variationen hören; er erntete verdienten Beifall und wird dem Vernehmen nach nächſtens mit ſeinem Freunde Strauß nach Italien reiſen. Hierauf folgten wieder einige unbedeutende Stücke, als: der Leichenräuber oder die Stufe des Laſters, nach dem Franzöſiſchen; Ich bleibe ledig, nach dem Italieniſchen, der Vetter aus Bremen; ſodann die Kreuzfahrer von Kotzebue. In der Oper Zampa oder die Marmorbraut trat Hr. Hornike vom Hoftheater in Hannover zum erſtenmale als Gaſt auf; in der Oper: des Adlers Horſt hatte er die Rolle des Caſſian übernommen; er ſpielte jedesmal mit Beifall. Am 1. Februar wurde der Oheim, Schauſpiel in 5 Aufzügen, von J. k. H. der Prinzeſſin Amalie von Sachſen, zum erſtenmale hier gegeben, und in derſelben Woche der Pariſer Taugenichts, Luſtſpiel in 4 Aufzügen, aus dem Franzöſiſchen, auf vieles Verlangen zweimal. Das Stück erhielt allgemeinen Beifall, beſonders auch durch das glückliche Enſemble der Spielenden, wobei ſich namentlich Demoiſelle Blumauer I. in der Rolle des Joſeph oder Taugenichts auszeichnete. Rühmliche Erwähnung verdienen auch die Herren Becker, Mittelhauſen, Chriſten und Fräulein von St. George. Vor und nach dem Stücke ließ ſich der Violoncellvirtuoſe Hr. Groß aus St. Petersburg mit eigenen Compoſitionen zur Zufriedenheit des Publikums hören.

Korreſpondenz aus Kaſſel. Ende Dez. v. J. (Schluß.) Vielleicht verdient es eine Erwähnung, daß mehrere, namentlich junge Männer, welche ſich mit Poeſie beſchäftigen und für dieſelbe intereſſiren, zu einem heitren Verein zuſammengetreten ſind, welcher ſie in ſeinen Grenzen von der grex Epicuri abſondern, und in ſeinem Zwecke zu einer würdigeren Thätigkeit hinleiten ſoll. Ich würde mehr über dieſes Dichterkränzchen ſchreiben, wenn ich nicht ſelbſt ein Mitglied deſſelben wäre; ſo aber bemerke ich nur, daß von demſelben die Herausgabe eines „heſſiſchen Taſchenbuches für Kunſt und Wiſſenſchaft" auf das Jahr 1838 beabſichtigt wird, zu deſſen Förderung ſich Namen von gutem Klang und bewährte Schriftſteller, wie H. König, Benzel-Sternau, Huber, Scheffer u. a., mit jüngeren und dunkleren Talenten vereinigt haben. Alſo auch hier ein Keim, auch hier neue Hoffnungen und ſo ruf' ich denn zum dritten Male recht aus Herzens-Grund: Glück auf!! — Vom Theater weiß ich nicht, ob ich daſſelbe zur Kunſt oder zur Geſelligkeit zählen ſoll, ob ich es im Allgemeinen berühren darf? Es geht dem Kaſſelſchen Theater, wie den meiſten deutſchen Bühnen in jetziger Zeit — es ſiebenſchläfert. Der goldene „Sonntag" iſt vorüber von Anno 1820 und folgenden, wo man in Europa nichts zu hören hatte als Triller, nichts zu ſehen, wie Kuliſſen, und nichts zu ſchreiben, als Theater-Kritiken à la Abendzeitungs-Literatur, Apotheoſen von prime donne und Exorzismen kleiner Lichter. Unſere Oper hat ſich ganz neuerdings von den allerheftigſten Verluſten einiger Maſſen wieder erholt, kann aber noch immer kein rechtes Repertoir wieder zuſammenbringen. Dieſelbe hat im Jahre 1836 zwei Stücke Novitäten gebracht, das eherne Pferd und die Puritaner! Sie ſtützt ſich auf Dem. Piſtor, als erſten und einzigen Sopran, Hr. Föppel, Bariton, und Hr. Derska, erſten Tenor. Jene iſt, an richtiger Stelle ſtehend, ihr Schmuck und ihr Glanz; ſie vereinigt mit einer in vollſter Blüthe prangenden Stimme eine bedeutende Fertigkeit und Leichtigkeit im kolorirten Geſange und iſt als Sängerin in dem ſogenannten italieniſchen Opern-Styl gewiß kaum zu erreichen; dagegen geht ihr für Spiel-Parthieen eigentlich innere Befähigung ab. Hr. Föppel — die kräftigſte Stimme, die man wünſchen kann, voll und rund, wie ein Hesperiden-Apfel; aber viel Einförmiges im Vortrag und manche Manier im Spiel. Hr. Derska endlich, gleich trefflich im Spiel wie im Formellen des Geſanges; allein eine belegte Stimme. Außer den Genannten ſind an der Oper: Regiſſeur: Hr. Birnbaum, auch als Baß-Buffo rech gut, neu: Hr. Krieg, Baſſiſt, Dem. Leißring, Soubrette; in Nebenparthieen beſchäftigt: Hr. Haſer, Hr. Ellenberger u. A., und vakant: die Stelle einer Sopran-Sängerin, in erſten Parthieen alternirend mit Dem. Piſtor (erledigt durch Mad. Maty's Abgang nach Hamburg), und ein zweiter Tenor (früher recht brav durch Hrn. Schmidt, dermalen in Breslau erſter Tenor, ausgefüllt). — Im Schauſpiel ſieht es allerdings im Repertoir, wie mit dem Perſonen-Beſtand, erfreulicher aus, als oben. Wir beſitzen an Mad. Ahrens eine tragiſche Liebhaberin, wie ſie vielleicht wenig deutſche Theater jetzt aufzuweiſen haben, eine Künſtlerin, die den Karakter warm und lebendig aufzufaſſen weiß, und ſein Bild mit hinreißendem Feuer und ſeelenvollem Spiele wiedergibt. Daß ihr Ruf im

Digitized by Google

Verhältniß hierzu noch unbedeutend iſt, kann ihr Verdienſt nicht ſchmälern. Sie war nur auf einem kleineren Theater vorher beſchäftigt (in Magdeburg) und verſtand es nicht, den Beifall der bisherigen Bühnen-Referenten zu gewinnen. Einer derſelben, der Korreſpondent des Frankfurter Konverſations-Blattes, ſtellt ſie daher in ſeiner Aufzählung der hieſigen Künſtlerinnen immer ganz zuletzt, hinter Dem. Schmale, die dritte Liebhaberin, und Mad. Häſer, welche komiſche Mütter ſpielt. Das iſt nur ein Pröbchen kritiſcher Gerechtigkeit. Außer Mad. Ahrens iſt für naive Parthieen Mad. Beurmann und für zweite Liebhaberinnen Mad. Birnbaum engagirt; für tragiſche Mütter und Anſtandsdamen Mad. Henne und für komiſche Alten Mad. Häſer, als Soubrette: Dem. Schmidt und Dem. Schmale, welche letztere auch kleinere Sing-Parthieen und Liebhaber-Rollen ſpielt. Unter den Genannten iſt wenig Eminentes, außer bei Mad. Beurmann, für naive Rollen viel Sinn und Anlage, für alle viel Nachdenken und ordentliches Studium. Unter dem männlichen Perſonal iſt vor Allen und rühmlichſt Hr. Quanter zu nennen, ein wahrhaft begabter und vortrefflicher Darſteller in Karakter-Rollen, der fein zu nuanciren und ſcharf aufzufaſſen weiß, unſer talentvollſter und gereifteſter Künſtler, dabei in voller, jugendlicher Kraft — nach ihm Hr. Boltzmann als erſter Liebhaber, ſehr lobenswerth, namentlich in bürgerlichen Karakteren, viel Natürlichkeit und warmes Leben in ſeinen Schöpfungen, nichts vom aufgeblähten Pomp gewöhnlicher Theater-Amants, allein zu äußerlich und nicht tief genug im tragiſchen Fache — und Hr. Rottmayer, Regiſſeur des Schauſpiels, als Bonvivant, Held, Liebhaber, Komiker beſchäftigt, unſtreitig der fleißigſte und denkendſte Künſtler, wenn er nicht in Schule und Manier aufgehen wollte. Für Väter und Helden: Hr. Franke, noch nicht gediegen genug, als Komiker: Hr. Birnbaum, in grotesk-komiſchen Rollen höchſt ergötzlich; für die feine Komik hatten wir Hrn. Meaubert, jetzt in Breslau, eine vortreffliche Erſcheinung, ſahen nach ihm viele Gäſte, die mehr oder minder anſprachen (Hr. Räder, Röſicke, Haarbleicher rc.), und werden uns jetzt wahrſcheinlich an Hrn. Wohlbrück neu rekrutiren. Die Liebhaber: Hr. Mons und Hr. Pauli, Hr. Häſer, für alle Sorten von Rollen, Hr. Heune, als Gaſtwirth, Gefangenwärter u. ſ. w., kommen nicht beſonders in Betracht. — Dieſes ſollen nur Geſichtspunkte und chronologiſche Andeutungen ſeyn; ein Verfolgen einzelner Erſcheinungen liegt wohl nicht im Plane dieſer Blätter. Ueberhaupt pflege ich an der großen Fundgrube für die Schaar der Korreſpondenten, am Theater, möglichſt flüchtig vorüber zu gehen; nicht, weil mich die Kunſt wenig intereſſirte, ſondern weil ich nach einer dauernden Beſchäftigung mit derſelben gefunden habe, daß nichts undankbarer iſt, als das Amt eines Theater-Kritikers und eines Arztes bei rettungsloſen Kranken. Hier muß die Hülfe von andren Inſtrumenten kommen, als von einer ſchwachen Stahlfeder. — Mir bliebe denn zum Schluſſe unſer geſelliges Leben mit einigen Zügen zu konterfeien, und ich kann mich bei dieſem Unternehmen um ſo kürzer faſſen, als dieſe Züge denen andrer Städte, namentlich nordiſcher, leider Gottes! ſehr ähnlich ſehen. Die Kaſſelaner ſind im Grunde eben ſo ungaſtlich, als ungeſellig; eine Menge Familien, welche hier in zahlreichen Zweigen ſich verbreitet haben, leben jede für ſich, in ihrem eigenen Kreiſe, und kümmern ſich um die ſozialen Bedürfniſſe Anderer, ihrem Stamme nicht Angehörigen, gar nicht. Das iſt freilich für ſie ſehr vernünftig, allein zu gleicher Zeit für das geſellige Leben und Treiben der Stadt höchſt verderblich. Die vielen geſchloſſenen Geſellſchaften, in denen ſich hier die verſchiedenen Stände mehr oder weniger gemiſcht begegnen, ſchließen in ihren Formen auch jede willkührliche und freie Regung aus, und verſtocken und verknöchern zum Theile in recht häßlichen und kleinen Vorurtheilen. An Privat-Geſellſchaften aber herrſcht, glaub' ich, in Kaſſel kein beſonderer Ueberfluß, und das dieſen Winter um ſo weniger, als am Hofe ein Stillſtand in den Feſten und Vergnügungen der höchſten Klaſſe eingetreten iſt. Dagegen wird die edle Tanzkunſt beſonders und in beſonderen Zirkeln kultivirt, und ſieht in den Neujahrs-Feſten, Masken-Bällen, die den 24. Januar beginnen werden, und überhaupt in der eigentlichen Winter-Saiſon ihren großen Tagen ſehnſüchtig entgegen. — Und ſomit hätte ich meine erſte Wanderung durch die Kaſſeler Winterwelt glücklich vollendet und mir bliebe nichts übrig, als meinen Leſern für deren gütige Begleitung beſtens zu danken und dem Herrn Redakteur, falls er es für wünſchenswerth halten wird, eine baldige Fortſetzung derſelben zu verheißen. Ich ſchließe meine Zeilen, welche ich im alten Jahr abſende, damit ſie im neuen recht neu am Orte ihrer Beſtimmung anlangen und daſelbſt eine freundliche Aufnahme finden, mit meinem herzlichſten Sylveſter-Gruße.

□ Berlin, Anfang Februar. Ein eben ſo tüchtiger als glaubwürdiger Arzt in einem kleinen preußiſchen Städtchen erzählt folgende in ſeiner Praxis vorgekommene Thatſachen, die als Belege von der Macht des Aberglaubens dienen mögen: „In den letzten Tagen des Jahres 1829 kam eine Frau zu mir, die an einer Reizung der Reſpirationsorgane litt. Ich verordnete ihr Blutegel, eine Mixtur von Salmiak, Brechweinſtein u. ſ. w., und ſetzte ihr den Gebrauch dieſer Mittel ſehr umſtändlich auseinander. Nach einigen Tagen erfuhr ich von einem der hieſigen Prediger Folgendes: Die Frau hatte mich für den Gott ſey bei uns gehalten, weil ich lebendiges, blaues Feuer getrunken, lebendiges, grünes Feuer aus einem Glaſe mit Waſſer genommen (ich trank Thee mit Rum, den ich zuvor über Zucker abbrannte, und zündete, da es Abend war, mittelſt Schwefelſäure und Zündhölzchen Licht an) und deswegen auf mein Reden gar nicht gehört. Das Rezept hatte ſie ſich in die Herzgrube gelegt, darnach tüchtig geſchwitzt, und war am andern Tage von allen Beſchwerden frei geweſen. Dem Prediger eröffnete ſie nun unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, daß ich — kein Menſch ſey. Hierbei bemerke ich, daß das „Vertreiben der Krankheiten an den †" hier eine gewöhnliche Sache iſt, und daß auch meine Rezepte, die man, ſtatt ſie in die Apotheke zu bringen, auf der Bruſt trug, ſchon manchen Menſchen von ſeinem Wechſelfieber geheilt haben. (Auch gut!) — — Einem hieſigen Ehepaare wurden von einem Haufen Gänſe einige geſtohlen, weshalb es ſich an einen „klugen Mann" wandte, um durch deſſen Zauberkünſte zu erfahren, wer der Dieb ſey. Der „kluge Mann" ſagte den Leuten, daß der Dieb binnen einem Jahre ſterben müſſe, daß ſie aber, wenn ſie nicht auch ſterben wollten, von den Gänſen, die der Dieb zurückgelaſſen, nicht eſſen dürften, daß aber er, der „kluge Mann", ſie ohne Schaden zu eſſen verſtehe. Die Fettigkeit der Gänſe machte übrigens, daß ſich die Leute zum Verſchenken derſelben nicht verſtunden, ſondern ſich einredeten, daß es wohl mit den Zauberkünſten des klugen Mannes „dummes Zeug" ſey, und die Gänſe aßen. Bald nachher ſtarb ein Mann unter auffallenden Umſtänden, den das Ehepaar immer für den Dieb gehalten hatte. Nun war es mit dieſen armen Leuten aus; ſie glaubten, ſterben zu müſſen, verloren Appetit und Schlaf, und ſtarben wirklich binnen einigen Monaten an Abzehrung. — — Vor ungefähr 2 Jahren wurden einem, in dem Rufe von Zauberkünſten ſtehenden, und nun verſtorbenen Schmiedemeiſter in einem benachbarten weſtpreußiſchen Dorfe Aepfel geſtohlen. Der Beſtohlene erklärte nun in ſeiner Werkſtatt, daß er bald erfahren würde, wer die Aepfel geſtohlen, indem dieſelben bezaubert geweſen ſeyen, und der Genuß derſelben unausbleiblich den Tod nach ſich ziehe. Nur er verſtehe die Aepfel zu entzaubern und ohne Schaden zu eſſen. Kurze Zeit nachher ſtarb nun wirklich ein Bauer von denen, die die Aepfel geſtohlen und davon gegeſſen hatten. Ob er eine wirkliche Krankheit gehabt, oder aus Angſt geſtorben war, konnte ich nicht erfahren. Sofort legten ſich alle, die von den Aepfeln gegeſſen hatten, zu Bett, erwarteten den Tod und verlangten nur noch das Abendmahl. Es ſtarben auch in kurzer Zeit drei oder vier von dieſen Unglücklichen. Ich erfuhr, als ich zufällig im Dorfe war, von dieſer heilloſen Zaubergeſchichte, und beſuchte einen jungen kräftigen Menſchen von ungefähr 20 Jahren, der auch von den Aepfeln gegeſſen hatte, und deßhalb den Tod erwartete. Von einem Beſſerwerden wollte der Unglückliche nichts wiſſen; dieſer iſt jedoch gerettet worden." — Man ſieht hieraus, daß man nicht Urſache hat, ſich zu wundern, wenn man in Reiſebeſchreibungen findet, daß man Menſchen, die wir „Wilde" nennen, durch Worte und Figuren, die man auf Papier oder andere Dinge malte, getödtet hat; indem man die zahmen Menſchen auf gleiche Weiſe tödten kann.

Die Oberlauſitz'ſche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften beabſichtigt, den Forſchern und Freunden der vaterländiſchen Geſchichte die reichen Quellen derſelben zu eröffnen, und eine Reihenfolge der älteſten, in Archiven und Bibliotheken hier und da zerſtreuten, handſchriftlichen Geſchichtswerke, ſo wie einzelner, ſelten gewordener bereits gedruckter Traktate herauszugeben. — Daß Rellſtab's Drama bis jetzt noch nicht gegeben wurde, daran iſt, wie an ſo vielem andern, die leidige Grippe Schuld, an welcher mehrere der Künſtler, welche Rollen in dem Stücke übernommen haben, darniederliegen, darunter Madame Crelinger. — Dem Direktor des Königſtädter Theaters, Commerzienrath Cerf, (der ſo eben (4. Febr.) als Vater einen harten Verluſt erlitten, indem ſeine Tochter, die Frau Dr. Rudolphi, eine der ſchönſten Frauen Berlins, an den Folgen der Grippe geſtorben iſt), iſt der beſte Hahn, oder vielmehr Henne, aus ſeinem Perſonenkorbe davongeflogen. Mademoiſelle Limbart war entſchieden die anziehendſte aller ſeiner bisherigen Sängerinnen (wenn wir die Sonntag ausnehmen) und die iſt, ihres Engagements uneingedenk, auf- und davongegangen! Es geſchieht ihm ganz recht! warum ahmt man nicht überall das zweckmäßige Verfahren der hannöver'ſchen Intendantur nach. Dieſe kapitaliſirt die Hälfte des Gehalts ihrer Künſtler für die Dauer ihres reſp. Engagements. Das hat den doppelten Vortheil einer Sicherſtellung für die Bühne, wenn die Künſtler etwa Luſt bekommen, ihren Contrakt zu brechen, und den einer Ausſicht auf ein erkleckliches Vermögen für die Künſtler, wenn ſie ihren Engagements treu bleiben.

Gedankenſpäne.

Bei manchem neuen Gedichte, in welchem auf die Verſification ein mühſamer Fleiß gewendet iſt, wird man unwillkührlich an den Ausſpruch eines großen Kritikers erinnert, welcher ausrief: „Gott behüte uns vor einem vollkommenen Gedicht!" — Unrecht hat er nicht gehabt.

Als einſt ein Schüler des Apelles ein Bild der Helena mit vielem Golde ausgeſchmückt hatte, ſagte der Meiſter zu ihm: „Schön haſt Du Deine Helena nicht malen können, mein Sohn, und deswegen haſt Du ſie reich gemalt." — Geht es nicht mit manchem Gedichte ſo, bei welchem der Verfaſſer den Mangel an innerm Gehalte durch allerhand Flitter zu erſetzen ſucht?

Digitized by Google

Die Biene

Bayeriſches Sonntagsblatt.

1837. № 8.

Alberade von Banz.

Frau Alberade herrſchte
Im weiten Banzagau,
Was Itz und Main umfluthet,
War treu der ſchönen Frau.
Es wiegte ſich ein Knäblein
Auf ihrem Mutterſchoos,
Es herzte ſie ein Mädchen
Mit kindlichem Gekoos.
„Wer iſt mir gleich an Ehren,
Und wer mir gleich an Glück?“
Sprach ſtolz die hohe Gräfin,
Berufend ihr Geſchick. —
Es drehte ſeinen Kreiſel
Der Junker auf dem Eis:
Des Maines Spiegeldecke
Gab ihn den Wellen preis.
Und Fräulein Bertha blickte
Zur nahen Burg ſo gern,
Die ſich zum Raubhorſt thürmte
Dem Ratzenberger Herrn.
Sie brach die erſten Veilchen
Im Forſt vor Stegelitz —
Und vor der Mutter Augen
Raubt' ſie der kecke Fritz.
Da riß die Gräfin bebend
Den Handſchuh von der Hand,
Und rief: „Dir ew'ge Fehde,
Du feiger Weiberfant!
Kannſt meinen Arm du höhnen,
Sollſt Du die Zunge flieh'n;
So lang ſie lallt im Munde,
Soll ſie dir Flüche ſprüh'n.“
Sie weihte Banz zum Kloſter
Und ſich zur Nonne ein,
Und ihre Flüche ſollten
Fortan nicht kraftlos ſeyn.
Es war Herrn Friedrichs Töchtern
Der Tugend Glanz verſagt;
Es wurden frechen Raubes
Die Söhne angeklagt.

Franz Schmidt.

Biographiſche Denkmale.

V. Herzog Wilhelm in Bayern. *)

Der edle und geiſtreiche Fürſt, deſſen Andenken hier eine kurze Darſtellung der Hauptmomente ſeines Lebens gewidmet ſeyn ſoll, hatte vor vielen andern Fürſten ſeiner Zeit voraus, daß dieſes über einen langen Zeitraum in ungeſchwächter Geſundheit ſich erſtreckte. Er gehörte zwei Jahrhunderten an. Sein Leben umfaßte beinahe die zweite Hälfte des vorigen und den größten Theil der erſten Hälfte des gegenwärtigen. Und dieſer lange Zeitraum, von welcher Bedeutung, von welchen weltgeſchichtlichen Folgen? — Geboren noch in der Periode, die man die gute alte Zeit nannte, zum Theil erzogen an dem glänzenden Hofe des Kunſt und Wiſſenſchaft liebenden Churfürſten Karl Theodor zu Mannheim, nicht unbekannt mit den Erſcheinungen, welche die Literatur des 18ten Jahrhunderts in den Geiſtern bewirkte, im Beſonderen vertraut mit der Geſchichte ſeines Hauſes und der demſelben angehörigen Staaten, ſah er ſchon frühe die Begebenheiten, welche wiederholt die Exiſtenz der Stammlande ſeines Hauſes bedrohten, ſah die vielen militairiſchen und politiſchen Ereigniſſe, welche nach und nach auf einander folgten, und war Zeuge der auſſerordentlichen Umwälzungen, welche ſich ſpäter ereigneten, ganz Europa in Bewegung ſetzten, und zuletzt auch die Umgeſtaltung der politiſchen Verhältniſſe in Deutſchland ſelbſt herbeiführten. Welche Veränderung in allen Verhältniſſen von der Zeit ſeiner Jugendjahre bis zur letzteren Zeit ſeines Lebens! Welcher Abſtand unter denſelben in beiden Zeitpunkten! — Aber eben die lange inhaltreiche Erfahrung in dieſem großen Wechſel der Zeit hat bei ſeinem Geiſte ihn gelehrt, ſich in dieſelbe zu fügen. Obwohl von manchen Ergebniſſen der ſturmbewegten Zeit ſelbſt unangenehm berührt, behielt er immer beſonnenen Gleichmuth. So hatte er die Stürme alle überlebt, und im Alter noch die tröſtliche Ausſicht erreicht, mit der neuen Ordnung der Dinge auch ein ruhigeres Zeitalter wiederkehren und den Flor ſeines Geſammthauſes und Bayerns erhalten zu ſehen.

Herzog Wilhelm, geboren am 10. Nov. 1752 im Fürſtenhofe zu Gelnhauſen, einer damaligen freien Reichsſtadt, war der jüngere Sohn des Pfalzgrafen Johann, Herzog von Pfalz-Birkenfeld und deſſen Gemahlin Sophie, gebornen Rheingräfin von Salm. Seine Linie, uneigentlich von Gelnhauſen benannt, war die jüngere Birkenfeld'ſche Linie (der jüngſte Zweig des Birkenfeld'ſchen Aſtes vom Pfälziſchen Hauptſtamme) geſtiftet von ſeinem Großvater, Pfalzgraf Johann Carl, Herzog von Birkenfeld. Dieſe Linie hatte kein Land und keinen Familien-Anſitz; ihr ganzer Erbtheil beſtand in einer geringen Apanage, dem ſogenannten Pfalzneuburg'ſchen Deputate zu 6000 fl., welches Johann Carls älterer Bruder, Chriſtian II., von welchem die jetzige königliche Linie abſtammt, mit eigner Beſchränkung auf den kleinen Landestheil, den man das Fürſtenthum Birkenfeld nannte, ihm überlaſſen hatte. Aus Mangel eines ſolchen Anſitzes hatte auch Herzog Johann Carl den obengenannten Fürſtenhof erkauft, wo er ſich häuslich niederließ, und welcher auch von deſſen nächſten Nachkommen noch länger die gemeinſchaftliche Reſidenz verblieb. *)

*) Von dem Verfaſſer der Notizen über die Birkenfeld'ſche Linie des Hauſes Wittelsbach, in Nr. 5. der Biene.

*) Eine genealogiſche Ueberſicht der ganzen Pfalz-Birkenfeld'ſchen Linie wurde bereits in Nr. 5. der Biene mitgetheilt.

Digitized by Google

In dieſem Fürſtenhofe hatte Herzog Wilhelm mit ſeinem ältern Bruder, dem Prinzen Johann Carl, und der Schweſter Louiſe Chriſtiane die Erziehung der erſten Jugendjahre erhalten, welche, da der Vater als churpfälziſcher Generalfeldzeugmeiſter meiſtens in Mannheim anweſend ſeyn mußte, hauptſächlich der Mutter oblag, einer durch vortreffliche Eigenſchaften ausgezeichneten Fürſtin. Da zur höhern und wiſſenſchaftlichen Ausbildung, wie ſie damals ſchon bei Fürſtenſöhnen gewünſcht wurde, die Mittel nicht gehörig ausreichten, und daher der Plan dahin ging, für den jüngern Sohn nach dem Beſuche einer Univerſität, ſobald als möglich eine Kompagnie in dem zu einer guten Verſorgung damals für vorzüglich geeignet gehaltenen holländiſchen Militairdienſte zu erhalten, ſo war es wohl ein günſtiger Umſtand für den jüngern Prinzen, daß er vorher noch an dem Hofe zu Mannheim eingeführt wurde, nachdem ihm eben zu dieſer Zeit der Churfürſt den Orden des hl. Hubertus verliehen hatte. Karl Theodor gewann den Prinzen Wilhelm bald lieb, und zeigte ſich äußerſt wohlwollend gegen ihn, und da wahrſcheinlich auch der Vater, Pfalzgraf Johann, von dem vielverſprechenden Sohne Sich ſobald nicht trennen wollte, ſo behielt er ihn bei ſich in Mannheim, und hielt ihm dort Lehrer in den Wiſſenſchaften, Sprachen und den erforderlichen gymnaſtiſchen Uebungen, während der Prinz zugleich täglich in der Geſellſchaft und unter den Augen des Churfürſten ſich befand. Hatte hier auch für das jugendliche Gemüth die Anſicht und der Genuß ihm ganz neuer Vergnügungen an einem glänzenden Hofe viel Anziehendes, ſo wirkte auf der andern Seite doch der Umgang mit den vielen gebildeten Weltmännern, die ſich in der Umgebung des Churfürſten befanden, und die Aufmerkſamkeit auf die belehrenden Geſpräche des gelehrten, und ſeiner Wißbegierde freundlich begegnenden Karl Theodor vortheilhaft auf ihn, und der verſtändige junge Prinz kam bald zur Erkenntniß deſſen, was in dem Berufe ſeines Standes lag. Von da an, wo Dankbarkeit ſich in ihm mit der ſchon tief gefühlten Verehrung für den Churfürſten verband, war Carl Theodor ſein Hort. In dieſer Zeit war es, wo der Antrag deſſelben, die römiſch-katholiſche Religionslehre kennen zu lernen, an den 17jährigen Prinzen geſchah, woraus nachher ſein Uebertritt in dieſe Kirche erfolgte. Nun änderte ſich auch der frühere Plan der Verſorgung in holländiſchen Kriegsdienſten; dieſe wurden mit den churpfälziſchen vertauſcht, und Prinz Wilhelm erhielt vorläufig neben einer mäßigen Jahresrente einen Beitrag an Naturalien zur Deckung der nöthigſten Bedürfniſſe. Unterdeſſen machte ihn die zunehmende Welterfahrung immer mehr aufmerkſam auf ſeine Verhältniſſe, und es erwachte in ihm der ſtille Wunſch, ſich ein ſolides und wo möglich mehr unabhängiges Etabliſſement für die Zukunft vorzubereiten, auch wünſchte er, einmal einen weiteren Blick in die Welt thun zu können. Als ihm bald hernach durch einen Dritten der Vorſchlag, eine reiche ebenbürtige Parthie im Oeſterreichiſchen Staate für ihn einzuleiten, zukam, wollte er wenigſtens die Gelegenheit benützen, ſeine erſte Reiſe nach Wien zu machen. Wenn auch in Anſehung jenes Projektes die näheren Ergebniſſe der Idee des Prinzen nicht entſprachen, und ſolches daher aufgegeben wurde, ſo war doch ſein Aufenthalt in Wien nicht ohne Intereſſe für ihn geweſen. Er hatte den dortigen Hof, die damaligen Staatsmänner, und die Kaiſerin Maria Thereſia, die ihn freundlich aufnahm, kennen gelernt.

Die Rückkunft des Prinzen nach Mannheim führte ihn wieder zum Hofleben und zum Garniſonsdienſt daſelbſt. Dem jungen, ſich immer kräftiger ausbildenden Geiſte erſchien aber bald dieſe Lebensweiſe als einförmig und zwecklos. Er ſehnte ſich nach einer Bahn, in welcher rühmliche Thätigkeit auch rühmliche Auszeichnung gewähren konnte: nur fehlten aber die Mittel. In dieſem Drange des Gefühles fiel der Prinz auf die Idee, Sein Glück in Portugal zu verſuchen. Ein deutſcher Feldherr, der Graf von Lippe-Bückeburg wegen ſeines im ſiebenjährigen Kriege erworbenen Ruhmes von dem berühmten Staatsminiſter Marquis von Pombal in jenes Reich berufen, hatte dort der Oberbefehl über die portugieſiſche Armee, und die Aufgabe, die durchgreifende Reform derſelben auszuführen, übernommen. Dies zog damals viele deutſche Offiziere von Auszeichnung in den portugieſiſchen Militairdienſt, wo ihnen vortheilhafte Anſtellung ward, was auch lange nachher noch der Fall war. So war ſpäter noch, der durch die Belagerung von Thionville im erſten franzöſiſchen Revolutionskrieg bekannte Prinz Chriſtian von Waldeck dort gleich als Feldmarſchall eingetreten. Dorthin hatte nun auch Prinz Wilhelm ſeinen Sinn gewendet. Er ſchrieb unmittelbar an den kommandirenden Feldmarſchall Grafen von der Lippe, und die Antwort fiel auch erwünſcht aus. Doch ehe noch die Sache zur Reife gebracht war, trat der Todesfall des Königs von Portugal, ſo wie auch jener des Feldmarſchalls, und in Folge des erſteren die bekannte Regierungs-Veränderung ein, wodurch Alles wieder eine andere Geſtalt erhielt, und das Vorhaben des Prinzen unausgeführt blieb.

Hatte das Jahr 1777 bald nach deſſen Beginn die Idee des Prinzen nach Portugal vereitelt, ſo führte das Ende deſſelben noch ein Ereigniß herbei, welches dem churpfälziſchen Geſammthauſe eine neue Aera, und ihm ſelbſt endlich ein großes Feld eröffnete, wo er ſeine Einſicht und Thätigkeit durch Handlungen zeigen konnte.

Am 30. Dezember deſſelben Jahres war mit dem Ableben des letzten Churfürſten von Bayern, Maximilian Joſeph III. die Bayeriſch-Ludwigiſche, oder nach einer ſpäteren Benennung, Wilhelmiſche Linie des Wittelsbachiſchen Hauſes erloſchen, die bayeriſchen Stammlande fielen an die pfälziſch-Rudolphiſche Linie, und nach einer mehr als 400jährigen Trennung wurden Bayern und die Rheinpfalz wieder vereinigt. Kurfürſt Carl Theodor nahm unverweilt Beſitz von jenem, und zog ſchon am 2. Januar des neuen Jahres in München ein. Indeſſen hatte auch der öſterreichiſche Hof nicht geſäumt, ſeine bekannten Anſprüche auf Niederbayern zu machen, und ſolche durch das Einrücken einer Armee zu unterſtützen.*)

Der Ruhe liebende und jenem Hofe ergebene Carl Theodor glaubte durch die bekannte Wiener Convention einen Krieg abzuwenden; allein Herzog Carl von Zweibrücken, als nächſter

*) Oeſterreich gründete damals bekanntlich ſeine Anſprüche auf einen Belehnungsbrief, welchen Kaiſer Sigmund ſeinem Eidam, dem Herzog Albrecht von Oeſterreich im Jahre 1426 über Niederbayern beim Abgang der dortigen herzoglichen Linie ertheilt hatte. Dieß war ein ſchwacher Titel; denn der Brief enthielt blos die bei Prozeſſen gewöhnliche Belehnung zum Recht, ſofern man nämlich — eines habe, er konnte aber an und für ſich kein Recht begründen. Indeſſen erinnerte ſich ein alter Archivsoffiziant zu München, vor etwa 30 Jahren eine pergamentene Verzichtsurkunde deſſelben Herzog Albrecht in Urſchrift vom J. 1429 geſehen zu haben. Man ſuchte nach, fand ſie aber nicht. Dagegen kam die Senkenbergiſche Abſchrift zum Vorſchein. Oeſterreich beſtritt dieſe Verzichtsurkunde, und verwarf ſie als unächt. Die Anderen vertheidigten ihre Aechtheit. Es war ein intereſſanter, und zugleich ſehr wichtiger diplomatiſcher Streit. Schmidt in der Geſchichte der Deutſchen, wo er im XV. Jahrhundert auf dieſen Gegenſtand kömmt, hilft ſich damit: „es gezieme einem Privatgeſchichtſchreiber noch nicht, von jener Urkunde Gebrauch zu machen.“ Nicht ſo beſcheiden urtheilte in neuerer Zeit ein bayeriſcher Archivs-Vorſtand hierüber, welcher die öſterreichiſchen Gegenreden hervor hob, ohne der Gründe dafür zu erwähnen. H. v. Lang's Geſchichte des bayeriſchen Herzogs Ludwig des Bärtigen zu Ingolſtadt. Seite 148.

Digitized by Google

Agnat, und präſumtiver Nachfolger des kinderloſen Churfürſten proteſtirte gegen jene Anſprüche, und die allzunachtheilige Convention, und der große König Friedrich II. von Preußen unterſtützte dieſe Proteſtation ebenfalls durch eine Armee, welche in Böhmen einrückte.

Dieſe Begebenheiten nahmen die ganze Aufmerkſamkeit der nachgebornen Linie des Hauſes in Anſpruch. Dem damals 25jährigen Prinzen Wilhelm entging nicht, daß zunächſt dem Intereſſe, die Zertrümmerung Bayerns abzuwenden, dieß der Zeitpunkt ſey, auch ſeiner Linie eine beſſere und bedeutendere Exiſtenz zu gründen. Als der Jüngſte machte er ſeinem 80jährigen Vater Pfalzgraf Johann, und ſeinem entfernten Bruder Johann Carl den Antrag, in ihrem Namen und anſtatt ihrer aufzutreten und zu handeln, ſo oft die Ergebniſſe in Hausangelegenheiten es nöthig machen würden, und dieſe ertheilten ihm auch gerne die erforderliche Vollmacht hiezu. In Anſehung der Hauptfrage, die ſich nun verhandeln mußte, konnte ihm nicht zweifelhaft erſcheinen, für welches der beiden entgegenſtehenden Syſteme, welche einerſeits der Churfürſt und andererſeits der Herzog von Zweibrücken befolgten, er ſich erklären ſollte. Er ergriff jenes, für welches das Intereſſe der Agnaten, und die allgemeine Beſtürzung Bayerns laut ſich ausſprach. Seine entſchloſſene Zuſtimmung führte ein engeres und in der Folge entſcheidendes Benehmen des Zweibrückiſchen Miniſters v. Hofenfels mit Ihm herbei, eines Mannes, der in den kritiſchen Momenten der erfolgten Verhandlungen einen altrömiſchen Charakter entwickelte.*) Es kam Alles darauf an, daß das Zweibrückiſche Haus unerſchütterliche Feſtigkeit zeigte; denn ohne dieſe hätte es dem König von Preußen an eigentlichem Grunde ermangelt, ſich mit Gewalt der Waffen des verlaſſenen Landes und Hauſes anzunehmen. Für die Aufrechthaltung jener Standhaftigkeit bot Freiherr v. Hofenfels Alles auf, wozu eben ſo feſt und kräftig die Herzogin Maria Anna, Wittwe des Herzogs Clemens von Bayern, eine Frau von hohem Geiſte, Muth und Vaterlandsliebe, mitwirkte. Unter den Auſpizien des Zweybrückiſchen Miniſteriums kam Prinz Wilhelm in gutes Verhältniß mit jenem zu Berlin, auch in direkten Briefwechſel nicht nur mit den Kabinets-Miniſtern von Finkenſtein und von Herzberg, ſondern auch mit dem König ſelbſt. Alles berechtigte ihn zu den beſten Erwartungen. Indeß konnte er ſich bei ſeiner bisherigen, wenn auch noch ſo eifrigen Mitwirkung nicht ganz beruhigen. Es war ihm unerträglich, an dem offenen Kampfe für die Erhaltung ſeines Hauſes und der Stammlande desſelben nicht perſönlich Antheil nehmen zu können. In Ermanglung eines Beſſeren hatte der Prinz den Entſchluß gefaßt, einſtweilen als Freiwilliger ſich zur preußiſchen Armee zu begeben, und war ſchon auf dem Wege dieſes auszuführen, als die dringenden Vorſtellungen ſeines 80jährigen Vaters, und ſelbſt ſeiner Freunde ihn noch von dieſem Schritte zurückhielten. Zudem zeigte ſich damals ſchon, daß es in dieſem Kriege zu keiner Schlacht kommen, ſondern derſelbe in Unterhandlungen übergehen würde. Dieſe wurden unter Vermittlung von Rußland und Frankreich im März 1779 zu Teſchen eröffnet, und ſchon im Monat May erfolgte daſelbſt der Friedensſchluß, durch welchen endlich die Integrität Bayerns, unter Abtretung des Innviertels an Oeſterreich, gerettet, und der ruhige Beſitz der pfalzbayeriſchen Geſammtſtaaten für das Wittelsbachiſche Haus unter der Garantie der europäiſchen Mächte feſtgeſtellt wurde. Im Beſonderen ward in dem Art. VIII. des Teſchener-Friedens-Inſtruments die Birkenfeldiſche Linie namentlich mit aufgeführt, und derſelben alle aus den Traktaten

*) Der höchſtſelige Herzog ſprach noch im hohen Alter von dieſem Miniſter nicht anders, als mit dem Ausdruck der höchſten Achtung.

und Hausverträgen hervorgehenden Rechte für alle Zukunft geſichert. Wenn auch die Mitglieder dieſer Linie während des ganzen Streites bei den ſtattgehabten Verhandlungen und Konventionen nicht ſelbſt öffentlich auftraten, ſo zeigte doch das Reſultat in Beziehung auf ſie, daß ſie einen ſehr guten Vertreter bei demſelben hatten*). Dieſe erſten günſtigen Erfolge der unermüdeten Beſtrebungen des Pfalzgrafen Wilhelm für das Beſte ſeiner Linie waren allerdings belohnend für ihn, und er konnte ſich bei der nun ſtaatsrechtlich gegründeten Stellung derſelben auch für die Zukunft um ſo mehr beruhiget fühlen, als ihm die Ausſicht blieb, daß bei dem einſtigen Abgange der Sulzbacher Linie, welche nur noch auf einem Haupte beruhte, noch eine weitere Verbeſſerung für die ſeinige eintreten würde.

(Fortſetzung folgt.)

Aus dem Tagebuch einer Reiſe nach Algier im Sommer 1836.

(Fortſetzung.)

(Theegeſellſchaft beim ſchwediſchen Conſul. Kontraſt einer Nordländerin und einer Südländerin. Chamäleon. Streit mit einem engliſchen Doktor aus Patriotismus. Liebenswürdigkeit der Prinzen von Sachſen-Coburg-Gotha. Seltener Eifer im Tanzen bei 32 Grad Reaumur. Angeregte Eitelkeit.)

Während unſeres Aufenthalts in Algier wohnten wir einer ſehr heiteren Abendgeſellſchaft beim ſchwediſchen Conſul, Herrn Schulze bei. Wir waren zum Thee eingeladen, und verfügten uns daher um 7 Uhr in deſſen Behauſung, wo wir den Herrn und die Dame des Hauſes nebſt ihren Schweſtern ſchon vereinigt fanden. Bald darauf erſchien auch Herr Baecuet mit ſeiner jungen Frau und Schweſter, einer jungen liebenswürdigen Marſeillerin. Das glänzend ſchwarze Haar, die etwas dunkle Geſichtsfarbe und die großen feurigen, ſchwarzen Augen ließen in ihr auf den erſten Blick die Südländerin errathen, und bildeten einen eigenen Contraſt mit der jezt eintretenden Schwedin, welche, als eine ächte Nordländerin, ſich durch blendend weiße Haut, ſchönes Colorit ihrer Wangen, hellblondes Haar und blauſanftes Augenpaar auszeichnete. Mehrere Herrn vom Civil und Militair mit ihren Frauen und Töchtern fanden ſich nach und nach ein, und bildeten den übrigen Theil der Geſellſchaft. Obgleich wir zum Thee eingeladen waren, ſo gab doch dieſes Getränke nur den Namen für die Zeit und Geſtaltung des geſelligen Vereins her; Thee wurde nämlich gar nicht ſervirt, ſondern Zuckerwaſſer mit Orangenblütheneſſenz, oder Waſſer mit rothem Wein, Rum und Zucker vermiſcht. Die Zweckmäßigkeit dieſer Sitte war mir bei einer Wärme von 32 Grad Reaumur, dem heutigen Thermometerſtand, vollkommen einleuchtend.

Die Unterhaltung wurde bald lebhaft; in verſchiedenen Theilen des einer länglichen Gallerie ähnlichen Zimmers bildeten ſich Gruppen, und vertrieben ſich die Zeit unter Scherzen und Lachen. Eine Zeitlang zog die Aufmerkſamkeit, beſonders der Damen, ein lebendes Exemplar eines Chamäleons auf ſich, welches Herr Schnell von unſerer letzten Reiſe nach Buffarik mitgebracht, und Madame Schulze zum Geſchenk gemacht hatte. An Größe unſern grünen Garteneidechſen gleich, gewährt dieſes Thierchen einen nichts weniger als angenehmen Anblick. Seine graue runzelige Haut, ſeine hervorſtehenden Augen, die ſich beſtändig nach allen Seiten bewegen, und zwar ſonderbarer Weiſe jedes

*) Der Publiciſt aller Publiciſten jener Zeit J. J. Möſer ſagt bei dieſer Gelegenheit in ſeinem Werke über den Teſchner Friedensſchluß: „Wer ſich nun Ihrer (der Pfalzgrafen von Birkenfeld) bei den Friedenstraktaten angenommen habe, iſt noch zur Zeit unbekannt.“

Digitized by Google

für ſich unabhängig von dem andern, die unbeſchreibliche Langſamkeit in ſeinen Bewegungen (ich möchte es das Faulthier der Amphibien nennen) alles dieſes giebt dem Thier ein gräuliches geſpenſterhaftiges Anſehen. Höchſt merkwürdig bleibt aber deſſen Eigenſchaft, die Hautfarbe zu wechſeln, eine Erſcheinung, von welcher ich jezt ſelbſt Augenzeuge wurde. Um dieſen Farbenwechſel herbeizuführen, wird das Chamäleon auf eine Fläche oder einen Gegenſtand geſezt, der die gewünſchte Farbe an ſich trägt; ſezt man es zum Beiſpiel auf ein gelbes Tuch, ſo wird es eine gelbliche, auf ein blaues Tuch, eine blaue Farbe annehmen. Bringt man hierauf das Thierchen wieder auf die grünen Blätter irgend einer Pflanze, ſo erſcheint es grün u. ſ. f. So wie es bedächtig und langſam in allem iſt, was es vornimmt, ſo geht auch dieſe Farbenveränderung nur langſam, ohngefähr von zehn zu zehn Minuten, vor ſich.

Bald machten die harmoniſchen Töne eines Wiener Flügels allen ferneren naturhiſtoriſchen Betrachtungen ein Ende. Es wurden mehrere Muſikſtücke zum Theil mit, zum Theil ohne Geſang ausgeführt. Auch ich wurde genöthigt, mein Schärflein zur Unterhaltung beizutragen, und einige deutſche Lieder in Begleitung des Inſtruments mit v. W. vorzutragen.

Mehrere junge Damen, beſonders aber die beiden unverheiratheten Schweſtern der Madame Schulze, entzückten uns durch das Metall ihrer Stimme, und verriethen durch ihren Vortrag viel Schule.

Der Vater dieſer jungen Damen, ein engliſcher Arzt, welcher ſeit längerer Zeit hier anſäßig iſt, und die Aufſicht über das hieſige ſtädtiſche Hoſpital leitet, ließ ſich mit mir in ein Geſpräch ein, deſſen lebhafte Erörterung bald die Aufmerkſamkeit des größeren Theils der Geſellſchaft auf ſich zog. Er ſuchte mir nämlich zu beweiſen, daß, wenn, wie allgemein verſichert werde, die Vermählung zwiſchen einem der Sachſen-Koburgiſchen Prinzen und der Prinzeſſin Victoria, der Thronerbin von England, zu Stande käme, der Prinz ein außerordentliches Glück mache. Dieſe Verbindung ſey eine Ehre, nach der die Prinzen der vornehmſten Regentenhäuſer geizen müßten, und welcher, wie er hoffe, die Perſönlichkeit unſerer Prinzen entſprechen werde. Der etwas großprahleriſche Ton, mit welchem dieſe Worte gleichſam herausfordernd an mich gerichtet wurden, mußten mir, als einem Diener des Hauſes Koburg-Gotha, beſonders empfindlich werden, und veranlaßten mich, meine Anſicht über dieſen Gegenſtand eben ſo freimüthig, als nachdrücklich zu äußern.

Ich wollte gar nicht in Abrede ſtellen, erwiederte ich dem Herrn Doktor, daß der engliſche Thron mit Recht als einer der größten Europas, in mancher Beziehung vielleicht als der Erſte in der Welt angeſehen werde, und daß der Gemahl der künftigen Königin von England, beſitze er ihre Liebe und ihr Vertrauen, gewiß dieſen Thron mit ihr theilen, und dann einen entſcheidenden Einfluß auf den Gang der Weltbegebenheiten ausüben werde, in ſo fern alſo eine höchſt bedeutende Stellung einzunehmen berufen ſey. In dieſer Beziehung könne wohl die beſprochene Vermählung für manchen Prinzen, dem in ſeinem Vaterlande der Glücksſtern weniger anlächle, als das Ziel ſehnlicher Wünſche angeſehen werden. Ganz anders aber geſtalte ſich die Sache in Bezug auf unſere Prinzen. Beide, aus einem der älteſten und angeſehenſten Regentenhäuſer Europas entſproſſen, und durch die glänzendſten Verbindungen ihres Hauſes ſchon mit den erſten Thronen verwandt, bedürften einer ſolchen Vermählung nicht, um dereinſt eine hohe und ehrenvolle Stellung einzunehmen. Der eine von ihnen ſey der Erbe zweier ſouverainen Herzogthümer, deren Bewohner mit Liebe und Treue ihren angeſtammten Fürſten zugethan ſeyen, und durch ihre geiſtige Bildung den Ruhm ihres Landes weit über die Grenzen Deutſchlands hinaus verbreitet hätten; beide befänden ſich ſchon gegenwärtig in einer höchſt glücklichen Lage, das Vermögen, welches ſie dereinſt zu gewarten hätten, ließe ſie faſt jeden ihrer Wünſche befriedigen, und es eröffneten ſich ihnen die glänzendſten Ausſichten für die Zukunft. Was übrigens ihre Perſönlichkeit betreffe, ſo ſeyen ſie geiſtig wie körperlich von der Natur trefflich ausgeſtattet, und der ſorgſamen Erziehung des Vaters entſpreche die ſeltene Ausbildung der Söhne. Dieſe Vorzüge würden noch erhöht durch den lebendigen Sinn für Sittlichkeit und Recht, zu deſſen Belebung und Befeſtigung beſonders die ſtrenge Moralität ihrer ehrwürdigen Großmutter, der Herzogin von Sachſen-Gotha und Altenburg, beigetragen habe, welche bei der Erziehung ihrer Enkel nicht ohne erſprießlichen Einfluß geweſen ſey. Dies ſey meine innigſte Ueberzeugung, und ich ſey zufällig im Stande, hierüber die beſten Aufſchlüſſe zu geben, da mir im verfloſſenen Frühjahre der ehrenvolle Auftrag zu Theil geworden, die Prinzen als Kammerherr an den großherzoglich Mecklenburgiſchen*) und dann an den königlichen preußiſchen Hof zu begleiten. Sowohl in Ludwigsluſt, als in Berlin, habe ihre angenehme Perſönlichkeit, ihr beſcheidenes Benehmen und ihre gediegene Bildung den ungetheilten Beifall der höchſten Herrſchaften ſich erworben, und die Herzen der angeſehenſten Staatsdiener und Militärbeamten gewonnen. Demnach könne man nur der Prinzeſſin Victoria und dem engliſchen Volke zu einer ſolchen Wahl Glück wünſchen.

Mein Freund, v. A., der an dieſer Unterhaltung Antheil nahm, ſtimmte mir vollkommen bei; ja, was mir zur wahren Freude gereichte, war, daß er, ein Hannoveraner von Geburt, hinzuſezte, die Engländer genößen ſchon jezt die Ehre, daß ihr Thron durch eine deutſche Regentenfamilie beſezt ſey, und unter der Herrſchaft derſelben wäre England zu der ſtaunenswerthen Höhe ſeiner jetzigen Macht gelangt.

Nachdem ich ſo die Rechte meines Fürſtenhauſes im fremden Erdtheile gewahrt, und mit ſiegreichem Erfolg erkämpft hatte — denn der Doktor, welcher ſich freute, ſo viel Gutes von der Perſönlichkeit der Prinzen zu hören, ließ meinen überzeugenden Gründen Gerechtigkeit widerfahren, und die übrigen Anweſenden gaben über meine Deduction ihren Beifall zu erkennen — wurde die Stimmung der Geſellſchaft recht fröhlich. Troz der furchtbaren Hitze, die in dem Zimmer durch die Menge der anweſenden Perſonen noch in einem hohen Grade geſteigert wurde, begann man zu tanzen. Nach einer Françaiſe, die ich mit der Obriſtin S....., Schweſter der Madame Schulze, tanzte, folgten noch mehrere Walzer. Ich nahm faſt an allen Tänzen Theil, und entwickelte das Talent eines behenden Tänzers, deſſen ich mir in Europa nicht ſo bewußt geworden war, hier, vielleicht in Folge meiner Freude über die Niederlage des Doktors, ſo glücklich, daß mir von den ſchönen Damen mancher Lobſpruch zu Theil wurde, und ich nur bedauerte, daß ich die Anzahl meiner Lebensjahre nicht auf die Hälfte reduciren konnte.

Noch mancher Scherz beluſtigte die Geſellſchaft, und wir trennten uns erſt gegen Mitternacht. Der heutige Abend war einer der vergnügteſten, welche ich in Algier zugebracht habe,

*) Die Prinzen von Sachſen-Koburg-Gotha reiſten damals nach Mecklenburg, um ihrem Urgroßvater, dem damals noch lebenden Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, königl. Hoheit, zu der Feier des in den Annalen der Regentengeſchichte ſo ſeltenen fünfzigjährigen Regierungsjubiläums (den 24. April 1835) perſönlich ihre Glückwünſche darzubringen. Von da begaben ſie ſich nach Berlin, Dresden und Wien, wo Se. Durchlaucht der regierende Herzog von Sachſen-Koburg-Gotha, mein gnädigſter Herr, die Prinzen den höchſten Herrſchaften vorſtellte, und die Genugthuung hatte, daß die Liebenswürdigkeit ſeiner Söhne überall gleiche Anerkennung fand.

Digitized by Google

und noch heute, da ich die Erinnerung an den Genuß durch das Niederſchreiben meiner Empfindungen auffriſche, wird mein Herz mit Dank gegen Herrn Schulze und deſſen Gemahlin erfüllt, deren Güte ich denſelben verdankte.

(Samum. Aufſteigendes Gewitter. Schöne Brunnen in Algier. Ihr Waſſer iſt nicht erquickend. Schauderhafte Mordgeſchichte. Tänzer aus Alicante. Bolero. Fandango. Cachucha.)

Zu den großen Unannehmlichkeiten von Algier, die man erlebt haben muß, um davon urtheilen zu können, gehört der Samum. Man hat keinen Begriff, wie drückend die Luft wird; die Menſchen ſind bis zur Ermattung müde; man möchte kein Glied rühren; man möchte aber auch nicht einmal den Geiſt durch Denken anſtrengen. Gewöhnlich wird der Samum durch gewiſſe Vorboten angezeigt, oft aber kömmt er ganz plötzlich. Dann hat der Europäer nichts eiliger zu thun, als eine Wohnung zu gewinnen, oder kann er ſolche nicht erreichen, nach der entgegengeſetzten Seite hin, ſich auf das Geſicht zu werfen, und das Einathmen durch den Mund möglichſt zu vermeiden. Den Soldaten iſt es geradezu geboten, ein ſolches Manövre zu machen. Die Eingebornen ſind bei weitem nicht ſo empfindlich, und ſetzen, ſelbſt wenn der Samum weht, ihre Geſchäfte fort. Ich habe immer daran gedacht, daß es höchſt gefährlich ſeyn würde, wenn die Beduinen einen ſolchen Zeitpunkt zur Ueberrumpelung der Stadt benutzen wollten. Die Franzoſen würden augenblicklich nur einen geringen Widerſtand entgegen ſetzen können.

Da ich mich zeither der Sonnenhitze immer ausgeſetzt hatte, und mich deßhalb für etwas abgehärtet hielt, ging ich eines Morgens, da der Samum wehte, ungeachtet aller Warnung aus, um einige Sachen zu kaufen; aber ich mußte ſehr bald mein Hotel wieder aufſuchen und der Ruhe pflegen.

Die große Schwüle des Tags hatte ſtarke Gewitterwolken am Himmel zuſammengezogen, und ich ging ſpäterhin in Begleitung meiner Reiſegefährten noch einmal aus, um das ſich entladende Gewitter vom Hafen aus beobachten zu können. Es erhob ſich ein furchtbarer Wirbelwind, der ungeheure Staubwolken in allen Straßen auf wehte und die ganze Stadt in Finſterniß einhüllte. Man erinnere ſich dabei, daß Algier nicht gepflaſtert iſt, und bedenke, daß der Lehmboden durch die Hitze der Jahreszeit und die Fußtritte der vielen Menſchen und Laſtthiere feſt in Staub und Pulver verwandelt war. Leider erreichten wir den Zweck unſeres Ganges nach dem Hafen nicht. Das Gewitter ſchien ſich in den Bergen auszutoben; nur von Ferne hörten wir das Rollen des Donners. Einzelne Regentropfen fielen herab, ein Ereigniß, welches in Algier in dieſen Monaten für eine Seltenheit gilt.

Meine Kehle war von dem Staube ganz ausgetrocknet, und ich dachte mich an einem friſchen Trunk aus einem von den vielen Brunen zu laben, die in allen Straßen aus den Mauern der Häuſer herausſpringen, und recht ſchön verziert ſind. Sie laufen meiſtens in ein Baſſin, welches mit marmornen Platten eingeſchloſſen iſt. Aber dem Durſtigen wurde die gehoffte Erquickung nicht zu Theil. Faſt lauwarm läuft der Waſſerſtrahl heraus. Sehnſüchtig dachte ich an mein geliebtes Vaterland, wo die friſche Quelle, ſelbſt bei drückender Hitze, dem müden Wanderer neue Kraft gibt. Ueberhaupt habe ich die Erfahrung gemacht, daß man nur auf Reiſen gehen muß, um die Vorzüge des Vaterlands recht dankbar zu erkennen. Wie glücklich iſt man doch in Deutſchland, wo die Sicherheit der Perſon und des Eigenthums ſo wenig gefährdet iſt! Dieſes Gefühl wurde recht lebendig in mir, als man mir heute eine ſchauderhafte Mordgeſchichte erzählte, die geſtern eine halbe Stunde von hier beim Lager Muſtapha vorgefallen iſt. Die Umſtände werden ſo angegeben.

Ein Offizier der Chaſſeurs d'Afrique, B.....m, iſt leidenſchaftlich verliebt, hat aber den Argwohn, daß er die Liebe nicht ungetheilt genieße. Er findet den angeblichen Buhlen, und ſtößt ihm einen Dolch durch den Kopf. Die Mutter des Mädchens hört den Lärmen, kömmt herbei geſprungen, und wird durch einem Hieb mit der Axt an der Thürſchwelle niedergeſtreckt. Hierauf erſcheint die Geliebte; der Mörder, ſey es nur dadurch ſein eigenes Leben zu retten, oder auch daß er Rache nehmen wollte, durchbohrt ſie ebenfalls mit einem Dolchſtich, ſo, daß ſie entſeelt zu ſeinen Füßen niederſtürzt. Noch hat das Morden kein Ende. Eine jüngere Schweſter, mit einem zweijährigen Kinde auf dem Arm, ſieht die That, — ruft um Hülfe und will zum Fenſter hinausſpringen. Doch zu ſpät; mit der Axt wird ihr das Rückrad durchgehauen, und dann noch der Hals abgeſchnitten. Nun wimmert das Kind und ſchreit; der Mörder nimmt es bei den Beinen, und zerſchmettert den Kopf auf der ſteinernen Mauer. Eine etwa dreißig Schritte von dem Orte der Gräulthaten entfernte Schildwache hört das Rufen und macht bei dem Lieutenant der Wache Meldung; aber die Soldaten behaupten, nur Schackale hätten ſich hören laſſen, und ſo unterbleibt die augenblickliche Conſtatirung der Thatſache. Nach einigen Stunden gewahrt man das Vorgefallene. Daß nicht Raubſucht die Veranlaſſung gegeben, wie man anfänglich glaubte, indem man die Beduinen, wie gewöhnlich in ſolchen Fällen, als die Thäter bezeichnete, erkannte man bald daraus, daß nichts entwendet war; nur die Liebesbriefe waren aus dem Koffer geriſſen und verbrannt. Der Verdacht fällt auf den erwähnten Offizier. Dieſer kömmt heute Morgen in die Nähe des Orts geritten, und erkundigt ſich nach dem Befinden der Familie, mit dem Zuſatz, er hoffe, daß es allen wohlginge. Als ihn hierauf einer der nach jener Wohnung beorderten Gensdarmen von der Mordthat unterrichtet, bemühte er ſich angelegentlich, dieſem die Sache auszureden, und macht ſich dabei ſo verdächtig, daß er alsbald feſtgenommen wird. Kurz vor meiner Abreiſe ſah ich ihn im Gefängniß. Es war ein großer, ſchöner, junger Mann, aber ſein Auge war unſtet und auf die Erde geheftet; den Blick eines Andern konnte er nicht ertragen. Noch iſt die Unterſuchung nicht beendigt; möchte ihr Ergebniß ſeyn, daß ein Chriſt dieſer That unfähig war.

Den ganzen Tag konnten wir die blutigen Bilder des entſetzlichen Mordes nicht aus unſerer Seele verdrängen. Es war uns daher recht lieb, als ein Freund uns gegen Abend abholte, um eine Zerſtreuung zu ſuchen. Wir gingen in einen öffentlichen Garten vor dem Thore Babaluet, wo ein Tänzer aus Alicante mit einer Schweſter von 11 Jahren, beide im Nationalcoſtüm, ſpaniſche Tanze aufführten, mit einer außerordentlichen Vollkommenheit und unbeſchreiblichen Grazie. Wir ſahen den Bolero, den Fandango und die Cachucha. Alle dieſe Tänze werden unter beſtändiger Begleitung der Caſtagnetten getanzt. Vor allem entzückte uns die Cachucha. Sie beginnt im ſchnellen Tempo, und durchläuft unter den verſchiedenſten Pantominen und Stellungen, bei denen der ganze Körper in ſteter Bewegung iſt, alle Grade von der zierlichſten Schüchternheit bis zum äußerſten Taumel ſinnlicher Luſt: es iſt die entfeſſelte Leidenſchaft der Liebe mit der höchſten Grazie verbunden, die ſich in dieſem Tanze ausſprach. Eine ſolche Zierlichkeit in den Stellungen, wie ich ſie an dem Andaluſier und ſeiner Schweſter beobachtete, und eine ſolche faſt unglaubliche Schnelligkeit im Uebergang von einer Bewegung zur andern hatte ich noch nie geſehen; die Künſte unſerer Ballettänzer und Tänzerinnen in Paris, Brüſſel, Wien und Berlin, die ich früher zu bewundern

Digitized by Google

Gelegenheit hatte, traten dagegen nach meinem Dafürhalten in den Hintergrund. Unwillkührlich dachte ich bei dieſem Genuß an meine Landsleute; auch ihnen wünſchte ich dieſes Vergnügen zu verſchaffen. Ich rieth dem Spanier mit ſeiner Schweſter auch in Deutſchland aufzutreten, und bemerkte ihm, daß Geld und Beifall ihm im reichlichen Maße zu Theil werde würden. Er ſchien auch Luſt dazu zu haben. Hier wurde ſeine Kunſtfertigkeit wenigſtens nicht, wie ſie es verdiente, belohnt; was wohl ſeinen Grund darin haben mochte, daß man in Algier an die ſpaniſchen Tänze, wenn gleich ſie nicht ſo kunſtmäßig aufgeführt werden, ſchon mehr gewöhnt iſt; vielleicht war auch das Eintrittsgeld etwas zu hoch geſtellt.

Auf uns hatte das ſehenswerthe Schauſpiel den gewünſchten Eindruck. Die widrigen Bilder, welche heute Morgen unſere Phantaſie beſchäftigten, waren freundlicheren gewichen. Die Cachucha hatte uns ſo wunderbar ergriffen, daß wir ihre Melodie noch oft wiederholten.

(Fortſetzung folgt.)

Der Wildſchütz.

(Nach einer wahren Begebenheit.)

Es war ein ſchöner Winterabend, als Georg ſein väterliches Dorf, das am Fuße des Gebirgs, inmitten einer ſchönen Waldung lag, erreichte. Als er das älterliche Haus betrat, konnte man ſehen, welch' ein lieber Gaſt er dort war; Mutter, Schweſter, ja ſogar das Geſinde hingen gleichſam an ſeinem Halſe, Alle jubelten vor Freude. Nur der Vater fehlte, Georg fragte nach ihm. „Du weißt ja, ſagte die Mutter, daß er gern bei ſchönen hellen Abenden nach V. geht, um dort mit ſeinen Bekannten ſein Spielchen zu machen. Er wird ſich ſehr freuen, wenn er hört, daß du einmal gekommen biſt, er war ſchon lange verdrießlich. Der Junge, ſagte er, ſchreibt immer um Geld, aber es fällt ihm nicht ein, ſeine Eltern einmal zu beſuchen. Georg war nämlich an der Univerſität und ſtudirte Arzneiwiſſenſchaft; längſt hätte er gerne dem Wunſche ſeiner Eltern, ſie nach einer langen Abweſenheit zu beſuchen, Genüge geleiſtet, aber er konnte bisher ohne große Nachtheile für ſeine Studien die Hochſchule nicht verlaſſen; erſt die heranahenden Chriſtfeiertage gaben ihm Gelegenheit, die erſehnte Reiſe in ſeine Heimath anzutreten. — Nachdem die Mutter in Eile ein Lieblingsgericht für ihren Liebling bereitet hatte, eilte dieſer in die nahe Förſterwohnung zu ſeinem alten Freunde Anton, der vor Freude faſt außer ſich war bei dem Wiederſehen des lang entbehrten Jugendgenoſſen. Als die erſten Herzensergießungen vorüber waren, und ſie eine Weile miteinander vertraulich geplaudert hatten, ſagte Anton: „Es iſt ein herrlicher Abend, du haſt gewiß ſeit langer Zeit keinen Stutzen mehr in der Hand gehabt; wenn du nicht zu müde biſt, ſo wollen wir ein Stündchen auf den Anſtand gehen, ich weiß, wo ein ſchönes Schmalthier ſteht, vielleicht ſchießen wir uns auf Morgen einen Braten. Der Vorſchlag wurde mit Freuden angenommen. Beide nahmen Taſche und Büchſe und gingen. „Entfernt euch nicht zu weit, rief ihnen der alte Förſter nach, du weißt, Anton, daß es ſeit einiger Zeit nicht ſauber von Wilddieben iſt." — Die beiden Freunde waren ſchon eine halbe Stunde ruhig auf der Lauer geſtanden, aber es wollte ſich kein Thier zeigen; Alles war ruhig, als plötzlich der Knall einer Büchſe ganz nahe an ihr Ohr ſchlug. „Teufel, ſagte Anton, der eilends zu Georg herankam, das ſind Wilddiebe, die haben uns gewiß das Thier vor der Naſe weggeſchoſſen, da müſſen wir darauf zu." Sie unterſuchten ihre Gewehre und eilten nach der Gegend hin, wo der Schuß gefallen. Als ſie etwa 50 Schritte vorwärtsgegangen waren, ſahen ſie einen Mann, der gerade beſchäftigt war, ein Thier aufzubrechen und auszuweiden. Anton legte an und zielte, Georg ſuchte ihn vom Schuſſe abzuhalten, bei dieſer Bemühung ging unverſehens Antons Gewehr los. Bei dem Schuſſe ſprang der Wilddieb, dem vielleicht die Kugel etwas zu nahe um die Ohren ſauſte, ſchnell auf, ergriff ſeine Büchſe, zielte kurz und Georg ſtürzte in die Bruſt getroffen, zuſammen. Als Anton ſeinen Freund fallen ſah, eilte er mit der größten Wuth dem Frevler nach, allein dieſer war ſchon verſchwunden, und der Verwundete hatte bereits, als ſein Gefährte zurückkam, ſein Leben ausgehaucht. Anton eilte ins Dorf und machte Lärm, alle Männer und Jünglinge zogen aus und durchſuchten den Wald, um den Mörder zu fangen, allein vergebens, denn dieſer hatte ſich ſchon ſalvirt. — Als die blutige Leiche des unglücklichen Jünglings in das Vaterhaus gebracht wurde, da zerfloſſen Aller Augen in Thränen, laut jammernd ſtürzten ſich Mutter und Schweſter auf den geliebten Todten, zerrauften ſich die Haare und des Jammers war kein Ende. — Nach einiger Zeit kam auch der Vater nach Hauſe. — Als ihm die Nachbarn den blutigen Tod ſeines Sohnes mit Schonung mittheilten, wollte er es Anfangs nicht glauben, als er aber die Leiche ſah, ſtürzte er mit einem Schmerzensſchrei zu Boden. Man beſchäftigte ſich um ihn; „laßt mich", rief er, als er etwas zu ſich kam, „ich bin der Mörder meines Sohnes." Bald klärte ſich das furchtbare Geheimniß auf, er war jener Wilddieb geweſen, und hatte, ohne es zu wiſſen, ſeinen Sohn niedergeſchoſſen.

Der Unglückliche, den die Nemeſis ſo furchtbar niederwarf, hatte von Jugend auf das Wildſchützenhandwerk getrieben, und es war ihm ſo zur Leidenſchaft geworden, daß er nicht davon laſſen konnte. Manchen harten Strauß hatte er ſchon mit den Jägern ausgefochten. Ein ſicherer Schütze und mit Geiſtesgegenwart ausgerüſtet, war ſchon Mancher ſeiner Verfolger von ſeiner Kugel verwundet oder gefällt worden. Nach ſeinen Begriffen war dieſes kein Unrecht, und er machte ſich auch kein Gewiſſen daraus. Nach ſeiner Verheirathung in ſeinem jetzigen Wohnorte, denn er war aus einer fernen Gebirgsgegend gebürtig, trieb er ſeine Lieblingsneigung fort, nur beobachtete er dabei die größte Vorſicht; ſelbſt die Seinigen merkten nichts davon, da er vorgab, das erlegte Wild von Wildſchützen, an denen es in Gebirgsgegenden nie fehlt, und die dort größtentheils ſogar die öffentliche Meinung für ſich haben, gekauft zu haben. Sonſt war er bei ſeinen Mitbürgern, als braver Nachbar, als treuer ſolider Hausvater, der ſich durch ſeinen Fleiß ein bedeutendes Vermögen erworben hatte, ſehr geachtet und Niemand ahnte in ihm den nächtlichen Wilddieb, bis das blutige Ereigniß auf eine ſo ſchreckliche Weiſe den Schleier zerriß.

A. Rauch.

Das Jubiläum des Königs Maximilian Joſeph von Bayern, 16. Februar 1824.

(Aus einer bald erſcheinenden Biographie von Söltl.)

Bald waren fünf und zwanzig Jahre vorüber, ſeitdem Maximilian über Bayern herrſchte; der Tag ſeines Regierungs-Antrittes, damals ſchon ein Feſttag, ſollte in theuerer Erinnerung gefeiert werden. Welche Zeit war vorübergegangen, was war aus Bayern geworden! Weil ſeine Regierung vom Anbeginne an dem Lichte zugewendet war, wie die Feſtredner der Akademie ſagten, „ſo hatte Bayern auch gewonnen an Größe, an innerer Ordnung und Schönheit, an finanziellem Kredite, an rechtmäßiger Freiheit, an wiſſenſchaftlicher Ausbildung, an

Digitized by Google

militäriſchem Anſehen, wie an wohlthätigen Anſtalten, am Flore der Induſtrie und des Landbaues." Das Volk war erhoben und gekräftiget, es fühlte und wußte, daß es wieder zählte unter den deutſchen Völkern, und ſo bereitete es ſich, den ſchönen Tag zu feiern. Aber zu den Zurüſtungen der lauten Freude und der herzlichen Liebe des Volkes gegen ſeinen König geſellte ſich auch das Unglück und die Trauer, gleich als ſollte das menſchliche Loos dadurch recht ſichtbar angedeutet werden, wie keine Freude ganz ungetrübt ſey. Wenige Tage, ehe allgemeiner Jubel durch das Land ſich erhob, ſtarb zu Banz die Schweſter Maximilian's; ſie hatte mit ihrem Gemahle, dem Herzoge Wilhelm, an der allgemeinen Freude in München theilnehmen, und den geliebten Bruder in der Mitte ſeiner Familie und ſeines Volkes noch einmal ſehen wollen: das Schickſal wollte es anders. Der Schmerz des Königs war groß, doch da er ſchon ſeit Langem nicht mehr an den Umgang der Schweſter gewöhnt war, hätte in jenen Tagen die allgemeine Freude ſeines Volkes ſeine Trauer mäßigen mögen, wenn nicht ein anderer Unfall ſich ereignet hätte. Herzog Eugen erkrankte, diesmal um ſo gefährlicher, als er ſchon vor einem Jahre um dieſelbe Zeit nur mit Mühe durch kluge Aerzte war gerettet worden. Die vielen Beſchwerden der Feldzüge, ein wiederholter Sturz vom Pferde war die wahrſcheinlichſte Urſache der inneren verborgenen Krankheit, und danach ward er behandelt, doch ohne Hoffnung. Dem beſorgten Könige, der ihn liebte und ehrte, wie den treueſten aufrichtigſten Freund, den ihm die Vorſehung ſelbſt zugeführt, verſchwieg man den Zuſtand der Krankheit.

So nahte endlich der Tag des Feſtes. Da war durch ganz Bayern nur Ein Ruf der Freude, des Dankes; ein Feſt, das, nicht befohlen, wie ein Familienfeſt das ganze Land umſchlang. Dörfer wetteiferten mit Städten, der Bauer mit dem Bürger, ſeine Liebe und Anhänglichkeit zu zeigen, und Alle ſchienen ſich zu freuen, Bayern zu ſeyn und unter einem ſolchen Könige gelebt zu haben. Laut pries man ſeine Güte, ſeine Freundlichkeit, ſein Herz, das dem Volke ſo wohl wollte; und hörte man einen Laut, der nicht zur allgemeinen Freude ſtimmte, ſo war es der Wunſch: wären doch ſeine Diener wie er! Es war das Volk, welches am herzlichſten und lauteſten ſeine Anhänglichkeit und Treue kund that, das zeigte, wie ſehr die Zeiten des Kampfes und der allgemeinen Bewegung wohlthätig erregend auf dasſelbe eingewirkt, und wie es wohl gelernt hätte, das Gute von dem Schlechten zu unterſcheiden: laute Anerkennung des Geleiſteten; überall Freude über die geſicherte Verfaſſung des Staates, und um ſo größer, weil man wußte, der König wolle ſie aufrecht erhalten. Dasſelbe Volk, das vor fünf und zwanzig Jahren ihm voll Zutrauen entgegen gekommen war, und von ihm Rettung und Hülfe, Lehre und Beſſerung und einen geſicherten Zuſtand des Landes erwartet hatte: dasſelbe Volk, vergrößert und im innigen Bunde mit anderen deutſchen Stämmen — alle miteinander Bayern, Brüder — ſtand jetzt vor ihm und dankte mit inniger Rührung für Alles, was Gott durch ihn gethan.

Der König empfand es aber auch tief und fühlte ganz, was es heiße, über ein liebendes treues Volk zu walten. In dieſem Gefühle ſprach er bewegt und mit Thränen in den Augen zu dem Bürgermeiſter Klar von München, den er bei der Königin fand, um ihr Nachricht über die in München getroffenen Feſtanſtalten zu geben: daß ihr mich liebt, ihr Münchener, die ihr mich immer in eurer Mitte ſehet, die ihr mich kennt, und wißt, daß ich es gut meine: das iſt mir begreiflich; aber wie ich es um alle Dörfer der äußerſten Grenze verdient habe, die mich nie geſehen, das weiß ich nicht, und meine faſt, ich ſey ſolcher Liebe unwürdig. Doch mein Wille war rein und gut immerfort, und meine Bayern ſind ein treues und biederes Volk, wie es keines wieder gibt. Dies habe ich zu den Kaiſern von Rußland und Oeſtreich geſagt, und möchte mit ihren großen Reichen nicht tauſchen; dies habe ich oft geſagt, und wiederhole es als Greis: Alles für meine Bayern, denn ſie thun Alles für mich!

Korreſpondenz.

† Aus Nürnberg. (Durch beſondere Umſtände verſpätet.) Das am letzten Weihnachtsfeſte zum Beſten der Armen im Saale des goldenen Adlers gehaltene große (im „Fränk. Merkur" Nro. 47 bereits erwähnte) Vokal- und Inſtrumental-Conzert beurkundete durch eine zahlreiche Verſammlung von Zuhörern auf's Neue den oft erprobten Wohlthätigkeitsſinn von Nürnbergs Einwohnern. Iſt es ſchon ein ſchöner Gedanke, an dieſem Feſte alljährlich in ſolcher, Alle anſprechenden Weiſe an die Armen zu erinnern, ſo iſt es ebenſo angenehm, durch gute Wahl und treffliche Ausführung der muſikaliſchen Piecen erfreut zu werden. Wer gedenkt nicht mit Vergnügen der vorjährigen ſo gelungenen Aufführung von Stadlers befreitem Jeruſalem? Der diesmalige Genuß blieb im Allgemeinen hinter jenem nicht zurück. Die Ouverture zu Shakeſpeare's Sommernachtstraum von Felix Mendelſon-Bartholdy eröffnete das Conzert, ein Meiſterſtück gediegener Compoſition, das den deutſchen Charakter der Ouverture, wie ihn Mozart aufgeſtellt hat, feſthält, und in deſſen leiſer Verſchlingung und ſinnigem Wechſelverkehr der Töne ſich die zauberreiche Pracht jenes Drama's als harmoniereiches Ganzes wiederſpiegelt. Eine Arie von Bellini, geſungen von Fräulein Hanal, bildete in der heitern gefälligen Lyrik dieſes Componiſten ein ſchönes Gegenſtück; die Sängerin ſang mit ihrer kraftvollen Stimme, die ganz dazu gemacht iſt, eine große Bühne durchzuhallen, und die, wenn ſie mit der klangreichen Fülle etwas mehr Weichheit verbande, den angenehmen Eindruck auf die Hörer noch erhöhen müßte. Fräulein Heiden ſpielte eine Fantaſie und Variationen für das Piano-Forte, über ein Thema von Donizetti, komponirt von Theodor Döhler. Allgemein bewundert wurde die eminente Fertigkeit des Spiels, welche von einem fleißigen Studium zeugt, der kräftige Anſchlag und die Reinheit der Paſſagen; auch war die brillante, effekthaſchende Compoſition ganz dazu gemacht, jene Eigenſchaften hervortreten zu laſſen; aber den Geiſt einer gedankenreichen Harmonie ſuchten wir in ihr vergebens. Die zweite Abtheilung des Conzerts gab uns „Der Allmacht Wunder", charakteriſtiſches Tongemälde aus der Natur, mit Soloparthieen und doppelten Chören, in Muſik geſetzt von J. C. G. Blumröder. Ueber die faſt unauflösliche Aufgabe, das Leben der Natur in Tönen zu ſchildern, ſind ſchon viele verunglückte, aber auch manche gelungene Verſuche gemacht worden. Herr Blumröder hat ein Werk letzterer Art geliefert, das im Haydn'ſchen Style gehalten iſt, und das Thema, welches freilich nie erſchöpft werden kann, in mäßigen Grenzen geſchickt durchführt. Einfach und klar iſt das Ganze, würdevoll, ohne Ueberladung, ſelbſt in der Gewitterſcene, die manchen Componiſten oft zu greulichem Lärm verleitete. Mochten auch einzelne Stellen etwas matt gerathen ſeyn, oder die Uebergänge nicht ganz befriedigen, ſo fehlte es doch nicht an Schönheiten und wir bezeichnen als beſonders gelungen die wohlverſchlungene Doppelſcene der beiden Chöre und des Baß-Rezitativs, das letzte Terzett, und die meiſterhafte Schlußfuge. Die Ausführung des Werkes ſelbſt war eine wohlgerathene, Orcheſter und Chöre waren ſicher, letztere dürften freilich etwas ſtärker beſetzt ſeyn; die Solo's, ſelbſt der etwas befangenen Sopranſtimme, waren fehlerfrei. Herr Blumröder hat die Direktion des ganzen Conzertes mit Umſicht gehandhabt. Wir verdanken ihm und ſeinem Herrn Mit-Unternehmer einen genußreichen Abend, da bei verhältnißmäßig geringen Mitteln immerhin recht Wackeres geleiſtet wurde. Indem wir eine alljährliche Wiederkehr ſolcher muſikaliſchen Unterhaltungen hoffen, wünſchen wir nur, daß, da die Conzertmuſik immer Zeit und Raum für ſich findet, auf dieſem Wege uns, wie früher, größere Oratorien, namentlich einige der neueſten noch nie gehörten, aufgeführt werden möchten.

† Artiſtiſches aus Mainz, vom 4. Februar (Die Sieben-Schläfer.) Vor Kurzem hat die Liedertafel, die ſich ſowohl durch ihre Produktionen, wie durch ihre Verbreitung eines edlen Sinnes für claſſiſche Tonkunſt, ungewöhnliche Verdienſte um die hieſige Stadt erwirbt, das herrliche Oratorium von Löwe „die Sieben-Schläfer", gedichtet von Profeſſor Gieſebrecht, zum Vortheil der Armen aufgeführt. Das brave Inſtitut giebt jährlich zu gleichem Zwecke eine große muſikaliſche Aufführung, und zwiſchendurch noch andre ähnliche Aufführungen zu gleichem Zwecke; aber an ein Werk von dieſer Bedeutung hat ſie ſich erſt in dieſem Jahre zum erſtenmale gewagt. Und mit welchem glänzenden Erfolg?! Wahrlich, wer dieſe himmliſchen Chöre, dieſe Solos, dieſe Enſemble-Stücke hörte, konnte nicht glauben, daß er ſich in der Mitte eines Dilettanten-Vereins befände; wer ferner die Präciſion und die Lebendigkeit, die durch das ganze Oratorium hindurch ſich erſtreckten, wahrnahm, konnte nicht glauben, daß ein ganz junger Mann, wie

Digitized by Google

Hr. Geſangdirektor Meſſer, es ſey, der ſo kühn und feſt den Dirigenten-Stab führe. Und doch war es ſo! Der Genuß war ein außerordentlicher! Wen ſollte aber auch nicht, zumal bei einer ſo gelungenen Compoſition, die vortreffliche Bearbeitung der ſchönen, nralten Legende von den Sieben-Schläfern intereſſiren und rühren? Die ſieben Söhne des Anicianus aus Epheſus, welche vor der Wuth des Chriſtenverfolgers Decius in eine Berghöhle geflüchtet waren, wurden von dem Wütherich entdeckt, und, während die Brüder ruhig ſchliefen, der Eingang vermauert. Den Armen ſtand das Loos bevor, in dieſem Grabe zu verſchmachten! Siehe, der Herr that ein Wunder! Die Brüder, ihres grauſen Schickſals unbewußt, ſchliefen ſanft in ihrer vermauerten Höhle 190 Jahre fort, bis endlich, unter dem frommen Theodoſius, die Höhle wieder geöffnet wurde. Und, als hätten ſie nur den erquickenden Schlummer einer Nacht genoſſen, und unbewußt mit allem, was ſeit beinahe zwei Jahrhunderten mit ihnen und in der Außenwelt vorgegangen, traten die wieder erwachten Brüder an das Tageslicht, und ſahen mit freudig-frommem Erſtaunen jetzt das Kreuzeszeichen auf den Zinnen der Tempel glänzen, und prieſen mit allem Volke den Herrn, der ſo Herrliches an ihnen zur Glorie ſeiner Kirche vollbracht. — Löwe wußte die ſchöne Dichtung durch muſterhafte Tongemälde zu heben, und durch Muſik klare Anſchauungen für Geiſt und Gemüth hervorzubringen. Wollte man alle ſchönen Stellen dieſer Compoſition hervorheben, müßte man alle einzelnen Nummern berühren; wir heben hier nur die hervorſtechend glänzenden Nummern hervor. Da tritt uns beſonders der Prieſterchor Nro. 10 (Hebet die Herzen u. ſ. w.) als wahrhaft imponirend, als begeiſternd entgegen; nach ihm der Schlußchor Nro. 24 (Feierlich und friedſam u. ſ. w.), wobei mit großer Kenntniß die mächtigen Poſaunen in Anſpruch genommen ſind; wunderſam lebendig und natürlich zugleich geht die Introduktion in den Chor der Hirten (Nro. 1) über. Das von einer Stimme bis zur ſiebenten anwachſende Sextet der Sieben-Schläfer, auch Pſalm Nro. 6, ſind von hoher Wirkſamkeit, welche durch die dazwiſchen eintretenden Chöre noch ſehr verſtärkt wird. — Da es Dilettanten ſind, in deren Hände die einzelnen Parthieen lagen, ſo iſt hier nicht der Ort, von ihren Leiſtungen im Einzelnen zu ſprechen. Ich kann nur ſagen, daß Antipater (erſter Tenor), Honoria, Antipaters Gemahlin, (Sopran), Malchus (Sopran), Serapion (Sopran), Johannes (Alt), Conſtantin (Tenor), Dionyſius (Baß), Marcianus (Baß), Maximinus (Baß), ſämmtlich an Perſonen vertheilt waren, welche die Natur mit ausgezeichneten Stimmen beglückt hat, die uns heute, von Dilettanten gehört, doppelt entzückten, weil, wie geſagt, alles ſo rüſtig und kräftig ineinander eingriff. Da konnte man ſehen, wie weit es Fleiß und Liebe bringen können, wenn eine gediegene Leitung nicht fehlt! Hr. Meſſer hat an dieſem Abende ſeine große Dirigenten-Gewandtheit auf immer bewährt. — Die Gabe galt den Armen, und ſie fiel ſehr reich aus. Ein geiſtreicher hieſiger Kritiker macht dazu folgende wahre Bemerkung: „Auf dieſe Weiſe die Armen unterſtützen, daß ein ſehr wohlfeil taxirter und bezahlter, ſeltner Hochgenuß zum Almoſen wird, iſt im Grunde ſo wenig verdienſtlich, daß wir an alle Herzen der Kunſtfreunde die ſittlich berechtigte Anfoderung machen, das Einlagegeld noch einmal in die ſtädtiſche Armen-Kaſſe zu erlegen, damit wir ſagen dürfen: Wir haben eine köſtliche Waare wohlfeil eingekauft, waren alſo nur Wohlthäter gegen uns; jetzt wollen wir auch ein kleines Pflichtopfer der Chriſt- und Nächſtenliebe bringen für Gotteslohn! Halt! da guckt ſchon wieder die alles beſudelnde Selbſtſucht hervor. Tugend für Tugend, nicht für Lohn!“

Nach manchem mittelmäßigen und ſchlechten Conzert, die wir in der letzten Zeit anhören mußten, tauchte letzter Tage wieder einmal ein gutes Conzert auf, — ich meine das unſres Chordirektors Koſmali. Abgeſehen von dem Reichthum des Programms, war auch die Wahl der Muſikſtücke eine ſehr glückliche; denn ſie befriedigte denjenigen, der Neues, ſo wie denjenigen, der Gutes, und nicht weniger denjenigen, der Melodiöſes liebt; ſie alle fanden etwas für ihren individuellen Geſchmack. Ich gebe Ihnen hier das Programm: 1) Ouverture zum Sommernachtstraum, von Mendelſohn-Bartholdi. 2) „Der Hirt auf dem Felſen“, Lied mit Hornbegleitung von Koſmali. 3) Violin-Conzert, komponirt und vorgetragen von Hrn. Riefſtahl aus Frankfurt. 4) „Des Hauſes letzte Stunde“ von Saphir, Muſik von Koſmali. 5) „Der Fremdling“, Lied vom Geſang-Direktor Meſſer. 6) Duett aus Ferdinand Cortez. 7) Ouverture zu Aubers „Les chaperons blancs“. 8) Variationen für die Violine von Riefſtahl. 9) Duett aus den Hugenotten. 10) „Der Doppelgänger“ von Heine, Muſik von Koſmali. 11) „Das Fiſchermädchen“, Lied mit Hornbegleitung von Koſmali. 12) Ein Enſemble-Stück aus Aubers „Les chaperons blancs“. — Von unſres geſchätzten Koſmalis Lieder-Compoſitionen muß geſagt werden, daß ſie den tiefdenkenden Componiſten dokumentiren, der das Einfach-Schöne, Lyriſche, Zarte der Dichtung in liebliche, ſinnharmoniſche Töne zu kleiden verſteht. — Riefſtahls, des jungen Frankfurter Meiſters, Violin-Compoſitionen, ſo wie ſein Spiel, ſind edel und gediegen. — Mendelſohns Ouverture zu Shakespeares „Sommernachtstraum“ iſt ein höchſt wirkſames, geiſtreiches Tonſtück. — Die Piecen aus Aubers „Les chaperons blancs“ verläugnen ihren Meiſter nicht; es iſt die alte Tändelei, der bekannte, liebliche Melodieen-Schmuck, der dieſe Sachen ziert. Man hört ſie, ergötzt ſich daran, und vergißt ſie! — Die Duetten aus Spontinis „Ferdinand Cortez“ und aus Meyerbeers „Hugenotten“ ſind mit die ſchönſten Nummern dieſer ausgezeichneten Opern. — Die vortragenden Perſonen boten alles auf, dieſe intereſſante Abendunterhaltung durch ihre Leiſtungen zu heben. Nie verließen wir ein Conzert befriedigter, als dieſes!

Unſre Bühne iſt ſeit einiger Zeit etwas träge. Sie bietet uns ſeit vier Wochen faſt lauter Platitüten, die kein andres Verdienſt haben, als daß ſie neu ſind. Unter etwa einem Dutzend neuer Luſtſpiele, die uns die Direktion in der letzten Zeit vorführte, verdiente nur Theodor Hells „Reiſewagen“ nach dem Franzöſiſchen des Mellesvilles, eine bleibende Stätte auf unſrem Repertoir. Ein anziehendes Stück, das uns edle Charaktere aus der franzöſiſchen Revolutionszeit vorführt, und nur einen Teufel zeigt, den Paſcal, einen Wagner, der ſeinen Wohlthäter denuncirt, in der Hoffnung, deſſen Vermögen zu erhaſchen. Robespierre, das Revolutions-Tribunal, und die Guillotine ſtehen im tiefen Hintergrunde des Gemäldes, und vermögen nicht, den guten Humor, den uns ein Marquis von Savigny, ein Germain, eine Mad. Bellhome u. ſ. w. einflößen, zu verwiſchen. Die Moral des Stückes iſt freilich eine bekannte; ſie zeigt uns, daß es in den heilloſeſten Epochen doch nie an edlen Menſchen und edlen Herzen fehlt. — Nun nähert ſich der Faſching, und das Heer der ſchlechten Poſſen droht, auch auf der Bühne die Herrſchaft zu gewinnen, wie auf der Straße! Das iſt für Melpomene eine betrübte Zeit! Wer weiß, ob wir in den erſten Wochen wieder ein ernſtes Drama zu Geſichte bekommen. Alles für die Lach-Muskeln, nichts für das Herz. Es iſt traurig!

□ Berlin, 13. Febr. (Aus einer Mittheilung von Hofrath von Schubert's Reiſe im Orient.) „Wir kamen nach Conſtantinopel grade in den Tagen, da hier eben die neuerdings ausgebrochene Peſt in ihrer größten Heftigkeit wüthete. — Wo wir von unſerer Wohnung in Pera aus hinſahen, da traf das Auge hier, und traf es dort auf Gräber. Und nun hatte ſich der Graus der Gräber aufgethan; Furcht und Schreckniſſe des Todes gingen auf den Gaſſen umher; Jeder ſucht die Berührung des Anderen zu vermeiden; türkiſche Laſtträger mit Leichnamen, nur in härene Decken geſchlagen, auf ihren Schultern, begegnen dem Wanderer unmittelbar neben dem Prunkmarkt des modernen Morgenlandes. Dazu kam während unſeres faſt neuntägigen Aufenthaltes eine Feuersbrunſt in unſerer Nähe, welche ganz Pera hätte können in Aſche legen, und eine nun ſeit ſechs Monaten auf dem armſeligen Lande laſtende Dürre, welche Alles in Staub verwandelt hat. — Ein Volk, ein Land, das ſich ganz von dem Herrn gewendet, das kann dem Pilger keine Stätte des friedlichen Verweilens werden. Als ich an der hehren Sophia vorüberging, da war meine Seele tiefgebeugt; der Anblick der verödeten, zum Theil von Zigeunern bewohnten Landſeite der Stadt, von Cypreſſenhainen von Eijub an bis zu dem von den Wogen der Propontis umrauſchten Schloſſe der ſieben Thürme, war mir ein Erinnern an die Worte der Propheten über alle jene Völker und Heiden, die ſich auflehnen gegen den Herrn und ſeinen Geſalbten. — — Seit vorgeſtern ſind wir nun, nach einer überaus glücklichen Fahrt auf ſpiegelglattem Meere, an der trojaniſchen Küſte, dann an dem herrlichen Lesbos vorüber, hiehergekommen in die noch immer nicht ganz erſtorbene zweite der ſieben Gemeinen, in das großentheils wenigſtens dem Namen, zum kleinen Theile auch dem Weſen nach, chriſtliche Smyrna. Mir iſt hier ſehr wohl. Vielleicht beſuche ich Epheſus. — Unerwartet, aber zu unſerem großen Troſte, bekamen wir erſt in den letzten Tagen einen zweiten Brief aus Smyrna vom 2. November, der jedoch ſchon am 26. Oktober in Budjah angefangen worden war. Er ſchreibt von der leiblichen und geiſtigen Erquickung, die er in Smyrna gefunden. Die Reiſe nach Epheſus, ja nach Sardis hatte er gemacht. — Beſonders hat Sardis ihn mächtig ergriffen. „Was ſoll ich“, ſchreibt er, „von dem alten Sardis ſagen, und von dem unvergleichbar ſchönen Thale des Hermos? Die Trümmer von Sardis, theils unter dem Schutt des Sandes begraben, theils mit grauſenhaft vom Erdbeben zerriſſenen Wänden, bezeugen es, daß der Herr über dieſe Gemeinde, welche den Namen hatte, daß ſie lebte, und war doch todt, gekommen ſey als ein Dieb. Nur noch zwei chriſtliche Müller, die aber bloß türkiſch ſprechen, leben unter den Turkomannen und Juruken, deren ſchwarze Zelte im Thale zerſtreut ſind; vom Pallaſt des Cröſus her ertönt die Pfeife des Kameeltreibers, aus dem Gemäuer der alten Chriſtenkirche der Geſang der einſamen Steindroſſel. Eine ſolche majeſtätiſche Natur aber, wie die um Sardis, habe ich noch nie geſehen. Ueber den hohen Säulen des Cybeletempels erheben ſich die Säulenfelſen der Sandſteinberge, über dieſen, mit Schnee bedeckt, der hohe Tmolus; im Thale der wilden Myrthen und Granaten ſtrömt der Pactolus, deſſen Geſchiebe ein edles Geſtein (der lapis Lardius oder Carneol) ſind. — Sobald nun der Oſtwind ſich erhebt, vielleicht ſchon morgen, verlaſſen wir mit einem türkiſchen Schiff den Hafen von Smyrna und ſegeln nach Alexandria ab. Er, der treue Gott, ſegne unſern Ein- und Ausgang. Er ſey euch und uns ein gnädiger Gott!“

Berichtigung. In Nr. 7 der Biene iſt trotz dreimaliger Correktur durch Nachläßigkeit des Setzers doch auf Seite 1, Sp. 2, Z. 13 der Druckfehler „Ensil“ ſtehen geblieben. Es muß heißen „fusil.“

Digitized by Google

Die Biene

Bayeriſches Sonntagsblatt.

1837. №. 9.

Mein Hauskäppchen.

Mein Käppchen iſt ein Bild der Welt,
Zu dem ſich unſre Zeit geſellt,
S' iſt kugelrund und innen hohl
Durch meinen Kopf nur wird es voll.
„Hohl bleibt doch Alles in der Welt,
„Wenn ihm kein Kopf ſich beigeſellt."

Obſchon man es als ganz erblickt,
Iſt's in ſechs Theile doch zerſtückt;
Doch iſt dieß Eine wunderſchön,
Daß alle ſechs zuſammenſeh'n.
„Das will nun auch die heut'ge Welt,
„Eins ſey dem Andern gleichgeſtellt!"

Der Farben hat es dreyerley,
Faſt ſag ich's mit geheimer Scheu;
Denn trau'n! verdächtig könnte ſeyn
Mein Tricolor am Käppelein.
„Es ſind die Farben unſrer Welt,
„Ein blauer Dunſt und Blut und Geld.

Der Grundſtoff iſt ein freundlich blau:
Wohin ich immer forſchend ſchau
In Leben, Wiſſenſchaft und Kunſt,
Ich finde meiſt nur blauen Dunſt;
„Darum umgibt die Erdenwelt
„Ringsum ein blaues Himmelszelt."

Auf dieſem lieben blauen Grund
Erſcheinen zickzack, ſpitz und rund
Von rothem Zeug und Silberglanz
Figuren, wie im Lebenstanz.
„So zickzack geht es in der Welt,
„Weil es an feſten Formen fehlt.

Die rothe Farbe deutet Blut
Und auch des Feuers wilde Glut. —
Blut fließet hier und fließet dort,
Verborgne Glut glimmt leider fort,
„Der eig'ne Schwung entflammt die Welt,
„Bis ſie durch eig'ne Kraft zerſchellt."

Das Silber iſt's, das ſie entzweit.
Der Reichthum und die Dürftigkeit
Die Habſucht und die Eitelkeit
Sie brachten Krieg und Bürgerſtreit.
„So hat dieß Element der Welt,
„Den ſüßen Frieden uns vergällt! —

Seh't, alſo ſtellt mein Trikolor
Das Jammerbild der Welt mir vor;
Doch hab ich es aus Frauenhand,
Die jeden Mißmuth mir verbannt:
„Dem ſich ein Weibchen beygeſellt,
„Verſöhnt ſich mit der Außenwelt!"

Drum denk ich nicht an Geld und Blut,
Nur an der Kinder Roſenglut,
Des treuen Weibes Silberblick,
Nur an des Hauſes ſtilles Glück,
„Nur an das blaue Himmelszelt
„Und an mein Bayern, meine Welt! —

Heinrich Hölzl.

Aus dem Tagebuch einer Reiſe nach Algier im Sommer 1836.

(Fortſetzung.)

(Kleiner Ali. Schönheit der Negerinnen. Sonderbare Tracht der Manrinnen. Ball bei Herrn Baccuet. Muſtapha. Der Zopf als Himmelsleiter.

Schon öfters hatte ich in der Nähe meiner Wohnung einen kleinen Negerknaben von 9 bis 10 Jahren, deſſen einzige Bekleidung in einer verblichenen rothen Mütze (dem Fez) beſtand, bemerkt.

Die auffallende Regelmäßigkeit ſeines Gliederbaues, der gutmüthige Ausdrnck ſeiner Phyſionomie und ſeine außerordentlich großen Augen, deren Weißes einen ſeltenen Contraſt mit ſeiner rabenſchwarzen Hautfarbe hervorbrachte, endlich der Umſtand, daß das Kind von aller Welt verlaſſen zu ſeyn ſchien, und immer für ſich allein auf der Straße im Sande ſpielte oder umherlief, erregte meine Aufmerkſamkeit und Theilnahme in dem Grade, daß ich den Entſchluß faßte, mich des Kleinen anzunehmen, und ihn wo möglich in meine Heimath zu führen, dort aber erziehen zu laſſen, und vielleicht ſpäter in meine Dienſte zu nehmen. Da ich mich öfters mit dem kleinen Ali, dies war ſein Name, abgegeben und ihm zuweilen etwas geſchenkt hatte, hing das Kind mit großer Liebe an mir, und klammerte ſich jedesmal an mich an, ſo oft es meiner nur anſichtig wurde.

Um nähere Erkundigung über ſeine Familienverhältniſſe einzuziehen, begab ich mich daher einſtmals mit einem Bekannten aus Algier in denjenigen Theil der Stadt, wo die meiſten Neger und Negerinnen wohnen. Es gelang uns bald, die Mutter des kleinen Negerknaben aufzufinden. Sie war ſehr arm, und diente als Aufwärterin bei einigen mauriſchen Familien. Ali war ein Kind der Liebe, und, wie man dieſes ſo häufig bemerkt, vielleicht gerade deshalb von der Natur beſonders begünſtigt. Das Kind war der Mutter übrigens bei ihrer großen Armuth ſehr zur Laſt, und ſie zeigte ſich ſogleich bereit, mir daſſelbe für die mäßige Summe von 150 Franken abzutreten. Da bekanntlich die Sklaverei in Algier, ſeitdem es eine franzöſiſche Provinz iſt, abgeſchafft iſt, ſo erregte dieſe Forderung meine Erſtaunen. Mein Begleiter ſagte mir hierauf, daß dergleichen Käufe wohl noch ſtatt fänden, aber heimlich, ohne daß ſie zur Kenntniß der Behörden kommen dürften; ich hätte vor Gericht im Beiſeyn der Mutter zu erklären, daß ich

Digitized by Google

mich des Knaben annehmen und für ſeine Erziehung fernerhin ſorgen wolle; jene Summe ſei als ein Abfindungspunktum zu betrachten, welches ich privatim vorher der Mutter zu erlegen habe, um ihre Einwilligung zu der Abtretung zu erlangen.

Ich hatte kein Bedenken dieſe Bedingungen einzugehen, wurde daher mit der Mutter ſogleich des Handels einig und beſtimmte nun den Tag vor meiner Abreiſe als den Termin der Zahlung ſowohl, als der Vollziehung des gerichtlichen Actes. Leider konnte der Plan ſpäterhin doch nicht ausgeführt werden, weil mein liebenswürdiger kleiner Neger kurz vor meiner Abreiſe erkrankte, und ich bei deſſen zartem Alter die Verſetzung in ein kälteres Klima bedenklich finden mußte.

Bei dieſer Gelegenheit kann ich nicht unterlaſſen, anzuführen, daß die Neger, was die Schönheit ihrer Geſtalt, die Regelmäßigkeit ihres Gliederbaues und die Größe ihres Wuchſes betrifft, unbedingt den Vorzug vor den übrigen Bewohnern des Landes behaupten. Beſonders auffallend ſind die ſchönen Formen des weiblichen Geſchlechtes, deren anmuthige Fülle und claſſiſche Rundung man vergeblich bei den anderen Nationen ſucht. Ihr Hüftenbau iſt außerordentlich kräftig, und eine gewiſſe andere Partie iſt von der Natur ſo reichlich bedacht, daß ſie der beſſernden Nachhülfe der Kunſt, die in Paris ſo oft angewendet wird, nicht bedarf. Ja vielleicht überſchreitet die umfangreiche Geſtaltung dieſer Theile in etwas die beſtehenden Schönheitsregeln, aber die ausnehmende Schlankheit der Taille gleicht den ſo eben gerügten Ueberfluß auf eine wunderbare Weiſe wieder aus. Ueberdies ſind kleine Hände und Füße, große ſchwarze Augen, blendend weiße Zähne und eine ſammtartige Haut dem Negergeſchlechte eigen; nur die Geſichtsbildung läßt manches zu wünſchen übrig. Aufgeworfene Lippen findet man faſt durchgehends bei ihnen, zuweilen hervorſtehende Backenknochen. Doch erinnere ich mich, ſowohl Neger als Negerinnen geſehen zu haben, bei denen ſchöne Geſichtsbildung mit ſchönem Körperbau im vollkommenſten Einklang war. Als einen beſonderen Reiz der Schönheit müſſen wir es bei jungen Negerinnen betrachten, wenn auf ihrer ſchwarzen Sammthaut das liebliche Roth der jugendlichen Friſche durchſchimmert. So wie jedoch in der Welt nicht immer die vollkommenſten Eigenſchaften vereinigt ſind, und die prachtvollſten Blumen zuweilen gar keinen, oft aber einen üblen Geruch haben, ſo iſt dieſes auch bei den Negern immer der Fall. Ein der europäiſchen Naſe höchſt widerlicher Geruch, der ganz eigenthümlich iſt und etwa mit dem des ranzigten Oels verglichen werden kann, iſt dem Neger eigen, und ſelbſt bei der größten Reinlichkeit wird ihre Nähe dieſen Geruch verbreiten; eine beſtändige, aber faſt unmerkliche Hautausdünſtung ſoll die Urſache davon ſeyn.

Offenbar ſind die Negerinnen im Durchſchnitt ſchöner als die Maurinnen. Ich habe zwar eine mauriſche Schöne nicht zu Geſicht bekommen, wie denn das Auge eines europäiſchen Mannes ſich dieſes ſelten rühmen kann, aber die Nachrichten der hier anweſenden Damen, welche ihnen bisweilen Beſuche in ihrem Harem abſtatten, und dann über alle Neuigkeiten in der Stadt auf das eifrigſte ausgeforſcht werden, da ihre Neugierde keine Grenzen haben ſoll, ſind darin übereinſtimmend. Schon ihre Begriffe von Schönheit ſind von den unſrigen ſo abweichend, daß auch ein Ideal bei ihnen in unſern Augen wenig Beifall finden würde. Die größte Schönheit ſuchen ſie in der möglichſten Beleibtheit, aus der zuletzt eine wahre Unform wird. Sie laſſen es aber auch an nichts fehlen, um dieſes Ziel ihrer Wünſche zu erreichen. Den ganzen Tag ſitzen ſie phlegmatiſch auf ihrer Strohmatte, und genießen in großen Quantitäten den beliebten Cuſcuſſu d. i. ein Reispudding. Vornehme Maurinnen verlaſſen ihre Wohnungen nicht, nur zuweilen des Abends luſtwandeln ſie auf den platten Dächern ihrer Häuſer. Dort kann man ſie von einem benachbarten Hauſe aus zuweilen beobachten und wohl unverſchleiert ſehen, wenn ſie ſich unbemerkt glauben. Frauen aus dem geringeren Stande ſind öfters in dem Gewühl von Menſchen auf den Straßen von Algier anzutreffen; ſie gehen dann gewöhnlich zu zweien oder dreien zuſammen aus. Nichts iſt komiſcher als ihre ſonderbare Verhüllung. Ein langer weißer Schleier wird über den ganzen Körper geworfen und in demſelben ſind nur zwei, der Größe der Augen entſprechende Oeffnungen angebracht. Unwillkürlich wurde ich bei dieſem Anblick an die Geſtalten erinnert, die wir als Kinder annahmen, wenn wir uns als Geſpenſter verkleideten, und andere in Schrecken ſetzen wollten. Dabei ſchreiten dieſe mauriſchen Damen langſam und geſpenſterartig vorwärts, wozu ſie ihre übrige Kleidung zwingt. Denn ſie tragen lange weiße Beinkleider, die unten zuſammengebunden ſind, und Pantoffeln, die am obern Vordertheile ſo ſehr ausgeſchnitten ſind, daß der Fuß bei jedem Schritt ſie an ſich ziehen muß, und daher an dem raſchen Fortſchreiten gehindert wird. Alles dies erweckt wenig Luſt, den gefährlichen Verſuch zu wagen, ein Verhältniß mit einer Maurin anzuknüpfen, wozu wohl hie und da in den für die Frauen beſtimmten Bädern Gelegenheit gegeben wird, die von Männern nicht betreten werden dürfen, aber doch zuweilen von einem Franken, um ein Rendezvous zu halten, in Weiberkleidung beſucht werden: freilich wäre es um ſein Leben geſchehen, wenn das Wageſtück verrathen würde.

Mich wandelte heute um ſo weniger die Luſt an, die Bekanntſchaft einer mauriſchen Schönheit zu machen, als ich die Ausſicht hatte, dieſen Abend in Geſellſchaft liebenswürdiger Damen, deren Weſen mit meinen Begriffen von weiblicher Anmuth mehr übereinſtimmte, zubringen zu können. Ich war nemlich mit meinen Landsleuten bei Herrn Baccuet zum Ball eingeladen. Ich folgte mit v. W. dieſer Einladung; mein Freund v. A. war heute auf dem Gute des Fürſten Myr geweſen, und erſt ſpät und dabei ſo ermüdet zurückgekommen, daß er ſich durch uns entſchuldigen ließ. Mad. Baccuet zeigte ſich als liebenswürdige Wirthin. Sie iſt eine geborne Pariſerin; erſt vor Kurzem hat ſie, da ſie mit Herrn Baccuet ſich vermählte, ihre Vaterſtadt mit dem Aufenthalt in Algier vertauſcht, und macht daſelbſt vermöge ihres anſehnlichen Reichthums ein glänzendes Haus. Da in dem engen langen Zimmer die Hitze wo möglich noch drückender war als neulich, und da ich ſchon bei Herrn Schulze mein Talent als Tänzer in Algier hinlänglich bewieſen zu haben glaubte, ſo ließ ich es bei einem Tanze mit Madame Schulze bewenden, und beſchränkte mich auf den Genuß einer angenehmen geſelligen Unterhaltung, welcher mir auch in dem Geſpräche mit Hrn. Schulze, mit dem Procureur du Roi und mehreren Damen in reichlichem Maße zu Theil wurde. Man vermißt in den hieſigen feinen Cirkeln nichts von dem guten Ton, der in den Pariſer Salons herrſcht. Wir Deutſche müſſen insbeſondere rühmen, daß wir hier durchgehends mit großer Artigkeit und Zuvorkommenheit behandelt wurden.

Da hier alles, wie ſchon erwähnt, nach dem Pariſer Zuſchnitt eingerichtet iſt, ſo empfahlen wir uns auch nach Mitternacht à la Françoise d. h. wir ſchlichen uns, nach einer in Frankreich allgemein üblichen und ſehr zweckmäßigen Sitte, ohne uns bei unſerer Wirthin zu beurlauben, nach Hauſe. Hier erwartete uns noch ein komiſcher Auftritt. Muſtapha, unſer Oberkellner, derſelbe, welcher Semilaſſo auf ſeiner Reiſe nach Tunis als Kammerdiener begleitet hat, war ziemlich ſchläfrig, als wir in das Hotel traten. Durch eine unvorſichtige Bewegung ließ er ſeine griechiſche rothe Mütze, die er gewöhnlich

Digitized by Google

trug, herabfallen und es kam nun der Haarzopf, den die Mauren nach der Landesſitte nach Abſcheerung aller übrigen Haare mitten auf dem Scheitel ſtehen laſſen, den aber unſer Muſtapha wegen ſeines beſtändigen Umganges mit Europäern zu verdecken ſtets bemüht geweſen war, ganz gegen den Willen des Eigners zum Vorſchein. Natürlich neckten wir ihn damit, um ſo mehr, als uns unſere deutſche Wirthin, welche zugegen war, erzählte, daß dieſe Sitte auf einem frommen Glauben der Muhamedaner beruhe, die dereinſt von dem Propheten an dem abſonderlichen Zopf erkannt und an dieſer Handhabe in den Himmel gezogen zu werden hoffen. Juſſuf freilich, der elegante Muſelmann, wollte dieſen Grund nicht zugeben, und erzählte dem Semilaſſo, wenn wir ſonſt geneigt ſind, in der etwas poetiſch gehaltenen Epiſode über Juſſuf, alles auf das Wort zu glauben, daß die Eingebornen einen ſolchen Zopf ſtehen ließen, um eine Locke für die Geliebte übrig zu behalten. Wie dem auch ſei, der lange nicht zum Vorſchein gekommene Zopf des Muſtapha veranlaßte vielen Scherz, und v. W. und ich erheiterten uns gegenſeitig durch manche Geſchichte aus unſerer Studentenzeit, da man zuweilen nicht einmal mit einem Zopf ſich begnügte, ſondern ſogar einen Haarbeutel mit nach Hauſe brachte, und in demſelben zwar nicht einen frommen Glauben, aber doch einen luſtigen Sinn zu bethätigen meinte.

(Einkauf von allerlei Gegenſtänden. Bequemlichkeit der mauriſchen Kaufleute. Fabrikate aus Aloefaſern. Luftwedel. Nationalgarde zu Pferde. Carrouſſel zu Ehren des Marſchalls Clauſel. Deutſcher Geſang am Meeresſtrande von Algier. Mangel an Nationalgefühl bei vielen Deutſchen in der Fremde. Wachsthum der politiſchen Größe Deutſchlands und darauf begründete Hoffnung. Ein Deutſch-Franzos wird dem Hohngelächter Preis gegeben.)

Da unſere Abreiſe heran nahte, ſo gedachte ich noch mehrere Einkäufe zu machen, um Andenken an meinen hieſigen Aufenthalt ins Vaterland mitzubringen. Man warnte mich, bei Juden zu kaufen; ihre Prellerei iſt hier vorzugsweiſe berüchtigt. Natürlich keine Regel ohne Ausnahme. Ich lernte unter andern einen angeſehenen Juden kennen, der mit Straußenfedern, das Stück zu 15 bis 25 Fr. handelte: ein Artikel, der hier geſucht iſt, und bei welchem unſere europäiſchen Kaufleute, wie man ſieht, noch einen nahmhaften Gewinn machen. Der Jude bewohnt ein Haus, deſſen innere Einrichtung von Wohlſtand und Reinlichkeit zeugt. Ueberhaupt machen die Juden eine eben ſo zahlreiche als bemittelte Klaſſe der hieſigen Einwohnerſchaft aus und haben ihren Reichthum unter der franzöſiſchen Herrſchaft durch kluge Benützung aller Gelegenheiten ſehr zu vermehren gewußt.

Ich folgte übrigens dem Rathe meiner Freunde, und kaufte die gewünſchten Kleinigkeiten bei Mauren und Armeniern ein, die in der Regel ſolide ſind, und mit einem kleinen Gewinn vorlieb nehmen, deshalb auch nicht viel vorſchlagen. Die mauriſchen Kaufleute ſitzen mit untergeſchlagenen Beinen in ihren Gewölben, d. h. in Niſchen, die in dem untern Stock der Häuſer angebracht ſind. Aber keiner von ihnen rief mich an, oder lud mich zum Einkauf ein; ſie warteten ruhig ab, bis jemand kam, und einige waren ſo bequem, daß ſie, wenn ſie den Gegenſtand, den ich zu kaufen wünſchte, ohne aufzuſtehen, nicht erlangen konnten, zur Antwort gaben, ſie hätten die Waare nicht; ich mußte ſie förmlich dazu nöthigen, mir dieſelbe vorzuzeigen.

Ich kaufte unter andern mehrere Gegenſtände aus Aloe gefertigt, namentlich einen Reitzaum, ein Paar Schuhe, mehrere Uhrbänder, Arbeitsbeutel u. dgl. Alle dieſe Fabrikate ſind ſehr zierlich und dauerhaft gearbeitet, dabei ſo ungemein leicht, daß z. B. die Schuhe nur 1 Loth, der Zaum 4½ Loth wiegt. Auf der Nordküſte von Afrika hat man ſchon längſt gewußt, daß die Faſern von Aloe ſich zu einem Fabrikate verarbeiten laſſen, welches an Haltbarkeit, Feinheit und Gleichförmigkeit alle Stoffe ähnlicher Art weit übertrifft. Verſuche, die man vor einiger Zeit in dem Arſenal von Toulon angeſtellt hat, haben dargethan, daß Aloetaue 40 Centner hoben, während Hanftaue von gleicher Stärke nur 8 Centner trugen; ungetheert hoben die Taue aus Aloe 8 — 10 Centner mehr als die andern. In Nordamerika bedient man ſich ſchon ſeit längerer Zeit der aus Aloe gefertigten Seile und Taue; in Frankreich, welches den zu ſeiner Marine nöthigen Bedarf an Hanf mit großen Koſten zeither aus Ungarn bezogen hat, fängt man an, die Aloepflanze, die in Algier ſo häufig und wild wächſt, zu gleichem Zwecke zu benutzen; auch das belgiſche Kriegsminiſterium hat neuerlich, nach Wiederholung der in Toulon gemachten Verſuche, den alleinigen Gebrauch von Aloeſeilen für den Artilleriebedarf angeordnet. Schon wird die Fabrikation von Seilen und Tauen aus Aloefaſern im Großen durch eine eigene Geſellſchaft in Brüſſel betrieben, und eine Niederlage dieſer Fabrikate befindet ſich in Aachen.

Ferner kaufte ich einen arabiſchen Luftwedel. Dieſe werden aus feinen Weiden geflochten, und machen eine in Algier nöthige Geräthſchaft aus. Sobald man in ein Zimmer tritt, um einen Beſuch abzuſtatten, findet man zur Kühlung und Abwehrung der Muskitos ſolche Luftwedel, die außerordentlich leicht und ſehr zweckmäßig ſind.

Manche Waaren kann man in Algier von beſonderer Qualität kaufen, als ächte Gold- und Silberſtickereien, Roſenöl, türkiſche Shwals, Matratzen und ächten Rum; ich verſah mich daher mit dieſen Gegenſtänden. Auch Arbeiten aus Cocosnuß, einen Palmſtock, türkiſchen Tabak und eine griechiſche Mütze (Fez) nahm ich zum Andenken mit.

Nachdem ich den Einkauf dieſer Dinge in Begleitung meines gefälligen Landsmannes, Holzhalb, der mir mit ſeinem Rathe zur Seite ſtand, und bei den mauriſchen Kaufleuten als Dolmetſcher diente, nach meiner Meinung beſtens beſorgt hatte, machte ich meine Abſchiedsbeſuche bei allen den Freunden, durch deren Wohlwollen und Zuvorkommenheit ich ſo viel Gutes in Algier genoſſen hatte, namentlich bei Herrn Schulze, bei Herrn Baccuet und bei Herrn Schnell. Auf einem dieſer Gänge ſah ich die hieſige Nationalgarde ihre Uebungen für das Carrouſſel machen, welches zur Feier der Rückkehr des Marſchalls Clauſel gehalten werden ſollte. Auf dem großen Exerzierplatze vor dem Thore Babaluet war eine große Volte abgeſteckt, auf deren beiden gegenüberſtehenden Seiten Türkenköpfe auf Pfählen aufgeſteckt waren. Die Aufgabe der Reiter beſtand darin, den erſten dieſer Türkenköpfe mit dem Säbel herunterzuhauen, hierauf den Säbel wieder einzuſtecken, das Piſtol zu ziehen, und mit dieſer Waffe ſodann den zweiten Türkenkopf herabzuſchießen. Dieſes Manöver ſollte, ſo war die Vorſchrift, im Carriere ausgeführt werden. Aber nur wenige der Reiter löſten die Aufgabe; die meiſten machten ihren Kreislauf im Trabe, und ſtreckten nur einen der feindlichen Köpfe nieder, was ſeinen Grund darin hatte, daß ſie ihren Säbel, wenn ſie ſich deſſelben gegen den erſten Kopf bedient, nicht ſchnell genug wieder in die Scheide zu ſtecken vermochten, und daher bei der Ankunft an dem zweiten Türkenkopf das Piſtol noch nicht gezogen hatten. Andere ſetzten ſich zwar im Carriere, waren aber ſo wenig ihres Pferdes Meiſter, daß ſie die Richtung ganz verfehlten, und die bezeichneten Pfähle in weiter Entfernung rechts und links neben ſich ließen. Die Ungeſchicklichkeit der Nationalgardiſten war um ſo auffallender, als der Kreis, in welchem

Digitized by Google

das Manöver ausgeführt wurde, ſehr weit war, und das Terrain nichts zu wünſchen übrig ließ; auch die Pferde waren faſt durchgehends gut, zum Theil ſchön, größtentheils von arabiſcher Raçe. Aber die Haltung der Krieger war deſto erbärmlicher; ihre Arme waren in einer beſtändigen wogenden Bewegung, als wollten die Reiter durch Rudern in der Luft ihren Pferden zu ſchnellerem Fortkommen behülflich ſeyn. Das Ganze war ein luſtiges Schauſpiel, und bewies von Neuem, daß die Franzoſen ſelbſt auf guten Pferden ſchlechte Reiter ſind.

Noch verlebte ich einen vergnügten Abend hier. Nach Tiſch ging ich mit meinen Freunden v. W. und v. A. in das Kaffeehaus des colonies, wo ſich gewöhnlich viele hier anweſende Deutſche zuſammenfanden. Sowie nun in einem fernen Lande Bekanntſchaften ſchneller gemacht werden, und Landsleute beſonders ſich enger an einander anſchließen, ſo war dies auch hier der Fall. Unter den Deutſchen, deren Bekanntſchaft wir hier machten, muß ich beſonders eines gewiſſen Friesner erwähnen. Er iſt der Sohn des geheimen Finanzraths Friesner in Breslau, war früher in Montpellier, um dort die Handlung zu erlernen, und wurde von ſeinem Hauſe angewieſen, dem Handlungsgeſchäft, welches daſſelbe in Algier begründet hat, beiräthig zu ſeyn. Dieſer junge Mann, der uns als ſeine Landsleute mit herzlicher Offenheit begrüßte, und namentlich mich mit Gefälligkeiten überhäufte, beſaß ein Talent im Tyroler Geſang, dem ſogenannten Jodeln, wie ich es ſelbſt bei Tyrolern mich nicht erinnere, gehört zu haben. Da mir das Tyroliſiren von jeher gefallen hat, und ich ſelbſt bereits auf der Univerſität und ſpäterhin einige Fertigkeit in dieſer Geſangsweiſe erlangt habe, mußte mich die unbeſchreibliche Lieblichkeit in Friesners Vortrag, das höchſt merkwürdige Piano, ich möchte es ein Hauchen der Stimme nennen, verbunden mit der Glockenreinheit der Töne, endlich aber die unendliche Biegſamkeit ſeiner wirklich ſchönen Tenorſtimme zur größten Bewunderung hinreißen. Eine wundervolle Sommernacht, wie man ſie nur in den tropiſchen Ländern erleben kann, ſollte Friesners Talent im glänzendſten Lichte erſcheinen laſſen, und verſchaffte uns eine höchſt genußreiche Unterhaltung. Der herrlichſte Mondenſchein lockte uns und die auf dem Kaffeehaus des colonies verſammelten Deutſchen, etwa zehn an der Zahl, zu einem Spaziergang am Hafen. Das wohlthuende Gefühl, ſich im fremden Welttheil unter lauter Landsleuten zu befinden, die reizende Nacht und die angenehmen Laute der Mutterſprache, welche ihre Wirkung auf ein deutſches Herz nie verfehlen, ſtimmten die Geſellſchaft zur Heiterkeit, und faſt einſtimmig geſchah der Vorſchlag, einige deutſche Lieder zum Theil mit, zum Theil ohne Begleitung zu ſingen. An einer einſamen Stelle unmittelbar am Meeresſtrande wurde demnach Halt gemacht; die verſchiedenen Singſtimmen waren bald vertheilt und, — eine Folge des faſt allen Deutſchen angeborenen muſikaliſchen Sinnes — die Ausführung übertraf bei weitem unſere Erwartungen. Weithin ſchallte der Klang unſerer vaterländiſchen Weiſen bei der Stille der Nacht, und bald verſammelte ſich die am Hafen ſpazierende ſchöne Welt um das deutſche Sängerchor, und lauſchte dem früher*) ſo oft bewunderten Geſange. Wohl eine Stunde mochten wir auf dieſe Weiſe mit Geſang am Meeresſtrande uns ergötzt haben; dann traten wir langſam und mit ergriffenem Herzen unſeren Rückweg nach der Stadt an. Die Erinnerungen an die erhebenden Gefühle, welche ich am letzten Abend meines Aufenthalts zu Algier durch die harmoniſchen Klänge deutſcher Lieder empfunden habe, werden nie aus meinem Gedächtniß verſchwinden, eben ſo wenig als der Dank, den ich meinen dortigen Landsleuten für dieſen Genuß ſchuldig bin.

Dieſe Anzahl von Sängern mochte die deutſche Landsmannſchaft in Algier nicht unehrenvoll repräſentiren. Wir alle waren von gleicher Geſinnung beſeelt; wir alle fanden uns durch die deutſche Abkunft geehrt; wir alle erkannten die Vorzüge unſrer Nation und unſres Vaterlandes dankbar und offen an. Leider kann ich aber dieſes Zeugniß nicht allen Deutſchen ohne Unterſchied ertheilen. Denn manche unter ihnen waren verkehrt genug, ihre edle Mutterſprache zu verläugnen, und in allen Dingen den Franzoſen nachzuäffen. Das Nachahmen der Lebensſitten anderer Nationen, das Beſtreben aus ſeiner Nationalität heraus zu treten, die Erniedrigung, unter welcher ſich die Einzelnen einer fremden Nation anſchließen, die Unſitte, alles, was weit her kommt, hochzuſchätzen, — dieſe Untugenden bilden leider die ſchwache und höchſt tadelnswerthe Seite des deutſchen Volkes. Den anderen Nationen iſt dieſe Schwäche der Deutſchen ſehr wohl bekannt. Schlau benutzen ſie ſolche bei jeder Gelegenheit zu ihrem Vortheil, und nehmen dabei eine Protectionsmiene an, die oft in Impertinenz ausartet.

Dieſes Ueberheben iſt jedoch nicht eine Folge von der wahren Ueberzeugung des eigenen innern Werthes. Die Gediegenheit des deutſchen Charakters iſt allgemein bekannt, und deutſche Ehrlichkeit ſprüchwörtlich geblieben. Immer noch treten die Individuen anderer Nationen vorzugsweiſe gern mit Deutſchen in Geſchäftsverbindung, und ſchenken ihnen in der Regel mehr Vertrauen, als ihren eigenen Landsleuten.

Dieſes ſind Thatſachen, die Niemand abläugnen wird. Um ſo unbegreiflicher erſcheint das Betragen meiner Landsleute gegen die Fremden, welches Viele für übertriebene Beſcheidenheit ausgeben möchten, deſſen wahre Bezeichnung aber Mangel an richtiger Selbſtſchätzung und an lebendigem Nationalgefühl iſt.

Doch gewährt es dem Vaterlandsfreunde einige Beruhigung, wenn er wahrnimmt, daß, was allgemein anerkannt iſt, der Sinn der Volksthümlichkeit bei den Deutſchen in neuerer Zeit ſehr belebt worden iſt. Wir glauben, daß außer den Beſtrebungen edler Männer in unſerm Vaterlande, welche mit Wort und That auf die Entwickelung und Kräftigung des volksthümlichen Sinnes hinwirken, und außer den glorreichen Erfolgen, welche die Deutſchen im gemeinſamen Kampfe gegen Frankreich errungen haben, in neueſter Zeit beſonders die Vereinigung deutſcher Völker zu freiem Handelsverkehr weſentlich dazu beigetragen, hat und noch ferner beitragen wird. Das Band, welches durch Preußens und Bayerns hochherzige Vermittelung und ſelbſt nicht ohne augenblickliche, pecuniäre Opfer des erſtern Staates uns gegenwärtig umſchlingt, wird uns noch enger verbinden; unſere Fürſten werden fortan nicht getheilte Intereſſen haben; wir werden, wie an Einheit, ſo an politiſcher Größe, und damit an Achtung bei auswärtigen Völkern gewinnen. Wir dürfen uns wohl der Hoffnung hingeben, daß die ehrenvolle Stellung, die der Deutſche unter den andern Nationen einnimmt, künftighin auch ihm die Ueberzeugung begründen wird, daß er ſeiner Handlungsweiſe im Ausland die nothwendige Würde geſellen muß. Aber nur langſam und bedächtig ſchreiten wir vorwärts; es wird daher noch manches Jahr hingehen, ehe der Deutſche ſeine bisherige Sinnesart ändert. Hoffentlich geſchieht aber die Umwandlung deshalb um ſo ſicherer und nachhaltiger. Bei mir und meinen Reiſegefährten fand ſchon jetzt — Dank ſei es unſerer unbegrenzten Vaterlandsliebe — die alte Regel ihre Aus-

*) Die früher in Algier, jetzt in Spanien ſtehende Fremdenlegion beſtand aus vier Bataillons Deutſchen, einem Bataillon Polen und einem Bataillon Italiener. Die Deutſchen hatten aus ihrer Mitte ein Sängerchor gebildet, vielleicht das beſte, welches je bei einem Regimente exiſtirt hat. Stand die Legion in der Stadt Algier, ſo pflegten dieſe deutſchen Sänger vor dem Hauſe des Generals verſchiedene Singſtücke auszuführen, und eine zahlreiche Verſammlung von Menſchen aus allen Ständen hörte dann jedesmal mit Entzücken dem deutſchen Geſang zu.

Digitized by Google

nahmen. Stolz darauf, der deutſchen Nation anzugehören, ſprachen wir dieſe unſere Geſinnungen auch bei jeder Gelegenheit unumwunden aus. Man hielt uns in Frankreich ſowohl, als hier gewöhnlich für Engländer, Polen oder Schweden, zuweilen auch für Ruſſen; wurde nun eine Vermuthung über mein vermeintliches Vaterland gegen mich ausgeſprochen, was bei der angebornen Neugierde der Franzoſen ſehr häufig vorkam, ſo erfolgte jedesmal die Antwort: *nein, mein Herr! ich habe die Ehre ein Deutſcher zu ſeyn.* Bemerkte ich bei den Franzoſen, mit welchen ich in Berührung kam, eine gewiſſe Anmaßung in ihrem Betragen, welche, wenn auch nur mit Worten ſo viel ſagen ſollte, als *„ich gehöre der großen Nation an"*, ſo machte ich mir oft das boshafte Vergnügen, mich ganz unerfahren mit den franzöſiſchen Geſetzen und Lebenseinrichtungen zu ſtellen; im gutmüthigſten Tone von der Welt nach dieſer oder jener Sache zu fragen mit dem Zuſatze: *Haben Sie dieſe Einrichtung in Frankreich auch?* wenn mir nun hierauf erwiedert wurde, daß man eine ſolche Sache allerdings in Frankreich kenne, pflegte ich jedesmal ganz beſcheiden, aber mit dem Ausdruck der größten Verwunderung hinzuzuſetzen! *So, ich dachte dergleichen wäre nur bei uns in Deutſchland anzutreffen.* Hatte eine ſolche Unterhaltung eine Zeitlang gedauert, ſo konnten meine Gegner ihren Aerger faſt nicht mehr unterdrücken und oft bekannten ſie mir, als wir uns trennten: *ich wäre der erſte Deutſche, der eine ſo gewaltige Meinung von ſeinem Vaterlande gegen ſie ausgeſprochen habe.*

Als Beſtätigung des Geſagten und als Beweis, wie Zeit und Umſtände die Geſinnungen eines Menſchen zu ändern vermögen, möge die Erzählung eines Auftritts dienen, welchen ich mit einem ſogenannten Deutſch-Franzoſen in Algier gehabt habe. Als ich einſtmals mit meinen Reiſegefährten und Hrn. *Holzhalb* im Caffee Phoenix mich eingefunden hatte, zeigte uns letzterer einen Herrn ſeiner Bekanntſchaft, der in einiger Entfernung von uns allein an einem kleinen Tiſche Platz genommen hatte, mit dem Zuſatz: er ſei ein Deutſcher, der ſich ſchäme, dafür zu gelten und bei jeder Gelegenheit ſein Vaterland verläugne. Auf meinen Wunſch ſtellte mich Herr *Holzhalb* demſelben als einen Landsmann vor; ohne eine Anrede von ſeiner Seite abzuwarten, ſagte ich ihm ſogleich mit ernſter Betonung und erhöhter Stimme: *Alſo Sie haben auch die Ehre, ein Deutſcher zu ſeyn!* worauf er mir in großer Verlegenheit mit Oui Monsieur antwortete. Dieſer Menſch erſchien mir in ſeiner Erbärmlichkeit zugleich ſo lächerlich, daß ich meine Reiſegefährten herbeirief, und ihnen ohngefähr in dem Ton, in welchem unſere herumziehende Menageriebeſitzer oder deren Aufwärter die Namen und Eigenſchaften der wilden Thiere erklären, ſagte: *„Hier, meine Herren, belieben Sie eine große Merkwürdigkeit zu ſchauen; ein geborner Deutſcher, der ſeine Mutterſprache vergeſſen hat. Haben Sie die Güte, ihn in Ihrer Sprache anzureden; er wird Ihnen in derſelben nicht antworten können.* — Unſer Deutſch-Franzoß ſchien jedoch keine Luſt zu haben, uns mit den Proben der von mir alſo angerühmten ſeltſamen Eigenſchaft unterhalten zu wollen; er verließ uns eilig, und räumte in der höchſten Verlegenheit alsbald auch das Kaffeehaus. — Ein Hohngelächter war ſeine Begleitung.

(Schluß folgt.)

Rheiniſch-naturforſchende Geſellſchaft zu Mainz.

Die zu Anfang des Jahres ſtattgehabte Generalverſammlung der bezeichneten Geſellſchaft, gab denen, die ſich für dieſes Inſtitut intereſſiren, die erfreuliche Gewißheit, daß es raſch einem kräftigen Gedeihen entgegenſchreite. Ich will nicht von der bedeutenden Zunahme der Mitgliederzahl, nicht von dem Wachsthume der Fonds, nicht von der Theilnahme, welche die ausgezeichnetſten deutſchen Naturforſcher dieſem Inſtitute ſchenken, reden. Nur die Thatſache, welche auch die letzte Generalverſammlung beſtätigte, daß in demſelben Grade, wie die Naturalien-Sammlungen heranwachſen, ſo auch die wiſſenſchaftlichen Vorträge gediegener werden, will ich anführen. Einen Beweis davon möge die Ueberſicht der in den letzten Monaten bei dieſer Geſellſchaft gehaltenen Vorträge geben. Sie folgt hier: 1) Ueber die Natur der Erſtickung durch Kohlendunſt, und über die Natur der Gasart, welche gewöhnlich mit dem Namen Kohlendampf bezeichnet wird, nebſt Erwähnung hierher gehöriger Fälle. 2) Bericht über den aſtronomiſchen Theil des, von H. *Schmietz* in Cöln der Geſellſchaft überſendeten Werkes „verſchiedene phyſikaliſche und techniſche Gegenſtände," nebſt Erläuterungen über den Urſprung der Wärme und des Lichts in der Sonne, und den dort ſtattfindenden Verbrennungsprozeß. 3) Ueber den Unterſchied im Gebähren zwiſchen Menſchen und Thieren. 4) Ueber die ungewöhnliche Häufigkeit der Nierenſteinerzeugung. 5) Ueber den Begriff des Wortes „Inſekt," und über das Studium der Inſektenkunde. 6) Ueber Necroſe und den Knochenwiedererzeugungsprozeß, nebſt geſchichtlichen Bemerkungen über dieſe Krankheit. 7) Ueber Entſtehung von Infuſionsthieren und über generatio aequivoca mit Anführung von Beiſpielen aus der Klaſſe der Vielgelenkthieren. 8) Ueber Astma thymicum. 9) Unterſuchungen über die Entſtehung der Inſekten. 10) Naturhiſtoriſche Betrachtungen über den Strauß und über den Kranich. 11) Ueber den Geiſt der Bildung in der heutigen Heilkunde. 12) Betrachtungen über die letzte Maſern-Epidemie in Mainz. 13) Bemerkungen über Darmgeſchwüre bei typhöſen Kranken. 14) Ueber die Modification des Lebensprozeſſes durch ſideriſche Einflüſſe, namentlich bei dem Wechſel der Tages- und Jahreszeiten, und über den Einfluß derſelben auf Entſtehung von Krankheiten. 45) Ueber natürliche Syſteme in der Mineralogie, erläutert durch Mineralien aus den wichtigſten Claſſen. 16) Ueber das Entropium, und über eine neue Heilungsmethode deſſelben in den Fällen, wo der Tarſes desorganiſirt iſt. 17) Ueber einen merkwürdigen Fall von Aneurisma der Aorta abdominalis, mit Berſtung in die rechte Bruſthöhle, ohne beſondere Merkmale im Leben (Vorzeigung des merkwürdigen Präparats). 18) Ueber die Natur des Lichts, mit beſonderer Würdigung der bis jetzt herrſchenden Anſichten über dieſen Gegenſtand. 19) Ueber Ausmittlung des Arſeniks, beſonders in Beziehung auf Arſenik-Vergiftung. 20) Ueber die Fragen: 1. Ob zur Zeit, als die nun ausgeſtorbenen Säugethiere der Vorwelt noch lebten, ſchon Menſchen die Erde bewohnten; und ob: 2. nachweisbar eine Thierart ganz ausgeſtorben ſey, ſeit der Menſch die Erde bewohnt. 21) Ueber den heiligen *Ibis* und die Mumien dieſes Vogels, mit Vorzeigung einer Ibismumie. 22) Ueber die Heilkraft der Natur. 23) Ueber Ausmittlung von Opium und Blauſäure bei Vergiftungen. 24) Ueber die Wohnungen der Inſekten. 25) Ueber Infuſionsthierchen mit beſonderer Berückſichtigung der neuerdings entdeckten verſteinerten Ueberreſte von Thierchen aus dieſer Klaſſe. 26) Unterſuchung und Beleuchtung der Grundſätze der Homöopathie, mit beſonderer Berückſichtigung der Lehren ihrer neueſten Bearbeiter. 27) Ueber den Kukuk, deſſen Lebensweiſe und die abergläubiſchen Meinungen in Betreff dieſes Vogels. 28) Ueber Wallfiſchfang u. die verſchiedenen Zeitabſchnitte dieſes Erwerbszweiges.

Digitized by Google

Dieſe ſämmtlichen Vorträge aus der Natur- und Heilkunde waren meiſt geiſtvoll und gediegen, und viele davon würden als ein Bereicherung der Wiſſenſchaft angeſehen werden, wenn ſie der Oeffentlichkeit überantwortet worden wären. Um dieſes in der Zukunft zu können, wird unſer Verein in Verbindung mit mehreren andern naturhiſtoriſchen Vereinen am Rheine eine wiſſenſchaftliche Zeitſchrift begründen, worin die vorzüglichen Arbeiten aufgenommen werden. Die Redaction dieſer Zeitſchrift wird der hieſige Verein an ſich bringen.

Italieniſche Charakter-Maſken.

Nachdem die italieniſche Komödie von der ſclaviſchen Nachahmung lateiniſcher Vorbilder ſich losgeriſſen und allmählig eigenthümlich und originell ſich gebildet hatte, vervielfachte und bereicherte ſich das Feld des Komiſchen, welches früher durch einen Samnos, (Zanui) oder Luſtigmacher, eingenommen wurde, durch die Erſcheinung vieler und verſchiedener komiſcher Charakter-Typen. Indem man die Wirkung und Erhöhung der komiſchen Kraft in der Zuſammenſetzung lächerlicher Eigenſchaften bei einem Individuum ſuchte, und zugleich den Dialect und die Kleidung einer oder der andern italieniſchen Landſchaft bei jedem beibehielt, entſtanden eigenthümliche, individuelle Charaktermaſken. Vergebens dürfte man nach dem Urſprung jeder einzelnen von dieſen forſchen, denn er liegt oft in einer localen, vorübergehenden Veranlaſſung. So erhielt der Arlecchino Entſtehung und Namen durch einen Bergamaſken, der in Darſtellung eines ſeiner Landsleute ſo vorzüglich war, daß das Publikum die neue Charakter-Maſke nach ſeinem Namen nannte; ſo erhielt Tartaglia ſeine Benennung wegen des fehlerhaften Sprachorgans. Aber nun ſind dieſe Maſken von der Bühne, mit karger Ausnahme Arlecchino's, verſchwunden; nur die Marionettentheater und die herumwandernden Pulcinellaſpieler bewahren das Daſeyn des einſt volksthümlichen italieniſchen Komödienperſonals.

Dafür entſchädigen aber der Carneval und die Maſkenaufzüge während desſelben; da nun wieder auf einige Tage im Jahre die alten, nationellen Charaktermaſken, beſonders Arlecchino und Brighella, aufgetreten ſind, ſo wollen wir daher eine Schilderung dieſer italieniſchen Charakter-Maſken entwerfen.

I. Arlecchino.

Arlecchino iſt der Repräſentant des Volkscharakters des Brembothals in der Provinz Bergamo; er iſt von San Giovanni Bianco, wenige Miglien von Cornello, wo die zwei berühmten Tasso's, Vater und Sohn, gebürtig waren. Er trägt buntfarbige, geflickte Jacke und Hoſen, eine ſchwarze Maſke, weißen, aufgeſtülpten Filzhut, mit einer herabhängenden Krämpe, in ſeiner Leibbinde ſteckt ein hölzerner, etwas flacher — Polenta-Rührlöffel, der ihm oft die Dienſte eines Degens macht. Arlecchino geht immer ſingend und trillernd herum, denkt an die Gegenwart, wie an Vergangenheit und Zukunft; er iſt witzig ohne Bosheit, fröhlich, ſpaßt mit jedem, dem er begegnet, frägt neugierig andere aus, und erzählt Alles, was er weiß. Wehe dem, der ein Geheimniß ihm anvertrauen wollte! denn das Erſte, was er dann jedem zuruft, iſt, daß er ein wichtiges Geheimniß bewahre, aber nicht verrathen wolle. Fremde Angelegenheiten intereſſiren ihn aufs Höchſte, da ſchleicht er nach und ſpäht und lauſcht. Uebergibt man ihm einen Liebesbrief zum Abgeben, ſo reißt er das Siegel ab, und lieſt ihn, aber er ſchwört gleich Jedermann, daß er die darin enthaltene Liebeserklärung nicht verrathen werde; wird aber der Inhalt von Jemand errathen, ſo läuft er davon, und hält ihn für einen Hexenmeiſter. Iſt eine Gefahr nahe, dann iſt er flink auf den Füßen; er läßt ſich aber gern bereit finden, um für Rechnung eines Andern Jemand durchzuprügeln, er läuft dann herum, findet den Unglücklichen gewiß auf, benachrichtigt ihn, daß er nun ihn prügeln müſſe, kommt aber immer ſtatt deſſen ſelbſt mit einer Tracht Schläge nach Haus.

Braucht man einen Lohnbedienten? Arlecchino iſt dazu bereit, er verſpricht ſeine Dienſte auch zwei Herren zugleich. Er iſt treu und anhänglich, er zittert vor jeder Gefahr, der ſein Herr entgegen geht, er jammert und weint, aber er folgt ihm doch, und will ihn zur Flucht überreden; obwohl er an Hölle und Geſpenſter glaubt, und ſie fürchtet, ſo begleitet er doch ſeinen Herrn, wenn auch bebend wie ein Fieberkranker, in die erſte uud zu den zweiten. Er iſt gleich verliebt, aber nur in ſtattliche Küchenmägde und Zofen, von welchen er ein Glas Wein und einen Imbiß zu erhalten hofft, verſpricht Jeder das Heirathen, und entſchließt ſich nie dazu. Arlecchino iſt Arzt, Handelsmann, Unternehmer, ſtellt aber alles unrecht an; er leidet an Bauchgrimmen, aber eine Schüſſel Polenta heilt ihn augenblicklich. Er weint und lacht zu gleicher Zeit, und macht ſich nichts daraus, keinen Heller im Sack zu haben.

II. Brighella oder Burchiella

wurde von Antonio da Mulino zuerſt auf die Bühne gebracht. Brighella trägt eine weit über die Hüften hinabreichende, dort mit einer Leibbinde zuſammengeſchnürte Jacke mit einer langen Doppelreihe von Knöpfen, Beinkleider, weder breit noch eng, bis zu den Fußknöcheln reichend und an der Außenſeite mit einer Reihe von Knöpfen von oben bis herab nach Art der Reithoſen, und gewöhnliche Schuhe. Sein Haupt iſt mit einer platten Mütze bedeckt, die Haare flattern ihm lang herab, mit dem dichten Backen- Knebel- und Kinnbarte ſich vermiſchend. Brighella iſt luſtig, gewandt und pfiffig, ſpricht ein Kauderwälſch von italieniſchen, griechiſchen und ſlavoniſchen Worten, erzählt gern unbegreifliche oder erdichtete Dinge, gibt einen Kuppler für Eheverbindungen ab, dient Jedem, bei dem zu ſchmarotzen iſt, benützt alle Gelegenheiten zu ſeinen Gunſten, und iſt ſehr erfinderiſch. Er ſingt, und ſpielt meiſt Guitarre mit der linken Hand. Brighella iſt eine venetianiſche Maſke, auf den ſlavoniſchen Küſten unter der Herrſchaft Venedigs gebürtig, und geſellt ſich gerne zu

III. Pantalone,

dem getreuen Bilde eines alten, ächten Venetianers, von Franceseo Cherra zuerſt auf die Bühne gebracht. Pantalone iſt Handelsmann, der ſich durch geſchickte und wohlberechnete Spekulationen ein bedeutendes Vermögen erworben, iſt bieder, ohne allen Stolz, plaudert gerne, hat meiſt Umgang mit Leuten niederer Stände, dabei zeigt er viel Verſchmiztheit, die aber immer in den Gränzen der Gutmüthigkeit bleibt. Der hauptſächlichſte Fehler in ſeinem Charakter iſt übertriebenes Zutrauen gegen Andere, welches häufig getäuſcht zu vielen Späßen Anlaß gibt. Pantalone iſt übrigens großmüthig, er zahlt bei jeder Gelegenheit für Dienſtleiſtungen, wohl wiſſend, daß Mammon der kräftigſte Hebel zu Allem iſt, und ſo entſtand das Sprichwort der Venetianer: Pantalon paga. Ein hohes ſchwarzes Barett, ein langer Talar von derſelben Farbe bis zu den Ferſen, rothe Beinkleider und derlei Weſte machen Pantalone vor Allen kennbar.

IV. Pulcinella.

Dieſer Heros der Makaronen, mit langer Naſe, weißer Kleidung aus einer Art Blouſe und bauſchigen Beinkleidern beſtehend, und kreiſchender, näſelnder Stimme wurde vom Komiker Silvio Fiorillo ins Leben gerufen. Er iſt ein Calabreſe von Geburt, verfeinert durch ſeinen Aufenthalt in der

Digitized by Google

Hauptſtadt Neapel. Pulcinella hat immer einen Stock in Händen und macht häufigen Gebrauch davon auf den Schultern Anderer, er iſt aufgelegt zum Fluchen und zu Raufhändeln. Pulcinella beſitzt in Neapel ein eigenes Theater mit Marionetten, das als Nebenbuhler des berühmten Theaters San Carlo ſich Teatro Carlino nennt, und weiſet einen eigenen Komödiendichter, De-Pretis, auf, welcher mehrere Luſtſpiele für ihn in neapolitaniſchem Dialecte herausgab. Der neapolitaniſche Pulcinella iſt Vater zu allen übrigen, nachgehends durch ihn erzeugten, des franzöſiſchen, des holländiſchen Toneelgek genannten und des engliſchen Punch. Der berühmte Bayle unterhielt ſich oft Stunden lang als Zuſchauer der Thaten Pulcinella's, der große Parlamentsredner, dann Großkanzler Curran, welcher aus Beluſtigung den Pulcinella in Bewegung ſetzte und ſprechen ließ, vervollkommte ſich dabei für ſeine Laufbahn als improviſirender Redner.

V. Der Dottore (Doktor)

wurde vom Komiker Lucio im J. 1560 zuerſt auf die Bühne gebracht. Er copirte dabei einen alten Barbier, Graziano delle Cetiche von Francolino, einen Sonderling ganz eigener Art. Lodovico von Bologna vervollſtändigte dieſe Charakter-Maske und führte für ſie den bologneſiſchen Dialect ein. Dieſer Dottore hat ſeine Laurea in der Geſetzkunde, an der berühmten Univerſität zu Bologna, und kleidet deßhalb die Toga und den Doctorhut. Einfalt und nebſtbei hoher Eigendünkel zeichnen ihn aus, er ſpricht immer mit Kraftſprüchen und Citationen, die aber durch unpaſſende Anwendung lächerlich ausfallen.

VI. Girolamo

hat nun ſeinen Hauptſitz im gleichnamigen Marionettentheater, auch Teatro Fiando, zu Mailand. Er ſtellt einen Piemonteſen vor, der viel und ungereimt ſpricht, betrügt und betrogen wird. Jacke und Hoſen ſind roth, der Kopf ganz kahl, nur auf dem Wirbel iſt ein zum Zopfe gedrehtes Haarbüſchelchen nach Art der Chineſen.

VII. Andere Charakter-Masken,

die nicht einmal auf den Marionetten-Theatern ihr einſtiges Anſehen behaupten, ſondern allenfalls nur noch im Carnevale, zu Rom beim Moccolifeſte geſehen werden dürften, ſind: der Calabreſe, Giangurgoli, dumm und mit Grimaſſen einherſchreitend, Tartaglia von Neapel, ein Vielſprecher, der ſeine unglücklichen Zuhörer durch beſtändiges Stottern zur Verzweiflung bringt, Don Pasquale von Rom, ein Mann, der ſich für wichtig hält, und Jedem einen dummen Rath ertheilen will, Stenterello aus dem Gebiete von Florenz, der von toskaniſchen Floskeln überſprudelt.

G—.

Kleine Bücherſchau.

König Max I. Gedichte in vier Geſängen von Dr. J. B. Hoffmann. Würzburg, Ettlinger'ſche Buchhandlung 1836.

Dieſes, Ihrer Majeſtät der verwittweten Königin Caroline dedicirte Gedicht gehört zu den beſſeren Erzeugniſſen der neueren Poeſie. Wenn wir auch in dem vorliegenden Werke kein reines Epos finden, wie wir erwarteten, ſo hat der Verfaſſer, die engen Grenzen des in ſich einigen und abgeſchloſſenen Gebietes der epiſchen Darſtellung vermeidend, doch ein lebensvolles Gemälde der Zeit gegeben, welche Max mit ſeinem Volke durchlebte. Auf dieſe Art erhalten wir eine treffliche Schilderung des vielbewegten politiſchen Lebens einer wichtigen Epoche; die franzöſiſche Revolution, Napoleons Kriege, die Kämpfe der Bayern ziehen in glanzvollen Bildern vor uns vorüber, und durch die weiſe und gute Regierung des beſten Königs, der ſeinem Lande wieder Ruhe und feſte Ordnung gibt, gelangen wir bis in die neueſte Zeit, die in König Ludwigs großartiger Perſönlichkeit und ſeinem Schaffen und Wirken die glänzendſte Periode des Bayerlandes herbeigeführt ſieht. Die Form des Gedichtes können wir nur eine gelungene nennen. Statt des antiken Hexameters und der metriſchen Freiheit der unregelmäßigen Stanzen wählte der Dichter die weiche harmoniſche Form der italieniſchen Stanze, welche uns für das neuere Epos die muſtergiltige Form ſcheint. Die leere Weitſchweifigkeit mit Worten und Bildern, die vage Declamation weit ausgeſponnener Tiraden zu vermeiden, iſt hier des Dichters Aufgabe, die freilich in dem vorliegenden Gedichte nicht ganz gelöſt iſt, da mitunter eine gewiſſe proſaiſche Mattigkeit eintritt, aber im Allgemeinen ſind die Verſe vortrefflich gebaut, mit männlichen und weiblichen Reimen gut abwechſelnd; die Sprache iſt friſch und gewandt, oft höchſt poetiſch. Einzelne Stellen ſind ſehr ſchön gehalten, wie der Geſang auf die Inſel Helena; Maximilians Traum und ſein Tod. Wir ſcheiden mit Vergnügen von dem Verfaſſer und ſeinem Buche, das in der Bruſt eines jeden hochherzigen Bayern die Liebe für ſeinen Regenten neu anfachen und erhalten wird.

Anleitung zur gründlichen Erlernung der deutſchen Sprache, nach Lhomond's Lehrweiſe. Bamberg 1837. 8. Verlag des literariſch-artiſtiſchen Inſtituts. (6½ Bogen, Preis 18 kr.)

Unter dem vorſtehenden Titel iſt uns ein Büchelchen geboten worden, welches jedem Freunde der deutſchen Sprache, beſonders aber jenen Schulmännern, welche der ihnen anvertrauten Jugend ein gutes Lehrbuch in die Hände geben wollen, nicht genug empfohlen werden kann. Wir machen auf daſſelbe aufmerkſam, nicht, um in den Chor der Unberufenen einzuſtimmen, welche das Neue bloß deßhalb, weil es neu iſt, anpreiſen; ſondern um der guten Sache zu dienen. Jeder unbefangene, ſpruchfähige Lehrer wird nach aufmerkſamer Durchleſung des Büchelchens unſere Anſicht theilen.

In zwölf Abſchnitten geben die Verfaſſer eine ſo einfache und lichtvolle Darſtellung der Hauptregeln unſerer Sprache, daß das Werkchen von jedem Kinde gefaßt wird, und zwar um ſo leichter, da der fremde Plunder, welcher faſt alle Lehrbücher verunſtaltet, gänzlich vermieden iſt.

So gehaltvoll auch jede Seite iſt, ſo müſſen wir doch vor Allem auf die Beugung der Hauptwörter, ſowie der Eigenſchaftswörter, desgleichen auf die Abwandlung der Zeitwörter aufmerkſam machen. Was uns die Verfaſſer über dieſe drei Punkte, namentlich über den erſten, geliefert haben, iſt das Ergebniß langer und tiefer Forſchung. So konnte nur ein Meiſter dieſen Gegenſtand behandeln. Nach dieſer Anweiſung faßt ein Kind von neun Jahren im Verlaufe weniger Stunden, was bisher Erwachſene in vielen Monaten, oder vielmehr nie lernten. Ebenſo richtig und einfach iſt Das, was über das Satzgefüge geſagt wird.

Für Fremde iſt das Büchelchen dadurch um ſo brauchbarer gemacht, daß ihm am Schluſſe ein Verzeichniß aller Hauptwörter, welche in der Mehrheit den Umlaut annehmen, d. h. a in ä, o in ö, u in ü, au in äu verwandeln, und zwar nach den Beugarten, angehängt iſt.

Uebrigens iſt alle Gelehrſamkeit fern gehalten, dabei aber, wie es im Vorworte ſehr wahr heißt, jede bisherige Leiſtung treu benützt worden.

Wenn indeß Hr. Lhomond, wie wir gleichfalls aus dem Vorworte entnehmen, wirklich die Veranlaſſung zu dieſer An-

Digitized by Google

leitung gegeben hat; ſo verdient Derſelbe in ſo fern Dank, als dadurch ein ſehr nützliches Buch für die Jugend ans Licht gebracht und überdies aufs neue der erfreuliche Beweis geliefert wurde, daß der Deutſche den Fremden, ſelbſt wenn er ſie zu Muſtern der Nahmung wählte, an Gründlichkeit und Genauigkeit nicht nachſteht, ja dieſelben ſogar zu übertreffen vermag.

Wir hegen die feſte Ueberzeugung, daß die Verfaſſer ihren Zweck: „Anfängern das Erlernen der Sprache zu erleichtern, und ſomit der lieben Jugend manche Thränen zu erſparen“, vollkommen erreichen werden.

Recht ſchade, daß die Verfaſſer ihre Namen nicht kund geben mochten. M.

Korreſpondenz.

ω Leipzig, den 18. Februar.

„Glaube dem Leben; es lehrt beſſer als Redner und Buch!“
Göthe.

Man mag über Ringelhardts Theaterdirektion hier ſagen, was man will, ſo wird man wenigſtens zugeben müſſen, daß er in einem Monate oft mehr Neuigkeiten auf die Bühne bringt, als manche Hofbühne in einigen. Und wenn die Auswahl nur ſonſt gut, das Repertoir mannichfaltig, die Beſetzung untadelhaft iſt, ſo hat das Publikum wohl Urſache, mit der Direktion zufrieden zu ſeyn, wenn es auch ſonſt immer noch mit Schiller denkt: „zu allen Zeiten, da die Kunſt gefallen, iſt ſie durch die Künſtler gefallen.“ Doch laſſen wir dieſe Betrachtungen, und blicken wir zuerſt auf das zurück, was uns die letzten Monate des vorigen Jahres beim Theater gebracht haben. Neu waren „die Liebe im Eckhauſe“, Luſtſpiel in 2 Akten, nach einer Idee des Calderon von Cosmar (was ſehr gefiel und mit ungetheiltem Beifalle wiederholt worden iſt), „die Braut“ von Auber (die wenig angeſprochen hat), „der Glöckner von Notre-Dame“ von Birch-Pfeiffer (der ſich nur kurze Zeit auf dem Repertoir erhalten wird, obgleich er mit ſeinem Baren, ſeinem Kinde in Flitterſchuhen, ſeinem Narrenkönige und ſeiner Preciosa-Esmeralda auch ſein Publikum findet, denn Publikum und Publikum ſind oft ſehr verſchieden), „die weiße Piqueſche“, Schwank in 1 Akt von Töpfer (von dem eigentlich nichts zu ſagen iſt), und „Onkel und Nichte“ von Charl. Birch-Pfeiffer (welches Original-Luſtſpiel jedoch originell, d. h. ziemlich laut und luſtig, ausgepocht wurde). Von fremden Künſtlern führte uns die Direktion nur einen Gaſt aus Schwerin, Namens Börger, ohne Erfolg vor, und Fräulein Henriette Carl, königl. ſpaniſche Hof- und Kammerſängerin, keine gewöhnliche Sängerin, und wiegt daher, wenn auch nicht, wie ſie ſelbſt vielleicht meint, eine Schröder-Devrient und Malibran, aber doch viele Gäſte auf, die uns Herr Ringelhardt hätte vorführen können. Letztere ſang als Norma, Donna Anna und Roſine, und damit iſt ſehr wenig geſagt, denn wer dieß lieſt, hört die umfangreiche Stimme, hört das königliche C (ich weiß nicht, ob das königlich ſpaniſche!) nicht, das zu Exclamationen, ſchlechten Verſen und guten Witzworten Anlaß gegeben hat. — „Wie viele C giebt es?“ fragte Berthold, unſer Komiker, als Schulmeiſter im „Juriſt und der Bauer“ ſeine Schulkinder. „„Zweie, das große und das kleine.““ „Ihr großen Eſel, kennt ihr denn das dritte C nicht. Es hat ja im Tageblatte geſtanden.“ „„Nein, das kennen wir nicht; das Tageblatt iſt ja kein ABC-Buch.““ „Da habt ihr wieder Recht. So muß ich's euch alſo ſagen; das dritte C im Alphabet iſt das königliche C.“ Lautes Bravo — und allgemeine Heiterkeit im Theater belohnte den Witz; der Exclamant aber, der im Tageblättchen beim Berichte über der Carl Concert deren königliches C geprieſen hatte, hüllte ſich in die unſchuldige Freude ein, Veranlaſſer jenes Scherzes geweſen zu ſeyn. Dieß über die Exclamationen und das Witzwort; von den ſchlechten Verſen nachher. Um aber wieder auf Fräulein Carl zu kommen, bemerken wir, daß Kenner ihre Stimme, ihre Geſangsmethode rühmend anerkennen, und beſonders den Umfang der erſtern; doch wollen ſie das eigentliche Studium einer großen Sängerin, die den Geiſt, die Individualität der Compoſition aufzufaſſen und wiederzugeben ſucht, nicht finden, und meinen, wer ſie in einer Rolle gehört, habe ſie in allen gehört. Das ſcheint mir zu viel geſagt zu ſeyn; denn als Roſine im „Barbier von Sevilla“ ſang und ſpielte ſie ganz anders, als in Norma und als Donna Anna; der Geſang war lieblicher, inniger, das Spiel freier, gerundeter. Freilich iſt die Roſine eine, ich möchte ſagen, natürliche, leicht anſprechende Rolle, wozu nur angeborne Coquetterie und erlernte Volubilität der Stimme gehört: dagegen haben wir als Norma und Donna Anna die Schröder-Devrient geſehen, und an dieſe hat die Carl auch nicht mit dem letzten Saume ihres Gewandes geſtreift. Von ergreifendem Spiele, durch das die Schröder als Norma entzückt und begeiſtert, war nichts ſichtbar, doch wurde die große Arie in „Don Juan“ von der Carl ganz vorzüglich geſungen. Sonach hat letztere hier nicht allgemeinen Beifall eingeerntet, und nur einige alte Herren und junge Poeten elektriſirt. Das königliche C habe ich oben erwähnt; die Elegante mußte ſchon aus angeborner Galanterie etwas exaltirt ſeyn, Kalophilos um ſeines Namens willen ſingen, und ein angehender Dichter ſeine Liebesſeufzer in holprichten Verſen aushauchen. Jenem iſt die Carl „Droſſel, Lerche, Nachtigall“ (in einem Exemplare des „Kometen“, worin das Gedicht ſteht, war eine fatale Bezeichnung des Dichters als Parodie des Schluſſes beigeſchrieben), wobei er die Bemerkung macht, daß die Nachtigall am ſchönſten im Citronenlande ſinge; hiermit will der Sänger ſeinen Mitbürgern ins Gedächtniß zurückrufen, daß er auch einmal in Italien war; dieſen hat oft „ein heller Blitzesfunkel getäuſcht, aber die Carl iſt ihm „der helle Strahlenſchimmer, und was Du uns entzückend ſangſt, verklinget nimmer.“ Uebrigens hat es keine Kränze, keine flatternde Gedichte u. ſ. w. gegeben. „Maccoeco, ſiehſt Du die Thräne?“ „„Non, mon Prince.““ — Bei alle dem müſſen wir dem Direktor Ringelhardt danken, daß er auch dieſe Sängerin auf vielfaches Bitten im Tageblatte uns auf der Bühne vorgeführt hat, und dieſe von 40 auf 30 ſich hat herabſtimmen laſſen. — Vom Theater zum Concert iſt nur ein Sprung, und ſomit wäre ich denn im Gewandhauſe, wo die ſogenannten großen Concerte aufgeführt werden. Daß Mendelſohn-Bartholdy Muſikdirektor und David Concertmeiſter iſt, kann ich als bekannt vorausſetzen; auch laſſen beide Namen auf Vorzügliches bei den Muſikaufführungen, wo ſie thätig ſind, ſchließen. Man will den erſtern für bisweilen als einen muſikaliſchen Tyrannen bezeichnen; indeſſen mag ich einen Tyrannen, der Genie und Talent hat, recht gut leiden. In den drei Abonnementsconcerten während des Novembers (5., 6., 7.) wären als ausgezeichnete Nummern beſonders folgende hervorzuheben: Concert für das Pianoforte von L. von Beethoven (G dur), vorgetragen von Mendelſohn-Bartholdy, Phantaſie für die Violine von Schubert, vorgetragen von Uhlrich, Adagio und Polonaiſe für das Violoncell von J. Mark, geſpielt von Willmann, und Symphonie (Nr. 1) vom Kapellmeiſter C. G. Reiſſiger. Bei der Probe des obenerwähnten Muſikſtücks ſoll ſich unſer Mendelſohn-Bartholdy ganz vorzüglich als muſikaliſcher Tyrann mit der Bleifeder in der Hand thätig bewieſen haben. Daß übrigens die Nummern aus „Oberon“, „Euryanthe“ und „Zauberflöte“ ganz vorzüglich ausgeführt wurden, brauche ich bei der Trefflichkeit unſers Orcheſters nicht erſt zu erwähnen. Eine jugendliche Sängerin, Namens Sturm aus Riga, und mit beigelegtem effektbringenden Vornamen: Carlowna auf dem Concertzettel aufgeführt, ſang eine Arie von Roſſini zum Erbarmen, und eben ſo wenig wollten einige Nummern aus P. Lindpaintners komiſcher Oper: „die Macht des Liedes“, anſprechen. Da heißt es in Wahrheit: kein Feuer ohne Rauch, kluge Leute fehlen auch! Noch muß ich von Reiſſigers Symphonie erwähnen, daß zwar die treffliche Inſtrumentirung gerühmt, aber Phantaſie, Erfindung vermißt wurde, und daher die Aufführung nicht viel dem muſikaliſchen Gedächtniſſe zurückließ. Von Extraconcerten, dem Gegenſatze der Abonnementsconcerte, deren in jedem Winterhalbjahre 20 regelmäßig gegeben werden — kann ich nur von einem, dem auf vieles Verlangen von Frln. Carl gegebenen zweiten, berichten, wo außer den von der Concertgeberin vorgetragenen Nummern, worunter beſonders die Arie aus „Semiramis“, die ruſſiſchen, ſpaniſchen, ungariſchen, franzöſiſchen und neapolitaniſchen Volkslieder, und die für ſie von Mercadente eigens componirten Variationen anſprachen, auch eine Dilettantin, Frln. Charlotte Fink, das Capriccio für das Pianoforte von Mendelſohn-Bartholdy (Op. 22) mit großer Geſchicklichkeit vortrug. Da ich einmal der Muſik erwähne, ſo muß ich als gewiſſenhafter Berichterſtatter auch noch der Aufführung des Oratoriums von Haydn: „Iſrael in Aegypten“, gedenken, die am 7. November Abends in der Paulinerkirche ſtattfand. Mendelſohn-Bartholdy leitete dieſelbe, es waren dabei an 300 Sänger und Sängerinnen wirkſam, das Orcheſter war räumlich und perſonell vergrößert, und unter jenen bemerkte man die Fräulein Carl, Grebau, die Herren Hering, Pögner, Richter u. a. Die Einnahme, die, nach Abzug der nicht unbedeutenden Koſten, dem Penſionsfond für arme und kranke Muſiker beſtimmt war, ſoll über 1000 Thlr. betragen haben. — Somit gehe ich zum öffentlichen Leben über, und bemerke hier, vom Lichte anfangend, daß wir immer noch keine allgemeine Beleuchtung, auch keine Gasbeleuchtung haben, obgleich die Sache bereits in einer Sitzung der Stadtverordneten am 28. Nov. v. J. zur Sprache gekommen iſt; doch ſoll nun einem neuerlichen Beſchluſſe unſerer Stadtverordneten zufolge auch bei uns wie in Dresden Gasbeleuchtung eingeführt werden. Daß aber namentlich die Vorſtädte ſo ſtiefmütterlich von der Verwaltungsbehörde im Betreff der Erleuchtung behandelt werden, iſt beſonders zu beklagen; hoffentlich widmen die Väter der Stadt nicht blos der Stadt, ſondern auch den dazu gehörenden Vorſtädten, ihre Aufmerkſamkeit, und überdieß iſt in mehrfacher Beziehung der frühere Unterſchied zwiſchen jener und dieſen aufgehoben worden, wie z. B. in Betreff der Einquartierung und der deshalb aufzubringenden Servisgelder. In letzterer Beziehung liegt mir eine Bekanntmachung des hieſigen Raths vom 2. Novbr. v. J. vor, wonach die Ausgleichungsſumme von 1836 an und der Betrag der von der innern Stadt auf die Zeit vom 1. Auguſt 1831 bis ult. Dezbr. 1835 nachträglich abzuführenden Beiträge feſtgeſetzt, und hiernach beſtimmt wird, was jeder Hausbeſitzer nach dem Ertragswerthe ſeines Hauſes an Servisanlage zu entrichten hat. (Schluß folgt.)

Die Fortſetzung der Biographie des höchſtſeligen Herrn Herzogs Wilhelm in Bayern kann unvorhergeſehener Hinderniſſe wegen erſt in der folgenden Nummer der Biene gegeben werden. Die Redaktion.

Digitized by Google

Die Biene

Bayeriſches Sonntagsblatt.

1837. № 10.

Sonetten
geſchöpft aus
„Göthe's Briefwechſel mit einem Kinde."

Bettina.

Vom Genius der Liebe auserleſen —
Der hohen himmliſchen von Gott geſandten,
Von meinem reinen Herzen neu verſtanden
Erſcheinſt Du wunderſam ein hohes Weſen.

Du haſt des Eros Flammenſchrift geleſen!
Du haſt ſie in dem Firmament gefunden!
Die Hülle iſt von Deinem Blick verſchwunden;
Du kennſt ſie, wie ſie ewig iſt geweſen!

Auch hier auf Erden trat ſie Dir entgegen.
Du fühlteſt eng und feſt Dich angezogen;
Du haſt des Hohen Leyer kühn getragen!

So können wir die ſchöne Hoffnung hegen,
Der Nachwelt ſey Dein Name nicht entzogen —
So lang es wird im fernen Oſten tagen.

I.

Schon in der Wiege war es mir geſungen
Vom böſen Schickſal, daß ich ſollte lieben
Den Stern, der immer fern mir iſt geblieben,
Den zu erreichen nimmer mir gelungen.

Wie lange hab' ich, ach, nach ihm gerungen!
Und meine Sinne waren aufgegangen
In dieſes Strebens ſchmerzlichem Verlangen;
Mein Herz gab mir ja die Verſicherungen.

Und ob ihn auch das Herz mir hat verheiſſen —
Er will ſich nicht zu mir herunter neigen,
Wie oft ein Traumgebild mir hat gewieſen.

Es ſah vom Firmament ihn los ſich reißen;
Schon wollt' ich ihn umfaſſen und erreichen:
Da bin ich ewig auf mich ſelbſt verwieſen.

II.

Wie wir hinauf am hohen Felſen ſehen,
Der ſcheint die Wolken hoch zu überragen,
Als wolle er den ganzen Himmel tragen —
So klein und furchtſam konnt' ich vor Dir ſtehen.

Da wollte ich mich kühn zu Dir erhöhen!
Nur meine Liebe konnte ſolches wagen.
Ich überwand des Herzens banges Zagen,
Und ſah mich endlich auf des Berges Höhen. —

Doch wie herab von dem, was ich erklommen?
Wie läßt ſich denken dieß zu unternehmen?
Wer reichet bis zum Grund hinab die Leitern?
Der Wagniß größtes, das ich unternommen,
Es drohet plötzlich meine Kraft zu lähmen,
Ich mußte fallen und im Sturz zerſcheitern!

III.

Ich ſtand auf Felſenriff, ins Meer zu ſehen,
Und grau und drohend war der Himmel ſchwüle;
Es folgte nicht die milde Abendkühle,
Es wollten nicht die Abendlüfte wehen.

Viel tauſend Schiffer mochten ängſtlich flehen
Zu Gott, daß er des Windes Schwingen binde.
Sie fürchteten die Stille vor dem Winde,
Der immer pflegt dem Sturm voranzugehen.

Und wie die Lüfte ſtehen grauſig ſtille;
So ſtehen ebenfalls mir die Gedanken,
Ein Univerſum — kalt und ſtill und hehr!

Doch weiß ich auch, es werde mich ſein Wille
Im Sturm erhalten, wenn die Felſen wanken,
Und wenn's im Herzen wogt mir, wie das Meer!

Biographiſche Denkmale.

V. Herzog Wilhelm in Bayern.
(Fortſetzung.)

Nachdem Pfalzgraf Wilhelm unter jenen ſchwierigen Verhältniſſen das erwünſchte Ziel erreicht hatte, ſeine Linie auf dem ihr zukommenden politiſchen Standpunkte zu ſehen, fand er es nun auch an der Zeit, an die Fortpflanzung derſelben zu denken. Da ſein Bruder, Pfalzgraf Johann Carl, welcher inzwiſchen wegen ganz zerrütteter Geſundheit die militäriſchen Beſchäftigungen gegen das Studium der Aſtronomie vertauſcht hatte, als der Aeltere keine Luſt bezeigte, ſich zu verehlichen, ſo war die Reihe an ihm ſelbſt. Seine Wahl fiel auf die liebenswürdige Prinzeſſin Marie Anne v. Zweybrücken, welche an dem Hofe des Kurfürſten Carl Theodor lebte, und die jüngere Schweſter des regierenden Herzogs Carl von Zweybrücken, und des Pfalzgrafen Maximilian, nachmaligen Königs von Bayern, dann der Königin Amalie von Sachſen war. Dieſe Verbindung war in den damaligen Verhältniſſen bey weitem die vortheilhafteſte für ſeine Linie. Sein Antrag ging auch in Erfüllung, nachdem er ſelbſt von dem Kurfürſten begünſtigt wurde, welcher für ein anſtändiges Etabliſſement ſorgte, indem er dem Pfalzgrafen ſeinen künftigen Wohnſitz in Landshut mit einer angemeſſenen Rentenvermehrung, Bezug von Naturalien, Jagden und Anderem anwies. Die Vermählung geſchah im Winter 1780 zu Mannheim, wo der 82 jährige Vater, Pfalzgraf Johann, noch Zeuge derſelben war, dieſe Freude aber nur wenige Tage mehr überlebte. Die

Digitized by Google

Mutter, Sophie, war ſchon 10 Jahre früher verſtorben. Im Frühjahr darauf bezogen die Neuvermählten die Reſidenz zu Landshut, wo Pfalzgraf Wilhelm von ſeiner Linie aus die Benennung: Herzog von Birkenfeld, annahm, und wo er von dem Kurfürſten auch noch das Geſchenk des alten Herzogs Garten erhielt, in welchem damals die kurfürſtliche Baumſchule war, die der Herzog in einen engliſchen Garten — den erſten in Bayern — verwandelte.

Die vor kurzem überſtandene gemeinſame Gefahr, deren ganze Größe noch in zu friſchem Andenken ſchwebte, hatte ein enges Aneinanderſchlieſſen der beiden nachgebornen Linien des Hauſes zur Folge gehabt, und Herzog Wilhelm unterhielt das vertrauliche Benehmen mit der Aeltern auch in dem entfernten Landshut fort. Seine Sorge gieng daſelbſt vorerſt auf die weitere Einrichtung der Familien-Verhältniſſe. Nachdem der Miniſter von Hofenfels zu Paris einen Vertrag zwiſchen dem regierenden Herzog Carl von Zweybrücken und deſſen Bruder, Pfalzgraf Maximilian, über die Appanagial-Anſtalten für Leztern geſchloſſen hatte, trug derſelbe im Namen des Herzogs von Zweybrücken dem Herzog Wilhelm von Birkenfeld an, einen Bevollmächtigten nach Erlangen, wo er auf der Reiſe nach Berlin an einem beſtimmten Tage eintreffen würde, zu ſenden, um einen ähnlichen Rezeß mit den Birkenfeldiſchen Gebrüdern zu beſchäftigen. Der Herzog, gewöhnt ſeine Familienangelegenheiten ſelbſt zu beſorgen, kam mit ſeinem Geſchäftsmanne dahin, und brachte in wenigen Tagen den Appanagial-Vertrag von 1783 zu Stande, der bey der Ratifikation zu Karlsberg im folgenden Jahre noch eine weitere Ausdehnun gerhielt. Auch in Anſehung der Staatsverhältniſſe ſelbſt trat unter dieſer Zeit eine vorſorgliche Verſtändigung zwiſchen beiden Linien ein. Es war nach den Ereigniſſen in den Jahren 1778 und 79 ein zu groſſes Miſtrauen zurückgeblieben, als daß nicht Beſorgniſſe wegen möglichen Wiedereintritts ähnlicher Gefahren bey einer andern Gelegenheit ſtattfinden ſollten. Allenthalben war die Aufmerkſamkeit auf die Erhaltung des bayeriſchen Staates angeregt. Noch wachſamer mußte die des unmittelbaren Nachfolgers des Kurfürſten ſeyn. Herzog Wilhelm in Landshut ward von dieſem zum vertrauten Wächter auserſehen, auch wurde derſelbe für den möglichen Fall des Ablebens des Kurfürſten vorſichtsweiſe bevollmächtiget, um ſodann die Beſitzergreifung unverzüglich zu vollziehen. Selbſt für das weiters mögliche Ergebniß, daß Oeſterreich gewaltſam einſchreiten würde, waren zweckdienliche Maßregeln mit Preuſſen und andern befreundeten Höfen beſchloſſen, worüber der k. preußiſche Geſandte in München, General Graf v. Brühl, bei einer mehrtägigen Anweſenheit in Landshut dem Herzog den entworfenen Plan mittheilte. Allein der unternehmende Kaiſer Joſeph II. hatte die Geduld nicht, den beſprochenen Fall abzuwarten. Eingedenk des Vorbehaltes im Artikel VI. der vereitelten Convention vom 3. Jan. 1778, dachte er diesmal den Verſuch auf einem andern Wege zu machen, wobei abermal auf die Nachgiebigkeit des Kurfürſten gerechnet wurde. Es kam jezt das Projekt des Ländertauſches zum Vorſchein, was ſchon in jener Convention vorbereitet war. Dieſem zufolge ſollte Karl Theodor König der öſterreichiſchen Niederlande (ohne Luxemburg und Namur) werden, ganz Bayern aber an Oeſterreich gelangen. So geheim die Unterhandlungen betrieben wurden, ſcheiterte der Plan doch auch diesmal an dem Widerſtande der Agnaten, und des alten Königs Friedrich II., der ſich wieder derſelben annahm, und gegen dieſen, wie alle ähnliche Verſuche Oeſterreichs den deutſchen Fürſten-Bund von 1785 ſtiftete, dem ſofort das Zweibrückiſche Haus und auch der Herzog von Birkenfeld für ſeine Linie förmlich beitraten.

Nach dieſen Ereigniſſen und abermal glücklich beſeitigter Gefahr für das Geſammthaus und das bayeriſche Land, konnte der Herzog mit Beruhigung wieder einige Zeit dem häuslichen Leben widmen. Die erſte Hoffnung der Vaterfreude im Jahre 1782 war zwar nicht in Erfüllung gegangen, da der damals geborne Prinz nicht lebend zur Welt kam, doch wurde ihm ſolche zwei Jahre ſpäter durch die Prinzeſſin Eliſabeth, jeziger verwittweten Fürſtin von Wagram zu Theil, ſo wie ihm der Wunſch, ſeine Linie durch einen männlichen Sproſſen fortgeſezt zu ſehen, auch im Jahre 1786 erfüllt wurde, als ihm ſeine Gemahlin den Herzog Pius Auguſt gebar.

In dem Genuſſe, den ihm nun der Beſiz einer geliebten Familie gewährte, beſchäftigte der Herzog ſich wieder mit dem, was er noch ferner zum Wohle derſelben vorbereiten wollte. Da das ihm und ſeiner Linie in dem Erlangee Hausvertrag eventuell beſtimmte Paragium, namentlich die Grafſchaft Lützelſtein, in der franzöſiſchen Provinz Elſaß lag, und ein ſolches Beſitzthum ihn ſeiner Zeit in ein näheres Verhältniß mit Frankreich verſetzen mußte, ſo fand er es für nöthig, ſich einſtweilen mit dem dortigen Hofe und den Miniſtern bekannt zu machen. Er entſchloß ſich im Jahre 1786 noch zur Reiſe nach Paris, fand dort gute Aufnahme, und erhielt die ihm wegen obigen Verhältniſſes für die Zukunft nöthigen Lettres patentes nebſt andern Gunſtbezeugungen. Sein Aufenthalt hatte ſich daſelbſt an 5 Monate hin ausgedehnt, und ſeine Abreiſe traf eben mit der Eröffnung der erſten Verſammlung der Notabeln zuſammen. Seinem Blicke konnte nicht entgehen, daß dort dem Hofe und der Regierung eine groſſe Criſis drohe, und er verließ Frankreich nicht ohne trübe Ahnung der Dinge, die da kommen würden.

Nach Landshut zurückgekehrt, lebte der Herzog jezt wieder für ſeine Familie. Die frühern Beſorgniſſe für Bayern von Seite des mächtigen öſtlichen Nachbars her hatten jezt, wie es ſchien, für lange Zeit aufgehört. Zwar war der groſſe Schutzpatron Bayerns nicht mehr da; der kgl. Greis war inzwiſchen in die Gruft ſeiner Väter hinabgeſtiegen; allein die jezt in Frankreich herankommenden auſſerordentlichen Ereigniſſe, der Aufſtand in den Niederlanden, und die unruhigen Bewegungen in anderen Theilen der Monarchie nach dem eben beendigten Türkenkriege beſchäftigten das öſterr. Kabinet ſo ſehr, daß jene ältern Plane wohl vor der Hand ruhen mußten. Indeſſen durfte der Herzog doch ſeine Blicke nicht von München abwenden, um für alle möglichen Fälle wachſam zu ſeyn. So einförmig im Allgemeinen ihm das Leben in einer Provinzialſtadt Bayerns, beſonders bei einem ſo langen Aufenthalte während der blühendſten Lebensperiode, und bei der Rückerinnerung an das vormalige glänzende geſellſchaftliche Leben in Mannheim, erſcheinen mußte, ſo beſchied er ſich doch hiebei gerne in dem Bewußtſeyn des wichtigen Berufes, den jener vieljährige Aufenthalt im Intereſſe der beiden nachgebornen Linien des Hauſes unter den damaligen Zeitverhältniſſen mit ſich führte. Bald nach ſeiner häuslichen Niederlaſſung in Bayern hatte der Herzog das Vorhaben gefaßt, ſich unmittelbar nach und nach eine vollſtändige Kenntniß des Landes zu verſchaffen. Er machte in dieſer Abſicht mehrere Jahre nacheinander Reiſen zu Pferd, von einem kleinen Gefolge begleitet, wozu er ſich jedes Jahr einen anderen Theil deſſelben auswählte, und worin er ſich mit Allem, was in phyſiſcher, ſtatiſtiſcher und hiſtoriſcher Hinſicht irgend merkwürdig war, bekannt machte. Auch zu Hauſe, in anſcheinender Zurückgezogenheit, verwendete der Herzog ſeine Zeit immer gerne fürs Nützliche. Das Studium der Geſchichte war ihm Unterhaltung; hierin, beſonders in jener ſeines Hauſes und deſſen Staaten, beſaß er eine gründliche und umfaſſende

Digitized by Google

Kenntniß. Dieſe bewies er in vielen eigenhändigen Aufſätzen in den Angelegenheiten ſeines Hauſes, und davon zeugen auch die vielen und vorzüglichen hiſtoriſchen Werke in ſeiner Privatbibliothek, die er während ſeines langen Lebens geſammelt hat. In würdiger Anerkennung deſſen ehrte ſich daher die kurfürſtliche Akademie der Wiſſenſchaften in München wohl ſelbſt, als ſie ihn, wie früher ſchon jene zu Mannheim, zu ihrem Mitglied ernannte. Nicht minder zeichnete er ſich durch ſeine Kenntniſſe in der Botanik aus, ſo wie ihm die Naturgeſchichte im Allgemeinen nicht fremd war; auch hievon zeugen koſtbare Werke in ſeiner Bibliothek. Seine groſe ſchöne engliſche Garten-Anlage in ſeiner ländlichen Beſitzung zu Landshut war damals gewiß die erſte in Bayern. Da ſah man Küchen- und Feldgewächſe, Kultur- und Zierpflanzen, Geſträuche und Bäume, die damals dort größtentheils noch unbekannt waren. Das Neue blieb auch nicht ohne Einwirkung auf Andere. Die nützlichſte Nachahmung war wohl der Kartoffelbau, deſſen allmählige Verbreitung dort erſt von jener Zeit an begonnen hatte. So wirkte die lange Anweſenheit des Herzogs in vielen Hinſichten vortheilhaft auf Stadt und Land, nebſt dem, daß denſelben durch den Hof eine vieljährige anſehnliche Nahrungs- und Erwerbsquelle zuging. Den Landshutern wird das viele Gute, was ihnen in jener Zeit zu Theil wurde, noch lange in Erinnerung bleiben.

Das Vergnügen dieſes ſtillen Wirkens und des glücklichen Familienlebens war dem Herzog bis jetzt durch nichts getrübt worden, als durch den Verluſt ſeines einzigen Bruders, des Pfalzgrafen Johann Carl, den ihm im Jahre 1789 zu Mannheim der Tod raubte. Hatten auch die bekannten Ereigniſſe, die zu jener Zeit hinſichtlich der Illuminaten- und Freimaurer-Vereine, und der ſtrengen Verfügungen des Kurfürſten Carl Theodor wegen geſetzlich unerlaubten Zwecken und Schritten derſelben vorgingen, im In- und Auslande vieles Aufſehen erregt, der Herzog konnte dabei unbetheiligter Zuſchauer bleiben. Nur als die unbemeſſene Reaktion einer andern, immer mehr herrſchenden, wohl auch ihrerſeits in ſelbſtſüchtigen Abſichten befangenen Parthei in allgemeine Verfolgung aller guten und hellen Köpfe ausartete, mußten ähnliche Vorgänge mit Männern, die der Herzog als hochachtbar perſönlich kannte, ihn unangenehm berühren. Ein ſolcher Fall war es bei Pfarrer Dietl in der v. Ehlingensbergiſchen Hofmark Berg bei Landshut, deſſen ſich der Herzog nachdrücklich annahm. Eben ſo konnte er bei der um jene Zeit aus langem gegenſeitigem Mißtrauen entſtandenen Mißhelligkeiten zwiſchen dem Hofe und der Hauptſtadt, ſo leid ſie ihm auch thun mußten, für ſeine Perſon nur ruhiger Zuſchauer ſeyn; auch erfolgte in Bälde ihre Ausgleichung, und der Kurfürſt, welcher auf einige Monate die Reſidenz zu München mit jener zu Mannheim vertauſcht hatte, kam wieder nach München zurück.

Im Uebrigen hatte ſich die Periode der Achtziger Jahre für Deutſchland und eben ſo für Bayern noch ſo ziemlich in der bisher gewöhnten Ruhe und Ordnung der Dinge geſchloſſen. Mit dem Beginn der Neunziger Jahre aber ſchien der Wendepunkt einzutreten. Während in Frankreich die Revolution immer mehr um ſich griff, fiengen auch in Deutſchland die Ereigniſſe an, ſich zu drängen. Schon im zweiten Monat des Jahres 1790 mußte der unternehmende Kaiſer Joſeph II., verkannt in ſeinen Reformen, und zu raſch im Streben nach Vergrößerung ſeiner Macht von Innen und Außen, in Mitte ſeiner Entwürfe und der drohenden Bewegung ſeiner Völker, ſein Haupt zur Ruhe legen. Zwei Jahre ſpäter trat auch ſein Bruder und Thronfolger, Kaiſer Leopold II., Toskanas weiſer Regent, als er kaum die Stürme beſchwichtigt hatte, wieder vom Schauplatze ab. Mit deſſen Sohne und Nachfolger, Kaiſer Franz II. begann der lange und blutige Krieg mit Frankreich, deſſen Folgen bald die pfalzbayeriſchen Staaten vor andern empfindlich trafen. Hatte Kurfürſt Carl Theodor bei Gelegenheit der ſchnell auf einander gefolgten Erledigungen des deutſchen Kaiſerthrones auch die Auszeichnung genoſſen, zweimal die Reichsverweſerſchaft zu führen, ſo mußte er doch in Bälde die Ueberſchwemmung des größten und ſchönſten Theiles der Rheinpfalz durch die franzöſiſchen Heere, und zuletzt den Verluſt des ganzen linken Rheinufers mit anſehen, nachdem jene ſchon im Jahre 1793 das Herzogthum Zweibrücken beſetzt, und den Herzog Carl aus demſelben vertrieben hatten. Dieſer für Bayern, wie für ſeine Vettern von der Birkenfeldiſchen Linie ſtets gut geſinnte Fürſt überlebte den Verluſt ſeines Landes und des geliebten Karlsberges nicht lange; denn ſchon im Jahre 1795 hatte Herzog Wilhelm den Tod ſeines älteren Schwagers zu betrauern. Der jüngere, Pfalzgraf Maximilian, hieß nun der regierende Herzog von Zweibrücken; aber das Land war in Feindes Händen, und blieb es auch, bis es ihm 20 Jahre ſpäter als König von Bayern nach einem neuen gänzlichen Umſchwung der Dinge wieder zu Theil wurde. Noch war ein Jahr früher ein anderer Todesfall eingetreten, der wegen der unmittelbaren Folge, die er nach ſich zog, für die Häuſer Zweibrücken und Birkenfeld ein ſehr bedeutſames Ereigniß wurde. Des Churfürſten Carl Theodor Gemahlin, Maria Eliſabetha, welche ſeit längerer Zeit von ihm entfernt gelebt hatte, war im Auguſt des Jahres 1794 verſtorben. Der Kurfürſt, welcher 2 Jahre früher ſein 50jähriges Regierungs-Jubiläum feyerlich begangen hatte, den zweybrückiſchen Agnaten noch immer abhold, und ſelbſt noch die Hoffnung hegend, aus zweiter Ehe einen Leibeserben für ſeine Lande zu erzielen, ſchritt im 71. Lebensjahre zur neuen ehelichen Verbindung mit der geiſtreichen und ſchönen 19jährigen Erzherzogin Marie Leopoldine von Oeſterreich. Die Vermählung war ſchon am 10. Febr. 1795. Aber auf den Donner der Freudenſalven folgte bald jener der feindlichen Geſchütze. Zwar hatte es in demſelben Jahre noch geglückt, die nach der Einnahme des ganzen linken Rheinufers und Hollands nun auch auf das rechte Rheinufer übergegangenen Neufranken zurückzudrängen: allein im folgenden Jahre wurde die Gefahr fürs ſüdliche Deutſchland ernſter, als zwei groſe Heere Frankreichs, das eine vom Niederrhein, das andere vom Oberrhein, in das Herz von Deutſchland vordrangen. Beinahe alle ſüddeutſche Fürſtenfamilien flüchteten hinter die von Preußen in dem Baſeler Vertrag mit Frankreich feſtgeſetzte Neutralitäts-Linie für das nördliche Deutſchland. Der Kurfürſt Karl Theodor begab ſich mit ſeiner jungen Gemahlin nach Sachſen. Herzog Maximilian v. Zweybrücken wählte Anſpach zu ſeinem Aufenthalte. Dahin ging Herzog Wilhelm von Landshut aus auch, und ließ ſich mit ſeiner Gemahlin und Kindern in der Nähe von Heilsbrunn nieder. Hier wurde das bisherige gute Vernehmen beider Fürſten durch mehrmonatlichen Umgang noch vertraulicher, und daraus entſtand der für die nächſte Zukunft in mehrfacher Hinſicht ſehr wichtige Hausvertrag von Anſpach, welcher von dem damaligen zweybrückiſchen geheimen Rath Frhrn. v. Montgelas entworfen, und am 12. Oktober 1796 zwiſchen beiden Fürſten dort abgeſchloſſen wurde. Dieſer Hausvertrag iſt vorzüglich dadurch merkwürdig geworden, daß für den erfolgenden wirklichen Regierungsantritt im Herzogthum Zweibrücken die Grundſätze eines verbeſſerten künftigen Regierungsſyſtems feſtgeſetzt, und die Anwendung derſelben Grundſätze, für den eventuellen Succeſſionsfall in dem Pfalzbayeriſchen Hauptſtaate, auch auf die künftige Regierung dieſes nebſt andern nothwendigen und zeitgemäßen Reformen voraus beſtimmt

Digitized by Google

wurden. Der für letztgedachten Fall erforderliche beſondere Apanagial-Rezeß für die herzoglich Birkenfeldiſche Linie war damals für eine nächſtkommende weitere Gelegenheit vorbehalten worden.

(Fortſetzung folgt.)

Aus dem Tagebuch einer Reiſe nach Algier im Sommer 1836.

(Schluß.)

(Abreiſe von Algier. Schlechte Einrichtungen der franzöſiſchen Poſt. Ueberfahrt auf der Bombarde Juſtine. Beſchränkter Raum. Geringe Beſatzung. Paſſagiere. Heftigkeit eines gewiſſen Claude. Duodezküche. Menſchenfreſſer auf Cabrera. Sturm in Begleitung eines Gewitters. Glückliche Ankunft in Europa.)

Nachdem alles zur Abreiſe Nöthige beſorgt war, gingen wir auf die Poſt, um Plätze auf dem morgen nach Toulon gehenden Dampfſchiffe zu bezahlen. Aber zu unſerem großen Verdruß mußten wir erfahren, daß das Dampfſchiff la Brasilienne dieſes Mal keine Paſſagiere aufnehme; man verſicherte, es ſey ein ſehr kleines Schiff, welches, um ausgebeſſert zu werden, nach Toulon zurückgehe; die Fahrt auf demſelben ſey unſicher, und deshalb würden keine Reiſende, weder vom Militär-, noch vom Civilſtande mitgenommen. Natürlich, daß wir über ſolche mangelhafte Einrichtungen des franzöſiſchen Poſtweſens uns mit großem Unwillen äußerten. Weder unſere Erklärung, ohne Verantwortlichkeit des Kapitäns die Fahrt mitmachen zu wollen, noch die Verwendung des Herrn Baccuet und anderer angeſehener Perſonen konnten eine Aenderung der ergangenen Beſtimmung hervorbringen. Der Kapitän, den wir mit Bitten beſtürmten, ſchützte ſeine Ordre vor, und fügte hinzu, daß er daſſelbe Geſuch ſchon vielen Franzoſen, namentlich bleſſirten Offizieren, habe abſchlagen müſſen.

Da jedoch die Anſtalten zu unſerer Abreiſe ſchon getroffen waren, ſo faßten wir raſch den Entſchluß, auf irgend einem andern Schiffe nach Europa zurückzukehren. Auch hier wurde uns keine Wahl gelaſſen. Die Bombarde Juſtine war das einzige Schiff, welches in Kurzem nach Marſeille ſegeln wollte. Auf Anrathen unſeres Landsmannes Friesner, welcher auf der Juſtine nach Algier gefahren war, und dieſelbe uns als einen guten Segler empfahl, wurde alles wegen der Ueberfahrt mit dem Kapitän derſelben in Richtigkeit gebracht. Auf dem Caffee des Colonies erwarteten wir das Signal der Abfahrt, welches um 12 Uhr gegeben wurde. Von unſeren Bekannten begleitet, ſchifften wir uns ein, und ſegelten mit gutem Winde nach Europa ab.

Obgleich es auf der einen Seite uns unangenehm war, unſere Rückreiſe nicht mit einem der Gouvernements-Schiffe machen zu können, weil dieſelben bei weitem größer ſind, als die Kauffahrteiſchiffe, und die Fahrt auf ihnen in der Regel viel ſchneller und ſicherer gemacht wird, ſo war es doch auf der anderen Seite intereſſant, die innere Einrichtung und das Leben auf einem Segelſchiff kennen zu lernen.

Unſer Schiffchen, die Juſtine, hatte nur zwei Maſten, und war eines der kleinſten Segelſchiffe, welche zu Seereiſen gebraucht werden, eine ſogenannte Bombarde; man benennt nämlich ſämmtliche Schiffe, welche die See halten, nach der militäriſchen Bedeutung, die ſie in Folge ihrer Größe haben würden, wären ſie zum Kriegsdienſte beſtimmt. So gibt es unter den Kauffahrteiſchiffen Briggs, Cutters, Bombarden u. ſ. w., obgleich eine kriegeriſche Beſtimmung ihnen fremd iſt, und man ſie im Fall eines Kriegs höchſtens als Transportſchiffe gebrauchen könnte. Die Juſtine war ein gut gebautes Schiff, noch jung, wie die Seeleute ſich ausdrücken; denn ſie war erſt vor 4 Jahren gebaut. Die Ladung beſtand aus Oel, wegen des übeln Geruchs ſowohl, der dadurch auf dem ganzen Schiffe verbreitet wurde, als wegen der großen Feuersgefahr eine ſehr unangenehme Reiſezugabe. Nicht blos der Schiffsraum, ſondern auch das Verdeck war dergeſtalt mit Oelfäſſern beladen, daß, wollte man vom Vordertheil des Schiffs zum Hintertheil oder umgekehrt gelangen, man jedesmal genöthigt war, über eine Reihe Fäſſer hinwegzuſteigen; eine Aufgabe, welche bei den beſtändigen Schwankungen des Schiffes eine gewiſſe Geſchicklichkeit erforderte, die wir uns erſt nach und nach durch Uebung anzueignen vermochten; ſo wie denn überhaupt das, was der Franzoſe pied marin nennt, die Kunſt, trotz aller Schwankungen des Schiffs einen ſichern Tritt beim Gehen und Stehen zu haben, nur durch Uebung und Gewohnheit erlangt werden kann. Die Seeleute haben es hierin zu einer bewundernswürdigen Geſchicklichkeit gebracht; ſie bewegen ſich auf dem Verdeck ihres Schiffes, wie in den innern Räumen deſſelben ganz, als hätten ſie das feſte Land unter ihren Füßen. Das Geheimniß liegt darin, ſeinen Körper, auch ohne daß man daran denkt, gleichſam inſtinktmäßig, im Gleichgewicht zu erhalten, im Gehen genau den Schwankungen zu folgen, und ſeine Schritte denſelben anzupaſſen.

Die Mannſchaft beſtand aus lauter Provençalen, dem Kapitän Fabre, einem ruhigen und beſcheidenen Mann, dem Steuermann Antoin Affère, drei Matroſen und zwei Schiffsjungen — mousses, wie ſie die Franzoſen nennen. Antoin verband mit dem Amt eines Steuermanns auch die Stelle des Kochs. Da er nun wegen der ſchwachen Bemannung des Schiffs mitunter ſelbſt Matroſendienſte thun mußte, ſo konnte auf dem Schiffe nichts vorgehen, ohne daß nicht ſeine Thätigkeit dabei in Anſpruch genommen wurde. Dieſer Antoin war ein wahres Original. Ungeachtet er bereits 60 Jahre zählte, ſprach ſich in ſeinen Handlungen und Geſprächen beſtändig die jugendlichſte Laune aus. Dabei beſaß er eine unbeſchreibliche Gutmüthigkeit und das Beſtreben, Jedermann zufrieden zu ſtellen. Sein früheres Leben war reich an Erfahrungen. Denn obgleich das Seeleben von Jugend auf ſein eigentlicher Beruf geweſen war, ſo hatte er doch unter Napoleon dem ſpaniſchen Feldzug beigewohnt, und bei Leipzig und Hanau mitgefochten. Seine Beſchreibung der Schlacht bei Leipzig war etwas verworren; was ſeinem Gedächtniß ſich aber am meiſten eingeprägt hatte, waren die guten Quartiere, die er in Sachſen und Thüringen bei unſern Bauern gefunden hatte; diable, pflegte er dann auszurufen, c'est un riche pays.

Neben dieſer Schiffsmannſchaft befanden ſich auf der Juſtine noch 5 Paſſagiere. Außer mir und meinen früheren Reiſegefährten, war noch ein Landsmann hinzugekommen, Herr Weilbacher aus Mainz und ein franzöſiſcher Bäcker aus Auvergne, ein gewiſſer Claude, der in Algier einen Bruder beſucht hatte und jetzt nach Frankreich zurückkehrte. Er befand ſich zwar als Paſſagier auf dem Schiffe, lebte jedoch in Geſellſchaft der Matroſen, und war an ihren Tiſch gewieſen. Dieſer Menſch war klein und verwachſen, die Natur hatte ihm jedoch, wie dieſes gewöhnlich der Fall, an Verſtandeskräften reichlich erſetzt, was ihm an äußeren Vorzügen mangelte. Sein ſonderbares Benehmen und die Leidenſchaftlichkeit, die ſich bei ihm oft bei der geringſten Veranlaſſung ausſprach, diente bald zur allgemeinen Beluſtigung der Schiffsgeſellſchaft. Hier nur ein Beiſpiel ſeiner Heftigkeit. Ein Matroſe hatte, wie es die Tagesordnung auf dem Schiffe gebietet, unſere Matratzen aus der Schaluppe herausgenommen, und bei Seite gelegt, um ſie der Luft auszuſetzen. Hr. Claude aber, dem es zu warm geworden war,

Digitized by Google

hatte bereits früher ſeinen Hut abgenommen und unglücklicherweiſe gerade an die Stelle gelegt, wohin jetzt eine Matratze gebreitet wurde. Kaum bemerkt er, daß ſein Hut unter der Matratze begraben iſt, als er unter lautem Geſchrei vom anderen Theil des Schiffs herbeirennt, die Matratze emporreißt und ſeine theure Kopfbedeckung in einem freilich etwas zuſammengepreßten Zuſtand hervorzieht. Nun kennt ſeine Wuth keine Grenzen mehr; er behauptet, dies ſei ein Streich, den ihm der Matroſe abſichtlich geſpielt habe und ſchleudert endlich unter den heftigſten Verwünſchungen den Hut, obgleich er ſein einziges Beſitzthum dieſer Art war, weit ins Meer hinein. Ein allgemeines Gelächter folgte dieſem Akt des Ingrimms, und von nun an war der ſtehende Ausruf auf dem Schiffe: Monsieur Claude, ou est votre chapeau? wovon dann von einer anderen Seite des Schiffes gewöhnlich die Antwort erfolgte: Il sera maintenant à Majorque oder Alger etc.

Bei dieſer für die Räumlichkeit des Schiffes bedeutenden Anzahl der Bewohner deſſelben waren wir ſehr zuſammengedrängt. Als unſere Schlafſtelle diente bei erträglichem Wetter die große Schaluppe auf dem Verdecke; in derſelben waren die von uns in Algier gekauften Matratzen ausgebreitet, und ein Segeltuch war als Zelt darüber geſpannt; wenn die Witterung ungünſtig wurde, waren wir genöthigt, in die Cajüte zu kriechen. Auch ſonſt mußten wir uns kümmerlich behelfen. Es gab auf dem ganzen Schiff nur einen Tiſch und einen Stuhl, welcher eigentlich für den Steuermann beſtimmt war. Wer nun, wenn es zu Tiſche ging, dieſes Stuhles habhaft werden konnte, hatte von Glück zu ſagen, die andern hatten zum Sitz eine Tonne, einen Hühnerſtall, eine Rattenfalle, kurz Dinge, die eigentlich eine ganz andere Beſtimmung hatten. Meſſer und Gabeln gehörten zu den Seltenheiten, nur ein bleierner Theelöffel war vorhanden. Tiſchtuch und Servietten fehlten ganz; auch gab es nur ein vollſtändiges Paar Taſſen, ſonſt waren bloß Obertaſſen da. Was uns nun ſo an Bequemlichkeit abging, erſetzte der Capitän und ſeine Mannſchaft durch freundliches und zuvorkommendes Benehmen. Die Koſt war recht gut, früh um 9 Uhr genoſſen wir ſchwarzen Kaffee mit Bisquit, um 12 Uhr wurde ein warmes Frühſtück aufgetragen, beſtehend aus Hühnern, dann Hülſenfrüchten oder Kartoffeln, holländiſchem Käſe oder Salamiwurſt, Sardellen, Mandeln u. ſ. w. Rother Wein wurde à discretion gegeben. Abends dieſelben Speiſen mit einem Zuſatz von Eierſpeiſe, Stockfiſch und dgl. Dafür bezahlten wir zwei Franken täglich, und für die ganze Ueberfahrt 40 Franken à Perſon. Zu verwundern war, wie alle dieſe Gerichte für 12 Menſchen in der kleinen Küche, die nicht viel größer war als eine große Commode, und deshalb, je nach der Richtung des Windes, von einem Ort zum andern getragen wurde, ſchmackhaft bereitet werden konnten.

Das Seeleben iſt ſelbſt auf kurze Zeit ſeiner Einförmigkeit wegen höchſt langweilig; wir vertrieben uns die Zeit zum Theil durch Lectüre. Göthes Fauſt, Bürgers Gedichte, Schillers Wallenſtein wurden wiederholt geleſen; aber hierauf war denn auch unſre geiſtige Unterhaltung beſchränkt. Der Körper befand ſich vortrefflich. Wir machten von Neuem die Bemerkung, daß die Seeluft, der beſtändige Aufenthalt im Freien, das Waſchen mit Seewaſſer wunderbar ſtärkt und kräftigt.

Ein günſtiger Wind brachte uns bald bei Cabrera vorbei. Dieſe kleine Inſel iſt unbewohnt und beſteht in einem durchaus unfruchtbaren Felſen; Bäume ſieht man nirgends, nur hin und wieder niedriges Strauchwerk. Zur Zeit des ſpan. Krieges unter Napoleon fielen hier, wie unſer Kapitän erzählte, die ſchauderhafteſten Mordſcenen vor. Die Engländer pflegten nämlich ihre franzöſiſchen Kriegsgefangenen dort auszuſetzen. Sey es nun, daß dieſe Unglücklichen von den Engländern vergeſſen wurden, oder die an ſie ausgetheilten Lebensmittel nicht ausreichten, kurz der Hunger ſtellte ſich mit allen ſeinen Schrecken auf dieſer wüſten Inſel ein, und trieb die armen Gefangenen zu dem verzweifelten Entſchluß, unter ſich durch das Loos die Opfer zu beſtimmen, die den andern zur Nahrung dienen ſollten; auf dieſe Weiſe wurde die ſonſt verlaſſene Inſel eine Zeitlang von Menſchenfreſſern bewohnt. Wie lange dieſer empörende Zuſtand auf Cabrera dauerte, und wie viele Opfer fielen, iſt mir nicht bekannt geworden. Nicht weit von Cabrera bekamen wir das reizende Palma zu Geſicht; wir ließen es rechts liegen, und hatten bald die ſpaniſche Küſte vor Augen. Wir ſegelten derſelben entlang und konnten ſchon Barcelona ganz deutlich liegen ſehen. Auf einmal fing die See an, hoch zu gehen, und es zeigten ſich alle Vorboten eines nahen Sturmes, als Sturmvögel, ſogenannte Schaumfreſſer, ein kleiner Waſſervogel, von der Größe unſerer Schwalben, welche die Franzoſen mange ecume nennen; er wird erſt zur Zeit des Sturmes ſichtbar, und ſchaukelt ſich dann auf der Höhe der Wogen. Bald wurden alle Segel eingezogen, bis auf das Segel am Fockmaſt. Nun tobte das Meer mit furchtbarer Gewalt gegen unſer Schiffchen; die Wellen thürmten ſich haushoch auf, und ſchleuderten die Bombarde bald in die Untiefe, bald hoben ſie dieſelbe wie einen Spielball, wieder hoch empor. Man hörte inzwiſchen das Krachen und Beben des Schiffes in ſeinen innerſten Fugen. Der Kapitän und ſeine wenigen Leute entwickelten eine ungemeine Thätigkeit, um nicht an die Küſte geworfen zu werden, und es gelang auch ihren Anſtrengungen, die hohe See wieder zu gewinnen. So kam die Nacht heran. In derſelben geſellte ſich zum Sturm noch ein Gewitter, welches ſich mit aller Heftigkeit entlud und den ganzen Horizont oft in helle Flammen ſetzte. Die ernſten Geſichter des Kapitäns und der ganzen Mannſchaft ließen auf unſere bedenkliche Lage ſchließen; aber keine Klagen, kein Ausruf der Angſt kamen über ihre Lippen. Ich hatte einen ſolchen Sturm noch nicht erlebt; ich begab mich daher mit meinem Freunde v. W. auf das Hintertheil der Juſtine, wo wir uns auf dem äußerſten Rand des Schiffes niederſetzten und unſer Pfeifchen ſchmauchend von dort aus das furchtbar erhabene Schauſpiel des Sturmes beobachteten. Es iſt unmöglich, die Großartigkeit der Naturſcene zu ſchildern, welche ſich vor unſern Augen entfaltete. Nie zeigt ſich wohl die Macht der Elemente in einer drohendern Geſtalt als bei einem Sturm auf der See. Unwillkürlich wird man an die Nichtigkeit des menſchlichen Daſeyns erinnert, und bange Beſorgniſſe wegen der nächſten Zukunft bemächtigten ſich unſerer Seele. Die Bilder der Lieben in der Heimath traten recht lebhaft vor die Seele und der Gedanke, daß ich hier vielleicht ſterben müſſe, ohne daß mein geliebtes Weib und die Meinigen je erfahren würden, was aus mir geworden, erfüllte mich mit tiefer Betrübniß. Ein anderer nicht fern liegender Gedanke war, wie bald würden ſelbſt die Spuren deines irdiſchen Daſeyns verſchwunden ſeyn, wenn der Meeresgrund dich hier verſchlingen ſollte.

Dieſe und ähnliche Gedanken theilten wir einander mit, und fanden in dem Austauſche unſerer Gefühle einigen Troſt und Beruhigung. Lange hatten wir auf dieſe Weiſe dem Toben der Wogen zugeſehen, bis endlich die Müdigkeit und die hin und wieder in das Schiff ſchlagenden Wellen uns nöthigten, unſere Schlafſtellen aufzuſuchen. Wir krochen endlich auf Händen und Füßen (denn an Gehen war bei den heftigen Schwankungen des Schiffes nicht zu denken) in unſere Schaluppen, wickelten uns in unſere Mäntel, und glaubten endlich hier, auf dem erhabenſten Punkt des ganzen Verdecks, vor dem rechts und links

in das Schiff ſchlagenden Wellen geſichert zu ſein. Auch dieſe Vorſicht genügte nicht. Kaum hatten wir aus Ermattung die Augen geſchloſſen, als eine Welle über das ganze Schiff ſchlug, und uns mit ihrem ſalzigen Inhalt übergoß. Wie auf ein Kommandowort ſprangen wir alle auf, v. W. und ich beſchloſſen ſofort, uns in die Kajüte des Kapitains zu flüchten; die Entladung einer zweiten und dritten Welle trieb uns zur Ausführung unſeres Vorhabens. Unſer Freund v. A., der entweder aus Müdigkeit, oder weil er wieder ſeekrank geworden war, vielleicht auch, weil er glaubte, die größte Heftigkeit des Sturmes ſey vorüber, noch in der Schaluppe liegen blieb, hatte alle Urſache, ſeine Zögerung zu bereuen. Denn in Folge des Gewitters fiel plötzlich auch ein heftiger Regen, ſo daß er ſich nach Verlauf einer halben Stunde bequemen mußte, ganz durchnäßt die Kajüte zu gewinnen. Hier brachten wir den übrigen Theil der Nacht ſchlaflos zu. Früh 6 Uhr ließ der Sturm nach; der Kapitain meldete uns, daß wir jetzt geborgen wären. Wie groß übrigens die Gefahr geweſen war, in der wir geſchwebt hatten, ging daraus hervor, daß eine Brigg, welche am vorigen Tage beſtändig neben uns geſegelt war, in der Nacht an der Küſte von Frankreich geſtrandet war. In mäßiger Entfernung konnte man das unglückliche Schiff deutlich erkennen.

Der Wind blies mächtig in die wieder aufgezogenen Segel; es war eine Luſt anzuſehen, wie raſch der Kiel die Wogen des Meeres durchſchnitt. Bald hatten wir den Golf von Marſeille im Angeſicht, und um 2 Uhr Nachmittags lieſen wir in den Hafen ein, froh, daß wir den europäiſchen Boden wohlbehalten wieder betreten konnten.

Kemble's und Garrick's Abſchied vom Publikum.

Am 23. Dezember 1836 trat der berühmte Schauſpieler Kemble — gleich groß in der Tragödie, wie in der Komödie — von der Bühne, und ſchloß ſeine theatraliſche Laufbahn mit einer Anrede an das faſt zum Uebermaß verſammelte Publikum im Coventgardentheater zu London. Die Verſammlung, die ſo groß war, daß man zwei Rieſentheater, vier Coventgarden, hätte füllen können (— das Orcheſter war unter andern entfernt worden —) gab in ſtürmiſchem Applaus das große Intereſſe zu verſtehen, welches man bei einem ſolchen Abſchiedsakt nur an den Tag legen konnte. Der Beifall, den das Volk ſeinem Liebling von jeher gezollt hatte, war an dieſem Abende auf das höchſte geſteigert — ein wahrer Geſammt- oder Univerſalbeifall. Es iſt leicht zu begreifen, daß die letzte Rolle für den großen Künſtler die ſchwierigſte war — um ſo mehr, da ſie eine komiſche, die des Benedik (Much ado about nothing, viel Lärm um Nichts, von Shakeſpeare) war. Allein ein ſolcher Künſtler findet auch das faſt Unmögliche leicht, er ſpielte die Rolle beſſer als je, und nur in der letzten Scene war die im Herzen herrſchende Aufregung ganz anderer Natur auf dem Antlitze ſichtbar: Der Vorhang fällt, hebt ſich aber gleich wieder, und Kemble tritt mitten aus der Verſammlung ſeiner ehrenwerthen Kunſtgenoſſen vor, und hält folgende Anrede:

I. Meine Damen und Herren! Die Laufbahn meines Geſchäftes iſt zu Ende. Hätte ich in der Wahl der letzten Rolle meiner eigenen Neigung folgen dürfen, ſo würde ſie von ernſterer Natur geweſen ſeyn und mehr in Uebereinſtimmung mit den Gefühlen, welche mich dieſen Abend durchdrangen. Die Nothwendigkeit, nur irgend etwas zu guter Letzt noch zu leiſten, wird von einer Melancholie begleitet, welche auch auf den regſamſten und rührigſten Geiſt einen Schatten werfen muß. Wie ſchwer und dicht die Wolke iſt, die in dieſem Augenblicke über meinem Gemüthe laſtet, drückt keine Sprache aus. Die Ausübung einer ſo lang geliebten Kunſt aufgeben — müſſen, daß ich in wenigen Minuten Ihnen ein ewiges Lebewohl ſagen werde, Ihnen, meinen gütigen, nachſichtigen und edelmüthigen Wohlthätern, deren Beifall und Anerkennung immer der ſtärkſte Sporn meiner Leiſtungen war — (hier wurde Hrn. Kemble's Stimme von innerer Bewegung gebrochen und unvernehmbar) — ich bitte Sie, dieſe Schwäche zu verzeihen. Von meiner früheſten Jugend bis auf dieſe, meine endliche Scheideſtunde, habe ich von Ihnen immer Gunſt und Aufmunterung empfangen, und nur dieſer ſchreibe ich mein geringes Verdienſt zu, welches Ihre Nachſicht mich beſitzen ließ. Ich wünſche nur, ich wäre tauſendmal größer geweſen, damit ich mich Ihrer Güte hätte würdiger zeigen können. Ihr Wohlwollen iſt tief in meinem Herzen eingegraben: nie wird es vertilgt werden können. Möge Geſundheit und höchſtes Glück durch das Leben Ihr Loos ſeyn! — mit dieſem aus tiefſtem Grund, des Herzens und Gefühles kommenden Gebete ſage ich Ihnen achtungsvollſt und wehklagend Lebewohl.

Eine meiſterhafte, von Witz ſtrotzende Rede wäre bei ſolcher Gelegenheit die größte Lüge der Rhetorik und die größte Unnatur geweſen!

Bei dieſer Gelegenheit können wir, der Parallele willen, nicht umhin, Garrick's Abſchied von der Bühne im Drurylanetheater zu erwähnen. Auch dieſer Künſtler war in der Tragödie und Komödie gleich groß: Beide Männer ſind in Ehrenhaftigkeit, nach Moral und Kunſt, gleich. Sie bieten einander in der theatraliſchen Kunſtgeſchichte die Hände. Auch Garrick ſpielte zum Abſchiede, am 10. Juni 1776, eine komiſche Rolle, die des Don Felix in Centliver's Komödie: the wonder (das Wunder) und zwar zum Beſten des Fondes für invalide und heruntergekommene Schauſpieler. Seine Anrede oder Abſchiedsrede an das Publikum war folgende:

Meine Damen und Herren! Es iſt von jeher gewöhnlich geweſen, daß Individuen unter meinen Umſtänden einen Lebewohl-Epilog an Sie richteten: ich hatte die Abſicht und dachte lange darüber nach, fand aber, daß ich damals eben ſo unfähig war, einen Epilog zu ſchreiben, als ich es jetzt bin, einen ſolchen zu ſprechen. — Der Klingklang des Reimes und die Sprache der Fiction, würde ſich nur ſchlecht für meine gegenwärtigen Gefühle paſſen. Dieſer Augenblick iſt für mich ein heiliger und feierlicher: es handelt ſich um nichts weniger, als von denen zu ſcheiden, von welchen ich die größte Güte und Gunſt erhalten, und zwar auf dieſer Stelle, wo jene Güte und Gunſt auch genoſſen wurden. (Hier war der Redner einige Zeit unfähig, weiter zu ſprechen, bis er ſich durch einen Thränenſtrom Erleichterung verſchafft hatte.) Welche Wechſelfälle mein künftiges Leben auch treffen mögen, der tiefe Eindruck, den Ihre Güte auf mich machte, wird (auf ſein Herz deutend) immer hier verbleiben, feſt und unveränderlich. Ich will gern und bereitwillig meinen Nachfolgern mehr Fertigkeit und Fähigkeit, als ich beſitze, zugeſtehen: aber ich fordere ſie alle heraus, aufrichtigere und ununterbrochenere Sorgfalt zur Erringung Ihrer Gunſt an den Tag zu legen, oder erkenntlicher dafür zu ſeyn, als es iſt Ihr gehorſamſter und dankbar unterthänigſter Diener.

Kleine Bücherſchau.

Geſchichte von Irland, von Thomas Moore. Aus dem Engliſchen überſetzt von Peter Klee, Pfarrer zu Halkirchen in Rheinbayern. Erſter Band. Mainz, bei Kirchheim, Schott und Thielmann. 1835.

Zu einer Zeit, wo alle Blicke auf das engliſche Parlament

Digitized by Google

gerichtet ſind, wo edle und geiſtreiche Männer für das hartgebeugte, niedergetretene, auch im Unglücke noch brave und edle iriſche Volk den Kampf des Rechts und der Wahrheit kämpft, einen Kampf, der für die ganze Menſchheit von hoher Wichtigkeit iſt, gewährt die Erſcheinung einer Geſchichte Irlands nach authentiſchen Quellen aus der Feder eines der geiſtreichſten Männer, welche die drei Inſelreiche beſitzen, gewiß ein hohes Intereſſe. Thomas Moore, der größte jetzt lebende engliſche Dichter, Freund und Biograph Byrons, Verfaſſer der iriſchen Nationalmelodien und der Reiſen eines Irländers, um die wahre Religion zu ſuchen, iſt ſelbſt ein geborner Irländer, und kennt genau den Zuſtand, die Sitten und Einrichtungen ſeines Landes und Volkes, ſo wie auch deſſen reiche geſchichtliche Quellen. Aus dieſen nun hat er es unternommen, mit klarer Anſchauung, ſtetiger objectiver Entwickelung und plaſtiſcher Kraft, verbunden mit friſcher, lebendiger Darſtellung, die iriſche Geſchichte zu ſchreiben. Das Werk ward in England allenthalben, wo Leidenſchaft und Vorurtheil nicht allzuſehr die Oberhand hatten, mit Beifall aufgenommen, und wir wiſſen es dem Ueberſetzer Dank, daß er es auch au unſern vaterländiſchen Boden verpflanzt hat. Der vorliegende erſte Band enthält die Geſchichte Irlands von dem Urſprunge des iriſchen Volkes von — 100 nach Chr. bis auf das Ende der Regierung des Königs Finachta 693. Nicht allein die Urgeſchichte der Iren, mit ihrer räthſelhaften Religion (Druiden), ihren Sitten, Einrichtungen und Gebräuchen, ihren vielfachen Fehden und Kriegen, ihren frühzeitigen Fortſchritten in den Wiſſenſchaften und Künſten, ſondern auch der folgende Theil, der die ſiegreiche Ausbreitung des Chriſtenthums (bereits in der erſten Hälfte des V. Jahrhunderts wurde es allgemein angenommen), in der Cultur und den Wiſſenſchaften, ſowie den Zuſtand des Reiches behandelt, iſt äußerſt intereſſant, und man kann ſich der Bewunderung nicht enthalten, wenn man den Bildungszuſtand Irlands mit dem anderer nordiſchen Länder, die um dieſe Zeit noch im tiefen Schlummer der Barbarei lagen, aus dem ſie erſt langſam und nach Jahrhunderten erwachten, vergleicht. Das Chriſtenthum, deſſen früchtereicher Baum hier nicht, wie in anderen Landen, aus des Schwertes blutiger Saat emporſchoß, ſondern von den ſchmeichelnden Frühlingslüften ſanfter Ueberredung und inniger Ueberzeugung und unter den Stürmen der Begeiſterung großgehegt wurde, bewährte an den Iren um ſo mehr ſeine Segnungen, da es bei ihnen empfängliche Herzen und einen, der Civiliſation ſchon erſchloſſenen Sinn vorfand. — Wir glauben mit Recht, dieſes Werk allen Freunden der Geſchichte als eines der beſten Erzeugniſſe der neueſten Literatur empfehlen zu können.

N.

Dr. J. G. Bayl's (erſten Bürgermeiſters von Bamberg) poetiſcher Nachlaß nebſt einer Skizze ſeines Lebens von Dr. H. J. Felsecker, Bamberg 1837, Verlag des literariſch-artiſtiſchen Inſtituts, (8) 192 S. 2te Ausgabe.

Der Herausgeber, der uns eine friſche, kräftige Charakterzeichnung von des Dichters Leben gab, ſchloß den poetiſchen Nachlaß Bayl's mit dem freundlichen Wunſche:

„So tönet denn zu deutſchen Herzen, Lieder,
Entſproſſen aus dem zärtlichſten Gemüth!
So treu, ſo lieblich hallt in euch es wieder,
Was in des Sängers Bruſt ſo heiß geglüht."

Dieſe wenigen Zeilen bezeichnen Bayl's poetiſchen Nachlaß vollkommen. Der Dichter ſang ſeine Gefühle, ſein Hoffen und Sehnen, erſchloß in anſpruchloſen Harfentönen ſein innerſtes Leben, und zieht durch Wahrheit und Natur an. — Die veranſtaltete 2te Auflage bürgt für den Antheil, welchen Bayl's poetiſcher Nachlaß fand. Die Ausſtattung des Werkchens bildet einen würdigen Rahmen für das liebliche Bild. Mit Bayls biedern Landsleuten und Dr. Felseckers „Nachhall" rufen wir den herzlichen Liedern bei ihrem neuen Eintritt in die Welt nach:

„Was Er uns war, der Liebende, im Leben,
Mögt ihr nun kund dem fernen Lande geben,
Und gleich der Blume reinem Balſamduft
Umhauchen Seine ſtille Friedensgruft!

„Blumenſträußchen, oder moraliſche Erzählungen für die Jugend und ihre Freunde von Dr. J. Rion. Bamberg 1837, Verlag des liter. artiſt. Inſtituts, (8) 107 S.

Der Herausgeber, rühmlichſt bekannt als Jugendſchriftſteller, band vier wohlduftende, liebliche, farbenreiche Blumen zu einem Sträußchen, einem zarten Lieblingsgeſchenke für unſere Jugend. In einem leichten, fließenden Erzählungstone entwickelte Dr. Rion tiefe Moral, reine chriſtliche Lehre in vorliegenden vier Erzählungen. — Jeder Jugendfreund wird des Herausgebers Wunſch theilen:

„Möge dieß Blumenſträußchen in recht viele Hände der Jugend kommen und mit Freude und Nutzen gepflegt werden"

aber zugleich auch den Wunſch beifügen:

„Möge der Herausgeber bald wieder friſche Blüthen ſammeln und zu einem Aug und Seele erquickenden Kranz für unſere Jugend winden! —

Anleitung zu der Bereitung und dem Gebrauch des ſogenannten Roggenkaffee's und zu dem zweckmäßigſten Anbau des Roggens und ſeiner intereſſanteſten Abarten. So wie Bereitung des Runkelrübenzuckers für Haushaltungen. Ulm, 1836. kl. 8. In der Ebner'ſchen Buchhandlung.

In dieſem Werkchen behandelt der ungenannte Verfaſſer auf nicht einmal 4 Bogen (VIII S. Vorrede u. 56 S. Text) zwei, auf dem Titel angegebene, höchſt wichtige Gegenſtände, den, ein zweckmäßiges Surrogat für den Kaffee, dann, den Runkelrübenzucker wo möglich in jeder einzelnen Haushaltung zu bereiten. Wir laſſen den letzteren Theil, welcher ſich in zwei §§ zuerſt über die erforderlichen Geräthſchaften, und dann über die Bereitung des Runkelrübenzuckers ſelbſt verbreitet, unberührt, da wir die Hoffnung des Verfaſſers, es werde jeder ſparſame und patriotiſche Familienvater ſich jene theuren Utenſilien entweder allein, oder gemeinſchaftlich mit guten Freunden und getreuen Nachbarn anſchaffen, als eine zu ſanguiniſche nicht theilen können. In den meiſten Gegenden Deutſchlands würden ſchon die hohen Holzpreiſe dem Einzelnen ein Unternehmen verbieten, durch das er am Ende doch nur Syrupe und Rohzucker zu produziren vermag. Auch im erſteren Theil beziehen ſich eigentlich nur drei §§ auf die Aufgabe des Werkchens, indem dieſe zuerſt von den guten Eigenſchaften des Roggenkaffee's, dann von der Zubereitung, und endlich von dem Gebrauch deſſelben handeln; denn fünf andere §§, in denen von dem Roggen überhaupt und ſeinen Abarten, ſo wie vom Roggenbrande die Rede iſt, konnten unbeſchadet des Zweckes, dem Roggenkaffee mehr Eingang zu verſchaffen, recht wohl wegbleiben. Daß dieſer Zweck ein höchſt lobenswerther ſey, wird kein Hausvater verkennen, der nicht gerne viel Geld umſonſt ausgiebt, kein Vernünftiger, welcher zwiſchen geſunder u. ungeſunder Nahrung zu wählen verſteht, endlich kein Vaterlandsfreund, der ſich daran erinnert, daß jährlich gegen zwanzig Millionen

Digitized by Google

deutſcher Thaler baar oder in Waaren für Kaffee in's Ausland wanderu. Mit Recht empfehlen wir daher unſern geneigteu Leſeru und Leſeriunen die Lectüre dieſes Werkchens.

Korreſpondenz.

ω Leipzig, deu 18. Februar. (Schluß.) Wir kommen nun zum literariſchen Lebeu, aus welchem ich meinen Leſeru Aelteres und Neueres vermiſcht vorführen will. Ludwig Rellſtab hat bei Brockhaus eine „Blumen- und Aehrenleſe aus meinem jüngſten Arbeitsluſtrum" in 2 Bänden herausgegeben, die neben mancher Erzählung (Blume) auch Nachhaltiges (Aehren) euthält; wir meinen in letzterer Beziehung die biographiſch-künſtleriſche Skizze über Ludwig Devrient und Wilhelmine Schröder-Devrient, zwei Namens- und Kunſtverwandte, im 2ten Bande. Ebendaſelbſt ſind Fr. v. Raumers Beiträge zur neuern Geſchichte aus dem brittiſchen Muſeum und Reichsarchive, 2 Thle., „die Königinnen Eliſabeth und Maria Stuart, und König Friedrich II. und ſeine Zeit (1740 — 1769)" enthaltend, erſchienen, die vou dem unermüdlichen Sammlergeiſte des bekannten Hiſtorikers zeugen, ohne daß wir unbedingt in das Lob der Berliner, oder in den Tadel des Mitternachtsblatts einſtimmen wollen. Velani: Tyrol 1809, 3 Bände; angenehm erzählt, wenn ſchon nicht immer hiſtoriſch treu. Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Erzherzogin Maria Antoinette von Oeſterreich, Königin von Frankreich, 4 Bände; eigentlich nur eine Ueberſetzung der Souvenirs sur Marie Antoinette par Mad. la Comtesse d'Adhemar, dame du Palais. Paris, die, abgeſehen von ihrer mehrfach und ziemlich genau im Magazin des Auslandes (Beilage der preuß. Staatszeitung) bewieſenen Unachtheit, füglich unbeachtet bleiben konnten, da der Schriften über die eine Antoinette genug ſind, und dieſe, wie ihr Leben und ihre Schickſale, neuerdings in der Eleganten hier, wie in Brauns Minerva, ausführliche Schilderung und Würdigung findeu. Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora von Königsmark, 2 Theile, bei Brockhaus, von Dr. Friedrich Cramer, der unterdeß verſtorbeu, aber nach dem laudari a viro laudato von dem ehrwürdigen Strombeck im vorjährigen Mitternachtsblatte Nr. 187 gewürdigt worden iſt. Raumers hiſtoriſches Taſchenbuch, wo von beſonderm Intereſſe Zinkeiſens Aufſatz über Verſailles und Zitzmanns älteſte Geſchichte der Xylographie iſt. Knebels literariſcher Nachlaß, 3ter Band (bei Gebr. Reichenbach), den Beſchluß des Briefwechſels, Knebels vermiſchte Schriften, philoſophiſche und äſthetiſche Aufſätze, Tagebuchsblätter und Denkbücher, zerſtreute Blätter und Fragmente enthaltend; alles zum Theil höchſt intereſſant, obſchon nicht allgemein befriedigend und nicht alles erfüllend, was die Verleger z. B. in Betreff der Briefe von Göthe verheißen haben. Varnhagen von Enſe's Gallerie vou Bildniſſen aus Rahels Umgang und Briefwechſel, 2 Theile, bei Gebr. Reicheubach, allen Freunden der Geſchichte und biographiſcher Denkmale zu empfehlen, unter welchen beſonders die Aufſätze: Karoline von Humboldt, Friedrich von Schlegel, Fürſt von Ligne, Adam v. Müller und Friedrich von Gentz, anſprechend geſchrieben ſind. J. Funck (Kunz) Erinnerungen aus meinem Leben u. ſ. w., 1ſter Band, aus dem Leben E. T. W. Hoffmanns und Fr. G. Wetzels, bei Brockhaus, wahrhaft lebendige Mittheilungen, nicht blos Denkſteine, nein Leben und Luſt verbreitende Bilder der Geſchilderten, die auf die Erinnerungen an Bretzuer, Feuerbach, Devrient, Jean Paul, Iffland begierig machen. Karl Auguſt Böttiger, eine biographiſche Skizze von deſſen Sohne, Prof. Dr. K. W. Böttiger zu Erlangen, bei Brockhaus (aus den Zeitgenoſſen abgedruckt), die jeder Freund wiſſenſchaftlicher Thätigkeit mit Verlangen und Intereſſe zur Hand nehmen und befriedigt weglegen wird. Dr. S. F. W. Hoffmanns Lebensbilder berühmter Humaniſten, 1. Reihe: Jacobs, Böckh, Zell und Poliziano enthaltend, wodurch der durch ein bibliographiſches Lexicon der geſammten Literatur der Griechen und Römer, und das größere Werk: die Alterthumswiſſenſchaft den Gelehrten von Fach rühmlichſt bekannte Verfaſſer auf ſein mit unermüdlichem Eifer vorbereitetes Werk, Biographiſches Lexicon der Alterthumsforſcher ſeit dem 15. Jahrhund., aufmerkſam macht. Wir empfehlen dieſes Werk und deſſen Vorläufer der Beachtung und Würdigung aller derer, welche ſich an ſolchen Beiſpielen wiſſenſchaftlichen Strebens und Forſchens erholen und erheben wolleu. Genug dießmal von literariſchen Neuigkeiten; von den hier erſcheinenden Zeitſchriften, z. B. Pölitz Jahrbücher, Zeitung für die elegante Welt, Komet, muſikaliſche Zeitung, Blätter für literariſche Unterhaltung, Modezeitung ꝛc., ſo wie über die hier herausgekommenen Almanachs, vielleicht nächſtens. Nur auf den Büchermeßcatalog von Michaelis her, der 3467 neue Bücher nachweiſt (1300 mehr, als vor 50 Jahren), und das reichhaltige Verzeichniß der franzöſiſchen Buchhandlung von Avenarius und Friedlein, Nachfolger von Bossange Pere, aus zehn verſchiedenen Abtheilungen beſtehend, möge noch aufmerkſam gemacht ſeyn.

□ Berlin im Febr. Die Detmolder Bühne meint es mit ihrer Reorganiſation, von der neulich in öffentlichen Blättern die Rede geweſen, redlich. Sie hat ſich hierher gewendet, um eine Prima donna zu bekommen. Nun haben wir zwar ſeit einigen Wochen ein Inſtitut, welches prime donne zu Dutzenden binnen Jahr und Tag fertig zu fabriziren verſpricht; aber es iſt erſt im Entſtehen, und die nicht fabrikmäßig gebildeten Sängerinnen ſind etwas theuer. — Das Converſationsſtück „die Iſolirten" wird mit hoher Wahrſcheinlichkeit einer fürſtlichen Perſon als Verfaſſer zugeſchrieben. Wohl wäre es zu wünſchen, daß es nicht iſolirt bliebe, ſondern daß es dem Verfaſſer gefallen möchte, durch mehrere Produktionen ähnlicher Tendenz auf die Rückführung des verderbten Geſchmackes zu etwas Beſſerem, als was das moderne Ausland uns zu bieten hat, einzuwirken. — Eine fulminante Recenſion der Venezianer von Rellſtab ſehe ich im Geiſte ſchon in einem belletriſtiſchen Blatte in Ihrer Nähe, deſſen Berliner Correſpondent es ſich zur Aufgabe geſtellt zu haben ſcheint, dieſem geiſtreichen Schriftſteller wenig Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Ich bin kein Theater-Recenſent, ſpreche aber das Urtheil von vielen Unbefangenen, Gebildeten aus, welche ſich von dieſem Anfang der dramaturgiſchen Carrière des bisher nur als erfolgreichen Novelliſten bekannten Verfaſſers, recht viel verſprechen. Bekanntlich iſt die Diktion ausgezeichnet durch Adel und Anmuth. — Sehr mißfallen hat es bei den neulichen Aufführungen von Gluck's Armida, daß man ohne Einſchiebung eines Ballets nicht glaubte fertig werden zu können. Man glaubte Anfangs, als ſey dies die Schuld der Intendanz, wie man aber jetzt erfährt, ſo war es gerade dieſe, welche ſich gegen dieſen heterogenen Beſtandtheil erklärte, während das Haupt unſrer Muſik auf deſſen Nothwendigkeit beſtand.

Die Droſchken, die Droſchken! wären ſie doch ſchon in das Reich des Nichts hinübergegangen, und ihre Nachfolgerinnen in das der Exiſtenz eingetreten! Bis jetzt theilt ſich das Geſpräch der Berliner noch immer zwiſchen Vorſchlägen für die neuzutreffende Einrichtung und Wiʒen über die alte untergehende. Gegen das Durchgehen der Pferde hatte dieſe letztere eine wirkſame Maſchinerie erfunden, welche täglich dreimal — an der Krippe — in Bewegung geſetzt wurde: die Pferde erhielten nämlich eine ſparſame Ration — probatum est wider das Durchgehen, ohne daß wir dieſe Maſchinerie den Nachfolgern der Droſchken hiermit empfohlen haben wollen. Ein ſehr ſinnreicher Vorſchlag iſt das Anheften der Preiſe in dem Wagen; der Vorſchlagende ſollte aber zugleich für Laternen ſorgen, da im Winter der Zettel in dem Wagen von 4 bis 11 Uhr Abends ohne ſolche ſchwerlich zu leſen ſeyn dürfte. Ein Anderer will die Preisbeſtimmung der Concurrenz überlaſſen wiſſen — da könnte es ſich bei Regenwetter oft ereignen, daß unſeren Damen die Hüte verdorben werden, wenn ſie mit den Fuhrleuten, welche natürlich bei ſchlechtem Wetter am preciöſeſten ſind, nicht Handels einig geworden, und dem handeltreibenden Publikum gingen die koſtbaren, ſorgfältig zugemeſſenen Augenblicke mit dem Markten um die Fuhrpreiſe verloren, daher iſt die Idee der Feſtſtellung dieſer Preiſe die, welche den unbedingteſten Beifall verdient.

(Auszug aus einem Schreiben von Mangalore (in Oſtindien) vom Anfang 1836.) „Der Weg von Mangalore bis Cannanore macht ſich für's Auge ſchön. Die Witterung war bei meiner Abreiſe von Mangalore ziemlich angenehm, indem der Monſooni-Regen etwa 14 Tage vorher aufhörte, und nur noch der Nachtrab zu erwarten war. In dieſer Zeit fängt die Luft an heiter zu werden, obgleich der Weg noch hie und da ziemlich ſumpfig iſt. Zur linken Seite ſieht man oft Hügel, die jetzt nach der Regenzeit ſehr ſchön grün ſind (nach einigen Monaten iſt aber alles Gras verdorrt); in weiterer Entfernung erblickt man die Ghauts-Gebirge, die ſich immer höher und höher in einem ſchönen blauen Nebel erheben und ganz mit Bäumen bedeckt ſind; zur rechten Seite ſieht man öfters das ſchöne blaue Meer, das aber durch ſeine vielen Buchten den Weg höchſt beſchwerlich macht. Da die Eingebornen ihren ganzen Fuß, faſt bis an die Hüfte hinauf, unbedeckt haben, ſo laufen ſie durch alle dieſe Waſſer, indem ſie kein Geld für ein Boot ausgeben wollen. Dies iſt die Urſache, daß an ſolchen Stellen auch gar kein Boot gehalten wird, was freilich für einen europäiſchen Fußreiſenden ſehr beſchwerlich iſt. Auch ſelbſt im Palankin ſitzend, verurſacht es manche Unruhe, indem man nicht weiß, ob die Träger nicht ſtolpern und den Getragenen ins Waſſer fallen laſſen. So in der That paſſirte ich dieſe Nacht eine Bucht, die mir faſt heiß machte. Die Wellen ſchlugen hoch — und obgleich die Träger den ganzen Palankin (nämlich unten) auf ihre Achſeln nahmen, ſo konnte ich doch kaum vor Waſſer bewahrt bleiben; aber nicht nur das — eine Welle kam ſo hoch, daß ſie anfing, meine Träger in die Höhe zu heben. — Die Stadt Myſore iſt bekanntlich die Reſidenz des abgeſetzten Monarchen dieſes großen Reichs; ſie iſt ziemlich groß und hat ganz das Gepräge einer europäiſchen Stadt. In dem Treiben der Menſchen legt ſich große Verdorbenheit zu Tage. Da der Exkönig nicht mehr regiert, ſo iſt ein brittiſcher Kommiſſair über das ganze Land geſetzt, welcher in Bangelore wohnt.

Digitized by Google

Die Biene

Bayeriſches Sonntagsblatt.

1837. № 11.

Sonetten
geſchöpft aus
„Göthe's Briefwechſel mit einem Kinde.“

Bettina.

IV.

Mich hebt der Sturm, ich fühl' mich fortgetragen!
Ich fühl' es ewig, wie die Vorſicht waltet!
Wie ſie, hat er die Schwingen raſch entfaltet;
Ich ruh' auf ihnen aus mit Wohlbehagen.

Mit unnennbarer Wonne kann ich's ſagen:
Wie froh ich werde ihn begleiten müſſen!
Es trägt mich hin zu des Geliebten Füßen,
Da werd' ich alle Seligkeit ihm klagen! —

O Gott! ich werd' in dieſem neuen Leben,
Das aus der Sehnſucht fröhlich iſt entſtanden,
Gewiß nicht mehr nach andern Schätzen ſehen.

Er, der mir dieſes hohe Glück gegeben,
Er feſſelt mich mit ſüßen Liebesbanden;
Ich werd' vor Wonne mit ihm untergehen.

V.

Auf welche Art wir Seligkeit erlangen?
Wenn wir uns auf dem Weg erhalten können,
Wenn wir von dieſem Weg uns nicht mehr trennen,
Wo wir ſie ahnen, wie ein heiß' Verlangen;

Zu dieſer Ueberzeugung kann gelangen
Mein Herz, ſobald ich glaube, daß Du immer
Mir zugewendet Deiner Liebe Schimmer,
Der aus der Ferne auf mich übergangen.

Und wenn Du Dich erinnerſt meiner Liebe,
Schmilzt Deine Seele in Erinnerungen,
Berühret lind, wie Balſam, die Geliebte;

Wie ſanfte Fluſſeswellen im Getriebe
Den Blüthenſtaub getragen und verſchlungen,
Den eine Schaar von Zephyretten liebte.

VI.

Daß Sterne Welten ſind, ſagt man doch immer;
Daß aber auch ein Kuß ſo viel umfaſſe,
Hört weder man im Ernſt, noch auch im Spaſſe;
Ich zweiſle doch an dieſer Wahrheit nimmer.

Wie groß iſt Deinem Aug' ein Stern im Schimmer!
Scheint er denn größer als des Kuſſes Zeichen,
So weit er Deine Lippen mag umreichen?
Und iſt, was er Dir bietet, denn geringer?

Und will denn Dein Gefühl noch mehr erlangen?
Verlangſt du noch nach höherem Genuſſe,
In dem der höchſte, feinſte Reiz zerfällt?

Das erſte Glück, zu dem ich komm' gelangen,
Beſtand in einem deutungsreichen Kuſſe;
Mir war er das Umfaſſen einer Welt!

VII.

Man weiß, daß wir oft öde Straſſen gehen,
Und hat man auch den Muth hindurch zu dringen,
So ängſtigt uns ein ungewiß Gelingen,
Wenn wir die Einſamkeit der Wüſte ſehen.

Und ſoll man ſelig ſeyn, ſo kanns geſchehen,
Daß unſer Herz ſo zaghaft zitternd ſcheidet
Von ſeinem Glück, das uns ein Gott bereitet,
Das uns entflieht, um plötzlich zu verwehen.

Doch nicht ſo ganz. — Geheimniſſe umwehen
Zwei Liebende und hüllen Zauberſchleier
Um ſie, aus denen Träume ſich entfalten,

Die ſchönſten Träume, die ein ängſtlich Leben
So hold verſchönen. Eine Himmelsfeier,
Umringt von hohen göttlichen Geſtalten.

L. Deifel.

Biographiſche Denkmale.

VI. Ignatz von Rudhart.

Nicht nur den Todten, auch den Lebenden wollen wir Denkſteine ſetzen. Ein Mann wie Rudhart, der von Bayern nach Hellas berufen, dort in ſeinem neuen Vaterlande Denkmale der europäiſchen Civiliſation, ja deren ganzes Gebäude zu errichten, auszubauen, kann in ſeinem alten Vaterlande wohl einen Denkſtein fordern. Gerne tragen wir bei, dieſen aufzurichten, und ohne Zweifel am beſten, wenn wir eine Skizze ſeines bisherigen Lebens nach ſeinen eigenen Worten geben. Wir entnehmen ſie aus einem ſo eben erſchienenen Büchlein*), in welchem, nach des Herausgebers Verſicherung, der von Rudhart ſelbſt im Jahre 1830 aufgeſetzte Abriß ſeines Lebens in nachfolgenden Worten abgedruckt iſt:

„Dr. Ignatz Rudhart Königlicher Regierungs-Präſident, Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu München, und anderer gelehrter Geſellſchaften, iſt geboren am 11. März 1790 zu Weismayn, einem ehemals Bambergiſchen und früher Meraniſchen Städtchen bei der Meraniſchen Burg Niſten. Sein Vater Franz Anton Rudhart war Polizei-Kommiſſär des Fürſtenthums Bamberg, ſeine Voreltern ſtanden ſeit langer Zeit im Dienſte der Poſten. — Seine Mutter Roſina,

*) Dr. Ignatz Ritters v. Rudhart, Königlich Bayeriſchen Staatsraths und Miniſters, Königlich Griechiſchen Miniſters des Innern und Präſidenten des Conſeils Lebens-Abriß. Letzterer von ihm ſelbſt verfaßt. Seinen Freunden und Verehrern zum Angedenken. Herausgegeben von Heinrich Holzſchuher. Mit Rudharts Bildniß und Facſimile ſeiner Handſchrift in Kupfer. Nürnberg bei Riegel und Wießner 1837.

Digitized by Google

geborne Fuchs, ſtammte aus einem Geſchlechte, das von je die Bürgermeiſters-Stelle begleitete. — Ein Georg Fuchs führte die 300 Bürger von Weismann zum Entſatze der Kronacher von der Belagerung der Schweden, und ſtarb mit ihnen den Heldentod, und ein anderer Georg Fuchs rettete ſeine Stadt vor Ueberrumpelung der Preußen im ſiebenjährigen Kriege, indem er mit einem Beile einen preußiſchen Grenadier von einer Zugbrücke ſtieß, die man aufzuziehen verſäumt hatte. — Frühzeitige Entwickelung. Drei Jahre alt, erhielt Rudhart bereits Unterricht. — In dieſer Zeit wurde ſein Vater in die Stadt Bamberg verſetzt, wo deſſen Haus der Vereinigungspunkt vieler edler Männer, beſonders von Gelehrten und Studirenden an der damals blühenden Univerſität Bamberg wurde, die den Knaben duldeten und ſich mit ihm abgaben. — Rudhart erinnert ſich aus jener frühen Zeit beſonders eines alten penſionirten holländiſchen Offiziers Namens Zickwolf, der durch große Reiſen reiche Erfahrungen geſammelt hatte, ſich mit dem Knaben, den er liebgewann, viel beſchäftigte, und die ernſteſten Betrachtungen, wie über das Daſeyn Gottes, die Unſterblichkeit der Seele, die hiſtoriſche Kenntniß u. dgl. mit ihm anſtellte. — Der Unterricht, den Rudhart darauf an den öffentlichen Studien-Anſtalten empfing, erſchloß je mehr und mehr ſeinen wißbegierigen Geiſt, der zufällig eine frühzeitige Richtung auf das Politiſche nahm, einerſeits durch die ihm nahe liegenden Verhältniſſe im geiſtlichen Fürſtenthum Bamberg, wo die Adelsfamilien herrſchten, und ſelbſt dem ausgezeichnetſten bürgerlichen Talente nur eine, eben durch jene beſchrankte Laufbahn, offen ſtand. Dieſes und der Uebermuth junger Adelicher, der ſich an einem angeſehenen Verwandten verſuchte, ſetzte ſich tief in der Erinnerung des Knaben feſt, daß er oftmals ſagte, in Bamberg nicht bleiben zu wollen. — Auf der andern Seite erregte die frühzeitige Bekanntſchaft mit dem Leben der Edlen der Vorwelt, Cornelius Nepos, die Zeitungen, die man ihn vorzuleſen anhielt, und die allgemeine Theilnahme an der damaligen franzöſiſchen Revolution und ihre Helden, den Freiheitsſinn und die Phantaſie des Knaben. — Rudhart ſagte ſpäterhin öfters, damals der eifrigſte Republikaner geweſen zu ſeyn. — Seine Eltern gewährten ihm alle Freiheit, da ſie ihn aus eigenem Antrieb ſtets fleißig und mit der Zeit geizend ſahen, und ſeine Lehrer verſagten ihm keine Art der Lektüre. Sie ſelbſt gaben dem zwölfjährigen Knaben Romane allerlei Art, ſelbſt Meißners Skizzen in die Hand. Er geſtand ſpäter, in weniger als einem Jahre vollen Ekel an jener Art Literatur bekommen zu haben. — Die ernſten Studien der Klaſſiker und der Geſchichte zogen ihn mehr an. — Während ſeines ganzen Studiums auf dem Gymnaſium und Lyzeum zu Bamberg verließ er nicht ein einziges Mal den erſten Platz unter ſeinen Mitſchülern. Mehrmals verſuchte er es, mit höheren Klaſſen zu konkurriren, und erhielt auch dann den erſten Platz. — In die griechiſche Literatur, die früher an den Lehr-Anſtalten zu Bamberg nicht ſehr gepflegt wurde, führte ihn Profeſſor Döring ein, mit ſo gutem Erfolg, daß Rudhart bald die Klaſſiker faſt ohne Zuhülfsnahme eines Lexikons überſetzen und mit ſeinem Lehrer geläufig griechiſch reden konnte. — Am glücklichſten gelangen dem jungen Schüler poetiſche und rhetoriſche Aufſätze. — Als im Jahre 1804 in Frankreich über Bonaparte's Wahl zum Kaiſer der Franzoſen verhandelt wurde, und man den Schülern ſonderbarerweiſe eine Rede für dieſe Wahl zur Aufgabe machte, erbat ſich der dreizehnjährige Knabe, der es dem Helden der Revolution nicht verzieh, daß er die Republik ſtürzte, die Erlaubniß, eine Rede gegen dieſe Wahl auszuarbeiten. Sie erregte die Aufmerkſamkeit des damaligen Chefs der Regierung, Freiherrn von Stengel. Mit ſeinem ſechszehnten Jahre trat Rudhart als Repetitor am Gymnaſium und dann am Lyzeum zu Bamberg auf, und nach Vollendung der philoſophiſchen Studien daſelbſt bezog er die Univerſität Landshut, wo er ſich nicht nur des Unterrichts, ſondern der Freundſchaft der damals zwei größten Rechtsgelehrten dieſer Anſtalt, von Savigny und Gönner, freute. Erſterer führte ihn in das hiſtoriſche Studium der Geſetzgebungen und beſonders der römiſch-klaſſiſchen Geſetzgebung ein; Letzterer gab ſeinem Studium die Richtung auf das Praktiſche, und gebrauchte ihn ſehr bald bei ſeinen juridiſchen Arbeiten. — Der Umgang mit älteren und jüngeren Univerſitätsfreunden war die Schule eines faſt unausgeſetzten Disputatoriums, und die reiche Univerſitäts-Bibliothek gab Rudhart Gelegenheit, die vorzüglichſten Klaſſiker aller Zweige ſeines Studiums, namentlich der Staatswiſſenſchaften von Plato, Ariſtoteles herab bis auf jene der neueſten Zeit, ſowie den Stand der Wiſſenſchaft durchzugehen und zum Theil auszuziehen. — Im Jahre 1810 erſchienen ſeine erſten ſchriftlichen Verſuche in mehreren Aufſätzen in Gönners Archiv. — Im ſelbigen Jahre wurde ſeine Preisſchrift: „Syſtem der Verträge,“ von der Juriſten-Fakultät gekrönt, und nach förmlicher und öffentlicher Disputation, die ihm das Anerkenntniß eines gewandten Dialektikers verſchaffte, ihm die Doktorwürde ertheilt. — Darauf nahm Rudhart Praxis am Kreisgerichte zu Bamberg, erhielt aber ſchon am 8. März 1811 durch den Großherzog Ferdinand von Würzburg den Ruf als Profeſſor für folgende Lehrfächer: Geſchichte der Geſetzgebungen, deutſche Geſchichte, Völkerrecht. Privatim lehrte er noch römiſches Recht. — Als Mitglied des Spruchkollegiums der Juriſten-Fakultät, das damals als Ober-Appellations-Gericht für Frankfurt und die ſächſiſchen Fürſtenthümer ꝛc. vielfach beſchäftiget war, und als Konſulent mehrerer adeligen Familien, fand er Gelegenheit zu Erfahrungen in den mannigfaltigſten Geſchäften. — Das Lehrfach bot ihm die Gelegenheit zu einem lebhaften freien Vortrag. Selbſt der Vortrag über Geſchichte war frei, bloß unter Zugrundlage einzelner Noten. — Eine Reihe von Schriften, die er in dieſer Zeit herausgab, wurde auch ſpäter, als Rudhart das Lehramt verließ, von ihm fortgeſetzt. — Im Jahre 1815 Bekanntſchaft mit Lerchenfeld, beſonders dadurch, daß Rudhart damals ſchon die Nothwendigkeit einer ſtändiſchen Verfaſſung in Deutſchland und Bayern beſonders erkannte, und zu dem Ende ſeine „Geſchichte der Landſtände in Bayern ſchrieb. — Im Frühjahr 1817 verließ Rudhart in Folge einer Krankheit, die ihn in Würzburg dem Tode nahe gebracht hatte, das Lehramt, und wurde als Generalfiskalats-, und ihm Jahre 1819 als Miniſterialrath in das Miniſterium der Finanzen berufen. — Damals war das Chaos zu ordnen, die Verfaſſungs-Urkunde zu entwerfen. Das Vertrauen der Miniſter von Lerchenfeld und von Zentner berief ihn zu den wichtigſten Arbeiten. Auch auf jene für die Verfaſſungs-Urkunde ſelbſt war er durch Bearbeitung der hiſtoriſchen Vorhallen nicht ohne Einfluß, ſo wie er an den Vorarbeiten zu der Wiener-Schluß-Akte, welche die Karlsbader Beſchlüſſe vom Jahr 1819 heilen ſollten, und an den Arbeiten der Regierung in der erſten Ständeverſammlung 1819 lebhaften Antheil nahm. — Im Jahre 1820 war Rudhart königlicher Kommiſſär bei der Ständeverſammlung. Im Jahre 1823 ward er zum Regierungs-Direktor nach Bayreuth, im Jahre 1826 nach Regensburg berufen. — Durch ſeine Verſetzung ſeinen Landsleuten näher gerückt, im Jahre 1825 von den Städten des Obermainkreiſes zum Abgeordneten der Ständeverſammlung gewählt. Als ſolcher wohnte er den Sitzungen von 1825, 1828, 1831 und 1834 bei. Seine Reden vor dieſer hohen Verſammlung waren niemals memorirt, er hielt ſie, meiſt ohne alle Noten,

Digitized by Google

ganz frei. Nach dem Schluſſe der Ständeverſammlung von 1831 wurde Rudhart als Regierungs-Präſident nach Paſſau berufen.“

Bis hieher Rudharts eigene Worte; es ſey uns erlaubt, noch einige beizufügen.

Zu Paſſau wirkte Rudhart mit unermüdlich rüſtiger Thätigkeit als Chef des Kreiſes. Ordnung der Verwaltung, Hebung der Induſtrie, Beförderung des Unterrichtes waren auch hier ſein Hauptziel. Keine Beſtrebung der Zeit in dieſer Beziehung blieb ihm fremd, keine fand ihn theilnahmlos. Er gab zuerſt den Impuls zur Gründung der bayeriſchen Donaudampfſchiffahrt, reiſte ſelbſt nach Wien, die Verträge dort mit Privaten einzuleiten, die Konzeſſion des Kaiſerſtaates zu erwirken, nicht ahnend noch, daß die Schiffe, die alsbald aus Bayern in das ſchwarze Meer eingehen könnten, einſt auch ſein zweites Vaterland, Griechenland, mit ihm näher verbinden, berühren würden.

Rudharts Geiſt und Kenntniſſe bahnten ihm den Weg zu einer neuen höheren Stellung, würdig des edlen Ehrgeizes eines durch eigene Kraft emporgehobenen Mannes.

Als man einſah, daß Graf Armannsperg in Griechenland nicht länger an der Spitze der Geſellſchaft zu bleiben vermöge, und v. Mieg, dem bayeriſchen Vaterlande unentbehrlich, dem helleniſchen Klima nicht zu befreunden ſey, fiel der Könige Ludwig und Otto Wahl auf Rudhart. So wurde er zuerſt beſtimmt, der königlichen Vermählung zu Oldenburg beizuwohnen, dann dem griechiſchen Monarchen nach Hellas zu folgen. Auf ſeine Leiſtungen dort, iſt Griechenland, Bayern, ganz Europa geſpannt; mögen ſie zum Ruhme des Königs, zum Glück des Landes, zu ſeinem eigenen Wohle ausſchlagen.

Bernabo †)

Denkſchrift eines Zeitgenoſſen.

(Aus dem Italieniſchen des Defendente Sacchi, von C. F. v. G.)

Ach, nun komme ich wieder zu Athem; Mailand und die Viſkonti's hinter mir laſſend, glaube ich einem Höllenraine Dante's oder den Klauen Malebranche's entſchlüpft zu ſeyn. Der Neffe hat ſeine Krallen auf den Oheim gelegt, und man ſagt nun, daß Bernabo zum Bewohnen des Caſtells von Trezzo abgeſchickt worden iſt, aus welchem er nach meinem Dafürhalten gewiß nicht herauskommt. Der arme Wicht! er macht mich beinahe mitleidig; es iſt wahrlich Nächſtenliebe in Ueberfluß, denn wenn ich auf das zurückdenke, was ich von ihm ſah und hörte, glaube ich, daß es keinen Erzſchurken gibt, der ihn übertreffen möge. Ich will Dir einige ſeiner ſaubern Stücke erzählen, damit Du, kommſt Du je nach Mailand und gehſt Du bei S. Giovanni in Conca vorüber, wo ſich die gute Haut eine Reiterſtatue hat ſetzen laſſen, ihn recht ins Auge faſſen kannſt und zugleich Dich hüten, um nicht in die Klauen, ich will nicht ſagen, ob der Schergen oder der Hunde ſeines Neffen zu gerathen.

Ich langte in Mailand an, und kaum ſtieg ich vom Pferde, ſo ſah ich in allen Straßen großes Umhertreiben von Menſchen und Hunden. Ich hegte beinahe den Verdacht, daß die Bevölkerung in dieſe zwei Namen ſich abtheile. Hier Jemand, der einen glänzenden und muntern Hund bei einem ſchönen Halskettchen mit ſich führte, dort ein Anderer, der aus einem Hausthore tretend, deren zwei oder drei leitete, ſie um ſich herum ſuchte, ſie putzte, wie Mütter zu thun pflegen, wenn ſie die Kinder zum Feſte führen. Einer ſprach: „Je nun, ich hoffe das Beſte, auf Wiederſehen,“ und ſtieß dabei einen Seufzer aus. Ein vom Sohne ſcheidender und ihm die Hunde übergebender Vater, ſagte noch: „Es wird gut gehen, die Unſrigen ſind im Wohlſeyn“, darauf der Andere: „Ob mager oder fett, gleichviel für jenen Verfluchten.“ Da lief der Vater herbei, um ihm den Mund mit zitternder Hand zuzuhalten. „Um Himmels Willen ſchweige; willſt Du, daß ich Dich wie einen Paterinen *) auf den Scheiterhaufen ſehe?“ — ſie ſahen ſich an, und ſchieden ohne ein Wort zu ſagen. Auch Weiber und Kinder führten Hunde, Alle nahmen dieſelbe Richtung, ich begriff nichts davon; ich folge der Neugierde und gehe nach, bei meinem Gange durch verſchiedene Straßen hörte ich noch immer über dieſe gebenedeiten Hunde Geſpräche führen, ſo daß ich dieſes für ein allgemeines Delirium hielt. Nach langem Umherſchweifen in den Straßen fing man an Einigen zu begegnen, welche zurückkehrten, auch dieſe führten Hunde mit ſich; dem erſten Herankommenden rief man die Frage zu: „Wie iſt es gegangen?“ — „Für dieſes Mal habe ich mich aus der Schlinge gezogen,“ lautete die Antwort. — „Nicht ſo ich,“ ſprach ein Zweiter herankommend, „ich komme mit einem, um einige Gulden leichteren Beutel zurück.“ Ein Anderer hatte rothgeweinte Augen, athmete ſchwer, antwortete nicht auf die Fragen der um ihn ſich drängenden Bekannten und zog weiter; ich ſpitzte die Ohren, verwunderte mich gewaltig, aber je weiter ich ging, deſto weniger begriff ich.

Bei weiterem Fortgehen vermehrten ſich Menſchen und Hunde auf der Straße, und ſiehe da, ich kam in St. Giovanni in Conca, wo ſich das Haus Bernabo's, des Herrſchers von Mailand, befand. Es iſt ein ausgedehnter Pallaſt, mit marmornem Thore, darauf das Wappen der Viſcontis, eine Schlange, welche ein Kind verſchlingt; wahrlich, ſie haben ſich trefflich abgebildet. In der Mitte iſt der Kirchenplatz, und auf der anderen Seite ein großes Gebäude, gegen welches man dieß Volk von Menſchen und Thieren ſich hintreiben ſah. Ich fragte Jemand, was es für ein Ort ſey, er antwortete mir: „Das Hundehaus.“

Damit war ich nicht beſſer daran als früher, aber ich wagte nicht, neue Fragen auf Gerathewohl zu ſtellen, weil ich auf Aller Antlitz Ungewißheit und Angſt ausgedrückt ſah, und fürchtete, in einem für mich fremden Lande mit ſo vielen Bedrückungen, etwas Ungereimtes zu begehen; ich ſtellte mich ſtatt deſſen mit den Anderen in eine Reihe, um dort, wohin Alle gingen, hinein zu kommen.

Ich trat in einen weiten Hof, in Mitte deſſelben waren drei Männer auf einer Erhöhung gruppirt, drei Geſtalten mit

†) Otto Viſconti war der Stifter der Viſcontiſchen Dynaſtie, die bereits durch ſeinen Neffen und Nachfolger Matteo den Großen, durch den Erwerb von Como, Vercelli, Novara und des Montſerals zu hoher Macht gelangte. Otto ſtammte von einer kleinen adeligen Familie und war bis zum 53. Jahre nichts als Canonicus in Deſio, drei Stunden von Mailand. Da lernte ihn Cardinal Ubaldini kennen, nahm ihn mit ſich nach Rom, wo er ſich Urbans IV. Gunſt erwarb und ſchnell emporſtieg. Im 59. Jahre wurde er, da man ſeine politiſchen Talente hoch anſchlug und zur Unterdrückung der den Päbſten feindlichen della Torre in Mailand brauchte, vom Pabſt zum Erzbiſchof und Metropoliten von Mailand ernannt. Mit Waffengewalt muſte Otto ſich den Beſitz ſeiner Würde erkämpfen, ward aber eben dadurch Regent von Mailand. Er ſtarb am 8. Auguſt 1295 im Alter von 87 Jahren. — Bernabo war mit zwei Brüdern zugleich Erbe des mailändiſchen Staates; um ſich durch das Drittheil des einen Bruders zu bereichern, ſchaffte er im Bunde mit dem anderen, den Vater Johann Galeazzo's, meuchelmörderiſch aus dem Wege. Sie theilten den Staat in zwei Theile, Mailand und Genua gehörten aber Jedem zur Hälfte, und ſo war Johann Galeazzo durch Erbſchaft, ſchon vor ſeiner Uſurpation, Herr des weſtlichen Theiles von Mailand. Anm. d. Einſenders.

*) Die Paterinen waren eine um dieſe Zeit entſtandene religiöſe Secte, die ſelbſt intolerant, als ketzeriſch die mit Feuer und Schwert bewaffnete Intoleranz der Orthodoxen erfuhr. Anmerk. d. Einſ.

Digitized by Google

einem Geſichte von Leuten, die von der Hölle gekommen zu ſein ſchienen; ſie trugen ein kurzes Oberkleid von Leder, hatten an der Seite ein langes Meſſer, borſtig war das Kinn, finſter der Blick, dicht waren die Augenbraunen, gefährlich die Geſichter. Von jenen, welche die Hunde führten, trat Einer nach dem Andern mit ſeinen Thieren einher, ſtellte ſich jenem Tribunate vor, und ſogleich faßte Einer von jenen Dreien den Hund bei der Kette, ließ ihn einen Sprung thun, betaſtete ihn mit der Hand, zog ihn bei den Ohren, oft zwickte er ihm die Ruthe, um ihn zum Winſeln zu bringen, er ſah auf ſeine Gefährten, ſie wechſelten einen Blick des Einverſtändniſſes; während jener, welcher den Hund herbeigeführt hatte, geduckt und furchtſam da ſtand, ſprach Einer, welcher ein ſpitzbübiſcheres Geſicht hatte und durch Haltung und Auszeichnung ſich als den Obern verkündete, das Urtheil. Es waren abgeriſſene Worte; viele des Tadels, wenige der Zufriedenheit, bisweilen fügte er hinzu: „Iſt mager, zahle drei Goldgulden," — „iſt zu fett, vier Gulden." Heulte der Hund, weil er an den Ohren und an der Ruthe gezwickt wurde, ſo ſprach er: „Iſt krank, habet mehr Sorgfalt, indeſſen ſechs Gulden." — Das Urtheil war gefällt, kaum wagte Jemand Athem zu ſchöpfen; Alle traten ab, traurig oder fröhlich, immer mit geſenktem Haupte.

Noch immer war mir dieſes ganze Treiben ein Räthſel, und ich konnte damit nicht früher, als nach einigen Tagen ins Reine kommen. Ich glaube, auch Du wirſt nicht im Stande ſeyn, es zu entwirren, wenn ich Dir keinen Faden an die Hand gebe.

Der Herr Bernabo liebt leidenſchaftlich die Jagd, er beſitzt zu dieſem Zwecke viele Parks, wo Wild jeder Gattung aufzutreiben iſt, das aber von Niemand, ausgenommen von ſeinen Jägern oder von ihm, wenn er ſelbſt auf dieſe Unterhaltung ausgeht, dazu Eingeladenen eingefangen werden darf. Deßhalb verſchaffte er ſich viele Hunde und vermehrte deren Zahl ſo ſehr, daß ſie bis auf fünf tauſend ſtieg. Weil aber der Unterhalt dieſer Hundebevölkerung mit überſchwänglichen Auslagen verknüpft war, hielt er für gut, ſie in den Wohnungen der Privaten in der Stadt, oder auf dem Lande in Miethe zu ſchicken; bisweilen ſtellte er der Beurtheilung der Hunde die Wahl des Hauſes frei, deſſen Gaſtfreundſchaft ſie in Anſpruch nehmen wollten. Er ſchickte ſie aus dem Pallaſte, und wo ſie zur Thüre hereinkamen, waren ſie willkommene Gäſte. Er unterſagte allen Unterthanen, eigene Hunde zu halten, und gab ihnen dafür die ſeinigen; ſie hatten die Verpflichtung ſie zu füttern und unter Aufſicht zu haben, bis ſie zu den Jagden gefordert würden. Und weil *Bernabo* für das Wohlſeyn ſeiner Hunde zärtlich beſorgt war, und fürchtete, daß die Unterthanen ſelbe nicht bei gutem Futter erhielten, oder verderben ließen, verordnete er, daß die Unterthanen, alle zweimal im Monate die als Gäſte aufgenommenen Hunde zur Unterſuchung des Großhundewärters in der Stadt, oder ſeiner Gehülfen auf dem Lande, führen ſollten. Dieſe fällten das Urtheil, ob jene Koſtgänger gehörig gefüttert worden waren, und wenn ſie ſolche entweder zu mager oder zu fett fanden, ſo legten ſie ihren Hütern eine Geldbuße auf. Wehe dann, wenn die Hunde verreckten! Das Geringſte, was da darauf ging, war das ganze Eigenthum. Dieß war *Bernabo's* Rechtspflege; mittelſt der Hunde zog er die armen Unterthanen aus. Alles lag in Händen der Hundewärter, eines unwiderlegbaren Gerichtes, und dieſe galten in der Stadt oder auf dem Lande mehr als ein Prätor, ſie wurden gefürchtet, und mit Ehrenbezeugungen überhäuft.

Dieß iſt keine Lüge; Jagd und Hunde entſchieden über Alles, und ich war täglich, als ich zu Mailand mich ſchlafen legte, froh, für keinen Feind dieſer privilegirten Raçe gehalten worden zu ſeyn. — *Bernabo* begegnete einem Bauern, der einen Hund hatte, da war das Urtheil gefällt, er ließ durch den Hundewärter erſchlagen . . . . wen glaubſt du wohl? — wenn du zweifelſt, biſt du noch nicht in Mailand geweſen! Wenn ich in dieſen Tagen auf der Gaſſe ging, zitterte ich, wenn ich einen Hund in der Nähe ſah, ich wollte ihm weder Achtung verſagen, noch ihn mit einem Fußtritte von mir wegjagen, weil er unter dem Geleite der Viſcontiſchen Schlange ſtehen konnte; ich fürchtete, daß er mir zur Seite bliebe, und mir anzugehören ſchiene, oder zum Wenigſten, daß jener Schelm ſich als meinen Tiſchgenoſſen erklären würde, und mich die Geldbuße träfe, welche einen großen Theil des Beſitzthums der Herren *Puſterla* verſchlang.

Letztere hatten einen alten Groll gegen den Viſconti, weil Luchino die Gemahlin Franz Puſterla's, Margaretha, verführen wollte, und dieſer darüber entrüſtet, ſich verſchworen hatte, ihn zu ermorden; aber der Unglückliche ſtarb mit ſeiner Gemahlin auf dem Platze Broletto Nuovo *) durch Henkershand. Du ſiehſt, daß dieſe Viſconti's, Neffen und Oheime, alle auf gleiche Weiſe fromm ſind. Deßwegen wollten die Puſterla's die Hunde Bernabo's nicht in ihr Haus einlaſſen, verlangten ſie nicht, und beſchloſſen, ihr Hausthor zu verwahren, damit ſie nicht in daſſelbe hineingetrieben würden. Sie ließen in der Mitte des Atriums eine Bretterwand etwas über Mannshöhe errichten, mit einem Pförtchen zum Ein- und Austritte, das immer mittelſt einer hölzernen Klinke verſchloſſen blieb, daher die Hunde hier nicht eindringen konnten. *Bernabo* erhob darüber nicht offene Klage, weil er, wie man glaubt, mit ihnen Theilnehmer an der Verſchwörung gegen den Oheim war. Er ließ den Hundewärter ſein Amt handeln; dieſer wagte nicht das Haus Puſterla zu verletzen, aber er jagte den Hund zwiſchen die Beine Eines von der Familie, als er aus dem Thore ging, letzterer trat ihm eine Pfote, wurde verklagt, den Hund des Herrn verletzt zu haben, und mußte eine Geldbuße in klingendem Golde bezahlen. Der beſprochene Bretterverſchlag ſchien Vielen bequem zu ſeyn und mehrere Herrn ließen ihn in ihrem Hauſe errichten; nach jenen, die ihn zuerſt gebrauchten, nannte man in Mailand dieſes zweite Thor — la Puſterla. (**)

Du kannſt Dir leicht einbilden, wie viel Schutz dort dem Wilde wurde, wovon Wälder und Fluren voll waren, wo deſſen ſchon ſo viel den Hunden wurde. Wehe dem, der es einzufangen wagte, er lief dabei mit einem Auge, einer Hand, oder etwas Mehrerem Gefahr. Und dennoch gab es Leckermäuler, die mit Gefahr ihres Halſes ſich den Gaumen mit Bernabo's Wild kitzeln wollten; der Abt von St. Barnabas jagte einige Haſen, und der Viſconti ließ ihn, ohne ſeine Würde zu berückſichtigen, aufknüpfen!

Gewiß wirſt du der Meinung ſeyn, daß *Bernabo* mit Beaufſichtigung ſeiner Jagdreviere eine Menge Leute beſchäftigen und deßhalb viele Auslagen beſtreiten müſſe; ganz und gar nicht, er iſt guter Haushälter, und hat ein treffliches Auskunftsmittel gefunden, ohne ſeinen Beutel anzugreifen. Niemand darf in

*) Gewöhnlich Piazza de' Mercanti genannt.

**) Dieſer Verſchlag, nachgehends durch den beſſeren Geſchmack meiſt in ein eiſernes Gitter verwandelt, iſt noch immer bei allen Herrenhauſern in Mailand in Gebrauch. Während das Hauptthor den ganzen Tag über geöffnet bleibt, verhindert jener den Eintritt, und wird nur beim Ein- und Ausfahren der Equipagen geöffnet. Gewöhnlich ſieht man durch das Gitter die als Park mit Fontainen und Statuen proſpektiviſch gemalte, im Hintergrunde befindliche Wand des Hofraumes, oft auch den wirklichen Hausgarten, was einen reizenden Anblick gewährt. Bei ſolchen Hauſern muß man zuerſt durch die, vor dem Verſchlage unter dem Thorwege, an einer oder der anderen Seite befindliche Thüre, die in des Hausmeiſters (portinajo) Wohnung führt, eintreten, um in den Hofraum und zum Aufgange zu gelangen. Anm. d. Einſ.

Digitized by Google

ſeinem Staate als Richter eine Bezahlung erhalten, wenn er nicht vorher Jemand, der Rebhühner gefangen, hatte köpfen laſſen. Wenn du die Bosheit der Menſchen kennſt, ſo kannſt Du ſchließen, was ein ſo ſchändliches Mittel für Folgen haben muß.

Ich will Dir nur ſagen, daß ich jedesmal, wenn ich mich in Mailand zu Tiſche ſetzte, fürchtete, einen Vogel auftragen zu ſehen, damit mir nicht die Beine im Schlunde ſtecken blieben. Ja ich fürchtete mich ſogar, auf die Jagd zu denken. Ein armer Junge träumte einen Eber erlegt zu haben, erzählte den Traum, und Bernabo, um dieſes Vorhaben im Traum zu beſtrafen, ließ ihm für den möglichen Fall ein Auge ausreißen und eine Hand abhacken.

Wundere Dich nicht, daß ich Dir dieſe Dinge ohne zu ſchaudern erzähle; Du weißt ja, daß ſich der Menſch auf dieſer Erde an alles gewöhnt, und daß man ſogar am Rande des Abgrundes tanzt. Was ich Dir bis jetzt erzählte, iſt noch Spaß; ich ſah ſelbſt binnen wenigen Tagen 12 angeſehene und mackelloſe Perſonen wider ihren Willen in die andere Welt ſchicken.

Bernabo verboth, ſich Guelfen oder Gibellinnen zu nennen, darauf ſtand das Abſchneiden der Zunge; da wurden deren viele eingebüßt. Auch Scheiterhaufen läßt er errichten, er befahl 3 Männer, als Feinde, und vier Nonnen zu verbrennen, welchen er vorher die Weihen nehmen ließ, um nicht dem heiligen Schleier die Ehrfurcht zu verſagen. Er ließ den Vikar des Erzbiſchofes, Brivio, auf die Folter ſpannen, weil er dieſen Unglücklichen vorher die Zeichen ihrer Gelübde nicht hatte entziehen wollen.

Ja, für ihn müſſen Alle Henker ſein; der Podeſta wurde durch eine Tracht Schläge gezwungen, mit eigener Hand einem Menſchen die Zunge auszureißen, andere ehrenvolle Bürger wurden mit Gewalt angehalten, einen Prieſter, welcher das Kreuz gegen Bernabo gepredigt hatte, in einem runden Roſte braten zu helfen. Für ihn gab es weder Heilige, noch einen Papſt; als er im Kirchenbanne war, weil er die Geiſtlichen mit Abgaben beſchwerte, ſie ins Gefängniß, oder auf das Schaffot ſchickte, ließ er den Erzbiſchof vor ſich rufen, befahl ihm niederzuknien und ſagte ihm auf gut lateiniſch: „Nescis, poltrone, quod ego sum Papa et Imperator ac Dominus in omnibus terris meis?“

Es hatte ſich ein Streit wegen Bologna erhoben; Bernabo behauptete, daß ihm die Herrſchaft darüber zuſtehe, weil ſie ſein Oheim käuflich an ſich gebracht hatte. Es war nicht möglich, zum Vergleiche zu kommen. Der Pabſt ſandte zu wiederholten Malen Legaten; die erſten kamen zu tauben Ohren, weil Vorſtellungen nichts fruchteten; Bernabo antwortete nur: „Ich will Bologna.“ — Ein anderes Mal wurden ſie von den Verbündeten geſandt, welche ihm die Zurückſtellung alles deſſen, was er in der Romagna an ſich geriſſen hatte, zumutheten; er nahm die Abgeordneten auf, ließ ſie die Botſchaft vor einem Notar auseinander ſetzen, dann zwang er ſie, eine weiße Tunica anzulegen, auf einen Gaul zu ſteigen, und mehrere Stunden hindurch vor dem Thore ſeines Pallaſtes zu bleiben, als Gegenſtände des Angaffens und der Verhöhnung des Pöbels.

Und dieſes iſt noch wenig; weit ſchlimmer erging es zweien, die im Jahre 1361 kamen, während Bernabo wegen der Peſt, die Mailand in Trauer verſetzte, auf dem Caſtelle von Marignano ſich in Sicherheit geſetzt hatte. Beide Nuntien waren durch ihren Wirkungskreis und ihre Würde angeſehene Männer, und darunter befand ſich Wilhelm Grimoald von S. Victor von Marſeille. Bernabo veranſtaltete es ſo, daß er ihnen auf der Brücke, die über den Lambro führt, und unterhalb des Caſtelles liegt, begegnen ſollte. Wie ſie anlangten, wurden ſie von Bewaffneten umringt, es erſchien Bernabo, ſie reichten ihm die päbſtlichen Bullen, er las ſie, ſtellte ſelbe zurück, blickte ſeitwärts auf die Abgeordneten, auf die Bullen und auf den Fluß, und ſagte ihnen entſchloſſen: „Wählt, entweder Eſſen oder Trinken.“ Jene zwei armen Prieſter entſetzten ſich, ſchauten umher, und ſahen, daß kein Entrinnen war, außer durch einen Sprung ins Waſſer; ſie antworteten, nicht trinken zu wollen. „Wohlan, ſo eſſet“, erwiderte der unbewegliche Visconti. Arme Nuntien! Sie mußten, ſich auf alle Arten gebehrdend, die Pergamente bis auf die bleiernen Siegel und die ſie zuſammenhaltenden ſeidenen Schnüre, verſchlucken. Siehe, welche Gerichte dieſer Koch den Geſandten bereitete, ohne das Völkerrecht zu berückſichtigen! Er betrachtete ſie bei jenem Frühſtücke mit Wohlgefallen, und ergötzte ſich in der Vorſtellung der ſchlechten Verdauung. Doch hat es einer dieſer Abbées nicht ſo leicht vergeſſen; du weißt, daß er ſpäter Urban der Fünfte wurde, und kaum die Blitzſtrahlen Roms in Händen hatte, als er einen auf den Visconti ſchleuderte; aber glaube mir, er hat einen guten Magen, um den Bannfluch zu verdauen, ſo gut, als der Abt von Marſeille, um das Pergament zu verdauen.

Dir iſt bekannt, daß jene Peſt für Mailand verhängnißvoll war; der Tiger Bernabo beſchloß, ſein Fell dadurch zu ſichern, daß er ſich in ſein Caſtell zu Marignano verkroch; auch wollte er keinen Heller ausgeben, um die arme Stadt, wie ſein Oheim Luchino gethan, von der Seuche zu befreien; daher ſtarben 70,000 Einwohner. Bernabo kümmerte ſich darum nicht, denn ihm blieben die Reichthümer, da er jährlich 160,000 Goldgulden an Abgaben erhob. Um das Maas ſo vieler Uebel voll zu machen, zeigten ſich auch Heuſchrecken zur Verwüſtung der lombardiſchen Gründe, grüne Thierchen mit dickem Kopfe und Halſe; wo ſie vorüberzogen, war der Boden wie ausgebrannt, Kräuter, Laubwerk und Früchte, kurz, Alles war der Verwüſtung preis gegeben. (Schluß f.)

Die Reiſe nach England an ſich.

(Leichtigkeit und moraliſcher Einfluß derſelben.)

Du mußt ſehr weit herkommen, wenn Heutzutage Deine Reiſe nach England mehr, als ein bloßer Ausflug vom Hauſe ſein ſoll. Die Communikationsmittel haben ſich ſeit Kurzem ſo vermehrt und die Schnelligkeit iſt ſo geſteigert worden, daß mancher in dieſem Eilen der Zeit ein Uebereilen befürchtet: dahin hat es aber noch lange, oder es wird nie dahin kommen können. Die Welt hat nur ſo viel gethan, daß wir uns ein paar Tage über eine neue, ſogenannt unerhörte Erſcheinung wundern, am nächſten Tag alles alltäglich finden. Wo wir ſo eben Unübertreffliches ſahen, erblicken wir bald darauf nur etwas Gewöhnliches und werden in keinem Glauben wankender gemacht, als in dem, als könne es nicht noch beſſer werden. Nur bei den Alten, resp. Veralteten, in deren Geiſte die freie Anſicht ganz niedergeſchraubt, verſchraubt, verdreht oder verroſtet iſt, findet ſich im Angeſicht der täglichen mächtigen Erſcheinungen der Wahn an die Unmöglichkeit der Weiterbildung. Unſer deutſches Geſammtvaterland iſt leider überreich an ſolchen Alten (deren wahres Alter oft noch nicht Mannesalter iſt). Laſſet tauſend herrliche Gedanken entſtehen — daß ſie entſtehen können, gereicht ſo ſehr zum Lobe, als das Nichtausführen zum Tadel — im Nu werden ſie debattirt und — man erlaube das Wort — mit dem Wahn an die Unausführbarkeit abattirt, niedergeſchlagen, oder, wenn es doch Leute wagen ſollten, ſie auszuführen, verhöhnt und verlacht. So gab das Entſtehen der

Digitized by Google

Nürnberg-Fürther Eiſenbahn, ſo recht im Herzen Deutſchlands, ein auffallendes Beiſpiel des Geſagten. Kaum verlautete die Abſicht, eine ſolche Bahn anzulegen, ſo ward dieſe Abſicht Alltagsgeſpräch, welches alle andern Geſpräche und Plaudereien verdrängte, was viel ſagen will, die Cadenz aber alles Geſprächs war immer die Unmöglichkeit oder Unverläſſigkeit des Gelingens, zufällig ging nun dieſer Plan nicht, wie Millionen andere, unter ſolchem Geplauder zu Grunde: er mochte zu leichter Natur ſeyn, um zum Niederdrücken Macht genug zu haben: Der Plan ſchnellte empor, drängte den Unglauben bei Seite, und fing an, ausgeführt zu werden. Nun machte ſich aller erdenkliche Spott an die Sache: plumper und feiner bot alles auf, ſich am Unternehmen zu *reiben*, umgeſtoßen oder gehemmt konnte es nun einmal nicht mehr werden, es gedieh zu ſeinem Ende. Am Tage der Eröffnung, ja beim Eröffnungsſchmauſe, wo doch Sanguinität allenthalben vorherrſchen ſollte, waren Glaube an den Fortgang des Werks, Hoffnung auf den beſten Erfolg und Liebe zu den Actien ſo gering, daß die letzteren noch um 20 Proz. Verluſt angeboten wurden; — allein ſieh da, wie erſtaunten dieſe *alten* Deutſchen nicht, als nach acht Tagen, während welcher Zeit ſich eine enorme Frequenz auf der Bahn entwickelte, die Aktien ſchon auf 50 — 100 und bald darauf auf 200, und endlich auf faſt 300 Prozente Gewinn auf eine Aktie zu 100 fl. ſtanden. Der Unglaube, wenn er nicht Wahnſinn bei längerem Paradiren ſeyn wollte, mußte ſich verkriechen; der Glaube trat in ſeine ihm gebührende Stelle ein; nur kann er ſich nach ſolcher Cataſtrophe gewöhnlich nicht gleich finden: er zwingt zu einem Achſelzucken und Händereiben, welches beides mit dem uralten Ausdrucke verbunden wird: „Das hätte ich nicht geglaubt, wer hätte das vorausgeſehen?“ (— Wir ſchlagen dieſe beiden Phraſen als Motto zu irgend einer, namentlich aber *deutſchen* Culturgeſchichte vor! —) Es wird täglich beſſer — es *muß* täglich beſſer werden; darum iſt ja die Menſchheit in ewiger *Entwicklung*; — allein immer werden es die Art und die Mittel der Communikation ſeyn, an welchen das Fortſchreiten der Zeit, wirklich und bildlich ſichtbar werden muß. Das Vorurtheil und der ſo eben gerügte, altväteriſche, altkluge, oder beſſer altunkluge Unglaube müſſen eben ſo geſprengt werden, wie die Felſen zur Legung eines neuen Weges. Gelingt es der Luftſchiffahrt, *ſeitwärts* nach Belieben zu ſegeln, dann hat es vorerſt, und ſollten alle Ballone auch von Staatswegen mit dem ungeheuren Ballaſt eines Interdictes belaſtet werden, ohnehin mit aller kleinlichen Berechnung aufgehört. Halten wir uns aber auch nur an Eiſenbahnen und Dampfſchiffahrt, oder an dieſe nur allein mit Vorausſetzung der Eilwagen, ſo ſind wir dennoch ſo weit gekommen, daß bei ſehr großen Entfernungen, wie geſagt, dem Weg nach, große Reiſen nur noch *Ausflüge* ſind. So verhält es ſich mit einer Reiſe nach *England*. *Sonſt* und *Jetzt* dürfen wahrlich nicht Jahrhunderte auseinander geſetzt werden, um in dieſer, wie manch' anderer Beziehung einen ſchneidenden Contraſt zu erhalten: nein, kaum ein Menſchenalter in geringſter Rechnung zu drei *Jahrzehnten*, genügt zum Bilde dieſes Contraſtes. Da wo zwiſchen Nürnberg und Fürth die Fahrt auf gewöhnlicher Straße drei Viertel Stunden, auf der Eiſenbahn aber, *möglicher Weiſe ſieben*, gewöhnlich aber *zehn* bis 13 Minuten dauert, da brauchte man vor einigen Jahrzehnten, wenn der Weg etwas ſchlecht war, ſtatt *ſieben Minuten* wohl *ſieben Stunden* oder mehr; eine Reiſe nach Frankfurt am Main war eine Reiſe ins weite Ausland, eine Reiſe auf Leben und Tod, wozu es mehr Zeit bedurfte, als man jetzt nach Edinburg, Dublin, ja vielleicht St. Petersburg braucht. Sonſt brauchte ein Fuhrmann zwiſchen Edinburg und Selkirk (38 engl. Meil.) volle 14 Tage hin und her. Im Jahre 1678 fuhr die ſechsſpännige Poſtkutſche zwiſchen Edinburg und Glasgow (44 engl. Meil.) ſechs Tage hin und her. In Mitte des vorigen Jahrhunderts 1½ Tag — jetzt 4 Stunden hin oder her! — — Tage ſind zu Stunden geworden, und bei Eiſenbahnen zu Minuten; ein Verhältniß, welches ſich zwar im ganzen Bereiche der civiliſirten Staaten nur erſt *einzeln* findet, aber nachdem die Hauptketten der Hemmung geſprengt ſind, nach und nach, in kurzen Zwiſchenräumen allgemein werden wird. Beſagte Einzelnheit erweitert ſich täglich und iſt, wenn ſie nur auf Dampfſchiffahrt und Eilwagentransport, mit Ausſchluß der Eiſenbahnen angewendet wird, jetzt ſchon ſehr ausgedehnt: wie weit iſt es von Wien nach London? Kaum eine Reiſe von einer Woche! Iſt Wien mit Conſtantinopel vermittelſt Dampfſchiffen in Verbindung, wie winzig wird dann die Reiſe von der Hauptſtadt der aſiatiſchen Osmannen bis in die Hauptſtadt der ächt europäiſchen Britten ſeyn? Noch mehr: man laſſe Dampfſchiffe nach Amerika gehen: dann wird die Reiſe von Konſtantinopel bis Newyork nicht länger dauern, als eine ſolche *ſonſt* dauerte von einem Ende bis zum andern Ende eines deutſchen Staates, und zwar aus der Reihe der kleineren, welchen man auf einer Nichtſpezialcharte mit dem Vergrößerungsglaſe ſuchen muß! Gehen wir noch weiter: denken wir uns Eiſenbahnen allenthalben auf dem *Feſtlande* und Schnellſchiffe auf der *See* (— ob gerade Dampf oder anderes antreibendes Element die ſchnelle Bewegung hervorbringt, iſt gleichgiltig —), ſchließen wir demnach Luftſchiffahrt im Großen aus, was wir aber nicht abſolut annehmen wollen, ſo werden wir nur *Spannen* auf der Erde kennen, aber keine *ungeheuren Entfernungen* mehr. Denk:, lieber Leſer, um den Erdäquator ginge eine Eiſenbahn; ſie wäre bekanntlich 5400 Meilen lang; nimm nun die Schnelligkeit einer tüchtigen Locomotive, welche, um die Sache nicht etwa übertrieben, ſondern nur nach einer letzten, durch Erfahrung bewieſenen Möglichkeit zu nehmen, ſechszehn Stunden in einer Stunde zurücklegt: ſolche Lokomotiven würden alſo um die Erde nicht länger als 675 Stunden, alſo etwas mehr als 28 Tage brauchen, allen Zeitverluſt zum Waſſereinnehmen mitgerechnet, das Bild iſt ein geſpenſtiſches; — aber es dient dennoch, um Wirklichkeiten daran zu meſſen. Dieſe Meſſung darf in einer Zeit nicht auffallen, zu welcher die tägliche Erfahrung Dinge hervorbringt, welche noch vor einigen Jahrzehnten in die Reihe der Unmöglichkeit geſetzt wurden. War vor einem Menſchenalter Jemand im Stande, zufällig, im Scherze, in ſogenannter toller Laune, welche phantaſtiſche Uebertreibungen liebt, den Zuſtand von 1836 in unſerer Beziehung zu ſchildern, ſo mußte er, im Fall es ihm einfiel, dieſen Zuſtand als einen wirklich kommenden zu behaupten, geradewegs für einen Spitalnarren erklärt werden! Wer in ſeinem Leben, bei freiem Sinne, viel über Nothwendigkeit, Möglichkeit, Wahrſcheinlichkeit nachgedacht hat, d. h., unter Vorausſetzung mathematiſches, oder überhaupt, naturphiloſophiſches Wiſſens, dem wird die Wahrheit nicht übertrieben vorkommen, daß die ſanguiniſchſten Hoffnungen auf *Mögliches*, einſt in *Wirklichem* erfüllt werden müſſen.

Auf jeden Fall iſt es aber gewiß, daß man, woher es auch ſey, eine Reiſe nach England einen *Ausflug* nennen kann. Dieſer Ausflug iſt aber ſehr wichtig, denn es handelt ſich darum, ein Volk zu beſuchen, bei dem unendlich viel in poſitivem und negativem Sinne zu ſehen iſt: dieß beweiſen zu wollen, wäre lächerlich. Es handelt ſich aber vorerſt, wenn man an dieſen Ausflug denkt und denſelben mit Nutzen und Erfolg machen will, um eine tüchtige Vorbereitung, welche bei weitem

intereſſanter und fruchtbarer ſeyn muß, als man gewöhnlich von einer Vorbereitung zur Reiſe, wohin es auch ſey, zu erwarten oder zu fodern pflegt. Die Hauptvorbereitung, die ich meine, iſt nicht Geld, Geſundheit, Recomendation ꝛc ꝛc., ſie iſt überhaupt nicht materieller, körperlicher, ſondern rein geiſtiger Natur. Wir meinen Vorurtheilsfreiheit und von dieſer wollen wir ausführlicher handeln, weil ſie ſo oft gering geachtet, oder gar nicht gefodert wird.

Um über England, engliſche Zuſtände, namentlich, wie ſie ſich nur bei der einfachſten Anſicht unter dem Volke ſelbſt (Autopſie) zeigen, ſo viel als möglich unpartheiiſch urtheilen und reden zu können, wird entſchiedene Vorurtheilsfreiheit und vollkommene Aufklärung verlangt. Welche Foderung? — wird man rufen! — und doch iſt dieſelbe nicht durch die Maſſe irgend eines Wiſſens, ſondern durch wenige Principien bedingt, welche von allem Wiſſen und Erkennen abgezogen, zugleich Lebensprinzipien geworden ſind. Dieſe Principien oder Grundſätze ſind ſchwer zu erringen: ſie laſſen ſich nicht aus Büchern erlernen: ſie müſſen dem wirklichen, und nothwendiger Weiſe oft qualvollen Leben des urtheilenden Individuums entnommen ſeyn. Jener, dem es ſeine ganze Lebenszeit wohl ging, welcher zu jeder Zeit alles vollauf hatte, und wenn ihn je ein Unfall traf, entweder im Beſitz aller Erleichterungsmittel ſtand, oder ſie hoffen konnte, der ein Schooskind der ſogenannten höheren Cultur, des gebildeten, höheren, vornehmeren Standes war, der wird ſich ſchwerlich zu jener Vorurtheilsfreiheit erheben; er kann ſie affectiren, nach Büchern oder nach ſeinem eignen Witze höchſt erbaulich vortragen: allein ſie iſt nicht in Saft und Blut übergegangen. Man darf aber ja nicht glauben, daß dieſe Freiheit keine rein geiſtige Seite neben der praktiſchen habe, ſie iſt die höchſte Philoſophie, ſelten von Cathedern herab gelehrt, aber mehr im wirklichen Leben zu ſuchen. Der größte Theil jener, welche die Philoſophie öffentlich vom Catheder herab, oder auch in Büchern lehren, vortragen, vorleſen, hat dieſelbe nicht auf dem bezeichneten Wege errungen, oder iſt vom Dünkel der Syſtemſucht ergriffen, oder iſt ſchlecht genug (— wir nennen die Sache gleich beim rechten Namen —), dieſelbe nicht lehren zu wollen, oder feig genug, dieſelbe zu lehren: der gelehrte Schwadroneur könnte ja irgend einer Kaſte oder Parthei mißfallen!! Alſo unſere theoretiſche und praktiſche Philoſophie muß eine ganz eigene, d. i. individuell, ſelbſteigene ſeyn — und eine ſolche verlangen wir vom Beurtheiler engliſcher Zuſtände. Warum aber gerade die hohe Aufgabe in Bezug auf dieſes Land? — England iſt das Land, wo bei der merkwürdigſten Art der Volks- und Nationalentwicklung durch Handel und Verkehr das Poſitive und Negative, das Edle, Schöne, Großartige, Tugendhafte im höchſten Grade neben dem Unedelſten, Abſcheulichſten, Kleinlichſten, Laſterhafteſten ſich zugleich entwickelt hat; wer dem erſten unbedingteſten Beifall, letzterem unbedingteſten Tadel ohne Rückſicht auf das andere, ohne Betrachtung der Nothwendigkeit, daß es ſo kommen mußte, und zwar auf die natürlichſte Weiſe, zollt, der muß ein falſches Urtheil fällen. Noch mehr: die Freiheit im Urtheile oder die Vorurtheilsfreiheit muß ſelbſt höher gehen; der Urtheilende muß ſogar vergeſſen, was er bürgerlich genommen iſt, oder er darf nicht nach dem Standpunkte jener Grundſätze urtheilen, welche ſeinem ſpeziellen Stande eigen zu ſeyn pflegen. Urtheilt der Theolog nach den gewöhnlichen Anſichten eines ſolchen — dann iſt ſein Urtheil gewiß falſch — er ſtimmt über Laſter und Verdorbenheit, die er auf der ganzen Erde nirgends hervortretender als in England ſehen kann, ein jämmerliches Zetergeſchrei an, und predigt dieſem Lande, dem Sodoma und Gomorrha, Schwefelregen, Hölle und baldigen Untergang. Iſt man, ohne gerade ein einſeitiger Theolog zu ſeyn, überhaupt ein einſeitiger Moraliſt, ein ängſtlicher Abwäger deſſen, was der Natur eigen zu ſeyn pflegt, und was ſich nun einmal nicht auf der Stelle ändern läßt, ſo lange die Menſchen zu den Säugethieren gehören, und ſich auf dem Wege der Begattung fortpflanzen, ſo wird ſein Urtheil ſo ſchief, wie das des Theologen werden; er wird eine allgemeine Verdammung ausſprechen, er wird z. B. weibliche Tugend in London zu ſeltenen Ausnahmen ſetzen, und den Untergang des weiblichen Geſchlechtes prophezeihen, allein vergeſſen, daß da die prätendirte Tugend, der Tugendſchein, die Convenienztugend im Allgemeinen wenig Werth hat, daß alſo, wer tugendhaft ſeyn will, es wohl wahrhaft ſeyn muß: es iſt häufig gar nicht nöthig, das Laſter zu verbergen; es hat ſo viel Freiheit, daß es ihm nicht Noth thut, zur prätendirten Tugend Zuflucht zu nehmen; könnten alle, wie in England, wie ſie wollten, ſo wäre es bei uns nicht anders, als in England. Ihr, die ihr andere Länder ſo ſehr wegen ihrer Sittlichkeit gegen England rühmt, gebt eben dieſen Ländern engliſche Freiheit, engliſchen Verkehr, dann werdet ihr euer Wunder, das iſt euer blaues Wunder ſehen, d. i. daß es euch blau, neblich, ſchwindlich vor den Augen wird; es wird gerade ſo ſeyn, wie in England, und zwar — was wohl zu merken — augenblicklich; nemlich nicht die Freiheit wird erſt das Unheil erzeugen, das Unheil wird ſchon da ſeyn; es wird ſich eben ſogleich zeigen können. In andern Staaten könnt ihr nie ſehen, wie das Volk wirklich iſt, oder vielmehr auf der Stelle wäre, wie es zu ſeyn wünſchte, wenn es gleich ſeyn könnte, was es im Herzen iſt. Dieß iſt nicht blos in Hinſicht auf Sittlichkeit, ſondern auch in Hinſicht auf Rechtlichkeit und Geſchicklichkeit wahr, inſofern von der Zahl der ehrlichen Leute und Spitzbuben, der Weiſen und Dummköpfe die Rede iſt. (Fortſ. f.)

Kleine Bücherſchau.

Geſchichte der Erfindungen und Entdeckungen in dem Bereiche der Gewerbe, Künſte und Wiſſenſchaften von der früheſten Zeit bis auf unſere Tage, beſchreibend und in Abbildungen dargeſtellt von Dr. Moritz v. Poppe Hofrath, Prof. ꝛc. Mit 162 Abbildungen auf 32 Tafeln. (gr. 8. 34 1/2 Bog. XXIII. u. 552 S.) Stuttgart, Hofmann'ſche Verlagsbuchhandlung, 1837.

Wenn ſchon jede Zeit ihre eigenen Erfindungen und Entdeckungen aufzuweiſen hat, und keine ganz arm daran iſt, weil da, wo jeder andere Sporn fehlt, wenigſtens Bedürfniſſe und Noth die Triebfedern dazu ſind, ſo iſt doch keine andere ſo reich daran als die unſrige; ein einziges Jahrzehnt der jetzigen Zeit wiegt ein ganzes Jahrhundert der früheren auf. Man hat den ſonſt freien Elementen Feſſeln angelegt, ſie zu dienſtbaren Sklaven gemacht, und durch ihre Hilfe wetteifert der Menſch an Schnelligkeit mit dem Vogelfluge; Künſte und Gewerbe haben einen früher nie geahnten Aufſchwung erlangt und die Wiſſenſchaft geht als ihre Pflegerin mit ihnen Hand in Hand. Ueberall offenbart ſich das Streben auch das ſcheinbar rein Materielle rationell zu behandeln, und auf dieſem Wege auch auf die Belehrung und Aufklärung des Volkes zu wirken. Unter den wiſſenſchaftlichen Werken, die ſich ein ſolches Ziel geſteckt haben, nimmt das vorliegende einen hohen Standpunkt ein, nicht nur hinſichtlich der Vollſtändigkeit und Genauigkeit, die bisher in Werken über dieſen Gegenſtand gewöhnlich vermißt wurde, ſondern auch hinſichtlich der gründlichen Behandlung und Sichtung

Digitized by Google

des Stoffes. Eine Geſchichte der Entdeckungen und Erfindungen iſt von hohem Intereſſe, weil man daraus die allmälige Fortbildung des Menſchengeſchlechts, wie es von rohen Anfängen ſich im Verlaufe der Zeit zum höchſten Gipfel der Kultur emporſchwang, erſieht; darum wird auch in dem vorliegenden Buche, zumal da es bei klarer Darſtellung ſtets wiſſenſchaftlich behandelt iſt, nicht allein der Künſtler und Gewerbtreibende, ſondern auch der Geſchichtsfreund und Alterthumsforſcher, ſo wie jeder Gebildete, gewiß genügende Befriedigung finden. Das Werk beſteht aus fünf Hauptabtheilungen, wovon die erſte die allgemeine Einleitung, die zweite die Erfindungen und Entdeckungen in den ökonomiſchen und techniſchen Künſten, die dritte die Erfindungen in den ſchönen Künſten, die vierte die Erfindungen und Entdeckungen in der Mathematik, Phyſik, Chemie, Mineralogie und den übrigen Naturwiſſenſchaften, und die fünfte noch mehrere beſondere Erfindungen enthält. Jede dieſer Abtheilungen iſt in mehrere Abſchnitte getheilt, und jeder Abſchnitt in mehrere Unterabtheilungen geordnet.

Weiteres zum Lobe dieſes zeitgemäßen Werkes zu ſagen, halten wir für unnöthig, da die ausgezeichneten Leiſtungen des Hrn. Hofrath Poppe in der Naturlehre, Technologie ꝛc. zu bekannt ſind, als daß man nicht im Voraus ſchon nur Gediegenes zu erwarten berechtigt wäre. Möchte es ihm nur gefallen, uns bald über dieſen Gegenſtand mit einem größern Werke, deſſen Ausdehnung der Maſſe des gebotenen Stoffes angemeſſen wäre, zu beſchenken. Die Ausſtattung des Buches iſt des Inhalts würdig, und der Preis verhältnißmäßig gering. R.

Korreſpondenz.

⁂ Artiſtiſches aus Mainz. Seit die Carnavalszeit vorüber iſt, entfaltet unſere Bühne wieder mehr reges Kunſtleben, was wir derſelben vor dieſer Zeit nicht nachrühmen konnten, da wir uns beinah vier Wochen lang mit dem Auswurf der dramatiſchen Kunſt, d. h. mit Poſſen und Luſtſpielen der niederſten Gattung abplagen mußten! — Was wir aus der letzten Zeit Gutes berichten können, iſt kurz Folgendes: Hr. Pirſcher aus Mannheim hat einen Gaſtrollen-Cyklus begonnen, der uns immer intereſſanter wird. Pirſcher iſt kein Künſtler erſten Ranges; aber er iſt ein Künſtler, und das kann man nicht von allen Gäſten ſagen, die unſre Bretter betreten. Seine Auffaſſung der Rollen kann man nur loben, weniger die Art, wie er die gutgefaßten Rollen wiedergibt. Mit einem Worte: Pirſcher iſt kein Genie, aber er hat Talent, jedoch ohne gehörige Routine. Beweiſe für dieſe Anſicht gab Pirſcher als Philipp Brook (Mündel) und als Baron Wieburg (Stille Waſſer ſind tief). Wohl ſahen wir den edeln, von hochherzigen Gefühlen durchdrungenen Menſchenfreund in dem ältern der Mündel, doch fehlte der Darſtellung Wärme, oder beſſer, die Doſis natürlicher Kälte und Gleichgiltigkeit gegen die Menſchen, welche Iffland dieſem feſtgezeichneten Charakter mitgab, wurde von Pirſcher nicht ſowohl zu ſtark hervorgehoben, als vielmehr zu weit über die Grenzen ausgedehnt. Ebenſo war bei Pirſchers „Baron Wieburg" weder die Einfalt natürlich, noch die ſpätere Energie kräftig genug. Nur einzelne Momente waren wahrhaft ſchön in beiden Rollen. — Im Drama begrüßten wir noch eine neue Acquiſition, Dem. Mohrus aus Braunſchweig. In dieſer Novize iſt ein achtbares Talent verborgen, das ſich offenbar im ſentimentalen und jugendlich-tragiſchen Fache immer mehr an den Tag arbeitet. Das lebendige, warme, leidenſchaftliche Spiel, was Dem. Mohrus als Johanna von Orleans zeigte, ließ uns kühne Hoffnungen von dieſer Dame faſſen, die ſich jedoch nur verwirklichen können, wenn die Künſtlerin auf dem Wege der Natur und der Wahrheit bleibt, nie ihre Kräfte überſchätzt, und mit Liebe und Eifer ſtudiert. Die Natur hat für dieſe Schauſpielerin alles gethan; wir wollen ſehen, was Fleiß, Liebe und guter Wille thun. — In der Oper gaſtirte Hr. Seſſelmann aus Darmſtadt. Kraft, Tiefe und Lieblichkeit iſt dieſer Baßſtimme nicht abzuſprechen; jedoch der Vortrag und das Spiel ſind bedeutungslos und kalt. Der Künſtler benützt ſeine ſchönen Mittel nicht gehörig, oder weiß ſie nicht gehörig zu benützen. — Außerdem ſahen wir in der letzten Zeit zwei Mitglieder unſrer Oper aus den untern Sphären ſich emporſchwingen, ich meine Hrn. Hoffmann und Dem. Penz. Hoffmann ſang im vorigen Jahre ganz untergeordnete Parthieen. In dieſer Saiſon ſehen wir ihn die erſten Bariton-Rollen mit großem Glücke vortragen, ſo daß es den Anſchein hat, als wolle er ein Liebling des Publikums werden. Wir leugnen nicht, daß Hr. Hoffmann eine herrliche Stimme hat; jedoch iſt er zu raſch zu ſeinem gegenwärtigen Poſten gelangt, weil ihm noch die meiſten Erforderniſſe eines Sängers erſter Parthieen abgehen. Wir ſahen das vorzüglich dieſer Tage in der Rolle des Templers (Templer und Jüdin), worin er es, bei allem Aufgebote ſeiner Kräfte, nur bis zur Mittelmäßigkeit brachte. Daſſelbe iſt ohngefähr von dem zweiten Emporkömmling, von Dem. Penz zu ſagen. Dieſe Dame, die noch nicht lange den Chor verlaſſen hat, iſt eine Altiſtin, welche zwiſchen den ein- und zweigeſtrichenen C etwa fünf bis ſechs ſehr angenehme Töne hat; aber in der Höhe und in der Tiefe fehlt es noch an Kraft und Wohlklang. Nun ſahen wir dieſe Woche dieſe Altiſtin ſchon als Tancred debutiren, und zwar auf unſerer Bühne, wo die erſten deutſchen Sängerinnen dieſe Rolle ſchon geſpielt haben. Setzt das nicht Muth und Selbſt-Vertrauen voraus? Ich billige, daß man Talente vorzuſchieben ſucht, man kann das ſehr gut bei unſerem nachſichtsvollen Publikum, das die Fortſchritte der braven Bühnen-Mitglieder mit Theilnahme betrachtet. Jedoch ſoll und darf unſre Bühne, zum Nachtheil der Kunſt, nicht allzuſehr eine Schule für Anfänger werden! Dem. Penz genügte in der Rolle des Tancred; wir aber hätten gewünſcht, daß ſie erſt in einem Jahre mit dieſer Rolle hervorgetreten wäre. —

□ Berlin, Ende Febr. Mehrere wiſſenſchaftliche Erſcheinungen der neueſten Zeit ſowohl bei uns im Norden als im Süden von Deutſchland liefern den erfreulichen Beweis, daß wir die Periode glücklich hinter uns ſehen, wo es noch für einen Verſtoß galt, über wiſſenſchaftliche Gegenſtände anders als im hergebrachten ſchweinsledernen Quartantenſtyl zu ſchreiben. Unſere Gelehrten ſprechen jetzt auch über die ernſteſten und für den Laien trockenſten Dinge mit ſchönen blühenden Worten. Als gedruckten Beleg zu dieſer Angabe führe ich blos die herrliche Einleitung an, welche der Prof. Leuckart zu Heidelberg zu der in Stuttgart erſcheinenden „Naturgeſchichte der drei Reiche" geſchrieben hat. Der Styl iſt faſt poetiſch zu nennen, und dennoch dem Stoffe höchſt angemeſſen. Und warum ſollte die gelehrte Kenntniß der Natur ihren Beſitzer nicht eben ſo gut zur heiteren Höhe der Kunſt erheben wie den blos mit Phantaſie ausgerüſteten ſinnigen Beſchauer derſelben? daß ſie es kann, hat uns jüngſt hier in Berlin ein junger Naturforſcher bewieſen, welcher in einem trefflichen Lehrgedicht „das Leben der Pflanze" dieſen Theil der Botanik erſchöpfend vorgetragen hat. Einige der ausgezeichnetſten Gelehrten an unſerer Berliner Univerſität, wie Enke, Lichtenſtein beſitzen eine Beredſamkeit, welche ſelbſt dem abſtruſeſten Gegenſtande die höchſte Anmuth zu verleihen vermag. Solche Erſcheinungen ſind ausſchließliches Eigenthum der neueſten Zeit, wenigſtens in der deutſchen gelehrten Welt; denn früher gehörten, wie geſagt, Gelehrſamkeit und Grazie in zwei ganz getrennte Gebiete. Dieſer Fortbildung unſrer Sprache und der Darſtellung aller Arten von Ideen hat man die Erſcheinung des Buches von dem genialen Dr. Mundt „die Kunſt der deutſchen Proſa" zu verdanken. Er weiſt in dieſem ſeinem neueſten Werke die rückwirkende Kraft nach, welche die ſocialen Zuſtände auf die Ausbildung oder Verbildung der deutſchen Sprache von jeher geäußert haben und gelangt darin zu dem Reſultat, daß unſere Converſation ſich freier und anmuthiger geſtalten müſſe, um die Freiheit und Anmuth der proſaiſchen Schriftſprache zu fördern, ſo wie andrerſeits die Schriftſteller darauf bedacht ſeyn müſſen, das Geſetz der Schönheit feſtzuhalten und den ſtarren Gedanken in die möglichſt flüſſige Form zu bringen, um, ſo viel an ihnen iſt, eine freiere Geſtaltung des Converſationstons hervorzubringen. Auch das ſeit 24 Jahren erſcheinende, und ſeit den letzten 8 Jahren von Dr. Friedenberg herausgegebene Journal für Land- und Seereiſen erſcheint nunmehr: unter einer weſentlich verbeſſerten Organiſation in dieſem Verlag. — Sie erinnern ſich vielleicht noch des Phänomens, deſſen unſere Berliner Zeitungen als am 22. Nov. v. J. in der Lauſitz wahrgenommen erwähnten. Es war ein Schall, von welchem ſeitdem nicht ermittelt worden, ob er einem in unſern Gegenden ſo höchſt ſelten ſich ereignenden Erdbeben beizumeſſen ſey. Der Schall ſelbſt iſt übrigens an ſo vielen Punkten der nahen und fernen Umgegend vernommen worden, daß man jetzt faſt zu glauben geneigt iſt, es könne nichts anders geweſen ſeyn. Ich habe die verſchiedenſten Ausſagen darüber geſammelt. In der Gegend von Baruth wurde der Schall von Jemand gehört, als käme er von einem Rudel Schweine; anderen kam er vor, als gingen Wagen voll leerer Tonnen durch; wieder anderen als ein donnerndes Getöſe in den Feuereſſen. Jenſeits Jüterbok glaubte ein Oekonom, die Bänder von den Fäſſern auf dem hinteren Wagen löſten ſich. Bei Vetſchau meinte Jemand, der auf dem Felde ging, in der nahen Haide ſey ein ſehr großer Stein geſprengt worden. Als ſtarker rollender Knall ward dieſe Naturerſcheinung auch bei Lübben, Cottbus und vielen Orten des Spreewaldes vernommen. Ueberdies glaubte ſie jeder ganz in ſeiner Nähe gehört zu haben. — Der bekannte Merkel, in dem verhängnißvollen Jahre 1806 noch Herausgeber des Berliner Freimüthigen: iſt noch immer thätig als Literat zu Riga. Dort ſetzte er damals, nachdem er von Napoleon aus Berlin fliehen mußte, die „Supplementblätter zum Freimüthigen" fort. Ein Jahr darauf fing ihm ein Nachbar ſeines Gütchens einige Pferde weg, und hatte noch die Unverſchämtheit vor Gericht, wohin er zitirt ward, Merkel incriminiren zu wollen, indem er mit den Worten: das ſchrieb er, die Supplementblätter dem Richtern vorlegte. Faſt ſoll das die Gravität der Juſtizperſonen erſchüttert haben. Einer von ihnen faßte ſich indeß und erwiederte ernſthaft: „Noch dazu hat er das drucken laſſen, damit es Jedermann leſe! — aber die Pferde müſſen Sie herausgeben."

Digitized by Google

Die Biene
Bayeriſches Sonntagsblatt.

1837. — № 12.

Bamberger Wage.
Aus Dr. F. G. Wetzel's Nachlaſſe.*)

Zu Bamberg in dem Dome
Ruht Kaiſer Heinrich wohl,
Der zweite dieſes Namens,
Den Jeder deutſchen Samens
Mit Recht hochhalten ſoll.

Auf ſeinem Grab gehauen
Steht die Gerechtigkeit,
In ihrer Hand die Wage,
Davon geht eine Sage
Aus grauer Väterzeit.

Das Zünglein an der Wage
Nicht ganz die Mitte hält,
Wenn's aber gleich wird ſtehen,
Wird man anbrechen ſehen
Das Ende dieſer Welt.

Im Walſerland bei Salzburg
Ein wilder Birnbaum iſt,
Ganz ausgedorrt zu ſchauen,
Der dreimal umgehauen
Friſch immer wieder ſprießt.

Wann er zum vierten Male
Ausſchlägt und Früchte trägt,
Wird ſeyn in Walſerfelden
Wohl eine Schlacht der Helden,
So all' die Böſen ſchlägt.

Dann herrſchen die Gerechten
Auf Erden eine Zeit
Noch vor dem jüngſten Tage,
Bis innen ſteht die Wage
Ew'ger Gerechtigkeit!

Biographiſche Denkmale.

V. Herzog Wilhelm in Bayern.
(Fortſetzung.)

In der Mitte des Andranges der feindlichen Heere, und des Beſtrebens, ihre Vereinigung an der Donau zu bewirken, hatten nach einem kühnen und ſchleunigen Marſche des Erzherzogs Carl (wozu der bei der öſterreichiſchen Armee als kurfürſtlicher Marſchkommiſſär angeſtellte bayeriſche Obriſt Adrian v. Riedl damals weſentlich mitgewirkt hat) die Schlachten von Theining und Würzburg ſtattgefunden, und die dortige Niederlage des franzöſiſchen Heeres unter Jourdan hatte auch den Rückzug jenes unter Moreau, und ſomit die Wiederbefreiung Deutſchlands zur Folge. Dadurch war der Aufenthalt in Bayern wieder unbeſorglich geworden, und der Herzog nach Landshut auf ſeinen Wacheposten zurückgekehrt. Indeß war aber der Erfolg des Krieges in Italien ein anderer. Die franzöſiſche Armee unter General Bonaparte drang nach einer Reihe ſiegreicher Kämpfe daſelbſt im Frühjahre 1797, durch das Venetianiſche in das Herz der Oeſterreichiſchen Monarchie bis in die Gegend von Wien vor, und die Gefahr für beide konnte nur durch die Friedenspräliminarien von Leoben abgewendet werden, denen ſpäter auch der Friede von Campo Formio ſelbſt folgte. So ward die Ruhe von Deutſchland, wenigſtens auf einige Zeit, wieder hergeſtellt; dagegen hatten die geheimen Artikel eben dieſes Friedens-Vertrages eine neue Gefahr für Bayern herbeigeführt, denn die Paciſikation zwiſchen Oeſterreich und Frankreich ſollte auf Koſten von jenem erfolgen. Das Oeſterreichiſche Kabinet war wieder auf Acquiſition eines Stückes von Bayern zurückgekommen, und ſuchte ſeine Abſicht auch in den Konferenzen von Reichenbach durchzuſetzen. Dieſesmal galt es dem zwiſchen dem Inn und der Salzach gelegenen, wegen der alten reichen Salinen höchſtwichtigen Theile deſſelben. Selbſt das Kabinet von München wurde von Beſorgniſſen ergriffen, und ganz unerwartet erhielten beide Agnaten, Herzog Maximilian von Zweybrücken und Herzog Wilhelm von Birkenfeld, von Seite des Kurfürſten die Einladung, ſich an das Hoflager in München zur Beſprechung über Hausangelegenheiten zu begeben. In der Begleitung des Herzogs von Zweybrücken befand ſich der geheime Rath, Freiherr von Montgelas. Die ſeit der Succeſſion in Bayern — einem Zeitraum von 20 Jahren — nun zum erſtenmale vor den Augen des Volkes vorgehende Vereinigung des Kurfürſten Carl Theodor mit ſeinen Agnaten erregte in München und in ganz Bayern ein freudiges Aufſehen. In der Hauptſache handelte es ſich um die Frage, wie und durch welche Mittel dem Hauſe bey dem Kongreß zu Raſtatt volle Entſchädigung für den bereits erlittenen, und noch zu befürchtenden Verluſt erwirkt werden möge? Der Beſchluß, die kräftige Verwendung des Kaiſerlichen Hofes nachzuſuchen, war jedoch unter den eben beſtehenden Verhältniſſen in der Ausführung ſchwierig. Um der Unterhandlung mehr Anſehen und Nachdruck zu verſchaffen, ſollte ſie im Namen des Kurfürſten durch einen Agnaten ſelbſt geführt werden. Da der Herzog von Zweybrücken den Auftrag nicht übernehmen wollte, ſo mußte Herzog Wilhelm ſich demſelben unterziehen. Zwar konnte er auch nicht wohl an der Möglichkeit irgend eines Gelingens glauben, da nach der Erfahrung in den letzten 20 Jahren, und nun wieder in dem ſo eben vorgegangenen Friedensſchluß, das Oeſterreichiſche Kabinet keineswegs als dasjenige erſchien, welches große Neigung haben würde, das Intereſſe des bayeriſchen Hauſes zu befördern. Indeß entſchloß ſich der Herzog zu dieſem Schritte, damit nicht im Unterlaſſungsfalle auf die Agnaten ein Vorwurf fallen möge; auch konnte ſich nebenbei Gelegenheit ergeben, die Stimmung des Wiener-Hofes gegen das zweibrückiſche Haus näher kennen zu lernen, und im Fall ſolche,

*) Probe aus dem von J. Funk noch in dieſem Jahre erſcheinenden Wetzel'ſchen Nachlaſſe.

Digitized by Google

was nur zu wahrſcheinlich ſchien, ungünſtig wäre, ihre Umänderung zu verſuchen. Zugleich mit dem Herzog ging der Miniſter Graf von Tattenbach, welcher ihm als außerordentlicher Geſandte beigegeben war, nach Wien ab. Hier traf der Herzog außer dem ſtändigen kurfürſtlichen Geſandten am Kaiſerlichen Hofe, auch noch mit beſonderen Aufträgen beſchäftigt, die Grafen von Goldſtein und von Zettwitz an.

Ungeachtet dieſer reichlichen diplomatiſchen Ausſtattung hatte ſich der Herzog unter den damaligen Umſtänden von Seite jenes Hofes nur zu einem Empfange mit kalten Höflichkeitsbezeugungen verſehen. Jener des Miniſters Thugut war mehr als kalt. Nach einem, wie es ſchien, voraus entworfenen Text eröffnete ſich allenthalben die Unterredung mit den beliebten Klagen, daß die Reichsfürſten nichts für Oeſterreich thun. Als jener bei gleicher Erwähnung dieſes Vorwurfes keinen Anſtand nahm, ſolchen auch auf Bayern und ſelbſt auf frühere Zeiten zu beziehen, verfehlte der Herzog, ſeinen Ton höher ſtimmend, nicht, ihm ins Gedächtniß zurückzurufen, was die Herzoge und Kurfürſten von Bayern von jeher für Oeſterreich gethan haben. Ob man denn ſchon gänzlich vergeſſen habe, wer dem Kaiſer Ferdinand II. Oberöſterreich erhalten und Böhmen erobert, wer den langen und blutigen 30jährigen Krieg hindurch Oeſterreichs ſtandhafteſter und wirkſamſter Waffen- und Bundesgenoſſe war, wer dem Kaiſer Leopold I. ſeine von 200,000 Türken belagerte Reſidenzſtadt zu entſetzen und ſein verlornes Königreich Ungarn wieder zu erobern ſo entſchloſſen und erfolgreich beitrug? — Die Rede des Herzogs ſchien doch einigen Eindruck auf das ſchwache Gedächtniß gemacht zu haben, denn nachher ſagte der Miniſter dem damaligen, ebenfalls in Wien anweſenden Koadjutor, Frhrn. v. Dalberg, der Herzog habe ihm in einem Tone geſprochen, welcher ihm ganz unerwartet geweſen. Uebrigens konnte es nicht fehlen, daß er in Bälde die Ueberzeugung gewann, vielmehr in ſeiner früheren Anſicht beſtärkt wurde, daß es eben ein ungünſtiger Zeitpunkt wäre, den Wiener Hof mit einem für ihn ſekundären Intereſſe zu beſchäftigen, wo die Konferenzen des Grafen Cobenzel zu Selz und in Paris, und die Bildung der zweiten Coalition gegen die franzöſiſche Republik ſeine ganze Aufmerkſamkeit feſſelten. Gleichwohl hatte der Herzog nicht unterlaſſen, alles, was er vermochte, und der Anſtand geſtattete, zu verſuchen, um wenigſtens für die Zukunft eine beſſere Stimmung für das bayeriſche Haus zu erregen, und in dieſem Sinne hatte er auch dem Kurfürſten durch den Grafen von Tattenbach die treffenden Berichte erſtattet.

So waren unterdeſſen mehre Monate verſtrichen und die Ueberzeugung des Herzogs voll geworden, daß ein längerer Aufenthalt in Wien nutzlos ſeyn würde. Er ſtellte daher dem Kurfürſten dieſes Verhältniß vor, und erbat ſich ſeine Abberufung, welche auch hierauf erfolgte. *) Nach einer ganz gnädigen Abſchiedsaudienz bei dem Kaiſer trat der Herzog ſeine Rückreiſe nach München an, wo er dem Kurfürſten ſeinen Endbericht noch mündlich abſtattete, und begab ſich dann wieder nach Landshut zu ſeiner Familie.

Nun lebte der Herzog wieder zu Hauſe, aber nicht ohne bange Erwartung der Ereigniſſe, die noch kommen mußten, jedoch weit entfernt, eine neue Gefahr für Bayern von einer Seite zu beſorgen, woher ſie ihm gar nicht denkbar war. Nicht ſehr lange nach ſeiner Heimkunft hatte er von ſeinem Schwager, dem Herzog von Zweibrücken, aus Rohrbach auf dem gewöhnlichen vertrauten Wege eine Mittheilung von „Betrachtungen über die bedenkliche Lage des Hauſes unter den allgemeinen politiſchen Verhältniſſen, die am Ende vielleicht doch räthlich machen könnten, dem Hauſe Oeſterreich ein freiwilliges Opfer zu bringen?" erhalten. Der Herzog hierüber verhofft und in dieſem alten Thema wachſende Geſinnungen befürchtend, beſann ſich nicht lange, und eilte noch am Abend deſſelben Tags nach Rohrbach, wo er das Aufſehen ſeines unvermutheten Erſcheinens damit beſchwichtigte, indem er äußerte, er habe aus bewegenden Gründen eine mündliche Beſprechung über ſeine Miſſion nach Wien einer ſchriftlichen Diskuſſion vorgezogen. Der Miniſter des Herzogs von Zweibrücken, Frhr. von Montgelas, wurde aus Heidelberg, wo er eben anweſend war, berufen, und erhielt den Auftrag, ein ausführliches Memoire über den Gegenſtand der oben gedachten Mittheilung zu entwerfen. Herzog Wilhelm benützte ſeinerſeits die Zeit, um auch ſeine Abſicht ſchriftlich zu erklären. Dieſe ging dahin, daß von nun an jede fernere theilweiſe Zertrümmerung Bayerns die Exiſtenz des Ganzen vernichte, indem hierauf nothwendig auch der baldige Verluſt des Uebrigen nachfolgen würde: er müſſe daher aller weitern Abtrennung von Land entgegen ſeyn — es ſey denn im Falle der offenbaren Unmöglichkeit, das Unglück abzuwenden, und alsdann nur gegen Erwerbung ſolcher Provinzen, wodurch ſich wieder ein arrondirtes Ganzes bilden könnte. Der Herzog verließ Rohrbach im frohen Bewußtſeyn, wenigſtens für den Augenblick wieder in etwas fürs Beſte des Landes gewirkt zu haben, denn er hatte nicht für unmöglich gehalten, daß während der Anweſenheit des öſterreichiſchen Hauptquartiers unter Erzherzog Karl in jener Gegend vielleicht irgend ein gegentheiliger Einfluß verſucht worden ſeyn könnte. Seit den geheimen Artikeln des Friedensſchluſſes von Campo Formio war überhaupt wieder ein für Bayern ſehr kritiſcher Zeitpunkt eingetreten, deſſen Bedeutſamkeit ſich in der Folge noch dadurch vermehrte, daß in demſelben zwiſchen dem Inn u. Lech zu gleicher Zeit die ganze öſterreichiſche Armee des Erzherzogs Karl ihre Kantonirungs-Quartiere bezogen hatte. Bald ſollte endlich auch die wichtigſte Epoche für das Land herankommen, welcher man bei dem hohen Alter des Kurfürſten lange ſchon entgegen ſehen mußte, jene des tödtlichen Hintritts deſſelben und der dadurch entſtehenden Regierungs-Veränderung, und es war, als dieſer Fall wirklich eintrat, eben kein ungünſtiger Umſtand in dieſer Beziehung, daß gerade in derſelben Zeit der Krieg wieder ausbrach, was den Aufbruch der großen öſterreichiſchen Armee aus Bayern nach Schwaben und an den Rhein nothwendig gemacht hatte.

Herzog Wilhelm in Landshut hatte unter jenen Verhältniſſen in peinlicher Beſorgniß den Winter beinahe durchlebt, als ihm am 13. Februar 1799 frühmorgens von Seite des Stadtkommandanten in München, welchem der geheime Auftrag deſſelben anvertraut war, durch eine Eilbotſchaft die Nachricht zukam, daß der Kurfürſt am Tage zuvor beim Kartenſpiel plötzlich vom Schlage gerührt worden, und in der augenſcheinlichſten Lebensgefahr befindlich ſey. Sogleich entſchloß ſich der Herzog, nach München zu eilen. Ganz nahe vor dem Thore zu Landshut bekam er ein ſehr unbeliebiges Geleit von einer ſtarken Kolonne öſterreichiſcher Truppen, die eben auf dem Marſche waren, und zwiſchen denen er ununterbrochen bis zur erſten Poſtſtation fahren mußte. In Freyſing traf er einen Kabinetskourier mit dem Schreiben, wodurch das Geſammt-Miniſterium ihm den bedenklichen Zuſtand benachrichtete, worin der Kurfürſt ſich befinde. Bei ſeiner Ankunft in München vernahm er, der Zuſtand

*) Die Wiener Diplomaten hatten die frühere Hinneigung der Zweibrückiſchen und Birkenfeldiſchen Agnaten zum Berliner Hof noch nicht — wohl aber die Veranlaſſung dazu vergeſſen. Einer derſelben hatte einmal in einer ſolchen Anwandlung dem Schreiber dieſes geäuſſert: le Duc fait l'observateur à Vienne, et le négociateur à Berlin, was damals eben ohne Grund war, aber bei den beſtändigen Abſichten Oeſterreichs auf Bayern damals, wie früher, kein Wunder geweſen wäre.

Digitized by Google

des hohen Kranken ſey zwar nicht mehr ſo heftig leidend, wie in der vergangenen Nacht, doch jetzt ganz ſoporös, wobei es auch bis zum Abend des dritten Tages verblieb.

Der Herzog hatte Bedenken getragen, perſönlich vor den Kranken zu treten, damit ſein unerwartetes Erſcheinen ihn nicht erſchüttern möge. Eine ſcheinbare Beſſerung glaubte man zu bemerken, und man ſprach von Hoffnung, als er am vierten Tage frühmorgens im Vorzimmer des Kurfürſten ſich erkundigte. In ſeine Wohnung zurückgekommen, vernahm er durch einen Vertrauten, daß der Hofkriegsrath ſich eben verſammle, um in Folge eines Miniſterial-Befehls zu berathen, durch wen, und zu welchem Zwecke Maßregeln, welche bei der Garniſon bemerkbar wären, veranlaßt worden ſeyen? Der Stadtkommandant hatte nämlich, ſo wie es bei dem Ableben des Kurfürſten Maximilian III. gehalten worden war, in den erſten Stunden, wo man jeden Augenblick das Hinſcheiden des Kurfürſten erwartete, die Stadtthore verſchloſſen gehalten, und einem Kourier des öſterreichiſchen Geſandten nicht öffnen laſſen. Als der Herzog ſich wieder nach dem kurfürſtlichen Wohnzimmer begab, begegnete ihm Jemand vom ärztlichen Perſonal in einem engen Durchgange, und ſteckte ihm ein Zettelchen in die Hand, des Inhalts: wenn er Anſtalten zu treffen, möchte er dazu thun, denn es wären bei dem Kurfürſten Symptome des annähernden Todes zu bemerken.

Bald trat auch aus dem Krankenzimmer kommend der päpſtliche Nuntius auf ihn zu, und beſtätigte ihm in leiſer Anrede die Nähe der Gefahr. Nun wich der Herzog nicht mehr von ſeinem Poſten, nachdem er zuvor noch dem Stadtkommandanten, ſowie dem Zweibrückiſchen Legations-Secretair die nöthigen Winke gegeben hatte, ſich bereit zu halten.

Dieſem letzteren waren alle vorlängſt ſchon gefertigte Beſitznahms-Patente des Herzogs von Zweibrücken als Nachfolgers im Kurfürſtenthum, und die von dem Herzog Wilhelm in Kraft ſeiner erhaltenen Vollmacht an die Stellen und Behörden zu ertheilenden Weiſungen, denen ſämmtlich das Datum allein noch beizuſetzen war, anvertraut worden. Kaum noch von der Tafel bei der Kurfürſtin zurückgekommen, wurde der Herzog von dem Kammerfourier in das Krankenzimmer berufen, und ward dort nicht lange nach ſeinem Eintritte Zeuge von dem letzten Athemzuge Carl Theodor's.

Für Herzog Wilhelm war jetzt das erſte Geſchäft, womit er in der Erfüllung ſeines Auftrages zu beginnen hatte, ſich Gewißheit zu verſchaffen, ob er für einen wirklichen Nachfolger, oder etwa im Namen eines muthmaßlichen Kur-Adminiſtrators die Beſitznahme zu vollziehen habe? Er eröffnete ſein Vorhaben dem Staatskanzler, nahm ihm ſogleich das Handgelübde ab, forderte ihn auf, ihn als Zeuge zu begleiten, und begab ſich zur Kurfürſtin, welcher er nicht geſtattet hatte, den ſterbenden Kurfürſten noch zu beſuchen. Die Kurfürſtin erwiederte ſeine Frage mit der beſtimmten Erklärung, daß der Fall der Schwangerſchaft nicht zugegen ſey. Hierauf berief der Herzog die Miniſter, geheimen Räthe und hohen Hofbeamten in den Verſammlungsſaal des geheimen Raths, ließ dort ſeine Bevollmächtigungs-Urkunde und das Beſitz-Ergreifungs-Patent verleſen, ſodann alle Anweſenden eidlich in die neue Pflicht nehmen. Die gleiche Handlung nahm der Herzog mit der Generalität in dem kurfürſtlichen Thronſaale vor, worauf auch die ganze zu dieſem Zwecke ausgerückte Garniſon den feierlichen Eid ablegte. Während hiernach die geſammten Ausfertigungen an die äußeren Aemter und Behörden durch Eſtafetten abgeſendet wurden, verfaßte er ſelbſt ſeinen Bericht an den neuen Kurfürſten Maximilian IV., welcher durch einen Kourier abging, und ſo war an demſelben Tage Abends um 7½ Uhr das Hauptgeſchäft ſeines, unter den damaligen Verhältniſſen eben ſo ſchwierigen, als wichtigen Auftrages vollzogen.

In dieſer Weiſe war nun das folgenreiche, von ſo Vielen mit ſo verſchiedenen Empfindungen, und ſo lange erwartete Ereigniß endlich wirklich eingetreten. Mit dem abgeſchiedenen Kurfürſten Carl Theodor war die Pfalz-Sulzbachiſche Linie des Wittelsbachiſchen Hauſes erloſchen, und für Bayern ſollte nun mit der nachfolgenden Pfalz-Zweibrückiſchen Linie eine ganz neue Zeit und ein neues Leben aufgehen. (Fortſetzung folgt.)

Bernabo

Denkſchrift eines Zeitgenoſſen.

(Aus dem Italieniſchen des Defendente Sacchi, von C. F. v. G.)

(Schluß.)

Bei ſo vielen Unfällen fühlten die armen Mailänder ihr Blut in den Adern zuweilen aufwallen, und es bildeten ſich während des Herrſchers Aufenthalt zu Modena Banden, welche die Stadt unter dem Vorwande der Rache oder der Entrüſtung verheerten. Bernabo führte eine Abhilfe ein, weit ſchlimmer als das Uebel; er verordnete, daß Jedem, der Nachts in der Stadt umhergehend gefunden würde, ein Fuß abgehackt werden ſollte. Wehe dem, der zu dieſer Zeit erkrankte! er konnte, ſich ſelbſt überlaſſen, getroſt ſterben, weil der Arzt, welcher mit zwei Füßen ausging, um einem Kranken Hilfe zu bringen, mit einem einzigen nach Hauſe gekommen wäre. Ich weiß nicht, ob Du lachſt oder weineſt, vielleicht thuſt Du das Eine oder das Andere; dieß iſt, was dieſe herrliche Menſchenrace, beſtändig zu thun Gelegenheit giebt.

Ich habe Dir genug abſcheuliche Dinge von dieſer ſcheußlichen Creatur erzählt, und ich glaube, daß an ihm gar nichts Gutes zu finden iſt; er miſcht Launen unter einander, welche einen Anſtrich von Popularität an ſich tragen und nahe an Grauſamkeit grenzen, wie ſo oft Erhabenes ſich in Lächerliches umwandelt. Als Bernabo Hoffeſte für die Vermählungsfeier ſeines Sohnes Marco gab, erſchien auch ein Genueſer dazu, ein großer Säufer; ſtatt ein Wettrennen für das Pallium*) zu veranſtalten, wollte er, daß letzterer mit einem Trunkenbolde in ſeinem Hofhalte um die Wette trinken ſollte. Er ließ Wein auftiſchen, vom beſten in ſeinem Keller, befahl ihnen einige Gläſer hinunterzuſtürzen, und dann einen Tanz aufzuführen; die Probe wurde erneuert, bis bei der dritten Bernabo's Diener trunken umfiel, während der Genueſer, doch immer noch flink auf den Beinen war. Bernabo ſpendete dem Sieger Beifall, und räumte ihm ſolche Vertraulichkeit ein, daß dieſer auf dem Rücken des Beſiegten ritt, und in Gegenwart der Herren und Damen allerlei Unflath auf deſſen Geſicht ausleerte. Der Viſconti lachte und beſchenkte ihn reichlich; Du ſiehſt, wo er freigebig war!"

Ambrogino da Caſale, ein Mailändiſcher Adelige, zog ſich gewandt aus ſeiner Schlinge; da er ſah, daß Bernabo ſich die Güter der Privaten nach und nach zueignete, beſchloß er ſein Eigenthum durch Aufwand für Mahlzeiten zu genießen, wo er die leckerſten Speiſen, die zu Markte kamen, zum Beſten gab. Der Viſconti bewirthete einſt einige franzöſiſchen Geſandten, und ordnete dem Koche ein glänzendes Mahl an, aber dieſer kam mit der Meldung, keine Fiſche gefunden zu haben, weil Ambrogino die einzige auf dem Fiſchmarkte vorfindliche ſchöne Forelle für ſich erſtanden hatte. Bernabo ließ dieſen

*) Dieſer Gebrauch erhielt ſich dazumal noch immer von den Zeiten der römiſchen Weltherrſchaft her, wo dem Sieger im Wettrennen vier Toga und ein Pallium ertheilt wurde, nur war bei veränderter Bekleidung ein Stück Goldbrocat an die Stelle des Palliums getreten. Anm. d. Einſ.

Digitized by Google

ſogleich vorrufen und wollte wiſſen, woher er ſo große Ausgaben beſtreite. Ambrogino witterte Unheil, er dachte durch Muth ſein Glück zu verſuchen, und antwortete: er hätte beim Innewerden, daß ſein ganzes Eigenthum in ſeine Hände hätte kommen ſollen, beſchloſſen, es früher ſelber durchzujagen, als er es ihm verſchlungen hätte. Bernabo wurde durch dieſe neue Freimüthigkeit nicht beleidigt und entließ ihn, aber Ambrogino ſandte ihm gleich die Forelle als Geſchenk, womit der Viſconti zufrieden, ihn zu ſeinem Spenditeur ernannte.

In größerer Bedrängniß war ein Arbeiter von Marignano. Bernabo verirrte ſich beim Jagen in den Waldungen, er war ganz allein, es nachtete, und die Kälte ward empfindlich; da ſtieß er auf einen Bauern, bat ihn, ohne ſich zu erkennen zu geben, daß er ihn auf den rechten Weg führen möchte, und verſprach ihm Belohnung. Dieſer willigte ein, verlangte aber, dem Verſprechen nicht trauend, etwas als Unterpfand. Bernabo gab ihm eine ſilberne Schnalle, nahm ihn auf das Pferd, und ſprengte durch den Wald fort. Mittlerweile entſpann ſich zwiſchen dem Herrn und dem Bauern ein Geſpräch; letzterer klagte über die Gewaltthätigkeit des Stattshalters von Lodi, der ihm ein kleines Grundſtück geraubt habe, ſprach dann von Bernabo, ſagte über ihn etwas Gutes und etwas Schlechtes, und fügte hinzu, daß er wenigſtens Gerechtigkeit pflege. Der Viſconti lachte.

Da kamen Leute mit Windfackeln herbei; ſie begegneten Bernabo und umgaben ihn in Stellungen der Ehrfurcht. Bei dieſen Vorgängen merkte der arme Bauer, wer er war, und hielt ſich für verloren. Bernabo lachte, befahl ihm, in das Caſtell zu folgen, ließ ihn, ſo ſchmutzig als er war, zu einem freundlichen Feuer führen, dann wollte er, daß er am nämlichen Tiſche mit ihm zum Abendeſſen ſäße. Du kannſt Dir vorſtellen, wie dem armen Wichte zu Muthe war; er wünſchte ſehnlich dieſe Auszeichnungen zu verlaſſen, und weggehen zu dürfen, aber der Viſconti ſprach zu ihm: „Ich bin Ehrenmann, „und halte Wort; ich verſprach dir ein Nachteſſen, es iſt die„ſes, morgen ſollſt du das Geld haben.“

Der Bauer erwiderte ganz erſchrocken: „Erbarmen Herr! „Ich habe ſchlechtweg und als Dümmling geplaudert. Ich bin „eine arme Haut, die auf dem Lande wohnt, und weiß nicht, „wie man mit Ihnen Herren ſpricht. Um Himmels Willen laſ„ſen Sie mich gehen.“

Es half nichts; der Bauer ſetzte ſich nieder, hatte Eßluſt, welche ſich beim Anblicke der guten, fein zubereiteten Speiſen vermehrte; er nahm, für jeden Fall, das Uebrige der Vorſehung überlaſſend, eine tüchtige Magenfüllung zu ſich, dann wurde er in ein Bad geführt und in ein weiches Bett. Am Morgen wollte Bernabo vom neuen Freunde hören, wie er die Nacht zugebracht hatte, zahlte ihn dann gut, und entließ ihn. Dieſer Vorfall wurde allgemein erzählt, und ſchien ein Wunder; jener Bauer fand den Viſconti wahrlich bei guter Laune!

Willſt du nun die Gerechtigkeit kennen lernen, die Bernabo übte, wegen welcher ihn der Bauer lobte? Ein anderer Mailänder Adelige, Namens Ambrogio, raubte einer Madonna Scotta ein Stück Grund, um den eigenen Garten zu erweitern; dieſe verklagte den Räuber durch einen Mönch bei Bernabo. Er rief ſogleich die Frau und Ambrogio zu ſich, führte ſie zum geraubten Grundantheile, zwang Ambrogio, die alte Grenze beim Gute zu zeichnen, befahl ihm, mit eigenen Händen eine Grube zu graben, und als dieſe tief genug war, ließ er ihn durch die Seinigen ergreifen, und in jene kopfabwärts verſenken. Darauf trat er mit dem Befehle ab, daß Niemand es wagen ſollte, jene Grenzmark wegzurücken.

Ich könnte dir noch andere ähnliche Dinge erzählen, und vielleicht hätte er noch Schlimmeres vollbracht beim Zunehmen ſeiner Jahre, wenn nicht ſein Untergang unterdeſſen reif geworden wäre. Sein Neffe Johann Galeazzo hielt ſich wie verkrochen im Caſtelle von Pavia auf, mit einem furchtſamen, eingezogenen Weſen; er war ein Fuchs, der ein Kaninchen ſcheinen wollte; er ſang die Pſalmen mit den Mönchen im Chor, miſchte ſich nicht in die Geſchäfte des Oheims, und ſchien ſich nur um die andere Welt zu bekümmern, ſo daß Bernabo ihn für einen Taugenichts hielt.

Gut denn, im verfloſſenen Jahre (1385) machte er Bernabo zu wiſſen, er beabſichtige aus Andacht Unſere Liebe Frau vom Berge, oberhalb Vareſe, zu beſuchen, würde unter den Mauern Mailands vorüberreiſen, und ſich glücklich ſchätzen, wenn er ihm geſtatten wollte, ihn zu ſehen und zu verehren. Dieſer Furchtſame reiſte mit 400 Lanzen und verſchiedenen Herren, worunter Jacopo del Verem, Otto von Mandello und Johann Malaſpina; Bernabo traute ihm, ſtellte ſich zur Einladung und kümmerte ſich nicht um die Waffen des Kleinmüthigen.

Es war der 6. Mai. Johann Galeazzo kam gegen Mailand und die Söhne Bernabo's gingen ihm auf der Straße entgegen, er nahm ſie liebreich auf, und führte ſie in die Mitte der Seinigen. Als er den Mauern nahte, und gegen die Brücke von St. Ambrogio anlangte, kam Bernabo zu Pferde, um ihn auf Treue und Glauben und ohne Geleite zu grüßen, der Neffe ſtreckte die Arme aus, um ihn zu umarmen, und dieß war ein verabredetes Zeichen. Seine Begleiter ſtürzen auf Bernabo los, Del Verme faßt ihn bei einem Arme, Mandello reißt ihm die Zügel aus den Händen, man ſchneidet ihm die Leibgurt auf, ſtößt ihn, und zieht ihn vom Pferde. Er wurde ohne Blutvergießen zum Gefangenen gemacht, und erkannte ſpät, daß er nicht allein Böſewicht war.

Indeſſen wirft der Neffe den Schafspelz ab, dringt in Mailand, verſpricht Gerechtigkeit, beſſere Geſetze, und erlaubt dem Pöbel ſogar, was für ihn beredter iſt, die Palläſte Bernabo's, das Salz- und Mauthgefälle zu plündern. Allein im Pallaſte von Porta-Romana fand man 6 Wagen Silber, es war ein Verſchwenden von Geld, womit Alle ihre Hände füllten.

Mittlerweile reiſte Bernabo unter guter Bedeckung zum Caſtelle von Trezzo; hier würde er eingeſperrt, und ich bin ſicher, daß er nicht herauskommen wird; Johann Galeazzo bemächtigte ſich der Herrſchaft ſeiner Staaten, und du wirſt ſehen, daß er ſich zum Herzoge aufwerfen wird.*) Das Volk jubelt, ſchwelgt, findet den neuen Herrn beſſer, als den früheren, und ruft: „Mein Tod ſoll leben, und mein Leben ſoll ſterben!“ So wird in dieſer lieben Halbinſel das Oberſte zu unterſt gekehrt, und alle die Mühe unſerer Väter zur Gründung von Municipien dient nur, um einige Familien mächtiger zu machen; da ſind Guelfen und Gibellinen, Biamhi und Neri, Zwiſte, Eiferſüchteleien, Bübereien und Blut, das wechſelſeitig vergoſſen und getrunken wird, und unterdeſſen erhalten die Verſchmitzteren von dieſen bedauernswerthen Wirren ein reichliches Mahl.

Hier haſt du die Geſchichte dieſer Familie, welche auf den Trümmern des eigenen Vaterlandes groß ward. Aber ſie hielten nicht immer ein feſtliches Mahl, es wurden auch tödtliche Gerichte aufgetragen, die ſie ſich unter einander bereiteten, und oft wurde die Rache der Unterdrückten durch vatermörderiſche

*) Die Vorausſagung des Zeitgenoſſen ging in Erfüllung. Der römiſch-deutſche König Wenzeslaus erhob Johann Galeazzo gegen Ausbezahlung von 100,000 Goldgulden zum Herzoge, und ſo war dieſer der erſte Herzog von Mailand. Bis jetzt hießen die Viſconti's: Tyrannen von Mailand, von nun an aber: Die natürlichen Herren Mailands. Anm. d. Einſ.

Digitized by Google

Hände ausgeführt..... So möge wenigſtens kein Frieden dort ſeyn, wo Verworfenheit herrſcht, ſo die Selbſtſucht der Menſchen zu Hülfe kommen, wo die Gerechtigkeit des Himmels langmüthig iſt.... Ich frohlocke über dieſe Selbſtſucht; laſſet uns ihr ein Lebehoch bringen!

Die Reiſe nach England an ſich.

(Leichtigkeit und moraliſcher Einfluß derſelben.)

(Fortſetzung.)

Die Menſchen ſind ſich im Ganzen überall gleich, ſo wie ſie körperlich und naturhiſtoriſch nur eine Spezies der Säugethiere bilden; nur iſt England das Land, wo man ſo recht ungenirt Menſch — ein guter und ſchlechter ſeyn kann. Giebt es dort a priori oder in thesi, wie der Gelehrte ſagt, das heißt, unter der gemachten, richtigen Vorausſetzung der Freiheit, Unbeſchränktheit oder Ungenirtheit, oder wie man ungebundenen Zuſtand nennen will, die größten Wichte, Schwindler, Gauner, Diebe, Lumpen, oder Schlechte geradweg im höchſten Grad der Lumpenperfectibilität, ſo wird ſich wohl auch die höchſte Tugend finden, weil dieſelbe, wie oben geſagt, nicht abſolut zum Schein Zuflucht nehmen muß; ſie braucht ja, beſonders wenn ſie Geld hat, und noch vornehmen Standes obendrein iſt, gar nicht Comödie zu ſpielen; ſie ſey nur Laſter; dieß kann auf alle Huldigung rechnen, welche dem Geld und vornehmen Stande gezollt zu werden pflegt; es ſey denn, daß ein reicher, vornehmer Laſterhafter gerade die Grille im Kopfe habe, für tugendhaft gelten zu wollen; wo das Laſter ſo wenig der Incommodität unterworfen iſt, hart hergenommen zu werden, ſo lange es ſich nicht gegen die Geſetze verſtößt, alſo, juriſtiſch polizeilich genommen, nicht zum Vergehen oder Verbrechen wird, da muß die wirkliche Tugend eine ſo herrliche ſeyn, daß ihr, wenn je am Menſchen etwas Göttliches iſt, — und wer zweifelte daran? — gewiß das Prädikat der Göttlichkeit beikömmt. Soviel in Bezug auf Gute und Schlechte. Was die Weiſen und Dummen betrifft, ſo iſt es ebenſo. So weit Engländer möglicher Weiſe kommen, alſo am Süd- und Nordpol, im äußerſten Weſt, iſt engliſche Narrheit berüchtigt, wohl aber auch engliſche Weisheit berühmt. Letztere vergißt man aber häufig, und redet nur von erſter; man hat aber auch vergeſſen, daß eben in keinem Lande der Erde die Narren mehr Freiheit — und was der Sache noch einen ganz eignen Schwung gibt — mehr Geld, als in England haben. Bedenket doch, ihr meine lieben Mitbürger, des geſammten deutſchen Vaterlandes, wie weit die deutſchen Narren kommen würden, wenn ſie eben ſoviel Freiheit und Geld, wie die Engländer hätten! Wir haben im Ganzen — da und dort freilich mehr oder weniger — ſchon eine hübſche Portion Freiheit (— nur Geld leider etwas weniger —), allein die deutſche Narrheit hat ſich aber auch allenthalben von jeher ziemlich reſpektabel gezeigt; es ſind kaum ein paar Jahre, als es in mehreren deutſchen Staaten den Anſchein hatte, daß es zur engliſchen Freiheit kommen ſollte, — mein Gott, wie machte ſich da nicht gleich die Narrheit auf die Beine; die Narren, denen ſofort auf die Beine geholfen wurde (— sub rosa, ich war gewiſſermaſſen ſelbſt dabei, made one of the party, wie der Engländer ſagt —) gaben nun ſchon bei dieſem bloßen Anſchein den Profeſſionsverwandten über dem Kanal faſt nichts mehr nach, und aus der bloßen kurzen Probe ergab es ſich, daß das Uebertreffen auf Seite des deutſchen Continentes wahrſcheinlich wäre zu erwarten geweſen. Es kann Länder geben, wo es verboten iſt, weiſe zu ſeyn, oder wo beſſere, als alltägliche (— ſchulgerechte, von manchen philoſophiſchen Lehrſtühlen, oder in der Spinnſtube oder Waſchküche docirte oder prakticirte —) Weisheit als Narrheit erklärt wird; da kann nun freilich die eigentliche Narrheit, d. i. die närriſche Narrheit unmöglich aufkommen. Allein lieber Leſer, du wirſt mir auf mein Wort glauben, daß in England, bei ſolcher Freiheit für Weisheit und Narrheit, von den Weiſen ſo viele Dinge ins Leben gerufen worden ſind, namentlich in Künſten und Erfindungen, bei deren erſtem Erſcheinen die ganze ſuperkluge Welt des Continentes rief: Narrheit, Narrheit! Denke nur an die oben erwähnten Erleichterungsmittel der Communikation; denke an Dampf, namentlich du Deutſcher, der du, ich weiß nicht woher, neben deiner Deutſchheit noch das Prädikat des Hansdampfes haſt (— hat wohl am Ende gar irgend ein deutſcher John oder Hans einmal an die Anwendung des Dampfes gedacht, und iſt darüber allgemein zum Geſpötte, ja Schimpfworte geworden? Das wäre ehrenvoll! —) und du wirſt über die Weisheit erſtaunen, mit welcher die engliſchen Narren mit dem Dampfe zu Werke gingen, und jetzt mit demſelben haushalten. Die engliſche Narrheit darf überſchwenglich groß ſeyn, ſie darf ſelbſt ſo wirklich werden, als die größte Weisheit ſie nur dichten kann — und ſie wird immer vor der engliſchen Weisheit, welche ſich im öffentlichen und privaten Leben, in Handel, Schiffahrt und Manufaktur zeigt, ganz verdeckt werden, und in ein wahres Nichts verſchwinden. Solches und vieles Andere muß ſich der in England oder außer England über daſſelbe Urtheilende, wenn er gemäß der obengenannten Philoſophie bei ſeinem Urtheile verfahren will, zu Herzen führen. Man nehme den Statiſtiker. Er wird über die Menge der Armen in England erſtaunen: leidet er nun an jenem wiſſenſchaftlichen Fieber, welches in alle Betrachtungen die verwirrten Träume der altväteriſchen Aengſtlichkeit bringen, oder an einem wiſſenſchaftlichen Marasmus, ſo wird er nur vom engliſchen Elende, vom bevorſtehenden Untergange Britanniens reden; er wird zwar den ungeheuern Nationalreichthum anführen, aber gleich wieder mit dem Geſpenſte der Nationalſchuld auftreten, ohne zu bedenken, daß die Kapitalſchuld faſt eine imaginäre iſt, und die Intereſſenbezahlung die entſchiedenſte Art ſey, Geld in Umlauf zu ſetzen vom Staate, d. i. von der Regierung aus. Das Urtheil endlich bedenkt nicht, daß in Bezug auf engliſchen Reichthum Zahlen gar nichts ſind, ſo fern ſie poſitives oder negatives Vermögen, alſo Geldbeſitz oder Geldſchulden bezeichnen. Der engliſche Nationalreichthum liegt erſtens im Kopfe der Engländer, d. i. in der Weisheit, welche Erfindungen, Arbeitserleichterungen, Produkte und verſchiedene Darſtellungsarten eines und deſſelben Produktes (in Fashion und Fancy) ins Leben ruft; dann im Herzen, d. i. im Muthe, zu wagen und, durch Fehlſchlagen nur noch mehr angeſpornt zu werden; — in der Schnelligkeit der Ausführung; — im patriotiſchen Zuſammenhalten vieler zu einem und demſelben Zwecke, — im Offenſtehen aller Thore zum Welthandel; — in der geeigneten geographiſchen Lage, — in der Maſſe der Künſte, Gewerbe und Erfindungen; — endlich in der Freiheit des Landes, welche alles Gute aufkommen läßt und befördert — und nicht in bloßem Gelde. Laßt England jenen Reichthum verlieren, und gebt jedem Engländer ſo viel Gold, als er tragen kann, ſo wird er arm, blutarm und zum Erhungern ſeyn, denn vom Golde kann er nicht leben, d. i., Gold kann er nicht eſſen, und auf Eſſen reduzirt ſich alle Möglichkeit des Lebens. Wieder ein anderer geſpenſterſehender Statiſtiker oder Nationalökonom heult eben über einen vorhin genannten Zweig des Reichthums, die Maſſe der Erfindungen, und führt an, wie viele Hände durch eine oder

Digitized by Google

die andere Maſchine, namentlich die Dampfmaſchine brodlos und unglücklich werden: ganze Spalten in den Zeitungen ſind voll von Jeremiaden über dieſen Stoff, und man denkt nicht an die Theilung der Arbeit, an die ungeheuer vermehrte Anzahl der Stoffe, welche der Erde abgenommen oder in ihr erzeugt werden müſſen, um vermehrtem Induſtriebetrieb Material und Leben zu verſchaffen: hiezu ſind nun aber auch Menſchenhände nöthig: denkt man erſt an den Wechſel, den die Stoffe durchgehen müſſen, an die einſchlagenden Gewerbe und Betriebe, welche denſelben möglich machen, ſo verſchwindet jener Vorwurf, der nur einigen Nachtheil der Einzelnen aber nicht den großen Vortheil aller in's Auge faßt. Nie werden die Thore zur Arbeit verſperrt werden: nur muß der zufällig außer Arbeit Geſetzte gleich wieder ein anderes Thor zu gewinnen ſuchen. — — Zunächſt laſſe man den Politiker als ſolchen, namentlich wenn er kein Philoſoph iſt, nach England kommen, oder auſſer England über daſſelbe reden, namentlich erſteres, was wird er nicht alles zu verwerfen haben, wo Rüge ſchon genug wäre, verbreitete ſich dieſe über Dinge, die jetzt geändert werden könnten und geändert werden ſollten: allein ſelbſt Rüge iſt Unſinn, wenn ſie Dinge trifft, welche ſo mit der Natur des Volkes verwachſen ſind, daß ſie, ohne den Baum zu zerſtören, nicht abgehauen werden können. Der Engländer liebt in ſeinem politiſchen Leben das Herkömmliche, das Alte, mehr, als irgend eine andere Nation der Erde: allein er iſt ſo eiferſüchtig auf das gute Alte, daß er ſich vor dem neuen Schlechten entſetzlich fürchtet: er hat eine freiſinnige Verfaſſung, welche mehr Gebrauchſache, als ein geſchriebenes Grundgeſetz iſt: ja, ſoll dieß je als geſchrieben gelten, ſo iſt es mehr in die Herzen, in die Gewohnheiten geſchrieben, als in die Bücher: ja was vom geſchriebenen Grundgeſetze geſucht werden ſoll, muß aus den ungeheuren Maſſen der Statuten herausgefunden werden. Kein Volk der Erde hat ſo viel Achtung, ſo viel wahre Achtung vor dem Geſetze (law), als das engliſche, und ſchon aus dieſem Grunde geht es ſo ſchwer an Neuerung: es läßt auch abſolut veraltete Form ſtehen, um ja nichts am Geiſte zu verlieren. Die Perücken der Advokaten und Richter ſind im höchſten Grade lächerlich; jeder andere Engländer würde heut zu Tage ausgelacht, zeigte er ſich in Allongen: wer lacht aber den Richter aus, ſoll die Carrikatur noch ſo groß ſeyn, z. B. ein Richter oder Advokat in den beſten Jahren mit vollem, rothem, ja brennendem Geſichte, mit modiſcher Brille auf der Naſe, mit hervorragenden Stutzerlocken — und obendrauf eine ungeheure Allongeperücke; welcher Ausländer lacht oder lächelt nicht, welcher Engländer verzieht aber nur eine Miene dabei? Der liberale Deutſche findet in England ſo vieles, was er in Deutſchland nicht ins Leben geführt wünſchte, er würde es verwünſchen: z. B. viele Elemente der engliſchen Ariſtokratie: allein in England iſt die Aenderung nur nach ſehr langer Zeit, jedenfalls aber nur langſam, von Nutzen. Ohne Zweifel kömmt die Veränderung auf parlamentariſchem Wege herbei durch Volkswillen, nicht aber durch Volksaufruhr: England ſteht in dieſem Punkt über dem mit ſeiner Charte prahlenden Frankreich unendlich hoch: ja es iſt ein ſolcher Unterſchied, als wären die beiden Nationen tauſend Meilen in geographiſcher, und tauſend Jahre in hiſtoriſcher Hinſicht von einander. In England iſt Tyrannei eines Königs unmöglich, in Frankreich wird alle Menſchenalter ein Napoleon nöthig. Wenn der Politiker in England ein ſchnelles, ſchneidendes Urtheil über Mängel und Gebrechen der Geſetze fällt, ſo ſchneidet er in der Regel falſch. Mancher läßt ſich von den Reden einer herrſchenden Parthei hinreißen, und weiß nicht, daß oft nur entgegen geredet, aber nicht entgegengedacht wird. Es ſind nur Wortkämpfe. Die Feinde im Parlamente ſind häufig Freunde auſſer demſelben. Redet der auswärtige Politiker über Englands fremde Politik, ſo vergißt er in der Regel zwei Hauptumſtände: daß das engliſche Miniſterium nicht das engliſche Volk iſt, und die Idee der Selbſterhaltung leitendes Prinzip der engliſchen auswärtigen Politik ſeyn muß. Das engliſche Miniſterium iſt oft ganz paſſiv, wenn die ganze Welt glaubt, es unterminire oder ſtifte Zwietracht auf dem Continent: es tritt erſt dann feindlich auf, wenn ihm fremde Waffe an die Kehle geſetzt wird — jedesfalls wird es, wenn es ſich um Krieg handelt, warten, bis es ſeinen Dreizack mächtig gebrauchen kann: Landkrieg will es keinen, obgleich es, wenn es heut angegriffen wird, unüberwindlich iſt. Seit zehn Jahren hat die Mechanik ſolche Fortſchritte gemacht, daß, wenn heute eine Armee, wie die des Xerxes, in England landete, morgen von derſelben vielleicht kein Mann mehr lebte. England bei ſeiner Allmacht der Zerſtörungswerkzeuge aller Art, müßte für ein fremdes Landheer ein Vulkan werden! Mancheſter, Liverpool und Birmingham rieben, wenn ſich eine ganze Menſchheit aufſtellte, ſo weit ſie Platz hätte, ſie wie eine Reihe bleierne Soldaten, im Nu auf. Wer weiß, ob man nicht noch darauf kömmt, eine Armee Maſchinenſoldaten zu bauen, welche, wenn ſie angegriffen werden, in die Luft fahren, und den Feind mitnehmen?! — Eben ſo wird gewöhnlich vergeſſen, daß der König immerhin das Recht hat, Krieg zu beſchließen, allein das Volk erſt um die Subſidien dazu gefragt werden muß. Sind Räſonnements über Miniſterienpolitik im Allgemeinen oft genug fad und abgeſchmackt, ſo ſind ſie dieß um ſo mehr, bei der Politik des engliſchen Miniſteriums. Noch eine höchſt eigene Sache iſt es für den ausländiſchen reiſenden Politiker oder Publiziſten in England, daß er unter einem Volke herumgeht, wo ihm der gewöhnlichſte Menſch, dem er irgend wo begegnet, auf offener Straße oder in Kneipen, und mit dem er ſich, wenn er tüchtig engliſch verſteht, in einem politiſchen Diskurs einläßt, wo nicht immer, doch häufig weit überlegen iſt. Sichere politiſche Anſichten ſind allen Engländern eigen, und zwar frei von allem gelehrten Kram; der nächſte Umſtand mögte des Fremden Unbekanntſchaft mit der Art der freieſten Diskuſſion ſeyn. Der ſchärfſte Artikel aus fremder Feder muß erſt noch mit engliſcher Lauge übergoſſen werden. Natürlich wird es bei ſolcher Sprache nicht an Uebertreibungen fehlen; ich möchte wohl ſagen, Lügen; allein es iſt die prämeditirte Lüge in der ſocialen engliſchen Welt vor dem Tribunale der Moral, ſelbſt der blos conventionellen, ſo ſehr verpönt, als der prämeditirte Mord vor dem Juſtiztribunale; das Wort Lügner (liar) tönt dem Engländer fürchterlich: rascal, rogue, knave ꝛc., welche Schimpfnamen wenigſtens mit dem Ausdrucke: Spitzbube concurriren können, tönen dem von einem innern Gefühl beſtimmten Ohre nicht ſo ſchrecklich (harsh), als liar. Du könnteſt den Zeitungsſchreibern mit dem bitterſten Artikel z. B. über ausländiſche Verhältniſſe nur angenehm ſeyn; er würde nur ſeine Lauge — nicht wie man ſpottweiſe ſagt, Brühe — dazuthun; würdeſt du aber als abſichtlicher Entſteller der Wahrheit entdeckt, ſo könnteſt du dich auf die entſchiedenſte Verachtung gefaßt machen. Die wohlbezahlte Correſpondenz würde augenblicklich abgebrochen. Wenn alſo irgend ein continentaliſcher publiciſtiſcher Politiker nach England geht, um in den dortigen Journalen irgend ein Land oder des Landes Verhältniſſe herabzuſetzen; oder die Regierung zu verläumden, — oder ohne nach England zu gehen, als Correſpondent ein ſolches Lügenamt verſieht, darf ſich, wenn er mit entſchiedener Lüge entdeckt wird, auf eine derbe Replik gefaßt machen. Eben ſo ſchlecht kann auf einer andern Seite ein Publiziſt wegkommen, wenn er nach

Digitized by Google

England geht, um ſich um engliſches politiſches Treiben zu erkundigen, in der beſondern Abſicht, ſeine Anſichten auf ſeinem lieben Continent zu veröffentlichen, allrin dabei ohne Einſicht zu Werke geht, ſich, wir man zu ſagen pflegt, einen Bären aufhängen läßt — und ſolche Bären werden ihm gewiß aufgebunden, wenn er ſich in Cotrrien einläßt, die in immerwährender Reibung und Uebertreibung begriffen ſind. Er wird mit Recht als altes Weib behandelt. Neminem nomino, sed de te fabula narratur! (Fortſetzung folgt.)

Weiberliſt.

Eine orientaliſche Erzählung, nach dem Franzöſiſchen bearbeitet.

(Zum richtigen Verſtändniß der folgenden Erzählung muß ich vorausſchicken, daß die Araber ein Spiel haben, welches in einer Wette beſteht. Es darf nemlich keine von den wettenden Perſonen von der andern etwas annehmen, ohne das Wort Diadestà zu ſagen. Dieſes Spiel dauert zuweilen ganze Monate, und jeder Theil wendet die größte Mühe an, den Gegner zu überliſten.)

* * *

Ein Philoſoph in Perſien hatte lange Zeit unter dem wohlthätigen Pantoffel ſeiner Frau geſtanden. Auf einmal wurde er ihres Regiments müde und ſchrieb ein Buch von den Ränken der Weiber. Dieſes führte er beſtändig bei ſich, um ſich nöthigenfalls daraus Raths erholen zu können. So reiſete er vor einem arabiſchen Lager vorbei. Da ſaß am Eingange eines Zeltes eine junge muntere Frau, die ihn freundlich grüßte und auf das Zuvorkommendſte einlud, bei ihr auszuruhen. Er hatte ſich kaum niedergelaſſen, ihren Wuchs, ihren Blick, das einſame Zelt, den Teppich und die ſchwellenden Kiſſen betrachtet, ſo ward ihm für das Syſtem ſeiner Weisheit bange. Er nahm alſo ſeine Zuflucht zu dem Buche, ſchlug die Augen nicht weiter auf und las andächtig für ſich weg. „Das muß ja ein gar treffliches Buch ſeyn, ſprach die Araberin, welches dich alſo feſſelt!“ — „Allerdings,“ war die Antwort des Philoſophen, „es enthält wichtige Geheimniſſe.“ — „Die du mir nicht offenbaren willſt,“ fiel ihm die anmuthigſte Frau mit einem ſolchen Tone in die Rede, daß alle Saiten ſeines Herzens tief berührt wurden. — „Nun, es enthält ein vollſtändiges Verzeichniß aller Ränke der Weiber.“ — Die Araberin fand dieß höchſt poſſirlich; „und biſt du ſicher, fragte ſie, daß alle Kunſtſtücke darin ſind?“ — Unterm Scherzen ward die Unterhaltung freier; der Philoſoph vergaß ſein Buch; er wurde zärtlich, kühn, zudringlich, die Frau nachgiebiger, freundlicher. Auf einmal erblickt ſie ihren Mann in einer gewiſſen Entfernung auf dem Felde. „Ha, ſchrie ſie, wir ſind verloren! rette mich! mein Mann ermordet uns beide! Um des Propheten willen kriech ſchnell in dieſe Lade!“ — Der Philoſoph beſann ſich nicht lange, ſie ſchloß ihn ſorgfältig ein. Hierauf ging ſie ihrem Manne entgegen. — „Du kamſt, ſprach ſie, zur rechten Zeit; hier hat mich eben ein Fremder beſucht; ein Weiſer, wie es anfangs ſchien, der ein ganzes Buch geſchrieben hat, das von Weiber-Ränken handelt. Aber endlich wurde er äußerſt verwegen und redete von Liebe.“ — Man begreift leicht die Wuth des Arabers. Aber wer beſchreibt die Angſt des Weiſen, der in Todesſchweiß aufgelöſt, jedes Wort wie einen Dolchſtich fühlte? — „Wo iſt der Elende? rief der Mann, daß er von meinen Händen ſterbe!“ — „Hier in dieſer Lade,“ ſagte die Frau, und reichte ihm den Schlüſſel hin. — Aber indem er hinſtürmte, ſchlug ſie ein lautes Gelächter auf. „Gefangen, gefangen, rief ſie unter beſtändigem Lachen. Gleich die Wette bezahlt. Haſt du nicht den Schlüſſel genommen, ohne Diadestà zu ſagen?“ — Nun ſtand der gute Mann wie verſteinert da, und ließ die Arme unſchlüſſig herabfallen. — „Ja, du haſt gewonnen, ſprach er, aber — böſes Weib den Aerger hätteſt du mir erſparen können. Er gab hierauf den Schlüſſel geduldig hin, und löſte ſich wegen der verlornen Wette vollkommen aus. Als er das Zelt wieder verließ, zog die Frau den halbtodten Philoſophen wieder hervor. „Hochgelahrter, weiſer Herr, ſprach ſie lächelnd, ziehe ruhig deine Straße, aber vergiß nicht das Stückchen gefällig in dein Buch einzutragen.

Kleine Bücherſchau.

Rüge.

In Frankfurt am Main erſcheint ſeit 1836 ein Generallexikon oder vollſtändiges Wörterbuch alles menſchlichen Wiſſens. Bis jetzt ſind 29 Hefte erſchienen, das letzte geht bis Amalie. Der erſte Band, welcher 1003 Seiten enthält, hat Aky zum letzten Artikel.

Wir verkennen keineswegs die Schwierigkeiten, welche ſich der gleichförmigen Bearbeitung eines ſo umfaſſenden Werkes entgegenſtellen, ja, da wir aus eigener Erfahrung wiſſen, wie mühſam und wie undankbar jede lexikaliſche Arbeit iſt, ſo ſind wir geneigt, bei der Beurtheilung eines Generallexikons einen möglichſt billigen Maßſtab anzulegen, und namentlich aus der Mangelhaftigkeit einzelner Artikel nicht über den Werth des Ganzen abzuurtheilen. In dieſer Rückſicht laſſen wir auch der Redaktion des gedachten Werkes alle Gerechtigkeit widerfahren, und erkennen gern in den meiſten Artikeln der bisher erſchienenen Lieferungen ebenſowohl das Streben nach möglichſter Vollſtändigkeit, als ſorgſamer Benutzung der vorhandenen Hülfsmittel und Fortſetzung bis auf die neueſte Zeit. Indeſſen laſſen doch einzelne Artikel Vieles zu wünſchen übrig, und je großartiger das Unternehmen iſt, um ſo mehr halten wir es für Pflicht, die Redaktion auf auffallende Mängel aufmerkſam zu machen. An ſolchen leiden aber insbeſondere die geographiſchen Artikel, welche nicht den Forſchungen neueſter Zeit und dem Stande der Wiſſenſchaft angemeſſen ſind. Zum Beweiſe unſrer Behauptung wählen wir die Artikel Altenburg, Herzogthum und Hauptſtadt des gleichnamigen Herzogthums. Mit Recht erſtaunt man, wenn in einem ſolchen Werke die Geſchichte des Herzogthums Altenburg nur bis 1805 fortgeſetzt iſt. Man erfährt alſo nichts von den Schickſalen des Landes ſeit dieſer Zeit, nichts von der Regierung der letzten Herzöge Auguſt und Friedrich IV., nichts von dem Ausſterben der gothaiſchen Linie, nichts von den Abtretungen an S. Coburg und Meiningen, nichts von der neuen herzogl. Linie und der Beſitzergreifung der altenb. Lande durch dieſelbe (1826). Bei der Stadt wird nicht erwähnt, daß ſie ſeit jener Zeit Reſidenz iſt. Die Einwohner des Herzogthums werden auf 103,550, die der Stadt auf 10,000 angegeben; beides nach ganz alten Angaben. Das Land hat nach der neueſten Zählung, ſelbſt nach Abtretung des Amtes Camburg an Meiningen, 120,690, die Stadt 13,809 Einwohner. Welcher Unterſchied! und welche Unkenntniß, da von den Schickſalen ganzer Fürſtenthümer im deutſchen Vaterlande keine Notiz genommen wird!

Wir bitten die Redaktion, auf ſolche Mängel aufmerkſam zu ſeyn, und die Bearbeitung der geographiſchen Artikel, welche Deutſchland betreffen, kundigen Händen anzuvertrauen.

Korreſpondenz.

† Artiſtiſches aus Mainz. Ein hieſiges Blatt, „Ahasver“, ſprach vor einiger Zeit wahre und ſchöne Worte über unſern Orcheſter-Dirigenten, Hofkapellmeiſter Ganz, ein Mann, der, bei unverkennbaren

Digitized by Google

Verdienſten um die hieſige Bühne, das Schickſal hat, nie Anerkennung, ſondern immer Tadel und Anfeindung zu finden! Ob dabei, was man faſt glauben ſollte, die religiöſe Meinung im Spiele iſt (Hr. Kapellmeiſter Ganz iſt ein Jude), will ich dahin geſtellt ſeyn laſſen; Thatſache iſt, daß man bald dieſen bald jenen undegründeten Tadel aufſucht, um die Wirkſamkeit dieſes Mannes zu verkleinern, und ihn in den Augen des Publikums herunter zu ſetzen. Um ſo mehr muß es erfreuen, einmal eine unpartheiiſche Stimme über dieſen Dirigenten zu hören, weßhalb ich die wichtigſten Bemerkungen über Hrn. Ganz hier hervorhebe: Seit 1819 bis heute war Hr. Ganz ununterbrochen Orcheſter-Direktor der hieſigen Bühne. In dieſem Zeitraum von achtzehn Jahren haben ſechs Bühnenführungen gewechſelt, die von Kramer, Gelhaar, Neukäufler, Haake, Räder und Reime. Allen dieſen Direktoren war Hr. Ganz die causa movens und die vis agens der Oper im höchſten Vertrauen des jedesmaligen Direktors, das ſich auch immer in ſeinen Wirkungen bewährt gefunden hat. Sehr wenige Individuen, auch wenn ſie wahre Genie's und geprieſene Compoſiteurs ſind, können als gute Orcheſter-Direktoren gelten, weil gerade für die volle Tauglichkeit zu dieſem Dienſte ganz eigene Talente erfoderlich ſind, welche nicht überall gefunden werden, auch da nicht, wo wir ſie zu ſupponiren berechtigt ſcheinen. Abgerechnet das Korrigiren und in Harmonieſetzen der Partituren; abgerechnet das bisweilen nöthige Verſetzen der Sang-Parthieen nach den Stimmfonds der Vortragenden, gehört zu einer guten Orcheſter-Direktion (deren Schwierigkeiten beſonders an den Proben gefühlt werden), ein ſcharfes, feinunterſcheidendes Gehör, eine nüchterne, an Präciſion gewöhnte Aufmerkſamkeit, eine zarte Verſchmelzungsgabe der Blas- und Saiten-Inſtrumente, eine haarſcharfe Bezeichnung der Takte, und die Gabe, die abirrenden Sangkünſtler, die zufälligen Stockungen raſch in den rechten Gang zu bringen, und die Inſtrumentirung nach Maßgabe des Geſanges und deſſen Charakter in nöthiger Dämpfung oder Kraft zu erhalten, und immer den Grundſatz vor Augen zu haben, daß die Menſchenſtimme das vorzüglichſte Inſtrument iſt, welches von den andern Inſtrumenten nicht bemeiſtert werden darf. Es darf die Begeiſterung, die Gemüthsmagie für das Tonſtück nicht fehlen, und doch muß dieſe den Regeln einer ſtreng beobachtenden Leitung untergeben bleiben. — D.eſe guten Eigenſchaften eines Orcheſter-Dirigenten beſitzt Hr. Ganz in einem hohen Grade, trotz aller Kabalen, mit denen der Mann von jeher zu kämpfen hatte. Wir haben Urtheile von großen Sängern und Sängerinnen, die, nach und nach Deutſchland durchwandernd, auf den erſten Hoftheatern gaſtirt haben, über die hieſige Orcheſter-Direktion gehört, die alle ſo ſchmeichelhaft für Hrn. Ganz ausfielen, daß er in dieſen Urtheilen wohl hinreichende Genugthuung für ſo manche brodneidiſche und niedere Kränkung finden kann. Ganz hat nicht nur die vollkommene theoretiſche Praktik der Muſik in ſich verarbeitet, er kennt auch die Geſchichte der Kunſt, und iſt, wie mit der Ausmeſſungs- und Berechnungskunſt, ſo auch mit der geiſtigen Kraft, mit der philoſophiſchen Seite derſelben vertraut; kurz er iſt das würdige Glied einer Familie, die ſich eine europäiſche Celebrität erworben hat, und die wir mit Stolz als Söhne von Mainz begrüßen.

Königlich ſächſiſches Hoftheater. Am 6. März: Turandot, Oper in 2 Akten nach Schiller, Muſik vom königl. ſächſiſchen Kapellmeiſter Reißiger. — Die vielen Urtheile über Reißiger's Turandot, zum Theil von bedeutenden Recenſenten und in den beſten Blättern, haben uns gezeigt, daß das wahre künſtleriſche muſikaliſche Urtheil eben nicht ſehr verbreitet iſt, ſondern daß die meiſten ſich für entſchiedene Kritiker halten, wenn ſie ein grammatikaliſches Urtheil über Muſik beſitzen, d. h. etwas Harmonielehre und Contrapunkt verſtehen, vielleicht auch zur Noth einen bezifferten Baß vom Blatte leſen. Daß man aber ſogar ein bedeutender Kenner der muſikaliſchen Grammatik ſeyn kann, ohne über die Muſik als Kunſt ein Urtheil zu haben, ſchien uns aus einigen der erwähnten Recenſionen hervorzugehen. Die Meiſten, Componiſten und Recenſenten, kennen leider die Muſik nur als Wiſſenſchaft, als todte, geiſtloſe Regel; ſie gleichen den Knaben, welche eine ſchöne Darſtellung zu beſitzen meinen, wenn ſie die Syntax gelernt haben; dieſe ſchweben in Gedanken, wie der Geiſt Gottes über der Tiefe, über aller menſchlichen Erkenntniß, wenn ſie eine harmoniſche Wendung ausgegattert haben, die nicht in ihrem Compendium geſchrieben ſteht. — Es ſey fern von uns der Dünkel, den hocherleuchteten Kopf ſpielen zu wollen; ſondern weil nun einmal Jedem das unbeſtreitbare Recht zuſteht, ſeine äſthetiſche Ueberzeugung auszuſprechen und fremdes Urtheil für ſchwach zu halten, ohne deßhalb für anmaſſend erklärt werden zu müſſen, ſo wollen auch wir davon Gebrauch machen. — Fangen wir unſere Betrachtung mit Zergliederung der Ouverture an. Die Ouverture hat den Beruf, einen allgemeinen Ueberblick der Oper zu geben, wie eine gute Vorrede uns mit Abſicht und Sinn der Compoſition bekannt zu machen, uns die Region von ferne zu zeigen, in welche uns der Künſtler verſetzen will, damit uns das neue Geſtirn, welches wir erwarten, nicht blende, und bereits wieder untergegangen ſey, wenn unſer Auge ſich an ſeinen Anblick gewöhnt hat: ſie iſt der Oper, was die Morgenröthe der Sonne. So haben ſie alle große Künſtler betrachtet und behandelt, nur Hrn. Reißiger nicht. Aus ſeiner Ouverture für die Turandot hören wir gar nichts heraus, ſie könnte jede andere Beſtimmung haben, oder jede andere Ouverture würde uns eben ſo viel über Turandot ſagen. Mozart z. B. war anderer Meinung. Aus ſeiner Ouverture zu Don Juan merken wir ſogleich, daß er uns in die Schrecken der Geiſterwelt einführen werde, wie uns Weber in ſeiner Ouverture zum Oberon keinen Augenblick in Zweifel läßt, daß wir es mit Elfen und anderem luſtigen Geſindel werden zu thun haben; aus der Ouverture zum Freiſchütz klafft uns die ganze Hölle entgegen, und die erſten Takte aus der Ouverture zur Entführung aus dem Serail ſagen uns, daß wir jetzt unter der Regierung des Halbmonds und Bambusſtocks ſtehen. Hr. R. hatte daher ſicher die Aufgabe, uns in ſeiner Ouverture vor allen Dingen mit dem Schauplatze ſeiner zukünftigen Erzählung, mit China, bekannt zu machen. Daß er das vermocht hätte, zeigt uns der ächt chineſiſche Marſch im erſten Akte. Wäre unſere eben ausgeſprochene Behauptung ungegründet, ſo hätte er hier einen türkiſchen oder franzöſiſchen Parademarſch dürfen aufſpielen laſſen. Es wäre ganz daſſelbe, hier der Verſtoß nur ſchreiender. Denn wenn er der künſtleriſchen Pflicht des Charakteriſirens an einem Orte überhoben war, ſo war er es zugleich überall. Das Zweite, was Hr. R. in der Ouverture zu thun hatte, war, uns über die ganz originelle und wunderbare Handlung aufzuklären. Worin beſteht dieſe? Sechs Fürſten haben durch ein Räthſel ihr Leben verloren, und der ſiebente iſt daran, daſſelbe Schickſal zu erleiden. Und wie leicht und ſchön konnte Hr. R. dieſe Aufgabe löſen! Wie? wird man fragen: haben wir denn in der Muſik etwas, dem Räthſel Analoges? — Ei gewiß, den Canon! Aber Hr. R. hat nicht daran gedacht, und indem er nicht daran dachte, hat er nicht nur einen zweiten argen Verſtoß begangen, ſondern auch eine herrliche Gelegenheit vorüber gelaſſen, einen anmuthigen Satz durchzuführen, und ſich als geiſtreichen und gelehrten Componiſten zu zeigen. Um dem von uns aufgeſtellten Grundſatze zu genügen, hat Mozart ſeine Phantaſie und Erfindungskraft auf das Höchſte geſpannt. Wer ſollte glauben, daß es möglich ſey, den Operntitel: Cosi fan tutte, d. h. So machen's Alle, muſikaliſch in der Ouverture auszudrücken? Mozart wußte es möglich zu machen, und zwar auf eine höchſt geniale Weiſe, indem er eine einzige muſikaliſche Figur nach einander von allen Inſtrumenten ausführen läßt. Das heißt doch wahrlich: So machen's Alle! Wir glauben hiermit jeden Zweifel über die Wahrheit unſerer Behauptung in möglichſter Kürze beſeitigt zu haben. Der Vorhang rollt auf, und bald tritt Ismael, der Begleiter des eben enthaupteten Prinzen von Samarkand vor und erzählt das entſetzliche Schickſal ſeines Herrn, aus welchem wir erfahren, daß Jeder, der die Prinzeſſin Turandot in Natur oder Portrait erblickt, von ihren übernatürlichen Reizen ſofort in dem Grade bezaubert wird, daß er blind in das aufgeſpannte Todesnetz läuft. Es muß nämlich jeder Bewerber der grauſamen Schönen zwei Räthſel löſen. Wer es nicht kann, iſt dem Henkerbeile verfallen, wer's vermag, führt die Schreckliche als Braut heim. Es kann unter denen, die einen Blick in das Weſen der Kunſt gethan haben, kein Zweifel darüber walten, daß dieſe Tirade Ismaels, der Schlußſtein des ganzen Stückes, geſungen werden mußte. Demungeachtet läßt der Kapellmeiſter Reißiger die ganze Erzählung ſprechen. Die Wege des Herrn Reißiger ſind wunderbar! Daſſelbe thut er in dem Hauptmomente der Oper: Er läßt Turandot ihre tödtlichen Räthſel auch ſprechen. Wozu aber in aller Welt überhaupt ſingen, wenn in einer Oper nicht die Hauptſachen geſungen werden ſollen? Wir begnügen uns mit dem Geſagten, in Bezug auf die Anordnung der Compoſition, und werfen noch einen Blick auf die Sonderheiten derſelben: Inſtrumentirung und Melodie. Jene iſt brav gearbeitet, dieſe aber wieder um ſo mangelhafter, ja es iſt in der ganzen Oper keine eigentliche Melodie zu hören. Und dieſer Vorwurf iſt ein doppelter, weil man ſogar melodiös ſeyn kann, ohne deßhalb kunſtgerecht für die Menſchenſtimme zu ſchreiben. Weber z. B. iſt höchſt melodiſch, aber von wahrer Cantilena wußte er wenig, daher kommt es, daß er oft unſingbar ſchreibt, und wenn ein deutſcher Baſſiſt, z. B. den Lyſiart gibt, ſo mag er ja nicht denken, daß er ihn ſinge, was überhaupt nur ſehr wenige deutſche Sänger können, ſondern er gibt nur die vorgeſchriebenen Noten wieder. Hr. Reißiger aber iſt in der Turandot zugleich unmelodiſch und unſingbar. Die neuen deutſchen Componiſten haben im Ganzen genommen gar keinen Begriff vom Geſange, weil ſie das wunderbare Inſtrument der Menſchenſtimme gar nicht kennen. Das wird ewig ein Erbtheil der Italiener bleiben, und unſere älteren Tonſetzer haben ſich, bevor ſie für den Geſang ſchrieben, dazu eigens in Italien zu Sängern gebildet: ſo Händel, Haſſe, Gluck, Mozart u. a. m. Nur dieſem Umſtande haben ſie jene Kunſtgröße zu danken, die über alle Vergänglichkeit hinausragt. Die Verblendung der jetzigen deutſchen Muſiker geht in dieſer Beziehung in's Unglaubliche. Ich habe von berühmten Kritikern die unſinnige Behauptung geleſen: „Ein Sänger, der dieſen Namen verdienen wolle, müſſe vor allen Dingen jedes Intervall treffen können.“ Was würde der alte Fried. Wilh. Marpurg dazu ſagen, der ſchon vor hundert Jahren den Componiſten einſchärfte: „die übermäßige Terz, die verminderte und übermäßige Sexte, nebſt der verminderten Octave liegen außer dem Bereiche der Geſangkunſt.“ Wir hoffen, daß dieſe kurzen Andeutungen zu ernſtem Nachdenken genug Aufforderung enthalten, denn es iſt in der That einmal Zeit, daß die deutſchen Tondichter von ihren ſchulmeiſterlichen Anſichten über Kunſt zurückkommen, nach welchen ſie ſich für Componiſten halten, wenn ſie den todten Buchſtaben der muſikaliſchen Setzung kennen.

H. F. Mannſtein.

Digitized by Google

Die Biene
Bayeriſches
Sonntagsblatt.
1837. № 14.

Die heilige Kunigunde.

Wenn unter deutſchen Frauen
Ein Rangſtreit ſollte ſeyn:
Räumt' ich Frau Kunigunden
Den Vorzug eilig ein.
Des heil'gen Heinrichs Gattin
Hat glänzend es bewährt,
Wie hoh', und niedre Frauen
Der Treue Tugend ehrt.
Einſt ſchlich zu Heinrichs Herzen
Der gift'ge Wurm Verdacht,
Und hat in ſeiner Liebe
Ihn wankend faſt gemacht.
Was ſeine Stirne trübe,
Errieth die hohe Frau,
Und Silberperlen füllten
Ihr Auge ſanft und blau;
Mißtrau'n in ihre Liebe
Schien ihr der Ehre Raub —
Doch all ihr Liebe-Schwören
Ließ Heinrich's Ohren taub.
Da zog ſie von der Linken
Das goldne Ringlein ab,
Und warf's vom Babenberge
In's weite Thal hinab:
„Zieh' hin du Pfand der Treue,
„Du Band der Ehe flieh!“
Rief voll des edlen Zornes
Und tief erſchüttert ſie.
Es drang herauf vom Dome
Der Glocken Abendſang,
Doch zweifach ſtimmend ſchallte
Der gleichen Glocken Klang.
Das Wunder zu erkünden,
Eilt Heinrich ſelbſt hinab,
Und fand in einer Glocke
Des gold'nen Reifleins Grab.
In's rauhe Erz gedrungen
War tief des Goldes Schein,
Um hier im Tempel Gottes
Der Unſchuld Schirm zu ſeyn.
„„Dein Ringlein lenkte weiſe
„„Des hohen Schöpfers Macht,
„„Und hat's zu Deinem Zeugen
„„Vor aller Welt gemacht!““
Sprach zu Frau Kunigunden
Des edlen Heinrichs Mund,
Und feſter nur noch liebte
Sein Herz ſie von der Stund.

Willſt du die Mähre ſchelten,
Erſteig die Altenburg!
Und aus der Glocken Summen
Hörſt du den Goldklang durch.

Franz Schmidt.

Biographiſche Denkmale.

V. Herzog Wilhelm in Bayern.

(Fortſetzung.)

Es war am 12. März 1799, wo Kurfürſt Maximilian Joſeph ſeinen Einzug in München hielt, umgeben von ſeiner Gemahlin Caroline und 4 geliebten Kindern. Der Anblick des glücklichen Gatten und Vaters in Mitte ſeiner Familie und die angeborne Milde und Freundlichkeit des Landesherrn waren für die Bayern eine lange nicht mehr geſehene Erſcheinung; Alles ſtimmte zur höchſten Freude, es war ein Jubelfeſt ſeltener Art. Herzog Wilhelm, welcher dem neuen Kurfürſten bei deſſen Ankunft entgegen geeilt, und beim Einzug in deſſen Begleitung war, ward von demſelben aufs Freundſchaftlichſte empfangen, und hatte die Zuſicherung unvergeßlichen Dankes für das, was er ſo eben geleiſtet hatte, erhalten. Ohne irgend einen Anſpruch erbat ſich der Herzog allein die Bewilligung, ſich mit ſeiner Familie in München niederlaſſen, und ſo mit der des Kurfürſten vereinigt ſeyn zu dürfen. Zur Beförderung ſeines Wunſches erhielt er von dieſem das bisherige Maltheſer Groß-priorats-Gebäude zum Geſchenke, nachdem daſſelbe durch die Aufhebung der bayeriſchen Zunge jenes Ordens, welche er eben zuvor der erhaltenen Inſtruktion gemäß gleichfalls beſchäftiget hatte, disponibel geworden war. Auch lud ihn der Kurfürſt ein, einen Sitz in der Staats-Conferenz einzunehmen. Was den in dem Ansbacher Hausvertrag von 1796 für den Fall der Succeſſion der Zweibrückiſchen Linie im Kurfürſtenthum und ſämmtlichen Ländern Pfalzbayerns vorbehaltenen beſonderen Appanagial-Rezeß mit der Birkenfeldiſchen Linie anbelangte, deſſen Verwirklichung in der erſten Zeit wahrſcheinlich bei dem wieder ausgebrochenen Kriege und der Unbeſtimmtheit der Territorial-Verhältniſſe, ſo wie bei dem damaligen Zuſtand der Staatskaſſen noch nicht ſtatt finden konnte, und deshalb bis nach hergeſtellten Frieden ferners ausgeſetzt bleiben mußte, fand ſich der Kurfürſt bewogen, dem Herzog einſtweilen eine anſehnlich erhöhte Appanagial-Rente auszuſprechen, und vom 16. Febr., als dem Succeſſionstage an gerechnet, anzuweiſen, worüber eine eigene Urkunde ausgefertigt wurde.

Der Herzog hatte jetzt den Wunſch, auch ſeine Familie in Landshut wieder zu ſehen, und nachdem er in ſeinem neuen Beſitzthum zu München, dem oben bemeldeten Palais, die nöthigen Anordnungen für die künftige Bewohnung, ſo wie zur Erbauung eines ganz neuen Stallgebäudes in der Nähe deſſelben, getroffen hatte, ging er dahin zum Beſuch. Während er ſich einige Zeit daſelbſt befand, erhielt er unvermuthet die

Digitized by Google

Aufforderung, ſchleunigſt nach Nymphenburg zu kommen, um mit dem Herzog Alexander von Würtemberg über ſeine Abordnung an den ruſſiſchen Hof, welche vom Kaiſer Paul gefordert, und vom Kurfürſten für nöthig befunden wurde, ſich zu beſprechen. Der Herzog kam, und vernahm die Veranlaſſung und den Stand der Angelegenheit. Ungeachtet der Kurfürſt bereits am 6. April ſeinen Beitritt zum Bündniß Rußlands und Oeſterreichs gegen Frankreich erklärt hatte, war der Kaiſer, welcher erſt ſeit einigen Monaten, aber mit beſonderm Wohlgefallen des Johanniter-Ordens Großmeiſterthum übernommen, wegen der in Bayern vorgegangenen Aufhebung der dortigen Zunge äuſſerſt aufgebracht, und bei ſeiner raſchen Handlungsart war nicht ohne Grund vielleicht ein auffallender Schritt zu befürchten, da eben zur ſelben Zeit ein ruſſiſches Heer unter General Suwarow in der Schweiz ſtand. Erfolge, hieß es, die Genugthuung freiwillig, und in einer der Größe der Beleidigung angemeſſenen und ausgezeichneten Art, ſo dürfe man hoffen, daß die frühere Zuneigung Sr. Majeſtät für das bayeriſche Haus wieder erwachen, und dann zwiſchen den beiderſeitigen Staaten engere Verbindungen herbeiführen könnte. Dem Kaiſer würde es wahrſcheinlich angenehm ſeyn, wenn ihm die erwartete Huldigung durch den Herzog (vermuthlich weil er früher — in Auftrag des neuen Kurfürſten — die Aufhebung hatte bekannt machen laſſen) dargebracht würde. Der Kurfürſt, welcher am 12. Juli durch ſeinen Staatsminiſter des Aeuſſern und des Hauſes, Freiherrn von Montgelas mit dem von Rußland abgeordneten Großballey v. Flachslanden einen Vertrag über die Erhaltung des Maltheſer-Ordens bayeriſcher Zunge abſchlieſſen ließ, hoffte, daß die Abſendung des Herzogs nach Petersburg hauptſächlich zu einer politiſchen und Familien-Verbindung führen würde, um für Pfalzbayern in der damaligen iſolirten Lage einen mächtigen Stützpunkt zu gewinnen. Der Herzog, ſtets bereit zu allen perſönlichen Leiſtungen da, wo es ſich um das Wohl des Hauſes und des Landes handelte, übernahm den Auftrag, jedoch mit der Bedingung, daß er der Verhandlung wegen der Maltheſer-Ordens-Zunge fremd bleiben dürfe, auch wünſchte er während der Reiſe ſeinen Sohn bei ſich zu behalten. Zur diplomatiſchen Begleitung wurden ihm beigegeben A. Fr. X. Frhr. v. Rechberg, früher H. Zweibrückiſcher Comitial-Geſandter, und Major Sulzer, kurfürſtl. Geſchäftsträger. Nach einer ziemlich beſchwerlichen Sommer-Reiſe über Lübeck und die Oſtſee in Petersburg angelangt, wurde der Herzog durch einen kaiſerlichen Adjutanten bewillkommt und eingeladen, mit ſeinem ganzen Gefolge nach Gatſchina, wo der Hof ſich befand, zu kommen. Von jenem dahin begleitet und ſpät Abends daſelbſt angekommen, erhielt er die für ihn beſtimmten Wohnzimmer im kaiſerlichen Schloſſe, und bald darauf den Beſuch des Staatsminiſters der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Roſtopſchin, welcher ihm meldete, daß es dem Kaiſer ſehr angenehm ſeyn würde, ihn am folgenden Tage zu empfangen, und zwar im Kabinet, wenn er wünſchte, unter ſeinem Namen und Stande aufzutreten. Der Herzog erſchien nemlich in ſeinem zu München gefertigten und von der kaiſ. ruſſiſchen Geſandtſchaft viſirten Miniſterial-Reiſepaß als Graf von Neuburg. Seine Antwort konnte natürlich keine andere ſeyn, als daß er ſich durchaus nach den Befehlen Seiner Majeſtät richten würde. Am folgenden Mittag wurde er bei dem Kaiſer eingeführt, und mit der gefälligſten Zuvorkommenheit empfangen, und eben ſo war die Aufnahme des Schreibens des Kurfürſten, das er überreichte. Auch bei der Kaiſerin fand der Herzog unter Ueberreichung eines gleichen Schreibens die gleiche freundliche Aufnahme, und nicht minder von allen im Reiche anweſenden Mitgliedern der kaiſerlichen Familie. Indem ſich der Herzog mit ſeinem Sohne, wie zu dieſer ſelbſt gehörend, behandelt ſah, fand er ſich in Gatſchina bald einheimiſch. Der Geſandte, Frhr. v. Rechberg, führte die Unterhandlung mit dem Miniſter Grafen Roſtopſchin, welcher in dem ſpeziellen Betreff der Eheberedung (hinſichtlich der künftigen Vermählung einer kaiſerlichen Prinzeſſin mit dem damaligen Kurprinzen von Pfalzbayern) und des zu ſchließenden Allianz-Vertrages mit dem Herzog mündliche Rückſprache pflegte. Dieſe beiden Gegenſtände ſchienen die beſondere Aufmerkſamkeit des Kaiſers anzuſprechen. Es blieb dem Herzog nicht verborgen, daß der Monarch Rußlands in jenem Zeitpunkt mit dem Gedanken umging, ſich in Deutſchland einen bedeutenden, vielleicht jenen der zwei deutſchen Großmächte überwiegenden Einfluß zu verſchaffen, und es wurde ihm dadurch klar, warum es dem Kaiſer angelegen war, denjenigen von den Reichsſtänden und Mittelſtaaten Deutſchlands, welcher nach jenen Beiden der bedeutendſte war, zum Alliirten zu erhalten. Dieſen Umſtand zum Vortheil ſeines Auftrages benützen zu können, gab dem Herzog der Kaiſer ſelbſt die günſtigſte Gelegenheit, als dieſer ihn zu einer beſondern Unterredung in ſeinem Kabinet einlud. Der Kaiſer fing hier *) in der freundlichſten Weiſe damit an, daß er den Herzog erſuchte, als Deutſcher mit einem Deutſchen zu ſprechen, denn er (der Kaiſer) ſey ja auch eines deutſchen Fürſten Sohn. Der Zuſtand des deutſchen Reiches und ſeine Fürſten wurden dann der Gegenſtand, worüber der Monarch ſich äußerte. Die Anſichten deſſelben waren nicht durchaus die des Herzogs, und da der Kaiſer dieſes bemerkte, wiederholte er ihm noch beſtimmter die Aufforderung, ſich frei zu äußern, und ohne Beſorgniß, ihn durch Widerſprechen beleidigen zu können. Dieſer Befehl war dem Herzog willkommen, und er begann die Darſtellung der Lage und Stimmung im deutſchen Reiche. Das Gleichgewicht, welches ſo lange beſtand, als die Reichsſtände, durch ihren wechſelweiſen Anſchluß an die beiden deutſchen Großmächte, in zwei Partheien getheilt waren, ſey jetzt — mit dem Vertrauen in dieſe Mächte zerſtört. Die wiederholten Verſuche Oeſterreichs, Bayern, auf welche Art es auch ſey, zu acquiriren, ſeine willkührlichen Eingriffe in die Rechte der deutſchen Biſchöfe z. B. von Salzburg, Paſſau, und die ähnlichen von Seite Preußens in jene der Nachbarſtaaten ſeiner fränkiſchen Fürſtenthümer z. B. gegen Nürnberg, Bamberg ꝛc. hätten die Hoffnung auf Schutz — ſchon lange in Mißtrauen und Beſorgniß für die Erhaltung der Reichsverfaſſung umgewandelt. Von den früheren Garanten derſelben aus der Zeit des weſtphäliſchen Friedens Hülfe zu ſuchen, ſey bey der gegenwärtigen Machtloſigkeit Schwedens und dem republikaniſchen Zuſtande Frankreichs nicht denkbar.

Somit wäre die einzige Hoffnung auf einen mächtigen dritten Garanten gerichtet, welchen Deutſchland durch den Teſchener Frieden erworben habe. Als der Kaiſer hierauf einige Fragen in Beziehung auf den Fall, daß mögliche Ereigniſſe eine Hülfe von Seite Rußlands nothwendig machen ſollten, ſtellte, fügte der Herzog der Beantwortung derſelben die Verſicherung bey, daß in einem ſolchen Falle auf Bayern ganz gewiß zu rechnen wäre, und eben ſo gewiß dem Beiſpiele Bayerns auch Andere folgen würden. Mit ſichtbarer Zufriedenheit entließ der Kaiſer den Herzog nach dieſer Unterredung, und nicht minder zufrieden war dieſer, bey jenem eine Idee angeregt zu haben, die wenigſtens für das bayeriſche Haus günſtig ſtimmen mußte. Eben ſo hatte die Kaiſerin ihre Freude über die vorhabende Vermählung der kaiſerlichen Prinzeſſin bezeigt, und

*) Nach einer eigenen handſchriftlichen Aufzeichnung des verewigten Herzogs.

Digitized by Google

während der Verhandlung perſönlich mit dem Herzog alles hierauf bezügliche Detail beſprochen. So wurde denn als Reſultat dieſer Unterhandlungen der doppelte Allianz-Vertrag abgeſchloſſen, und am 20. Sept. (1. Oktober) 1799 zu Gatſchina unterzeichnet, nachdem der Kaiſer dem Herzog wiederholt verſichert hatte, wie äußerſt angenehm ihm dieſer Erfolg ſey. Dieſe doppelte Verbindung mit dem Ruſſiſchen Hofe war in jenem Zeitpunkte ohne Zweifel das Vortheilhafteſte, was ſich für Bayern in ſeiner damaligen ganz iſolirten Lage zwiſchen dem ihm abgeneigten Oeſterreich, dem ganz republikaniſchen Frankreich und dem neutralen Preußen ereignen konnte. Es hatte auf einmal einen der mächtigſten Alliirten gewonnen, deſſen Schutz wohl Andern imponiren konnte. Dieſer Alliirte war daſſelbe Rußland, welches zwey Jahre ſpäter in Vereinung mit dem erſten Konſul Frankreichs durch den Friedensſchluß von Lüneville die Territorial-Angelegenheiten Deutſchlands mit anordnete. Der Letztere ſelbſt, nachdem er Frankreich wieder zur monarchiſchen Form zurückgeführt, handelte als Kaiſer deſſelben ſechs Jahre ſpäter nach einer ähnlichen Politik hinſichtlich Deutſchlands und Bayerns, und ſchien die Idee des Kaiſers Paul — nur in einem andern Prinzip, in einem andern Maßſtabe, und in einer andern Richtung — auszuführen.

So war alſo der Auftrag, welchen der Herzog bey ſeiner Miſſion an den kaiſerlich ruſſiſchen Hof zu beſorgen hatte, vollzogen, und ihm bey ſeinem Abgange aus Rußland die Freude geworden, von Bayern nicht nur das drohende Ungewitter abgewendet, ſondern eben da, wo es ausbrechen ſollte, eine neue feſte Stütze gegründet zu haben. Und dennoch — war es nur ein ſchöner Traum! Bald nahm die Politik des Kaiſers Paul, ſelbſt noch während er lebte, eine andere Wendung, und ſein ſchon im März des Jahres 1801 unerwartet erfolgter Tod bewirkte vollends eine gänzliche Veränderung in der Ruſſiſchen Politik und die mit Bayern angeknüpften, Verbindungen blieben ohne weiteren Erfolg. *)

(Fortſetzung folgt.)

*) Kaiſer Paul von Rußland war der Sohn Peters III. aus dem Hauſe Holſtein-Gottorp, Gemahls der Kaiſerin Katharina II., und erſt nach dem Tode dieſer ſeiner Mutter wirklicher Thronfolger. Vater und Sohn hatten gleiches Schickſal, beide ſtarben eines gewaltſamen Todes. Intereſſant iſt, was der Herzog in der oben bemeldeten Aufzeichnung in Beziehung auf die Kataſtrophe des Kaiſers Paul anführt. Ich kann mich nicht enthalten, bemerkt er, bey Erwahnung meiner Abreiſe aus Rußland der erſchütternden Erinnerung zu gedenken, die mir jedesmal einen Ausruf des Schmerzes auspreßt. Der Kaiſer nemlich hatte mir bey meiner Beurlaubung von ihm (im Oktober 1799) geſagt: ich nehme nur einen beſchränkten Abſchied von Ihnen, Sie müſſen, wenn ihr Neffe in zwei Jahren an meinen Hof kömmt, ihn einführen, ſo wie hernach auch meine Tochter an den des Kurfürſten, und dann werden Sie bey mir im St. Michaels-Pallaſt bequemere Zimmer als Ihre hieſigen (in Gatſchina) finden." Nachdem ich hierauf, was Anſtand und Artigkeit erheiſchte, aufs Verbindlichſte erwiedert hatte, und die Converſation ſich verlangerte, erlaubte ich mir meine Verwunderung auszudrücken, daß der Kaiſer von der Bewohnung des neuen St. Michaels Pallaſtes ſchon in 2 Jahren ſpreche, da doch der Sockel des Baues noch kaum über der Erde ſichtbar ſey. (Es war nemlich bekannt, daß der Kaiſer wegen der Erinnerung an das Schickſal ſeines Vaters, die ihm überall wie ein Geſpenſt gegenwärtig war, äußerſt mistrauiſch, nicht ſowohl einen Pallaſt, als vielmehr eine Citadelle, zwiſchen der Newa und drey Kanalen eingeſchloſſen, und alle vier Flanken mit Kanonen beſetzt, für ſich baute.) Sie kennen, war die Antwort des Kaiſers, unſere Art zu bauen nicht; denken Sie an mich zur Weihnachtszeit des nächſtfolgenden Jahres (1800) wohne ich im St. Michaels-Palais." Freilich dachte ich an den gegen mich ſo gütigen Monarchen, als ich im folgenden Jahre las, er habe den Michaelow'ſchen Pallaſt bezogen, und freute mich über die Erfüllung ſeines Wunſches. Aber ſchon zu Oſtern des nächſten Jahres (1801) war er nicht mehr, — in demſelben Pallaſte — endete er unter den Händen ſeiner Mörder das Leben."

Eliſa Kárthago.

von

Miſtriß Bowdich.

Morgens vier Uhr fuhr ich in einem Kanot nach Elmina, dem holländiſchen Hauptquartier. Es wehte ein heftiger Landwind, und wiewohl nur fünf Grade nördlich vom Aequator, war ich jedes Shawls und jedes Oberrocks, den ich auftreiben konnte, als eines Beſchützers gegen die kalte Luft, froh. Demungeachtet wurde ich ganz ſteif, und um Sieben, als ich landete, war mir wie während einer ſtrengen Kälte in England zu Muth. Mein Beſuch galt dem König von Elmina, einem holländiſchen Mulatten, Namens Neazer. Er hatte ſich während des Sklavenhandels ein bedeutendes Vermögen erworben, was ihm nebſt ſeiner Verwandſchaft mütterlicher Seits, bei den Bewohnern dieſes Ortes großen Einfluß verſchafft hatte. Er hatte auch jeder Anmaßung von Seite der Holländer widerſtanden, und war nun, wiewohl ſeine Vermögensumſtände ganz geſunken waren, zum Dank für ſeine Bemühungen, die Erpreſſungen des Generals Daendels zu verhindern, mit der königlichen Würde bekleidet. Ich mußte durch die Stadt gehen, um zu ſeinem Haus zu gelangen; die engen Straßen waren voll von Leuten, die den Markt, nächſt ſeinem Hauſe, beſuchten und verließen. Er war wie andere afrikaniſche Märkte, außer daß eine ganze Reihe Hunde zum Verkauf ausgeſtellt war, was ich in Cap Coaſt nicht geſehen hatte. Es waren langöhrigte, elende, winzige Geſchöpfe, für eine halbe Krone zu haben. Man kaufte ſie, weil ſie gute Suppen geben.

Ich fand ſeine Majeſtät von einigen Ueberbleibſeln ihres ehemaligen Glanzes umgeben, als da waren: trübe Spiegel und geſchmackloſe Sophas. Das Haus fand ich unermeßlich groß, aus finſtern Gängen und Stiegen, weiten Hallen und einer ſchmutzigen ſchwarzen Küche ganz zu oberſt, zuſammengeſetzt. Seine Diener waren der Zahl nach königlich, denn ſeine meiſten Unterthanen waren wegen ſeiner guten Menage willig, ihm zu dienen. Er nahm mich ſehr gaſtfreundlich auf, und bewirthete mich gleich mit einem prächtigen Frühſtück, das nicht blos aus afrikaniſchen, ſondern auch aus europäiſchen Delicateſſen beſtand. Sein Garten verſah ihn mit erſteren, und ſeine Bekanntſchaft mit den Kapitänen vieler Kauffartheiſchiffe, die ſeine Einfluß bei den Eingebornen gerne erkauften, verſchaffte ihm letztere.

Während des Mahls bat Mr. Neazer, mir ſeine Söhne vorſtellen zu dürfen, von denen zwei gerade von einer engliſchen Schule zurückgekommen waren. Er ſagte, ſie wären ganz gewiß große Taugenichtſe, aber doch wohl erzogen, und gebildet genug, um mit einer engliſchen Dame ſprechen zu können. Demgemäß rief man dieſe „jungen Knaben," wie er ſie nannte; nach langer Zeit, die ſie wahrſcheinlich zur Toilette verwandten, erſchienen ſie, aber ſtatt der Kinder, die ich erwartet hatte, ſah ich große, ſtattliche Männer. Statt der verſprochenen Bildung ſuchten ſie ſich wechſelſeitig bei jedem Worte, das der Vater ſagte, zum Lachen zu bringen. Doch begegneten ſie mir ehrerbietiger; ſie hörten meine Bemerkungen mit Unterwürfigkeit an, ſtimmten jeder Beobachtung bei, und verbeugten ſich am Schluße jedes Satzes mit aller Grazie, welche die weiten Ellen Muſſelin, womit ſie den Hals umwickelt hatten, und ihre engen, längſt ausgewachſenen Kleider geſtatteten. Meine Lachluſt wurde ſo gereizt, daß ich fürchtete, ich möchte nicht immer über meinen Ernſt gebieten können, und mit Freuden den Vorſchlag annahm, den Garten und das Gartenhaus zu beſehen.

Das Sinken ſeines Vermögens hatte den Verfall ſeiner ländlichen Reſidenz nach ſich gezogen. Dennoch ergötzte es Mr.

Digitized by Google

Neazer ſie zu zeigen, und da ich merkte, daß ich ihm keinen größern Gefallen erzeigen könnte, ſetzte ich mich auf eine Bank, die von den weiſſen Ameiſen faſt ganz zerfreſſen war; doch machte mir das Ungeziefer, das ich in jeder Spalte lauern ſah, gewaltig Angſt. Eidechſen jagten ſich die Mauern auf und ab; Vielfüßler und Scorpionen waren nicht gar fern, und meine Angſt auf's öchſte zu Htreiben, fehlte nur noch eine Schlange, die irgendwo herausgeguckt hätte. Ich war zweien begegnet oder vielmehr ſie waren über meinen Weg geglitten, und ich konnte nicht ohne gewaltigen Schauder an die Möglichkeit ihres Beſuches denken. Mit gezücktem Sonnenſchirm ſaß ich wie eine Statüe da, als Mr. Neazer meine Aufmerkſamkeit feſſelte, indem er die Zerſtörung eines holländiſchen Forts am Fluße Anobra erzählte. Ich ſchreibe die Geſchichte nieder, als ein Beiſpiel von Sitten und Gebräuchen, die hoffentlich durch die Bemühungen des civiliſirten Europas bald abgeſchafft ſeyn werden.

Das Fort Eliſa Carthago war um das Jahr 1700 in einer einſamen Gegend, fünfzig Meilen von der Mündung des Anoobra, eines Fluſſes in Ahanta, weit von europäiſcher Hülfe erbaut worden. Dieſe Einſamkeit war keineswegs durch innere Stärke gut gemacht, denn die ganze Beſatzung beſtand aus einer Handvoll Soldaten, einem Trommler und einem Sergeanten. Der Gouverneur hatte den Platz lange Jahre commandirt, und die Eingebornen ſcheinbar zu Freunden gemacht. Das Fort war in der Nähe der Goldgruben, und während ſeiner Verwaltung hatte er eine Menge Gold zuſammengeſcharrt, und war ſo reich (denn er beſaß das ausſchließliche Monopol, in dieſem Theile des Landes Handel zu treiben), daß er zuletzt die Habgier ſeiner Nachbarn reizte. Sie beriethen ſich, und beſchloſſen, nicht abzulaſſen, bis ſie den weiſſen Mann unterdrückt hätten, ohne zu bedenken, daß er ſeine Schätze nicht durch ſchändliche Mittel erworben hatte, daß ſie die willigen Werkzeuge ſeines Glückes geweſen waren, und ſich auch durch den Tauſchhandel bereichert hatten. „Nimmermehr! es wäre nicht recht, daß ein weißer Mann ihr Gold mit ſich nähme, ſie würden ſich nicht beruhigen können, bis ſie es wieder hätten.“ Doch mußten ſie vorſichtig zu Werke gehen, denn ſie wünſchten nicht, daß das Fort für immer verlaſſen würde, da es den Handel reg erhielt, und ſie mit europäiſchen Waaren verſah, weit mehr zu ihrer Bequemlichkeit, als wenn ſie dieſelben von Elmina hätten holen müſſen.

Ihr erſter Plan war, irgend einen Vorwand zum Streit mit dem Gouverneur zu ſuchen; und demgemäß machten ſie bei dem nächſten Tauſche ſo überſpannte Forderungen, daß der Holländer unmöglich darein willigen konnte. Seine ſtandhafte Weigerung gab endlich Gelegenheit zum Streit, und die Eingebornen fingen allerlei Feindſeligkeiten an. Sein Vieh verſchwand, ſeine Pflanzungen wurden verwüſtet, ſein Handel ſtockte, und man ließ ihn auf dem Markte keine Lebensmittel kaufen. Seine Sklaven ſorgten eine Zeit lang für Nahrungsmittel, indem ſie vorgaben, ſie ſeyen für ſie; aber als man dieſen Schlich merkkte, wurde ihnen bei Todesſtrafe unterſagt, in dieſer Abſicht wieder in die Stadt zu kommen, und ihr Herr war gezwungen, von den geſalzenen Vorräthen des Forts zu leben.

Der Gouverneur dachte nun ernſtlicher an den Streit, als bisher, und ſchickte einen treuen Boten in's Hauptquartier, Hülfe zu verlangen. Dann berief er die Häuptlinge der Stadt in das Fort, um mit ihnen über die Streitigkeit zu ſprechen. Dieß reizte ſie nur noch mehr, und am andern Morgen fand er ſich von Eingebornen, die mit Musketen, Bogen und Pfeilen wohl bewaffnet waren, umgeben. Er ließ das Fort ſchließen, und ſeine wenigen Kanonen laden; dann ſprach er mit ihnen von den Wällen herab, und drohte, auf ſie feuern zu laſſen, wenn ſie ſich nicht entfernten. Höhniſches Geſchrei war die einzige Antwort. Noch zögerte der arme Gouverneur, denn nach dieſem Schritt mußte es nur noch ſchwieriger ſeyn, die Sache friedlich auszugleichen. Er zauderte in Erwartung der Hülfe von Elmina, aber endlich ließ er erzürnt über den Tod eines Soldaten, der auf den Mauern erſchoſſen wurde, feuern. Ein großes Blutbad ward angerichtet; aber die Feinde waren wie die Köpfe der Hydra, je mehr er tödtete, deſto mehr ſchienen ſie zu werden, und Tag für Tag verging im regelmäßigen Kampfe. Seine Soldaten fielen durch die Kugeln dieſer vortrefflichen Schützen, und was das Schlimmſte war, ſeine Munition nahm bedeutend ab. Seine Kanonen wurden nutzlos, denn in kurzer Zeit war kein Mann mehr da, der ſie hätte bedienen können, und keine Kugel, ſie zu laden. So lange er noch eiſerne und bleierne Stangen und Erzſtäbe hatte, die alle Handelsartikel ſind, war er zum wenigſten im Stande, mit Musketen auf die Feinde zu feuern; aber zuletzt gingen ihm auch dieſe aus, und es war nichts mehr da, als einige Faß Pulver. Jeden Tag erwartete er Hülfe; jeden Tag ging er auf die Baſtion, die den Weg nach Elmina überſchaute, aber jeden Tag harrte er vergeblich. Doch hielt er aus; er ſchmolz ſein Stangengold in Kugeln, und feuerte ſie ab, bis er keines mehr hatte. Nun war er ganz ohne Vertheidigungsmittel; ſeine Vorräthe nahmen täglich ab, und der Mangel hatte bereits die Deſertion ſeiner Gefährten veranlaßt; dieſe ſtahlen ſich heimlich aus dem Fort, und flüchteten zu den Feinden. Als der unglückliche Mann mit ſeinem Teleſcop auf die Mauer kam, nach Elmina zu ſchauen, verhöhnten ihn die Schwarzen und fragten, wann er Neuigkeiten von der Küſte erwartete, und wie viele Kugeln er hätte, und da zeigten ſie ihm das Gold, das ſie geſammelt, oder aus den Leichen der Gefallenen gezogen hatten. Als ſie ſahen, daß er noch immer harrte und hoffte, brachten ſie ſeinen Boten herbei, den ſie aufgefangen und in Ketten gelegt hatten, ehe er noch weit von dem Fort entfernt war.

Das war für den unglücklichen Europäer der Todesſtoß. Jede Hoffnung war dahin; ſeine einzigen Gefährten waren ein Mann, der lange Jahre bei ihm gelebt hatte, und ein Waiſenknabe. Beide hatten ſich geweigert, ihn zu verlaſſen. Mit dieſen berieth er ſich, uud da er ſein Verderben unvermeidlich vor ſich ſah, beſchloß er, ſich wenigſtens an den Schurken zu rächen, die ihn zu todt gehetzt hatten. Mit Hülfe der beiden Diener brachte er alles Pulver, deſſen noch ziemlich viel war, in ein kleines Zimmer unter der Audienzhalle. Dann brachte er die Nacht damit zu, ſeine Papiere zu ordnen, die Gouvernementrechnungen zu machen, über ſein Vermögen, das er heimgeſchickt hatte, zu disponiren, und an einige Freunde zu ſchreiben. Dieſe Depeſchen vertraute er dem Manne, der Befehl hatte, am nächſten Morgen wo möglich zu entwiſchen, und ſie in's Hauptqartier zu bringen.

Mit Tagesanbruch erſchien der Gouverneur auf den Mauern, und gab den Leuten außerhalb durch Zeichen zu verſtehen, daß er mit ihnen zu ſprechen wünſchte. Er erhielt Gehör und ſagte, er wäre willig, ihnen zu geben, was ſie verlangten, und den Streit ganz nach ihren Wünſchen auszugleichen; wenn die Häuptlinge in zwei Stunden in das Fort kommen wollten, mit ihm Rhum zu trinken, wollte er ihnen ſeine Habe um jeden beliebigen Preis überlaſſen. Dieſer Vorſchlag wurde angenommen, der Gouverneur empfing ſeine Gäſte in der Halle, und die Schwarzen drängten ſich in das Fort. Während der erſten Unordnung entkam der treue Diener, und machte ſich durch das Gebüſch kriechend ſo ſchnell als möglich auf den Weg nach Elmina. Er war nicht weit gekommen, als er eine ſchreckliche Exploſion hörte; er wendete ſich um: Rauch, Steine und entſtellte menſchliche Körper erfüllten die Luft. Wiewohl darauf gefaßt, ſtand der Mann unwillkührlich ſtill, dieſe ſchreckliche

Digitized by Google

Kataſtrophe zu betrachten, als der Knabe, den er bei ſeinem Herrn gelaſſen, ihn aus ſeinem Hinſtarren weckte. Der Gouverneur hatte mit den Häuptlingen unterhandelt, bis er ſie alle verſammelt glaubte, dann warf er ihnen ihre Treuloſigkeit und Undankbarkeit vor, rief: Wohlan denn, Schurken, nehmt hin, was ich habe — Alles — Alles! und ſtampfte dabei heftig auf den Boden. Das war das Signal für den Knaben, der ſogleich eine verdeckte Zündlinie anzündete, lang genug, ihn vor dem nahen Unheil fliehen zu laſſen. Kaum war er durch das Thor, als alle Häuptlinge mit ihrem Opfer zu Grunde gingen. Viele, die ſich in dem Hofe befanden, wurden ebenfalls getödtet.

Der Mann und der Knabe kamen mit der ſchrecklichen Geſchichte nach Elmina, und die Ruinen des Forts, gegenwärtig ein überwachſener Steinhaufen, bezeugen die Wahrheit derſelben.

Der Kunſtverein in München.

IV.

Ich durchwandere mit Ihnen dieſe Kunſt-Aula nicht in der Abſicht, um mit dem kritiſchen Maßſtab an der Hand, alle Schöpfungen des Jahres 1836 zu beurtheilen, ſondern Sie bloß auf den Reichthum aufmerkſam zu machen, der ſich vor uns entfaltet.

Sie wünſchen auch hiſtoriſche Gemälde — das Höchſte der Kunſt zu ſehen? Die Geſchichte aller großen Nationen der alt-klaſſiſchen Vorzeit oder des Mittelalters böte einen unerſchöpflichen Reichthum für den genialen Maler, meinen Sie — und wer in dieſem Fache Großes leiſtet, darf ſich den beſten Künſtlern jener Zeiten anreihen, die ſich einen unſterblichen Ruhm erworben. In dieſer Beziehung bietet der Kunſtverein wenig, oder gar nichts, wenn wir etwa ein Paar Erſcheinungen vom v. J. ausnehmen. Konradin von Schwaben und ſein Jugendfreund, der Herzog von Oeſterreich — im Gefängniſſe zu Neapel ſprechen ungemein an. Dieſe beiden, blühenden Jugendgeſtalten, die Opfer eines blutdürſtigen Wüthrichs, eines Karls von Anjou, der zuerſt mit dem Franzoſenthum den heiligen, klaſſiſchen Boden Italiens befleckte — verriethen ein glückliches Talent für Hiſtorienmalerei. Der gewählte Moment war nicht ohne Prägnanz; Ausdruck und Schönheit verſchmelzen ſich in den Jünglingen auf eine ergreifende Weiſe, und laſſen Bedeutendes von dem jungen Künſtler erwarten. Allein der Kunſtverein kam nicht in den Beſitz dieſes intereſſanten Gemäldes, das eine Zierde, und einſt für den Glücklichen, der es gewonnen, ein Schatz geweſen wäre. Taſſo's Tod im Kloſter St. Onufrio zu Rom, ſo bitter in einem Münchener Blatte mit Unrecht getadelt, iſt Eigenthum des Vereins geworden. Die drei Mönche um den großen Dichter, in dem Augenblicke, wo er ſeine Seele aushaucht, die Beleuchtung, welche die Kerzen über dieſe drei Figuren und über den entſchlafenen Sänger ſo ſchauervoll ernſt ausgießen, und beſonders jener Mönch, der vor dem Hingeſchiedenen ſteht, die Blicke himmelwärts und gleichſam mit der auf die Bruſt Taſſo's gelegten Hand fragend: Iſt's der letzte Schlag deines von Leiden zerfolterten Herzens? ſind in der That von großer Wirkung, und die Tadler verſtanden es nicht, daß in dem hohen Blicke des ausſegnenden Prieſters, ſeine Wehmuth, ſeine Rührung, ſeine Theilnahme, ſein bekämpfter Schmerz, übereinſtimmend mit der ſtillen, in ſich gebeugten, andächtigen Klage der übrigen zwei Mönche, die am Bette des Dichters knieen, in der ſchönſten Harmonie ſich ausſprechen. Von nicht geringerer Wirkſamkeit in eben demſelben Gemälde iſt die Beleuchtung, die dadurch hervorgebracht wird, daß einer von den beiden am Bette des ſo eben verſchiedenen Dichters knieenden, jungen Mönchen mit ſorgſam forſchendem Blicke eine Hand vor die Wachskerze hält, und auf dieſe Weiſe die Vertheilung des Lichtes im Gemache des Sterbenden deſto energiſcher jeden Zug hervorhebt, und ſo gleichſam das letzte, leiſe Verathmen des edlen Sängers erkennen läßt.

Mich feſſelte im Augenblicke ein Gegenſtand, der für mich wie für Sie auch nach tauſend Jahren von gleich großem Intereſſe ſeyn wird. Es kann vielleicht wieder ein Taſſo kommen, wenn es wieder ein Italien gibt — einen rauhen, proſaiſchen Herzog, und einen Miniſter Antonio, der alles Edle und Große, dem Herrn zu Lieb, und um ſeiner Gemeinheit einen verbrecheriſchen Triumph auf dem Leichnam eines großen Dichters mit der Wohlluſt eines Kannibalen zu feiern, mit dem kalten Hohne intriguanter Naturen in den Staub tritt!

V.

Ich ſtelle den Künſtler, der dieſen ſterbenden Taſſo malte, hoch und über Manchen hinaus, der mir ein anlockendes, dem Modegeſchmack entſprechendes Gemälde liefert. Wer einen Taſſo, einen Milton, einen Camöns, einen Oſſian wählt, trägt die Weihe der Kunſt in ſich, und verdient die Achtung der Gegenwart. Ich kann Ihnen nun auch den Namen des Künſtlers dieſes Gemäldes nennen — er heißt Gräſle!

Taſſo führt mich in dieſen Räumen zugleich auf die hier aufgeſtellten Landſchafts- und Seegemälde Italiens. Jene Künſtler, die das Land des Italus durchwanderten, bieten uns mannichfache Anſichten davon. Wir begeben uns von dem grauen Himmel Norddeutſchlands z. B. nach Meſſina, nach Brindiſi, Amala, Garta, Palermo, oder ſtellen uns vor eine Madonna mit dem Chriſtusknaben in einer von Lorbeerbäumen umſchatteten einſamen Thalgegend. Der weiche Himmel, ſein warmes Blau, der goldne Duft des Abends und der aromatiſche Hauch der ſüdlichen Natur, geſchickt von Künſtlers Hand ausgeführt, erquicken unſern dynamiſchen Sinn auf eine wohlthätige Weiſe, und wir wandeln vergnügt von einem Genregemälde zum andern, das uns Italiens Stillleben, wie ſeine Bewohner darſtellt!

Nicht genug, daß wir an den Ufern des meerumgürteten, geprieſenen Auſoniens betrachtend verweilen können: wir werden auch nach den Höhen des einſt ſo honigreichen Hymettus, des Parnaſſus und des Pentelikon, nach Athen, nach Korinth, nach dem Vorgebirge Sunium von manchem unſerer Künſtler entrückt, und ſtehen mit einem Male vor dem Thore der*) Ἀγορά oder an der**) Πνύξ, und glauben die Göttertöne der althelleniſchen Götterſprache — glauben griechiſchen Gruß einer Perikleiſchen Vorzeit: das „Χαῖρε" zu vernehmen aus den noch ſtehenden Trümmern jener Herrlichkeit eines genialen Lebens.

Heideck, Petzl und Adams zaubern uns durch die Schönheit ihrer Gemälde in dieſes dichteriſche Land und — erinnert uns in Petzels und in P. Heſſ's männlichen Geſtalten nichts mehr an Alzibiade und griechiſche Männer-Ideale überhaupt, ſo entſchädigen uns doch die üppigen Formen durch die ſchwellende Fülle der Neu-Helleninen, die zu Genuß und Freude aus großen, glühenden Augen winken, und in ihren koſtbaren, albaneſiſchen Trachten, in den goldenen Verbrämungen zierlicher Gewänder die Sinne berauſchend feſſeln.

Allein die zauberiſchen Höhen des Korinthiſchen Iſthmus, das Feſt der Athener an dem Denkmale des Lyſikrates, das Thor der Agora von Athen — alle dieſe Gemälde kamen nicht in die Glücks-Urne des Vereins, denn ſie wanderten bald in die Hände der Verehrer der genannten Künſtler.

Ein begabter Künſtler, Namens Etzdorf, befreundet uns inzwiſchen, wenn wir den farbenreichen Süden und ſeine heiteren

*) Agora. **) Pnix.

Digitized by Google

Bewohner ſattſam betrachtet haben, mit der nordiſchen Natur, und verſetzt uns nach Norwegen oder nach Schweden. Dieſe Contraſte ſind für den Beſchauer von großem Intereſſe, denn die ernſte, ſchauerliche Phyſiognomie des norwegiſchen Gebirglandes mit ſeinen rieſenhaften, dunklen Fichten, mit ſeinen einſamen Buchten, mit ſeinen düſteren Felſenmaſſen und dem gräulich blauen Himmel macht auf uns einen eigenthümlichen Eindruck. Dieſe Kraft des Pinſels, der keck und großartig den Charakter eines uns wenig bekannten und wenig zugänglichen Theiles von Europa auf der Leinwand zur Anſchauung bringt, verkündet uns ſchon lange ein ausgezeichnetes Talent, das ſich immer höher ſchwingen, und immer mächtiger ſeine Flügel ausbreiten wird. Der Künſtler behandelt meiſterhaft das Stillleben des Runenlandes. Seine Berge, ſeine Höhen, ſeine Bäume und Felſen tragen das ſcharfe Gepräge einer Landſchaft, die den Polar-Kreiſen angehört, und ſich ſchon merklich von der unſrigen entfernt. Die Farben Etzdorfs, der uns mit Meiſterhand jene nordiſchen Parthien näher bringt, athmen ganz das Licht und das Leben der Skalden-Heimath. Dieſe toſenden und wildſchäumenden Katarakten ſprechen uns an wie ſtürmende Skaldenlieder. Es ſind die Hymnen der polariſchen Natur, die auch ihre Größe und Erhabenheit beſitzt. Auch dort glänzt der Schnee und das ſchimmernde Eis auf den hohen Felſenzinken, wie auf unſeren Firnern oder Gletſchern, auch dort ſtarren die Eiswände perlenfarbig, und wehen dir kalte Lüfte entgegen; auch dort umragen Dich ungeheure Felstrümmer, und wälzt ſich das Steingerölle zur Tiefe: allein der Künſtler drückt allen dieſen, unſerem Süden verwandten Gegenſtänden, mit größter Beſtimmtheit den Geiſt des Nordens auf.

So wandeln Sie in Münchens Kunſtverein gleichſam die Zone der Kunſt durch, Ihr Auge wird bald dort, bald da angezogen, und Sie leben mit dem Künſtler die Momente des Schaffens durch.

VI.

Auch der Blumen- und Früchtenmaler findet ſich in Geſellſchaft mit dem Thiermaler in den Salons des Kunſtvereins ein. Wäre die Hiſtorienmalerei eben ſo fruchtbar: wir hätten dann kaum einen Wunſch mehr, denn es ſchlöſſe ſich wahrſcheinlich dem Quantitativen auch das Qualitative, wie bei den bereits erwähnten Gemälden an. Die Maſſe der Genregemälde erinnert uns zum Theil an die beliebte, moderne Literatur, die leichten Fußes über die Oberfläche der Gegenwart und unſerer Zuſtände, wie eine flüchtig dahin huſchende, niedlich geſchürzte Zofe ſchwebt, und in ihr zierliches Körbchen alle Blümchen ſammelt, die ſie mit unbefangener, zuweilen mit neckiſcher Laune auflieſt, und in ein loſes Bouquet geflochten, dem Modegeſchmack darbietet, — Lewalds „Aquarelle", ſein „Tyrol", ſeine „ſchöne Duxerin" — alle ſeine Erfahrungen dieſſeits und jenſeits des Inns, der Etſch, der Ziller, und alle ſeine ſtatiſtiſch-romantiſchen Gewohnheiten und Anſichten erſcheinen in gewiſſer Hinſicht ganz identiſch mit dem gegenwärtigen Geſchmacke der Malerei. — So wenig man ein epiſches Gedicht heutzutage leſen mag, eben ſo wenig empfiehlt ſich ein hiſtoriſches Gemälde, weil es beim Künſtler tiefes, anhaltendes Studium, das warme Eindringen in die hiſtoriſchen Motive und in den Kern der Charaktere, beim beſchauenden Publikum aber Kenntniſſe vorausſetzt. Der Beſchauende will und — muß beim Anblicke eines hiſtoriſchen Gemäldes ſogleich wiſſen, wen und was es gilt, wo und wann das denkwürdige Faktum ſich ergab, wenn es die gehörige Wirkung hervorbringen ſoll.

Der Kunſtverein verliert inzwiſchen an ſeiner ſchönen Tendenz nichts. Die Künſtler finden in ſeinem gaſtfreundlichen Schooße aufmunternde, anregende Aufnahme, ſie werden mit ihren gelungenen Leiſtungen und mit ihren Beſtrebungen täglich mit den zahlreichen Gebildeten in Rapport geſetzt, und dieſe genießen das Vergnügen, das Auge fortan zu weiden, ihren Geſchmack zu prüfen, zu läutern, und ein durch ſtetes Beobachten geſchärftes Kunſturtheil zu begründen.

Das Nibelungen-Lied, die Hohenſtaufen finden Sie in anderen, herrlichen Räumen, die der König, der feinſte Kunſtkenner unſerer Zeit, und zugleich der geiſtreichſte Förderer der plaſtiſchen Kunſt, dieſen Schöpfungen angewieſen hat. Ein junger, vorlauter Laffe meinte kürzlich, wenn der Künſtler — der talentvolle Schnorr die Nibelungen im neuen Königsbau nach der Original-Ausgabe des Nibelungenliedes gemalt hätte, ſo würde er etwas Tüchtigeres geliefert haben! Dieſes geniale Raiſonnement hatte ein noch ſchlagenderes im Gefolge, indem er fein kritiſirend bemerkte, nur mit der Dichtung — d. h. mit dem Buche in der Hand, genöße man die ganze Kunſt des Malers. Abgeſchmackte Urtheile profaner Alltagsgeiſter ſind unvermeidlich, und mancher Künſtler dürfte wie jener griechiſche Maler, vom Urtheile eines Schuſters gereizt, hinter ſeinem Gemälde hervorſpringen und ausrufen: „Sutor ne ultra crepidam!"

Alle dieſe, im Laufe des verfloſſenen Jahres im Kunſtvereins-Lokale zur Schau ausgeſtellten Produkte in Oel und Aquarell, im gouache ꝛc. ſind eigentlich ein Theil des Reflexes des regſamen, großartigen Schaffens und Wirkens, das ſich in den gefeierten Künſtlern erſten Ranges ſo erfolgreich konzentrirt, — es ſind die Radien einer Sonne, die nach der Peripherie in Fülle ausſtrömen und wieder zurückfließen, um mit deſto größerer Wirkſamkeit neue künſtleriſche Evolutionen zu machen. Der geſchickte Schlachtenmaler Monten war im Jahre 1836 ſehr karg, und wir erinnern uns nur eines Schlachtgemäldes. Die Legende blieb auch nicht aus, und die gemüthliche, tiefſinnige, mittelalterliche Aera, die Trägerin und Mutter der Malerei — wie überhaupt eines poetiſchen Geſchlechtes fand von Zeit zu Zeit ihre Stelle im Reihen unſerer aufblühenden Kunſt. Das Streben, den poetiſchen Genius frommgeſinnten Mittelalters — ſeine beſchauliche Pietät, ſeine ergebungsvolle, duldende Reſignation und zugleich ſeine Charakterkräftigkeit in unſere negirende, ſich ſelbſt zerſtörende Gegenwart heraufzubeſchwören, ſcheint die ruhmwürdige Hauptrichtung der hieſigen Kunſtſchule zu ſeyn. Der erwachende Induſtrialism dürfte einer vollen Entwickelung kaum hinderlich ſeyn, wie Viele glauben, ſondern fördert vielmehr nur die Belebung der Kunſt und ihrer geiſtigen Thätigkeit.

Wir ſchätzen uns glücklich in München, täglich Zeugen eines ſo ſchönen Strebens zu ſeyn, und uns mit der Kunſt und durch ihre Schöpfungen allmählich über das Treiben der Zeit erhoben zu fühlen. Der trockene, dürre Bureaukratismus (verzeihen Sie mir dieſen Barbarism!) muß einer edlern Richtung weichen — und wenn einſt weniger in Akten gewühlt und weniger geſchrieben wird — wenn das Leben der Staaten wieder Inhalt und Fülle gewinnt, dann kann die Kunſt und der Künſtler wieder das Daſeyn verſchönern! Nächſtens will ich Ihnen nach dieſer Ueberſicht Einiges über die vorzüglicheren Künſtler mittheilen.

Kleine Bücherſchau.

Hiſtoriſch-pädagogiſche Reiſe nach Sachſen und einem Theile von Preußen. Von Dr. G. Fr. Jacobi, kgl. bayer. II. Seminar-Inſpektor in Altdorf. I. Th. 264 S. II. Th. 367 S. Nürnberg. Riegel und Wießner 1836.

Digitized by Google

Die feine Dedication an die Manen eines hochverdienten Staatsmannes und die beſcheidene Vorrede entwaffnen den ſtrengen Recenſenten, und die einfache, klare Erzählung, die hie und da einen etwas poetiſchen Anflug nimmt, mag auch den Leſer befriedigen, wenn er durch die Lektüre der beiden Bände nicht weiter geführt wird, als von Altdorf über Coburg, Weimar, Leipzig, Dresden, Bayreuth wieder nach Altdorf. Er vergaß das hiſtoriſch-pädagogiſche nicht. Der Herr Verf. wollte ſeine Geſchäftskenntniſſe zeigen und ſeine Kenntniſſe in der praktiſchen Pädagogik erweitern, dazu war eine ſolche Reiſe, die in einer kurzen Strecke recht viele und hiſtoriſch ſehr merkwürdige Städte berührt, das beſte Mittel. Wir folgen ihm gerne. Statt der poetiſchen Reiſenden, die über lauter grüne Wieſen, unter lauter blauem Himmel gehen und neben jeden Batzen auch ein paar Verſe ausgeben, ſtatt der genialen Landläufer, die die Städte nach den ſchönen Mädchen und die Nationen nach den Tables d'Hote meſſen, wollen wir jetzt einen Schulmann anhören, der uns gemüthlich jede Tagreiſe erzählt, und als ächter Cicerone uns aus den beſtaubten Chroniken eine ächt genießbare Quinteſſenz gibt. Belehrung und Unterhaltung iſt ſein Zweck, aber die erſtere tritt allzuſehr auf Koſten der letztern hervor; dem ungeachtet ſind es jene hiſtoriſchen Notizen, mit denen der Verf. Alles umkleidet, die den beſten Theil des Buches ausmachen, und die Nachrichten von einer Menge Seminarien, Taubſtummen-Inſtituten, Volksſchulen u. ſ. w., welche gerade dem Schulmanne dieſes Werk ſehr empfehlen. Die immenſe Gelehrſamkeit, welche der Verf. in dem hiſtoriſchen Theile des Buches entwickelt, wo die Deductionen ab ovo etwas häufiger ſind, lehrt uns manches Neue, wiewohl wir hin und wieder über Einzelnes mit dem Hiſtoriker als ſolchen rechten könnten, da er z. B. das Mährchen von dem auf den Knieen dem Himmel dargebrachten Danke der 3 Monarchen nach der Leipziger Schlacht nacherzählt, wogegen er uns die Anekdote von Wallenſteins Pudel im Altdorfer Carcer zur Sage macht; hie und da iſt die Hiſtorie ſo breit, daß wir an dem Katheder zu ſitzen glauben, und z. B. die Abſchiedsrede Guſtav Adolfs nach Schiller wörtlich anhören müſſen, dagegen gibt er uns eine lebhafte getreue Schilderung der Schlachten in der Nähe von Leipzig. Der beſchreibende Theil der Reiſe iſt nicht ſo trocken, als mitunter der hiſtoriſche, ſondern anziehend durch eine friſche Heiterkeit und detailirte Erzählung, auch gewürzt durch hübſche Schilderungen und gemüthliche Reiſeſcherze. Einzelne Härten des Ausdrucks und falſch geſchriebene Namen ſind in dieſem Buche ſeltener, als in vielen andern dieſer Gattung. Schade nur, daß oft die Eile der Reiſe, oder ihr beſonderer Zweck manches unbeſehen und unerwähnt läßt, was wir recht gerne hier gefunden hätten; aber auch wo Weniges gegeben wird, iſt es genügend, denn ein für alles Tüchtige empfänglicher Sinn und ein der Natur ſo befreundetes Gemüth, wie es der Verfaſſer beſitzt, iſt die beſte Mitgabe für jeden, der eine Reiſe macht und ſie beſchreiben will.

Eine Woche in Nürnberg. Kurzgefaßte Beſchreibung der Stadt Nürnberg und ihrer Umgebungen. Ein Wegweiſer für Fremde von C. Mainberger. Mit einem hiſtoriſchen Vorworte von Johannes Scharrer. Nebſt Grundriß. Nürnberg, Riegel und Wießner 1837.

Es fehlte bisher nicht an ausführlichen Beſchreibungen Nürnbergs, unter denen wir nur das ſehr brauchbare „Neue Taſchenbuch von Nürnberg, zwei Theile" anführen. Ebenſo iſt in gut geſchriebenen Monographieen, beſonders über Kirchen und Kunſtſchätze Einzelnes weitläufig abgehandelt. Aber wenn es gilt, bei einem kurzen Aufenthalt in einer Stadt einen überſichtlichen Blick zu gewinnen, der mit einem Male alles Wichtige überſchauen und aufzählen kann, ſo iſt obiges Büchlein gar kein überflüſſiges Werk, und wird dem Fremden in Nürnberg um ſo nothwendiger ſeyn, da gerade in dieſer alterthümlichen Stadt manches Schöne wohl aufgeſucht werden will, und die Merkwürdigkeiten nicht mit dem offenen Prunke und der Leichtigkeit moderner Städte ſich darbieten. — Die vorausgeſchickte hiſtoriſche Skizze führt den Leſer an den Hauptmomenten der Geſchichte der Stadt vorüber, er ſieht, was Nürnberg war, und was es geworden iſt. Es iſt hier nichts Wichtiges überſehen, und die neuere günſtige Periode Nürnbergs mit gedrängten Zügen angedeutet. Nach dieſer hiſtoriſchen Grundlage erhält der Leſer ein äußeres Bild der Stadt, dann eine Beſchreibung des geſammten innern Lebens. Auf einer fingirten Wanderung von acht Tagen ſoll der Fremde dieſes kennen lernen. Es iſt hier nichts überſehen, was in irgend einer Beziehung zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehört, Einiges kurz und bündig angedeutet, Anderes genauer dargelegt. Der Verfaſſer erzählt gut, er macht nur einmal eine unnöthige Wiederholung, Seite 102; über Einzelnes könnten wir wohl mit ihm rechten, ſo iſt z. B. **Sigismund v. Birken** doch wohl kein altdeutſcher Dichter, auch liegt **Sebald Schneyer** nicht auf dem St. Johanniskirchhof begraben; auch einige chronologiſche Angaben ſcheinen uns zweifelhaft, wiewohl andere, z. B. das Verzeichniß der teutſchen Kaiſer, welche das Schloß bewohnten, ſehr genau und richtig ſind. Immerhin aber überlaſſe ſich der Fremde getroſt dieſem Führer, er wird ſtaunen über die Menge von Merkwürdigkeiten, beſonders der vielen Kunſtſchätze, welche die alte Noris darbietet, und die, obgleich meiſt im Privatbeſitze, doch zugänglicher ſind, als oft die angehäuften Kunſtſäle großer Reſidenzen. Da ein **Anhang** ſichere Notizen über ſtädtiſche und Privat-Anſtalten, Vereine und Aemter aller Art, und in Bezug auf die Kunſt auch perſönliche Angaben gibt, ſo kann der aufmerkſame Fremde, je nachdem eigenes Intereſſe oder Wißbegierde ihn leitet, nach Belieben ſeine Wanderung einrichten, und ſelbſt auf kürzere Zeit mit dem Wichtigſten ſich bekannt machen, da auch ein Wegweiſer für vier und für zwei Tage angehängt iſt. Der beigegebene Grundriß der Stadt iſt zuverläſſig, und zu eigenen Wanderungen ſehr erleichternd. Und ſo möge denn jeder Fremde es nie bereuen, von der Hand dieſes Führers, der ihn nicht mit der Breite einer widerlichen Geſchwätzigkeit in ſeinen Betrachtungen ſtört, ein Erinnerungs- und Gedankenreiches Bild der ehrwürdigen Noris mit ſich fortgetragen zu haben.

Korreſpondenz.

Dresden, 27. März.

Königl. ſächſiſches Hoftheater. Iphigenia in Tauris, von Gluck, und Euryanthe, von Carl M. v. Weber, waren die beiden letzten Rollen, in welchen Madame **Schröder-Devrient** vor ihrer Urlaubsreiſe nach London unſre Bühne verherrlichte. Wer hat dieſem Weibe geſagt, wie eine Griechin ſtehen, gehen und ſich geberden müſſe? Wer hat ſie gelehrt, ein Ritterfräulein mit ſeinen Minneſchmerzen und verweinten blauen Augen zu ſpielen, als ſähen wir es auf einem alten Meiſterbilde, oder in einem altdeutſchen Liebesgedichte in Farben oder Sprüchen abconterfeit? Man möchte, ſieht man ſie als Iphigenia, darauf ſchwören, daß ſie in Athen die beſten Geſellſchaften beſucht, und einſt den Alcibiades wegen ſeines leichtfertigen frivolen Betragens ſtark zurecht gewieſen habe. Und daß man die Euryanthe ſo ſpielen könne, ohne bei den Provençaliſchen und Burgundiſchen Liebeshöfen, oder wenigſtens bei Landgraf Hermann auf der Wartburg für Heinrich von Ofterdingen gegen Meiſter Klingsohr entſchieden zu haben, iſt nun vollends ganz unglaublich, weßwegen ich ſehr geneigt bin, an die Seelenwanderung zu glauben. Dazu

Digitized by Google

habe ich auch noch einen andern Grund. Als ich nämlich die Devrient ſo antik und mittelalterlich ſah, wußte ich auf der Stelle und mit der allergrößten Beſtimmtheit, daß man ſich in Athen, namentlich zur Zeit des großen Freiheitſieges bei Platäa, und in Deutſchland zur Zeit der Hohenſtaufen alſo benommen habe. Und dennoch würden mich die Gelehrten ſehr auslachen, wenn ich vorgäbe, mit bei den Eleuſiniſchen Feſten oder am Hofe Friderici Barbaroſſä zu Aachen geſchwärmt zu haben. — Es iſt Schade, daß Böttiger todt iſt; ich möchte ihn fragen, ob nicht jede Falte am Gewande der Devrient ächt antik war? Und wenn er ſagte: Nein! ſo nennte ich ihn einen Ignoranten. Meine Anſicht über das Benehmen zur Zeit der Hohenſtaufen aber wird hoffentlich der Herr von Raumer in Berlin beſtätigen, wenn ich anders ſeine Geſchichte der Hohenſtaufen nicht für reine Flauſenmacherei halten ſoll. — Glucks Iphigenia, dieſes Götterwerk, hat immer eigene und wehmüthige Betrachtungen in mir erweckt. Als ſie aus dem Haupte Jupiter-Glucks entſprang, war die ganze Welt dem Perückenthume verfallen, der Haarbeutel war der unbeſchränkte Erddeſpot, von ſeinem welken vertrockneten Munde fand keine Appellation Statt, ihm war Alles, Alles unterthan. Nur die Muſik nicht. Sie allein zeigte der runzeligen vergelbten Weltfratze ein blühendes Menſchengeſicht mit blitzenden Augen. Jetzt, wo ſich die Menſchheit vom Perückenthume ſo ziemlich emancipirt hat, iſt ihm ihr holdſeligſter Genius, die Muſik, anheim gefallen, und läuft im Reifrocke, mit Schönpfläſterchen und Schminke im Geſicht, mit tauſend Läppchen und Lümpchen behängt, umher. Denn Roſſini mit ſeinen Nachahmern, das iſt der leibhafte Gottſcheed, nur moderniſirt. Sic eunt fata hominum — was wahrlich zum Weinen iſt. — Außer der Schröder-Devrient glänzten in der Iphigenia alle Mitſpielenden, Schuſter als Pylades, Babnigg als Oreſt, und Wächter als Thoas. Wir können wohl ſagen, daß wir jetzt die beſte Oper in Deutſchland haben, da auch die Italiener Zezi und Veſtri (Baſſiſten) neben dem vorzüglichen, ja klaſſiſchen Riſſe in der deutſchen Oper mitwirken. — Wenn wir über die berühmte Euryanthe ein Urtheil fällen ſollen, ſo iſt es dieſes: Die Muſik iſt in dieſer Compoſition allzuſehr Wiſſenſchaft, beſteht oft nur in einer Unzahl kühner Ausweichungen und Modulationen, und Geſang iſt gar nicht darin, ja ſehr viele Stellen ſind ohne Weiteres abgeſchmackt. So ſind z. B. die Arie des Lyſiart (Zerſchmettre ſchönes Bild ꝛc.) und ſein Duett mit der Eglantine ausgemachte Abſurditäten. Die Recitative ſind gar nicht der Erwähnung werth. Weber verſtand auch vom Geſange blutwenig, er dachte auch, Notenleſen ſey Singen, und konnte nie begreifen, daß die ſchönſte Melodie doch unſingbar ſeyn könne. Demungeachtet wimmelt die Euryanthe von Genieblitzen. Manchmal ſteht das Mittelalter wie eine wunderbare Frauengeſtalt mit blauen, liebeſchmachtenden, romantiſchen Augen vor uns. Dann iſt es, als hörten wir Hüfthörner im friſchen quellenreichen Walde; ſtattliche Frauen mit frommgewölbten küßlichen Lippen ziehn an der Spitze glänzender Ritter und Knappen vorüber, Falken auf den ſchönen Händen haltend; und aus der Ferne ſchallt in weihrauchduftenden gothiſchen Domen Orgelklang und Choral. Dann wird uns recht wehmüthig-fröhlich zu Muthe, und wir möchten Herrn Carl Maria von Weber jauchzend umarmen, wenn er nur nicht ſchon verfault wäre. Das iſt recht traurig, daß man doch verfaulen muß, wenn man auch noch ſo Herrliches geſchaffen. — Wir können hier nicht umhin, das große Concert zu erwähnen, welches alljährlich am Palmſonntage im alten Opernhauſe zu Gunſten der Wittwen und Waiſen der Kammermuſiker gegeben wird, und wobei alle muſikaliſchen Vereine Dresdens mitwirken. Dießmal beſtand das Orcheſter aus 100 Inſtrumentaliſten und 300 Sängern, welche den Meſſias von Händel, und Beethovens Symphonie in Cmoll großartig aufführten. Händel war das größte muſikaliſche Genie, was je die Natur erſchwungen: ein Rieſe, ein Titane, ein Gott! Und der iſt auch verfault!

H. F. Mannſtein.

□ Berlin, 22. März. Am 20. kam im Möſer'ſchen Concert die Lachner'ſche Preis-Symphonie hier zum erſtenmale zur Aufführung. Sie iſt, nach dem einſtimmigen Urtheil der hieſigen, ſonſt in ihren Beurtheilungen ſtark von einander abweichenden, Recenſenten, kein Produkt, dem ein Berliner Muſik-Comité den Preis zuerkannt haben würde. In dieſem Augenblick werden übrigens unſre muſikaliſchen Kunſtrichter wie unſer Publikum mit Tonſtücken genudelt; drei Concerte an einem Abend iſt nichts Seltenes; daß bei ſolcher Ueberfüllung der Geſchmack etwas faſtidiös werden, und daß dieſer Umſtand nicht ohne Einfluß auf die ungünſtige Beurtheilung der Lachner'ſchen Symphonie geblieben ſeyn dürfte, möchte ich nicht in Abrede zu ſtellen wagen. — Auch Berlin wird jetzt einen jungen Muſikvirtuoſen in die große Welt ſenden: Hr. Muſikdirektor Möſer tritt nächſtens mit ſeinem 10jährigen Sohne Auguſt eine Kunſtreiſe nach Paris und London an; man iſt begierig auf das Urtheil der Pariſer über den hier ſo viel geprieſenen Knaben. Die brittiſche Hauptſtadt wird gleichzeitig durch die Anweſenheit der erſten dramatiſchen Geſangs-Virtuoſin Deutſchlands, der Schröder-Devrient, verherrlicht werden. Sie hat hier tiefe Erinnerungen zurückgelaſſen; doch unvergeßlichere gewiß nicht, als Ihre gefeierte Landsmännin, Mme. Schechner-Waagen, deren früher nothgedrungener Zurücktritt von der Bühne für die deutſche Kunſt ein herber unerſetzlicher Verluſt iſt. Ich erinnere mich noch, als wäre es geſtern, ihres Triumphs in der Veſtalin, den ſie vor etwa 8 Jahren hier feierte. Möge ſie ſich in ihrer Zurückgezogenheit eben ſo freundlich der Berliner erinnern, und damit ſie es thue, mögen folgende damals ihr von dem Verfaſſer dieſer Zeilen gewidmete Verſe hier Raum finden:

Dein ſind die ſüßen, ſeelenvollen Klänge,
Die Sprache Dein, in der die Liebe ſpricht;
Ob das bewegte Lied ſie auch beſänge,
In Worten wohnet ſolche Liebe nicht.

Dein ſind die ſtarken, hehren Cherubs-Klänge,
Auf denen ſich die Seele aufwärts ſchwingt,
Und durch das wirre, toſende Gedränge
Zum ungetrübten Quell des Lichtes dringt.

Dein ſind die deutſchen, reinen Silberklänge,
Wo uns kein ſüdlich leichter Prunk berückt;
Sey er die Freude einer lauten Menge,
Ein deutſches Herz wird nur durch ſie entzückt.

Anekdote
aus dem Leben.

Der Arzt Dr. S. wollte ſeinen Schwiegerſohn im Garten beſuchen. Beim Eingang fand er deſſen kleine Tochter, die mit ihrer Puppe an der Erde ſpielte. Louiſchen! was machſt du da, fragte er? Ach Großvater, ich begrabe meine Puppe. Warum denn, Kind? Ja ſie iſt geſtorben. Ei, ei, war ſie ſo krank? Ja Großvater, ſehr krank. „Ei, da hätteſt du nach dem Arzte, nach mir ſchicken ſollen, um ihr Etwas zu verſchreiben. Ach Großvater, verſetzte die Kleine, das hätte zu lange gedauert, ich habe ſie lieber ſelbſt umgebracht.

Gedankenſpäne.

Wer ſollte es glauben, daß es eine Urſache wurde, Menſchenblut zu vergießen, daß der König Johann Caſimir von Polen in einem an den König Carl Guſtav von Schweden im Jahre 1654 erlaſſenen Schreiben ſeinem Titel drei Zeichen der Abkürzung und dem ſchwediſchen nur zwei beigeſetzt hatte? Und doch iſt es wahr. Man ſehe Kockowski Res Poloniæ P. II. L. VI. p. 435. — Ja, wie ſehr die Fürſten ſelbſt mit ſolchen Vorurtheilen zu kämpfen hatten, kann man aus Folgendem ſehen: Als Philipp II., König von Spanien, durch eine ſehr vernünftige Verordnung die Titel, die man in Briefen brauchte, abſchaffte, und ſich ſelbſt oft den Titel Sennor vorbehielt, ſetzte er ſich vielen Verläumdungen aus, ja er erbitterte den Pabſt Sixtus V. ſo, daß dieſer das erwähnte Edict in das Verzeichniß verbotener Schriften eintragen ließ.

Man wundert ſich oft, daß in Griechenland die Künſte zu einer ſolchen Höhe gelangten, in Rom aber niemals aufblühten. Ein Hauptgrund iſt gewiß dieſer: Die griechiſchen Staaten hatten durch ein Geſetz den Sclaven jede Erlernung und Ausübung der bildenden Künſte unterſagt, aus Beſorgniß, daß ihre Würde und edle Beſtimmung von dieſen verringert werden möchte; in Rom übten nur Sclaven und Freigelaſſene die Künſte aus.

Auflöſung der dreiſilbigen Charade in Nr. 13:

Liederreich.

Digitized by Google

Die Biene

Bayeriſches Sonntagsblatt.

1837. № 15.

Frühlings-Grüſſe.

Muntre Felſenquelle wohin ſo eilig? —
Fließ als Bächlein raſch duech die Au' zur Holden,
Daß ihr Bild erglänzt in dem Spiegel deiner
Silbernen Fluthen.

Laner Weſt erquicke mit deinem Wehen
Wang' und Bruſt, und kühle ihr heißes Sehnen,
Säuſelnd-ſtreu' auf ſie von den grünen Bäumen
Blendende Blüthen.

Lerche, die du ſchwebſt in azurnen Lüften,
Ueber ihr erhebe ein ſanftes Klingen,
Daß ſich ſpielend wiegen in leiſem Schlummer
Liebliche Träume.

So umrauſcht von ſanfter Muſik der Quelle,
So umſtreut von wallender Bäume Blüthen,
Doch erwacht vom Traume durch volle Chöre
Schmetternder Sänger,

Feiern wir auf's Neue des Frühlings Kommen,
Grüßen laut die blumengeſchmückte Erde,
Wünſchen, daß dem liebenden Herzen blüht ein
Ewiger Frühling.

G. Neu.

Ernſt von Ehrenberg.
(Geſchichtliche Vignette.)

Der vom Jahee 1623 — 1631 in Würzburg eegierende Fürſtbiſchof Philipp Adolf war ein groſſer Eiferee füe den katholiſchen Glauben. Unter ihm hatten die Peoteſtanten einen harten Stand, indem er ſich voegenommen hatte, ſein Land gänzlich von ihnen, wie ſich die Chroniken der damaligen Zeit ausdrücken, zu ſäubern. Mannichſaltiger Druck und zahlreiche Landesveeweiſungen der Anhänger der neuen Religion veranlaßten die fränkiſche Ritteeſchaft, die ſich dadurch auf vielfache Weiſe beeinteächtigt ſah, ſich gegen den Biſchof zu wiedeeholten Malen klagend an den Kaiſer Ferdinand II. zu wenden, worauf dieſer duech zwei Inhibitions-Schreiben befahl, von dee Verfolgung der Peoteſtanten abzuſtehen. Unter ihm wurde auch mit der geößten Strenge die Hexeninquiſition wieder in Gang geſetzt; mit Feuee und Schweet wurde gegen Alle, die dee Zauberei veedächtig waren, gewüthet, kein Stand, kein Geſchlecht ward veeſchont, ſtets waren die Folteewerkzeuge in Bewegung, das blutige Richtſchwert kam nicht mehe in die Scheide, und täglich loderten die Scheiteehaufen, auf denen die Opfer des Fanatismus, an dem freilich die böſe finſtere Zeit vielleicht mehe, als die Menſchen ſelbſt, Schuld hatte, ihr Leben aushauchten, zum Himmel empoe. Zweihundert und neunzehn Perſonen hatten beeeits auf dieſe Weiſe in der kürzeſten Zeit unter den Händen des Henkees ihr Leben geendet, und für mehrere noch wae die Schlachtbank bereit, als ein Mandat der kaiſerlichen Kammee zu Speyer dee Verfolgung und bald darauf ein ſchneller Tod dem Leben des Biſchofs ein Ende machte.

Unter den beklagenswerthen Opfern des Wahnes war auch der Neffe des Biſchofs, Eenſt von Ehrenberg. Mit allen Gütern und Voezügen des Köepees und des Geiſtes, die den Menſchen adeln und über die Schranken dee Gewöhnlichkeit erheben, in reichem Maße ausgeſtattet, unter andern Umſtänden vielleicht beſtimmt, ſeiner ſtuemumnachteten Zeit und ſeinem tief gebeugten Vaterlande einſt als glänzendes Geſtien aufzugehen, mußte ee kaum, an der Schwelle des Jünglingsalters angelangt, in das blutige Grab ſteigen.

Noch zu keinee Zeit hat es an Schlingen gefehlt, welche die Verfühenng der unerfahrnen Jugend gelegt hat, daeum iſt es nicht zu verwundern, daß ſie ihr Netz auch nach dem liebenswürdigen Jüngling, dem nahen Verwandten und Pagen des Fürſten auswarf. Ein feuriger allzu offener Sinn, Uneeſahrenheit und Leichtſinn auf der einen, Schmeichelei, Täuſchung und Liſt auf der andeen Seite, dee Reiz der Neuheit und das Honiggift der Sinnenluſt konnten ihre Wirkungen auf ein jugendliches Gemüth, in dem noch keine feſten Grundſätze Wurzel gefaßt, nicht verfehlen. Als daher der fleißige geſittete Jüngling anfing, ein freieres Leben zu führen, Zerſtreuungen und Vergnügungen zu ſuchen, liebee in die lieblichen Augen dee Töchtee Wüezbuegs, als in gelehete Bücher ſchaute, und nächtliche Gelage den Vorleſungen und Diſputationen in den Hörſälen voezog, da konnten ſeine Lehree und Vorgeſetzten dieſe ſchnelle und gänzliche Umwandlung ſich nicht andees eekläeen, als daß ſie dieſelbe, wie alle etwas ungewöbnliche Erſcheinungen, einem kakodämoniſchen Einfluſſe zuſcheieben. Dee Verdacht, daß Ernſt Umgang mit Hexen und Zauberern habe, wnrde bald bei ihnen zue Gewißheit, als meheere, die der Hexeeei und Zauberei angeklagt waren, ihr Veebrechen auf der Folter eingeſtanden, den unglücklichen Jüngling ihren Mitſchuldigen und Vorſtehee nannten, und ihm die abſcheulichſten Verbrechen andichteten, in dee Hoffnung, Gnade zu erlangen, wenn ſie den Neffen des Biſchofs in ihre Schuld zögen.

Als man dem Füeſten davon Anzeige machte, war er ſehe bewegt, er ermahnte ſeinen Neffen, von ſeiner Gemeinſchaft mit dem Böſen abzuſtehen nnd ſich ernſtlich zu beſſern, der Jüngling zeigte Reue und er ſoll ſogae ſeine Schuld eingeſtanden haben; ob aber dieſes Geſtändniß blos auf ſeine unbeſonnenen Jugendſteeiche und die lockern Geſellſchafter, die er beſuchte, und die man im Verdacht hatte, als ſtünden ſie im Bunde mit dem Teufel, ſich beſcheänkt, oder ob ee im Sinne der Inquirenten, aus Leichtſinn, um ſich einer längern peinlichen Unterſuchung zn entziehen, Bekenntniſſe ablegte, oder ob er ſelber, wie viele jener Unglücklichen, die frühee und ſpäter wegen Hexerei und Zauberei den Scheiteehaufen beſtiegen, die fixe Idee hatte, als ſtehe ee mit dem Satan in direkter Verbindung, laſſen wir dahin geſtellt ſeyn, genug der Fürſt ließ Gnade ergehen, und übergab den Inculpaten den Jeſuiten zur ſtrengen

Digitized by Google

Beaufſichtigung und Beſſerung. Dieſe wendeten alle Mittel an, den Kakodämon von dem Jünglinge fern zu halten, ſie nahmen Bußübungen mit ihm vor, beſchäftigten ihn, und gaben ihm Tag und Nacht einen aus ihrer Mitte zum Geſellſchafter, aber der Teufel hatte nicht Luſt, ſeine Beute fahren zu laſſen, ſondern zerſtörte des Nachts, was jene bei Tage aufgebaut hatten, indem er ſeinen Proſelyten, während deſſen Wächter ſchlief, aus dem Kloſter entführte, und zu ſeinen nächtlichen Verſammlungen auf Bergen und in Wäldern mitnahm, und erſt des Morgens um 4 Uhr zurückbrachte. Nach dieſer Erzählung, wie ſie wenigſtens Ernſts Erzieher gibt, iſt es wahrſcheinlich, daß der bethörte Jüngling, nicht ahnend das Schwert, das über ſeinem Haupte hing, Mittel gefunden, ſich des Nachts ſeinem Gefängniſſe zu entziehen, und für die Entbehrungen und Bußübungen am Tage auf die alte Weiſe ſchadlos zu halten. Bald gaben die Jeſuiten die Hoffnung auf, ihn zurecht zu bringen, deßwegen übernahmen ihn die Franziskaner, allein mit eben ſo wenig Erfolg. Der Biſchof wurde der Sache überdrüſſig, berief die geiſtlichen und weltlichen Gerichte zuſammen, und ließ ſeinen Neffen zum Tode verurtheilen. „Es iſt beſſer, ſagte er dabei, daß mein Geſchlecht ausſterbe, als daß es durch einen Zauberer fortgepflanzt werde.“ Als einige Patres des Jeſuitenordens dem unglücklichen Jüngling das Todesurtheil ankündigten, war er nicht im Geringſten erſchrocken, und ohne alle Weigerung folgte er ihnen in das Schloß. Wahrſcheinlich glaubte er nicht an das Urtheil, ſey es aus jugendlichem Leichtſinn, oder weil er ſeinen Blutsverwandten ſo großer Strenge nicht fähig hielt, oder aus dem Bewußtſeyn, daß er den Tod nicht verdient. — Als er aber, in dem Schloſſe angelangt, in ein Zimmer geführt wurde, deſſen Wände mit ſchwarzem Tuch behangen waren, und in deſſen Mitte er das Schaffot aufgerichtet ſah, als er den Beichtvater des Fürſten und die ſtrengen Räthe auf der einen und den Scharfrichter mit dem nackten Schwerte auf der andern Seite erblickte, ſchrack er zuſammen, und verlor die Beſinnung, bald aber ermannte er ſich wieder, wendete ſich an die Anweſenden, führte ihnen ſein trauriges Schickſal, ſeine zarte, kaum aus der Knoſpe entfaltete Jugendblüthe zu Herzen, erinnerte ſie an die großen Verdienſte ſeines alten edlen Geſchlechtes, eines Geſchlechtes, das mit ihm zugleich untergehe, — und forderte ſie auf, ſich bei dem Fürſten für ihn zu verwenden, damit das ſchmähliche Urtheil abgewendet werde. — „So ſchweigt Alles“, fuhr er fort, „ſind alle Zungen erſtarrt, will keiner ſich des verlaſſenen Jünglings annehmen?“ —

Alle waren gerührt, ſelbſt die ſtrengen Richter konnten ihr Mitleid nicht verbergen, es jammerte ſie, daß ſo viel Schönheit und ſo große Gaben ſo frühe, ohne Früchte getragen zu haben, untergehen ſollten. Einſtimmig begaben ſie ſich zum Biſchof, und bathen um Gnade für ſeinen unglücklichen Neffen; ſie wurde bewilligt und Ernſt in Freiheit geſetzt. Doch ſchon nach einigen Tagen begann den Fürſten ſeine Milde zu reuen; wahrſcheinlich den böſen Einflüſterungen und Verläumdungen falſcher Rathgeber, in deren Planen es lag, den Jüngling um jeden Preis zu entfernen, Gehör gebend, widerrief er unter einem nichtsſagenden Vorwande, und ſeine Strenge gegen ſein eigenes Blut mit dem Spruche: Fiat justitia, pereat mundus! entſchuldigend, die Begnadigung. Darauf wiederholte ſich die Scene mit dem ſchwarzen Zimmer, dem Schaffot und Scharfrichter; Beichtvater und Richter waren wieder zugegen, aber dießmal ließen ſie ſich weder durch die herzzerreißenden Klagen, noch durch die Jugend und Schönheit des blühenden Jünglings rühren, denn Rührung war ihnen verboten, ihre ernſten Geſichter blieben kalt, und ihrem Munde entſtrömten nur Ermahnungen, die dem Unglücklichen nichts mehr nützten. Als dieſer ſah, daß all ſein Bitten und Flehen vergebens war, ſuchte er ſich dem Todesſtreiche durch die Flucht zu entziehen; vergebens, der Ausgang des Saales war verſchloſſen. Da indeſſen der Henker ſich ſeiner nicht bemächtigen und ihn bewältigen konnte, ſo befahlen die Richter, er ſolle an dem Delinquenten ſein Amt üben, wie er nur immer könnte. So mit geſchwungenem Schwerte hinter dem Jüngling herlaufend, traf er ihn mit einem Hieb, der das Leben des Unglücklichen augenblicklich endete. Das Eiſen war auf der rechten Seite des Halſes eingedrungen und kam unter dem linken Arme wieder heraus, hatte demnach den Körper in zwei Hälften getheilt.

Die Nachricht von Ernſts gewaltſamen Tod erregte unter den Bewohnern Würzburgs große Senſation, theils weil der Jüngling wegen ſeiner Herzensgüte allgemein beliebt war, theils weil man mit Recht eine noch größere Strenge des Biſchofs in Hexen- und Zaubergeſchichten befürchtete, da er ſogar ſein eigenes Blut nicht verſchont hatte. Der unglückliche Neffe des Fürſten mochte wohl nach ſeinem jugendlichen Leichtſinn manche Schuld auf ſich geladen haben, allein des Todes war er gewiß nicht ſchuldig, und lächerlich iſt es, wenn einige Chroniſten (andere ſagen nichts davon) nach ihrer Art den Jüngling zum größten Ungeheuer, das je die Welt hervorgebracht, machen und ihn einer Seits Verbrechen andichten, wie ſie der vollendetſte Böſewicht nicht alle zu vollbringen im Stande iſt, anderer Seits aber ihn immer nur einen „Knaben“ nennen. — Uebrigens kommen in der Darſtellung von Ernſts Leben und Proceß *) aus der Feder gleichzeitiger Skribenten ſo viele Myſtifikationen und Inconſequenzen vor, daß wir geneigt ſind, in der Sache eine ungeheuere Intrigue zu vermuthen.

Alois Rauch.

Lob der Dummheit.

Nicht tönende Waffen oder den verführeriſchen Stern menſchlicher Weisheit, nicht die Dichtkunſt, dieſe fliegende Regenbogenbrücke zum Himmel will ich preiſen, ſondern dem Lieblinge und Schooskinde des Glückes, der älteren Schweſter Minervens, dem Genie der Lebenskunſt, der heiteren, mit tauſend Treffern gebornen Dummheit rauſchen meine Saiten. Sie iſt das natürliche ſokratiſche Nichtwiſſen, die angeborne Identitätsphiloſophie und Diplomatie, der Hauptſchlüſſel zu allen Schätzen und Freuden, der angeſtammte Tact, das kühnſte Selbſtgefühl, das ächte paſſive Genie, die wunderbarſte ſtumme Beredſamkeit, das herrlichſte Neceſſaire auf der Lebensreiſe, ein Paß in alle Länder, eine Leiter zu allen Würden, ein Abſolutorium von allen Univerſitäten! Sie wirkt nicht durch die trügenden Schlüſſe der Vernunft, durch die künſtlichen Werkzeuge der Wiſſenſchaft, ſondern durch einen heiligen unfehlbaren Inſtinkt, dem geheimnißvollen Eingebinde einer höheren Macht; als unverfälſchtes Original ſchreitet ſie ohne Ingenieurs, Guides, Sappeurs und Quartiermeiſter der Gedanken zur That, und bleibt bei der trefflichſten, in ſchöner Tugendglorie, des Werthes unbewußt. Wiſſen und Talent ſind nur karg geſtreute Diamanten im unermeßlichen Sandmeer, irrende Aſteroiden im furchtbaren Weltraume, Blättchen aus dem unendlichen Herbarium der Natur, einzelne Worte einer unbekannten Sprache, bei ihnen wohnt kein Friede, keine Conſequenz, keine Beſtandigkeit, kein Behagen, in ewiger Gährung zerreißen ſie alle ſich ſetzen wollenden Stoffe, eine Weisheit treibt die andere, ein Talent das andere

*) Ueber dieſe unglückliche Geſchichte exiſtirt auch ein latein. Gedicht von einem ungenannten Heidelberger Verſifex, worin der Teufel in Ernſts Kerker redend auftritt und in klingenden Phraſen viel dummes Zeug ſchwätzt, alſo in der That ein dummer Teufel iſt.

Digitized by Google

aus, und am Fuße des wahnſinnigen Babelthurmes ſchlagen ſich Baumeiſter und Maurer todt. Den Glücklichen, welchen ein freundliches Geſchick in ſeinen Windeln belacht, beſchenkt es nicht mit Wißbegierde und großen Fähigkeiten; es ſchlägt die umherſchleichenden Muſen mit Dunkelheit — und — ſieht, ihr ſorgenden Mütter um ein gleiches Loos — begabt ihn mit allein glücklich machender Dummheit. O edle, erhabene Schutzgöttin, die du mit rüſtiger Hand alle Wege vor dem Zöglinge ebneſt, mit ſegnendem Finger ſeine Stirne auf immerdar glätteſt, welcher weiſe Mann hat nicht einige Mal in ſeinem Leben gewünſcht, dich für ſeine unnützen, verfolgten, verderblichen Fähigkeiten einzutauſchen! Keuchend ſchreitet er mit dem Bündel ſeines Wiſſens und Könnens den Berg hinan, ſeine Fernſichtigkeit verwirrt ihn, zagend ſteht er vor tauſend Pfaden und Wegen bis zur glänzenden Milchſtraße hinauf, indem der Dummkopf wie beflügelt die Höhen erreicht, und von ſeiner Kurzſichtigkeit bedient, nicht einmal über einen Stein ſtolpert. Jeder Geiſt — darum tröſtet euch, ihr Stupiden — iſt ein böſer Geiſt, duldet keinen Frieden im Hauswesen der Seele, und treibt wie ein Eroberer von einem Feldzuge zum anderen; jeder productive Kopf hat ſein eigenes Amerika, darüber werden ihm aber die Haare grau, wie dem armen Columbus, und nicht ſelten Ketten und Schmach zu Theil. Geiſtreiche Menſchen gleichen einem aus vielen Völkern zuſammengeſetzten Staate, wo es ſtets Mißvergnügen, Aufruhr, Kriege, Sorgen, hohe Abgaben gibt, dumme dagegen einer kleinen Reichsſtadt, wohlhabend und rührig durch Kaffee- und Pfefferſäcke, der erobernde Löwe ſpringt in ſeinem gewaltigen Satze ſtets über ihre Mauern weg, das ſtattliche Streitſchiff muß ſich in hoher See halten, die gemeine Barke fährt und handelt ungefährdet an der Küſte. Verſchmähend die Gunſt des Zufalles, beſtellt der Verſtändige ſeinen Acker mit Sorgen, die mühſamen Furchen wiederholen ſich an der ſinnenden Stirne, der Dumme gräbt zu tief in den Boden, und findet einen Schatz, der zehn Aernten werth iſt. Ein weiſer Mann redet in einer fremden Sprache, predigt Winden und Wellen, und ſteht einſam und verlaſſen unter Millionen da, die Groben ſchelten ihn einen Narren, die Höflichen einen Sonderling, Alle aber halten ihn für einen Thoren; als Anflug eines ſpäteren Jahrhunderts, als ein Meſſias im Kleinen welkt er, wo nicht angefeindet und gekreuzigt, doch verkannt dahin. Wie groß iſt dagegen die Geſellſchaft der Dummen, ihr Wort iſt nicht ein Wechſel auf die Zukunft der Erde und des Himmels, ſondern baare, klingende Münze, ſie ſind die lebendigſte Gegenwart, alle Verhältniſſe ſcheinen ihnen ganz natürlich und nothwendig, die Zufriedenheit, welche der Aufgeklärte durch ſo viele Kämpfe und Entſagungen erkauft, wächſt frei aus ihrem Herzen, ſie ſchlürfen jedes Abendroth wie den köſtlichſten Roſenchampagner hinunter, klüger als Diogenes treiben ſie ihre Philoſophie in Landhäuſern und Stadtpalläſten, und die vollkommenſte Dummheit iſt auf ein Haar die vollkommenſte Weisheit.

Blindes Glück, ruft man aus, wenn es den Schooß eines Pinſels mit ſeinen Edelſteinen und Kreuzen füllt. Sachte! Das Glück iſt keineswegs blind, ſondern es begehrt nur blinde Verehrer; es will nicht blind lieben, aber blind geliebt ſeyn. Es hat ſeine guten Gründe, wenn es an den Geiſtreichen mit leerer Hand vorübergeht, dieſelben hungern läßt, und mit den Knochen von der Tafel der Dummköpfe abfertiget. Sind ſie denn nicht immer ſtolz, hochfahrend, unzufrieden? Verlangen ſie nicht immer als gebührenden Lohn, was der Dumme händeküſſend empfängt, wollen ſie nicht recht anmaſſend, daß das Glück auf ſie ſtolz ſey, während der Dumme ſich ganz redlich nur mit ſeinem Glücke brüſtet; läugnen ſie ſich nicht immer vom Glücke weg, und ſprechen rein von Verdienſten, ſobald es einmal gutmüthig genug eine Gabe an ſie wagt? Erwerbt euch gleichfalls Demuth, Hingebung, Dankbarkeit, blinden Glauben an die Göttin, rebellirt nicht mehr im Wahne eurer Größe, ſeyd beſcheiden, thut einfältig, und Fortuna wird ihren Säckel öffnen. Sie mag die Liebe nicht theilen, und wählt daher ſehr vorſichtig gleich mancher ſchönen Dame einen leeren, getreuen Hirnkaſten.

Laſſen wir aber die heidniſche Göttin lieber ganz aus dem Spiele, und erklären, da man auf der Stufenleiter des Glückes die Talente ſtets um einige Sproſſen tiefer als die Dummen, und ſogar unter deren Handlangern ſuchen muß, dieſen Umſtand aus geſellſchaftlichen Urſachen. Die Fortſchritte, das Emporkommen, die äußere Herrlichkeit der Dummheit ſind ſo auffallend, daß ihr außerordentliches Prioritätsrecht ohne einige Cardinaltugenden nicht denkbar iſt.

1) Klugheit beſitzt ſie wohl nicht, aber dafür eine ungemeine Portion Schlauheit. In dieſer für alle gewöhnlichen Dinge mit einem mikroſkopiſchen Auge bewaffneten Schlauheit ſtecken noch andere herrliche Eigenſchaften. Dieſelbe nimmt es mit der Wahrheit und Rechtlichkeit nicht ſehr genau. Von keinen idealiſchen Anſichten verführt, ſieht ſie die Menſchen klar wie ſie ſind, ficht mit gleichen Waffen und betrügt in der Nothwehr, um nicht betrogen zu werden. Wenn ſie zehn hintergehet und nur den eigenen Betrug verſchuldet, ſo hat ſie dabei zehn Seelen gerettet, und gewiß ein gutes Werk gethan. Zugleich kommt ihr eine Art Unſichtbarkeit zu ſtatten, die ihre Schlauheit wieder in mancher Hinſicht vertritt und entſchuldigt. Niemand traut ihr nämlich große Anſprüche und Zwecke zu; von ihrem Dunkel bedeckt gelangt ſie aber ſicher zu dem unwahrſcheinlichſten Ziele, und die Geſcheidten finden dann mit Verwunderung die fette Stelle beſetzt. Sie wird alſo glücklich, weil ſie an nichts denkt, als ihr Glück, keine Koſten und Vorbereitungen anwendet, um den Thurm kunſtmäßig zu belagern, ſondern gerade daran hinaufklettert.

2) Mäßigkeit hat ſie zwar nicht im Beſitz, aber in den Erwerbsmitteln. Der Geiſtreiche ſtudirt drauf los, als bekäme er ganz Europa zu regieren, er greift nach Kriegsrecht an, ſchickt Parlamentäre und zieht ſeine Trancheen, der Dummkopf ſtudirt nur die Menſchen in ihrer Alltäglichkeit, und rückt glücklich durch das Hinterpförtchen ein. Spricht jener von den Verdienſten, die er zu erreichen denkt, ſo zittert jede Perücke für ihr wohlerworbenes Anſehen; dieſer ſchweigt, erſtaunt, lobt; lobt, erſtaunt und ſchweigt wieder. Der ſchlaue Dummkopf bewundert aus Liſt, der reine aus wirklichem Entzücken, beide ſind nur das Echo ihrer Gönner, beide beleuchten unabläſſig deren Verdienſte, können alſo füglich für Lichter gelten, die man benützen muß. Das Schweigen eines Geſcheidten hält man ſehr oft für einen malitiöſen Gedankenſtrich, das Schweigen des Dummen gilt für ein Ausrufungszeichen, es klingt wie ein Tuſch, und ſein Ja iſt gewöhnlich ächte Waare. Wenn der Dumme ſich beſcheiden beträgt, ſo erklärt es jeder für aufrichtige Tugend, bei dem Geiſtreichen muß es gleich Heuchelei ſeyn oder eine eigene Manier von Stolz; die Demuth des erſteren verſchleiert alle Entwürfe, der letztere darf nicht Nein ſagen, ohne ehrgeizige Abſichten zu verrathen, man wehrt ihn unabläſſig ab, damit er nicht über den Kopf wachſe, und plötzlich wiſcht der Dumme in ſeiner vierfüßigen Natur zwiſchen den Beinen durch.

3) Gerechtigkeit war die dritte Cardinaltugend der Alten; doch was iſt ſie gegen die Billigkeit und eine grenzenloſe Toleranz! Wozu läßt ſich die gute, gefällige Dummheit nicht herbei, wozu läßt ſie ſich nicht gebrauchen. Könnte ſie auch

Digitized by Google

nichts als zwei Augen zudrücken, wie viel liegt darin Schonung und Menſchenliebe. Die Geſcheidten ſind gleich für Alles zu gut, zu vornehm, und da ihr Geiſt denn doch nicht zu Tage liegt, daß ihn jeder greifen könnte, ſo nennt man ſie hochmüthig, aufgeblaſen, arrogant, eingebildet, eitel; die Dummheit wird überall ein williges Werkzeug, ſie kombinirt nicht, forſcht nicht, bleibt bei ihrer Ordre, kann kaum etwas verrathen, ihr iſt Alles recht, und daher iſt ſie doch voll Gerechtigkeit. Ihre geſelligen Eigenſchaften ſind kaum aufzuzählen. Sie verletzt mit keinem Widerſpruch, ſtrotzt von Tagesneuigkeiten, treibt jedes Spiel mit, hat und macht keine lange Weile, bläſt alle kleinen Intereſſen des Lebens zur hohen Wichtigkeit auf, verſteht ſich bald auf den guten Ton, und miſcht die Karten des alltäglichen Geſpräches mit unglaublicher Geſchicklichkeit, während der weiſe Mann gähnt und ſchweigt. Dieſer kann oft einen ſatyriſchen Zug, der die ganze Societät karikirt, nicht los werden, während die Dummheit ſich alle Thorheiten und Albernheiten gefallen läßt, und dadurch den Nimbus der Liebenswürdigkeit erwirbt. O ſie iſt ſehr, ſehr weltklug, ſie ſchweigt, wo der Weiſe redet, redet wo der Weiſe ſchweigt und weiter bringt es der abgeſchliffenſte Spitzbube nicht.

4) Tapferkeit iſt ein weites Wort, und faßt mehr als den martialiſchen Begriff in ſich, allein auch in letzter Bedeutung läßt ſie ſich bei der Dummheit finden, da man nach dem Sprüchwort mit ihr Wände einrennen kann. Sie ſieht keine Gefahr, und leiſtet daher phyſiſch faſt das Unmögliche, ihre körperliche Blüthe unterſtützt ſie dabei trefflich, und wenn das leibliche Wohlſeyn auf naturgemäßes Leben ſchließen läßt, ſo bewährt ſie auch hier die angeborne Philoſophie. Ueber geiſtreiche Leute kommen weit mehr Krankheiten, daher man ſchon ihre intellectuelle Beſchaffenheit für eine Abnormität, ihr Treiben für eine Art Ausſchweifung halten muß. Uebrigens gibt ſie auch moraliſch große Beweiſe von Tapferkeit. In ihren Gedanken herrſcht Oekonomie, ſie führt immer die nämlichen auf das Schlachtfeld, und beweiſet dadurch eine erſtaunliche Conſequenz. Greift ſie keine Meinung an, was ihr den Charakter der milden Duldung verleiht, ſo tritt ſie doch auch wieder kein Jota ab, und ſie eignet ſich dadurch zur beſten Leibwache der Wahrheit ſelbſt. Sie iſt aber auf eine ſehr lebenswerthe Weiſe blos tapfer für den Frieden, von ihr gehen keine Neuerungen, keine Umwälzungen aus, alles Herkömmliche läßt ſie unangetaſtet und behaglich ſetzt ſie ſich nach Gelegenheit in jedes leere Neſt, es mag nun für den Adler oder Storch gebaut ſeyn. In ihrem Phlegma erſcheint ſie ſtets dankbar, zufrieden, glücklich, man belohnt dieſe edle Beſcheidenheit, und da alle Menſchen eitel ſind, ſo erfreut es ſelbſt die Klugen, auf dem dunkeln Grund der Dummheit noch brillanter zu ſchimmern. 21.

Engliſche Gerichtsſcene.

Wenn bei dem Londoner öffentlichen Gerichte alle Abhörungen (trials) vollendet ſind, tritt der Recorder, (Gerichtsperſon, welche dem Könige die Urtheilsſprüche der Gerichtshöfe zur Beſtätigung vorlegt) in Begleitung zweier Sheriffe und der andern gewöhnlichen Autoritäten in den Gerichtsſaal, und ſpricht die Urtheile. Dieſer Augenblick iſt immer ein höchſt ergreifender, dort malt ſich auf den Geſichtern der Verurtheilten bange Erwartung, geſteigerte Furcht, Entſetzen, Bangigkeit, Reue, hier oft Gleichgültigkeit, Abſpannung, nicht ſelten dem Blödſinn gleichend, manchmal Spott, eine im Augenblicke des Todes unbezwingbare ſatiriſche Laune, ja ſogar öfters Hohn und bis zum Erſtaunen unbeugſamer Starrſinn ab: dort entquellen Thränen dem Auge, Seufzer der Bruſt — oft Stöhnen, Wehklagen — oft folgt Ohnmacht — oft bricht herzzerreißende Klage aus. Kein Zuſchauer bleibt ohne Intereſſe: hat der Menſchenfreund, Menſchenkenner, Pſycholog mit größtem Intereſſe den Verhandlungen beigewohnt, ſo werden bei dieſem Schlußakte die Gefühle aufs Höchſte geſteigert, und vorausgeſetzte Vermuthungen zu richtigen und gerechten Schlußfolgen erhoben. Ohne den Vorwurf der Sentimentalität oder der Nervenſchwäche ſich zuzuziehen, darf der Gefühlvolle die vom Mitgefühl ausgepreßte Thräne vom Auge wiſchen, eine Verurtheilung wird zu allen Zeiten Mitgefühl erregen, deſſen Gepräge auch der kälteſte Verſtand anerkennt. Bei ſolchen Scenen ſind die Anreden des Recorders von großem Intereſſe. Hier ſucht er durch Worte des Troſtes Linderung dem Schuldbewußten zu verſchaffen, dort gibt er Hoffnung auf Ausübung des edelſten Prärogativs des Königs, der Gnade: hier donnert er dem Verſtockten Worte des Tadels zu — in jeder Hinſicht iſt dieſer Theil praktiſcher Rhetorik ein ſo eigenthümlicher, daß ſie ihre Wirkung nur ſelten verfehlt, doch nehmen wir einen ſpeziellen Akt. — Bei den letzten Septemberſitzungen wurden zu Gefängniß mit Zwangsarbeit verurtheilt auf einen Monat 6 Individuen, worunter 2 Knaben, einer 11, der andere 12 J. alt; auf ſechs Wochen einer; auf zwei Monate 4 Individuen; auf drei Monate 18 Indiv., worunter 10 weibl.; auf vier Monate einer; auf ſechs Monate 23 Ind., worunter ein Jüngling von 17 J., und ein weibl.; auf 9 Mon. 3 Ind.; auf ein Jahr 9 Ind., wovon eines wegen gewaltſamen Angriffs auf ein weibl. Kind. Der Recorder fand es für nöthig, an ein weibl. Indiv. aus letzter Klaſſe eine Anrede zu halten, welche in einer Beziehung merkwürdig iſt; er bemerkt der Verurtheilten, daß ſie ihre Strafe darum zu erleiden habe, weil ſie ein gemeines Haus gemeinſter Art gehalten habe. Der Fall ſey zwar im Londoner oberſten Gerichtshof der erſte, der zum Straferkenntniß gekommen ſey; alle, die auf ähnliche Art ihr Leben fortbrächten, dürften nicht erſtaunt ſeyn, daß ſie, wenn ſie im Verdacht ſtänden, Verbrechen zu begehen, welche noch weiter, als das beſtrafte gingen, vor einer Menge Zuſchauer öffentlich abgeurtheilt und mit der gebührenden Strafe belegt würden. — Auf zwei Jahre, einer. An zwei Verurtheilte, Iſaak Norton und Samuel Poole, richtete der Recorder wieder eine eigene Anrede: „Gefangene! ihr ſeyd eines Verbrechens wegen verurtheilt, welches zu abſcheulich und eckelerregend iſt, um in einem öffentlichen Gerichtshofe genannt zu werden; obgleich ihr vorerſt nur auf zwei Jahre in Newgate zu verbleiben habt, ſo wird man ſich alle Mühe geben (und dieſe wird Erfolg haben), daß ihr einem viel ſtrengeren Gefängniſſe auf lange überliefert werdet, nemlich dem Penitentiary in Milbank,*) wohin der Staatsſekretär ſolche Verbrecher, wie ihr ſeyd, zu ſchicken die Gewalt hat.“ Norton: „Zu viel, es iſt zu viel, Mylord! Ich bin Vater von 21 Kindern, und ſehr kränklich.“ Recorder: „An Ihre Kinder hätten Sie früher denken ſollen.“ Norton: „Freilich, freilich! Allein mein Verbrechen iſt während der Verhandlung im Gerichtshofe viel zu viel übertrieben worden. Haben Sie Mitleid mit mir, ſeyen Sie barmherzig!“ Recorder (unwillig): „Ich kann Ihnen kein Mitleid, keine Barmherzigkeit ſchenken; es iſt die Abſicht des

*) Dieſes ſo eigenthümliche Gefängniß liegt unweit der Vauxhallbrücke, nicht weit von der Themse, auf dem linken Ufer derſelben, und bildet ein Octogon. Es hat den Zweck, Gefangene beiderlei Geſchlechtes aufzunehmen, die belehrt, beſchäftigt und gebeſſert werden ſollen, und unter der allerſtrengſten Aufſicht ſtehen. Sie dürfen Beſuche nur nach Erlaubniß annehmen, und ſind dabei ſcharf beaufſichtet, damit ihnen nichts zugeſteckt werden kann. Die weiblichen Gefangenen dürfen von keinem männlichen Individuum, ja nicht einmal, ohne Begleitung der Aufſeherin, vom Gouverneur des Gefängniſſes beſucht werden.

Digitized by Google

Gerichtshofes, in Zukunft bei ähnlichen Verbrechen die volle Strenge des Geſetzes in Anwendung zu bringen, ſey nun ein Capitalverbrechen (capital offence) oder ein bloßes Vergehen vorliegend (misdemeanor, Vergehen, das die Geſetze nicht benannt, und nicht mit dem Namen Felonie belegt haben)." Norton (ein Mann von bedeutendem Vermögen): „Bei Gott, das werde ich nicht überleben!" Mit dieſen Worten verließ er tiefbewegt den Antritt, auf dem die Abgeurtheilten ſtehen. — Zur Transportation auf ſieben Jahre: drei und vierzig Indlviduen, worunter 2 Knaben von 12, 2 Jünglinge von 15, einer von 18, und ein anderer von 19 Jahren; 6 weibl. Indiv., mehre mit alias oder vulgo bezeichnet, alſo Individuen, die neben ihren Familiennamen eigne Gaunernamen hatten. — Transport. auf 14 Jahre: 15 Indiv., worunter zwei Jünglinge, einer von 14, der andre von 17 Jahren; zwei Verurtheilte waren wegen zweier Verbrechen, jedes zu 7 Jahren, verurtheilt; 2 weibl. Individ.

Transport auf Lebenszeit: 6 Indiv., worunter ein weibl. — Hierauf wurde wieder ein Individuum, Heinrich Georg Thomas, beſonders vor die Schranken geſtellt und vom Recorder angeredet. Es wurde ihm zu Gemüthe geführt, daß er bereits wegen eines brutalen Angriffes auf das Leben ſeines Weibes, nud wegen der entſchiedenſten, fortgeſetzteſten Grauſamkeit zum Tode verurtheilt geweſen: man habe ſich jedoch bewogen gefunden, mildernder Umſtände willen die Todesſtrafe zu erlaſſen; obgleich nun aber drel Gefangenen das Leben geſchenkt würde, ſo ſeyen die Umſtände doch von der Art, daß die bekannle nächſte, ſchärfſte Strafe nach der Todesſtrafe bei ihm in Anwendung kommen müßte: ſtatt nach einem der gewöhnlichen Strafplätze gebracht zu werden, ſollte er an eine auſſerordentlich ſtrafende Anſtalt kommen, wo der Arbeit kein Anfhören und nicht der geringſte Verkehr mit civiliſirten Menſchen möglich ſey, ſondern wo er, unter fortgeſetzter Anſtrengung und andauernden Leiden, von allen übrigen Menſchen ausgeſchloſſen, ſein Leben hinzuſchleppen habe. — Zum Tod verurtheilt: 8 Individ., worunter eines 15 Jahre alt. Eines wegen Schriftverfälſchung (forgery), 6 wegen nächtlichen Diebſtahls mit Einbruch (burglary), eines wegen Raub (robbery). Nachdem dieſe letzten Fälle gerufen waren, redete der Recorder die Unglücklichen wieder beſonders an und, gab ihnen zu verſtehen, daß einige von ihnen wegen beſonders mildernder Umſtände auf Begnadigung zu hoffen hätten: allein er ſey nicht authoriſirt, ihnen eine ſolche Hoffnung als eine beſtimmte hinzuſtellen. Milderung könne nie eintreten, wenn ſie nicht mit öffentlicher Juſtiz übereinſtimme; beſondere Fälle, namentlich einer, erforderten unangenehme Erörterungen; es käme nun darauf an, ob, in Betracht der Gerechtigkeit gegen die Handelswelt, der öffentlichen Sicherheit des allgemeinen Verkehres und des hohen Vertrauens, welches auf den Juriſten- und Advokatenſtand geſetzt wird, der enormen Summe, welche ihrer Beſtimmung entzogen würde, in Betracht ferner der neueſten Parlamentsacte, welche auf ſolche Verbrechen die Todesſtrafe ſetzt, irgend einem der vorliegenden Fälle, namentlich dem beſonders bezeichneten, von des Königs Majeſtät Begnadigung zu Theil werde; er (der Recorder) werde nicht ermangeln, alle nur möglichen mildernden Umſtände dem Könige und deſſen Räthen vorzulegen, und erfolgte dann Gnade, ſo hätte man dieſe nur dem ſchönſten der Prärogative der Krone zu verdanken; es thäte ihm (dem Recorder) außerordentlich leid, daß ein Gentleman (d. i. ein Mann aus dem Stande der Honoratioren, namentlich der Gelehrten), in höherem Stande geboren, und zur Ausübung der Rechtsgelehrſamkeit erzogen, wohl kennend die ſchwere Strafe auf ein ſo abſcheuliches Verbrechen, vom Wege der Ehrlichkeit abgeleitet, und endlich als das verworfenſte Weſen vor die Gerichtsſchranken, um ſein Todesurtheil anzuhören, gebracht worden ſey; er wünſche übrigens nicht, die ſchmerzlichen Gefühle zu vermehren, mit welchen der Unglückliche zu kämpfen ſcheine. — Der Angeredete hatte während des ganzen Actes die Augen mit der Hand bedeckt und ſchien in eifrig ſtillem Gebete verſunken zu ſeyn, bis die Anrede an ihn beſonders gerichtet wurde. Er ſchien das Gewicht der Rede in vollem Maße zu fühlen, und weinte bitterlich, doch ohne in übermäßiges Wehklagen auszubrechen.

Gem auch Zizim genannt, Bruder Bajazets II. J. 1482.

(Hiſtoriſche Skizze.)

Wie Viele kennen den unglücklichen, durch die glänzendſten Eigenſchaften als Menſch und als Fürſt ausgezeichneten Zizim? Es dürfte die Leſer dieſer Blätter intereſſiren, die edle Geſtalt dieſes Unglücklichen, dem die Natur den Stempel der Schönheit aufgedrückt hatte, aus einem fernen Jahrhundert heraufzubeſchwören, und ihn als einen tragiſchen Heros — nur in flüchtigen Kontouren ihrem Auge vorzuführen. Gem oder Zizim, Bajazets II. Bruder, ein Porphyrogenete, machte dieſem den Thron ſtreitig. Er wurde in einer Schlacht beſiegt, ſchiffte ſich in Cilizien auf Rhodus ein, und ſuchte bei den Tempelrittern Schutz, als d'Aubuſſon Großmeiſter war. Dieſer, aus Furcht vor der ſich immer mehr ausbreitenden Macht Bajazets, ſchickte ihn nach Auvergne in Frankreich in eine ihrer Kommanderien, um ihn dort ſorgfältig bewachen zu laſſen. Bajazeth bot ihm alle Schätze an, um ſeinen Bruder, in welchem er einen mächtigen Nebenbuhler fürchtete, zurückzubekommen. Man gab zwar den zudringlichen Bitten kein Gehör, geſtattete aber auch dem unglücklichen Flüchtling nicht, nach Egypten zum berühmten Sultan Kaït-Bey ſich zu begeben, der ſich alle Mühe gab, ihn gegen Bajazeth als Feldherrn zu gewinnen, denn Zizim war ein großes Kriegertalent, fürchterlich in der Schlacht, nnd ſein Antlitz allein vermochte es, Tauſende zu entflammen, und ſein Wort wirkte, wie das eines Propheten! — Mathias Corvinus vou Ungarn, König Ferdinand von Arragonien und Ferdinand von Neapel verlangten ihn vergebens. Papſt Sixtus IV. ſchrieb an den Großmeiſter in Rhodus und an König Ludwig XI., und forderte ſie auf, Gem ja nicht dahin gehen zu laſſen, wohin er ſo dringend gerufen wurde. Papſt Innozenz VIII. verweigerte ihn nicht minder, nachdem er einmal im Beſitze Gem's war, und begehrte, ihn für ſich ſelbſt nnter dem Vorwande der zu erwartenden, großen Chriſten-Liga gegen die Türken. Bajazet verſuchte Gem's Auslieferung durch Karl VIII. gegen den Beſitz des gelobten Landes zu erwirken — allein ohne Erfolg, denn nicht die ſeidene Schnur war die Kataſtrophe eines ſo peinvollen Lebens.

Als Gem aus Auvergne nach Rom kam (König Ludwig XI. empfing jährlich ein rundes Sümmchen von 40,000 Dukaten von Bajazet — als Penſion für den ſorgfältig bewachten Bruder), hielt er feierlichen Einzug. Die Bevölkerung Roms umwogte den herrlichen Mann, als er auf ſeinem Araber, hoch nnd ſtattlich anzuſchauen, durch die Straſſen der hohen Roma zog. Zufällig befand ſich der Geſandte des Kaït-Bey von Aegypten — Daut, in Rom, um gegen Bajazet ein Bündniß anzuknüpfen. Er drängte ſich durch die brauſenden Volksmaſſen, bis es ihm gelang, bis zu Zizim vorzudringen, der im muſelmänniſchen Coſtüme heiter um ſich blickte und die Huldigungen hinnahm, die ſeiner Schönheit, ſeinem Schickſale und ſeinen Tugenden galten. Daut faßte ſeine

Digitized by Google

Hand, benetzte ſie mit Thränen und küßte das Gewand des edlen Porphyrogeneten. Das Herz ſchlug ihm vor Freude und Hoffnung; dieſer hoffte den Beſitz des gewünſchten Feldherrn, jener die ſo heiß erſehnte Freiheit! Zizim erwiederte mit warmem Händedruck die Huldigungen des Abgeſandten des Kaït-Bey, und flößte ihm Muth nnd Hoffnung ein. Die Römerinnen freuten ſich, als ſie ſeine ſchönen Lippen in Bewegung ſahen, als ſie das Elfenbein ſeiner Zähne bemerkten. Der Papſt hatte ihn ſchon in ſeinem Palaſte erwartet. Er ſaß, von den Kardinälen umgeben, auf ſeinem Throne. Zizim, begleitet von mehrern Großen, trat ein und ſchritt auf den Kirchenfürſten zu. Man machte ihn aufmerkſam, daß man vor demſelben nur entblößten Hauptes erſcheinen dürfe. Er achtete der Mahnung nicht und erwiederte: ich bin Muſelmann! Man ließ ihn gewähren. Er ſtieg mit fürſtlichem Anſtande die Thronſtufen hinan, neigte ſich vor dem Papſte, und küßte ihm die rechte Schulter. Er drückte ſeine kindlichen Dankgefühle vor dem heiligen Vater in ſchön geordneter Rede aus und war ſeelig im Genuſſe der vermeintlichen Freiheit, denn er glaubte nicht, daß Rom ein zweites Auvergne werde!

A. B — l.

Literariſche Ueberſichten.*)

Von K. R.

I.

Die literariſche Ausbeute des abgelaufenen Jahrs war nicht eben der Menge, wohl aber dem innern Gehalte nach reich. Wir ſind ein gutes Stück geiſtiger Arbeit vorwärts gekommen. Neue Kräfte regen ſich, oder auf alte, der Nation lieb gewordene Erinnerungen fällt ein helleres Licht. Nennen wir in letzterer Beziehung zuerſt Eckermanns Geſpräche mit Göthe. Eine Reihe von Jahren hindurch war Eckermann, erſt im reiferen Alter den Studien zugeführt, Göthes Privatſekretär, und als ſolcher mit ſeinem ganzen Vertrauen beehrt; behülflich ihm bei der Herausgabe ſeiner Werke, ſeiner Denk- und Geſinnungsweiſe faſt mit Aufopferung eigener Selbſtſtändigkeit ergeben, glücklich, jedes Wort von ſeinen Lippen zu haſchen, bei allen Unterhaltungen fremder Beſuchender gegenwärtig, — ſo ſah ſich Eckermann im Stande, ein treues Lebens- und Geiſtesbild aus Göthes letzten Jahren, bis zum Augenblick, wo er von uns ſchied, zu entwerfen. Nach den wenigen Jahren ſeines Hingangs: wie Viele hatten ihn nicht den Ihrigen genannt? Aber der alte Göthe gehörte Keinem ausſchließlich. Weder Tieckiſcher Weihrauch konnte ihn für ſich gewinnen, noch die fromme Sentimentalität Göſchels, noch die Philoſophen, wie ſie auch aus dem Borne ſeiner Dichtungen das Bächlein ihrer Weisheit und die Formeln ihrer glänzenden Syſteme hergeleitet zu haben vorgeben mochten; und wenn Einer noch an Göthes Grabe verſicherte, „Deutſchland ſey nicht verwaiſt geweſen, ſo lange derſelbe lebte,“ Göthe durchſchaute und ſtrafte ihn, der ſich ſelbſt zu verläugnen und aufzugeben begann. Es iſt wunderwürdig, Göthe behielt ſein klares Geiſtesauge bis an das hohe Greiſenalter hinauf; er war in dieſen letzten Jahren noch ein heller Spiegel aller Regungen und Richtungen der Zeit; ja ſein Blick gewann nur immer weitern Horizont; Deutſchlands und Frankreichs und Englands (Byron), ſelbſt Italiens Genien (Manzoni), rückten unter ſeiner gewaltigen Aegide immer näher aneinander. Er war ein Mittelpunkt, um den ſich alle Trefflichen gerne reihten. — So freundlicher Lebensabend des Dichters tritt uns in Eckermanns Geſprächen entgegen.

Varnhagen, unter den Mitlebenden wohl derjenige, deſſen literariſches Wirken ſich Göthe'n am nächſten und verwandteſten anſchließt, beſtrebt, auf einen weltbürgerlichen Standpunkt die zeitgenöſſiſche Literatur zu heben, hat uns mit einer Gallerie von Bildniſſen aus Rahels Umgang und Briefwechſel beſchenkt. Varnhagen führt in den Kreis intereſſanter Perſönlichkeiten, die ſich an ſeine Gattin, Rahel, dieſe magiſche und doch klare, durchſichtige Geſtalt der modernſten Bildung, angeſchloſſen hatten, uns ein. Wirkung und Gegenwirkung bedeutender Individualitäten, wie ſie in jenem Kreiſe ſich zeigen, konnte uns, in lebensfriſcher Wahrheit, ohne Rückhalt, den etwa nicht Zartgefühl für die Lebende gebot, nur Varnhagens Meiſterhand malen, und das Einzelne, das Markante, das Treffende daraus glänzend hervorheben. Wir ſind dem Verfaſſer doppelt zu danken verpflichtet, weil er Erinnerungen an Menſchen und Zuſtände in dieſen Bildniſſen niederlegte, die nur wenige Ueberlebende aus einer abgelaufenen Epoche in unſere Zeit herüber nahmen. Varnhagen iſt der Schöpfer einer Memoirenliteratur der Deutſchen geworden. Er fieng an, die Feder in der Hand, Menſchen zu ſtudieren, deren Perſönlichkeit oder deren Wirkungskreis ſie in einen belebtern Mittelpunkt des Daſeyns verſetzte; ſo bahnte er uns den Weg zu einem für uns neuen Fache.

Gans iſt auf dieſem guten Wege fortgegangen. Seine „Rückblicke auf Perſonen und Zuſtände“ geben dafür Zeugniß. Ein deutſcher Univerſitätsprofeſſor, der als geiſtvoller Mann und als Gelehrter ſeinem Beruf alle Ehre macht, führt uns vor, was er in der Fremde draußen während des Zeitraums von zehen Jahren Bedeutendes geſehen und erlebt hat. Er war faſt auf dem ganzen Schauplatze der neueſten, europäiſchen Geſchichte gegenwärtig; er war dreimal in Paris, zu verſchiedenen Malen in Belgien, England, in der Schweiz. Er verkehrte mit den in Wiſſenſchaft und Staatskunſt einflußreichſten Perſonen, wie Sieyes und Merlin, Chateaubriand, Broglie, Lafayette, Talleyrand, Jeremias Bentham. Sein offenes Auge, ſein weltkundiger Sinn bereitet ihm überall freundlichen Empfang. Er ſchaut in das innere Getriebe der wichtigſten Entwicklungen. Was er geſehen, und wie er es geſehen, davon macht er kein Hehl. Er iſt bei der Leiche des General Foy in Paris anweſend, er ſieht den Aufſchwung der öffentlichen Meinung nach den Julitagen und empfindet ihn zum Theil mit; das ſpätere, unglückliche Schaukelſyſtem im franzöſiſchen Kabinette erfüllt auch ihn mit Unbehagen. In London wohnt er der denkwürdigen Kammerſitzung bei vom 8. Dez. 1831, und iſt der Gaſt des alten Radikalen Bentham. In der Schweiz ſteht er mit den Notabilitäten auf gutem Fuß. Als man ſich im Sept. 1830 in den Straßen von Brüſſel ſchlug, kommt er dort an. Sein Aufenthalt in Jena fällt mit Göthes Geburtstag zuſammen. Er iſt in Weimar Zeuge des Feſtes, das der König-Dichter Ludwig von Bayern durch perſönliche Gegenwart verherrlichte.

So bedeutende Ereigniſſe und Begünſtigungen im Leben eines verhältnißmäßig jungen Mannes beweiſen uns, welchen Einfluß und welche Achtung nach Außen ſelbſt ſich Kultur und Intelligenz zu verſchaffen wiſſen. Der ſchlichte Mann empfiehlt ſich durch ſeine Ferienreiſen hochgeſtellten Perſonen durch ſeine Geiſtesbildung und den Ruf ſeiner Gelehrſamkeit. Von dieſer Seite angeſehen ſind die Memoiren des Prof. Gans ein Ereigniß. Die Macht des Geiſtes iſt die unwiderſtehlichſte. In der beſcheidenen Bürgerwohnung geboren, erhält ſie Zutritt in den Paläſten der Großen.

*) Unter dieſem Titel werden wir fortlaufend beſtimmte Gruppen literariſcher Erſcheinungen zuſammenfaſſen.

Digitized by Google

Eine vernünftige Liebe der Freiheit, welcher die Leidenſchaft der Partei, und das Verbrechen einer zerſtörenden, die Grundlagen des ſittlichen und ſtaatlichen Lebens untergrabenden Geſinnung fremd iſt, offenbart ſich in Gans überall, wenn es ſich um die Entwicklung menſchheitlicher Intereſſen handelt. Er ignorirt nicht die Fortſchritte der Zeitgeſchichte; der geiſtige Impuls, den unſere Tage erhalten haben, zu wahrhafter, aber darum geſetzlicher Freiheit, klingt in ihm wieder. Da aber, wo der laute Lärm des Tags mit den ſittlichen Ideen in Konflikt tritt, verſäumt er nie, dieſe gegen jenen geltend zu machen. Dem verroſteten Radikalismus des alten Bentham tritt er mit aller Energie des Widerſpruchs entgegen, aber er verbirgt auch nicht ſein Bedauern über die franzöſiſchen Intimidationsgeſetze. — Niemand, dem die höhern, geſchichtlichen Intereſſen des Tages am Herzen liegen, wird die Schrift des Herrn Gans unbefriedigt aus der Hand legen.

Kleine Bücherſchau.

Proſodiſches Hülfsbuch, oder von dem Sylbenmaaß, den Versarten, dem Reim u. der Deklamation im Deutſchen von J. F. v. Meyer. Zweite verbeſſerte Auflage. (195 S.) Kempten, bei Tob. Dannheimer, 1836.

Das vorliegende Werkchen iſt in acht Abſchnitte eingetheilt, als: I. Einleitung. II. Von dem Sylbenmaaß. III. Von den Füßen und Arten der Verſe überhaupt und von den antiken Versarten insbeſondere. IV. Vom Reim. V. Von den modernen u. andern Versweiſen. VI. Von den dramatiſchen Versarten insbeſondere. VII. Von der Deklamation. VIII. Vom Verhältniß des Tonſatzes zum Sylbenmaaße u. zur Deklamation. — Angehende Verskünſtler finden in dem Buche hinlängliche Belehrung. Auch möchte daſſelbe für manchen Freund der deutſchen Poeſie, der ſich über die äußere äſthetiſche Form poetiſcher Produkte belehren will, keine unwillkommene Erſcheinung ſeyn. Am brauchbarſten wird es ſich für Gymnaſialſchulen erweiſen, und gewiß auch ſeinen Weg dahin finden.

Die topographiſche Karte des Lombardiſch-Venetianiſchen Königreiches, entworfen nach aſtronomiſch-trigonometriſchen Meſſungen, und geſtochen im k. k. militäriſchen geographiſchen Inſtitute des öſterreichiſchen Generalſtabs zu Mailand.

Von dieſer großen Karte erſchien vor Kurzem die dritte Lieferung, welche aus zehn Blättern beſteht, und den größten Theil des Venetianiſchen Gouvernements darſtellt. Die einzelnen Blätter ſind mit Nr. 1, 2, 3, 4, 5 und 6 der Columne F, Nr. 4, 5, 6 der Columne G, und Nr. 4 der Col. H bezeichnet.

Nr. 1 F ſtellt den nördlichſten Theil des Gouvernements dar, nämlich einen Theil des Bezirkes von Auronzo an dem Urſprung der Piave, und einen Theil des angrenzenden Tirol, welches das Gebieth von Cortina d'Ampezzo und den Urſprung der Drave bei Toblach im Puſterthale umfaßt. — Das Blatt 2 F gibt eine Anſchauung der topographiſchen Lage der gebirgigen Belluneſiſchen Bezirke von Agordo, Pieve di Cadore und Longarone, für Geologen beſonders intereſſante Gegenden; auf der Oſtſeite ſtrömt von Norden nach Süden die Piave, die Weſtſeite nehmen die außer den Grenzen des Königreichs gelegenen, benachbarten Tiroliſchen Thäler in Umriſſen ein. — Blatt 3 F zeigt die Bezirke von Fonzaſo, Feltre, Mel, Belluno, Valdobbiatene, Serravalle, Ceneda, und Conegliano, in der Mitte die Piave; 4 F die Stadt Belluno, im nordweſtl. Winkel die Städte Baſſano und Aſola, im nordöſtl. Winkel die Piave, im ſüdweſtlichen die Brenta. Auch ſieht man hier die bedeutenden Ortſchaften Caſtelfranco und Cittadella, dann Montebelluna, Campo San Piero, Noale und Piazzola, Hauptorte eben ſo vieler Bezirke. — Blatt 5 F ſtellt Venedig, Padua und Chioggia dar, im Weſten die öſtl. Verzweigungen der Euganeiſchen Hügel, wo die berühmten Heilbäder von Abano und Monte Ortone liegen; Monſelice, Battaglia, Conſelve, Piove, Mirano, Dolo und Meſtre, Hauptorte eben ſo vieler Bezirke, die Flüſſe Brenta und Bacchiglione, und die Lagune Venedigs ſind auch auf dieſem Blatte dargeſtellt. — Blatt 6 F enthält den größten Theil der Poleſinen Rovigo's, von Weſt nach Oſt, einen Theil des Stromgebietes der Etſch und des Po, zwiſchen dieſen die Städte Rovigo und Adria, auch die Bezirke der bedeutenden Orte Loreo, Creſpino, Poleſella und Ariano; rechts vom Po iſt die Grenze gegen den Kirchenſtaat bis am Rande des Blattes, im ſüdöſtl. Winkel die Mündungen der Arme des Po di Goro und della Greeca mit noch andern Armen deſſelben Fluſſes. Im nordöſtlichen Winkel ſind die Mündungen der Etſch und der Brenta, die Häfen von Brondolo und Foſſone bildend.

Auf dem Blatte 4 G ſind die kleinen Städte Oderzo und Portogruaro, die Märkte Motta, Latiſana und S. Dona. Die Piave, der Tagliamento und einige andere Flüſſe und ſchiffbare Kanäle durchſchneiden in verſchiedenen Richtungen das dargeſtellte Gebiet, und fließen zwiſchen Dämmen durch die Maremmen von Cortelazzo, Caorle und Marano dem Meere zu. — Das Blatt 5 G macht in einem kleinen Theile des nordw. Winkels die zur Lagune Venedigs gehörige Küſtenſtrecke del Cavallino anſchaulich; der übrige Raum enthält eine Anmerkung über die Lagune Venedigs, welche nebſt einer gedrängten Beſchreibung zur Bekanntmachung ihrer verſchiedenen Eigenthümlichkeiten, auch der ſchiffbaren Communikationslinien erwahnt, welche von Venedig zum Feſtlande und zum Meere durch mehrere Häfen führen, deren Wichtigkeit angedeutet wird. — Blatt 6 G zeigt auf der weſtl. Seite die Mündungen des Po della Maeſtra und delle Tolle, im übrigen Raume iſt eine Tabelle mit den Entfernungen von der Meridiane und der Perpendiculare von Mailand, und den Höhen der vorzüglichſten, in den venetianiſchen Provinzen gelegenen und der Karte als Grundlage dienenden trigonometriſchen Punkte.

Das letzte Blatt 4 H enthält nur einen kleinen Theil des Bezirkes Latiſana, nahe am Meere, dann in Umriſſen das nahe illiriſche Küſtenland bis über das Vorgebirge Sdobba, wo die Stadt Grado und die Spuren des uralten Aquileia ſind. Der übrige Raum wird durch zwei Tabellen über die Flüſſe und Schiffahrtskanäle im Venetianiſchen Gouvernement mit den darauf bezüglichen bemerkenswertheſten Einzelnheiten ausgefüllt.

Für Abnehmer einzelner Blätter verdient noch bemerkt zu werden, daß die Blätter 3 und 4 F vereinigt, eine klare Anſicht der wechſelvollen angenehmen Hügel bieten, welche den Belluneſiſchen Bergen folgen, und den Raum von Baſſano gegen Poſſagno, Aſolo, Montebelluna, Valdobbiadene, Collalto, bis über Conegliano und Ceneda ausfüllen. Ferner gewähren die vereinigten Blätter 4, 5, 6 F, 4, 5 G, und 4 H die Ueberſicht der ganzen Venetianiſchen Küſtengegend zwiſchen den Grenzen des Po di Goro und des Hafens Buſo, ſo wie des innern Communikationsſyſtems der Lagune Venedigs mit Angabe aller, den Schiffahrern zu nützlicher Kenntniß gereichenden Meerestiefen und Ankerplätze.

Dieſe unter den Auſpizien des k. k. Generalſtabs aufgenommene

Digitized by Google

Karte vom klaſſiſchen Kriegsboden dürfte insbeſondere für den Geſchichtsforſcher und Geſchichtskenner von unberechenbarem Intereſſe und Nutzen ſeyn.

Hinſichtlich der Preiſe gelten folgende Beſtimmungen: Die ganze Karte in 42 Blättern koſtet den vor ihrer Beendung Subſcribirenden 210 öſt. Lire, das lombard. Gouvern. in 24 Blättern 135 ö. L., eben ſo viel das venet. Gouvern. in 23 Bl., worunter auch fünf dem Lombardiſchen gemeinſchaftliche. Nicht-Subſcribenten zahlen für die ganze Karte 240 ö. L.; für jedes einzelne Gouvern. 150 ö. L. Die Preiſe für die einzeln verabfolgten Blätter ſind folgende:

Für Colum. E Nr. 1, 2 jedes . . . . 3 ö. L. — Cent.
Für Colum. A Nr. 2, 3, 4, 5; Col. C 1; Col. D 1, 2, 3; Col. E 3; Col. F 1; Col. G 5, 6; Col. H 4 . . . . 5 „ „ — „
Für Col. B 2, 6; Col. C 2, 6; Col. E 2, 6; Col. G 4 . . . . 8 „ „ — „
Für Col. B 3; Col. C 3; Col. D 4, 5, 6; Col. E 4; Col. F 3 . . . . 10 „ „ 50 „
Für Col. B 4, 5; Col. C 4, 5; Col. E 5; Col. F 4, 5 . . . . 12 „ „ — „

Abnehmer von 11 Exemplaren der ganzen Karte ſowohl, als einzelner Blätter, erhalten das zwölfte Exemplar gratis.

Korreſpondenz.

△ Nürnberg, 28. März. Es iſt für uns Nüenberger die erfreulichſte Neuigkeit, die wir jedoch nicht gerne Andern mittheilen, ſondern am liebſten für uns ſelber behalten, daß endlich der Frühling zu uns eingezogen iſt, der lange genug auf ſich waeten ließ. Zeither machte uns Schneegeſtöber, Wind, Regen, Grippe und Schnupfen zu ſehr fatalen Unterhaltungsmenſchen; noch am Charfeeitage hatten wir kaltes, trocknes Wetter, wie auch Neujahr. Aber ſeitdem uns Grippe und Winter verlaſſen, gewinnt Alles ein heiteres Anſehen. Die Spaziergänge vor den Thoeen ſind belebter, der Wagenzug auf der Eiſenbahn mit dem „Pfeil" oder dem „Adler" fliegt raſcher dahin und die Zahl der Gäſte, welche nach Tivoli wandern, wied immer größer, um die letzten Tage der bald verſchwindenden Winter-Saiſon mit doppelter Luſt zu feiern. Unſer Tivoli iſt eines unſrer hauptſächlichſten Wintervergnügungen. Der Oet ſelbſt aber iſt nichts mehr und nichtsweniger als ein gut gebautes, feeundliches Dorf, in gewöhnlicher Sprache Geoßreuth genannt, das auf der Nordſeite der Stadt hinter der Burg liegt und zu welchem durch Anlagen und und eine Ebene fruchtbarer Felder der Weg führt. Da läuft nun, ſobald die Mittagsſtunde vorüber iſt, die faſhionable Welt von allen Seiten herbei, um — eine Taſſe Caffee zu trinken. Und das will bei uns viel heißen, denn was gut iſt, will aufgeſucht werden; wir trinken nun zwar in ein paar Caffeehäuſern, die wir hier beſitzen, einen mittelmäßigen, in andeen Gaſthäuſern allenfalls einen erträglichen Caffee, aber den beſten nur in der kleinen niedrigen Stube, die wir eigentlich ganz allein Tivoli nennen ſollten, denn die andern Häuſer, die herum liegen, ſind gar nicht für uns da. Der Duft des warmen Mokka-Caffees vereint ſich mit dem bläulichen Rauche der Cigareen und des Canaſters, freundliche Sonnenſtreifen fallen duech das Fenſter über die Häupter der Lieben, welche die kleine dicke Feau Wirthin täglich überſieht, zählt, und je nach Verlangen befriedigt. Die Unterhaltung wird lebhafter. An jenem Tiſche am Ofen ſitzen die ehrſamen alten und jungen Philiſter, Pfareer, Profeſſoren, Künſtler, Juriſten, Kaufleute und Privatiers, man ſpricht vom Zeitgeiſt und ſeinen Intereſſen, von Poeſie und Tabak, von Actien und Politik, von Zeitungen und Eiſenbahnen und — vom guten Caffee. An den andern Tiſchen ſitzen elegante Damen, ehrwürdige Matronen, beſcheidene Mädchen, unruhige Kinder. Man plaudert laut und immer lauter, die Lippen bewegen ſich in gleicher Schnelle mit den ſtrickenden Fingern, das Klappern der Taſſen bildet die lauten Momente in dieſer Wortfluth. Sind die Taſſen leer, ſo ſtellt man das Waſſerglas vor ſich hin, das bei keinem echten Caffeeteinker fehlen darf. Wenn einmal Herr Prof. Oertel von Ansbach zu uns kommt, ſo wollen wir ihn hieher führen; er freue ſich an ſeinen vielen Waſſerſchülern, die das Glas nur leeren, um es gleich vor dem Hauſe am friſchen Borne ſelbſt wieder zu füllen. Im kleinen Kabinetchen endlich ſitzen die ſpäter gekommenen Gäſte, oder welche ſonſt gerne in trautem Zirkel unter ſich bei ungezwungener Unterhaltung beiſammen ſitzen. Da hört man von Muſik und Theater ſprechen, dazwiſchen von Liebesintriguen und Schauſpielercabalen. Ich habe nie zugehört, kann daher von ſolchen intereſſanten Geſprächen — und iſt, was ſich um „Theater" dreht, nicht ſtets intereſſant zu nennen? — wenig berichten. — Mit dem geſtrigen Tage iſt die Bühne, nachdem ſie während der Charwoche geſchloſſen, mit dem hiſtoriſchen Schauſpiel „die Thronentſagung der Königin Chriſtine von Schweden", hiſtoriſches Schauſpiel in 3 Akten von W. Vogel (Manuſcript), — wieder eröffnet worden. Blicken wir aber etwas weiter rückwärts, ſo ſehen wir wandelnde Somnambülen und ſpringende Affen. Die „Nachtwandlerin" hat uns durch ihre weiße geſpenſtiſche Erſcheinung einen kleinen Schauer eingejagt; wir wünſchen aber, daß ſie ewig in dem Bette liegen bliebe, in welches ſie ſich auf der Bühne legt. Da hat Bellini wieder einmal einen Stoff behandelt, der dem unverdorbnen Sinne des deutſchen Publikums wohl nie recht behagen wird; welche ſcandalöſe Abgeſchmacktheiten, welche Unwahrſcheinlichkeit! Welcher Unſinn, eine Nachtwandlerin ſo ſingen und ſo angeſungen werden zu laſſen. Wir wollen aber keineswegs der Oper als ſolcher nahe treten. Der Melodienreichthum iſt hier wohl noch größer als in andern Compoſitionen dieſes Meiſters; eine liebliche Fülle herrſcht in der Inſtrumentation, freilich die Manier des Componiſten, welche ein und dieſelbe bleibt nur wiederholend, denn Bellini macht mit ſeiner Janitſcharen-Muſik gleichen Lärm — es mögen die Gallier in wilder Kriegsfeeude heranſtürmen, oder die jungen Bewohner der Schweizeralpen von ihren Sennhütten auf die glänzenden Matten herunterſteigen. Dieſe Oper erforderte eigentlich, als in iheem Element lyriſch, eine Handlung wie Weigel's Schweizerfamilie. Hr. Geißler, zu deſſen Benefiz die Oper gegeben wurde, hatte mit dieſem Stücke eine gute Einnahme gemacht, und auch wirklich in Spiel und Geſang das Publikum befeiedigt. Mehr noch loben wir Mad. Baumeiſter, deren klangeeiche angenehm modulirte Stimme ebenſo anſpricht als ihr inniges, gemüthvolles freilich etwas zu ſehr reflectirtes Spiel. Zu bedaueen war, daß die allgemein herrſchende Krankheit das Organ faſt aller Sänger etwas verſtimmt hatte; glücklicherweiſe war dies nicht bei den Stimmen im Oechester der Fall, denn dieſes war ausgezeichnet wie immer, und es iſt wirklich ein ſchöner Vorzug unſerer Bühne, daß wie ein ſo gut exerzietes, von dem Hrn. Dieektor Bach mit Umſicht und Tüchtigkeit geleitetes Orcheſter beſitzen. Wenn auch unſer Repertoire mit Neuigkeiten nicht ſo ſehr, wie anderswo überhäuft iſt, ſo laufen wir doch nicht Gefahr, durch mißfallende neue Stücke ennuyirt zu werden, und können uns an der trefflichen Ausführung guter alter Stücke ergötzen. Die Ahnfeau, die Jäger, der Brief aus Cadiz, der Platzregen als Eheprocurator, das Majorat, van Dyl's Landleben — gingen über die Bretter. Im erſtgenannten Stücke gaſtiete Dem. Keller, Eleevin des königl. Hoftheaters zu München als Bertha, eine Rolle, welche offenbae über ihre Kräfte ging, während jedoch Talent und äußeee Mittel, einſt noch Tüchtigeees zu leiſten, ihr nicht abzuſprechen iſt. Mit den „Jägern" war wirklich der Geiſt des alten Ifflands in den Darſtellern erwacht, insbeſondere gab He. Schröder, gewiß ein Schüler aus jener Schule, den Oberförſter mit ſo vortrefflichem tief duechdachten Spiel, daß wir wünſchen, einen vom Dichter ſo ſcharf gezeichneten und vom Mimen ſo gut aufgefaßten Charakter auch in den neueſten Stücken zu ſehen. — Ich habe oben einen ſpringenden Affen erwähnt. Nun, das iſt niemand anders als Hr. Kliſchnig. Man hätte nicht eben die lithographirten Stellungen dem Publikum vorher mitzutheilen gebraucht, das kommt immer zahlreich, wenn es neben den langgewohnten Menſchen auch einmal vierfüßige Künſtler zu ſehen verlangt. Unſer Theater hatte ſich lange Zeit nicht ſo gefüllt. Alles freute ſich wie „ſie Bank an Bank gedränget ſitzen, daß brechen faſt der Bühne Stützen." Es war feeilich auch ein ganz anders Publikum, als dasjenige, welches die Räume füllte, wie die Schröder-Devrient oder die Schebeſt die Funken der göttlichen Kunſt auf die entzückten Höeer ſtreute. Das aber müſſen wir Herrn Kliſchnig laſſen: er hat den Affen ſelbſt übertroffen. Man könnte faſt in Veeſuchung geathen, dieſe elaſtiſchen Sprünge, dieſe entſetzliche Vereenkung aller Glieder, dieſe unbegreiflichen Stellungen, welche glauben laſſen, Beine und Arme ſeyen nur mit Schnürchen am Körpee befeſtigt — als eine weſentliche Ergänzung deſſen anzuſehen, was bisher in den Darſtellungen der Geſchicklichkeit des menſchlichen Körpers geleiſtet worden iſt. Oefter als einmal möchten wir dieſe affenmenſchlichen Carricatueen nicht ſehen. Wer etwas ganz Ungewöhnliches ſehen will, der laſſe ſich immerhin drängen und deücken, und warte zwei volle Stunden im feſten Hauſe, bis dee berühmte Affe hereinhüpft und die Bäume hinaufklettert: das Stück ſelbſt (es heißt: der Affe und der Bräutigam, Poſſe von Neſtroy) bekommt er noch obendrein. Die Kritik ſagt ihm nichts von dieſer genialen Poſſe, denn das Stück iſt unter der Kritik, oder vielmehr die Kritik ſteht erhaben über demſelben. Neſtroy hat in jenee Poſſe alle Dummheit zuſammengedrängt, die jemals in der dramatiſchen Welt geſpuckt hat.

Berichtigung. In Nr. 13 der Biene, Seite 99, Sp. 2, Zeile 9, iſt ſtatt des Wortes „verwirren" zu leſen: „verneinen."

Digitized by Google

Die Biene
Bayeriſches
Sonntagsblatt.

1837. № 17.

Der zwanzigſte April 1809.

Der Donner rollt bei Abensberg,
Der Donner wilder Schlacht;
Da blitzt der Bayern gutes Schwert
Durch ſchwere Wolken-Nacht.
Wie jauchzt das kleine Heldenheer:
„Bravour et Bavière!“ *)

Der Kronprinz hält vor ihren Reih'n,
Um Ihn die Wetter zieh'n:
„Und muß es heut' geſtorben ſeyn,
„Es gilt für Max und Ihn!“
Der Schlachtruf dröhnt wie ſtürmend Meer:
„Bravour et Bavière!“

„Was höher unſern Muth erhebt,
„Im blut'gen Todesgraus,
„Wenn Bayern ſeine Schlachten ſchlägt,
„Wir rufen ſtolz es aus:
„Darin liegt unſer Ruhm und Ehr':“
„Bravour et Bavière!“

„Hörſt Du das kühne Loſungswort?
„Auslands verlorner Sohn!
„Es tönt durch alle Zeiten fort
„Den Feinden Schreck und Hohn.
„Mein Vaterland ſo hoch und hehr!
„Bravour et Bavière!“

Karl Wilh. Vogt.

Biographiſche Denkmale.

V. Herzog Wilhelm in Bayern.
(Fortſetzung.)

Oeſterreich hatte durch die höchſt unerwartete Wendung der Dinge in Italien nach der Schlacht von Marengo, die ſeinen Obergeneral nöthigte, ſchon am 16. Juni den Waffenſtillſtands-Vertrag von Aleſſandria abzuſchließen, und durch eine Art Kapitulation ſeinen Rückzug gegen Mantua mit der Hingabe der Siegesfrüchte des vorigen Jahres zu erkaufen, dann durch das neue Mißgeſchick des Feldzuges in Deutſchland, ſich auf einmal in die nemliche Lage zurückverſetzt geſehen, in welche es ſich zur Zeit des Friedens von Campo-Formio befand. Seine Gedanken ſchienen zum Frieden hinzuneigen. Es ſandte im Juli, wo auch der Waffenſtillſtand zu Parsdorf geſchloſſen wurde, den General Grafen St. Juli ab, um dort mit dem erſten Conſul den Frieden zu unterhandeln. Auch wurden ſchon am 28. deſſelben Monats die Friedenspräliminarien abgeſchloſſen. Allein England, deſſen See- und Handels-Intereſſe die Fortſetzung des Krieges zu Lande gegen Frankreich erheiſchte, ſetzte ſich aus allen Kräften dem Abſchluße eines Friedens entgegen, und der Wiener Hof, welcher nach ſeinem Subſidien-Vertrag mit England noch nicht frei handeln, und ohne deſſen Zuſtimmung einen Separatfrieden nicht eingehen konnte, verſagte hierauf der vom Grafen St. Julien zu Paris vorläufig abgeſchloſſenen Uebereinkunft ſeine Genehmigung. Neue Friedensvorſchläge, welche nun von Oeſterreich und England vereint gemacht wurden, ſcheiterten in Paris. Die Folge war, daß man ſich von allen Seiten aufs neue rüſtete. Da jedoch der Ablauf des Waffenſtillſtandes ſchon zu nahe war, um die nöthigen Rüſtungen zu vollenden, ſuchte Oeſterreich ihn noch einmal zu verlängern, und zwar mittels neuer durch den Grafen Lehrbach nach Paris überbrachter Friedensanträge. Der erſte Conſul forderte nun aber entweder unbedingte Annahme der mit dem General St Julien bereits abgeſchloſſenen Uebereinkunft, oder im Falle man nur eine Verlängerung der Waffenruhe erſtreben wolle, neue Vortheile für die Stellung der franzöſiſchen Heere. So kam denn für die Kriegsheere in Deutſchland die Waffenſtillſtands-Convention von Hohenlinden unterm 20. September auf 45 Tage zu Stande, vermöge welcher die drei feſten Plätze Philippsburg, Ulm und Ingolſtadt an die franzöſiſche Armee übergeben, und die Standlinien der beiderſeitigen Kriegsheere beſtimmt wurden.

Dieſe Verlängerung des Waffenſtillſtandes war für die bayeriſchen Provinzen höchſt nachtheilig, denn es war für ſie in der That nur eine Verlängerung aller Uebel und der unermeßlichen Noth, welche ſie bei der fortgeſetzten Anweſenheit zweier groſſen Armeen zu erleiden hatten. Auch war die von den Oeſterreichern bewirkte Uebergabe der Hauptfeſtung Ingolſtadt an die franzöſiſche Armee für Bayern ein außerordentlicher Verluſt, denn gleich nach ihrem Einzuge daſelbſt begannen die Franzoſen die Zerſtörung der Feſtungswerke. Deſſen ungeachtet wankte der Kurfürſt nicht in ſeinem Bunde mit dem Kaiſer, und lehnte ſtandhaft alle Anträge ab, welche ihm von dem franzöſiſchen Obergeneral Moreau zukamen, der Alles aufbot, um das Haus Bayern zu einem Separatfrieden zu bewegen, und von der öſterreichiſchen Allianz abzuziehen. Unterdeſſen führte die Uebergabe der genannten feſten Plätze dem Armeekorps des Herzogs Wilhelm in der Oberpfalz eine Vermehrung an geübten und kriegserfahrnen Truppen zu. In jedem dieſer Plätze hatten ſich bayeriſche Bataillons gemeinſchaftlich mit öſterreichiſchen in Garniſon befunden. Jenes, welches in Ingolſtadt lag, vereinigte ſich mit dem bayeriſchen Subſidienkorps, welches bei der groſſen öſterreichiſchen Armee am Inn ſtand. Aus Ulm kam die Brigade des General Bartels, noch zwei Bataillons ſtark, nach Stadt am Hof zum Reſerv-

*) Dieß war die von Napoleon gegebene Parole am Siegestage von Abensberg.

Digitized by Google

korps des Herzogs, und eben ſo wurde das in Philippsburg geſtandene erſte Bataillon vom Regiment Herzog Pius dieſem Korps zugetheilt. Durch dieſen und andern Zuwachs hatte ſich dasſelbe damals auf 15000 Mann vermehrt. Uebrigens befanden ſich im Betreff der Subſidien-Angelegenheit zwei engliſche Kommiſſäre, Obriſt Hope, und J. Wood, im Hauptquartier des Herzogs, zu welchen ſpäter noch von Seite Oeſterreichs der kaiſerliche Obriſt Prohaska kam.

Es hatten ſich zwar gegen Ende des Monats Oktober zu Lüneville neuerdings Bevollmächtigte von Seite Frankreichs und Oeſterreichs eingefunden, um dort einen förmlichen Friedenskongreß zu eröffnen, und die neuen Unterhandlungen begannen wirklich am 9. Nov. zwiſchen dem Grafen Kobenzl und Joſeph Bonaparte daſelbſt; allein es war der volle Ernſt hiezu noch nicht vorhanden, und aus Allem abzunehmen, daß nochmals neue entſcheidende Ereigniſſe durch die Waffen eintreten müßten. Nach Ablauf des für den Waffenſtillſtand feſtgeſetzten Zeitraums begann auch in den letztern Tagen des Novembers die Erneuerung der Feindſeligkeiten. Dies war nun auch der Fall in Franken, wo der franzöſiſche General Augereau über Würzburg und Schweinfurt gegen die Poſition des öſterreichiſchen Generals Simbſchen am obern Main und der Rednitz anrückte. Dieſer, aus derſelben verdrängt, zog ſich in die Stellung von Herſpruck zurück, um dem öſterreichiſchen Korps des General Klenau näher zu kommen, welches am linken Donau-Ufer zwiſchen Stadtamhof und Amberg ſtand, und durch das Korps des Herzogs Wilhelm zwiſchen Amberg, Sulzbach und Schwarzenfeld unterſtützt wurde. Eine Brigade unter dem General Grafen Nogarola hatte der Herzog bis Burglengenfeld und Regensburg vorgeſchoben, um feſten Fuß an der Donau zu behalten, und dieſen wichtigen Uebergangspunkt derſelben zu ſichern, während General Klenau von dem Oberkommando der großen öſterreichiſchen Armee am Inn, welches nun Erzherzog Johann führte, den Auftrag erhalten hatte, in Folge des damals entworfenen Operations-Planes gegen die franzöſiſche Hauptarmee unter Moreau an der Iſar, dieſer von der Donau her in den Rücken zu manövriren. Um dieſe Bewegungen zu unterſtützen, hatte der Herzog eine andere Brigade nach Kellheim beordert, und dort die hiebei befindliche Legion über die Donau gehen laſſen. Jener Operationsplan des Erzherzogs Johann, der in den erſten Tagen des Dezembers ausgeführt werden ſollte, bezweckte nichts Geringeres, als die ganze franzöſiſche Armee zwiſchen Inn und Iſar, Donau und Alpen einzuſchließen, und ihr ſelbſt den Rückzug abzuſchneiden. Allein die Schlacht von Hohenlinden am 3. Dezember vereitelte die Ausführung desſelben und die öſterreichiſche Armee mußte ſich über den Inn zurückziehen, wohin ihr die franzöſiſche folgte, und dann weiter nach Oeſterreich vorrückte. Dieſer Erfolg ſtellte nun auch die Bewegungen der öſterreichiſchen und bayeriſchen Korps an der Donau ein, und dieſe giengen in ihre vorigen Stellungen jenſeits derſelben und in der Oberpfalz zurück.

Je weiter der franzöſiſche Obergeneral Moreau nach ſeinem Uebergang über den Inn in Oeſterreich vordrang, deſto mehr mußte ihm daran gelegen ſeyn, daß ſeine Armee im Rücken gedeckt blieb, und zu dieſem Ende durch das Korps des Generals Augereau jene der Generale Simbſchen und Klenau am linken Donau-Ufer feſt gehalten würden. In dieſer Abſicht war auch Augereau auf das rechte Ufer der Rednitz vorgegangen, und hatte zwiſchen Forchheim und Nürnberg ſeine Stellung genommen. Aus der entgegengeſetzten Urſache aber beſchloſſen nun Klenau und Simbſchen eine Unternehmung gegen das franzöſiſche Korps. Von denſelben wurde bei dem Herzog auf einen abermaligen Zuſammentritt angetragen, und dort der Operationsplan über den Angriff mitgetheilt. Die Mitwirkung des bayeriſchen Korps wurde angeſprochen und zwar in einer Ausdehnung, wozu der Herzog durch die Inſtruktion vom Hofe nicht autoriſirt war. Dasſelbe hatte als urſprüngliches Landesvertheidigungs-Korps ſelbſt nach dem Vertrag nur die Verbindlichkeit zur Mitwirkung innerhalb der Grenzen des Landes. Das Zweckmäßige von der Ausführung des Entwurfes wohl einſehend, nahm es jedoch der Herzog über ſich, ſeine Bereitwilligkeit zu erklären, mittels theilweiſer Vorrückung über die Landesgrenzen, als Reſerve, die Geſammtbewegung zu unterſtützen. Zwei Tage ſpäter erhielt derſelbe von dem Kurfürſten aus Bayreuth auch die förmliche Weiſung hiezu, wovon er die im Hauptquartier anweſenden Kommiſſäre Oeſterreichs und Englands unverzüglich in Kenntniß ſetzte. Von Seite der Generale Klenau und Simbſchen hatten bereits die Bewegungen ihrer Korps gegen das franzöſiſche Armeekorps unter Augereau begonnen, jener wollte den rechten Flügel des Feindes, dieſer den linken desſelben angreifen. Zur Unterſtützung dieſer Bewegungen war der Herzog mit dem bayeriſchen Reſervekorps über Neumarkt vorgerückt, und hatte ſein Hauptquartier dorthin verlegt. Der feindliche General, ſobald er von jenen Bewegungen Kunde erhielt und die jenſeitigen Abſichten erkannte, hatte alsbald ſeine Truppen zuſammengezogen, und ſeinen rechten Flügel bei Nürnberg, den linken zwiſchen Forchheim und Gräfenberg aufgeſtellt. Am 18. Dezember geſchah von den beiden öſterreichiſchen Korps der Angriff, und jener ſah ſich in Folge deſſen gezwungen, in ſeine frühere Stellung auf dem linken Ufer der Rednitz zurückzugehen. Nach einem neuen Angriff am 21. desſelben Monats mußte Augereau Nürnberg gänzlich räumen und ſich bis Baiersdorf und Forchheim zurückziehen. Ein weiterer Erfolg konnte jedoch auf dieſer Seite nicht bewirkt werden, indem die gegen Regensburg und Paſſau auf dem rechten Donau-Ufer ſtehenden 2 Diviſionen des franzöſiſchen Generals St. Suzanne den General Klenau wieder an die Donau abriefen, und General Simbſchen an die Pegnitz zurückgieng, worauf auch Augereau von neuem ſeine Stellung am rechten Ufer der Rednitz und bei Nürnberg wieder einnahm. Während der großen Fortſchritte der franzöſiſchen Hauptarmee unter Moreau war nemlich General St. Suzanne mit ſeinem zum Schutze derſelben im Rücken aufgeſtellten Armeekorps nicht unthätig geblieben. Die unter dieſem ſtehende Diviſion des Generals Souham hatte die auf dem rechten Donau-Ufer vorgeſchobenen öſterreichiſchen Truppen gezwungen, auf das linke hinüber zu gehen, und hierauf Regensburg berennt, welches von einer öſterreichiſchen Brigade unter General Walther, und einer bayeriſchen unter General Nogarola beſetzt war. Souham, welcher anfangs glaubte, die Stadt durch einen Handſtreich nehmen zu können, aber kräftig abgewieſen wurde, machte nun größere Anſtalten, um ſich derſelben zu bemächtigen; eine nachdrückliche Beſchießung ſtand derſelben bevor. Man wollte es jedoch aus Rückſicht für den Reichstag und um von der Stadt Regensburg die Zerſtörung abzuwenden, nicht aufs Aeußerſte kommen laſſen. Es wurde daher am 26. Dezember eine Kapitulation abgeſchloſſen, vermöge welcher die öſterreichiſchen und bayeriſchen Truppen nach Stadt am Hof hinüber gingen, und die franzöſiſchen Regensburg beſetzten, mit der Verbindlichkeit, der Reichsverſammlung, wie auch den Einwohnern der Stadt Schutz und Sicherheit zu gewähren. Indeß geriethen die Letzteren in neue Beängſtigung, als bald nachher von beiden Seiten fortgeſetzte feindliche Demonſtrationen ſtatt fanden, und ſie wurden nur ganz hievon befreit, als am 29. Dez. die Botſchaft von dem

Digitized by Google

Waffenſtillſtands-Vertrag ankam, welcher am 25. Dez. zu Steyer zwiſchen den beiden Hauptarmeen abgeſchloſſen worden. Ohne dieſen wären auch von Seite des Augereauiſchen Armeecorps in Franken neue Bewegungen erfolgt. Dieſer General hatte am 27. Dez. von Nürnberg aus das Vorrücken einer ſtarken Abtheilung deſſelben in die Stellungen bei Lauf und Herſpruk angeordnet, und war eben in Begriff, mit dem General St. Suzanne den Plan zu einer gemeinſchaftlichen Operation gegen die Generale Simbſchen und Klenau zu verabreden, um dieſe zum Rückzug aus der Oberpfalz nach Böhmen zu nöthigen, als auch ihm die Nachricht von der Konvention von Steyer zukam, und Waffenruhe gebot.

Bereits am 20. Dez. hatte die öſterreichiſche Hauptarmee ihren Rückzug über den Traunfluß bewirkt, und die franzöſiſche unter Moreau war derſelben nachgerückt. Das bayeriſche Subſidien-Korps war den rückgängigen Bewegungen des kaiſerlichen Heeres gefolgt, und wurde jezt beordert, das linke Donauufer bei Linz zu beſetzen. Es waren ſchon früher Unterhandlungen wegen der Rückkehr dieſes Korps nach Bayern und deſſen Vereinigung des Reſervekorps mit dem Herzogs Wilhelm bei Amberg verſucht worden, ohne jedoch einen Erfolg zu bewirken. Kurfürſt Maximilian wünſchte die Rückkehr, um daſſelbe nach dem bedeutenden Verluſt, den es in ſo vielen ruhmvoll beſtandenen Kämpfen erlitten hatte, wieder vollzählig zu machen, und auf jeden Fall in einer ſo verhängnißvollen Zeit Mittel vorzubereiten, um nach Erforderniß der Umſtände und des Augenblicks für die Selbſtſtändigkeit und das Intereſſe des bayeriſchen Staates mit Nachdruck handeln zu können. Endlich ſchien es daran zu ſeyn, daß jene Unterhandlungen zum Ziel gelangen ſollten. Erzherzog Karl war in Linz angekommen, und übernahm von ſeinem Bruder, dem Erzherzog Johann, den Oberbefehl des öſterreichiſchen Heeres. Allein dieſes war bereits ſo geſchwächt und entkräftet, daß es ſelbſt mit Anſtrengung aller ſeiner noch übrigen Kräfte nicht vermögend war, irgend etwas von dem Verlornen wieder zu erlangen. Erzherzog Karl war nach dem Verluſt der Traun-Linie überzeugt, daß unter dieſen Umſtänden nichts Beſſeres gethan werden könne, als ſo bald und ſo gut als möglich, Friede zu ſchließen, um die Monarchie vor weiterm Mißgeſchick und die Hauptſtadt vor der Ankunft des Feindes zu bewahren. Er nahm alſo nicht nur keinen Anſtand, die Heimkehr des bayeriſchen Hülfskorps zu bewilligen, ſondern unterhandelte auch alsbald mit dem franzöſiſchen Obergeneral Moreau einen allgemeinen Waffenſtillſtand, welcher auch, freilich nur unter neuen ſchweren Bürgſchaftsverſicherungen, am 25. Dezember zu Steyer abgeſchloſſen wurde, jedoch dieſesmal den Frieden zur wirklichen Folge hatte. Am 20. Dez. brach General von Zweibrücken mit den Tapferen ſeines, jezt auf eine geringe Zahl zuſammengeſchmolzenen Korps aus der Gegend von Linz auf, und ging über Paſſau nach Cham, und in die Oberpfalz, wo dieſes ſich dem Reſervkorps des Herzogs Wilhelm anſchloß. Die Friedensunterhandlungen auf dem Congreß zu Lüneville nahmen ſeit dem Eintritt des Jahres 1801 einen ſo ernſtlichen Gang, daß bereits am 9. Februar der wirkliche Abſchluß des Friedens erfolgte. In dieſem wurde bekanntlich das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten, und beſtimmt, daß die Erbfürſten für den Verluſt ihrer dort gelegenen Länder dieſſeits des Rheins entſchädigt werden ſollten. Dieſe Entſchädigung wurde durch die allgemeine Sekulariſation der geiſtlichen Stifter im deutſchen Reiche bewirkt, und ihre Ausmittlung nach den verſchiedenen Anſprüchen war die Aufgabe einer außerordentlichen Reichsdeputation, welche deren Löſung zu Regensburg unter der Vermittlung von Frankreich und Rußland beſchäftigte. Zu einer andern Zeit würde wohl dieſer erſte Akt politiſcher Umwälzung in Deutſchland größere Senſation, vielleicht ſelbſt Widerſtand erzeugt haben; aber jezt war, abgeſehen von der ſchon im Laufe des 18ten Jahrhunderts, noch mehr aber durch die franzöſiſche Revolution bewirkten Veränderung der Anſichten hinſichtlich der geiſtlichen Staaten und Stifter, nach acht Jahren des blutigſten Krieges, der bei dem Requiſitionsſyſtem des Feindes die Hülfsquellen und den Wohlſtand der deutſchen Länder größtentheils zerſtört hatte, das Bedürfniß des Friedens und die Sehnſucht nach ihm zu groß und zu allgemein, als daß er nicht ungeachtet ſeiner Opfer hätte willkommen ſeyn ſollen. Mit Anfang des Frühjahrs räumten die franzöſiſchen Heere Deutſchland, und zogen ſich über den Rhein zurück. Sobald Bayern von den Schaaren der fremden Kriegsvölker befreit war, ertheilte der Kurfürſt von Bayreuth aus, wo er während der letzten Ereigniſſe des Krieges ſeinen Aufenthalt genommen hatte, und ſich noch befand, den Befehl zum Rückmarſche ſeiner Truppen aus der Oberpfalz, wo ſie, nun ſämmtlich vereinigt, in Kantonirungen zwiſchen Amberg und Cham lagen, über die Donau nach Bayern, und Herzog Wilhelm traf als Kommandirender ſogleich die Anordnungen hiezu, wonach der Aufbruch zum Rückmarſch zu Oſtern 1801 erfolgte. Wenn übrigens dieſer Feldzug von 1800 in der Oberpfalz weder durch große oder beſondere Kriegsereigniſſe merkwürdig geworden, noch auch überhaupt das Landesvertheidigungskorps außer bei Kellheim und Regensburg zum wirklichen Kampfe gekommen iſt, ſo wird dagegen dem Herzog ohne Zweifel das gerechte Anerkenntniß gebühren, daß durch ſeine ſtandhaften Bemühungen und ſeinen erleuchteten Patriotismus unter den ſchwierigen Umſtänden jenes verhängnißvollen Zeitpunktes dem Kurfürſten nicht nur die letzten Reſte ſeiner Truppen, und die letzte Provinz ſeiner Staaten unverſehrt erhalten, ſondern auch jene in einem Stande zurückgeführt wurden, der ſonſt nur im tiefſten Frieden erzielt werden kann; denn als der Herzog bei Ablegung ſeines Kommando in München dem Kurfürſten die Standtabelle des geſammten unter ihm geſtandenen Militärs vorlegte, war der Stand des Heeres 28,821 Mann und 2468 Pferde, ſo daß nun wirklich nach Verhältniß des Landes eine Armee vorhanden war, welche inmitten des Krieges geſchaffen worden. (Fortſetzung folgt.)

Die Gefangenen Abd-el-Kaders.*)

Man erinnert ſich eines unglücklichen Ereigniſſes, welches am 12. Auguſt des vorigen Jahres auf dem Landſtriche von Arzew zwiſchen Algier und Oran vorfiel. Die franzöſiſche Brigg „le Loiret" lag in dem Hafen von Arzew vor Anker; vierzig Mann von der Equipage ſtiegen ans Land, um eine Quelle aufzuſuchen, die zwei Lieues von den Vorpoſten entfernt war. Der Kapitän der Brigg, Herr Roland de Chabert, der Fähndrich des Schiffes, Hr. v. France, der Arzt, Hr. Clinchard, und zwei Matroſen entfernten ſich einen Augenblick von der Truppe. Hr. v. France war vorausgegangen, indem er in der Verfolgung eines Rebhuns, auf das er anlegte, ſchnell durch das hohe Gras ſchritt; da ſtürzte plötzlich ein Trupp Araber aus einer Schlucht hervor, warf ſich mit verhängtem Zügel auf ihn, und forderte ihn auf, ſich zu ergeben. Statt aller Antwort faßte Hr. v. France einen der Räuber aufs Korn, und zerſchmetterte ihm durch einen Flintenſchuß die Schulter.

Sogleich wurde er umzingelt; man warf ihm einen Strick

*) Unter dieſem Titel iſt kürzlich in Paris ein Werk von dem franzöſiſchen Schiffsfähndrich, Hrn. Auguſte de France, erſchienen, der ſelbſt 5 Monate lang bei Abd-el-Kader in Gefangenſchaft war, und aus deſſen Werk wir unſern Leſern einige beſonders intereſſante Szenen hier vorführen.

Digitized by Google

um den Hals, und ein Araber, welcher das Ende dieſes Strickes hielt, befeſtigte es an ſeinen Sattelbogen, und ſprengte im vollen Galopp gegen die Gebirge. Die Genoſſen des Hrn. v. France, von den Arabern überfallen, kämpften eine Zeit lang gegen ſie mit wechſelndem Glücke. Hr. v. Chabert, welcher durch eine Kugel in der Seite verwundet, an einem Arme gequetſcht und dnrch einen Hieb des Yatagan am Haupte verletzt war, erhielt Beiſtand von den Matroſen der Equipage, und es gelang ihm, zu entfliehen, nachdem er zwei Feinde, welche ihm hitzig nachſetzten, getödtet hatte. Der Doktor Clinchard, ein kleiner und gewandter Mann, tödtete einen Araber, entkam den Halftern, die von allen Seiten nach ihm geworfen wurden, und entſchlüpfte in die Schluchten. Die beiden Matroſen wurden getödtet.

Sobald ſich der Araber, welcher Hrn. v. France über Felſen und Gebüſch mit aller Schnelligkeit eines Roſſes der Wüſte hinter ſich herſchleppte, in einer gewiſſen Entfernung von dem franzöſiſchen Poſten ſah, machte er Halt. Der ganze Trupp ſtieg zu gleicher Zeit mit ihm ab, und ſtürzte ſich mit wildem Geſchrei auf den unglücklichen Gefangenen, deſſen Glieder in Fetzen zerriſſen, von Blut und Schweiß trieften; man machte ihn von dem Strick, welcher ihn würgte, los, man band ihm die Hände auf den Rücken, ſtellte ihn aufrecht, und feſſelte ihn an den Stamm eines Palmbaums, um ihm den Kopf abzuſchneiden. Es wäre um ihn geſchehen geweſen, wenn ſich die Araber nicht um das Recht geſtritten hätten, ihn zu tödten. Aber während ſie ſich mit Wuth um ihn herum drängten, ihre Säbel ſchwangen und gräßliche Verwünſchungen gegen einander ausſtießen, erſchien ein Reiter und beſchwichtigte den Tumult; es war ein Spion von Ab-del-Kader. Er kannte Hrn. v. France, da er ihn in Arzew oft geſehen hatte, und weil er glaubte, daß Ab-del-Kader für die Perſon eines franzöſiſchen Offiziers eine große Belohnung geben würde, ſo überredete er die Araber ihren Gefangenen frei zu machen und mit ſich fort zu führen. Nun begann für Hrn. v. France eine Reihe von Leiden, deren Erzählung ſchon Schauder erregt. Nackt, bedeckt mit Blut und Staub, verzehrt von brennendem Durſt wurde er in der Mitte der Truppe, an Stricke gebunden, deren Ende mehrere Reiter hielten, mit Stockſchlägen vorwärts getrieben. Oft warf er ſich auf die Erde und flehte um den Tod, allein ſeine Henker weigerten ſich, ihn zu tödten. So oft ſie vor einem Stamm vorüberkamen, ſchrieen ſie: „kommt und ſeht den Chriſtenhund!“ und der ganze Stamm kam dann mit Freudengeſchrei herbei. Männer, Weiber, Kinder, Greiſe näherten ſich dem Gefangenen und ſpieen ihn an, man ſchoß Flintenſchüſſe vor ſeinen Ohren ab, und bedeckte ihn mit Koth und Unflath. Wenn er ſich einem Brunnen näherte, ſo trieb man ihn zurück, wenn er über einen Fluß ging, ſo wehrte man es ihm, mit der hohlen Hand Waſſer zu ſchöpfen. Bei jedem Halt band man ihn an, wie ein wildes Thier. Endlich als ſein ganzer Körper nur eine Wunde war, band man ihn auf den Rücken eines Pferdes, aber mit einer raffinirten Grauſamkeit hingen die Araber an den Knopf ſeines Sattels den Kopf eines der unglücklichen Matroſen, welche ſie bei Arzew getödtet hatten. Dieſer Kopf dünſtete einen fauligen Geruch aus; die Araber ergötzten ſich daran, ihn mit ihren Säbeln zu durchbohren, und mit ihren Yatagans in dem Gehirne zu wühlen. Am dritten Tage dieſes fürchterlichen Marſches erreichten ſie das Lager. Hr. de France wurde von Abdel-Kader gut aufgenommen. Wir führen hier ſeine erſte Zuſammenkunft mit dem Barbarenchef an, und laſſen ihn ſelbſt ſprechen.

„Das Lager Abd-el-Kaders war in einem Walde von Feigenbäumen gerade auf der Straße von Moſtaganem nach Maskara; man unterſcheidet daſelbſt noch die Geleiſe, welche die Kanonen der Franzoſen bei ihrer letzten Paſſage eingedrückt haben. Sobald wir bei dem erſten Zelte angekommen waren, ließen mich meine Führer vom Pferde ſteigen, und bald ſahen wir uns umringt von tauſend Arabern, Männern, Weibern und Kindern, welche die Luft mit verworrenem Geſchrei erfüllten; von Zeit zu Zeit unterſchied ich die Worte: „Hundsſohn! Hund von einem Chriſten! Schlagt ihm den Kopf ab!“ Das Ganze war mit Stockſchlägen und dem üblichen Anſpeien begleitet. Unterdeſſen kamen Chaous zu meiner Hilfe herbei. Sie zerſtreuten die Wilden durch Stockſchläge, doch nur mit großer Mühe gelang es ihnen, mich ihren Händen zu entreißen, und zum Zelte Abdel-Kaders zu führen, indem die Chaous um mich einen Wall mit ihren Körpern bildeten. Dieſe unmenſchliche Aufnahme flößte mir wenig Muth ein, auch fühlte ich eine gewiſſe Furcht, als ich in das Zelt trat. Aber Ab-del-Kader, der ohne Zweifel an der Bläſſe meines Geſichtes meinen Schrecken wahrnahm, deutete mir lächelnd an, mich zu ſetzen, indem er ſagte: „So lange du bei mir biſt, haſt du weder ſchlimme Behandlung noch Beleidigung zu fürchten.“ Ermuthigt durch dieſe wohlwollende Aufnahme verlangte ich zu trinken, denn ich hatte ſeit dem vorigen Abend nicht getrunken. Abd-el-Kader ließ mich ſogleich in ein Zelt, welches zur Aufbewahrung von Lebensmitteln diente, führen, dort erhielt ich eine Melone, Trauben, weißes Brod und Waſſer. Ich hatte in dem Augenblicke ein Gefühl, welches ich nie mehr zu empfinden geglaubt hätte. Die wohlwollende Aufnahme Ab-delKaders, die Verſicherung, welche er mir ſogleich gab, alles Dieſes richtete meinen niedergeſchlagenen Muth wieder empor, und erregte in mir ſüße Hoffnungen. Die Melone war ausgezeichnet, und das Waſſer friſch; ich verſchlang die Melone, und leerte einen Krug Waſſers. Mein Mahl war beendigt, ich wurde in das Zelt Abd-el-Kaders zurückgeführt. Dieſes Zelt iſt das ſchönſte im Lager, es iſt 30 Fuß lang, und 11 hoch. Es iſt innen mit Tüchern von verſchiedener Farbe ausgeſchmückt, über die, in der Mitte von Arabesken und gelben, rothen, blauen und grünen Halbmonden, Quaſten herabhängen, ähnlich denjenigen, welche in Frankreich zum Schmucke der Leichentücher dienen. Ein Vorhang von Wolle (haïck) theilt das Zelt in zwei ungleiche Hälften. Im Hintergrunde, welcher ſehr klein iſt, liegt eine Matraze, welche für die Sieſta oder zum Schlummer des Sultans beſtimmt iſt. Eine kleine hinten angebrachte Thüre iſt für die Dienerſchaft und für die Sklaven Abd-el-Kaders beſtimmt. Ben-Aboul und Ben-Faka haben das Amt vor derſelben zu wachen, und ihrem Herrn das Waſſer zu den Abwaſchungen zu reichen. Den ganzen Tag hindurch ſind die beiden Vorhänge, welche des Nachts den Vordergrund des Zeltes ſchließen, an zwei langen Stangen aufgezogen, ſo daß das Innere ganz den Blicken der Eintretenden offen ſteht. In einer Ecke liegen vier zuſammengerollte Fahnen auf der Erde, welche vier Reiter vor Abd-el-Kader hertragen, wenn er ins Feld zieht. Sie ſind von Seide. Die erſte, die Fahne der Kavallerie, iſt roth, die zweite, die der Infanterie, ein Streifen gelb zwiſchen zwei horizontalen blauen Streifen, die dritte beſteht aus zwei horizontalen Streifen, wovon der eine grün, der andere blau, die vierte iſt halb gelb, halb roth. Am Freitage, dem Ruhetage der Araber, werden ſie vor dem Zelte des Sultans ausgeſteckt. Dreißig Negerſclaven, welche die Leibwache des Sultans bilden, umgeben ſein Zelt. Sie werden niemals abgelöſt, und haben kein anderes Ruhelager, als die Erde. Ein große Anzahl von Chaous wacht beſtändig an den Eingängen, und erwartet die Befehle ihres Herrn. In dem Innern des Zeltes ſieht man ein ſehr erhöhtes Tabouret, welches mit rother Seide bedeckt iſt, und deſſen ſich Abd-el-Kader bedient, wenn er zu Pferde ſteigt. Man bemerkt ferner eine kleine, mit einem Teppich

Digitized by Google

bedeckte Matraze, auf welcher zwei Kiſſen von rother Seide liegen. An jedem Ende der Matraze iſt ein Käſtchen angebracht, zwei andere Käſtchen bilden die Rücklehne, ein Teppich bedeckt das Ganze. Dieſes iſt das Sopha Abd-el-Kaders. Die Käſtchen enthalten ſein Geld und ſeine Kleider. Ein Teppich, auf den ſich die Fremden ſetzen, iſt auf der Erde ausgebreitet.

Ich habe nun alle Geräthe und Zierrathen des Zeltes von Abd-el-Kader angeführt; ich will nun auch das Leben, den Charakter, die Sitten und Gewohnheiten dieſes Mannes, der bisher ſo wenig bekannt war, ſchildern. Nach dem, was ich bisher von ihm gehört, erwartete ich einen Barbaren, einen blutdürſtigen Tiger zu finden, der immer bereit wäre, Köpfe abſchlagen zu laſſen: meine Erwartung wurde ſehr getäuſcht.

Abd-el-Kader hat kleine nette Hände und ſehr ſchöne Füße, mit denen er die Unterhaltung bis zur Coquetterie begleitet, er wäſcht ſie beſtändig, während er dabei plaudert und auf den Kiſſen der Matrazen niedergekauert iſt; er hält ſeine Zehen zwiſchen den Fingern, und wenn ihn dieſe Stellung ermüdet, ſo ſchneidet und zwickt er ſeine Nägel mit einer Scheere ab, deren Griff von Perlmutter ſehr fein gearbeitet iſt, und die er beſtändig in den Händen hat. Er affectirt die äußerſte Einfachheit in ſeiner Kleidung, man ſieht kein Gold, keine Stickerei auf ſeinem Bernous*), er trägt ein Hemd von ſehr feiner Leinwand, deſſen Nähte mit Seidenſchnüren eingefaßt ſind, am Ende derſelben hängt eine kleine ſeidene Eichel herab. Nach dem Hemde kommt ein Haïk, und darüber hat er zwei Bernous von weiſer Wolle und noch einen von ſchwarzer Farbe geworfen. Einige ſeidene Eicheln waren die einzige Zierde, welche die Einfachheit ſeines Anzugs etwas hoben. Er trägt keine Waffen in ſeinem Gürtel, ſeine Füße ſtecken nackt in Pantoffeln; ſein Kopf iſt geſchoren, und die Bedeckung deſſelben beſteht aus drei oder vier griechiſchen Käppchen eines über das andere gezogen, auf die er die Caputze ſeines Bernous wirft.

Der Vater des Abd-el-Kader, welcher ſeit zwei Jahren todt iſt, war ein Marabut Namens Mahidin, dem ſein Reichthum, ſeine Klugheit und der Ruf ſeiner Heiligkeit einen großen Namen unter den Arabern u. einen großen Einfluß auf die Stämme erworben hatte. Er hatte zweimal die Reiſe nach Mecca gemacht, zweimal hatte er ſich vor dem Grabe des Propheten niedergeworfen. Sein Sohn begleitete ihn auf der zweiten Reiſe, ſeine zarte Jugend hinderte ihn nicht, zu ſehen, zu beobachten und zu behalten. Er konnte damals ſchon arabiſch ſchreiben und leſen, und lernte bereits italieniſch. Zurückgekehrt von ihrer frommen Pilgerfahrt gab Mahidin ſeinem Sohne Anleitung zu dem ſchweren Studium des Koran, und unterrichtete ihn zugleich in den Geſchäften.

Algier wurde erobert; ſobald die Franzoſen Frieden mit den Arabern geſchloſſen hatten, arbeitete Abd-el-Kader daran, die Stämme aufzuwiegeln, ihren religiöſen Fanatismus zu entflammen und vor Allem ihr Chef zu werden. Seine Klugheit, Thätigkeit, Tapferkeit, Geſchicklichkeit und Verſchlagenheit wieſen dem jungen Marabout bald einen eigenen Platz unter den Stämmen an. Die Araber erkannten das Uebergewicht, welches ihm ſeine natürlichen Anlagen über ſie ſicherten, an, ſie gewöhnten ſich nach und nach, ihn als ihren Chef zu betrachten; heutzutage iſt er ihr Sultan. Er iſt der einzige Mann, welcher im Stande iſt, die Araber gegen die Angriffe der Franzoſen zu behaupten. Wenn die Stämme ihn verlieren, ſo werden ſie, entmuthigt wie ſie jetzt ſchon ſind, und des Krieges müde, ſich bald der Herrſchaft der Franzoſen unterwerfen. (Schluß folgt.)

*) Ein Mantel über den Haïk; dieſer iſt eine wollene Decke überhaupt, den Arabern als einfaches Oberkleid dienend. Anm. d. Red.

Skizzen aus Paris.

III. Zur Naturgeſchichte des Bettlers.

Als Hr. Ouvrard wegen drei Millionen Schulden, die, dem Geſetz zu Folge, nach Ablauf von fünf Jahren bezahlt werden ſollten, in St. Pélagie gefangen ſaß, ſagte er: „Man „gebe mir ein Mittel, dieſe 3 Millionen in einem kürzeren „Zeitraum zu verdienen, ſo werde ich ſchon morgen frei ſeyn." In der That ein vortreffliches Argument gegen die Einkerkerung wegen Schulden. — Die Herrn Ouvrard auferlegte Strafe erwies ſich für ihn als die beſte Speculation, die er je hätte machen können, denn bekanntlich zahlte er nicht.

Mit weniger Abänderung kann dieſes Argument als Beweis dienen für die außerordentlichen Schwierigkeiten, welche jederzeit der Aufhebung der Bettelei, das heißt des Bettelns von Profeſſion, ſich entgegenſtemmen. Der Bettler von Metier wird immer ſagen: „Gebt mir ein Handwerk, das mit eben ſo „wenig Mühe ſo viel einbringt, als ich jetzt mit dem Betteln „verdiene, und ich werde es ergreifen, und dieſes aufgeben."

Wirklich gibt es nicht einen Bettler von Profeſſion, der nicht täglich drei- bis viermal ſo viel gewinnt, als der geſchickteſte Handwerker zu gewinnen vermag; und der Bettler iſt noch um ſo reicher, da ſeine Stellung ihn gewiſſer Ausgaben überhebt, die die Schicklichkeit von dem Handwerker fordert. Der Handwerker kleidet ſich anſtändig und hat eine kleine, nett eingerichtete Wohnung: der Bettler kann für einen Sous ein Nachtlager finden; er trotzt der öffentlichen Meinung im Betreff der weißen Wäſche, und trägt nur deßhalb und nur ſo viel und ſolche Kleidung, um den Verwickelungen mit der Polizei zu entgehen. Seine Beinkleider tragen die Spuren der Abgetragenheit an ſich, ſeine Schuhe ſind Ueberbleibſel ehemaliger Fußbedeckung, ſeine Weſte iſt ein halb verklungenes ſchwaches Echo eines einſt unzerriſſenen Gilets. Somit bleibt ihm für ſeinen und den Unterhalt ſeiner Familie vier- bis fünfmal mehr Geld übrig, als wie dem Handwerker, der vier- bis fünfmal mehr Bedürfniſſe hat. Daraus folgt ſonnenklar, unwiderleglich, daß der Bettler von Handwerk zehenmal reicher iſt, als wie der beſte Handwerker ſelbſt. Aber vor allem ſind diejenigen Bettler reich und vom Himmel geſegnet, die ſo glücklich ſind, ein Talent oder ein Gebrechen zu beſitzen. —

Violinſpieler oder hinkend, Springer oder blind, Sänger oder einarmig, Taſchenſpieler oder an Bein und Schenkeln Krüppel, Eiſenfreſſer oder ſchwindſüchtig, Harfen-, Clarinetten-, Guitarrenſpieler oder epileptiſch — Gaudeant bene nati! Sie ſind die Glücklichen. Und vollends die Günſtlinge des Geſchickes, welche mit ihrer Gebrechlichkeit ein neues Gewerbe betreiben können, z. B. ohne Hände und Arme mit dem Bauche, den Knieen ſchreiben, oder nur eine Art von Kopf und Unterleib, dann einen Stumpen an der Schulter haben, und mit dieſem die Drehorgel ſpielen, derlei Leute werden unfehlbar reich, ſehr reich — in Paris.

Täglich mehrmals kommen Sänger und Muſikanten in meinen Hof; jeder dieſer Bettler nimmt in der Viertelſtunde, während welcher er ſeine Talente produzirt, neun bis zehn Sous mit. — Wenn ſie täglich ſechs Stunden arbeiten, gewinnen ſie in einem Tage höchſtens 6 Franks. Wie viele Familien von Angeſtellten haben nur 1800 Franken zu verzehren?

Indeß dieſe Bettler ſind auch nicht von der höheren Klaſſe. Sie müſſen ſich ſelbſt bedienen. Aber es gibt welche, die ihre beſoldeten dienſtbaren Geiſter halten. Viele Leute leben vom Almoſen der Bettler, und verſchaffen ſich auf dieſe Weiſe eine ganz ſorgenfreie Exiſtenz. Hat ein Blinder keinen guten Hund, ſo läßt er ſich von einer alten, oder wenn er induſtriöſer iſt,

Digitized by Google

von einer jungen Frau herumführen; dieſer giebt er des Tages 20 Sous und ſonſtigen Unterhalt; das macht monatlich 60 Franks: viel mehr, als der verabſchiedete, mit Narben bedeckte Soldat vom Schlachtfeld ſich erobert hat.

Alſo iſt der Bettler der Großpenſionär der Nation; er lebt vom fortlaufenden Vorſchuß derſelben, und mitten in der beſtändigen Aufregung der angeſtrengten Thätigkeit, die jeder Andere anwendet, um ſein Leben voll Kämpfen, Unruhen und Sorgen zu friſten, iſt er der Einzige der Nichts thut, als ruhig in ſeinen Lumpen ſich ſonnen, alle Vorübergehenden zu ſeinen Sclaven, ſich zinsbar machen, für ihn arbeiten und ihm eine Steuer zahlen laſſen.

Ein Bettler, der halsbrechende Kunſtſtücke machte, ließ dabei ſein Kind fallen, und brach ihm das Bein; ſchnell hob er es auf und umarmte es voll Freude, „jetzt habe ich keine Sorge mehr für deine Zukunft,“ ſagte er zu ihm, du haſt ein gutes Handwerk in Händen. Wenn Gott dir beiſteht, wird der Verluſt deines Beines dich zum Glücke führen. —

Etwa vor drei Jahren begegnete ich Nachts gegen halb zwölf Uhr auf dem Boulevard einer Frau von ungefähr dreißig Jahren, die in einem braunen Shwal eingehüllt war. Mein Herr! redete ſie mich an, indem ſie die Hand ausſtreckte, „geben“ Sie mir etwas für mein kleines Kind, „das ich aus „Mangel an Nahrung nicht ſtillen kann.“ Ich beeilte mich ihr Unterſtützung zu geben. — Vorgeſtern begegnete ich derſelben Frau wieder, und ſie näherte ſich mir mit den Worten: „mein „Herr, geben Sie mir etwas für mein kleines Kind, das ich „aus Mangel an Nahrung nicht ſtillen kann.“ —

„Wie,“ rief ich voll Erſtaunen aus, „es trinkt noch!“ nach drei Jahren? Die Frau entfernte ſich brummend und ſchimpfend. — Vor einigen Monaten ſah man ein kleines Kind halb nackt, blau vor Kälte und weinend am Fuße eines Baumes auf dem Boulevard angebunden. Es war gewiß nicht über zwei Jahr alt; neben ihm ſtand ein Gefäß, in welches die Vorübergehenden ihre Gabe warfen. Es ſcheint, daß dieſe Spekulation von gutem Erfolge war, denn zwei Tage ſpäter ſah man überall halb nackte Kinder am Fuße der Bäume angebunden.

Gewöhnlich ſagt man vom Landmanne, deſſen Kinder beim Pflug, bei der Senſe, in der Ernte und Weinleſe Hand mit anlegen müſſen, die Kinder ſeyen ſein Reichthum. Dieſer Spruch läßt ſich viel beſſer auf den armen Bettler als auf den armen Landmann anwenden, der Arme betrachtet Kinder, wie ein gutes Mittel zur Spekulation, die ihm über alles gilt. — Wenn die Frau eines Bettlers ein Ungeheuer zur Welt brächte, würde er zu ihr ſagen: „Die Frucht deines Leibes iſt geſegnet.“ Hat er ſelbſt keine Kinder, ſo leiht er ſich welche um Geld, und zwar je theuerer, je bläſſer, gebrechlicher, leidender, unglücklicher ſie ausſehen; er zahlt dann gerne von zehn Sous bis zu drei Franken den Tag, aber dann muß auch das Kind, wenn es ihm mehr als 3 Franken einbringen ſoll, ſchon halb todt ſeyn; entleiht er aber einen ganzen Kinderſegen, ſo bekömmt er wohl auch eines umſonſt darein, — kurz: der Bettler in Paris verſteht ſich ſo gut auf ſein Geſchäft, und ſpekulirt ſo gut auf Schwanken und Fallen der Geſundheit, zumal der Kinder, wie Hr. von R. à la Hausse oder à la Baisse der Staatspapiere der ganzen Welt.

Literariſche Ueberſichten.

Von K. R.

III.

Dieſe Ueberſichten, davon ich nun die dritte Fortſetzung liefere, wollen den Standpunkt der neueſten Literatur im Allgemeinen, beſonders aber der deutſchen, wie ſie ſeit etwa zehn Jahren, vielen ihrer Freunde und Pfleger vielleicht unbewußt, ein neues Stadium betritt, in leichten Zügen entwerfen. Die Emancipation aus beſchränkten Formen, innerhalb welcher ſich bisher engliſcher, franzöſiſcher, deutſcher Geiſt bewegte, jeder faſt abgeſchloſſen für ſich und keine Notiz nehmend von dem andern, ſteht bevor. Die Sinnigkeit und Innigkeit deutſcher Art und Kunſt beginnt dem Auslande zu imponiren. Der Deutſche mit ſeinen geiſtigen Schätzen hat ſich eine Achtung erworben, wie er ſie nie genoß in der Geſchichte. Während mehreren europäiſchen Völkern der Tag ihres Lebens, — es ſcheint unwiederbringlich, ſich neigt, ſteht Deutſchland, das ſo viel zu tragen, zu arbeiten, zu ſinnen hatte, das es ſich ſauer werden laſſen mußte, zu erfahren, was ſein Ziel, ſein inneres Lebensprinzip ſey, in jugendlicher Blüthe da. Immer neues Streben, neue Luſt, neue Wege, neuer Gewinn. Aber man ſieht in der Fremde nicht nur ein, auf welche Höhe geiſtiger Entfaltung Deutſchland gediehen iſt: der Franzoſe, der Engländer will auch aus deutſchem Borne trinken; er rechnet es ſich zur Ehre an, zu ſagen: Göthe oder Hoffmann oder Schiller iſt mein Lieblingsſchriftſteller. Nicht nur nennt die Dame des Pariſer Salons Gretchen und Lotte mit einer Ehrerbietung, als erkenne ſie in ihnen einen, dem eigenen Gemüthe unerreichbaren Werth an; geiſtreiche Schriftſteller, wie z. B. George Sand (Madame Dùdevant), zeichnen nach ſolchen Vorbildern ihre zarteſten Charaktere. Und wir Deutſche, wir hätten aus ſolcher Ueberſiedelung unſers Liebſten und Theuerſten Nichts gewonnen? Das Gefühl ſolcher Anerkennung hätte uns nicht erhoben und befeuert zu neuem Tagewerk? Hätte uns nicht gemahnt, unſere Aufgabe immer ſchärfer ins Auge zu faſſen, und das, was zuvor Eigenthum Weniger war, in kurſirende Münze umzuſetzen, ſelbſt auf die Gefahr hin, die Reinheit des urſprünglichen Gepräges nach einiger Zeit abgegriffen zu ſehen? — Es werden höhere Genien kommen, und werden uns Höheres lehren. — Wir ſollten bei freundlichem Entgegenkommen der Fremde nicht jede Härte überwinden, die uns nur in uns bannte, und ſo den Blick nothwendig beſchränkte? Wir müſſen anfangen, aus Gelehrten Gebildete zu werden. Wir müſſen uns gewiſſer Genen entſchlagen, die unſern Geiſt zu ſehr nach Innen drängten, und ſeine freie Bewegung nach Außen hemmten, unſer Benehmen unſicher, platt, ſtumpf und langweilig machten. Aber die Aufgabe iſt keine geringe. Mit den Genen wollen wir den ſittlichen Geiſt nicht in die Schanze ſchlagen, wir würden ſonſt gerade des Eigenthümlichen, des Weltgeſchichtlichen unſerer Natur uns entäußern. Weil der deutſche Geiſt ein tieferer, zugleich ein ſittlicher iſt, hat er ſo lange gebraucht, ſich in ſich zu ergründen, und der Formen Meiſter zu werden, die ſich ſeiner Bewegung und Ausbreitung eignen. Der Leichtſinn gelangt bald zur Virtuoſität des Benehmens; aber der Tiefſinn muß auch dahin kommen, es leicht mit ſich nehmen zu können. Fichte, ein ächt deutſcher Mann, iſt wahrhaftig keine leichtfertige Natur; aber was tief in ſeinem Innern lebte, das war ihm allzeit gegenwärtig, und er wußte es zu handhaben, wenn es Noth that. Der Philoſoph ging aus ſich heraus, und ſchritt ins Leben hinein. Eine einzige Rede Fichte's hat mehr Gutes gewirkt, hat mehr Gemüther entflammt, und innere Ahnung aufgeſchloſſen, als zwanzigjähriges dumpfes Brüten anderer Philoſophen, die ihn noch bei Leibzeiten mißhandelten. Der Leſer wird kaum errathen, an wen ich dachte, als ich die Feder ergriff, Vorſtehendes zu ſchreiben. Ich wollte vom Fürſten Pückler-Muskau ſprechen. Der Name hat für unſere Gegend einen guten Klang. Der Fürſt weilte mit Liebe bei uns, und ſein Griffel zeichnete unſere lieblichen Thäler und Höhen meiſterlich.

Das Erſcheinen des Fürſten Pückler-Muskau in der

deutſchen Literaturwelt iſt für dieſe von unberechenbarer Bedeutung. Der feingebildete, kundige Mann zieht hinaus in alle Welt, beſieht ſich Menſchen und Städte, und hat den Vortheil, da Eingang zu finden, wo ſich raffinirteſte Genüſſe, überlegteſte Bildung begegnen. Er geht bei ſeines Gleichen aus und ein, und ſagt uns, was er mit ihnen geſprochen, gegeſſen, getrunken, getanzt, geſcherzt hat. Es haben wenige Menſchen ſo viel im Auslande gehört und geſehen, wie der Fürſt Pückler; und die viel gehört und geſehen, begünſtigt durch hohe Stellung, die haben es uns nicht wieder geſagt. Das Schweigen iſt ariſtokratiſcher, das Schreiben und Plaudern bürgerlicher Herkunft. Es wäre ſchon groſer Gewinn für die Literatur, daß der Fürſt in ihr buntes Treiben eingriff, mit ihren Kämpen ſelbſt eine Lanze brach; aber er führte die Eleganz, die Grazie des höhern Verkehrs in ſie ein, er überſetzte die leichtbewegliche Rede, das Compliment, das Bon mot, das Aperçu, Blitze aus dem momentanſten Zuſammentreffen lebendigen Umgangs, er überſetzte den Salon in das Buch.

In der Ferne draußen und im Umgange mit gewürfelten Leuten gilt nur der Menſch, was er iſt; ſeine zu innerſter Perſönlichkeit verſchmolzene Bildung, nicht der Ballaſt ſeines Wiſſens und ſeiner Stubengelehrſamkeit, den der Deutſche gar gerne auf ſeinem Rücken mit hinaus nimmt, oder den er glaubt nach Hauſe mitbringen zu müſſen. Nicht das Individuum ſoll reicher heimkehren, ſondern die Schätze in den Taſchen und Säcken ſeines Kopfes ſollen ſich gemehrt haben. Er will Thatſachen, er will nicht ſehen, wie er daheim auch ſieht, ſondern das Fremde will er ſehen nur unter der Perſpektive möglichſt vieler Thatſachen. Was wird aus dem Leben der Fremde? Ein Haufe von Thatſächlichkeiten; von dieſen Thatſächlichkeiten abſtrahirt, das giebt die feinen, weltkundigen, ſcharfſinnigen Bemerkungen, die unſere Reiſebeſchreibungen würzen müſſen, wenn ihre Verfaſſer glauben, daß es uns zu toll werden möchte mit all' dem geſchichtlichen Materiale, das ſie ſo freigebig bieten. Der alte Nikolai hat über Nürnberg einen mäßigen Band ſeiner Reiſebeſchreibung verfaßt, ob er ſich gleich nur 3 Tage dort aufhielt, und in manchem neueren und neueſten Werke dieſer Art hat es dieſe hiſtoriſche Nullitätenkrämerei bis zum Ecklichen getrieben. Die hiſtoriſche Tendenz mancher Reiſe bezieht ſich nicht einmal etwa auf Erforſchung, ſondern nur auf Auskramung des mitgebrachten hiſtoriſchen Stoffes, und wie gewöhnlich geſellt ſich dann noch ſolcher Bornirtheit liebanhänglich widerlichſte Eitelkeit und ennuyante Selbſtbeſchaulichkeit des Reiſenden.

Was hat der Fürſt für einen Reiſeblick? Wie verſteht er die Formen und Maße der äußeren Natur? Wie ſchaut er die Welt mit ſeinem Auge an? Wie ſchaut er den Menſchen in ihr Herz hinein? Wie iſt das, was er fühlt und ſagt, Er ſelbſt geworden? — Doch wir verſuchen unmöglich, ihn ganz zu ſchildern, wir müſſen ſeine eigene Erklärung über das, was er nicht iſt, und was er iſt, da er aus Afrika herüber, feindſelige Angriffe abzuwehren, in ein deutſches Blatt geſchickt hat, mittheilen. „Ich glaube es dem Publikum, ſagte er, das mich mit allen meinen Mängeln bisher ſo nachſichtig aufnahm, ſchuldig zu ſeyn, wenigſtens mit klaren Worten hier aufzuzeichnen, was es in meinen Schriften nicht zu finden vorausſetzen darf. 1) Es wird weniger gut dabei einſchlafen, als z. B. bei Hrn. v. Raumers klaſſiſchem Werke über England. 2) Tiefe und breite Unterſuchungen über den Geiſt und das Leben der Völker, politiſche Abhandlungen über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft Europa's und der übrigen Welttheile, oder gar eine kleine Geſchichte der Menſchheit bei Gelegenheit einer Reiſe von Stolpe nach Danzig, ſucht es hier vergebens. 3) Weder für Geographie, Naturgeſchichte, Mathematik und Sternkunde, noch Medizin, Theologie und Jurisprudenz wird es Gelegenheit finden, ſeine Kenntniſſe durch Leſung meiner Bücher ſehr zu erweitern, eben ſo wenig als in Yorick's sentimental journey. 4) Gelehrte Excerpte, aus andern Schriftſtellern entnommen und mit geringer Umgeſtaltung als eigene Waare eingeſchwärzt, wie lange Liſten abgeſchriebener Citate, muß es entbehren. 5) Ich reiſe ſogar ohne alle Inſtrumente, ausgenommen etwa zum Behuf der Küche und Toilette; alle jene ſo amüſanten Experimente alſo, als Gradbeſtimmungen auf die Minute, Höhenmeſſungen und Lagenausmittelungen der verſchiedenen Gegenſtände einer Landſchaft, z. B. mit folgender Gründlichkeit abgefaßt: „Ich erblickte den Spiegel des Sees in N. „22° O. Den weiteren Hintergrund bildet Gebirge mit Gipfeln in N. 10° O., N. 12° W. und N. 20° O. In „NO. bei O. zieht ein anderer hoher Rücken hin, und vereinzelte Kuppen ſtehen in O. 10° N., O. 20° N. und in „NO. Die Ebene krümmt ſich dort faſt gegen SW. ein. Ein „Hügelfuß ſchneidet ſie in O. bei S. ab; dann heben ſich höhere Häupter in S., — S. bei O., — SSO. und in SO. „bei S. Nahe im W. ſteigt ein waldiges Thal auf, aus dem „der Fluß nach N. ſich wendet, und N. 60° W. tritt ein „kahles Berghaupt hervor ꝛc. ꝛc." Alles dieſer Art, ſage ich, ſo verdienſtlich und erſchöpfend es auch ſeyn mag, muß ein nachſichtiges Publikum in der Regel bei mir entbehren, und ſich deßhalb anderwärts Raths erholen. 6) Selbſt über Antiquitäten darf es nur kurze Notizen und höchſtens die Beſchreibung ihres Totaleindrucks erwarten — fünfzig Seiten über den ſupponirten Stall des Augias, oder die Höhle des Nemeiſchen Löwen zu ſchreiben, und das genaue Maß jedes Säulenſtumpfes und jeder verfallenen Mauer beizubringen, wie jedes Basrelief und jede Hyeroglyphencartouche zum hundertſtenmale wiederzukäuen, iſt mir nicht gegeben. Dieß ſey genug, das Negative meiner Schriften betreffend; was bleibt aber nun des Poſitiven noch übrig? wird man fragen. Ich kann nur ganz aufrichtig darauf antworten! Wenig! Etwas Phantaſie, ein nicht ganz ſo holpriger Styl, als der mehrerer unſerer Koryphäen, einige Abentheuer, einiger Scherz, vielleicht zuweilen auch einiger Humor, gelegentliche Schilderungen der Natur und der Geſellſchaft, flüchtige Bemerkungen über Sitten, Eſſen und Trinken, vor Allem unbefangene Aufrichtigkeit und rückſichtsloſe Wahrheitsliebe, nebſt dem treu wiedergegebenen Leben eines leider nur zu originellen Individuums — das iſt Alles. Die Franzoſen haben nicht Unrecht gehabt, meinen verſchiedenartigen Erzeugniſſen den allgemeinen Namen Memoiren zu geben. Dieß ſind ſie, mein Lebensbuch, weder gelehrte Abhandlungen, noch ſelbſt Reiſebeſchreibungen, ſondern nur ein trauliches Geſchwätz am Kamin mit dem Publikum, ſo lange dieſes mich anzuhören Luſt bezeigt. Bei alle dem aber habe ich doch einen neuen, mir eigenthümlichen Genre erfunden, den man füglich den Reiſeroman betiteln könnte, und der dem Leſer geſtattet, ohne vom Lehnſtuhl aufzuſtehen, noch ſeinen Schlafrock anzuziehen, allerlei Anmuthiges mit mir in fremden Ländern zu erleben, während er gemächlich ſeinen Kaffee ſchlürft, oder ſeine Pfeife raucht, und das Commodum genießt, ohne das Incommodum gleichfalls mit mir theilen zu müſſen. Und trotz dieſer Verwandtſchaft mit dem Roman findet er dennoch immer einen nicht imaginairen, ſondern wirklichen Untergrund, und den Reiſebeſchreiber, wo dieſer als ſolcher auftritt, nie anders als wahr. Wenn nun, nach dieſem, größtentheils wenigſtens, ſehr demüthigen Geſtändniß, die Deutſchen dennoch fortfahren, mich zu leſen, ſo kann ich nichts dafür, und ich bitte die Recenſenten

Digitized by Google

im Solde des Berliner Tugendbundes in dieſem Falle mir einen Umſtand zu verzeihen, der mich zwar weniger verdrießt als ſie, aber in Wahrheit nicht weniger verwundert. Ich kehre jetzt, wie das Fiſchlein ins Waſſer, in mein angebornes, zuweilen vielleicht ſeichtes, aber doch immer flüſſiges Element zurück, und ſchwimme harmlos weiter.“

So weit der Fürſt. Was uns zu dem, was er von ſich ohne Scheu und Schminke ausſagt, wohlthut, iſt, daß wir an ihm eine in ſich fertige, vollkommen abgeſchloſſene Perſönlichkeit haben. Trotz aller Bizarrerien, die bei ihm unterlaufen, iſt er ein Mann aus Einem Guſſe, ein Mann, der's mit tauſend Halbheiten aufnimmt, weil er in ſich geſeſtet daſteht, weil er allen Wiſſensballaſt, den uns die Welt aufdringt, zu innerſter Perſönlichkeit umgeſetzt hat. Daher die Sicherheit ſeines Auges, das Schnelle und Beſtimmte ſeines Urtheils, daher das Impoſante ſeiner Erſcheinung auch vor Menſchen, die eine weit gedrungenere Perſönlichkeit, als die Abendländer im Allgemeinen beſitzen, morgenländiſche Große und Fürſten, denen das „Ἕλληνες ἀεὶ παῖδες“ *) noch aus der Seele geſprochen iſt. — Solche Männer, wie den Fürſten Pükler Muskau, muß die Nation werth halten, denn ſie ſind Mittelglieder des geiſtigen Weltverkehrs, ſie ſind mehr als europäiſche Namen.

Korreſpondenz.

△ Nürnberg, 15. April. Ich habe in meinem frühern Berichte einen muſikaliſchen Genuß zu erwähnen vergeſſen, der ebenſo zur Feier eines chriſtlichen Feſtes einen würdigen Schluß machte, als er einen Beweis unſerer im Gebiete der höhern Tonkunſt nicht nachläſſigen Beſtrebungen gibt. Am Charfreitage erfreute uns Herr Cantor Köhler mit Aufführung des Oratoriums von Graun „der Tod Jeſu“, jenes erhabenen Werkes, das in früherer Zeit oft die Herzen zum Göttlichen erhob, darum mit Recht auf's Neue der gänzlichen Vergeſſenheit entzogen wurde. Die Aufführung der Compoſition in der grandioſen Einfachheit der Originalpartitur gab unſerer hieſigen Geſangſchule Gelegenheit, von den unter ihrem obengenannten Lehrer gemachten Fortſchritten eine Probe abzulegen; denn außer mehreren mitwirkenden geſangkundigen Dilettanten waren nur die Schüler und Schülerinnen jener Anſtalt thätig; nicht nur die Chöre, insbeſondere die ſo mild erklingenden Choräle, waren ſehr gelungene Partieen, ſondern auch die Solopartieen, ſelbſt die Soprangeſänge zweier jugendlichen Sängerinnen, befriedigten das ſehr zahlreich verſammelte Publikum. Das letztere zeigte, daß es nicht blos für die grotesken Sprünge eines menſchlichen Affen Sinn und Theilnahme habe. Ja, jene Paſſionsmuſik hat mehr angezogen, als die Klänge der fröhlichen Ballmuſik à la Strauss, welche acht Tage nachher in dem nämlichen Saale ertönten. Leider kam Herr Cramer mit ſeiner „muſikaliſchen Abendunterhaltung mit Tanz“ etwas zu ſpät; vielleicht konnte er aber in der Carnevalszeit, wegen der ſich drängenden Bälle, ſich nicht hervorwagen. Die ganze Einrichtung war trefflich und geſchmackvoll. Einer großen Ouverture folgte der berühmte „Strauß von Strauß“. Dieſe, wie die folgenden neuſten Tanz-Piecen, wurden von unſerem Orcheſter mit einer ſolchen Präziſion und Rundung vorgetragen, wobei nichts geſpart wurde, die Muſik des Herrn Strauß auf's genaueſte nachzuahmen, daß auch Nichttänzer dies bewunderten, und ſich lebhaft in die Stunden zurückgeſetzt fühlten, in welchen der berühmte Walzerkönig ſelbſt in dieſem Saale den Zauberbogen führte. — Unſere diesjährige Oſtermeſſe iſt nun zu Ende und Käufer wie Verkäufer ſcheinen mit den gemachten Geſchäften zufrieden zu ſeyn; die im Allgemeinen günſtige Witterung hat viel dazu beigetragen, denn wer wollte bei Regen oder Schnee auf dem naſſen Sandboden ſich die Füße verkälten? Es wäre im Intereſſe der Verkäufer, die ſtädtiſche Behörde zu bewegen, den Meßplatz (unſere bekannte Pegnitz-Inſel Schütt) pflaſtern zu laſſen; der Grippe und dem Katarrh würde dadurch zugleich der Boden ihrer fatalen Wirkſamkeit entzogen. Die Zahl der Ausſchnittwaarenhändler war ſehr bedeutend; dazwiſchen fehlte nicht der lockende „gänzliche Ausverkauf“ oder „unerhört wohlfeile Preiſe“ oder „Verkauf zum Fabrikpreiſe“. Wie ſchon früher, zog auch dießmal die Bude mit den Bernſteinwaaren ſehr an. Artikel des Luxus und der Toilette ſind aus dieſem ſchönen Material ſo ſauber und nett gearbeitet, daß ſie manches bisher aus Eiſenguß Verfertigte verdrängen würden, wenn die etwas hohen Preiſe es möglich machten, die Liebe zu dem neuen Schmuck recht zu befriedigen. Die Aehnlichkeit des Bernſteins mit Edelſteinen und das leichte Gewicht der glänzend gelben Kleinigkeiten, wird dieſe immer mehr in Mode bringen. — Wir haben hier große Theaterhoffnungen. Der Tenoriſt Wild wird auf ſeiner Reiſe nach Petersburg hier erwartet; eigentlich ſollte er ſchon längſt da ſeyn, die Direktion hatte ſchon ſeine Ankunft beſtimmt angezeigt; doch wurde der Künſtler, wie wir hören, von Unpäßlichkeit zurückgehalten. Man ſehnt ſich ſehr nach einer guten Opervorſtellung; denn ſolche waren uns bisher ſpärlich zugemeſſen, zumal da ſchon der vor Kurzem hier durchreiſende Sänger, Herr Dorner aus Peſth, von der Direktion nicht, wie man ſehr wünſchte, zu Gaſtſpielen gewonnen wurde; nur einigemal ſpuckte „die Nachtwandlerin“. Uebrigens fehlte es nicht an ſehr anziehenden Neuigkeiten. „Die Thronentſagung der Königin Chriſtine von Schweden“ und „der Pariſer Taugenichts“ wurden mit Beifall wiederholt gegeben. Letzteres Stück iſt von charakteriſtiſcher Zeichnung und gutem Humor; Demoiſelle Schneider gab die Titelrolle mit heiterer Gewandtheit. Der königl. Hoftänzer Herr Fridl zog als Jongleur und Hercules ein volles Haus herbei. Seine Productionen halten den beſten der bisher geſehenen, wie z. B. der Herren Rappo und Haueiſen, die Wage: dabei beſitzen ſeine körperlichen Bewegungen eine feine Rundung, ja ſelbſt bei den ſchwierigſten Stücken graziöſe Leichtigkeit. — Unſere Stadt hat zeither einigemal ein ſehr kriegeriſches Anſehen gewonnen. Der Durchmarſch eines öſterreichiſchen Regimentes brachte viel Leben in die Straßen; zahlreiche Volksmaſſen zogen vorgeſtern dem ankommenden 2. Bataillon entgegen, das durch die Menſchenfluth ſich mühſam hindurch bewegte. Die Muſik des hieſigen Linieninfanterie-Regiments (Erbgroßherzog von Heſſen) war nebſt den meiſten höhern Offizieren den neuen Gäſten entgegengekommen, und Nachmittags gab das Offizierkorps jenes Regiments den fremden Collegen eine Luſtfahrt auf der Eiſenbahn, bei welcher ebenfalls zahlreiche öſterreichiſche und bayeriſche Zuſchauer nicht fehlten. Die ſchöne Muſik der Oeſtreicher hat durch eine dem Herrn Generallieutenant v. Lamotte gebrachte Serenade auch die Gunſt des Publikums gewonnen.

*) „Die Griechen ſind immer Kinder.“

✝ Aus Rheinheſſen, 16. April. Unſtreitig eine der weiſeſten Maßregeln unſerer Staats-Regierung iſt die, welche wir in Nro. 20 des Regierungsblatts leſen, und die ſich auf Gründung eines Taubſtummen-Inſtituts in Friedberg (in der Provinz Oberheſſen) bezieht. Es beſtand wohl bisher ſchon in unſerem Rheinheſſen (zu Worms) eine derartige Anſtalt, in's Leben gerufen durch die unermüdliche Thätigkeit und Menſchenfreundlichkeit des dortigen Gymnaſial-Profeſſors und Taubſtummenlehrers Roller; dieſe konnte aber nur als Privat-Unternehmen betrachtet werden, dem es an Mitteln und Unterſtützung gebrach, obgleich nicht an gutem Willen und Fähigkeit des Unternehmers. Die Sache kam bei den Landſtänden öfter zur Sprache, und immer ward das Verdienſt des Hrn. Roller gehörig gewürdigt. Die gegenwärtige Verordnung im Regierungsblatte bringt uns endlich ein erfreuliches Reſultat. Sie beſtimmt, daß das bisherige Taubſtummen-Inſtitut des Hrn. Roller in Worms zur Staats-Anſtalt erhoben, und unter der obern Leitung ſeines vielverdienten Begründers bleiben, jedoch von Worms nach Friedberg verlegt werden ſoll, und zwar deßwegen, weil daſelbſt das evangeliſche Schullehrer- und Prediger-Seminar beſteht, und man dadurch den doppelten Zweck erreicht, durch das Zuſammenwirken dieſer verſchiedenen Anſtalten Taubſtumme zu unterrichten, und Taubſtummenlehrer heranzubilden. Dem künftigen Volks-Schullehrer, der aus dem Seminar in Friedberg hervorgeht, iſt nemlich von nun an die Verpflichtung auferlegt, bei ſeiner Prüfung auch ein beſtimmtes Wiſſen in der Methode, Taubſtumme zu unterrichten, an den Tag zu legen, und er wird in der nun erweiterten Anſtalt des Hrn. Roller Gelegenheit genug finden, ſich dieſes beſtimmte Wiſſen anzueignen. Aber auch den künftigen Predigern, die aus dem dortigen evangeliſchen Prediger-Seminar hervorgehen, liegt es ob, ſich mit dem Taubſtummen-Unterricht bekannt zu machen, auf daß ſie ſpäter in ihren praktiſchen Kreiſen dieſen Unglücklichen nützlich werden können. Uebrigens wird ſich der Taubſtummen-Unterricht in dieſer neuen Anſtalt vorzugsweiſe auf Perſonen jüngern Alters beſchränken, die entweder taub geboren ſind, oder frühzeitig das Gehör und im Gefolge auch die Sprache verloren haben. Dieſen ſoll wo möglich die Tonſprache und zu gleicher Zeit auch die gehörige geiſtige und ſittlich-religiöſe Bildung beigebracht werden. Dagegen ſind diejenigen, deren Stummheit in Blödſinn oder in fehlerhafter Beſchaffenheit der Sprachorgane beſteht, von dem Inſtitute ausgeſchloſſen. Die Unterhaltungskoſten werden aus Staats- und öffentlichen Mitteln getragen. Auch bezweckt man, ſpäter, wenn einmal tüchtige Taubſtummenlehrer in Friedberg gebildet ſind, auch für die katholiſche Confeſſion, an dem Orte, wo gegenwärtig das katholiſche Schullehrer-Seminar beſteht (zu Bensheim), eine ähnliche Anſtalt zu errichten; weßhalb ſchon jetzt die katholiſchen Seminariſten wo möglich die Anſtalt zu Friedberg zu benutzen ſuchen ſollen. Gewiß verdient die Staats-Regierung durch dieſe neue Anordnung den Dank des Landes und der Menſchenfreunde. Jeder Staats-Angehörige hat auf ihre Fürſorge Anſpruch; aber der Unglückliche, den die Natur ſchon bei der Geburt zum Leiden beſtimmt hat, hat dieſen Anſpruch in doppeltem Grade! —

Berichtigungen. In Nr. 16 der Biene, Seite 126, 2. Sp., Z. 32 iſt ſtatt „höchſte“ zu leſen „ſichtbar“, ferner Z. 54 ſtatt „jener“ zu leſen „jene“ und S. 127, Sp. 1, Z. 7, lies „treibenden“ ſtatt „trübenden“.

Digitized by Google

Die Biene
Bayeriſches
Sonntagsblatt.
1837. № 18.

Liebespein.

Ich ſtürzt' in die Wogen und theilte die Fluth,
Zu lindern des Herzens unnennbare Gluth,

Ruht' unter den Blumen im labenden Thau,
Die Lüfte umwehten mich würzig und lau,

Im Haine erklang der melodiſche Schall
Der Liebe flötenden Nachtigall;

Die Wogen, die Lüfte, der Blumen Trank
Sie labten die Glieder, das Herz blieb krank.

Und kann es geſunden? An ihrer Bruſt,
Nur in ihrem Arm wogt das Meer der Luſt,

Was das Herz erquickt, was die Gluthen ſtillt,
Was der Seele feurigſte Wünſche erfüllt,

Wenn der Kuß ihr von roſiger Lippe thaut,
Wenn mein Arm umſchließt die erglühende Braut.

Doch, wie tief auch das Meer und die Himmel wie weit,
Noch größer meine Hoffnungsloſigkeit.

Hermann Schwab.

Literariſcher Salon von und für Bayern.*)

I.

In einer beinahe mitten in unſerem Vaterlande reizend gelegenen Stadt pflegten ſich mehrere Freunde einige Mal des Monats zu verſammeln, um über Gegenſtände der Kunſt und Literatur ihre Meinungen auszutauſchen. Waren ſie auch Alle gemüthlich und beugſam: ſo repräſentirten ſie doch wieder in verſchiedenen Abſtufungen Strenge wie Billigkeit, und vermieden in ihren Urtheilen ſowohl den geſchraubten, überfeinen, Alles zerbröckelnden und doch zuletzt nur formellen Hochgeſchmack, als auch jene läſſige Genügſamkeit, die in ihrer Neigung zum Mittelmäßigen endlich den Sinn für das Große und Kräftige verliert. — Sie hatten gerade eine lebhafte Debatte über die revolutionären Bewegungen der deutſchen Literatur mit mehr oder weniger Hoffnungen oder Befürchtniſſen geſchloſſen, als Werner, eines der bejahrteren Mitglieder, das Wort nahm. — Es iſt wohl etwas unbillig, ſprach er, daß wir uns fortwährend mit ſo warmem Eifer über das Treiben und die Erzeugniſſe des Auslandes verbreiten, ohne auf die literariſchen Blüthen innerhalb der vaterländiſchen Marken auch nur einen Blick zu werfen. Sollten dieſelben etwa gar nicht verdienen, neben den Leiſtungen unſerer Nachbarn genannt, und, wenn man ſie nicht loben kann, mindeſtens mit Einſicht getadelt zu werden? Ich ſehe es euren Geſichtern ab, daß ich keine angenehme Saite angeſchlagen habe; aber ich möchte eben gerne wiſſen, was dabei euer Behagen, euren Witz, eure Rührigkeit ſo gewaltig niederſchlägt.

Ich, meines Theiles, verſetzte Baron Bergen, habe es nie ausſtehen können, wenn man den Patriotismus auch in die philanthropiſche Region der Wiſſenſchaft und Kunſt drängen, und zuletzt für jedes Städtchen, über das ein Gaukler wegſpringen kann, eigene Celebritäten haben will. Wir Deutſche ſollten uns glücklich preiſen, daß uns hinſichtlich des literariſchen Ruhmes keine Eiferſucht entzweit, und der Bayer ſeinen Tieck, Uhland, Grillparzer, Auffenberg mit gutem Gewiſſen als Landsmann verehren, und allenfalls herzlich umarmen kann. Thut es unſeren Herzen doch auch wohl, wenn uns über den Harz oder das Fichtelgebirge eine freundliche Stimme entgegen tönt.

Dieſe Bruderſchaft in Ehren gehalten, ſagte v. Haldern, können wir dennoch einen beſonderen Ehrenkranz ohne Neid und kleinliche Nebenbuhlerſchaft wünſchenswerth finden. Ein friedlicher Wettkampf der deutſchen Völker in geiſtigen Dingen wird auch dieſelben eher näher bringen, und durch Achtung und edeln Verkehr verbinden, als durch Neid und Zwietracht entfernen. Mir jagte es ſchon gar oft die Schamröthe auf die Wangen, daß unſer durch Thaten und Geſinnungen rühmliches, auf einem klaſſiſchen Boden wohnendes Volk faſt ganz leer ausgehen muß, wenn die Kronen des poetiſchen Verdienſtes ausgetheilt werden.

Das iſt allerdings unerfreulich, ſprach v. Bergen; allein unſer Unwille wird keine Talente aus der Erde ſtampfen, und noch weniger unſer gutwilliger patriotiſcher Eifer die vorhandenen ſpärlichen Verſuche in Meiſterwerke verwandeln. Vorzügliche Geiſter muß man eben als Geſchenk des Himmels in Demuth und Geduld abwarten.

An dieſes herrliche, und ſo zu ſagen, unvergängliche Geſchenk muß man vor Allem glauben, fiel Werner ein, und an dieſem Glauben fehlt es Dir, mein lieber Bergen, und den meiſten unſerer ſonſt ſo guten und toleranten Landsleute. Wir haben nun einmal die Caprice, unter einem poetiſchen Talente gleich etwas nobel Entferntes zu verſtehen, eine Exotika wie den Augapfel zu pflegen, und die heimathliche Wieſenblume gleichgültig mit dem Spazierſtocke zu köpfen. Ich will allenfalls zugeben, daß es uns an Sternen erſter Größe fehlt; allein von ſolchen Himmelslichtern, wie ihr mitunter ganz entzückt betrachtet, und mit euren äſthetiſchen Fernröhren geduldig verfolgt, obwohl euch dabei ein wenig fröſtelt, haben wir gewiß ein ganzes ſchönes Sternbild aufzuweiſen.

Und ſoll dieſe Caprice, wendete Baron Bergen ein, nicht einen Grund haben? Warum ſollten wir Bayern gerade gegen die eigenen Produktionen ein blindes Unrecht ausüben, da wir manche fremde Mittelmäßigkeit gutmüthig unter uns fortkommen ließen, und ſogar gaſtfreundlich behandelten?

*) Wir eröffnen hiermit dieſen Salon zur fortlaufenden Beſprechung aller intereſſanteren Erſcheinungen unſerer vaterländiſchen Literatur, und laden Freunde und Pfleger derſelben zu willkommenem Beſuche ein. D. Red.

Digitized by Google

Das Vorurtheil, wie der obwaltende Kaltſinn ſind nicht von heute, bemerkte von Haldern. Früher kümmerte ſich ganz Deutſchland wenig um Poeſie, und noch gilt deren wunderbare Darſtellung des Lebens in ſeiner geiſtigen Potenz Vielen blos für eine oberflächliche mehr oder weniger unnatürliche Verſchönerung der trockenen Wirklichkeit. Ausgezeichnete Talente haben zuerſt im Norden, dann auch im ſüdweſtlichen Theile unſeres großen deutſchen Vaterlandes die Empfänglichkeit entzündet, während Bayern, auch von den öſtlichen Nachbarn überflügelt, bis in die neueſten Zeiten herein, den poetiſchen Beſtrebungen nur geringe Aufmerkſamkeit ſchenkte, und deswegen auch nicht dazu ermuntern konnte. Ich zweifle um ſo weniger, daß auch in unſerem Volke die ſchönſten Anlagen verborgen liegen, da denn doch drei der herrlichſten deutſchen Geiſter, darunter der immer größer hervorglänzende Göthe, aus Süddeutſchland kamen; aber was ſoll das Talent dort thun, wo es ſich im ſchlimmen Fall vielleicht ſein Lebensglück verderben, im glücklichſten nichts nützen kann, und immer den Kränkungen geiſtloſer Gemeinheit ausgeſetzt bleiben wird.

Man ſollte in dir einen beleidigten Poeten vermuthen, ſagte Klarbach lächelnd, und ich bitte dich herzlich, aus deinem anonymen oder pſeudonymen Verſtecke hervorzubrechen, um unſere Huldigungen zu empfangen.

Spotte, immerhin fuhr Haldern fort, ich rathe jedem, den unter uns ein ungünſtig günſtiges Geſchick zum Dichter verdammte, mit irgend einem Namen in Leipzig, Berlin oder Stuttgart aufzutreten, und die Maske erſt abzulegen, wenn er als fremde Notabilität den Cordon heimathlicher Unempfänglichkeit glücklich paſſirt hat. Man wird ſich hinterher zwar die Köpfe zerbrechen, wie ein Subject von der Donau, Iſar oder dem Maine etwas Tüchtiges hervorbringen konnte, aber der lieben Conſequenz wegen die aufſteigenden Läſterungen niederſchlucken.

Ich halte die Sache nicht für ſo verzweifelt, ſprach Baron Bergen und möchte die Kälte des Publikums faſt lieber loben als verwünſchen. Iſt denn nicht die belletriſtiſche Literatur größtentheils eine ſo jammervolle zwiſchen Geiſt und Natur ſchwebende, unausſtehliche Carrikatur, daß ein Volk, dem geſegnete Wohnſitze, ein angeborner Humor, eine glückliche Sinnlichkeit noch ein poetiſches Leben gewähren, die kläglichen, unheimlichen, kalten Schattenbilder einer verkünſtelten Poeſie nothwendig unerträglich finden muß, und ſich lieber ſeinen eigenen Träumen und Genüſſen überläßt! Oft erſchien mir Bayern mit ſeinen herrlichen Alpen, Wäldern, Flüſſen wie eine rieſige Eiche, unter deren ſchirmenden Aeſten ſich ſeine Bewohner in freudiger Muße verſammeln und die ſchäumenden Becher ſich zutrinken im feierlich aufflammenden Abendrothe.

Es mag allerdings der Fall ſeyn, daß ein geſundes, friſches, genußreiches Leben in einer frohen Gegenwart die falſchen, kranken, verzärtelten Ideale ausſtößt, und durch eine willkürlich aufgebaute poetiſche Welt nichts gewinnen kann, verſetzte Werner; kräftige Naturen von einfach wahrem Gefühle, unbefangener Anſchauung, geſunder Sinnlichkeit, glücklicher Laune werden auf dem Nebelboden wie unter den lüſtigen Geſtalten eines ſolchen Theaterlebens keinen Halt und kein Behagen finden: darf aber das auch von der wahren Poeſie gelten, die in einem größeren Maßſtabe, unter rein geiſtigen Bedingungen unſer Daſeyn nicht nur erweitert, ſondern in ſeiner ganzen Tiefe erfaſſen, wie in ſeinen herrlichſten Geſtalten genießen lehrt. Wer von uns muß nicht eingeſtehen, daß er durch einen Shakſpeare, Göthe, Schiller erſt in die Bedeutung dieſes Lebens eingeweiht, mit der Würde des Menſchen vertraut, mit dem Süßeſten, was hier unſer Herz erfreut, dem Erhabenſten, was der Geiſt erhebt, bekannt wurde, wer muß nicht bekennen, daß die warme Sonne der Poeſie es war, die ihn endlich nöthigte, den letzten Philiſtermantel abzuſtreifen, und emporragend über die giftigen Niederungen aufzehrender empiriſcher Zwecke und Sorgen die reineren Lüfte einer himmliſchen Region zu athmen und die Fluren der höheren Beſtimmung zu erblicken. Wir Alle haben gewiß die für die Poeſie ſo höchſt ehrenvolle Bemerkung gemacht, daß ihre Vertrauten ſtets eine ſittliche, menſchenfreundliche Geſinnung, einen Sinn für große Thaten, edle Handlungen, einen unermüdeten Eifer für die Fortſchritte des Geiſtes, für die ſanfte Bildung des Herzens an den Tag legen und alle jene Elemente befördern, welche das Glück und die Reize unſerer geſellſchaftlichen Zuſtände begründen. Wer in Selbſtſucht roher Leidenſchaften, gemeiner Sinnlichkeit verwildert, mag der Mode wegen ſich in den Vorhöfen der Dichtkunſt herum getrieben und mit ihren Formen beſchäftigt haben; allein ihr mit einer ſittlichen Macht verbundener Geiſt iſt niemals in ſeine enge, trübe, froſtige Seele übergegangen.

Ich bitte euch auf das Inſtändigſte, rief Klarbach aus, laßt das nichtige Deklamiren, wobei alle Begriffe in eitlen Dampf aufgehen, und kehrt zu der Sache zurück, welche wir erörtern wollten. Ueber die Bedeutung und den ſchöpferiſchen Einfluß der Poeſie ſind wir alle wohl im Reinen und möchten nur über ihren ungünſtigen Zuſtand im Vaterlande, was unſer Patriot Werner, der geduldig von jedem neuen landsmänniſchen Versemacher ſich martern läßt, gewiß trefflich vermag, aufgeklärt werden.

Eine höchſt unnütze und dabei ärgerliche Mühe, wendete Werner ein, welche vielleicht gar nicht einmal auf Mittel führt, dem traurigen Uebel abzuhelfen.

Der Hülfe in dieſer großer Waſſernoth, ſagte Klarbach ſpitzig, wollen wir unſern kleinen Kreis auch gar nicht gewachſen wähnen. Welcher ſolide Troſt iſt es aber, die vorhandenen Dichter durch die Schuld des Publikums oder dieſes durch die Mängel jener zu entſühnen! Es gibt von beiden Seiten ſo viel klägliches und zürnendes Geſchrei, daß es wohl der Mühe werth iſt, ſich ein für alle Mal darüber zu entſcheiden und zu beruhigen. Viele Leute meinen, wenn ſo ein Göthe oder Schiller unter uns wäre, ſo würde es an Verehrern, an äußerem Glück und Herrlichkeit gar nicht fehlen, und erinnern ſich dabei an jenen bekannten Humoriſten, zu deſſen Bazar ſich die Münchener mit Begeiſterung drängten, und dabei ihren Hauspoeten ziemlich unzart den Rücken wieſen. Sie ſehen darin einen Beweis, daß das Publikum doch auch einige Seiten hat, wo es durch die Pfeile der Poeſie getroffen, werden kann, und berufen ſich auf die aus den Farbentöpfen des witzigen Gaſtes fortwährend gemalten Bildchen, welchen ein kleines Glück noch immer geſichert bleibt.

Ich glaube keineswegs, ſprach v. Haldern, daß der eigentliche Humor des Bazars und Horizontes mit den hundert glänzenden Schmuckſachen und zuckenden Morgen- oder Abendlichtern die Freude des Publikums veranlaßte, ſondern ſchreibe die erhaltene Gunſt lediglich den ſcharfen Geißelhieben zu, welche reichlich genug trafen und die bittre Luſt des Verlachens nährten. Die unſchuldigern Witze allein wären eben ſo erfolglos in der Luft zerplatzt, wie die ſentimentalen Ergießungen ohne Wirkung geblieben, obgleich man die Quellen nicht einmal kannte, aus welchen der Humoriſt die letzteren zu ſchöpfen beliebte. Als der verwundende, verlachende Satyr ruhen mußte, war es auch bald um den lachenden und weinenden geſchehen. Dieſe muthwilligen Spiele einer allerdings begabten

Digitized by Google

Phantaſie konnten immerhin Gefallen finden, ohne uns deswegen einen wahren Sinn für Poeſie zu beurkunden. Werner mag denn auch getroſt über die Angelegenheit ſich vernehmen laſſen.

Es wäre beſſer, verſetzte Werner, über eine Sache zu ſchweigen, die nicht einmal für die Zukunft beruhigendere Ausſichten darbietet. Gehen wir in die Vergangenheit zurück, ſo ſehen wir nach einigen Blitzen immer wieder die alte, dumpfe Nacht hereinbrechen, und wie löblich auch die Verdienſte der Wiſſenſchaft glänzen mögen, über die poetiſchen Blüthen rauſcht ſtets die räuberiſche Welle der Vergeſſenheit hin. In jener herrlichen Morgenzeit, wo im deutſchen Norden ein hinreißender Geſang nach dem andern anſtimmte, und die ſchöne Literatur eine groſe Bedeutung im geſelligen Leben gewann, waren in unſerem Vaterlande nur einige Töne zu vernehmen, die alsbald wieder verhallten. Umſonſt localiſirte die ſchwermüthige Muſe des vielſeitig begeiſterten Weſtenrieder, umſonſt ging der gewaltige Otto von Wittelsbach, umſonſt die vielbeweinte Agnes Bernauer von Bayern aus über alle deutſche Bühnen, umſonſt ſtellte der ächt humoriſtiſche Bucher ſeine Volksbilder aus, es fand ſich kein allgemeines, aufmunterndes Intereſſe und noch weniger eine literariſche Thätigkeit ein, durch deren Reiz und Betrieb allein eine lebendige Produktion möglich war. Bekanntlich unterlag auch die bei der Akademie in München gegründete belletriſtiſche Klaſſe bald den Fröſten, die durch ein verbeſſertes geiſtiges Klima zu bekämpfen, ihr Zweck geweſen. Konnte in jenen ruhigen gemüthlichen Tagen des vorigen Jahrhunderts die poetiſche Schriftſtellerei nicht Wurzel ſchlagen, ſo mußte ſie in den folgenden Zeiten der Aufklärerei, der Kriegsſtürme und vielfacher Bedrängniſſe noch mehr verkümmern und vor der hohnlächelnden Proſa praktiſcher Intereſſen gänzlich verſchwinden. Wo man ſo ausſchließlich der praktiſchen Nützlichkeit, den Zwecken des Berufes, den Brodſtudien ſich hingiebt, wo die unmittelbare Bildung des Geiſtes ſo wenige Bedeutung hat, da kann die Dichtkunſt höchſtens die traurige, ſubalterne Stelle der Unterhaltung, des Zeitvertreibes ſpielen, und was da aus Mode oder Privatgeſchmack an die Tagesordnung kommt, kann man in jeder Leihbibliothek erfahren.

Es wäre beſſer, lieber Werner, ſagte v. Bergen, uns durch die Vorzüge der bayeriſchen Dichter zu beſchämen, als auf eine unfruchtbare Weiſe das Publikum in den Anklageſtand zu verſetzen. Da Du doch zugibſt, daß letzteres die Leihbibliotheken beſucht, ſo mußt du auch billiger Weiſe erklären, warum es dort nicht nach Deinen Autoren greift, und ſich mit einem Clauren und zahlloſen Almanachsdichtern begnügt. Es ſcheint unſeren Schriftſtellern der rechte Tact, es ſcheint ihnen jener Genius zu fehlen, wodurch der Zeitgeiſt ſelbſt in ſeinen Gebrechen und Irrthümern ergriffen wird.

So weit ich unſere Schriftſteller kenne, ſagte Klarbach, ſah ich dieſelben immer in eine gewiſſe Befangenheit verſtrickt, welche den frohen kühnen Gebrauch der eigenen Kräfte durch ein ſchüchternes Nachſtreben fremder Muſter hemmt. Obgleich offenbar gebildet, gedankenreich, gemüthlich, nöthigen ſie doch in einem höchſt peinlichen Mißtrauen gegen ihre Fähigkeiten ihren Geiſt in ſogenannte klaſſiſche Formen hinein, bangen vor jeglichem Gerichtshofe, und bringen in ihrer Herzensangſt ſtets etwas anderes hervor, als in ihrer Seele lag. Sie geben durch das Coſtüme, in welches ſie ihre Produkte ſtecken, um den Kritikern ordonnanzmäßig zu erſcheinen, die Originalität ſelbſt auf, und müſſen ſich dann gefallen laſſen, für Nachahmer zu gelten, und bei den literariſchen Paraden im zweiten oder dritten Treffen aufzumarſchiren, oder gar heimgewieſen zu werden. Zum literariſchen Glück gehört immer auch eine literariſche Keckheit, ein Zudringen und Lärmſchlagen, wozu unſere Autoren, in ihrer Beſcheidenheit, ſtill die Ehrenkränze abwartend, keine Anlagen haben. Nicht genug, daß ſie von den Künſten der Publicität nichts wiſſen und gerade am Felſen aufkletternd, die Schlangenpfade des Ruhms vermeiden, ſie ſtehen auch unter ſich ohne Zuſammenhang nnd Freundſchaft, ohne Rath und Hilfe, und laſſen ruhig Alles geſchehen, was ſie nicht zu großen, ſondern ſehr kleinen Unbekannten machen muß.

Mein allerbeſter Klarbach, fuhr Werner fort, in welcher Art ſollten ſie ſich auch unterſtützen und fördern? Wiewohl mir bekannt iſt, daß ſie dazu bis zur Zeit wenige Neigung haben und einander keineswegs grün ſind, ſo weiß ich doch auch gar keine Organe, in welchen ſie einander Gerechtigkeit widerfahren laſſen könnten. Wir beſitzen weder eine Literaturzeitung, noch andere Blätter, die Tendenz oder Neigung hätten, einem ſolchen Zwecke zu dienen, vielmehr werden dergleichen Inſtitute, um einen vornehmen Charakter darzuthun, lieber anerkannten Gottheiten ihre Rauchfäſſer ſchwingen. Es wären genug Talente da, um nach ähnlicher Art, wie es in Norddeutſchland geſchah, einen Verein zu bilden, deren Geſammtkraft dann auch hinreichte, die verhängnißvolle Hülle der Obſcurität zu ſprengen, und in alle Theile des germaniſchen Vaterlandes als flammende Sterne auszufliegen.

Ei, wie kann der exceſſive Bücherfreund vergeſſen, daß ſchon ähnliches verſucht worden iſt, rief v. Haldern aus. Muß ich, der um Zeitſchriften ſo wenig bekümmert iſt, an jenen Orpheus erinnern, wo v. Schenk, der Verfaſſer des Beliſar, voll Enthuſiasmus für die Literatur, Aurbacher, ausgezeichnet durch ſeine Studien und philologiſchen Beluſtigungen, Erhard, Verfaſſer des gekrönten Heimeran, v. Freyberg, der geiſtreiche Kunſtkenner und unermüdete Geſchichtsforſcher, Büſſel, Weichſelbaumer mit vielen andern In- und Ausländern durch Produktionen oder freundliche Zuſagen ſich verbunden hatten, und ohne Zweifel einen friſchen Aufſchwung der vaterländiſchen Literatur bezweckten.

Gerade in jenem kurzlebigen Orpheus, fiel Klarbach ein, that ſich jene klägliche Demuth kund, die unſere Autoren ſtets hinter die Couliſſen des Lebens treibt. Anſtatt heroiſch drein zu ſchlagen und, was eben in jener Verwüſtungszeit imponiren mußte, kritiſche Blitze auf das dürre Gehölz zu ſchleudern, machte man, um ſchulgerecht zu erſcheinen, die herkömmlichen Exercitien durch, und paßte in Schüchternheit ab, ob ſpäter auch ein ſcharfes Feuer gewagt werden dürfte. Mit dem Adagio richtete man ſchon damals nichts mehr aus, der Herausgeber mußte, um durchzudringen, mit einem reich inſtrumentirten Präſtiſſimo hinausſtürmen.

Es war höchſt ehrenvoll für jenes Journal, entgegnete Werner, daß es nicht mit Anmaſſungen begann und bezeichnet den Kältegrad unſers Publikums, daß es dieſes Unternehmen nicht unterſtützte. Zudem fehlte es auch nicht an Gehäſſigkeiten und Anfeindungen, daher Viele bei dem frühen Untergange fröhliche Stunden hatten. Bald darauf erſchien, freilich durch ungünſtige Localverhältniſſe bedrängt, Büſſels Antiope, ohne dem gleichen Unſtern zu entgehen, und was ſeitdem verſucht wurde, der geſtaltenreiche Zeitſpiegel, die vom gewandten Lewald herausgegebenen und geſchmackvoll ausgeſtatteten Unterhaltungen fürdas Theaterpublikum ꝛc. das ſank mit den aus Verzweiflung mehrfach Geſtalt und Farben wechſelnden belletriſtiſchen Münchenerblättern Flora und Eos in das Grab. — So muß es uns denn immer klarer werden, daß die Schriftſteller an dem traurigen Zuſtande nicht ſelbſt ſchuld ſind, und ungünſtige Verhältniſſe aus dem Leben ihre Bemühungen und Verdienſte vereiteln.

Digitized by Google

Das Schickſal ſelbſt, bemerkte Bergen, ſcheint unſeren Talenten zu grollen, indem es ſie ſo dünn und vereinzelt ſäet, daß ſie die dürre Haide nie in ein buntes duftendes Feld verwandeln. Jederzeit, von den Leipzigern, Göttingern angefangen bis zur Sturm- und Drangperiode blüheten mehrere Geiſter neben einander auf, in Weimar concentrirte ſich das Edelſte, was Deutſchland beſaß, und wer kann ſagen, ob Göthe ohne Weimar, dieſer große Göthe geworden wäre! Eben ſo grünten mit Tieck neue, in die Literatur tief einwirkende Talente empor. Können wir uns einer ſolchen Fruchtbarkeit rühmen, beſchützte, verſchönerte, beſchattete ſich auch hier das Gleichartige?

Beſchützt hat es ſich wahrhaftig nicht, fuhr Werner fort, aber Alle, die noch unter uns leben, oder durch ihre Verſuche bemerkbar wurden, eröffneten ihre Laufbahn in einem Zeitraum von etwa acht Jahren von 1818 bis 1826, und wenn wir auch nur Aurbacher, Büſſel, Erhart, v. Platen, v. Plötz, Rückert (der ſich wenigſtens reicher entfaltete), v. Schenk, Weichſelbaumer nennen wollen, eine erhabene Perſon nicht anzuführen wagend, ſo iſt doch der Vorwurf der Unfruchtbarkeit ſattſam widerlegt, und wir hätten wenigſtens in dieſer Hinſicht an einem poetiſchen Zeitalter nicht zu verzweifeln. Uebrigens beabſichtete der treffliche Herausgeber der Charitas einen neuen Vereinigungspunkt zu begründen, und ausgezeichnete Gelehrte, die hier die Saiten anſchlugen, bewieſen hinlänglich, daß in Bayern nicht das Bedürfniß, zu ſingen, wohl aber jenes, ſingen zu hören mangle.

(Schluß folgt.)

Die Euthanaſie.

Eine neugriechiſche Sage.

„Die Sonne geht unter, und die Thore müſſen vor Nacht geſchloſſen werden; es war Kalſandoni's letzter Befehl. Mädchen, was treibſt du ſo lange unten?“ So rief eine Stimme von der langen, ſteilen Treppe herab, die zu dem Sommergemach der Gemahlin Kalſandoni's führte.

„Ich komme, Mutter — nur noch einen Augenblick! Die Sonne geht noch nicht unter“, antwortete Euphroſyne mit ihrer ſanften Silberſtimme, wie ſie unter dem Gartenthore ſtand. Aber noch ſanfter war die Stimme, mit der ſie wiſperte: „Nun folge Carlo und verlaß mich. Es wird gleich finſter ſeyn, und dann kannſt du nicht mehr in die Stadt.“ Dieſer Rath wurde nach der gewohnten Weiſe aufgenommen, ohne die geringſte Berückſichtigung ſeines Werthes, und die Schöne, die ſo klug geſprochen, mußte ihn wiederholen. Ihr Gefährte zweifelte noch immer an der Nothwendigkeit einer ſo eiligen Entfernung. Neue Gründe wurden aufgefunden, und das Geſpräch verlängerte ſich, bis die Gattin Kalſandonis ihre mütterlichen Ermahnungen von dem hohen Thurme noch lauter erſchallen ließ: die Sonne tauchte auf einmal in die See, die ſie zu entzünden ſchien, und das Poltern eines gebieteriſchen Fußes, der die Treppe herabkam, machte die Trennung unvermeidlich.

„So lebe denn wohl, mein Herz! lebe wohl, Licht meiner Seele, meine einzige Euphroſyne!“ ſprach eine Stimme im Zwielicht; dieſen Worten folgte ein Laut, der zur Genüge bewies, daß des Sprechers Lippen mehr als reden konnten. Euphroſyne trat ganz verwirrt, einige Schritte zurück, röther als die Roſen, die in Fülle über ſie herabhingen.

„Nein, das kann ich dir nie vergeben, Carlo!“ ſagte ſie, als ſie wieder zu Athem kam. „So kühn biſt du noch nie geweſen.“

„Nie!“ ſagte Carlo, nie, mein Herz! es iſt meine erſte Beleidigung, darum ſollteſt du vergeben; es kann die letzte ſeyn, darum mußt du vergeben.“

„Deine letzte, Carlo! — Himmel, ich will nicht hoffen! Was meinſt du damit?“

Carlo lachte. „Wohl Euphroſyne, zu deinem Glücke vergißt mein Herz Alles, außer daß du das liebſte Mädchen in der Welt biſt. Aber was würdeſt du ſagen, mein Liebchen, bald meine Braut, wenn ich dich auf eine Zeit lang verließe?“

„Geht, wenn ihr wollt, Herr, ich gebe euch mein Wort zurück. Aber“ — und das Lächeln ſtarb auf ihrem Munde — „vielleicht willſt du Argyrophili's Tochter heirathen? Ich frage dich aus bloßer Neugierde. Ihr Italiener liebt die Woche hindurch, wen ihr wollt, und am Sonntag heirathet ihr ein altes Weib oder eine Fremde um ihres Geldes willen.“

„Bald mag ich eine Braut freien, die ich ſchon oft ſah“, ſagte der Italiener.“

Euphroſynens leuchtende Augen ſahen ihm ſtarr in's Geſicht, als ob ſie mit ihnen hörte: „Manchen Leuten ſcheint meine Braut die lieblichſte von allen auf der Erde“, ſagte Carlo.

Euphroſyne entzog ſich der Hand, die ſie umfaßte.

„Doch ſcheint ſie mir in dieſem Augenblick die häßlichſte aller Geſchöpfe“, fuhr Carlo fort.

Euphroſyne legte ihre kleinen zarten Finger verſöhnend auf die Hand, die noch immer nach ihr ausgeſtreckt war.

„Doch iſt ſie das treuſte Weſen, dem je ein Mann ſein Herz ſchenkte“, ſagte Carlo.

„Quäle mich nicht länger mit deinen Scherzen; laß mich“, ſeufzte das geängſtigte Mädchen.

„Sie ſollte deine Eiferſucht nicht erregen“, erwiederte der Italiener, denn ſie iſt das Weib jedes Mannes, den ſie bekommen kann.“

„Iſt ſie reich?“

„Unermeßlich!“

„Und jung verliebt, zart, verſtändig?“ ſchluchzte Euphroſyne. „dann gehe, Carlo, und ſey glücklich!“

„Das iſt ſie; jung, denn ſie iſt das Geſchöpf des Augenblicks; verliebt, denn den Liebesknoten, den ſie knüpfte, vermag die Zeit nicht zu löſen; zart, denn die Blumen, die an ihrem Buſen blühen und welken, ſind kein treffenderes Bild der Vergänglichkeit als ſie; verſtändig, denn Alles, von dem der Menſch weiß, wird ihr zu Theil.“

Euphroſyne legte die Hände an die glühend heiße Stirne und ging die Stiege hinauf.

„Noch ein Wort,“ wiſperte der Italiener, und hielt ſie am Kleide zurück. „Dieſe Braut, die ich vielleicht freie, iſt alt, herzlos und boshaft!“

„Wie ſoll ich all das verſtehen? Es iſt grauſam, mich ſo zu quälen, Carlo. Aber du wirſt ſie doch heirathen?“ ſagte die junge Griechin und blieb auf der Stiege ſtehen.

„In zwei Tagen freie ich dich oder ſie. Morgen Nacht muß ich dies verhaßte Weſen ſehen,“ ſagte Carlo, mit einem traurigen Lächeln. „Aber komm, meine Liebe, wenn wir ſcheiden müſſen, laß uns als Freunde ſcheiden. Nie, ſo lang ich meiner Sinne Meiſter bin, nie ſo lang ich ein Auge habe, das Schönheit ſonder Gleichen bewundern, oder ein Herz, das für Tugend, Zärtlichkeit und Wahrheit ſchlagen kann, führe ich eine andre Braut zum Altare, als meine einzige Euphroſyne.“

Die Worte drangen in ihre Seele. Sie zitterte und fiel ihm um den Hals. Schweigend richtete der Geliebte dieſes ſchöne Antlitz empor, trauernd ſchaute er mit den letzten Strahlen der Sonne darauf, als ob mit ſeinen erbleichenden Wangen das Glück ſeines Lebens unterginge. Sie ſprachen kein

Digitized by Google

Wort. Von Euphroſynens Wimpern fielen große Thränen in Menge. Ihre rothen Lippen zitterten.

„Leb wohl, meine Geliebte, meine Braut!“ ſeufzte endlich der Italiener. Er drückte einen Kuß auf ihre weiße Stirne, und enteilte nach einer langen, ſtürmiſchen Umarmung. Beide waren, als ob ihre Seelen in dieſem Augenblick von ihnen geſchieden wären.

Es ſey mir vergönnt, zwei Monate zurückzugehen. Kalſandoni's Wohnung war einſt ein Flügel von dem Pallaſte des Paſcha von Acarnanien, Beker Ali, geweſen. Die Türken, Lebemänner, verſtanden eine Lage zu wählen, und Beker Ali hatte ſeinen Sommerpallaſt auf die Spitze des reichſten Hügels gebaut, der viele Meilen um Miſſolunghi zu ſehen war. Zuerſt aber weckte Ali Paſcha den trägen Türken aus ſeiner Ruhe, dann kamen die Griechen, und verbrannten den einen Flügel und die Mitte, und dann kam Kalſandoni, ein Klephten-Anführer, und bemächtigte ſich des Uebriggebliebenen, und das mit vollem Rechte, denn er hatte dem Kommandanten, den Ali hergeſetzt, die Ohren abgeſchnitten, und zuerſt von dem Platze Beſitz genommen.

Die Ausſicht aus den oberen Gemächern war unbegrenzt, und manche Stunde hatte Euphroſyne, die zarte Tochter eines ſo rauhen Vaters, in der Viranda geſeſſen, und die herrlichen Farben der Wolken betrachtet, wie ſie am Himmel heraufzogen, gleich Flotten, um an den Conturen der acarnaniſchen Gebirge zu ankern; oder ihr Auge war dem weiten Fluge der Seevögel gefolgt, die zu Tauſenden den wilden Kluften und furchtbaren Schneeſtürmen des Pindus entfliehend, ihre Seele nach Flügeln ſeufzen machten, um mit ihnen dem Sommer nach, zu Aſiens Hainen und Quellen zu ziehen. Die See, glänzend wie eine Platte von Laſurſtein, mit ihren grünnen Inſeln und Bergen, die purpurne Haiden und dunkle Wälder zur Schau trugen, war ein ewiger Spiegel lieblicher und erhabener Anſichten. Auf der einfachen Laute der dalmatiſchen und Albaniſchen Zigeuner machte ſie dem Entzücken Luft, das ihr Auge und Herz erfüllte.

An einem dieſer Abende, da ſie in den Wolken länger als gewöhnlich Phantaſiebilder geſehen hatte, ſtörte ſie Pferdegetrappel und die Stimme ihres Vaters, die in ungewöhnlich grellen Tönen erſchallte, in dieſer angenehmen Beſchäftigung. Der wilde Albanier war unerwartet zurückgekehrt, hungrig wie ein Wolf, und ſo wenig wie ein ſolcher geſtimmt, ſeinen Hunger geduldig zu ertragen. Die Begebenheiten des Tages hatten ihn übel geſtimmt, denn die kleine Ipſariotenbrigg, der er drei Viertheile ſeines Vermögens anvertraut hatte, war zu Grund gegangen. Dieſer ſchnellſte aller Segler, kommandirt von einem Reis*), der bei der Panagia**) ſchwur, es ſey ihm ein Kleines, die ſtärkſte, ſchnellſte und kühnſte Caravella***), die von den Dardanellen nach dem Golf von Venedig ſegelte, zwanzig Mal an der Naſe herumzuführen, oder in den Grund zu bohren, oder zu überſegeln; dieſe Königin aller Schmuggler, die nach ſeiner Ausſage mehr Fahrten gemacht hatte, als Planke und Leimrand ausgehalten; die mehr Branntwein und Tuch im Gebiete des Sultans verbreitet hatte, als nach den Gedanken der ehrlichen Türken die vereinten Anſtrengungen der ganzen Menſchheit zu Tage fördern konnten; die bloß durch eine geringe Abgabe von ihrem Gewinnſt ein halb Dutzend Paſchas hinter einander reich gemacht hatte; war beſtimmt, auf der Reiſe, auf der ihr Kalſandoni die Früchte ſeiner Tapferkeit, in Geſtalt von Zechinen, mit St. Markus heiligem Antlitz, anvertraut hatte, jenes Loos zu theilen, dem weder Schiff noch Menſch auf die Länge entgeht. Eben hatte die kleine Brigg einem Sturme getrotzt, eben war ſie einem Seeräuber entgangen, ſchon ließ ſich mit Gewißheit erwarten, daß ihre Ladung von Contrebande in einer halben Stunde in den Kellern des reichſten und gewiſſenhafteſten Seraff*) von Patras geſichert ſeyn würde, als ein Kanonenſchuß die Nerven ihrer Mannſchaft erſchütterte. Eh' ſie ſich erholen konnten, bog eine Caravella, das Verdeck voll von Muſketieren, der Halbmond um ihre Maſte flatternd, um eine der Klippen, die ſich in den Golf von Lepanto erſtrecken. Der Reis ſchwur bei der Panagia, „an einen Kampf wäre nicht zu denken.“ Denn das verfolgende Ungeheuer zeigte eine Reihe von Zähnen, welche die kleine Inquiſitin auf einen Biß zermalmt haben würden. Auf jeden Fall ſpürte der Reis, wie ſehr er auch den Umlauf des Geldes wünſchte, gar kein Verlangen nach der Münze, welche die ehernen Boten der Caravella zweifelsohne an Bord geſandt hätten. Nach Kalſandoni's Anſicht gewann die Sache durch ſeine eigne Gegenwart durchaus kein beſſeres Anſehen und er verwünſchte die Stunde, wo ihn ſein Vertrauen auf den würdigen Reis bewogen hatte, mitzuſegeln, um den Gewinn ſeiner Speculation ſelbſt in Empfang zu nehmen. Tauſend Mal im Verlauf einer Viertelſtunde, während welcher ſie die Türken dadurch zu täuſchen ſuchten, daß ſie die Farben aller Nationen auf Erden aufzogen und ſich nicht ſchämten, für Algierer und ſogar für Holländer zu gelten, weihte Kalſandoni die fetten, alten Popen, die ihm einen Talisman gegen alle Unfälle auf die Dauer einer Woche verkauft hatten, einem unverzüglichen Verderben; obendrein den prahlenden Kapitän, der ſich für eine halbe Zechine erboten hatte, jedes Haar auf ſeinem Haupte zu ſchützen und ſogar für den Wind zu ſorgen; und jeden Mann unter dem Schiffsvolk, der durch Rath oder ſonſt auf irgend eine Weiſe ihn in dieſe Falle locken geholfen hatte.

Die Berathung am Bord der Brigg könnte für das Modell eines Kriegsraths gelten; alle waren einer Meinung; der Entſchluß war in einer Minute gefaßt, und die Ausführung folgte ihm auf dem Fuße. Der Reis ſtellte ſich, als wolle er ſich in ein Treffen einlaſſen. Eine Kanone wurde abgefeuert, der Caravella zu zeigen, daß die Brigg auch Pulver und Blei geladen hätte! ein Fingerzeig, auf den die Verfolger nicht gefaßt waren, weßhalb auch ſie auf ihrem Verdeck einen Kriegsrath hielten. Die Osmaldis waren nie für ſchnell in ihren Berathungen bekannt; und ehe ſie ihre parfümirten Bärte zuerſt geſtrichen, und ihre Pfeifen nach der hergebrachten Sitte angezündet hatten, legte die kleine Ipſariotin um, benützte einen Fallwind und ſchoß wie ein Pfeil aus dem Hafen von Lepanto.

Die Caravella folgte, unabläßig feuernd, zum unendlichen Schrecken der wilden Gänſe und Waſſerraben längs der Reihe von Klippen, die Acarnaniens Küſten ſchützen; dieſe Vögel mögen ſich auch nicht wenig gewundert haben, die große Maſchine, die ſie ſo oft für eine coloſſale Vogelſtange gehalten, auf einmal in ſolch einen fliegenden Satan verwandelt zu ſehn. Aber die Ipſarioti ſegelte unter einem ungünſtigen Stern, obgleich die Zwölfpfündner der Feinde mit eben ſo großem Erfolg gegen den Mond hätten abgefeuert werden können. Es war vergebens, daß ſie all die Kenntniſſe der Küſte zeigte, die lange Uebung im Schmuggeln nur immer geben konnte; daß ſie gerade nach Zante ſegelte, als ſie um das nördliche Vorgebirg des Golfes herumfuhr, und nur eine Bootslänge von dem Ende ſeiner ſüdlichen Sandbank

*) Kapitän.

**) Die heilige Jungfrau.

***) Eine türkiſche Fregatte.

*) Ein armeniſcher Wechſler.

Digitized by Google

hinſteuerte, in der Hoffnung den ungeheuern Gegner darauf zu locken; es war vergebens, daß ſie Ithaka umſegelte, und ihre Planken an den Felſen ſtieß, der, wie jeder Alterthumsforſcher und jede Großmutter auf der Inſel bei ihrer Seele ſchwört, leibhaftig jenes Schiff iſt, das Ulyſſes von Troja heim trug: vergebens nahm ſie zu Santa Maura ſelbſt ihre Zuflucht. Denn zum erſten Male ſeit Erſchaffung der Welt konnten die Türken rechts von links unterſcheiden. Sie ſteuerten Angeſichts der Klippen, ohne auf ſie zu gerathen, und feuerten eine halbe Stunde, ohne ihr Schiff in die Luft zu ſprengen. (Fortſ. folgt.)

Die Gefangenen Abd-el-Kaders.

(Schluß.)

Als ich zum zweiten Male ins Zelt des Sultans geführt wurde, ſaß er auf Polſtern. Seine Schreiber und etliche Marabouts hatten ſich im Kreiſe zu ſeinen beiden Seiten um ihn gruppirt; ſeine lächelnde und gnädige Miene bildete einen herrlichen Contraſt mit ihren wilden und unleidentlichen Geſichtern. Abd-el-Kader iſt 28 Jahre alt. Er iſt klein, er hat keine fünf Fuß. Sein Geſicht iſt lang und außerordentlich blaß. Seine groſſen ſchwarzen Augen ſind ſanft und ſchmeichelnd, ſein Mund iſt klein und anmuthvoll, ſeine Naſe gebogen. Sein Bart iſt dünn, aber ſehr ſchwarz. Er trägt einen kleinen Schnurrbart, der ſeinen von Natur ſanften und wohlwollenden Geſichtszügen ein kriegeriſches Ausſehen giebt, welches ihm vortrefflich anſteht. Seine Phyſiognomie iſt im Ganzen ſanft und angenehm. Der erſte Schreiber zog anfangs meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Er hatte die Phyſiognomie eines Scheinheiligen; es war ein Schurke. Stets hatte er Abd-el-Kader zu bereden geſucht, ein recht groſſes Löſegeld für mich zu verlangen.

Der Sultan befahl mir mit einem gütigen Lächeln, mich zu ſetzen, und ſagte zu mir auf Arabiſch: Wo biſt Du gefangen worden? — Bei Arzew. — Dein Name? — France. — Ach ja! Franzoſe (Français)? — Ja, ich bin Franzoſe; aber das wollte ich nicht ſagen: ich heiße France. — Ja, Franzoſe? — Nein, France, gerade wie wenn Du Maſkara, Algier, Oran, Mohamed-Ali-Abd-el-Kader hießeſt. — Alſo France? verſetzte Abd-el-Kader. — Ja. — Dein Grad? — Fregattenlieutenant. — Capitaine? — Nein, Fregattenlieutenant. — Man hat mir geſagt, Du ſeyſt Capitain; erkläre mir, was Du auf Deinem Schiffe warſt. — An Bord des Schiffes befindet ſich ein Capitain, dann ein Sekondelieutenant, und nach dieſem die Fregattelieutenants, zu denen ich auch gehöre; hernach kommen die Proviantmeiſter, die Quartiermeiſter, die Matroſen, die Novizen und die Schiffsjungen. Dieſe letzteren ſind Kinder. — Ich verſtehe, Lieutenant. Du biſt der dritte auf dem Schiffe? — Ja. — Fürchte nichts; ſo lange Du bei mir biſt, wirſt Du keiner ſchlimmen Behandlung ausgeſetzt ſeyn. — Er unterhielt ſich darauf lange Zeit mit mir über die Generale, die in Afrika Kommando's begleitet hatten, und erkundigte ſich mit viel Intereſſe und Neugierde, was aus ihnen geworden ſey. Beim Namen des Generals Trezel gerieth er in heftigen Zorn, und ſchrie: „Das iſt der Urheber von all unſerm Unglück! Er iſt es, der den Frieden gebrochen, und all das Unheil herbeigeführt hat.“ Ich verſtand wohl, daß er auf den Kampf an der Tafna anſpielen wollte, wo General Bugeaud unſere Schlappe von der Macta auswetzte, die uns 500 Mann gekoſtet hatte. — Wie viele Reiter, erwiederte ich, haſt Du an der Tafna verloren? — Wie viele? verſetzte er voll Wuth, wie viele? Was geht Dich das an? Der Araber iſt nicht niedergehauen worden, wie der Franzoſe an der Macta. Ihr habt den groſſen Sieg, den ich über euch errungen, noch nicht wieder wett gemacht. Von der Tafna ſind 500 der Unſrigen nicht zurückgekommen. — Ich hütete mich wohl, etwas darauf zu bemerken, es trat einen Augenblick Stillſchweigen ein, worauf er lächelte und ſagte: Brauchſt Du heute noch etwas? — Ich bin ganz entblößt: laß mich kleiden. Ab-del-Kader gab ſogleich Befehl, mir Kleider zu geben. Auf ein gegebenes Zeichen entfernte ich mich, und wurde nun in ein Magazin geführt. — Hier gab man mir kurze Beinkleider, einen ſehr leichten Haïk, ein Hemd und türkiſche Pantoffeln. Man gab mir auch meine Hoſe zurück, die ich, obgleich ſie ganz zerlumpt war, doch anzog, da ſich in den Magazinen dergleichen nicht vorfanden.

Während des Marſches hatten mir die Reiter geſagt, daß ich im Lager Abd-el-Kaders mehre franzöſiſche Gefangene treffen würde. Während des Ankleidens fragte ich nun einen Araber, wo die Gefangenen wären? Kaum hatte ich noch meine Frage vollendet, als ſich vor meinen Blicken, gleich einem Phantom, ein Menſch zeigte, mit bleichem, eingefallenem Geſichte, langem und ſtruppigem Bart, die Bruſt entblößt, die Beine abgemagert und voll Schmutz, eingehüllt in einen ſchlechten Haïk. Er trug deutliche Spuren langer Leiden und des ſchrecklichſten Elendes an ſich.

Unſere Leſer erinnern ſich vielleicht eines unglücklichen Coloniſten Namens Meurice, welcher in der Ebene von Mitidja den Arabern in die Hände fiel, und deſſen Tod vor kurzer Zeit berichtet wurde.

Wie ein Geſpenſt erſchien dem Hrn. v. France in dem Lager Abd-el-Kaders dieſer Meurice, der noch vor wenigen Monaten eine blühende Geſundheit genoſſen hatte. Derſelbe war ein Mann in den vierziger Jahren, ſtark und kräftig, blond, er hatte eine angenehme Geſtalt, einen gebildeten Geiſt und ein gutes Herz. Seine Leiden und ſein Unglück hatten ihn zu einem ſo häßlichen Geſpenſt gemacht, daß Hr. v. France bei ſeinem erſten Anblicke zuſammenſchauderte. Bald fiel er in einen düſteren Blödſinn, der ihn dem Grabe zuführte. Aber vor ſeinem Tode erzählte er noch Hrn. v. France ſeine traurigen Schickſale. Es war in einer der kalten Nächte, wo die Glieder der Gefangenen zu Eis gefroren, und die Leiden des Tages ſich verdoppelten, als Meurice dem jungen Seemanne ſeine Mittheilung machte. Man ſtelle ſich die beiden unglücklichen Gefangenen vor, wie ſie unter einem ſchlechten Zelte auf der Erde lagen, verzehrt von Fieber und Schlafloſigkeit, wie der unglückliche Meurice mit langem Barte, halb erloſchenen Augen und blaßgelbem Geſichte bei dem düſtern Scheine einer Lampe ſeinem traurigen Gefährten, der mit Schauder zuhörte, ſein beklagenswerthes Geſchick erzählte, wie folgt:

„Am 25. April 1836 hatte ich eine Beſitzung in der Gegend von Mitidja beſucht, ich kehrte mit dem Hrn. Civilingenieur Müller, mit Hrn. D. und ſeiner Schweſter nach Algier zurück; ich war zu Pferde, Hr. Müller ritt ein Maulthier und Hr. D. und ſeine Schweſter fuhren in einem Wagen. Auf einmal umringte uns ein Trupp Araber, wir waren ohne Waffen, Hr. D. allein hatte eine Flinte. Er hatte die Araber zuerſt bemerkt; von Schrecken ergriffen, vergeſſend ſeine Freunde und ſeine Schweſter, öffnete er den Wagenſchlag, ſtürzte heraus, und ohne auch nur ſeine Flinte abzufeuern, lief er aus vollen Kräften davon, und ſtürzte ſich in einen Sumpf, wohin ihm die arabiſchen Reiter nicht folgen konnten. In der Verwirrung und Eile des Angriffes wurde Hr. Müller durch eine Kugel im Schenkel ſchwer verwundet; ich wurde zum Gefangenen gemacht, ohne einen Schlag gethan zu haben. Die Araber bemächtigten ſich auch der Mademoiſelle D.: Schmach

Digitized by Google

und Entehrung drohten der Unglücklichen. Allein das edle Mädchen ſtieß ihre ſchändlichen Verſuche mit feſtem Muthe und einer bewunderungswürdigen Standhaftigkeit zurück. Bitten, Drohungen, Stockſchläge und Kolbenſtöße, Piſtolen und Flinten, gegen ihr Haupt gerichtet, konnten ihren heroiſchen Widerſtand nicht wankend machen. Darauf ermordeten die Elenden dieſes arme Mädchen unter unſern Augen, und wir waren nicht im Stande, ſie zu vertheidigen! Sie ſtarb, von Yatagans zerfleiſcht, ohne um Gnade zu bitten, ohne einen Schrei oder Klagelaut auszuſtoßen, indem ſie uns noch einen Blick zuwarf, der zu ſagen ſchien: „Lebt wohl, ich bin glücklicher, als ihr; meine Leiden ſind geendigt, ich gehe in einen Aufenthalt der Freude und der ewigen Glückſeligkeit.“ Und während dieſe tugendhafte Jungfrau unter ſchrecklichen Leiden ihren letzten Athemzug aushauchte, hielt ſich ihr Bruder mit geladener Flinte in einem Sumpfe verborgen, und als ſich die Henker nach Vollbringung ihrer blutigen Exekution entfernt hatten, ſetzte er ruhig ſeinen Weg nach der Stadt fort, und kehrte zu ſeinen gewöhnlichen Beſchäftigungen zurück.

Die Araber ſchleppten mich und Hrn. Müller fort; die Wunde des Hrn. Müller war ſo ſchwer, daß die Araber, welche die Unmöglichkeit ſeiner Erhaltung ſahen, wenn ſie ihn zwängen, die Beſchwerden der Reiſe zu ertragen, ſich entſchloſſen, ihn bei den Hatjouten zu laſſen, bei denen wir bald ankamen. Er blieb demnach dort, und erhielt bald ſeine Freiheit, indem er gegen drei Araber ausgewechſelt wurde. Ich war beſtimmt, an Abd-el-Kader verkauft zu werden, und wir machten uns auf den Weg in das Lager des Sultans. Es gibt keine ſchlechte Behandlung, keine Qualen, die ich nicht auf der Reiſe auszuſtehen gehabt hätte. Ich will Ihnen unter andern eine Idee davon geben: Bei einem Stamme auf der Ebene banden mich die Araber ganz nackt 24 Stunden lang an einen Baum; Weiber und Kinder beſudelten mein Geſicht mit Unflath, und beluſtigten ſich damit, nach mir mit Kieſelſteinen zu werfen; Schläge und andere Unbilden fehlten dabei nicht. Ich habe Leiden ausgeſtanden, wie ſie kaum ein Menſch zu ertragen fähig iſt, der ſcheußliche Geſtank des Unrathes, die Kieſel, die mich alle Augenblicke trafen, die Kinder, die mich in die Beine biſſen und zwickten..... ich glaube, es iſt unmöglich, mehr zu leiden.

Wir kamen in dem Lager Abd-el-Kaders, nicht weit von der Tafna, an. Der Sultan nahm mich gütig auf, und kaufte mich. Er war ſehr traurig und ganz niedergeſchlagen; er hatte gerade die Schlacht von Shika gegen Bugeaud verloren. Er hatte vor dem Kampfe ſeiner Armee den Sieg prophezeiht, indem er ſich auf eine Stelle im Koran verließ, nach welcher die Chriſten im Laufe des ſiebenten Jahres ihrer Niederlaſſung in Afrika gänzlich ſollten geſchlagen werden. Seine Niederlage hat unter den Arabern ſein ganzes Anſehen vernichtet, das er durch Lügen und durch Entflammung ihres religiöſen Fanatismus erlangt hatte; die Stämme murrten, wollten nicht mehr unter ſeinen Befehlen kämpfen, und zerſtreuten ſich zuletzt, aus Furcht, von den Franzoſen überfallen zu werden. Ja ſie hatten ſo wenig Reſpekt vor ihrem Sultan, daß ſie nicht nur ſeine Magazine plünderten, ſondern ſogar die Hälfte ſeines Zeltes mit ſich nahmen. Der Sultan zog ſich hierauf mit dem Reſte ſeiner Armee, die aus 50 Reutern und 100 Fußgängern beſtand, nach Maskara zurück. Auch dieſe Truppen, ſo wie überhaupt die kleinſte Armee hätte er nicht ohne die Unterſtützung und Hülfe des Kaiſers von Marocco halten können.

Als der Sultan ſah, daß die Araber ſeine Befehle nicht mehr vollzogen, ſeine Autorität abſchüttelten, und ſeine Herrſchaft nicht mehr anerkannten, wollte er die in dem Lager befindlichen Gefangenen einem gewiſſen Tode entreißen. Er befahl den 30 Negern, die ſeine beſtändige Leibwache bilden, Hrn. Lanternier, Coloniſten von Algier, ſeine 40jährige Frau, ſeine ausgezeichnet hübſche 15jährige Tochter, zwei Deutſche, wovon die eine 40, die andere 20 Jahre alt, und ſehr ſchön war, und mich nach Droma zu bringen, und prägte ihnen auf das Nachdrücklichſte ein, uns, die Gefangenen, gut zu behandeln, und uns gegen Beleidigungen und Angriffe der Araber zu ſchützen. Voll Vertrauen auf die Verſprechungen der Neger, und durchdrungen von Dank gegen den Edelmuth Abd-el-Kaders, machten wir uns auf den Weg; aber kaum waren wir 500 Schritte von dem Lager entfernt, als die Neger plötzlich Halt machten, Hrn. Lanternier und mich ergriffen, und an einen Baum banden. Hierauf ging eine Szene vor unſern Augen vor, deren Scheußlichkeit ich nicht im Stande bin, Ihnen zu ſchildern, die aber zugleich einen Beweis gibt, wie wenig ſelbſt die Diener dieſes gefürchteten und mächtigen Sultans ſeine Befehle reſpektiren.

Ich bin nun ſeit 14 Tagen in dem Lager Abd-el-Kaders. Ich werde hier viel beſſer behandelt, als in den Gefängniſſen von Droma und in den Zelten der Stämme. Ihre Gegenwart iſt für mich ein großer Troſt in meinem Unglücke. Wir wollen unſere Leiden mit einander theilen, damit wir vereint ſie leichter tragen können. — Sie werden von der Regierung in kurzer Zeit losgekauft werden, Ihre Freiheit wird auch die meinige zur Folge haben, dann wollen wir die Erzählung unſrer Gefangenſchaft niederſchreiben. Nun legen Sie ſich zur Ruhe! Gute Nacht! Wenn Sie frieren, rücken Sie her zu mir, wir wollen einander erwärmen.“ — Ich drückte dem unglücklichen Meurice voll Innigkeit die Hand. Noch lange beſchäftigte ſeine traurige Erzählung meinen Geiſt, und erfüllten ihn mit düſteren Bildern, bis endlich ein tiefer Schlaf dieſelben verdrängte. — Als ich am andern Morgen erwachte, rief ich Hrn. Meurice, er gab keine Antwort; ich glaubte, er ſchlafe; ich näherte mich ihm, und zog die Decke von ſeinem Haupte — er war todt.

R.

Korreſpondenz.

† Meiningen, im April. In einer der neueſten Nummern des hieſigen Volksblattes befindet ſich eine Aufforderung an die Verehrer eines großen Mannes, worin es namentlich heißt: „Auf den 9. Mai fällt der Todestag des größten Dichters Deutſchlands, Schillers. Zur Ehre dieſes Unvergeßlichen werden an dieſem Tage an mehreren Orten Deutſchlands, wo der Dichter irgend einmal geweilt hatte, Todenfeiern veranſtaltet, wobei gewöhnlich eine Vorſtellung ſeines Wallenſtein ſtattfindet. Einen Ort, welchen Schiller durch ſeine Anweſenheit berühmt gemacht hat, haben auch wir in unſerer Nähe, aber eine Todenfeier hat niemals bei uns ſtattgefunden. Sollen wir denn nun hinter anderen deutſchen Städten, welche dankbar des Dichters Andenken verherrlichen, indem ſie ihm ein Todenopfer bringen, zurückbleiben? Wir, die wir Bauerbach*) in unſerer Nähe haben, wo Er, als ſein freier Geiſt die Feſſeln der Subordination zerbrochen hatte, unter der Protection der edlen Frau von Wolzogen ein Aſyl fand, wo er länger als ein halbes Jahr mit den Muſen beſchäftigt wohnte, von wo aus er oft nach dem ihm durch ſeinen Freund und Schwager Reinwald ſo lieb gewordenen Meiningen wandelte und heitere Stunden verlebte. Sollten wir denn weniger Verpflichtung haben, als andere Städte, Sein Andenken durch ein ſeiner würdiges Feſt zu feiern, woran uns ſo viele Erinnerungen mahnen, wozu uns auch die Achtung für die unter uns lebende würdige Schweſter des großen Mannes gleichſam auffordert?“ ꝛc.

Braunſchweig. April 1837. Unſeren Kunſtfreunden iſt wiederum ein herrlicher Genuß zu Theil geworden durch die Güte des Freiherrn von Spiegel zu Halberſtadt, welcher in der hieſigen, nunmehr für immer der Kunſt geweihten Aegidienkirche drei ihm eigenthümliche Gemälde hat ausſtellen laſſen. Der Dom zu Cöln, nach den wieder aufgefundenen Bauplänen, von Haſenpflug zu Halberſtadt, gewährt

*) Bauerbach, ein von Wolzogenſches Gut und Dorf, ungefähr 2 Stunden von Meiningen in einem Walde gelegen. Dort verfaßte Schiller unter anderen ſeinen Don Carlos, deßgleichen Cabale und Liebe.

Digitized by Google

einen impoſanten Anblick, und das Auge wird durch die außerordentliche Präciſion in der Ausdrucksweiſe, ſelbſt der kleinſten Theile des mächtigen Gebäudes, überraſcht. Ein anderes Gemälde, von Hildebrandt in Düſſeldorf, ſtellt die Szene dar, wo der abgeſandte Mörder Tyrrel eben in das Schlafgemach der beiden Söhne Eduards IV. von England eingetreten iſt, den unſchuldigen beiden Knaben, den ſüß Schlummernden den Tod bereitend. Den älteren Bruder ſcheint ein Traumbild zu quälen; ſeine Mienen deuten einen langgenährten Kummer an, indeß der jüngere Prinz ſorglos ſeinen linken Arm um den Bruder geſchlungen hat, nicht ahnend die grauſige That und die Nähe ſeines Mörders. Dieſer hat eben mit derber Fauſt den Pfühl aufgeriſſen, dieſer herzloſe Böſewicht mit den grauen Haaren, welchem die Unſchuld und der ſüße Schlaf der beiden Prinzen, welchem der Roſenkranz, welcher bei dem älteren Bruder bei dem Gebetbuche liegt, kein Mitleid und Erbarmen einflößt. Das Bild lebt! Man hört den Athem der Schlummernden; eine ungeheure Angſt durchbebt den Betrachtenden; man erſchrickt, ſieht man den böſen Blick des Mörders; man will die Prinzen fortreißen — und es iſt doch Alles nur ein Gemälde; — aber welch ein Gemälde! — Das dritte Gemälde iſt von Karl Sohn, dem Schüler Schadow's, in Düſſeldorf; dem Maler Rinaldos und Armidas, des Hylas, der beiden Jungfrauen. Es iſt die Szene dargeſtellt, wo Paris den goldenen Apfel der Venus zuerkennt. Paris, der unſchuldige Schäferknabe, der Richter ohne Leidenſchaften, ſitzt auf einem Steine, und giebt der Venus, neben welcher der ſüßlächelnde Amor ſteht, den Apfel, indeß Minerva unmuthig auf ihrem Helme, dem Paris den Rücken zugewandt, daſitzt, und Juno mit unwilligem Blicke und zürnend ihr Antlitz zu dem Richter kehrt. Eine außerordentliche Lieblichkeit athmet durch das ganze Gemälde, und die durch die beiden zürnenden Göttinnen entſtandene Diſſonanz löſt ſich auf das Herrlichſte beim Anſchauen der Venus. Nur zweierlei iſt es, was ich anders wünſchte, und wodurch der Effekt, welchen das Gemälde hervorbringt, anhaltender und noch viel angenehmer, wie ich glaube, würde. Dieſes iſt, daß Paris, der doch eigentlich beim Darreichen des Apfels Venus anblicken müßte, einen unbeſtimmten, nicht grade auf die Siegerin gerichteten Blick hat, und daß die Mutter des Amor zu mädchenhaft und zu ſchüchtern ausſieht, was um ſo mehr nicht wohl ſeyn dürfte, da Amor bei ihr ſteht. Die Venus iſt auf dieſem Gemälde eher diejenige, welche eben aus den Fluthen des Meeres hervorgeſtiegen iſt, als die wolluſtathmende Göttin der Liebe, die Buhlin des Kriegsgottes. Und ſollte nicht ein triumphirender Blick mehr, als ein beſcheidener dieſer Szene angemeſſen ſeyn? — Es iſt aber dennoch ein köſtliches Gemälde; es fließt Blut in den Adern der dargeſtellten Perſonen und es ſchlägt ihnen ein Herz im Leibe; insbeſondere iſt es Juno, aus deren Augen wirklich Zorn ſieht, welche wirklich ihre Hand an den Buſen legt. Und dabei die umgebende Natur und der Himmel, mit ſo ſanften und gefälligen Farben, wie dies ſtets bei den Malern der Düſſeldorfer Schule der Fall iſt.

□ Berlin, 19. April. Die Sitte, bei öffentlichen Gaſtmählern Sänger von Profeſſion einzuladen, um das Feſt zu erheitern, fängt nachgerade bei uns an, einen ungebührlichen Umfang zu gewinnen, indem nunmehr auch diejenigen, die es nur irgend können, bei Familienfeſten Zuflucht zu dieſem Erheiterungsmittel nehmen. Wenn aber irgend etwas geeignet iſt, echten deutſchen Frohſinn aus Privatzirkeln zu verbannen und an deſſen Stelle die keineswegs frohſinnig machende Krittelei zu ſetzen, ſo iſt es dieſes. Der Kunſtgeſang gehört auf die Bühne, in die Concerte und höchſtens in öffentliche Sängergelage; aber in engeren Kreiſen iſt der Deutſche den geſelligen Geſang bisher gewohnt geweſen, welcher reichlich an Aufheiterung eines Jeden das erſetzte, was er an Kunſtgenuß weniger bot. — Neulich wollte ſich ein Jüngling, der unglücklich liebte, mit Kohlendampf der Liebesleiden entledigen, um ſich aber auch innerlich zu betäuben, ſo nahm er vorher eine koloſſale Portion Rum zu ſich. Dieſe wirkte indeß ſo ſchnell, daß er das bereitſtehende Kohlenbecken nicht mehr anzuzünden vermochte. Man fand ihn ausgeſtreckt auf dem Boden, einen Abſchiedsbrief auf dem Tiſche, aber als die Verwandten eben in die größte Trauer über ſeinen Schritt verſenkt waren, ſchlug der Todtgeglaubte die Augen auf — der Rauſch war ausgeſchlafen. — Die Zeitungen berichteten neulich, daß die verſtorbene Lady Canning, als peeress in her own right, das Erbrecht der Pairswürde in männlicher und weiblicher Linie beſaß. Dies iſt aber ein Irrthum. Der Titel a peeress in her own right involvirt nicht nur keine Erbfolge in der männlichen und weiblichen Linie, ſondern dieſe Erbfolge würde ſogar in dem vorliegenden Fall nicht eintreten, vielmehr wenn der gegenwärtige Viscount Canning ohne Söhne verſterben ſollte, deſſen Schweſter, die Marchioness v. Clanricarde, die Pairswürde nicht erben, ſondern dieſe ausſterben, falls nicht etwa dieſe Dame oder Jemand aus ihrer Nachkommenſchaft durch einen ausdrücklichen königl. Gnadenbefehl den Reſt der Pairſchaft erhält, wie der techniſche Ausdruck iſt (had the remainder of the peeress). In weiblicher Linie erben nur die — ſeit Jahrhunderten nicht mehr ertheilten, aus begreiflichen Urſachen aber auch ſelten ausſterbenden — Baronien by writ of summons, ſo wie eine Anzahl ſchottiſcher Grafen- und Freiherrn-Würden und ſelbſt, wo durch eine beſondere Gnadenbewilligung die Vererbung einer Pairswürde auch auf die Tochter, Nichte u. ſ. w. des Neuernannten feſtgeſetzt worden, gilt dies aber nur von einer ſolchen einzelnen und beſtimmten Perſon (Tochter, Nichte ꝛc.), keineswegs aber von ihren anderen weiblichen Nachkommen. Dieſe Strenge gegen das weibliche Geſchlecht in der Ariſtokratie eines Landes, wo das ſaliſche Geſetz nicht gilt, iſt bezeichnend.

Lebensreflexe
Von G. N.

Wie doch der Menſch ſo ganz in das Licht verwebt iſt. — Wer empfindet nicht die Wehmuth des Scheidens beim ſanften Untergang der Sonne, dagegen die Freude des Wiederſehens beim ſtrahlenden Aufgang derſelben? Weſſen Empfindung ſtrebt nicht nach Oben beim Sternenlicht am Himmelsbogen, wen ergreift nicht ſehnſüchtige Melancholie beim leiſen Schimmer des Mondes? Wem wird nicht heimlicher im ſtillen trauten Stübchen beim Lampenſchimmer, in weſſen Herz zieht nicht die Bitterkeit des Lebens in dem Gedanken an den Untergang des Schönſten und Edelſten auf Erden und an unſere eigene Vergänglichkeit, wenn matter Kerzenglanz um eine Todtenbahre flimmert und in unſerm Innern uns noch finſterer wiederſtrahlt?

Die Vollendung des Weibes ſtrahlt aus dem ganzen Weſen deſſelben, wenn es Mutter geworden iſt. Sie hat eine höhere Weihe bekommen, ſie wird dem Manne zum zweitenmal gegeben, aber in erneuter Schönheit; der ſüße, geheime Zauber, welcher ſie umſchwebt, ſtrahlt wie etwas Heiliges entgegen. Nichts Schön'res auch als eine junge Mutter. Die ſchönſte Jungfrau darf ſich ihr nicht gleichſtellen; ihr fehlt die Vollendung der Fülle, die in der Knospe noch ruht, aber in der aufgeblühten Roſe bezaubernd einnimmt, das hohe Ebenmaaß in Form wie in Bewegung, die Erhebung auf die höchſte Stufe der weiblichen Natur: hier erſt zeigt die Schönheit den höchſten, kaum geahnten Eindruck in einer Würde, die ihren Beruf erkannt hatte, und edler, als vorher, erſcheint, die den Gatten noch näher zu ſich zieht, und zugleich wieder mehr an die Welt knüpft.

Wenn heutzutage von Manchen eine Emanzipation des Judenthums, aus Gründen, welche von dem innern Weſen deſſelben entlehnt ſind, nicht zugeſtanden wird, ſo iſt dies der Antagonismus einer einſeitig-chriſtlichen Anſicht, die ſelbſt in den ſtaatsrechtlichen Formen unſrer Zeit nur rein chriſtliche Elemente will gelten laſſen. Aber der Staat kann alle Elemente in ſich aufnehmen, die ſeinen Zweck befördern können; er kann ſolche, die ihm anfangs untauglich und gefährlich ſchienen, durch Umgeſtaltung ſeiner Idee konform machen. Das Judenthum wurde nie abſolut verworfen, denn es iſt ebenſo gut eine Offenbarung, es iſt eine poſitive Religion, obwohl es keine Dogmatik, ſondern nur eine reine Theologie (Lehre von Gott) hat; daß Judenthum weiſt auch ebenſo wie das Chriſtenthum alle Anmaſſungen der verdorbenen Menſchennatur, die ſich als Senſualismus und Materialismus an daſſelbe anhängen wollen, zurück. Auf der andern Seite iſt auch der veraltete Kram talmudiſch-rabbiniſcher Weisheit bei den Juden theils im Sinken begriffen, theils ſchon außer Cours gekommen. Jene und die aus ihr entſpringende verächtliche Handlungsweiſe ihrer Bekenner iſt von jeher ein Stein des Anſtoßes geweſen, der aber, da ihn jeder Anſtoß weiter rückt, bald aus dem Wege geräumt ſeyn wird.

Berichtigung: In Nro. 16 der Biene, S. 1, Z. 21, iſt ſtatt „Luges“ zu leſen „Tages“.

Digitized by Google

Die Biene

Bayeriſches Sonntagsblatt.

1837. № 19.

Walhalla.

Die in den Deutſchen deutſchen Sinn erregten,
Die unerſchüttert treu das Gute pflegten,
Verherrlicht werden ſie für ewig glänzen.
König Ludwigs Gedichte.

Romas Götter ſind gefallen,
Ihre Tempel ſind zerſtört,
Ihre kunſtgeweihten Hallen,
Der Triumphe Werk verheert;
Doch in hundert Kunſtgeſtalten
Lebt der Geiſt der Römer fort,
Lebt der großen Männer Walten
Und der großen Männer Wort.

Hellas weint am Grab der Helden,
Sein Athen, es iſt nicht mehr;
Doch im Geiſte zweier Welten
Lebt ſein Wirken ſtolz und hehr.
Sie, die Kunſt, die göttlich ſchöne
Biethet Clio ihre Hand,
Daß ſie würd'ge Thaten kröne
Und erhalt' dem Vaterland.

„Ob Jahrhunderte vergehen,
Großer Männer Thatenruhm
Soll für alle Zeit beſtehen
In der Künſte Heiligthum!"
Römer dachten's und Hellenen
Und der Wille ward zur That:
Große Kunſtgebilde nennen
Was die Vorwelt Großes that.

Nur Teutonia verhüllte
Weinend ihr gebeugtes Haupt:
Was auch ſie mit Recht erzielte,
Das zu ſeh'n blieb ihr geraubt.
Ihre Helden ſollten ſterben,
Ihre Thaten ſo, wie ſie,
Und ihr Ruhm ſich nicht vererben
Durch der Künſte Harmonie!

Selbſt in ihren Ueberreſten
Soll die Vorzeit nicht beſteh'n;
Denn der Korſe brach die Veſten,
Deutſchland ſollte untergeh'n:
Untergeh'n der Ahnen Werke,
Nimmer deutſch der Deutſche ſeyn,
Untergehen Kraft und Stärke
Und zerſplittern Odins Hain!

Weh', ſo war das Loos gefallen
Für mein armes Vaterland!
Braga weint in Asgards Hallen,
— Wie Kaſſandra klagend ſtand —;
Doch der Jammer ſollte enden
Und die Schmach gewendet ſeyn,
Es gelang vereinten Händen
Unſer Deutſchland zu befrei'n.

Doch noch eh' die Stürme ſchwiegen,
Die das Vaterland bedroht,
Strahlt', das Dunkel zu beſiegen,
Uns ein helles Morgenroth!
Deutſchland ſollte nimmer klagen,
Was es hoffte, ſoll geſcheh'n,
Durch die Nacht ſoll's glänzend tagen,
Und der Väter Ruhm beſteh'n!

Ludwig, Er, der Fürſten Zierde,
Wußte, was den Deutſchen frommt,
Zu erhalten jene Würde,
Die uns von den Vätern kommt.
Früh' ſchon glüht's in Seiner Seele
Für des deutſchen Landes Wohl,
Daß die Kraft des Volk's ſich ſtähle,
Und Gemeingeiſt herrſchen ſoll!

Was Er in der Bruſt getragen,
Als des Kampfes Loos geſchwankt,
Hat auch ſchon in jenen Tagen
Johann Müller ihm gedankt;
„Einer eignen Lorbeerkrone",
Sprach er, „iſt Walhalla werth,
Wo man die Enherione,
Und in ihnen Deutſchland ehrt!"

Er beſtieg den Thron der Schyren,
Was der Jüngling groß gedacht,
Will der Mann in's Leben führen,
Wird ſo herrlich nun vollbracht!
Deutſchlands Helden ſollen leben,
Deutſche Kunſt ihr Schutzgeiſt ſeyn:
Thiod ſegnete das Streben,
Balder wird es ſchützend weih'n!

Schon ſeht ihr den Bau ſich heben,
Aſen ſchweben um ſein Dach,
Und die mächt'gen Säulen ſtreben
Deinem Ruhme, Ludwig, nach!
Unter euch, Enherione,
Sey das erſte, Ludwigs Bild,
Zu der königlichen Krone
Gab Dir Hermann ſeinen Schild.

Digitized by Google

Wie dieß Denkmal deutſcher Stärke
Dort in Wodans Eichenhain
Wird, — ſchon künden's Deine Werke —
Dein Walhalla Bayern ſeyn!
Skalden, greifet in die Saiten,
Stimmet ſie zu hellem Ton:
„Heil Walhalla, dem geweihten,
Heil dem deutſchen Heldenſohn!“ —

Dr. Heinrich Hölzl.

Literariſcher Salon von und für Bayern.

(Schluß.)

Genug der Generalien, ſprach Baron von Bergen heiter, unſer Werner räſonirt ſich zu tief in Aerger und Verdruß hinein. Füllet alſo die Gläſer, und wer uns mit einer bayeriſchen Novität erfreuen kann, rücke nur heraus damit. Aus Werners Seitentaſche ſehe ich längſt ein Büchlein in farbigem Umſchlag hervorſchimmern, ſeine Landsleute trägt er ſtets auf dem patriotiſchen Herzen, und dabei noch einige Fremdlinge unter dem Arm, wie ein literariſcher Muſterreiter. Er iſt eine promenirende Bibliothek, in ſeinen Zimmern Bibliothek, und muß über Folianten und Quartanten mit einem Saltomortale in ſein Bett ſetzen, um dort unter Broſchüren und fliegenden Blättern einzuſchlummern, und entſetzlich confuſes Zeug zu träumen.

Es iſt wahr, ſagte Werner, ich träume bisweilen von monſtröſen Wildniſſen, und wenn ich mich endlich durch Dickicht und Dornen durchgewunden, durch die Felſenklüfte hinausgearbeitet habe, ſo zeigt mir die fatale Bergkette vollkommen dein Profil. Es iſt Schade, daß du nicht dichteſt, die beliebte ſchauerliche, abenteuerliche Verwirrung, die tolle Maskerade des Geiſtes könnte einen erheblichen Zuwachs gewinnen.

Damit ärgerſt du mich keineswegs, erwiederte v. Bergen lächelnd, denn gerade eine Wildniß auch ohne Beil und Scheere eines engliſchen Gärtners, hat was rechts Poetiſches, weil der ſchaffende Weltgeiſt überall entweder launig oder erhaben hervorblickt. Wo man der Natur dieſe kecken Licenzen nimmt und ihre Gedankenfreiheit ſperrt, geht ihr unendlicher Theil verloren, ſie ſinkt zur todten, praktiſchen Knechtſchaft herab und wird klug, geziert, trocken anſtatt in ſtolzer, überlegener Kraft vor uns hinzutreten und unſere tüchtigſten Gedanken herauszufordern. Was ich an den bayeriſchen Dichtern auszuſtellen habe, iſt faſt überall eine zu große Nüchternheit, ein Sichtbarwerden ihres Bewußtſeyns und äſthetiſchen Glaubensbekenntniſſes. Es wäre beſſer, wenn ſie ſich einmal geradezu wachſen ließen mit allen Knoten und Dornen, da denn doch das Publikum geſchreckt und zerriſſen werden will. Die ſchönen breiten Details nimmt es mitunter in Gnaden hin, wenn es genug gepeinigt, geängſtigt und abgejagt iſt. Glauben unſere Poeten, mit einer ſoliden Tendenz, hübſchen philoſophiſchen Betrachtungen, gut gearbeiteten und ciſelirten Charakteren auszureichen, ſo liegen ſie in argem Irrthume. Wie die Leute ſonſt nur weinen wollten, ſo wollen ſie ſich jetzt nur fürchten, und der ſchrecklichſte, grauſamſte Poet wird der beliebteſte ſeyn. Welche enorme Wirkung müßte eine complete Geſpenſtertragödie mit Tod und Teufel hervorbringen. Stellt euch die entſetzlichen Geſtalten in gelber, grüner, hochrother Beleuchtung, das Gewimmer der Grabglocken, das dumpfe Poltern in den Särgen, die aus der Erde herauf oder aus den Suffiten herab tönenden hohlen Stimmen, dazu noch einen künſtlich erzeugten Modergeruch vor, denkt an den Fieberfroſt, das ängſtliche Geſtöhne, die bleichen Geſichter, die Ohnmachten im Parterre, und an die Begeiſterung, womit jeder Zuſchauer nach wüſt durchträumter Nacht am roſigen Morgen den Effekt des genialen Stückes rühmt! Gewiß, da wird erſt die gelehrte Poeſie der Deutſchen populär, und jeder jetzt in den Winkel verbannte Dichter ein reicher Mann. Ein ſolches Stück könnte mit angemeſſenen Varianten viele Darſtellungen, Ausgaben und Auflagen erleben.

Du hältſt der einfachen, würdigen Beſonnenheit, der klaren Entwickelung einer Idee in tauſend Gedankenſternen, dem abhanden gekommenen Verſtande in der Poeſie durch dieſen ironiſchen Vorſchlag die prächtigſte Lobrede, ſprach Werner. Halte denn auch unſeren Dichtern ihre Nüchternheit zu Gute, vielleicht ſtehen ſie eben dadurch, wenigſtens dem Willen nach, dem goldenen Zeitalter deutſcher Dichkunſt näher, wo man in ihren ruhigen Zaubergärten ſammelnde Erholung, Troſt, Beruhigung und Seelenſtärkung ſuchte, und fand. Ich liebe nicht die moraliſchen Deklamationen gegen die Literatur; daß aber das belletriſtiſche Unweſen unſer Geſchlecht entnerven, die feſte Geſinnung, die kräftigen, unerſchütterlichen, rechtſchaffenen, wahrhaft männlichen Charaktere verdrängen half, dagegen ein gedankenloſes Gewiſſen, freches Aburtheilen, durchaus momentanes Empfinden und Treiben, ein eiskaltes ſelbſtſüchtiges Schwärmen beförderte, wird kein beſonnener Beobachter widerſprechen.

Dieſen moraliſchen Jammer leſen wir ſeit einiger Zeit in allen Blättern, ſagte Klarbach, während ſie doch emſigſt eine Menge ungeläuterter Meinungen zu einem Hexenbrei zuſammenrühren, der auch kluge Leute toll machen kann. Da man nun ohne viele Mühe zahlloſe Glücksbahnen nach allen Radien der Windroſe abſteckt, ſo findet man ſich im aufgeregten Schwindel in keine mehr hinein. Am wenigſten wird man aber gegen dieſe Gedanken- und Gemüthsverwirrung durch Bücher ausrichten, welche ſich gleich den Schlangen der ägyptiſchen Zauberer ſelbſt einander aufzehren, und vielleicht einmal in der glücklichen Flut friſcher Begeiſterung für immer zu Boden ſinken. Etwas muß kommen, meine Freunde, um die ſchwankende, in einem troſtloſen Skeptizismus ſich verflüchtigende individuelle Meinungsfreiheit zwar nicht etwa durch einen politiſchen Terrorismus, aber durch eine große aus dem Gemüthe des Volkes emporleuchtende Ueberzeugung zu vernichten, und die nun lockeren, willkürlichen, perſönlichen Begriffe wieder an himmliſche Ideen zu knüpfen. Schon meldet ſich der bevorſtehende Umſchwung durch einige rauchende Vulkane; der Ausbruch eines lebendigen urſprünglichen Feuers wird die trägen Torflager der alltäglichen Sinnesart und Urtheilskraft, die dürren Plantagen der Mittelmäßigkeit verzehren, und aus deren Aſche eine friſche Geiſtesvegetation hervorblühen machen. Freilich zeigt ſich in unſerer gutmüthigen Literatur keine Spur von dem ſeditioſen modernen Geiſte, und es ſteht denn auch dahin, ob wir Bayern je einen erheblichen Antheil an den nächſten bedeutenden Schickſalen der deutſchen Schriftſtellerei nehmen werden.

Gerade dieſes beſcheidene ruhige Hinſchreiten, ohne nach Etwas zu haſchen, oder durch Revolten und Tumulte, durch Perſönlichkeiten und Anmaßungen zu imponiren, beſtätigt mir, ſprach Werner, daß die bayeriſchen Autoren es mit der Sache ernſtlich meinen, und das zweideutige Glück der Mode verſchmähend, den rechten Weg finden müßten, hätten ſie nur erſt ein wahres Zutrauen zu ihren von einem ſo edeln Willen geleiteten Kräften. Von jener äuſſerſt gefährlichen, falſchen Originalität, die ſich mit Meinungen und Anſichten ein frevelhaftes Spiel erlaubt, ohne auf deren Haltbarkeit bedacht zu ſeyn, die mit einer Art Unzucht alle Gedankenblumen unter einander vermiſcht, um auffallende Varietäten zu erhalten, von jenem halb barbariſchen Style, der die Farben aller Nationalitäten

Digitized by Google

zuſammen rührt, um einen bunten, betäubenden Glanz hervorzubringen, finde ich bei ihnen nur wenige Spuren, ihre natürliche Aufrichtigkeit gibt ihnen eher einen ſpröden Ernſt, den das genäſchige Zeitalter lieber als Trockenheit ausſchelten möchte. Erreichen ſie dabei allerdings nicht die Geſchmeidigkeit, Schlangenglätte, Chamäleonskunſt und ſcheinbare Sicherheit vieler modernen Autoren, ſo erinnern ſie doch an jene literariſche Periode, wo man vor dem Publikum noch mit Ehrfurcht, Gewiſſen, ängſtlicher Decenz wie vor einem Potentaten ſtand, und jenen feſten, granitenen Grund legte, auf dem ſpäter die ſchlummernden Marmorpalläſte der unſterblichſten Meiſter emporſtiegen.

Ich bitte Dich, thue das farbige Heft heraus, ſagte v. Bergen. Mir grauſet faſt vor der Literatur, wenn ihr ſie da wie einen Pulverthurm betrachtet, vor welchem eine muthwillige Jugend mit Schwärmern ſich vergnügend, jeden Augenblick eine alles verſchüttende Exploſion zu veranlaſſen droht. Am Ende ſind es freilich nur einige arme Federkiele, welche das phantaſtiſche Volk der Autoren für einen Vogel Rok, für einen ſchrecklichen Kometen anſieht. Daß die Literatoren über den Einſturz der Dinge ſchreien, wenn ein Paar Philoſophen ein Gedankenſcharmützel eröffnen, und dabei die ruhig gaſtirende und nach wie vor im behaglichen Schlummer liegende Welt zu Zeugen auffordern, haben wir oft genug erlebt. Aber nun einmal die lange Ouverture geſchloſſen, und friſch mit dem heimathlichen Dichter heraus.

Es bleibt ſehr merkwürdig fuhr Werner fort, indem er das Heft auf den Tiſch legte, daß in Deutſchland, nachdem der lyriſche Strom längſt in ein ſumpfiges Gewäſſer ſich verwandelt hatte, aus dem gerade nicht die reizendſten Töne emporſtiegen, um eine Menge der kräftigſten Liederquellen hervorſpringen und ſelbſt die übrigen dürren Fluren der Poeſie erquicken. Man ſcheint eine neue Periode nur durch die Reſtauration der ganzen Gefühlsweiſe begründen zu können und das Trockene, Obſervanzmäßige, Bequeme, Arrogante, der eingeübten Formen abſtreifen zu wollen. Was man im Leben zwar noch nicht klar erkennet, leider aber durch Unzufriedenheit, Murrſinn, giftigen Witz und grenzenloſe, unbehagliche Tadelſucht deutlich genug bezeichnet, die Erſtarrung zu einem todten, kalten, unergründlichen abſpannenden Mechanismus nämlich, ſucht wenigſtens die freieſte Thätigkeit des Geiſtes, die Dichtkunſt in ihrem Bereiche zu ſtürzen, und auf eine Wiedervereinigung zwiſchen dem inneren unendlichen und äußeren, endlichen Menſchen hinzuarbeiten. So wenig die heftigen Oppoſitionen, der bösartige, reißende Witz, die Widerſpruchswuth Fürſprache verdienen, ſo haben ſie doch nach meinem Dafürhalten gleichen Urſprung mit der gegenüberſtehenden verzweifelnden, milden, düſteren Wehmuth, und nur wenn es der letzteren gelingt, allmählich zu einer heiteren Beſonnenheit zu gedeihen und die Trennung zwiſchen Gemüth und Geiſt aufzuheben, darf man einen gewiſſen Sieg über die aufrühreriſchen Elemente erwarten. Das Zeitalter ſeiner Zerriſſenheit, ſeines Mangels an wahrer Liebe, treuem Glauben, tiefem Ernſt, den jetzt bloß ein trotziger Verdruß vertritt, bewußt zu machen, iſt der große Triumph, welchen vielleicht die lyriſche Poeſie allein feiern kann, während die Ironie, der edle Zorn, die herbe Weltanſchauung im Drama oder Roman die inneren Zerwürfniſſe eher erweitern und die lebendige Geſtaltung einer zerfallenden, die Ideen auf der Zunge und nicht im Herzen tragenden Zeit die letzten ſchwachen Hoffnungen verfinſtern müßten Irre ich nicht ſehr, ſo iſt die Tragödie Nero von Gutzkow mit ihren wilden, gemüthloſen Leidenſchaften, ohnmächtigen mit bewußtem Redeprunk ſchimmernden Charakteren, mit ihrem phantaſirenden Schulverſtande die beißendſte Satyre auf die Gegenwart, eine geniale Verkehrung des Unterſten nach Oben, auf die wir bei allem Glanze unſerer Flaggen und Schilde zuſteuern. Sind doch auch unſere Thorheiten von ſo ernſter, bedrohlicher, bitterer Natur, daß der heitern, ſpielenden Komik dafür keine Masken mehr zu Gebote ſtehen, und der Witz ſchwer geharniſcht den Kothurn beſteigen muß. Gibt bei dieſem froſtigen erſtarrenden Zuſtande jeder gern einen lyriſchen Zuſatz, um in das Leben Wärme und Innigkeit zu hauchen, ſo erklärt ſich dadurch leicht die ſubjektive Richtung, welche unſere Poeſie annimmt und faſt in keiner ihrer Gattungen mehr vermeiden kann. Sind doch ſelbſt in einem ſonſt überaus muthwilligen Luſtſpiele von Eichendorf lyriſche Ergießungen angebracht, die auch einem rein romantiſchen Schauſpiele zum gewählteſten Schmucke gereichen würden. Ich berührte dieſen Umſtand, weil auch in dem Gedichte, womit ich euch bekannt machen will, der lyriſche Ton vorherrſchet und warſcheinlich eine epiſche Form gar nicht beabſichtigt wurde. Es heißt „des Kaiſers Schatten“ und hat einen durch mehrere Dichtungen bekannten Landsmann, Aloys Büſſel, zum Verfaſſer. Du würdeſt wohl thun, ſprach von Halbern, uns die frühere dichteriſche Laufbahn dieſes Dichters in's Gedächtniß zurückzurufen; denn erſt durch eine Reihe von Bildern kann man über das Talent und die Tendenz eines Autors klar werden.

Das ſoll auch in Kürze geſchehen, verſetzte Werner. Er begann, wie viele Poeten, mit dramatiſchen Verſuchen, welche Dichtungsart nothwendig den jugendlichen noch ſelbſt muthig in den Strom der Handlungen hinausſtrebenden Geiſt anziehen muß. Was nun denſelben zum Vortheile gereicht, die lyriſche Wärme, eine gewiße unſchuldige kindliche Innigkeit der Charaktere, ein Hervortreten der empfindenden Natur, hindert gerade den Ausbau aus die Tiefe in die Höhe, jene oft rauhe Lebenswahrheit, welche das Drama begehrt. Es ſind unbezweifelt dieſelben Ideen, die ſich im lyriſchen Geſang, wie in dem Drama offenbaren, allein während ſie ſich dort im Individuum ausſprechen, ſtellen ſie ſich hier im nothwendigen Verbande mit der Handlung dar und die Menſchengröße ſubordinirt ſich der Idee, wodurch das Schickſal hervortritt. Die lyriſche Kunſt führt alle objectiven Verhältniſſe auf das beſondere Gemüth zurück, die dramatiſche bewegt ſich aus dieſer Sphäre heraus, und läßt das Beſondere unter dem Einfluſſe der Weltordnung erſcheinen. Die ganze innere Bedeutung des Menſchen darf alſo nur in der äußeren, in Beziehung auf die Handlung ſichtbar werden, alles Mehrere gehört zum dramatiſchen Ueberfluß, der das Fortſchreiten und mit ihm auch das Intereſſe ſchwächt. Dieſes wird der Verfaſſer derzeit ſelbſt wohl wünſchen, und wir wollen zu ſeiner Entſchuldigung blos anführen, daß gerade in jener Periode, nachdem Müllner die dramatiſche Poeſie revolutionirt und einem unheimlichen Principe, wenn man ſo ſagen darf, unterworfen hatte, eine gewiße Bequemlichkeit in das Produziren kam, als wollte man nach ſo heftigen Stürmen wieder einmal ſinnig ausruhen. Dieſe Ruhe wäre ganz in der Form an ihrem Orte geweſen, leider beſchlich ſie aber auch das Weſen, und hat in dem Roman wie der Novelle noch weit mehr Unheil als in der dramatiſchen Poeſie geſtiftet. Nachdem Büſſel eben ſein beſtes in dieſem Kunſtzweige, nämlich Leander und Hero geliefert hatte, wozu ihn ſein lyriſcher Fond trefflich unterſtützte, und welches Trauerſpiel gewiß allgemeine Aufmerkſamkeit erregt hätte, wäre es nicht aus Bayern gekommen, wurde er ſelbſt mit ſeiner Eigenthümlichkeit vertraut und wendete ſich einer Gattung zu, in welcher er weder Muſter noch Vorgänger, und in der Ausführung viele Schwierigkeiten

Digitized by Google

zu erfahren und überwinden hatte. Es war ein überaus glücklicher Gedanke, aus der pompöſen oder gemeinhin bürgerlichen Erzählungswelt in das idylliſche Leben eines Bergvolkes herabzuſteigen, dabei die geſſneriſchen Süßigkeiten zu umgehen und aus den friſchen Quellen einer kräftigen geſunden, noch unverbildeten Natur zu ſchöpfen. Der Uebergang aus dem poetiſchen Herkommen in eine völlig neue Form, die Bearbeitung eines noch unberührten Stoffes war bei dem gänzlichen Mangel an Vorbildern keine leichte Aufgabe. Auch unſer Dichter mußte erſt durch eine Probe unter dem Namen „die Hochalpe“ Werkzeug und Mäterial kennen lernen, um dann in den „Pilgernächten des Meiſters Tiſotheus“ ein nachhaltiges Werk aufzuſtellen. In der erſten Erzählung hatte er noch ſehr mit dem herkömmlichen Idealiſiren zu kämpfen, wodurch die ländlichen Figuren hier und da ein geziertes Weſen annehmen, im letztgenannten Roman wirft er endlich alle falſche Vergoldung hinweg, und hat es kaum vermieden, manchmal aus dem Natürlichen, ſich in eine grelle Wirklichkeit zu verirren. Eine verfehlte Verſchönerung der Menſchen wirkt in der Hochalpe oft nachtheilig auf die Darſtellung einer herrlichen Gebirgsnatur zurück, im Meiſter Tiſotheus iſt dagegen das rechte Verhältniß gefunden, Rahmen und Bild ſind in gleichem Charakter aufgefaßt.

Ich habe, fiel von Haldern ein, dieſen Roman vor mehreren Jahren ſogar zwei Mal geleſen, und obgleich anfänglich durch die ganz abweichende Art von der gangbaren Form unſerer Romane etwas geſtört, fand ich ihn gerade durch ſeine Eigenthümlichkeiten intereſſant, angenehm, rührend, und wünſchte vielmehr noch Alles entfernt, was darin an unſere literariſchen Lebensbilder erinnert. Der Verfaſſer legt manchmal durch Betrachtungen ſeine literariſche Perſönlichkeit zu Tage, errichtet derſelben, vielleicht unbewußt, ſeinen Tribut und weckt uns dadurch aus den Träumen, die er gefällig über uns hinſpinnt. Er durfte jedoch ſeinem zwar höchſt einfachen, aber dennoch reichen Stoffe gar nicht zu Hülfe eilen, und ihn nur zwiſchen ſeinen ſtolzen Bergen ruhig fortſtrömen laſſen. Der einfache, gutmüthige, liebſame, ſinnige, aus ſeinem engen Thale in eine weite geheimnißvolle Kunſtwelt ſich hinausſehnende Meiſter Bildhauer, in Liebe, Luſt, Zank, Qual und bitterer Noth, in Hoffnung und entſagendem Schmerz, ſeine drei Hausfrauen, die beiden erſten ſanft, gefügig, jungfräulich, die dritte ſinnlich, herriſch, polternd, klügelnd, der alte, verſtändige Vater mit dem geliebten Abraham a Santa Clara in der Hand, die derben, bald heißblütigen, bald bequemen Landleute, dieſe Capläne und Pfarrherren mit vielen andern Figuren, die ab und zulaufen, reichen mehr als hin, das Gemälde auszufüllen. Nie werde ich die Scene vergeſſen, wo der arme Bildhauer von Mangel und der Erwerbluſt der harten Gattin getrieben, den ernſten Meiſel mit dem Fidelbogen vertauſcht, mit leidendem Körper und gebeugter Seele zur fremden Luſt die Geige ſpielt und einmal heimkehrend in rauher Nacht von dem Stege ſtürzt, und nach dem Bade in kalter Welle auch noch die geliebte Cremoneſerin zerſchlägt. Solche einfache, überaus rührende Züge finden wir ſelten in unſern vornehmen, die ganze Natur übermalenden Novellen und Romanen.

Ich theile vollkommen dieſe Anſicht, fuhr Werner fort, und bin überzeugt, daß dieſes Werk durch Säuberung unnöthiger Zuthaten, feſte Zuſammenziehung des tüchtigen Gewebes, Ausführung einiger bedeutſam ſkizzirten Charaktere ein ſehr treffliches werden müßte. Seine Befähigung zu einer ſolchen Ueberarbeitung hat der Verfaſſer auch durch die ſpäteren unter dem Titel „des Skalden Ryno-Noryx Irr- und Minnefahrten“ herausgegebenen drei Novellen ſattſam dargethan.

Ich kenne dieſe Novellen, ſagte von Bergen, und bin beſonders mit dem Prinzen von Donora zufrieden, in welchem bis auf das traurige Schickſal des von dem Abenteurer getäuſchten Mädchens, ein ungemein heiterer, ſchalkhafter Ton herrſcht, und der eben ſo gut gedacht als geſchrieben iſt; allein in dieſem reinen Spiel der Phantaſie kommt mir doch wieder das Localiſiren ungelegen, ſo wie ich gleichfalls das ſüddeutſche Gepräge in allen drei Novellen nicht recht billigen kann. Vielleicht verſchließt eben dieſe Lokalfarbe, von welcher die Süddeutſchen nicht laſſen können, das übrige Deutſchland für ihre Erzeugniſſe, vielleicht führt ſie das ſtets vom wahren Ideale ab, und trübt ihre Schöpfungen durch den Hauch der gewöhnlichen Wirklichkeit, denn offenbar iſt die Poeſie auf dem verkehrten Wege, welche vom Leben erſt zum Geiſte aufſteigt, anſtatt mit der ganzen Souverainität des Geiſtes in das Leben einzudringen. Es gibt dabei immer Riſſe, wobei der dunkle Körper aus der ſonnigen Atmosphäre bleibt.

Lieber Freund, erwiederte Werner, wir ſind leider ſchon an ein wunderlich zwiſchen Geiſt un Natur ſchwebendes, herkömmliches, papierenes Ideal gewöhnt, wir haben uns von der wahren Natur ſo weit entfernt, daß wir ſie ohne Mäntelchen gar nicht mehr ſehen wollen, auch merken wir Deutſche im Süden es nicht recht, wo der Nordländer localiſirt. Was uns an dem Süddeutſchen auffallen kann, iſt nicht das Süddeutſche, ſondern vielmehr die mindere Glätte, Feinheit und formelle Vollendung ſeiner Autoren, wofür nun auch der Gehalt büßen muß. Unſere Schriftſteller legen ſo ungern die letzte Hand, die Feile an, ſie halten über ihre Arbeiten ſo nachläſſige Heerſchau, werfen Mehl und Kleie heraus, und ſparen am Verputz und der Eleganz, daß nur eine nähere Beachtung, eine Unterſuchung der Grundmauern den übeln Eindruck verwiſchen kann. Dieſes Vorurtheil wirkt ihnen auch dort entgegen, wo ſie nur das Süddeutſche, welches ewig mit dem Unvollendeten und Vernachläſſigten eins ſeyn muß, herauskehren. Uebrigens haben mehrere Autoren auch dieſen Vorwurf bereits in ein ungerechtes Vorurtheil verwandelt, und es iſt beſonders merkwürdig, daß gerade ein Süddeutſcher, Graf von Platen, mit einer Formenkunſt auftrat, neben welcher die Negligenz ſehr bedeutender norddeutſcher Schriftſteller gleichſam erſt fühlbar geworden. Nicht viel minderes Verdienſt um eine ſtrengere kunſtgemäße Sprache hat ſich Rückert erworben, und in dem neueſten Gedichte unſers mehr beſprochenen Landsmannes Büſſel erblicken wir überall das ernſteſte und glücklichſte Beſtreben, auch in dieſer Hinſicht, den Anforderungen der Kritik Genüge zu thun. Dieſes war deſto ſchwerer zu erreichen, als der Verfaſſer die Canzone wählte, um in ihrer für den Deutſchen ſtets ſehr beſchwerlichen Form einen faſt unermeßlichen Stoff darzuſtellen, der zudem als der neueren Geſchichte angehörig noch nicht in die poetiſche Ferne getreten iſt.

Ich möchte behaupten, fiel v. Haldern ein, daß dieſe poetiſche Ferne ſelbſt zu den äſthetiſchen Vorurtheilen gehört. Da uns ein Lied, welches unſere nächſten Zuſtände, ein Gemälde, welches wohlbekannte Gegenden ſchildert, da uns die Muſik, die ganz nur Gegenwart iſt und obendrein meiſt ihren ganzen techniſchen Apparat mitbringt, ſo ſehr entzücken kann, warum ſollte eine heroiſche Größe gerade der verklärenden Ferne bedürfen? Wir treffen da wieder auf die üble Gewohnheit, alle Kunſtdarſtellung für etwas ganz von der Welt Losgeriſſenes, für etwas gleichſam Unmenſchliches zu halten, während ſie doch blos das Menſchliche in ſeiner geiſtigen Vollendung ſeyn ſoll. Wir werden zum Heil der Menſchen und aller ihrer Genüſſe die ganze Kunſtwelt näher rücken, wenn wir ihre Stoffe ſelbſt aus keinem idealiſchen Nirgends der

Digitized by Google

weit entlegenen Zeiten mehr hervorholen. Die Dichter ſind hier auf dem nemlichen Abwege wie die Schauſpieler, welche auch durch ein gewiſſes poetiſches Coſtüm ihrer Kunſt zu Hülſe kommen, und im Harniſch und Federhelm ſchon vollkommene Ritter zu ſeyn glauben. Wer den hiſtoriſchen Nimbus entbehren könnte, dürfte nach meiner Anſicht gerade die auſſerordentlichſten Fähigkeiten zu entwickeln haben. Doch vielleicht ſpäter ein Mehreres hierüber, jetzt wolle Freund Werner fortfahren.

Napoleon, ſagte Werner, hat in drei Welttheilen kämpfend wie ein Triumphator Roms und einſam im hohen Weltmeere endend, ein raſches Drama und eine ernſt feierlich fortſchreitende Epopee zugleich durchgeſpielt. Ein brennender und ausgebrannter Vulkan fließen in ihm die blitzähnlichen Bewegungen der Thaten mit der ehrwürdigen Ruhe der Geſchichte wunderbar zuſammen, mit ihm ſchließt ſich das Zeitalter ab, das er erſchütterte und in keinem Helden offenbarte ſich jemals das ordnende, richtende Schickſal klarer und warnender. Niemand ſcheint es ſeit dieſem mächtigen Schwertſchlage mehr verſuchen zu wollen. In dieſem Verhältniſſe hat ihn denn auch der Dichter aufgefaßt, die ſchrecklich ſchöne Laufbahn durchgeführt und mit ähnlich ſtrebenden Helden wie z. B. Cäſar, Peter zuſammengeſtellt, die ihm ermahnend in den Weg treten. Wie ſehr auch in dem Kämpfer das Gefühl perſönlicher Größe hervorleuchtet, größer und mächtiger erſcheint uns noch die Hand, welche die Weltgeſchichte leitet, und das nach dem erſten Anblicke Ungeheure des irdiſchen Geiſtes wieder in die Grenze des beſchränkten Menſchlichen zurücke führt. Die Tendenz, keineswegs eine Verherrlichung der Thaten des untergegangenen Kaiſers, ſondern vielmehr die Hoheit des Verhängniſſes, die Würde jener Lebensideen, über welche der Menſch ſich nicht ohne Verderben erheben kann, in dieſen Geſängen auszudrücken, beſtimmte zugleich die äuſſere Behandlung, welche den Heroen nur als Schatten noch einmal über die geſtürzten Königreiche, das ſtolz durchſegelte Meer, über die Schlachtfelder, deren Opfer ihm als jubelnde Geiſter zuſtrömen, dahinſchweben läßt und den ſich überhebenden Stolz durch ein wehmüthiges Gefühl mildert. Wenn die Fülle der ſich drängenden Handlungen dem Leſer manchmal den durchlaufenden Faden der Grundidee nicht leicht erkennen läßt, ſo hat der Verfaſſer mit deſto mehr Glück einige Momente der neueren Geſchichte eingewebt, und auf die reinen, dauernden Schöpfungen eines großen lebenden Königes hingewieſen, an welche ſich die Wiedergeburt Griechenlands, ein Ereigniß von unermeßlichen Folgen, als ewiger Stern glänzend anſchließet. Meine Freunde werden erlauben, ihnen einige Canzonen als Probe vorzutragen.

CXXIV.

Die Donau wogt dahin mit ſtolzem Gange!
Sie iſt's! Sie hebt ſich aus dem Nebelbette,
Wie eine Jungfrau in dem Morgenkleide.
Das Frühroth ſchlingt wie eine Roſenkette
Sich ihr um's Haupt. Hoch glühet ihr die Wange!
Vom Buſen wallet funkelndes Geſchmeide;
Laut jubelt jetzt die Freude,
Und zieht ihr nach mit Gruß und frohen Liedern.
Den blauen Gürtel um die Mitt' gewoben,
Hält ſie den Thyrſusſtab emporgehoben,
Des heitern Volkes Jubel zu erwiedern.
Und Reben theilt ſie aus und goldne Aehren,
Des Segens Fülle ſpendend zu vermehren.

CXL. (Weimar.)

Hier blühte ſonſt des deutſchen Liedes Garten!
Gepflegt von eines Fürſten zarter Milde
Entfalteten ſich in dem ſchmalen Raume
Des Geiſterreiches mächtige Gebilde.
Beneidenswerthes Loos, der Kunſt zu warten!
Zu ſchwelgen in des Dichters ſchönem Traume,
Pflückt er vom Lorbeerbaume,
Mit ihm des höchſten Ruhmes reine Kronen.
Er tauchte nicht ins Blut die grünen Zweige,
Nicht Herrſchgier führt ihn jähe Wolkenſteige,
Um über den Geſchlechtern ſtolz zu thronen.
Sein Thron ragt in der Geiſter ſtillem Kreiſe,
Den ihm erbaut der Künſtler und der Weiſe.

CLXXVI. (Moskau.)

Und vor uns breitet ſich im Morgenglanze
Der Czaren Stadt; die bunten Dächer ſchimmern
Vom tauſendfält'gen Farbenſchmelz im Kreiſe!
Vergnügt durch Pracht aus der Zerſtörung Trümmern
Hebt ſie das Haupt mit friſchem Siegeskranze,
Die nach der treuen Hindus-Frauen Weiſe,
Zu eignem Ruhm und Preiſe
Dem Flammentod ſich opfernd hingegeben,
Um nicht ſich vor dem Sieger feig zu beugen,
Und Huld dem Sohn des Glückes zu erzeugen,
Der ſich verwog, nach Ruriks Thron zu ſtreben.
Sey mir gegrüßt, aus Flammen neu erſtanden
Im Jugendſchmuck in der Waräger Landen.

Ich bitte um's Himmelswillen auch um einen Tadel, ſagte von Haldern, als Werner das Buch zuſchlug. Unſer Klarbach ſitzt ſchon lange mit verdrießlichem Geſicht und ſich ärgerlich ſpitzender Naſe da.

Den Tadel will ich ganz unſerm ſcharfſinnigen Klarbach überlaſſen, verſetzte Werner. Er verſteht es und hat ſo die rechte Luſt, ein Werk unbarmherzig zu ſkeletiſiren, es in verfehlte Natur und verfehltes Ideal zu zerlegen und in Widerſprüche aufzulöſen, daß nichts mehr übrig bleibt als der unbarmherzige Kritiker. Sein Rothſtift iſt ein furchtbares blutiges Reckenſchwert.

Und das ſoll dich auch beſonders ſchonungslos treffen, ſagte Klarbach lachend, wenn du dich einmal gedruckt in die Welt hervorwagſt. Ihr wißt gar nicht, welche gute redliche Meinung im Herzen eines noch ſo wüthenden Recenſenten verborgen liegt, und wie weit wir es im lieben Deutſchland gebracht hätten, wäre der Peſt-Cordon gegen die ſchlechten Bücher ſtets mit recht tüchtigen Streitern beſetzt geweſen. Die elenden Schriften haben auch ihren Nepotismus, eine bringt die andere unter die Haube.

R.

Die Euthanaſie.

Eine neugriechiſche Sage.

(Fortſetzung.)

Die Jagd nahte ſich ihrem Ende, denn die langen, ſchweren Segel der Caravella waren zu viel für die kleinen, flatternden Dinger, welche die Ipſariotin flott hielten. In den nächſten fünf Minuten mußten die Flüchtlinge an den Felſen ſeyn, welche die Stadt Dragomeſtre vor der Gewalt der Stürme und den Angriffen der Osmanlis ſchützen. Der Reis und ſeine Mannſchaft hatten bereits ihren Entſchluß gefaßt. Das Bild der Panagia wurde aus der Kajüte geholt, drei Mal um das Verdeck getragen und dann auf die Schiffswinde geſtellt, eine Laterne vor ihm. Der wackere Kapitän ging der Mannſchaft mit gutem Beiſpiel voran, und während die türkiſchen

Digitized by Google

Kugeln weißen Schaum in ihre Geſichter ſprützten, ſangen ſie auf den Knieen liegend eine Hymne.

Einen Augenblick ſchaute Kalſandoni erſtaunt auf dies kriegeriſche Manoeuvre; denn da dies ſeine erſte Reiſe war, kannte er die hergebrachte mittelländiſche Weiſe, einem Feinde zu begegnen, noch nicht. Aber es fiel ihm ſogleich ein, daß er unter den Brettern, auf denen ſich dieſe frommen Leute krümmten, tauſend Zechinen hatte. Er trat zum Reis hin, der den Boden zu den Füßen der großen Beſchützerin mit ſeinem Antlitz kehrte, und gab ihm auf den hervorragendſten Theil ſeines Körpers einen furchtbaren Stoß. Der Reis ſprang auf und ſuchte dem Klephten zu beweiſen, daß eine Hymne, zu Ehren der Jungfrau geſungen, der wahre und einzige Weg wäre, den Osmanlis zu entfliehen. Der Klephte, der Frömmigkeit und Vernunft unzugänglich, fragte ihn einfach, ob er kämpfen wollte, oder nicht. Der Reis erklärte mit Beiſtimmung des Unterſteuermanns und der Mannſchaft, daß ſolch ein Wagſtück einem überlegnen Feind gegenüber unerhört wäre; daß er ſo brünſtig beten wollte, wie irgend ein Kapitän, der da handelte; aber daß er nicht fechten würde. Die Frage wurde mit Donnerſtimme wiederholt; dieſelbe Antwort wurde gegeben; und Kalſandoni ergriff den frommen Mann, hob ihn mit Rieſenkraft in die Höhe, und warf ihn über Bord. Die Mannſchaft ſchrie vor Schrecken laut auf, und fiel wieder auf die Kniee. Doch der Klephte trieb ſie ſchnell aus dieſer Stellung, indem er auf dem Verdeck hinſchritt und denſelben Sporn anwandte, der ſich an dem Reis ſo wirkſam erwieſen hatte. Geſchrei und Flüche waren die nöthige Folge, aber in dem Lärm erſchallte eine Stimme in lautem Gelächter. Der Klephte wendete ſich um, den Spötter niederzuſchmettern, aber er fand einen ſchönen, ſchlanken Italiener vor ſich, der gerade auf das Verdeck gekommen war, und bei dem Anblick dieſes unheiligen Treibens vor Lachen vergehen wollte.

Der Klephte ſah auf der Stelle, daß er nicht von mittelländiſchem Metall war und rief ihm zu: „Haſt du Luſt, dich von den Türken hängen zu laſſen, wie dieſe Schurken da?"

„Nimmermehr, ſo lang ich's wehren kann", war die ſchnelle Antwort.

„Dann nimm dieſe Lampe; geh' in das Pulvermagazin, und wenn ich dir rufe, ſprenge uns in die Luft, die Brigg ſammt uns."

Der Italiener nahm die Lampe, und ging nach der Treppe; aber die Mannſchaft hatte genug gehört. In die Luft geſprengt zu werden, war noch etwas ſchlimmer, als an den Raaen der Caravella zu baumeln. Sie rafften ihre Piken und Musketen auf, und die Türken ſahen zu ihrem Schrecken alle Anzeigen eines verzweifelten Widerſtands. Kalſandoni übernahm das Commando, er feuerte die erſte Kanone ab, und ward durch den Stoß derſelben zwanzig Schritte weggeſchleudert. Aber der Italiener war ein alter Artilleriſt, er lehrte dieſe Mannſchaft von Affen, ein halb Dutzend ihrer Kugeln an Bord der Feinde zu ſenden. Die Opiummännchen verloren den Kopf. Die letzte Kugel war in ihr Pfeifendepot gefallen; ihre Kaffeetaſſen wurden zertrümmert, und der einzige Hühnerkorb, auf den ſich all ihre Hoffnung auf Pillau ſtützte, war ſchon von dem Blute und Gefieder ſeiner Opfer beſudelt. Unter ſolchen Umſtänden zu fechten war nie einem Herrn von Stambul eingefallen. Ihr Kapitän gab Befehl, die Flagge zu ſtreichen, und ſie ſank ſchon, als der verfluchte Reis, gerade im entſcheidenden Moment, die Felſen hinankletterte, und auf die Brigg deutend Rache ſchrie.

Die Türken verſtanden ihn nicht, ſo ſehr er auch ſeine Lunge anſtrengte; aber wie ſie Alles überlegen, ließen ſie die Flagge auf derſelben Höhe des Maſtes hängen, um ſich bei Wiederholung der Operation die Mühe zu ſparen. Sie zündeten in vollkommner Ruhe ihre Pfeifen an, um den Willen des Schickſals abzuwarten. Er war bald klar. Ein unglücklicher Schuß hatte den Maſt der Ipſariotin getroffen; Taue und Segel fielen herab, und zuletzt ſtürzte auch der nackte Maſt über Bord. Die ganze Mannſchaft ſchrie vor Entſetzen; der Reis ſchrie noch lauter Rache; aber die Türken ſagten nichts. Sie klopften ihre Pfeifen aus, feuerten eine ganze Lage auf die ſinkende Brigg ab, und kletterten auf ihr Verdeck. Kalſandoni und der Italiener ſchwenkten kühn ihre krummen Säbel, der Klephte ſchlug dem Kapitän der Caravella, einem Renegaten, den er im Augenblick, wo er enterte, für einen alten Feind erkannte, Kopf und Turban ab. Sein Gefährte mußte ſich mit dem nervigen Gelenk und der mit Ringen reich beſetzten Hand begnügen, die der türkiſche Lieutenant auf den Rand des Verdecks legte. Aber wären ſie ſelbſt Tiger geweſen, ſie hätten nicht überall ſeyn können. Sie ſchauten zurück und ſahen die Mannſchaft wieder mit ihrer Andacht beſchäftigt. Das Schiff ſtieß gegen die Klippen; das Waſſer überflutete das Schiff und wuſch die Kniee der Frommen. Kalſandoni warf ſeinem Gefährten einen Blick zu, den dieſer zum Theil verſtand; und beide ſprangen über Nacken und Schienbeine, und ſtürzten ſich in die See. Die That war nicht ſo gar heldenmüthig, denn die Entfernung vom Ufer betrug kaum hundert Ellen. Aber mit dem Verluſt war es ein Anderes, und die Ehrentitel, die Kalſandoni beim Abſchied der feigen Mannſchaft, dem ſchwachen Schiff, dem betrügeriſchen Reis und den plündernden Türken gab, hätten einer Excommunicationsbulle keine Schande gemacht.

Der Klephte ſtand am Geſtade, und ſah ſeine Zechinen von ſeinem Herzen geriſſen. Aber wenn ihn etwas tröſten konnte, ſo war es die Gewißheit, daß die Finger des Islamismus ſie nicht entweihten, denn die Brigg fühlte nicht ſobald ihr Verdeck von den unheiligen Füßen betreten, als ſie, wie zürnend, verſank. Sein Zorn ſollte noch reichlichere Weide finden. Die Caravella, ihrer halben Mannſchaft beraubt, die zum Beſten der Haifiſche und Geier herumſchwamm (Beſtien, die zwiſchen Chriſten und Ungläubigen keinen Unterſchied machen), ſtieß auf Klippen, und Planke um Planke, offenbarte die hinter ihr verborgenen Geheimniſſe den ſchlagenden Wogen. Allenthalben ſchwammen Turbane, ihrer Köpfe beraubt, herum und da nur ein türkiſches Boot dem Waſſer trotzen konnte, entkamen von ihren zweihundert Mann nur zehn, welche die Nachricht von dieſem Siege zu den Füßen des großen irdiſchen Lenkers der Schickſale aller Nationen zu Waſſer und zu Land, des Bruders der Sonne und des Mondes, des Vettern des Georgiumſidus — des allerhabenſten Sultans niederlegten.

„Bruder Palikar," ſagte der Klephte endlich zu ſeinem Gefährden, „iſt es etwas Gutes daran, auf das Wrack dieſer Türkenhunde zu ſchauen, oder iſt es etwa tröſtlich, hungernd und vor Kälte zitternd hier zu ſtehen?

„Wie mich dünkt, keineswegs" war die Antwort; „und ich bin ſo reſignirt in mein Schickſal, daß ich, ſtatt hier zu bleiben, mit nichts mich hier zu nähren, als mit Seegras, und mit nichts mich zu wärmen, als mit Seewaſſer, gegen ein gutes Dach über meinem Haupte, ein luſtiges Feuer zu meinen Füßen, ein wohlſchmeckendes Mahl unter meinen Händen, und eine ſchöne Frau oder im Nothfall ein halbes Dutzend unter meinen Augen, kaum etwas einwenden würde."

„So folge mir," ſagte der Klephte und ſprang in eine Schlucht hinab. Der Italiener folgte; und als der Abend die Gipfel der Berge mit jener hellen, lebhaften Glorie umgab, der kein Glanz der Welt gleicht, außer dem Licht, das aus

Digitized by Google

dem halb ſaphirnen, halb demantnen Auge einer Griechin ſtrahlt, ſagte der Klephte, auf ein weißes Gebäude deutend, das aus einer Wildniß von Reben und Oelbäumen hoch am Hügel hervorragte: „Da wirſt du mit Kalſandoni zu Nacht eſſen.“

Als ſie am Fuße des Hügels ankamen, ſtürzten unzählige Palikaren aus ihren Hütten, ihren Souverain zu begrüßen, der ihre Grüße mit wenigen Worten erwiederte, Worte, die ihm mehr der Zorn wegen der Zechinen, als ſeine Anerkennung ihrer Loyalität eingab. Die Palikaren ſind durch ihre Unabhängigkeit zum Sprichwort geworden; ſie ertragen keine Beleidigung, ſelbſt keinen ſchiefen Blick, und wenige unter ihnen können ſich nicht rühmen, den oder jenen um Kleinigkeiten erſchoſſen zu haben. Mancher bedauerte in der Uebereilung ſeine Muskete zu Hauſe gelaſſen zu haben; und ſonderbar genug hatte keiner von ihnen ein Piſtol bei ſich, obgleich ſie den ganzen Abend unter Freunden geweſen waren. Aber kein Menſch iſt auf alle Fälle vorbereitet, und Kalſandoni beſann ſich, ehe ſie Zeit hatten, zu laden, eines Beſſern, und lud die Familienhäupter zum Abendeſſen ein. Ihre Rache war auf der Stelle vergeſſen; ihre Ehre war rein gewaſchen; ſie begleiteten ihren Häuptling nach Haus, und machten jenes Getrampel das ſeine Tochter Euphroſyne aus ihren Viſionen weckte.

Von dem felſigen Geſtade Arcarnaniens bis zu den ſchönen Ufern des Helleſponts war kein lieblicheres Weſen, als dieſe Tochter. Ihre Mutter, eine Georgierin, entführt oder geraubt aus dem Serail Murad-Alis, einſt Paſcha's von Morea, der wegen ſeines Geſchmacks, was Pferde und Frauen betrifft, vor allen Paſcha's, welche je den Kopf verloren, berühmt war, gab ihr alle die Schönheit, womit ſchöne Farbe und glänzende Augen die claſſiſchen Züge der Griechen veredeln konnten. In ihrer zarten Schönheit, war eine Farbe über das Antlitz ergoſſen, die der Vereinigung einer weißen und rothen Roſe glich; mit ein Paar Augen, von denen kein lebendes Weſen hätte ſagen können, ob ſie braun, oder dunkelblau, oder blendendſchwarz waren; mit einer Geſtalt, wie ſie die Natur bisweilen bildet, wenn ſie ſich überlaſſen bleibt; und mit einem Herzen, unſchuldig und froh, wie die Vögel, die Morgens, Mittags und Abends unter ihrem Fenſter ſangen, kam Euphroſyne aus ihrem Gemache, ſich in die Arme des Vaters zu ſtürzen. Sie glich, unter den rauhen Geſichtern und kräftigen Geſtalten der Palikaren, einem Weſen aus dem Feenreich oder Paradieſe.

Der Italiener war betroffen, und Euphroſyne merkte, in der Einfalt ihrer ſiebzehn Jahre, noch vor Ende des Abendeſſens, daß ſie einen Liebhaber hatte; das Gefühl war neu, und ſeine Neuheit ließ ſie nicht ſchlafen. Eine zweite Julie betrachtete ſie den Mond, und hörte wie jene, in dem Rauſchen der Rebzweige mehr, als das Säuſeln des Windes. Ein Seufzer, ein Stückchen aus einem Liede, ein Vers von Arioſto, und einige bewundernde Worte waren Alles, deſſen ſie ſich von dieſer Zuſammenkunft mit dem Italiener erinnern konnte. Aber ſo wenig das war, ließ es keinen Schlaf auf ihre Augen wiederſinken, bis Eos Thau und Farben über Erde und Himmel goß.

Der Klephte und ſein Gaſt aßen im Garten, die Ueberbleibſel des Schafs zum Frühſtück, das die Nacht zuvor aufgetiſcht worden war, und das die Loyalität der Palikaren ſo mitgenommen hatte, daß es ſelbſt den Anachoreten kein Leid zugefügt haben würde. Der Italiener verſank in Träumereien. Er kam zu ſich, als er einen Hahn ſpannen hörte; er blickte auf und ſah ſeinen Wirth, das durchdringende, flammende Auge auf ihn richten.

„Junger Menſch,“ ſo lautete die unceremoniöſe Anrede, „du biſt in meine Tochter verliebt“ — läugne es nicht, ich laſſe keinen Lügner am Leben. Da ich nicht mehr von dir weiß, als von dem Kaiſer der Gelbbärte*), laß mich deine Geſchichte wiſſen. — Doch gib Acht, daß jedes Wort wahr iſt, wo nicht — zwei Unzen Blei in dein Gehirn. — Ich laſſe keinen Lügner am Leben.“

Der Italiener lachte und gab ihm in Kürze ſeine Biographie. Er war in Frankreich gereiſt, wo alle alten Weiber und jungen Männer mit der Charte groß thaten; — in Deutſchland, wo der Schulmeiſter ihre Jungen nach der Charte prügelten; — in England, wo jeder von einer Charte ſprach, wie die dortigen Epicuräer von einer Turteltaube plauderten, einem Luxus, die nur den engliſchen Mäyen angehörte, auf den alle ſtolz waren, wiewohl von Tauſenden kaum einer dazu kommen konnte. Darauf war er nach Italien zurückgekehrt, und da hatte er keine Sylbe von einer Charte vernommen, außer in dem Gewiſper verabſchiedeter Soldaten, quiescirter Douaniers und entlaſſener Beamten. In ſeinem Unwillen über den gänzlichen Mangel an dieſem erſten Lebensbedürfniß hatte er ſich mit den redlichen Unglücklichen vereinigt, und eine Charte proklamirt. Aber das Volk war noch nicht reif, ſolch ein Gut zu beſitzen. Sie wollten lieber nach der Sitte ihrer Väter eſſen und ſchlafen, ſingen und Cigarren rauchen, als wie Banditen verhungern, oder ſich als Rebellen erſchießen laſſen. Das Projekt ſcheiterte. Die Führer verriethen die Untergebenen, die Untergebenen die Führer; die Generale verließen ihre Armeen, und die Armeen ihre Generale; bis ſich fand, daß der wahre italieniſche Genius im neunzehnten Jahrhundert zu nichts gut wäre, als Orgeln zu ſpielen, Opern zu ſingen, mit Weibern anderer Leute zu koſen, und von ſechs Groſchen jeden Tag einen zu ſparen. Er war entfloh'n, theils aus Liebe zur Freiheit, und, wie er geſtehen mußte, theils aus Furcht, gehängt zu werden. In Ancona ſchiffte er ſich auf die Ipſarioten Brigg ein, deren Capitän ſein Geld nahm mit dem Verſprechen, ihn gerades Weges nach Lepanto zu führen. Allein er ließ in halb zu Tode hungern, ſegelte an jeden Ort, nur nicht dahin, wohin er verſprochen hatte, und würde ihn, wie er feſt glaubte, ohne den Untergang der Brigg, das Land nie mehr haben betreten laſſen.

Kalſandoni legte die Muſkete bei Seite und reichte ihm die Hand. „Du biſt ein ehrlicher Burſche“, ſagte er, „und haſt dich geſtern ſo brav gehalten, daß ich kaum etwas dagegen habe, daß du ein Italiener biſt. Daß du Edelmann biſt, iſt eigentlich eine Untugend, und ich könnte einem Mann faſt verzeihen, wenn er ſolch ein Mißgeſchick verſchwiege. Aber du kannſt nichts dafür, darum hier meine Hand. Wenn Euphroſyne nicht zu ſtolz iſt, dich zu lieben, magſt du von heut' an ein Albanier und mein Schwiegerſohn ſeyn.“

Carlo Visconti wäre unter dieſer Bedingung ein Aethiopier geworden. Die liebliche junge Griechin war ſchon mit ſich einig, aber es dauerte einen Monat, bis ſie jene Worte ausſprach, die einem Verliebten angenehmer ſind, als alle Muſik der Neune. Carlo flog mit der frohen Kunde zu dem Klephten. Eine kleine Wolke flog über die Stirne des Klephten. „Was ſagt ihre Mutter? Ha! — ich ſehe, du haſt ſie nicht gefragt. Nun weiß ich doch, worin deine Politik fehlte. Immer frage die Weiber zuerſt. Ueber Krieg und Wein, über Handel und Wandel, über alle Punkte, von der Zeit, wo du zuerſt eine Frage lallen kannſt, bis du ſtumm oder mindeſtens taub wirſt, frage um ihre Meinung — ſie können dir gut rathen, oder bös; aber glaube einem Ehemann, der achtzehnjährige Erfahrung hat, frage ſie, wenn du Ruhe haben willſt.“

Dieſer Fehler koſtete noch einen Monat, denn Fatme, die Mutter ſeiner Geliebten, beſtand ärgerlich darauf, man

*) Die Ruſſen.

Digitized by Google

müſſe ihr zum Beſinnen Zeit laſſen. Aber nach Verlauf des Monats war ſie, wegen eines geheimen Grundes, unentſchiedner, als je. Sie war eine berühmte Schönheit geweſen; ſie war noch ſchön, und welche Schönheit entſagte je willig dem Scepter? Sie hatte geſehn, wie Euphroſyne ſie vom Threne verdrängte, und unter ihren Augen zur ſchönſten Weiblichkeit heranreiſte. Noch milderte ihre Liebe zu dieſem bezaubernden Weſen ihren Schmerz über die Niederlage, und ſie tröſtete ſich mit der Ueberzeugung, daß ſie, in der gehörigen Entfernung, für Schweſtern gelten könnten. Aber wenn Euphroſyne heirathete, wie konnte ſie dann hoffen, der Großmutterſchaft zu entgehn? Der Fluch des Alters mußte dann auf ihr laſten, trotz ihrer Roſen und Lilien. Trotz ihres Spiegels, ihrer Gefühle und ihrer Anbeter mußte ſie dann das unſeligſte aller Weſen ſeyn — ein altes Weib! (Schluß folgt.)

William Beresford,

von

Adolf Bube.

Im Jahre 1832 ließ ſich Marſchall Beresford bey der Gräfin M....... in M.... melden, als ich eben im Zimmer war. Ich wollte mich entfernen, die Gräfin aber hieß mich bleiben, um eine ſo bedeutende hiſtoriſche Perſon kennen zu lernen. Die Bedienten öffneten beide Thürflügel, Beresford trat herein. Sein Erſcheinen war äußerſt impoſant. In ſeiner Haltung, in allen ſeinen Bewegungen und Mienen, auf ſeiner hochgewölbten Stirn ſprachen ſich Ernſt und Beſonnenheit, Kraft und Würde aus. Ich ſtaunte über die eigenthümliche plaſtiſche Schönheit ſeines Kopfes. Der Scheitel wahr kahl, Hinterhaupt und Schläfe von ſchneeweißen Haaren bedeckt. Der Marſchall trug Frack, Pantalons und Weſte, Alles von glänzend-ſchwarzem Tuche. Ueber die Weſte von der Schulter zur linken Hüfte herab floß ein breites, hellblaues Ordenband. Um ſeinen Hals ſchlang ſich eine weiße Binde, ſeine Füße waren mit Schuhen und ſchwarzſeidenen Strümpfen bekleidet.

Ich bewunderte in ihm anfangs den großen Feldherrn, den Genoſſen von Wellingtons Siegen bei Toulouſe, Bayonne und Vittoria, den Helden von Albufera; doch als ich des grauſamen Verfahrens gedachte, mit welchem er zu Liſſabon im Jahre 1817 zwölf der edelſten Portugieſen in einer langen Marter hängen, dann köpfen und verbrennen, und ihre Aſche ins Meer ſtreuen ließ, weil ſie aus Patriotiſmus ſich gegen ſein Leben verſchworen hatten, da faßte mich Grauen und überwog die Bewunderung. Als aber Beresford, nachdem er der Gräfin M....... einen Brief ihres Bruders, des Königs der Belgier, übergeben, und mehrere Aufträge deſſelben ausgerichtet hatte, die Unterhaltung auf äußerſt gewandte, einnehmende Weiſe zu führen begann, da verſchwand alsbald dieſes Grauen, und meine frühere Stimmung trat wieder ein. Der Antheil, welchen N. N. an der Thronbeſteigung des Königs Leopold gehabt, war anfangs der Hauptſtoff des Geſprächs. Der Marſchall hob beſonders hervor, wie wie N. N. noch in tiefer Nacht zu Leopold gekommen ſey, ſich an ſein Bette geſetzt, und mit politiſcher Gewandtheit und hinreißender Beredſamkeit zu ihm wegen Annahme oder Ablehnung der belgiſchen Krone geſprochen habe. N. N., fügte er hinzu, habe es gewiß redlich und aufrichtig gemeint, und wiewohl ſeine und jenes Staatsmannes politiſche Grundſätze nie harmonirt hätten, ſo habe er ihn doch ſtets wegen ſeiner großen Rechtlichkeit achten müſſen.

Hierauf wendete ſich das Geſpräch zu dem Kampf der Parteien in Portugal. Beresford äußerte ſich dabei nicht minder nachtheilig über Don Pedro, als über Don Miguel. „Beide, ſagte er, ſind zügellos in ihren Launen, regellos in ihrer Thätigkeit, ohne durchgreifenden Character, unfähig, ein ſo lebendiges, und in Rohheit ſo verſunkenes Volk, wie das Portugieſiſche, bei dem ich faſt immer eine eiſerne Ruthe anwenden mußte, zuſammenzuhalten, und zu alter Kraft und Tüchtigkeit zurückzuführen. Don Pedro iſt ſeinem Bruder, deſſen Erziehung abſichtlich vernachläßigt wurde, in geiſtiger Hinſicht, wenn auch nicht an Fähigkeiten, doch an Kenntniſſen überlegen; aber in ſeinem Geiſte wogt zu viel durcheinander; feurig will er hundert Entwürfe auf einmal ausführen, ſo, daß ihm nichts gelingt, und alles verdirbt. Uebrigens, fügte Beresford hinzu, ſind beide, jeder in ſeiner Art durch mancherlei glänzende perſönliche Eigenſchaften ausgezeichnet."

Das Geſpräch drehte ſich noch eine Zeitlang um die beiden feindſeligen Brüder, bis der vierſpännige Reiſewagen des Marſchalls vor die Thüre rollte! Mit Würde erhob, und empfahl ſich derſelbe. Ich ſah vom Fenſter, wie er mit anmuthiger Verbeugung nochmals heraufgrüßte, und dann, von ſeinen zwei Bedienten unter den Armen gefaßt, ſich kräftig in den Wagen ſchwang, der bald darauf um die Straßenecke herumbog und verſchwand.

Korreſpondenz.

8 Göttingen, 26. April. Die Jubiläumsfeier unſerer Georgia Augusta, die auf den 17ten September d. J. anberaumt iſt, wird ein Feſt einzig in ſeiner Art, wie man es lange nicht geſehen in Deutſchland, ja in Europa, werden. Perſonen von allen civiliſirten Nationen, aus den verſchiedenſten Gegenden unſers Welttheils, ſelbſt Amerikaner werden ſich hier zuſammenfinden, und eine Menge Freunde und Bekannte, die ſich ſeit ihrer Jugend nicht wieder geſehen, auf einmal wieder zuſammentreffen. Es werden alle dermal noch am Leben befindlichen ehmaligen Muſenſöhne der Göttingiſchen Univerſität — und wie groß iſt nicht deren Zahl — durch ein akademiſches Proklama eingeladen werden, der Feſtlichkeit beyzuwohnen und von vielen Schülern Heyne's, Käſtner's, Lichtenberg's, Schlözer's, Spittler's, Pütter's, Beckmann's, Richter's, Klaproth's, Runde's und ſo vieler anderer berühmten hieſigen Lehrer, die längſt dahin geſchieden ſind, weiß man ſchon, daß ſie hier eintreffen werden, wozu dann noch eine Menge Schüler der jetzt unſern Muſenſitz zierenden öffentlichen Lehrer kommen wird. An den akademiſchen Programmen wird bereits gearbeitet, und viele Federn ſind mit Gelegenheitsgedichten und Schriften, welche bei dieſer Veranlaſſung erſcheinen werden, beſchäftigt. Münchhauſen's, des ruhmvollen Gründers unſerer Univerſität, Andenken wird dankbar erneuert werden. Hoffentlich werden zwei von den Neſtoren unſerer Profeſſoren — Reuß und Blumenbach — das glückliche Ereigniß noch erleben. Das Ehrenamt eines Prorektors wird Bergmann bekleiden. Die hannover'ſchen Stände haben die Summe von 10,000 Thalern zu Ausgaben für die Feſtlichkeiten, die im September l. J. hier Statt haben werden, bewilligt und die Freigebigkeit des Königs, der als engliſcher Prinz gleichzeitig mit zweien ſeiner Brüder einſt die Hörſäle unſerer Akademie beſuchte, hat jene Summe verdoppelt. Man nährt in Göttingen die Hoffnung, daß neben anderen mehreren Perſonen von hohem und höchſtem Range auch Se. Maj. der König Ludwig von Bayern in Begleitung Sr. k. H. des Kronprinzen, als vormalige Muſenſöhne der Georgia Augusta, die Säkularfeier derſelben mit Ihrer Gegenwart beglücken werden. — Seitdem Murhard in Kaſſel die Herausgabe des durch des vormaligen hieſigen Profeſſors der Staatswiſſenſchaften, Saalfeld, Krankheit und Tod eine Zeit lang in der Fortſetzung unterbrochenen, den Diplomaten und Geſchichtsfreunden unentbehrlichen, berühmten Martens'ſchen Recueil de Traités et d'autres actes servant à la connaissance des relations étrangères des Etats übernommen hat, welches nützliche und der deutſchen Literatur zur Ehre gereichende Werk in der hieſigen Dieterich'ſchen Univerſitätsbuchhandlung erſcheint, geht es mit dem Druck deſſelben raſch vorwärts. Den Publiciſten wird die Nachricht willkommen ſeyn, daß ſich ſeitdem ſchon der 3te Band unter der Preſſe befindet, worin man die Sammlung bis zum laufenden Jahre fortgeführt finden wird, ſo daß dieſelbe auch in Betreff der möglichſt ſchleunigen Mittheilung und Bekanntmachung der Aktenſtücke hinführo nichts mehr zu wünſchen übrig laſſen wird. Der auf der jetzigen Oſtermeſſe ausgegebene neue Band dieſes Werkes enthält Staatsverträge und andere merkwürdige Aktenſtücke aus den Jahren 1830 bis 1834.

Digitized by Google

Die Biene

Bayeriſches

Sonntagsblatt.

1837. №. 29.

Napoleon und der Gardereiter.

„Ihr Leben, Sir, zu ſchonen,
„Vertauſchen Sie den Ort;
„Leicht ſchleudern die Kanonen
„Bis hieher blut'gen Mord."

So ſpricht ein Gardereiter
Kühn zu Napoleon;
Er aber winkt dem Streiter,
Und beut dem Tode Hohn.

Die Feuerſchlünde toben,
Das Ohr wird davon taub;
Der Kaiſer iſt umwoben
Von einer Wolke Staub.

Er liegt geſtreckt zu Boden;
Ein ſchwerer Eiſenball
Benahm ihm ſchnell den Odem
Im nahen Niederfall.

Schreck feſſelt rings die Schaaren;
Doch als der Staub entſchwebt,
Welch' Jauchzen! Sie gewahren,
Wie er ſich raſch erhebt.

Er aber ſpricht: „Mein Leben
„Erhielt Gott wunderbar;
„Durch mich will Er erheben
„Zum Sieg' euch aus Gefahr."

Und als er ausgeſprochen
Führt er ſie ſchnell zur Schlacht;
Bald iſt der Feind durchbrochen,
Wie auch ſein Donner kracht.

Dann denkt der hohe Sieger,
Wie er ſo tollkühn war,
Und wie ſo treu der Krieger
Ihn warnte vor Gefahr.

„Er ſei mir ſtets Begleiter,
„Führt ihn ſogleich zu mir",
So ruft er; doch der Reiter
Liegt todt im Schlachtrevier.

Adolph Bube.

Franceſca Pignatelli.

Eine neapolitaniſche Geſchichte von Richard Craven.

Aus dem Engliſchen überſezt von F. H.

Es war in den erſten Stunden einer ſchwülen Auguſtnacht 1624, als ein junger Menſch in ganz leichter Sommerkleidung, dem Anſehen nach ein Bauernburſche, fruchtlos bemüht war, die ſchleppenden Schritte eines kleinen unter der Schwere ſeiner Laſt keuchenden Maulthieres über das ſpitzige und unſichere Pflaſter der zahlreichen Abhänge und engen Gäßchen zu beſchleunigen, welche ſich damals innerhalb Neapels Mauern hinſtreckten.

Das Toben eines brauſenden Sturmwindes, der ſich erhob, als ſie zwiſchen den doppelten, auf beiden Seiten ihres mühſamen Pfades emporſteigenden Mauerreihen, hinzogen, weit entfernt den Anſtrengungen des Thieres und ſeines Treibers einige Erleichterung zu bieten, ſchien nur die Stimme des einen, ſo wie die Füße des andern zu hemmen, und brachte auch bei dieſen die überwältigende Wirkung jener krankhaften Mattigkeit hervor, wie ſie Neapels Einwohner zur Zeit, wo der periodiſch wiederkehrende Sirocco oder Süd-Oſt bläſt, hart erfahren müſſen.

Die Bürde, welche noch die Qualen des matten Thieres vergrößerte, beſtand in einer großen groben Matte, welche der Länge nach quer über dem Saumſattel herabhing, und an jedem Ende, nach Art eines Brodkorbes, eine weite Oeffnung hatte.

Das dieſe Behältniſſe füllende Material beſtand in ſchwarzem vulkaniſchen Sande, wie man ihn in der Umgegend von Neapel ſo häufig findet. Ein Theil dieſes Sandes wurde bei jedem neuen Windſtoß in die Luft zerſtreut, oder dem Jungen ins Geſicht gewirbelt, welcher, da er ſolche unausgeſetzte Beſchwerden nicht länger zu ertragen vermochte, erſt langſamer ging, endlich aber anhielt, um ſeine Augen auszureiben, und nebenbei ſich umzuſehen, ob er vielleicht am Ziele ſeines mühevollen Weges ſey.

Der graue Wolkenſchleier, welcher ſich über den Himmel ausdehnte, und der gewöhnlich die Anweſenheit eines gewaltigen Sirocco anzeigt, ließ, obgleich er gänzlich die Scheibe des Mondes verhüllte, dennoch die Strahlen deſſelben über alle Gegenſtände umher ihr Licht ſich verbreiten, ſo daß ſie in einer zwar klaren, aber etwas ſchaudererregenden Beleuchtung ſich zeigten.

Die Mauer zu ſeiner Rechten war von weniger bedeutendem Umfange, als die auf der entgegengeſetzten Seite, und bildete eigentlich den oberen Raum des maſſiven von ihr umſchloſſnen Gebäudes, welches die Stadt von den Vorſtädten trennte. Ein Theil davon mit ſeinen kleinen runden Thürmen iſt jetzt noch vorhanden.

Die linke Reihe erhob ſich zu einer bedeutenderen Höhe, und bildete die Grenze von großen aufeinander folgenden Gärten, die zu den einzelnen Wohnungen des alten neapolitaniſchen Adels gehörten, und zu denen man von der Rückſeite durch dunkle unregelmäßig gebaute Straßen gelangt, welche in ſchlechtem Verhältniſſe mit der Pracht der Gebäude ſtehen, zu welchen ſie führen. Oben auf dieſer, zuweilen durch hervorſtechende Pfeiler, Wölbungen, und meiſtentheils geſchloſſene Thorwege unterbrochenen Mauerreihe, konnte er die Spitzen der auf dem zerfallenen Gemäuer ſtehenden Aloen, und in einiger Entfernung die faſerigen Aeſte eines einſam ſtehenden Palmbaumes,

Digitized by Google

der fürchterlich vom Winde gepeitſcht wurde, hin und wieder unterſcheiden.

Traurig vor ihm ſtand ſein Maulthier, das nicht ermangelte, ſtehen zu bleiben, ſobald es nicht mehr den Stachel ſeines Treibers fühlte, nicht mehr die Stimme deſſelben hörte; und die auf- und niederſchlagenden Flanken, ſo wie die hängenden Lippen des Thieres zeigten offen den Widerwillen, womit es arbeitete.

Der Burſche ſah um ſich mit Gefühlen, die faſt an Schrecken grenzten, und dann voll Mitleid auf ſeinen Reiſegefährten. Unterdeſſen fing er an zu zweifeln, ob der ihm für ſeinen Dienſt verſprochene Lohn die dazu erforderlichen Anſtrengungen, welche in ſeiner gegenwärtigen Lage um ſo größer waren, auch aufwiegen könnte; und er würde gewiß auf dieſem Weg keinen Schritt weiter geſetzt haben, hätte nicht, bei ſeiner weiten Entfernung von der Heimath, der Gedanke an die Rückkehr ſo wenig Einladendes für ihn gehabt, als die Ertragung der noch etwa bevorſtehenden Beſchwerden und Mühſeligkeiten.

Einige Minuten darauf ſetzte er mit einem Seufzer, nachdem er ſeine Perichella durch kräftigen Zuruf ermuntert hatte, ſeinen Weg wieder fort, ſchlug auf des Thieres Rücken, und fügte noch zu dieſem Zeichen der erneuerten Reiſe den wirkſameren Stachel ſeines zugeſpitzten Stockes. Dieſe letzten Anſtrengungen wurden glücklicher Weiſe ſehr bald durch die Erſcheinung eines Thores in der Mauer zu ſeiner Linken belohnt, welches, wie er ſich erinnerte, ihm als das Ziel ſeiner Reiſe beſchrieben worden war; es zeichnete ſich durch eine kleine Statue des St. Jannarius, die oberhalb deſſelben angebracht war, außergewöhnlich aus. Er klopfte leiſe, und gewahrte, als das Thor geöffnet wurde, die Perſon, von der er am Morgen die Aufträge erhalten hatte, welche ihn hieher führten. Dieſer Menſch, deſſen Tracht, Aeußeres und Sprache ein Weſen verriethen, das nicht zu den Gebietern und nicht zu dem Geſinde des Hauſes gehörte, winkte ihm in einen geräumigen Garten einzutreten. Nachdem er das Thor wieder leiſe zugemacht, und den Schlüſſel in ſeine Taſche geſteckt hatte, hieß er ihn weiter vorwärts gehen, auf ein ſtattliches Gebäude zu am Ende einer langen breiten Cypreſſen-Allee, in deſſen unteren Fenſtern man ein Licht ſchimmern ſah. Beiläufig in der Mitte des Weges zwiſchen dieſem Gebäude und dem Thore ſollte der Burſche Halt machen, und ſein Thier von der Laſt, die es gebracht hatte, entledigen, nämlich da, wo ein rundes Baſſin, aus Lavablöcken gehauen, das Waſſer aufnahm, das ſich aus einer Urne ergoß, welche von einer marmornen, an einem Sitze von künſtlichen Felſen lehnenden Nymphe gehalten wurde.

Während er mit dem Ausleeren in tiefem Stillſchweigen beſchäftigt war, bemerkte er 5 Perſonen, die einzeln aus dem dichten Gebüſche von Stecheichen und Lorbeer, wovon das Baſſin umgeben war, hervorkamen. Ein unbeſtimmtes Gefühl von Furcht, nicht erregt durch eine erklärbare Gefahr, beſtimmte Carminello (ſo hieß der Burſche), die aufgegebene Arbeit fortzuſetzen, ohne die Ueberraſchung merken zu laſſen, welche ſich ſeiner bemächtigte, als er die unerwartete Erſcheinung dieſer Unbekannten gewahrte. Sie blieben ſtehen und ſchauten zwiſchen des dichten Laubes düſteren, weit ſich ausbreitenden Schatten, der eine genauere Unterſcheidung unmöglich machte, auf ihn hervor.

Während er aber allmählich die Matte ihres Inhaltes entleerte, nahe beim Rande der Fontaine, konnte er an ihrer Geſtalt und Kleidung bemerken, daß ſie einer höheren Klaſſe angehörten, als ſein Führer, und daß Jeder mit einem Rapier bewaffnet war. Der eine, von höherem und erhabenerem Wuchſe war in einen weiten Mantel gehüllt, und mit Blitzesſchnelle erwachte in dem Bauernjungen der Gedanke, daß ſein ganzes Weſen auf einen Vorzug vor den Uebrigen ſchließen laſſe.

Die ganze Sandlaſt war nun ausgeſchüttet, und lag auf einem Haufen an der bezeichneten Stelle. Der Junge fühlte, während er das Geſchirr ſeines Maulthieres wieder in Ordnung brachte, daß die Aufforderung ſich zu entfernen, ihm jetzt eben ſo willkommen ſeyn würde, als der ſeinem Dienſte verſprochene Lohn, und harrte ängſtlich des einen, wie des andern.

Den Mann im Mantel hörte man mit tiefer Stimme folgende Worte ſagen: „Wird dies genug ſeyn?“ — „Die Hälfte davon würde zu dem Unternehmen hinreichen“ entgegnete ein Anderer mit leiſerem und dumpferen Tone; zugleicher Zeit trat er hervor aus der Schattenlinie, welche ſie alle verbarg, und maß mit der Hand die aufgehäufte Maſſe. Dadurch wurde es Carminello möglich, mit mehr Beſtimmtheit die Geſtalt derſelben zu unterſcheiden. Der erſte war jung und elegant gekleidet, der andere wohlgeſtaltet und von einnehmenden Aeußern.

„Nun iſt nichts mehr zu thun,“ nahm der erſte wieder das Wort, „als dieſem Jungen ſeinen Lohn zu geben, und ihn fortzuſchicken.“ Auf ein Zeichen, das er dem gab, welcher den Jungen hereingeführt hatte, drückte dieſer dem Burſchen eine Silberdukate in die Hand, und ging mit ihm durch die Cypreſſenallee wieder zurück an das Thor, durch welches er hereingekommen war. Jener wollte eben den Schlüſſel herumdrehen, als er von dem Jüngern der Beiden, welche mit einander geſprochen hatten, angehalten wurde. Dieſer nämlich, der die Sache beſſer überlegt zu haben ſchien, war ihnen auf dem Fuße nachgefolgt. Er führte Carminello's Begleiter bei Seite, und flüſterte ihm etwas leiſe in's Ohr. Hierauf wendete er ſich an den Jungen mit der Frage, wie weit er noch zu gehen habe, bis er ſeinen Ruheplatz für die Nacht erreiche?

Letzterer fühlte jetzt alle bangen Beſorgniſſe, die ſich mit jedem Schritte, mit dem er ſich dem Ausgange mehr näherte, auch mehr verloren, auf dieſe einfache Frage, ungeachtet des freundlichen Tones mit dem ſie an ihn gerichtet war, in ihrer ganzen Macht wieder zurückkehren. Er antwortete indeß, ohne ſich zu beſinnen: „Meines Vaters Wohnort iſt gleich über der Grotte di Polisoppo hinaus, woher ich dieſen Nachmittag mit einigen Früchten kam, als dieſer galantuomo mir auftrug, den Sand nach Ihren Garten zu bringen.“ —

„Dahin“ nahm der Fragende wieder das Wort „iſt noch weit, und ein Weg in dieſer Stunde und durch die Grotte möchte nicht ohne Gefahr zurückgelegt werden; überdies ſcheint die Ermüdung deines Thieres nur ſchlecht einem ſolchen Wege gewachſen zu ſeyn, ohne vorher ausgeruht und Futter erhalten zu haben.“ — „Ein armer Junge, wie ich“ ſagte Carminello „mit einem mageren Thiere und leeren Körben, hat wenig zu fürchten, es mag Tag oder Nacht ſeyn; auch bin ich gewohnt, zu jeder Stunde nach Hauſe zurückzukehren; was Perſichella betrifft ſo hat ſie ſich wieder ganz erholt, ſo daß ſie, wenn ich ſie gehen ließe, noch vor mir ankommen würde; ſollte mich jedoch Müdigkeit überwältigen, ſo kann ich bei meinen Vetter, dem Grobſchmied, gleich ober dem Stadtthore, in der Vorſtadt Chiaja einkehren und bei ihm ſchlafen.“ —

„Das muß nicht ſeyn“ erwiederte haſtig der Andere, „da wir dich für die wenigen Stunden der Nacht beſſer unterbringen können; der Verluſt deiner Zeit ſoll, wenn er von Wichtigkeit iſt, reichlich dir morgen erſetzt werden.“ — Ohne auf eine Antwort zu warten, nahm er ihn beim Arme und

Digitized by Google

führte ihn vom Thore weg, nicht wieder in die Cypreſſenallee, ſondern unter einen von Weinreben gebildeten Laubgang, längs der Gartenmauer hin, bis ſie an ein niederes verfallenes Häuschen kamen, deſſen teraſſenartiges Dach, an dem ſich noch die Ueberbleibſel eines zierlich ausgehauenen Frieſes, nebſt ein paar Vaſen an jedem Ende erhalten hatten, deutlich zeigte, daß es erbaut geweſen war, um daſelbſt der Ruhe pflegen zu können; dergleichen Gebäude man ſonſt in den Gärten des Südens viele fand.

„Hier" ſagte ſein Führer wirſt du ein Bett für dich finden, Futter für dein Thier und ſchützendes Obdach gegen die Nachtluft." — Hierauf wies er, oder vielmehr ſtieß er ihn durch die offene Thüre, mit einer gewiſſen Ungeduld und Heftigkeit, die mit dem leiſen Tone ſeiner Stimme, und dem wortkarchen Weſen ſeiner Reden in Widerſpruche ſtand.

Carminello's angeborne Schüchternheit, und ſeine zu einer andern Natur gewordene Unterwerfung unter ein ſolches Gebot, wegen des gewohnten Gehorſams gegen die Befehle eines mürriſchen, aber nicht unfreundlichen Vaters, fühlte ſich hart verſucht, dies für die Handlungen einer nicht zu rechtfertigenden Willkühr, wenn nicht Tyrannei, zu halten. Als er jedoch überlegt, daß Widerſtand in der gegenwärtigen Lage nicht nur nutzlos wäre, ſondern ſogar Anlaß geben könnte, die Behandlung, welche, wie er fürchtete, ihm beſtimmt war, zu verſchlimmern, ſo unterwarf er ſich mit Geduld, wenn auch nicht gutwillig, dem, was unvermeidlich war, zog Perſichella nach, und ſah bald die Thüre hinter ſeinen Rücken geſchloſſen; darauf hörte er zwei mächtige Riegel vorſchieben. Kurz nachher zeigten ſich durch eine vergitterte Oeffnung auf der andern Seite des Gebäudes die beiden, welche ihn begleitet hatten, und der Jüngere von ihnen erbot ſich, einige Erfriſchung zu ſchicken, wenn er welche bedurfte. Dieſer aber ſchlug es ab mit einer Unterwürfigkeit und jenem Anſcheine von Vertrauen, wodurch er klug ſeine Furcht und ſeinen Argwohn zu verheimlichen dachte. Bald darauf hörte er ſie mit leiſem Schritte fortgehen und fand ſich zum erſtenmale in ſeinem Leben genöthigt, die Nacht in Einſamkeit und Gefangenſchaft zuzubringen. Die Beweggründe, welche dieſe Perſonen veranlaßten, ſo willkührlich ihn einzuſperren, obgleich ſie immer einen verdächtigen Anſchein hatten, konnten, dachte er bei ſich, nicht von Rachegefühl gegen ihn, einen armen unbekannten Burſchen, der ſie nie geſehen, nie beleidigt hatte, herrühren; und bald nachdem die erſten zehn Minuten von Furcht und Angſt verfloſſen waren, beruhigte ſich ſein Geiſt uneingeweiht in die Laſter und Intriguen der höheren Stände, aber nicht unbekannt mit ihrem gewöhnlichen tyranniſchen Eigenſinne, durch die tröſtliche Hoffnung, in dieſer Nacht, welche er ſo ruhig, als es ſeine Lage geſtattete, hinzubringen bemüht war, nicht weiter beläſtigt zu werden.

Das vergitterte Fenſter ging auf den Garten und ließ das Licht des Mondes, der jetzt aus ſeiner Nebelhülle hervorgetreten war, in ſein Gefängniß leuchten, ſo daß er unterſcheiden konnte, in ſeinem Wohnorte müſſe ein Gärtner hauſen; denn er bemerkte die ihm erfoderlichen Geräthſchaften, z. B. Gefäße zum Wäſſern der Pflanzen, ferner Reihen aromatiſcher Gewächſe, die, um den Samen zu trocknen, aufgehängt waren, und noch manches Andere. In der einen Ecke befand ſich ein großer Haufe von Maisblättern, die ſeines Führers Ausſage beſtätigten, als Futter für ſein Thier, und als Lagerſtätte für ſeine Perſon; beiden ein willkommene Erſcheinung, wovon ſie auch ſogleich Gebrauch machten, — Perſichella dadurch, daß ſie ſich die weichſten Stengel des indiſchen Kornes hervorzog, Carminello aber, indem er ſich der Länge nach auf die friſchen und elaſtiſchen Blätter hinſtreckte.

Wie lang er geſchlafen, konnte er nicht beſtimmen, als er durch das nahe Geräuſch von Fußtritten, nicht in demſelben Stockwerke, wo er ſich befand, ſondern ober ihm, aufgeweckt würde. Alle ſeine Sinne zuſammennehmend, unterſchied er deutlich, daß es außerhalb von der über ihm ſich wölbenden Decke herkäme, wo Jemand, eben nicht ſehr leiſe, herumging. — Es währte nicht lange, daß er, von ſeinem Ruheplatze aus auf das Fenſter hinſehend, genau einen Mannsfuß ſah, der auf die obere Stange geſetzt ward, hierauf den zweiten, der ſich auf die folgende ſtellte, bis endlich die ganze Figur ſich zeigte, welche vorſichtig vom Dache in den Garten hinabſtieg; ſich der querlaufenden Eiſenſtäbe wie der Sproſſen einer Leiter bedienend.

Carminello's erſter Gedanke war ganz natürlich, daß es Räuber ſeyen, die durch Ueberſteigung der Mauer in den Garten gekommen wären, und wohl wiſſend, daß die Dunkelheit des Winkels, in dem er ſich befand, hauptſächlich ſeine eigene Perſon vor dem Unbekannten bei ſeinem Herabſteigen verbarg, wünſchte er ſich Glück zu dem Gefängniſſe, wo es ihm möglich wurde, keine Aufmerkſamkeit zu erregen. Aber dieſes Gefühl von Sicherheit verwandelte ſich bald in Unruhe, als die beiden äußeren Riegel, welche er mit ſo viel Widerwillen hinter ſich hatte vorſchieben hören, raſch zurückklirren, das Thor ſich öffnet und der Unbekannte eintritt. Er legt eiligſt ſeinen Federhut und ſein Oberkleid ab, und fährt in die Aermel einer Gärtnersjacke, die er von einem hölzernen Nagel herabriß, ſodann nimmt er eine Haue und war ſchon im Begriff, ſeine Schritte gegen die Thüre zu wenden, als eine Bewegung des Maulthieres, welches bisher ungeſtört, ganz feierlich der Ruhe gepflegt, ihn erſchreckte; und da er ſich näher hinſchlich, konnte Carminello's zurückgelehnte Geſtalt nicht länger unbemerkt bleiben. Mit einem gewiſſen Trotze zurücktretend, fragte ihn der Unbekannte, wer er ſey und was ihn hieher gebracht? Sein Benehmen aber verrieth einen Grad von Ueberraſchung, daß des Jungen Argwohn, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe und ſeine Gedanken gänzlich ſich umänderten, und ohne im Geringſten zu zaudern, erzählte er ihm in wenigen Worten den Auftrag, der ihn hieher geführt, und wie er gewaltſamer Weiſe gezwungen worden, in dieſen Mauern zu bleiben.

Der Fremde ſchien für wenige Minuten in Nachdenken verloren und ließ ſich dann den Hergang der ganzen Sache noch einmal erzählen, und genau die Anzahl der Perſonen, die er geſehen hatte, angeben nebſt der Beſchreibung des Ortes, wo ſie ſich gezeigt. Die wenigen Fragen, welche er an den Jungen richtete, beſtimmten den letzteren mit jener inſtinktmäßigen Genauigkeit, welche den gemeineren Klaſſen aller Nationen ſo eigen iſt, alles auseinander zu ſetzen, wie der eine, obgleich Geſicht, Aeuſſeres und Anzug ihn einem höhern Stande zugeſellten, doch durch ſeine Sprache, oder vielmehr ſeine Art und Weiſe ſich auszudrücken, eine niedere Erziehung verrieth, wenn er ſchon, weder roh noch unhöflich geweſen wäre.

Eine abermalige Pauſe erfolgte, während welcher der Unbekannte die Gefahren und den Ausgang des Entſchluſſes, den er faſſen ſollte, im Geiſte zu erwägen ſchien. Dann, nachdem er augenſcheinlich, wiewohl nach langem Zaudern, ja ſelbſt Widerwillen, darüber entſchieden hatte, bat er Carminello, ihn zu dem Thore, durch das er hereingekommen wäre, zu geleiten, und welches, wie er hinzufügte, gewiß nur von innen verſchloſſen wäre, ſo daß ſich ihm endlich ein Mittel darböte, aus dem gegenwärtigen Schauplatz ſeiner Gefangenſchaft zu entweichen. Dieſer Vorſchlag wurde dankbar

Digitized by Google

angenommen. Sie verließen das Haus, und ſchlugen ihren Weg längs der Mauer ein, unter die mit Trauben belaſteten Reben, welche gleich Blumengewinden über den Weg hereinhingen. Während des kurzen Zeitraumes, der verfloß, bis ſie die Pforte erreichten, kam es Carminello vor, als ob alle die unbeſtimmten Ahnungen von Gefahr, die ihn bisher beunruhigt hatten, eine andere Richtung annähmen, und ſein Geiſt gab ſich ganz der Ueberzeugung hin, daß die Gefahren, welche ihm zu drohen ſchienen, nun alle, wie es auch immer kommen würde, auf ſeinen Führer, bei dem er plötzlich einen unausſprechlichen Grad von Unruhe bemerkte, übergehen würden.

Als ſie zum Thore gelangten, fanden ſie zu Carminello's größtem Leidweſen es nicht nur verriegelt, ſondern auch verſchloſſen, und den Schlüſſel abgezogen, ſo daß es unmöglich war, hinauszukommen. wollte er nicht zu dieſem Ende daſſelbe Mittel, welches ſeinem Gefährten den Eingang geöffnet hatte, ergreifen -- eine Art zurückzukommen, die nicht für Perſichella anwendbar war, welche in dieſem Falle hätte zurückbleiben müſſen, ausgeſetzt der rohen Behandlung, deren ſich jene, die ſo willkührlich den Herrn derſelben eingeſperrt hatten, an ihr als Rache für ſeine Flucht bedient haben würden. Ueberdies mußte er noch Gefahr laufen, ſein Thier ganz zu verlieren, ein Uebel, welches, außer den Schmerzen der Trennung, noch ſo viel Mißgeſchick nach ſich gezogen hätte, daß er gerne in die einzige Nothwahl, welche ſein Führer ihm anrieth, einwilligte, nämlich eine halbe Stunde allein im Garten zu warten, nach deren Verlauf er, wie jener verſicherte, mit voller Zuverſicht ſeiner endlichen Befreiung entgegen ſehen dürfte.

(Fortſetzung folgt.)

Reiſe durch das mittägliche Frankreich im Jahre 1836.

(Fortſetzung.)

Reiſe von Avignon nach Marſeille.

(Unannehmlichkeiten der Reiſe. Der Hochmuth eines wüthenden Republikaners wird gedämpft.)

Wegen der unerträglichen Hitze, welche ſeit einigen Tagen herrſchte, wählten wir die Nacht zu unſerer Weiterreiſe nach Marſeille. Unglücklicher Weiſe waren alle Plätze des Eilwagens beſetzt, ſo daß wir in dem ohnehin ſehr engen Wagen wie die Heringe eingepreßt waren. Kaum eine Viertelſtunde von Avignon entfernt, fühlten wir uns ſchon vom Kopf bis zu den Füßen in Schweiß gebadet. Dazu ein unerträglicher Staub auf der Chauſſee, welcher beim jedesmaligen Oeffnen der Wagenfenſter in dichten Wolken ſich über die Reiſenden lagerte — kurz dieſe Nachtfahrt war eine wahre Pein. Zu allen Unannehmlichkeiten, welche mit der Reiſe verknüpft waren, hatte das Schickſal uns noch einen höchſt arroganten Franzoſen, einen wüthenden Republikaner, als Geſellſchafter zugetheilt. Er gab ſich für einen der Arznei Befliſſenen aus, und ſagte, er ſey früherhin Mitglied der Geſellſchaft der Menſchenrechte geweſen. Nachdem er eine Menge hochtrabender Phraſen, die nur der Wahnſinn eines ſolchen Menſchen eingeben kann, ausgekramt und mit franzöſiſcher Logik Schlüſſe für die Zukunft daraus gezogen hatte, richtete er plötzlich die Frage an mich, „wenn denn die Revolution in Deutſchland ausbrechen würde, mit dem Zuſatz: daß die Franzoſen ſchon lange auf dieſes Ereigniß gewartet, ſie würden dann ihre alten Grenzen bis an den Rhein wieder einnehmen.“ Hatte ich bisher geſchwiegen, ſo verdiente doch dieſe Aeußerung eine derbe Erwiderung, die ich ihm zu ſeinem nicht geringen Aerger ohngefähr auf folgende Weiſe ertheilte:

Er habe hier drei Deutſche vor ſich, aus verſchiedenen Ländern des blühenden Deutſchlands gebürtig; wir alle müßten ihm verſichern, daß in unſerm Vaterland an eine Revolution gar nicht gedacht werde. Die deutſchen Stämme ſeyen mit ihren Regierungen wohl zufrieden; jeder Deutſche hege die Ueberzeugung, daß ſein Fürſt, das Beſte ſeiner Unterthanen wolle, und nach Kräften befördere. Als ſtrahlendes Beiſpiel für die übrigen Staaten leuchte in dieſer Hinſicht Preußen hervor. Furchtbar durch ſeine innere Kraft und das in ſeiner Art einzige Militärſyſtem, vereinige ſein Gouvernement die höchſte Intelligenz und die liberalſten Geſinnungen. Bayern und Sachſen, Baden und Würtemberg, Heſſen und wie alle die geſegneten Gauen des deutſchen Vaterlandes heißen, blieben nicht zurück; überall mehre ſich der Wohlſtand, nehme die Kultur zu, und mit beiden Liebe zu Fürſt und Vaterland. Auch die ſonſt vermißte Einigkeit mangeln uns nicht; die verbrüderten Stämme hätten jetzt nicht mehr ein getheiltes Streben. Alle ſeyen durch dasſelbe Handelsintereſſe verbunden, durch gleiche Bande umſchlungen. Man wiſſe recht gut, daß man von Frankreich aus den Saamen des Unfriedens in alle Länder auszuſtreuen bemüht ſey, und daß die hier und dort im Vaterlande ausgebrochenen Unruhen meiſtens durch franzöſiſche Emiſſaire und durch franzöſiſches Geld aufgeregt worden wären. Dieß ſey jedoch ein vergebliches und für die Franzoſen überdies noch ſehr gefährliches Bemühen; denn ſollte es, wie mein Republikaner zu wünſchen ſcheine, dereinſt zum Kriege kommen, ſo würden nicht die Franzoſen, ſondern die Deutſchen ihre alten Grenzen wieder erobern. Wir würden demnach (darüber herrſche nur eine Stimme in Deutſchland) das Elſaß, dieſe alte deutſche Provinz und ganz Lothringen reclamiren, kurz alle Länder, worin die deutſche Sprache die urſprüngliche Volksſprache ſey, ſo wie Metz und ſeine Umgebungen. England würde dann wahrſcheinlich auch wieder zur Bretagne, als zu ſeinem rechtmäßigen Eigenthum greifen; auch das franzöſiſche Baskenland gehöre eigentlich zu Spanien und müßte, wie billig dieſem Königreich wieder einverleibt werden. Endlich ſollte es mich nicht wundern, wenn bei dem guten Vernehmen, in welchem alle deutſchen Staaten jetzt mit dem heiligen Vater in Rom ſtänden, dieſem das dem römiſchen Stuhl früherhin gehörige Avignon nebſt Gebiet wieder zurückgegeben werde.

Man ſey in Deutſchland vollkommen von der Nothwendigkeit durchdrungen, daß man, da alles Uebel, welches ſeit undenklichen Zeiten über unſer herrliches Vaterland gekommen, immer von Frankreich ausgegangen, dieſen Heerd aller Unruhen endlich zerſtören und zu dem Ende dergeſtalt ſchwächen müſſe, daß es nie wieder eine Stimme in den europäiſchen Angelegenheiten zu haben ſich erkühnen dürfe. Ob dann Frankreich noch als ein kleineres Königreich ferner beſtehen würde, oder ob man es vielleicht zweckmäßiger finden dürfte, die alten Herzöge der Normandie, die Grafen von Toulouſe u. ſ. w. wieder einzuſetzen und auf dieſe Weiſe mehrere kleinere ſouveraine Staaten zu conſtituiren, würde die Zeit lehren. Jedenfalls wäre es 1814 und 1815, als man ganz Frankreich in Folge der Niederlage ſämmtlicher Heere, als ein überwundenes Land occupirt hatte, eine ſehr übel angebrachte Großmuth geweſen, daß man die deutſchen Provinzen, namentlich das Elſaß und die deutſche Feſtung Straßburg den Franzoſen zurückgegeben hätte. Darüber ſpreche ſich in Deutſchland bei jeder Gelegenheit der Unwille der Nation laut aus und es wäre dieſes Zeichen eine ſichere Bürgſchaft, daß ein ſolcher politiſcher

Digitized by Google

Fehler in der Zukunft wieder gut gemacht werden würde.

Blaß vor Wuth hörte der Republikaner dieſe Aeußerungen mit an; eine ſolche Sprache mochte ihm wohl noch nicht aus dem Munde eines Deutſchen vorgekommen ſein. Er, der nur von der alten Rheingrenze Frankreichs träumte, verlor auf einen Augenblick alle Faſſung, über die im deutſchen Sinn gemachten Grenzbeſtimmungen ſeines Vaterlandes. Doch plötzlich brach das Ungewitter, nachdem es ſich eine Zeitlang erhalten hatte, mit deſto größerer Heftigkeit los. Die große Nation, fing er mit Pathos zu reden an, könne nicht untergehen; Frankreich würde in einem ſolchen Falle ſeine Vertheidiger aus der Erde herauswachſen ſehen; die Freiheit würde über die Meere gehen und was dergleichen Unſinn mehr war, den man bereits von allen Tribünen des Republicanismus ausposaunt hat. Sein Aerger gereichte mir und meinen Landsleuten zur großen Beluſtigung und ließ uns für einige Zeit die übrigen Unannehmlichkeiten der Reiſe vergeſſen, ſo daß wir gegen Morgen unter beſtändigem Lachen in Aix in der Provence anlangten. Die Gegend hat hier ſchon ganz den ſüdlichen Charakter angenommen. Größere Bäume ſelbſt Obſtbäume, ſind verſchwunden, die Hitze hat den Boden überall verſengt und faſt alle niedere Vegetation ertödtet. Man erblickt dagegen häufig Olivenwälder, Maulbeerplantagen und viele Weinberge.

In Aix hielten wir uns nur kurze Zeit auf und fuhren durch eine öde kahle Gegend nachdem noch vier Stunden entfernten Marſeille, wo wir um 11 Uhr Morgens glücklich anlangten. (Fortſ. f.)

Engliſche Polizei und Polizeiverhandlung.

(Gemälde engliſcher Sitten, namentlich London's.)

(Fortſetzung.)

Tauſend und abermal Tauſend Gelegenheiten und Momente giebt es, und namentlich in England, wo man ſo ſchwer, an eine Reform des herkömmlichen Rechtes geht, in welchen man mit dem bloßen Rechte, im Verhältniſſe zum Naturrechte und dem Naturrechtcodex, alſo der Billigkeit, die himmelſchreiendſten Abſcheulichkeit begehen und dennoch, ſtaatsbürgerlich genommenene, ganz ehrenhaft daſteht. Ich ſchlage hier freilich eine Saite an, deren düſtere Muſik alle Mißtöne der menſchlichen, civiliſirten Geſellſchaft enthält, (in England tönt ſie aber am allerunangenehmſten) wenn je Reform in dieſem Lande mit Beifall aufzunehmen iſt, ſo iſt es deswegen, weil ſie den Weg erleichtert, auf welchem die Geſetzgebung jenem Ziele immer näher kommen muß, an welchem Recht und Billigkeit, ſtreng juriſtiſch und moraliſch (ethiſch) genommen, eins werden können. — Doch ohne Abſchweifung! — Welcher Heldenmuth iſt nun in England, unter ſolchen Umſtänden, bei den Armen nöthig, um tugendhaft und human zu ſeyn? Tugend in Armuth iſt zwar nicht unmöglich, aber ſo erſchwert, daß ihr Gegenſatz faſt unzurechnungsfähig wird, nicht vor dem Richterſtuhle des ſtrengen Rechtes, ſondern der Liebe und Nachſicht: es muß das Geſetz gar viele, wegen Verbrechen hart, ſehr hart, am Leben, mit Transportation oder Zwangsarbeit ꝛc. beſtrafen, welche von der Humanität freigeſprochen würden; nur die religiöſe Phantaſie kennt eine Gerichtskanzlei, wo Nachſicht und Barmherzigkeit den Vorſitz führen, die himmliſche nemlich, wo der Anklageengel, um mit Yorick (Sterne) zu reden, die Schuld ins große Schuldbuch einträgt, aber eine die Schrift verlöſchende Thräne des Mitleides auf das Buch fallen läßt. — — Wer den Werth menſchlicher Tugend in ihrem höchſten Glanz kennen lernen will, der gehe nach England und ſuche ſie unter der Klaſſe der Armen auf: denn der größte Tugendheroismus iſt bei jenem, der in dieſem Lande namentlich in der Hauptſtadt arm und tugendhaft iſt; ſolche Helden und Heldinnen giebt es aber in der Menge, denn auch ſie bleiben bei einer ſo allgemeinen Oeffentlichkeit nicht verborgen und dieſe Veröffentlichung iſt nicht ſelten das Werk der Polizeiverhandlungen, wo Tugend und Laſter unumwunden zu Tage gezogen werden. Das Hervorziehen der erſteren iſt dann die Verſüßung des bitteren Geſchäftes des Hervorziehens des letzteren. Armuth tritt in den manigfaltigſten Geſtalten auf, da eben die Arten, arm zu ſeyn, arm zu werden, und arm zu bleiben bei dem manigfaltigſten Volksleben auch höchſt verſchieden ſind. Armuth iſt ſo leicht und ſo traurig natürlich (— welche natürliche Unnatur! —) das Bereich des Laſters, die Hehlerin, Beherbergerin deſſelben; unter den Laſtern iſt es aber vorzüglich das Laſter der Unzucht, welches im Bereiche der Armuth hauſt, um ſo mehr, weil, um dieß Laſter zu befriedigen, der Reichthum in die Region (— Sumpfregion —) der Armuth herabſteigt (oder ſich herab wirft und im Pfuhle dann und wann erſtickt!) und derſelben die Möglichkeit verſchafft, dann und wann reich zu werden, oder wenigſtens auf kurze Zeit reich zu ſcheinen; was thut der leidige Schein nicht unter den eitlen Menſchen! — Armuth iſt an ſich ſchrecklich — ſie iſt aber ſchauderhaft da, wo ſie vom Reichthum benützt und moraliſch verdorben wird. Der Reichthum beſticht, äſt die Armuth mit ſeinen Gaben oder der Reichthum nährt die Armuth, aber nicht im Sinne der Tugend, ſondern des Laſters! Ueber dieſes Thema ſind eine Unzahl von Polizeiverhandlungen die Expoſition oder die Variation. Die Frequenz der Laſterhaften im Bereiche des mit Armuth mehr oder weniger verbundenen Laſters iſt ungeheuer ſtark, es ſteht ihm keine Autoriſation zum Zwecke der Verminderung, wie in Paris oder in Frankreich überhaupt, zur Seite; es iſt durch die Gewohnheit, Induſtrie und Gewerbsfreiheit, faſt im Sinne der Corporationsprivilegien Englands autoriſirt — und an eine Verminderung iſt nicht leicht zu denken, höchſtens kann die Art maskirt werden. Es genüge hier die Andeutung. — Wie ſehr muß aber nicht das Polizeigericht unter dieſen beſondern Umſtänden in Thätigkeit geſetzt werden? Verhandlungen über weggelockte junge weibliche Weſen ſind faſt ein ſtehender Artikel, mit mehr oder weniger Romantik vermiſcht, ſelten ſchließt ein ſolcher Roman mit einer Heirath; er geht meiſt traurig aus, d. i. mit einem Elend, in welchem endliche Gefangenſchaft ein wahres Aſyl wird! Die liſtige Claſſe der Armuth weiß, vom Reichthum beſtochen, alle jene Individnen, namentlich weiblichen Geſchlechtes an ſich zu ziehen, welche unerfahren in der Welt, die traurige Ausſicht in die Sandwüſte des Mangels mit dem Blicke auf die reichausſehende Armuth, bei welcher ſich das Laſter verbirgt, um das Opfer zu verſchlingen, zu beſchwichtigen ſtreben und dann beſonders, wenn Eitelkeit obendrein noch im Herzen ſteckt, gar leicht in die Falle gehen; hierher gehören vorzüglich ſolche, welche immer bis zum fatalen Augenblicke zu der Claſſe der, wenn auch beſchränkt aber reſpectabel (respectably) lebenden Leute gehörten und nun auf einmal, z. B. durch zerrüttete Vermögensumſtände oder Todesfälle der Angehörigen in die Welt hinausgeſtoßen werden: man denke an Töchter von Pfarrern, Vikaren, Offizieren (namentlich der Landtruppen, für Töchter der Seeleute iſt beſſer geſorgt) und nach einem langen et caetera an die Töchter aller Verderbenen oder Heruntergekommenen beſonders durch den in England ſo alltäglichen Bankerott, welcher um ſo häufiger iſt, da eine ſo große Leichtigkeit ſich zu etabliren und zu ſchwindeln vorherrſcht. Einen ſtehenden Ar-

Digitized by Google

tikel der Polizeiverhandlungen giebt unter andern auch der Umſtand, daß das Heirathen auſſerordentlich erleichtert iſt, leichtſinnige Ehen werden in Menge eingegangen; auſſerordentlich häufig bleibt es beim Verſprechen, und man anticipirt mittlerweile die Realiſirung; wird nun vom betrogenen Pſeudoweibe bei der Polizei die Klage geſtellt, ſo treten häufig als die evidenteſten, natürlichſten Zeugen, Kinder auf; leider kann dieſe Zeugſchaft keine restitutio in integrum bewirken! ein jus quaesitum iſt nicht vorhanden, es müßte denn wegen eines ſchriftlichen Verſprechens Ehelichung befohlen werden können; leider ſieht es aber mit ſolchen Verſprechen gar windig aus. Polygamie, welcher, wenn ſie erwieſen iſt, Transportation zu Theil wird, iſt ein ſehr frequenter Artikel in den Polizeiverhandlungen; es iſt leicht, um von London ſelbſt zu ſprechen, in Weſtminſter eine Frau zu haben und eine andere in der City, wenn man nicht das Bereich ganz Britaniens annehmen will. London mit ſeiner ungeheuren Einwohnerzahl, giebt zu ſolcher Polygamie Gelegenheit genug; man kann ſich in dieſer ungeheuren Stadt im Leben ſo leicht nur einmal begegnen; man iſt ſich ſo leicht fremd; man kann in der City Familienvater ſeyn und in Weſtminſter den Junggeſellen ſpielen, und wenn die leidenſchaftliche Beſtrebſamkeit auf alltäglichem Wege keinen Eingang findet, geradewegs eine eheliche Verbindung eingehen; freilich endet die Sache bei Entdeckung ſchlecht. Nicht ſelten iſt in England der Fall, daß eines von den Eheleuten auf ein unſicheres Gerücht oder halbverbürgte ſchriftliche Verſicherung von dem Tode der andern Hälfte ein neues Ehebündniß eingeht, und früher oder ſpäter, oft nach langen Jahren der oder die erſtbeſitzende wieder erſcheint, und alte Rechte meiſt zu großem Schrecken reclamirt. Die Häufigkeit dieſes Falles liegt mehr auf Seite des Mannes, welcher ſich aus dem Lande begiebt und z. B. in die Colonien, nach Indien ꝛc. geht und bei den ſo leicht möglichen Wechſelfällen des Schickſals, namentlich der Schifffahrt für abgeſchieden erklärt wird, und eine vielleicht nicht beſonders trauernde Wittwe veranlaßt ein neues Bündniß zu ſchließen, aber nach Jahren auf einmal wieder erſcheint und wie ein fürchterlicher Samiel, als ein wahrer Zwiſchengänger (gobetween) auftritt und weniger aus Liebe als aus eigenſinnigen und eigennützigen Abſichten, ſein altes Recht geltend macht. — Es iſt, um eine verwandte Modification des angefangenen Artikels aufzugreifen, leicht zu denken, daß ſich bei einer ſo bevölkerten und nach dem Geſetze ſo eigenthümlich geſetzten Nation, namentlich in den bevölkerten Städten die ſogenannte Winkelheirath häufig finden müſſe. Dem iſt auch ſo. Die Zahl der Fälle dieſer Art iſt ſehr groß und ein ſtehender Artikel der Polizei oder der Aſſiſſengerichtshöfe, wenn ſich auf einmal Zerwürfniſſe in ſolchen Pſeudofamilien entwickeln und beide Partheien vor Gericht bringen; dieſe Zerwürfniſſe ſind ſo leicht möglich, wenn Gemächlichkeit des Lebens aufhört, keine Zuneigung mehr vorhanden iſt, welche mehre lebendige Zeugen als frühere Thatbeſtände beweiſen, aber nicht länger mehr zur Fortdauer erhärten können, oder anderweitig angebundene Verhältniſſe ſtören. Gewöhnlich ändert ſich unter ſolchen Umſtänden die Anſicht von Mein und Dein unter den ſogenannten Eheleuten. Das eine von beiden verſetzt oder verkauft irgend etwas aus der Haushaltung — die Klage, wegen Entwendung wird angeſtellt und Weh nun dem Entwender, wenn die Ehe, alſo gleiches Eigenthumsrecht nicht nachgewieſen werden kann. Die Frage von Seite des Richters: ſind Sie wirklich verheirathet, iſt in England bei allen Gerichtsverhandlungen eine wahrhaft ſtereotype, welche natürlich durch die undeutliche Erwiederung we lived as man and wife together (wir lebten als Mann und Weib zuſammen) nur halb oder ſo zu ſagen, figürlich beantwortet wird. Iſt die Auflöſung der Frage nicht abſolut nothwendig, ſo geht der Richter unter dem Gelächter der Zuſchauer auch nicht mehr weiter in dieſen delikaten Punkt ein und läßt die Frage unentſchieden (leaves the matter, question, undecided) wie die ſtehende Phraſe heißt. — Zunächſt dieſem iſt das Kapitel der Verführung Polizeiſache. Im Allgemeinen iſt Verführung nicht ſchwer, wo ſich ſo unendlich viele nach der Stunde ſehnen, wo ſie verführt werden und ſich halb zu Tode ärgern, noch nicht verführt worden zu ſeyn: allein im Beſondern giebt es in England und auch in den größten Städten Tugend genug, die zwar leichtſinnig iſt, ſich verführen zu laſſen, aber hernach doch wahre Reue und wahre Gewiſſensbiſſe fühlt. Wir wollen von der gewöhnlichen Art der Verführung nicht reden. Dieſe Art gehört unter die Modeartikel und wir handeln nur davon, wenn es uns einmal einfällt, über engliſche Moden (fashions) zu reden; wir handeln vom ſündhafteſten, verbrecheriſchſten Verführen, Anlocken oder gleichſam Wegſtehlen. Wie viele Hundert weibliche junge Individuen kommen nicht z. B. nach London, um eine Stelle (situation) als gewöhnliche Magd, Kammermädchen (lady's maid) oder ſelbſt Gouvernante (governess) — das Loos letzterer iſt in der Regel kein glänzendes — zu ſuchen, oder dieſelbe voraus berichtet, oft ſogar durch Zeitungsanzeigen verleitet, anzutreten; jede Erwartung wird zu Waſſer; oft iſt eine Stelle herzlich ſchlecht, man verläßt ſie — man geht, ſucht eine beſſere und geräth in die Hände derer, die alles Gute und Treffliche vorheuchelnd nur anziehen und ins Verderben reißen wollen. Solcher Hände giebt es eine unzählige Zahl; bogenlange Schilderungen ſind nicht im Stande, die Arten der Thätigkeit dieſer Hände erſchöpfend zu ſchildern; häufig kömmt die Polizei dem Spucke auf die Spur oder ſie findet die armen Verführten auf die offene Straſſe geworfen (picks up the outcast); jedesmal bietet dann die Polizeiverhandlung eine chronique scandalense dar. Verhandlungen über Anlocken (decoying) ſind ganz alltäglich. Die Verlockten, Verführten, Verlaſſenen werden, wenn ſie nicht denen, welchen ſie angehören, reſtituirt werden können, wenn ſie weiblich ſind, Dienerinnen der Unzucht, wenn männlich, häufig Candidaten der Diebscorporationen. Nicht immer ſind es die gebrochenen Blumen der Unſchuld allein, welche zu beklagen ſind, die gebrochenen Herzen (broken hearts) der Väter und Mütter ſind es faſt noch mehr, welche ſo oft über das Unglück ihrer Kinder verzweifeln müſſen! — Hieran ſchließen ſich die wahren Seelenverkäufereien; ein junges Mädchen braucht ja nur arm zu ſeyn, um die Beute eines Seelenverkäufers oder einer Seelenverkäuferin zu werden. Im Seelenhandel z. B. in London machen vorzüglich die Juden oder Jüdinen Geſchäfte; en gros (wholesale) und en detail (retail) Groß und Kleinhandel: letztern könnte man Seelenſchacherhandel nennen. Unter den jüdiſchen Seelenverkäuferinen en gros figurirt gar manche als lady abbesses unter den nicht Jüdinnen ſollen viele Vorſteherinen von ladies schools, ſogenannten Mädcheninſtituten ſeyn; die Lehrer ſind pimps (männliche Verführer) und die Lehrerin bawds (weibliche Verführerinen, gelind überſetzt). Erſt neulich wurde aus der Claſſe der erſtern, ein ſolcher ſauberer Zeiſig, ein Lehrer der franzöſiſchen Sprache vor das Polizeigericht wegen einer in einem Conditorladen verübten abſcheulichen Unzüchtigkeit geſtellt und unterſucht: ſtatt Penſum und Grammatik fand man die unflätigſten Kupferſtiche und ein Heer von Briefen aus den ſchönen Händen von Vorſteherinen von Inſtituten. Der lockere Vo- wurde ins Corectionshaus geſchickt, wo er nun, ſtatt Lection zu geben, eine derbe Lection erhalten ſoll. Die Comtoirs der

Digitized by Google

Seelenverkäuferei ſind unzählige; zum Locale der Waarenausſtellung werden ſelbſt Kirchen gemacht! — die Polizei hat Arbeit genug, die unbefugten Waaren zu confiſciren! Das Correctionshaus iſt dann in der Regel das Repoſitorium oder Waarenhaus derſelben — freilich dauert dieſe Ablagerung nicht lange genug; kaum ſind die Waaren wieder freigegeben, ſo kommen ſie gleich wieder in Umlauf. Nur das Alter ſetzt ſie auſſer denſelben. Manche Waare wird, bis ſie altert, oftmals confiſcirt. Doch genug hiervon; wir bemerken blos noch, daß in ſolcher Waare ein wahrer engliſcher Reichthum herrſcht. Die Frequenz grenzt an das Unglaubliche!

(Fortſetzung folgt.)

Literariſcher Salon von und für Bayern.

Der Harfner auf Wittelsbach.

Der Verfaſſer dieſer vaterländiſchen Poeſien und Geſänge, wie er ſie ankündigt, ließ nach ſeinem Vorworte zur Verherrlichung des Hauſes Wittelsbach und zum Wohle der leidenden Menſchheit ſchon früher ſeine Stimme erſchallen.

Die gegenwärtige Liederſammlung iſt wie ſeine einzelnen zerſtreuten Harfenklänge, der Verherrlichung der glorreichen Königshäuſer Bayern und Griechenland, der beiden Hauptäſte des uralten Stammes der Schyren und dem Beſten der leidenden Menſchheit — der hinterlaſſenen Wittwen und Waiſen, der verſtorbenen Cholera-Kranken München's geweiht, indem der Ertrag den Unglücklichen zugewendet wird.

Wenn die Poeſie mit der Apotheoſe erhabner und berühmter Fürſtengeſchlechter zugleich die milde Spende gegen die durch Unglücksfälle Verarmten verbindet, wenn in den Glutſtrom der Begeiſterung für große und gütige Monarchen die Thräne des Mitleids gegen Hülfsbedürftige reichlich quillt: dann erhebt ſie ſich zu einer heiligen Prieſterin der Menſchheit.

Laſſen wir den unbekannten Harfner in den Salon treten, der es ſich zur Aufgabe machte, jeder freundlichen literariſchen Erſcheinung Bayerns mit eben ſo warmer Theilnahme wie jeden andern des Geſammtvaterlandes Deutſchland ſeine Aufmerkſamkeit zuzuwenden, und den Klang ſeiner Wittelsbacher-Harfe vernehmen.

„Wer kann des Sängers Zauber löſen,
„Wer ſeinen Tönen widerſteh'n!"

ſagt Deutſchlands gefeiertſter Dichter, der die Macht des Geſanges mit einem hinreißenden Zauber ſchildert. Werden wir von dem Harfner auch ſagen können?

„Wie mit dem Stab des Götterboten
„Beherrſcht er das bewegte Herz,
„Er taucht es in das Reich der Todten,
„Er hebt es ſtaunend himmelwärts!"

Im Salon befinden ſich keine kritiſchen und abſprechenden Zerrbilder, die Alles begeifern, als wäre Schlangennatur jene der Kritik, ſondern Gäſte, die Herz und Ohr für den feierlichen Klang, für den tiefen Sinn des Liedes offen haben.

Ein Traum — ein Phantaſiegemälde beginnt einer Szenerie in Proſa geſchrieben. Es iſt eine Staffage, die uns von einem beſtimmten Punkte — von dem Schloſſe Wittelsbach, den Donauſtrom zum Führer, bis in die Verſenkungen an das Meer hinausführt. Das erſte Lied fängt nun an und preiſet, ſich in die Stimmen der Engel miſchend:

„Ein fromm, uralt Geſchlecht,
„Gottſeelig, treu und bieder,
„Beharrlich und gerecht.

„Es blüh'n in dieſem Scheine
„Der Königreiche zwei,
„Am Meere herrſcht das Eine,
„Im andern thront der Leu!"

mit einer beſonderen Zartheit und Wärme trägt der Verfaſſer, der dem Prieſterſtande angehört, in wohlklingenden, nur ſelten durch ſüddeutſche Uebelklänge geſtörten Reimen, Ludmilla, die Tochter des Königs Primislaus, die ſchöne Wittwe des tapfern Grafen Albert von Bogen — und ſpäter die Gemahlin des Bayern-Herzogs Ludwig, der Kelheimer genannt, vor. Das Lied iſt im einfachen, muſikaliſchen Tone drr Romanze gehalten und führt Sie fort bis zur Gründung des Kloſters Seldenthal (Seligenthal) durch die fromme Wittwe des hingemeuchelten, edlen Herzogs.

Der Dichter greift eigentlich nur zerſtreute, hiſtoriſche Momente auf, je nachdem ſie ſeiner Individualität zuſagten und ſpringt von Ludmilla zum „Opfertode" — zu dem Grafen Ferdinand von Arko über, der ſich im Jahre 1703, im Tyroler Feldzug, für ſeinen Kurfürſten Max Emanuel opferte. Wir fühlen es, daß wir dem Zauber des mittelalterlichen Lebens entrückt und in eine Zeit verſetzt ſind, die ſich der Poeſie nicht mehr ſo biegſam hingibt. Der Verfaſſer, der ſeinen Stoff gelungen behandelt, bewegt ſich leicht und frei in der Form.

„Otto's Abſchied" athmet wieder eine Zartheit der Empfindnng und Hingebung an das glorreiche Regentenhaus Bayerns der Vorzeit und der thatenreichen Gegenwart.

„Auf dem Schloßberg bei Würtemberg" erweckt der Harfner wieder eine romantiſche Vergangenheit und überraſcht uns durch reiche Schildereien eines haten- und kampfluſtigen Lebens, das ſich vor uns wunderbar aufſchließt. Immer mit Wehmuth kehrt er ſeinen Blick jenen Stätten, jenen Gegenden und Schlöſſern zu, wo neben dem blühendem Stamme der gefeierten Wittelsbacher das kontemplative Leben in den ſtillen Räumen — in den Klöſtern, die Blüthen der ſeeligen Beſchaulichkeit pflücken. — Die ſtolzen, herrlichen Burgen ſind gebrochen — und die Wohnſitze der Andacht, die Klöſter, die Abteien zerſtört, profanirt!! Dieſer Grundgedanke bildet bei dem Verfaſſer auch das Grundgefühl, den Grundton ſeiner tiefempfundenen Lieder. König Max, die Schyrengruft, das Todtenmahl der Schyren, der Schyren Todtenopfer, ziehen durch Gehalt und Darſtellung an. Sehr intereſſant ſind die, jedes Lied begleitenden, hiſtoriſchen Notizen. Wir ſcheiden von unſerem anſpruchloſen Harfner und erfreuen uns der Eindrücke, die ſeine Lieder auf uns machten. **

Korreſpondenz.

(Königl. ſächſ. Hoftheater.) Dresden, 9. Juli. Jetzt, wo die Schauſpielkunſt der Gage nach ungefähr der Malerkunſt unter den Mediceern, ihren Leiſtungen nach aber ſo ziemlich der Malerkunſt bei den Chineſen gleichſteht — ohne Uebertreibung geſprochen! — jetzt bildet die Ankündigung eines berühmten Schauſpielers durch den Theaterzettel in dem Leben eines ſeufzenden Theaterrecenſenten allemal Epoche. Wie war es anders möglich, als daß das Auftreten des Herrn Kunſt vom k. k. Theater an der Wien, über den wir ſeit lange das Ehrenvollſte in den Blättern geleſen, alle unſere Erwartungen rege machte? Der Räuber Moor war uns als ſeine Glanzrolle bezeichnet worden, und als Räuber Moor betrat er zum erſten Male unſere Hofbühne. — Und jetzt ſind wir ſchon an der Grenze unſers Witzes, weil wir nicht Worte zu finden wiſſen, um nicht zu wenig und nicht zu viel, vor allem aber Alles recht deutlich zu ſagen. — Unſere Ungeduld, den berühmten Schauſpieler zu ſehen, ließ uns die erſten Scenen von Schillers großem Drama faſt überhören; wir waren in Gedanken den Schauſpielern immer um zwei Zeilen voraus. Wenn Franz ſagte: „Ich will Euerm Karl ſchreiben", dachten wir ſchon: „Aber bringe meinen

Digitized by Google

Sohn nicht zur Verzweiflung!“ Unſer roſiger Parquet-Sitz wurde zum Nadelkiſſen, und der Souffleur mit ſeinem ſchönen, allgemein verſtändlichen Organe unterſtützte unſere peinliche Ungeduld mit teufliſcher Schadenfreude. — Karl Moor tritt endlich auf, eine ſchöne Heldengeſtalt in knapp anliegendem Coſtüme, das das harmoniſche Gliederſpiel des athletiſchen Körpers in unverhülltem Glanze zeigte. Wild und beklommen ſieht er ſich im Schenkzimmer um und ſpricht: „Wo die Kerls nur herumſchlendern? Gewiß haben ſie einen Ritt gemacht.“ Der Klang der Stimme überraſchte durch Metall und Fülle, aber eben ſo ſehr überraſchte es, daß dieſe wenigen Worte, welche nur flüchtig hingeworfen werden ſollen, Sylbe für Sylbe ſcharf und ſchwer artikulirt wurden. Noch hatte ich mich von meiner Verwunderung nicht erholt, als ich jenes moderne, begriffloſe Theilen und Zerreißen der Sätze und Perioden wahrnahm, wodurch mich namentlich die berühmte Crelinger-Stich bis zum phyſiſchen Schmerze magnetiſirte. Wunderlich genug theilt Hr. Kunſt mit dieſer Dame auch die höchſt verwerfliche Manier, in leidenſchaftlichen Stellen raſch nach einander die ganze Stimm-Scala durchzumachen, und eben ſo oft aus der tiefſten Tonſphäre in die höchſte überzuſpringen, oder aus den höchſten Chorden plötzlich in die tiefſte Stimm-Region überzuſchlagen. Alles ohne Motiv, in der ganzen Rede kein Funken Unmittelbarkeit, dramatiſche Sprache, lauter ſchülerhafte Vers-Scanſion, in jedem Wörtchen das leibhafte ſchweißbetriefte Auswendiglernen. In der Raſe-Scene wurde mir darüber zu Muthe, als wenn ſich Komik und Tragik um meine arme Seele rauften: ganz jämmerlich. Die Worte: „Der Sohn hat ſeinen Vater tauſendmal gerädert, geſpießt, gefoltert, geſchunden; worüber die Sünde roth wird, worauf ſeit Aeonen kein Teufel gefallen iſt — in dieſen Thurm hat der Sohn ſeinen Vater“ — dieſe Worte waren, nach jener Art geſprochen, geradezu komiſch. Ich war wüthend; und die Menſchen um mich herum ſtellten ſich, als wären ſie in tragiſcher Wehmuth aufgelöſt! Gott, wie ein Menſch einem andern Gefühle vorheucheln kann, begreiſe ich; aber wie man ſich für ſein eignes Geld ſelbſt belügen kann — darin verliere ich mich. — Noch mehr aber ſchmerzte es mich, daß der Schauſpieler ſein wunderbar ſchönes Organ gar nicht zu brauchen wußte. In der Regel nämlich blieb der Ton zur Hälfte im Hintergrunde des Mundes, ſtatt frei als Klangwelle herauszuſtrahlen; nur einigemal war dieß Letztere der Fall. Ferner fehlte dem Darſteller eine Haupteigenſchaft des guten Schauſpielers: die Kraftberechnung. Mit den Worten: „Wer iſt es, der ſeinen Hauptmann in der Noth verläßt?“ war das ganze Arſenal ſeiner Bruſt erſchöpft, nichts mehr da für die Raſerei des Schmerzes. — Durch dieſe Nacht einer ganz verfehlten Darſtellung aber zuckten ſeltſam grauenhaft einige flammende Genieblitze, die mich auf den Gedanken brachten: Kunſt müſſe dieſe Rolle einſt ganz anders geſpielt haben. Ich fand Gelegenheit, einem feinen Kenner des Theaters, welcher ſie bereits vor mehren Jahren von Kunſt darſtellen ſah, meine Vermuthung mitzutheilen, und dieſer verſicherte mich: dieß ſey das Erhabenſte geweſen, was ihm jemals auf der Bühne vorgekommen wäre. Aber da haben Thoren oder Neidharte dem unbewußten Genius vorgeträtſcht: „So biſt du kein Künſtler, mein Sohn, denn das Wort Künſtler kommt von Künſteln, und künſteln mußt du, wenn du deinen Namen mit der That führen willſt.“ Quos ego! Wäre dieſer reichbegabte Menſch einem ächten Kenner des Theaters, ſtatt ſolchen Afterweiſen, unter die Hand gekommen, er wäre ein zweiter Fleck oder Reinecke geworden. Dieß wurde mir, nachdem er in den Räubern von unſerm vortrefflichen Pauli als Franz Moor weit überflügelt worden war, im Otto von Wittelsbach, worin er die Titelrolle ſpielte, zur völligen Gewißheit. Dieſe Darſtellung wimmelte von Schönheiten! Die Erzählung vom blauen Ritter war ein Meiſterſtück von Humor, die Unterhaltung mit den Töchtern des Kaiſers voll hinreißender Wahrheit, und den Zorn habe ich nie in fürchterlicherer Erhabenheit geſehen. Als er ſich neben den Kaiſer, der mit dem Truchſeß von Waldburg Schach ſpielt, hinſtellte und mit vorgeſtelltem Hauptbaar in ſtummer Wuth und mit gichteriſch zuckenden Lippen vor ſich hin ſtierte, erſchloß ſich ein Abgrund des Tragiſchen; vor ſeinem von Grimm halb erſtickten Rufe „Schachundmatt“ aber drohte das Blut, in kaltem Entſetzen zu gerinnen. Von geringerer Wirkung war die Ermordungs-Scene, weil der Schauſpieler, wie alle Neueren, den Effekt hier lediglich auf die höchſte Anſtrengung der Stimme berechnete, während Fleck, Scholz und Reinecke, ſicheren Nachrichten zufolge, das Gegentheil thaten, indem ſie hier die Perioden mit tiefer, furchtbar vibrirender Stimme ſich überſtürzen ließen, was dem Donner vergleichbar geweſen, die Worte aber „Was wollen die Hunde mit ihrem Gebell“, wo die Wuth in Wahnſinn hinüberſpielt, mit einem ganz eigenen, dumpf dröhnenden Tone herausſchleuderten. Den fünften Akt ſpielte Hr. Kunſt ganz ſchwach, faſt ſchülerhaft. — In der Rolle des Tell hatte Herr Kunſt wieder einige großartige Momente. Die Worte: „Wollt' ich die Kraft der Arme brauchen, glaubt ihr, ich würde mich vor ihren Spießen fürchten?“, im Vereine mit der Geberde, wo er die Lanze des einen Soldaten lächelnd ſchlägt, erregten ſtürmiſchen Beifall. Schön war ferner die Erzählung ſeiner Rettung geſprochen, und, was unerklärlich, wie auch der Wittelsbach, ohne die oben beſchriebene falſche Declamation; ſchülerhaft hingegen wieder der berühmte Monolog. Unter den übrigen Mitſpielenden verdient Herr Heckſcher als Melchthal die ehrenvollſte Erwähnung. Solche Gluth der Empfindung ſo künſtleriſch gemildert und plaſtiſch ſchön dargeſtellt, ſieht man jetzt nur ſelten noch. — Mittelmäßig war Herr Kunſt als Spieler, im gleichnamigen Stück von Iffland, und als Hugo in Müllners Schuld blieb er hinter ſeinem Vorgänger, Herrn Heckſcher, weit zurück. — Vortrefflich aber ſpielte er wieder den Percival in Griſeldis, ſein Vorgänger in dieſer Rolle bei uns, Herr Weymar, ſinkt, dagegen gehalten, unter Null hinab. Es iſt zweifelhaft, ob Hr. Kunſt durch den Donner des Zornes, oder durch die Süßigkeit ſeiner Rede in der Bitte und Wehmuth Größeres erſchwang. Wieder fanden ſich nur ſelten Anklänge jener verfehlten Deklamation, die aber dann um ſo ſtörender wirkten. Die Tonbildung war einzig ſchön, die Kraftberechnung muſterhaft. — Wenn man Herrn Pauli die kleine Rolle des Cedric ſpielen ſieht, ſo wird unwillkührlich der Wunſch rege, daß ſie die größte ſeyn möchte. Ohne ſich vorzudrängen, erhebt dieſer erſte Schauſpieler eine Parthie von einer einzigen Scene zu einer Hauptrolle. In ſeinem Cedric erleben wir, wie in einem vollendeten Gemälde, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Ob es dennoch wünſchenswerth erſcheint, daß auch die untergeordneten Rollen mit guten Schauſpielern beſetzt werden, ſo erweckt es doch auch wieder ein elegiſches Gefühl, wenn man ein ſo großes Talent, wie Hr. Heckſcher, in der ſo ſchwach und dürftig gezeichneten Rolle des Königs Artus ſeine Kraft vergeuden ſieht, um aus einem Nichts ein Etwas zu ſchaffen. — Die unermeßlichen Widerſprüche, die ich in einem und demſelben Manne, den berühmten Schauſpieler Hrn. Kunſt auffand, zu erklären, giebt es ſicher keinen andern Weg, als folgendes Raiſonnement: Hr. Kunſt iſt ein wahres Genie, das, voll überſtrömender Jugendkraft, aber ohne tiefe Anſchauung, durch falſche Lehre in ſeinem Gange geſtört wurde und nun bei jeder Darſtellung in einen Glückstopf greift. Zieht es die Deviſe: „Dein Leitſtern ſtrahlt am reinſten in deiner eignen Bruſt,“ ſo wird ihn die Großheit ſeines Weſens ſtets Herrliches erringen laſſen. Zieht es aber das große Nieten-Loos: „Denkender Künſtler,“ dann — Adieu partie! — Denn man muß entweder nach ſcharf erkannten großen Prinzipien verfahren — und die gehen Hrn. Kunſt ab, oder allein, ganz und frei dem Drange ſeines Herzens folgen — und dieß ſpricht bei ihm in ſtarken vernehmbaren Tönen. Folge er ihm getroſt, und er wird unter zehn Malen kaum ein einziges Mal irren.

H. F. Mannſtein.

Poetiſche Kleinigkeiten.

Die Zeitalter.

Von Zeitaltern der vier Metalle ward immer geſprochen,
Doch es gibt wohl auch eines, wer zweifelt? — von Glas.
Strahlen bricht es und Farben gibt es in Flittergeſtalten,
Auch zerſplittert es leicht, doch die Fragmente ſind hell,
Freilich immer nur Scherben, Gemeinſinn ſollte ſie kitten,
Oder der Freiheit Glut ſchmelzen zu einem Cryſtall.
Kennt ihr wohl dieſe zerſplitterten Zeiten des glaſigen Glanzes,
Unſer Jahrhundert iſt's ſchimmernd, zerbrochen und bunt.

Tüchtige Autoren und ſchlechte Recenſenten.

Jener dacht' es und ſprach: es werd' ein geiſtiges Weſen,
Dieſer mordet es ſchnell, um zu ſeciren den Leib.

Logogryph.

(Dreiſylbig.)

1.

Nenne mir das Volk im Süden,
Voll fanatiſch-wilder Gluth,
Das im Krieg' nie zu ermüden
Scheint, deſſ' Klingen noch das Blut
Jüngſt gefang'ner Brüder röthet,
Welche blinder Haß getödtet! —

(Ein Zeichen weg.)

2.

Wenn der Schlachten Donner hallen
Und die Waffen Feuer ſpeüh'n,
Rings Trompetenrufe ſchallen,
Vorwärts in den Kampf zu zieh'n, —
Flaggt es ſtolz in Pulverdämpfen; —
Tauſend Leben darum kämpfen.

K..l..g.

Digitized by Google

Die Biene

Bayeriſches

Sonntagsblatt.

1837. № 31.

Meleager.*)

Als dem König von Kalydon
Meleager ward geboren,
Als er ſieben Tage zählte,
Kamen goldgekrönt die Parzen
Zu Althäa, ſeiner Mutter.
Klotho legt' ihm ſtille Großmuth
In die Seel', und es verlieh ihm
Lacheſis die tapf're Stärke,
Und die unſern Lebensfaden
Trennet, Atropos, die dritte,
Sprach, nicht eher werde ſterben
Meleager, ſtark und edel,
Als der Brand, der auf dem Herde
Dort noch glüht, verzehrt vom Feuer.
D'rauf verſchwanden ſchnell die Parzen;
Doch Althäa, von der Liebe
Zu dem Kinde tief ergriffen,
Nimmt ſogleich den Brand vom Herde,
Löſcht das todesgier'ge Feuer,
Und bewahrt geheim das Kleinod.
Und zum ſchönen kräft'gen Jüngling
Wuchs heran der Sohn des Oeneus;
Preiſe trug er von den Spielen,
Kränze heim von hundert Feſten,
Mit dem Wurfſpieß übertraf er
Alle anderen Gefährten.
Mit den Argonauten zog auch
Es in's Land am Strome Phaſis;
Aber was ihm einen dichtern
Blühenderen Kranz von Lorbeern
Um die Stirne wand, und was ihn
Den Heroen zugeſellte,
War die Jagd des wilden Ebers
Von Kalydon, in der Heimath,
Wo die ganze Heldenjugend
Griechenland's um ihn ſich ſchaart.
Doch es tränkten ſeine Lorbeern
Mit dem Blute ſich des Flammen
Schnaubenden gewalt'gen Unthiers,
Und im Flügelkleid des Todes
Flog der Sieg zu ſeinen Kränzen.
Er erlegt das Wild Dianens,
Bohrt es, ſchon vom Spieß verwundet,
Mit dem Eiſen an die Erde,
Während Hyleus ſich und and're
Tapfre Jäger eilig flüchten.

*) Aus den 1835 in München erſchienenen „mythiſchen Gedichten" des Dr. Daxenberger, die wir bereits in unſerm literariſchen Salon (Biene Nr. 20) ausführlich beſprochen haben.

Waffenlos auf Bäume retten.
Doch er nimmt ſich nichts zum Lohne,
Atalanten, der Geliebten,
Die, geſäugt von einer Bärin,
Sich der Artemis geweihet,
Die das Unthier mit dem Speere
Traf zuerſt, nur leicht am Haupte,
Schenket er die Haut des Ebers.
Ach, den Preis begehrten viele;
Wie das gold'ne Blies zu Kolchis
Ward er nachher, als er prangte,
Aufgehangen zu Tegea
In dem Tempel, eine Sage
Der Hellenen und der Völker.
Zürnend ſchieden die Heroen,
Daß ein Weib trug um die Schulter,
Gleichwie eine Amazone,
Jenes Fell, und drüber hangend
Von desſelben Ebers Zähnen
Ein gekröntes Horn zum Jagen.
Aber als ſie von Kalydon
Nach Arkadien zurücke
Kehret, ihres Ruhms erfreut,
Ueberfallen Meleagers
Mutterbrüder ſie und rauben
Ihr den Schmuck, den ſtolz ſie zeigte;
Idros, Lynkeus und Plexippos
Hießen die verruchten Räuber.
Doch ſie traf Althäa's Jüngling,
Warnte ſie vor dem Beſitze;
Ueberwand ſie, als ſie, höhnend
Seine Lieb', herauszugeben
Ihn ſich ſträubten, in dem Kampfe,
Und erſchlug ſie: — alſo färbten
Sich die Blätter ſeines Kranzes.
Weh! denn die Mutter konnte
Um der Brüder Tod des Sohnes
Sich entäußern und vergeſſen,
Daß ſie ſelbſt ihn unter Schmerzen
An das Licht geboren habe.
Rache floß aus ihrem Herzen,
Rache bei der erſten Kunde,
Da ſie vor ſich ſah die Leichen,
Rache ſchwor ſie ihren Schatten.
Meleager! rief ſie, konnteſt
Du um Atalantens willen,
Um den kleinen Raub zu ſtrafen,
Dreifach meine Bruſt durchſtoßen:
Stand dir fremde Liebe höher,
O, ſo kann auch ich entbehren
Dieſer eitlen Mutterliebe,

Digitized by Google

Fahre hin, du Sohn der Schmerzen,
Fahre hin, du Kind des Fluchs!
Und ſie riß aus dem Gefäße
Jenen Brand, den fromm bewahrten,
Warf ihn in des Herdes Flamme.
Und wie ihn die Gluth verzehrte,
So ergriff auch Meleagern
Innerlich des Schmerzes Feuer;
Qualen wütheten verzehrend
In den edlen Eingeweiden.
Wie der Brand erloſch ſein Leben,
Wie zu Aſche, ſo zu Staube
Sank er hin, der arme Jüngling,
Seiner Mutter Todesopfer.
Einen ſchwarzen Faden trennte
Atropos, die ernſte Parze;
Aber nicht mit finſtern Mienen,
Heiter trat und goldgekrönet,
Wie dereinſt zu ſeiner Wiege,
Zu dem Sterbenden die Jungfrau.
Doch Althäa, ſeines Lebens
Mörderin, bereute ſchrecklich
Ihre That, ſie ſtrafte ſelbſt ſich
Ueber ihres Sohnes Leiche
Weheklagend mit dem Schwerte.

Biographiſche Denkmale.

VI. Herzog Wilhelm in Bayern.

(Fortſetzung.)

War nun durch das, was ſo eben in kurzen Umriſſen bezeichnet wurde, in Bayern, nachdem es unter der früheren Regierung nach ſeinen innern und äußern Verhältniſſen alle Bedeutſamkeit verloren hatte, ſchon in den erſten fünf Jahren der neuen Regierung eine eben ſo ſchnelle als ausgedehnte Umgeſtaltung der Dinge erfolgt; war eine Aenderung des früheren unrühmlichen Zuſtandes allenthalben ſchon lange für nothwendig erkannt und gewünſcht, und hatte von dem, was jezt geſchah, Vieles allgemeine Anerkennung gefunden; ſo waren über manches Andere die Meinungen getheilt, und über mehreres ließ ſich eine ungleiche Kritik vernehmen. Diejenigen, welche von dem verworrenen Zuſtande der Dinge unter der vorigen Regierung mehr oder weniger Vortheile gezogen hatten, oder durch die eingetretene Regierungsveränderung ſonſt verloren zu haben glaubten, oder durch die überraſchende Thätigkeit der neuen Verwaltung ſich in ihrer gewohnten Paſſivität zu ſehr aufgeregt fühlten, brachen zuerſt in Klagen über die Neuerungsſucht der angehenden Regierung aus. Nach und nach fand der Tadel Eingang bei allen jenen, deren Vorurtheile, durch die neuen Verordnungen über die Anſäßigmachung der Nichtkatholiken mächtig ergriffen, dieſe für eine in dem altgläubigen Bayern unerhörte Neuerung hielten. Da ein groſſer Theil des Clerus das neue Religions- und Toleranzedikt anfeindete, ſo wurde der Tadel bald auch unter der Maſſe des Volkes, beſonders von Individuen der Mendikanten-Orden, vorbereitet. Die Intoleranz ergriff ſelbſt Perſonen höherer Klaſſen, und der Fanatismus ging hie und da ſo weit, daß ein katholiſcher Kanoniſt zu behaupten wagte, es ſey wohl unter der Hand auf eine Dekatholiſirung des Landes abgeſehen geweſen. Die Anhänger der Reaktionsparthei unter der vorigen Regierung behaupteten ihrerſeits, Alles, was jezt geſchehe, ſey Wirkung der franzöſiſchen Revolution, und das Werk eines Nachlaſſes des Illuminaten-Ordens und Jakobinerthums, deſſen Abſicht wäre, alles Beſtehende zu zerſtören. Nicht viel beſſere Anſichten und günſtigere Geſinnungen zeigten ſich auch bei einem groſſen Theile der damaligen Provinzial-Landſtände ſelbſt, indem ſie bald anfingen, gegen die Reformen der neuen Regierung ſich heftig zu äußern. Es iſt bemerkenswerth, wie die Regierung bei dieſer ſich immer mehr entwickelnden Stimmung mit den Landſtänden in einen anhaltenden Kampf gerieth, und wie die nach alter Verfaſſung mit denſelben ſtattgehabten Verhandlungen, zur Abhülfe der zerrütteten Lage der Finanzen, die nächſte Veranlaſſung hiezu gaben.

Bald nach dem Regierungsantritt des Kurfürſten hatten die Stände des alten Herzogthums Bayern, nachdem ihnen vorher „ihre wohlhergebrachten Rechte, Freiheiten und Privilegien“ beſtättigt worden waren, ſich bewogen gefunden, bei dem allgemein und laut bezeigten Enthuſiasmus des Volkes auch ihrerſeits ein Zeichen ihrer Freude, über die glückliche Wendung der Dinge, in einer Zuſchrift an den Kurfürſten vom Juni 1799 von ſich zu geben. Es fanden in den erſten Monaten erfreuliche Aeußerungen gegenſeitigen Vertrauens zwiſchen dem Regenten und den Ständen ſtatt, und alles ſchien anfänglich auch von dieſer Seite in einer neuen beſſeren Bahn ſich bewegen zu wollen. Allein die ſchöne Eintracht währte nicht lange, nur zu bald trat Störung ein. Noch in demſelben Jahre 1799 legten die erſten ſogenannten Poſtulatsverhandlungen den Grund zu den nachherigen Mishelligkeiten.

Die drückendſte Sorge, welche auf der neuen Regierung laſtete, war die Löſung der ſchweren Aufgabe, dem zerrütteten Finanzzuſtande wirkſam und nachhaltig abzuhelfen. Neben einer bedeutenden Schuldenlaſt, als Erbtheil von vier vorhergegangenen Regierungen, unter keiner derſelben vermindert, wohl aber von jeder vermehrt, war auch aus der lezten ein laufendes Defizit von 3 1/2 Millionen auf die neue Regierung übergegangen, und auſſer den laufenden Bedürfniſſen der Staatsverwaltung, forderte nun auch die bedrängte äußere Lage des Staats, mitten in einem gefahrvollen Kriege außerordentliche Anſtrengung, und dieſe die Herbeiſchaffung außerordentlicher Hülfsmittel. Nach der alten Verfaſſung des Landes, vermöge welcher den Ständen das Recht der Steuerbewilligung und Steuererhebung zuſtand, mußte der Kurfürſt ſich in ſolcher Lage an dieſe wenden. Da die landſchaftliche Verordnung ſchon unter der vorigen Regierung zuſammen berufen, und das landesherrliche Poſtulat an die ſtändiſche Deputation gebracht worden, Kurfürſt Karl Theodor aber inzwiſchen mit Tode abgegangen war, ſo hatte der neue Kurfürſt die Verhandlungen fortzuſetzen. Dieſe wurden ſogleich im erſten Jahre von groſſer Wichtigkeit. Noch kurze Zeit vor ſeinem Ableben hatte der dem Klerus ſonſt ſo ergebene Karl Theodor, im außerordentlichen Wege der geſammten ſtändiſchen Geiſtlichkeit, mit Hülfe einer eigens hiefür erholten päbſtlichen Bulle, eine Geldkontribution zu 15 Millionen Gulden auferlegt, welche nach den Bedingungen des Operationsplanes an eine beſondere geiſtliche Güterkontributions-Kommiſſion entrichtet werden ſollte, wogegen jene auf alle thunliche Art ſich geſträubt, und die Kalamität abzuwenden geſucht hatte. In einem ſchon unterm 11. März 1799 an die Landſchaft erlaſſenen Reſcripte hob Kurfürſt Maximilian Joſeph dieſe Verfügung auf, und überließ es den Ständen, ſowohl den ordentlichen Beitrag, als auch die außerordentliche Geldhülfe in dem gewöhnlichen Poſtulatswege zu leiſten, in der vertrauensvollen Erwartung, daß ſie in Erwägung der bedrängten Lage des Vaterlandes Alles aufbieten würden, die Wohlfahrt deſſelben

Digitized by Google

zu ſichern. Nachdem unterm 6. Juni deſſelben Jahres in der gewöhnlichen Art ein Steuermandat an die Stände ergangen war, verſprach der Kurfürſt in einem weiteren Reſcripte vom 10. Juni denſelben, die Vorlegung des geſammten Finanzſtandes. Es ſchien jedoch ungeachtet der anfänglichen Bereitwilligkeitsverſicherungen derſelben diejenige Einmüthigkeit und Thätigkeit, welche der ernſtlichen Würdigung der Lage des Staates in ſo ſchwierigen Zeitverhältniſſen angemeſſen war, ſich nicht zu zeigen, und als unterm 12. September ein zweites kurfürſtliches Steuermandat erſchien, erhob ſich bereits die Klage über zu große Anforderungen der Regierung. Von jetzt an begannen die Mißverſtändniſſe; die Irrungen wurden immer ernſthafter, und die Stände ergriffen nun die Gelegenheit der Verhandlungen in den Finanzgegenſtänden, um ſich auch über die übrigen inneren Angelegenheiten auszulaſſen, und der Regierung, wegen den bisherigen neuen Einrichtungen, ihre Mißbilligung zu äußern. In einer Erwiederung der geſammten landſchaftlichen Verordnung vom 27. Januar 1800 auf zwei kurfürſtliche Reſcripte vom 9. und 14. deſſelben Monats, wurden jene Einrichtungen als „verfängliche Neuerungen, Verletzungen der Verfaſſung des Landes“ bitter getadelt, und Beſchwerde erhoben, daß man ihre Mitwirkung bei allgemeinen adminiſtrativen Anordnungen und Geſetzgebungsgegenſtänden, wie die Errichtung der Generallandes-Direktion, die neue Einrichtung des Schulweſens, die Aufhebung des Bierzwanges, die Einführung der neuen Mauthordnung u. ſ. w. nicht beigezogen habe. Zuletzt wurde auf einen allgemeinen Landtag angetragen, und mit der Verweigerung fernerer Einwilligung zu außerordentlicher Hülfe für Landesvertheidigung, für definitive Reformen, oder andere Zwecke, geſchloſſen. Gegen die hierin enthaltenen Vorwürfe erfolgte von Seite der kurfürſtlichen Regierung eine förmliche Widerlegung in zwei Reſcripten vom 4. und 11. Februar, von welchen das letztere zugleich die Darlegung des Finanzſtandes und des unumgänglichen Staatsbedürfniſſes für das laufende Jahr enthielt. Zur Veranſtaltung eines allgemeinen Landtages ſchienen der Regierung die Zeitverhältniſſe des Jahres 1800 nicht geeignet, dagegen hatte die gebräuchliche Zuſammenberufung der ſtändiſchen Verordneten für dieſes Jahr ſchon durch das Reſcript vom 4. Februar ſtattgefunden, und war hierauf an dieſelbe das Poſtulatreſcript erfolgt. Es hatte anfänglich den Anſchein, als würden dieſelbe ſich geneigt zeigen, die dringenden Bedürfniſſe des Staats in der damaligen Lage deſſelben zu berückſichtigen, allein ihre hierauf abgegebene Erklärung entſprach dieſer Hoffnung nicht. Neuer Tadel der Anordnungen der Regierung unter z. Th. heftigen Invektiven mit fortgeſetzter Ungeneigtheit zur beſondern pekuniären Hülfe ließ zur Genüge entnehmen, daß zu einer Vereinigung zwiſchen jener und den Ständen keine Ausſicht ſey. Den Kurfürſten berührte eine ſolche Erſcheinung zu einer Zeit, wo das Land von feindlichen Angriffen bedroht war, ſchmerzlich. Er hatte ihnen ſchon in der Erklärung vom 11. Febr. ſein Mißvergnügen hierüber unverhalten gelaſſen. So ſtanden die Sachen noch, als wirklich die Feindſeligkeiten zwiſchen den deutſchen und franzöſiſchen Armeen wieder ausbrachen, und letztere bald darauf unter dem Obergeneral Moreau im Lande erſchienen. Was der Regierung verweigert worden war, mußte nun dem Feinde geopfert werden. Eine Kontribution von mehren Millionen Franken wurde von dieſem dem Lande auferlegt, und deren Abtragung wurde die Veranlaſſung von neuen Zwiſtigkeiten zwiſchen der in Abweſenheit des Kurfürſten regierenden Hofkommiſſion und dem Prälatenſtande, welchen hauptſächlich die Laſt des Erlages gegen ſpätere Ausgleichung traf, indem alles entbehrliche Kirchenſilber an das kurfürſtliche Münzamt in München abgeliefert werden mußte.

Nach wiederhergeſtelltem Frieden und der hierauf erfolgten Rückkehr des Hofes nach München im Jahre 1801 nahmen die Verhältniſſe zwiſchen der Regierung und den Ständen noch keine beſſere Geſtalt an. Die verſchiedenen Veränderungen und neuen Anordnungen, welche die Regierung zu bewirken fortfuhr, gaben dem Widerwillen der Letzteren immer neue Nahrung. Die Geſchichte der erſten proteſtantiſchen Bürgeraufnahme in der Haupt- und Reſidenzſtadt im Monat Juli deſſelben Jahres war der erſte Gegenſtand, welcher jenen wieder in Bewegung ſetzte, denn, als die Widerſetzlichkeit des Stadtmagiſtrates daſelbſt fruchtlos geblieben war, glaubten die Landſtände nun ſelbſt auftreten und eine Vorſtellung dagegen an den Kurfürſten übergeben zu müſſen. Indeſſen beharrte die Regierung auf der einmal betretenen Bahn, und eine Erklärung vom 26. Auguſt 1801 ertheilte der Gewiſſensfreiheit und Anſäſſigmachung anderer chriſtlicher Religionsverwandten, wiederholte Verſicherung, welche, wie bereits oben angeführt worden, im Jahre 1803 auch auf die durch den Reichsdeputationsſchluß erworbenen Provinzen in Franken und Schwaben ihre Ausdehnung erhielt.

Eben ſo hatten ſich Irrungen mit den Ständen des kleinen Herzogthums Neuburg, welches ſeit ſeiner Entſtehung im Anfange des 16. Jahrhunderts einen beſonderen für ſich beſtehenden Staatskörper unter einer eigenen Regierung und mit eigener landſchaftlicher Verfaſſung bildete, ergeben, als im Jahre 1799 die neue Regierung des Kurfürſten Maximilian IV. in der Abſicht, ſämmtliche obere Länder Pfalzbayerns in einen Staatskörper zu vereinigen, die beſondere Regierung zu Neuburg aufhob, und ſolche unter die neu errichtete General-Landes-Direktion zu München ſtellte. Dieſe Adminiſtrationsmaßregel erzeugte große Unzufriedenheit bei den Neuburgiſchen Landſtänden, veranlaßte ſie zu Proteſtationen gegen jene Vereinigung, und dieſe hörten nicht eher auf, bis die Wiederherſtellung ihrer eigenen Provinzialregierung erfolgte, was in der Art geſchah, daß ihnen durch den Deputations-Abſchied vom 5. Oktober deſſelben Jahres die Errichtung einer eigenen Landes-Direktion in Neuburg — gleich jener für die Oberpfalz zu Amberg — zugeſichert wurde. In dieſer Pfalz-Neuburgiſchen Provinz erſchien noch ein Landtag nach der alten herkömmlichen Form im Jahre 1802, dagegen verzog es ſich mit jenem, welchen die landſchaftliche Verordnung im alten Herzogthum Bayern in Antrag gebracht hatte, während des Krieges 1799 und 1800, und während der Friedens- und Entſchädigungsverhandlungen 1801 und 1802. Im Jahre 1803 erfolgte durch die Sekulariſation der Abteien die Auflöſung des Prälaten-Standes, und mit dieſer eine weſentliche Veränderung in der ganzen alten landſchaftlichen Verfaſſung, welche im Jahre 1807 nach der durch den Preßburger Frieden und die Rheinbunds-Akte bewirkten Staatsveränderung vollends zu Grabe ging.

Neben dem heftigen und unbemeſſenen Tadel, womit die Anhänger der alten Reaktionspartei die verſchiedenen Anordnungen der Regierung als „revolutionäre Neuerungen“ überſchütteten; neben den zum Theil nicht minder heftigen Unzufriedenheitsäußerungen und Angriffen der ſtändiſchen Verordneten gegen dieſelbe, und neben den Ausbrüchen einer gereizten und feindſeligen Stimmung derjenigen, welchen die Verfügungen der Religions- und Toleranzedikte zuwider waren, ließen ſich auch noch andere Stimmen vernehmen, welche zwar keineswegs das Benehmen der ſo eben bezeichneten Klaſſen billigen konnten, jedoch aber der Meinung waren, daß manche Mißgriffe ſtatt gefunden, und vieles in anderer Art und Weiſe hätte geſchehen können. Man glaubte, daß vielfältig, ſelbſt in der Ausführung offenbar nothwendiger und nützlicher Reformen, mit zu großer Haſt und Eile vorgeſchritten, auch in manchen Fällen vor der

Digitized by Google

Hand zu weit gegangen wurde, ſo daß mancher Schritt zurückgethan werden mußte, oder ohne den beabſichtigten Erfolg blieb. Man hielt im Allgemeinen dafür, daß die Staatsreformen zu gleicher Zeit zu weit umgreifend und die Ausführung zu raſch ſey, daß in der Wahl der Mittel nicht immer mit kluger Mäßigung verfahren, und auf erworbene Rechte Rückſicht genommen würde, auch wünſchte man hie und da, daß in mehreren Fällen unter Mitwirkung der Stände zu Werke gegangen würde. Daher geſchah es, daß die Regierung ſelbſt dem Tadel der Gemäßigten nicht entging. Manche ſahen in der zu großen Beweglichkeit den Untergang aller Stabilität; Andere in den verſchiedenen ſchnell auf einander folgenden Organiſationen ein bloßes Experimentiren. Letzteres wollte man in keinen Adminiſtrationszweige deutlicher bemerkt haben, als in dem Schul- und Unterrichtsweſen, wo mehrmals Syſteme und Methoden wechſelten, und die Einführung neuer Schulplane wiederholt verfügt wurde. Beſonders aber unterlag ſelbſt von Seite der Gemäßigten das Centraliſirungsſyſtem einer harten Kritik, man hielt es für ein falſches Syſtem, das zu einer gefährlichen Büreaukratie, und hinſichtlich der unteren vom Centralpunkt zu ſehr entfernten Stellen zur ſchädlichen Iſolirung und Willkühr führe, wie ſich in der Folge unter Anderen beſonders bei dem Stiftungs- und Landbauweſen bemerkbar machte.

Ebenſo fanden auch unpartheyiſche und ſonſt vorurtheilsfreie Beobachter die Vorwürfe, welche der Regierung in Folge mancher Vorgänge in Beziehung auf äußere religiöſe und Kultus-Gegenſtände gemacht wurden, nicht ganz ungegründet. So betrachtete man den anfänglichen Zerſtörungskrieg gegen die Feld-Kapellen und die oft auffallende Bilderſtürmerei als eine mindeſtens nutzloſe, und das religiöſe Gefühl des Volkes unnöthiger Weiſe aufreitzende Maßregel, wobei auch ſelbſt manches alterthümliche oder hiſtoriſche Denkmal mit zerſtört wurde. So ſah man in der hie und da offenen Unterdrückung der nun verbothenen Wallfahrten und Bittgänge des gemeinen Volkes zu wenig Schonung des religiöſen Sinnes deſſelben. War auch die Aufhebung der Klöſter, vorerſt jener der Mendikanten 1802 dann der übrigen Klöſter und Abteyen 1803, eine durch die neuen politiſchen Ereigniſſe und zuletzt ſelbſt durch den Reichs-Deputationshauptſchluß bediente allgemeine Maßregel, und hatte auch nach der milden und menſchenfreundlichen Willensmeinung des Kurfürſten die Verordnung vom 13. März vorgeſchrieben, die Ausführung derſelben mit Achtung gegen das Heilige und möglichſter Schonung der Verhältniſſe und Menſchen vorzunehmen, ſo geſchah hiebei doch Vieles, was auch in den Augen der Gemäßigten Mißbilligung fand. Man glaubte, daß weder das Eine noch das Andere von jener Vorſchrift hinlänglich berückſichtigt wurde; man glaubte, das gegen das Benehmen einzelne Vollzugsorgane bald wegen willkührlicher Härte und rohen Mißbrauchs der Gewalt, bald wegen Eigennutzes und ſchmutziger Habſucht gegründeter Tadel ſtatt finde; man beklagte, daß nicht Alles, wie es ſollte, in die Hände des Staates kam, ſondern Vieles, mitunter Unſchätzbares, der Zerſtörung oder der Verſchleuderung anheim fiel, wovon in der Folge noch manche Erinnerung unerſetzlichen Verluſtes zurückblieb.

Das bisher bemerkte mag in Kürze einen Ueberblick deſſen geben, was je nach der verſchiedenen Anſichten und Abſichten in feindlicher oder freundlicher Geſinnung, die Kritik in Beziehung auf die Regierung inmitten ihres Reformationswerkes mehr oder weniger laut ausſprach, und iſt zugleich die Kehrſeite — im Gegenhalt zu dem, was ohne Zweifel Großes und Herrliches geſchah. Indeſſen war nicht zu verkennen, wie ſich aus allem dieſen, in Verbindung mit der wachſenden Laſt der Abgaben, den außerordentlichen Opfern, und den allgemeinen Leiden der Zeit, nach und nach allenthalben eine dumpfe Mißſtimmung erzeugte, welche durch den geheimen und offenen Streit der Partheien noch mehr aufgeregt wurde. Im Allgemeinen machte ſich damals das Daſeyn zweier großer Partheien bemerkbar, welche wechſelweiſe die große Maſſe des Publikums zu bearbeiten, ſo wie nicht weniger auf die Regierung einzuwirken ſuchten. Mann kann die Eine als Parthei der Aufklärung, die Andere als die der Reaktion bezeichnen. Nach dem Grade der Beweglichkeit hatten beide wieder ihre Abſtufungen. Diejenigen der erſteren, welche für unbedingte Bewegung waren, begnügten ſich keineswegs mit dem beſonnenen und gemäßigten Gange der Reformen; ſie wollten mehr, ihre Tendenz ging auf etwas, was eher einer Umwälzung ähnlich ſah. Dieſe waren es auch, welchen der größte Theil der Vorwürfe, wovon oben die Rede war, zu Schuld kam, die, wo ſie handelnd auftreten, ſtets durch ihre Uebertreibungen und allen Mangel an Rückſicht ſich kennbar machten, und dadurch dem Guten nur ſchadeten. Man ſah, daß auch die Aufklärung ihre Fanatiker hatte, wie wir ſolches gegenwärtig noch am ſogenannten jungen Deutſchland und deſſen literäriſchen Sanskülotismus ſehen. Bei der im Jahre 1803 von der Regierung noch mehr erweiterten, jetzt faſt unbeſchränkten Preßfreiheit ſprachen ſich die Partheien nach ihren verſchiedenen Fraktionen in einer Menge Flugſchriften ungehindert und laut aus, wovon ſich ein großer Theil im Beſondern auf die Verhältniſſe der Stände und der alten landſchaftlichen Verfaſſung bezog, welche mitunter auch in hiſtoriſche Erörterung genommen wurden. Indeſſen trugen die meiſtentheils heftigen Partheiſchriften nicht wenig dazu bei, die zwiſchen der Regierung und den Ständen beſtehende Spannung zu unterhalten, und ſelbſt die Mißverſtändniſſe noch zu vergrößern. Die Letzteren befanden ſich damals in der That in einer ſonderbaren Lage zwiſchen den alten und neuen Ideen, zwiſchen den Forderungen des Staates und der Zeit, und ihren ausſchließlichen Vorrechten. Uebrigens konnten ſie wohl ſelbſt nicht mißkennen, daß es an der Zeit war, veralteten Uebeln und Gebrechen in der Staatsverwaltung abzuhelfen, ſo wie ihnen auch nicht entgehen konnte, daß bei den damaligen außerordentlichen Zeitverhältniſſen der Staat größerer Hülfsmittel bedurfte, als ſie zu gewähren geneigt waren. Es iſt nicht unpaſſend, hier noch anzuführen, was in einem geſellſchaftlichen Werke der neueſten Zeit *) zur Charakteriſtik jenes Zwiſtes zwiſchen Regierung und Ständen geſorgt wird:

„Die Regierung wollte Verbeſſerungen, die Stände wollten ſie auch. Die Regierung ſuchte dieſe Verbeſſerungen ohne Rückſicht auf beſtehende Geſetze, Verfaſſungen, und Herkommen ins Leben zu rufen. Die Stände glaubten ihrerſeits verbunden zu ſeyn, dieſen Beſtrebungen entgegen zu wirken, um die alte Form und Verfaſſung aufrecht zu erhalten. Das Miniſterium ſuchte daher, wie natürlich, ihren Einfluß auf die Staatsverwaltung zu vermindern, oder ſie wo möglich, ganz zu umgehen, um ohne Hinderniſſe die Verbeſſerungen vornehmen zu können, die dem Willen des Kurfürſten zu Folge ins Leben geführt werden ſollten."

Schon in der Vorſtellung der landſchaftlichen Verordnung vom 27. Januar 1800, welche voll Beſchwerden und Angriffe gegen die Regierung war, hatten die Stände ſelbſt eingeſtanden, daß ſie Gebrechen in der Verfaſſuug fänden, welche einer Reform bedürfen. Um ſo bedauerlicher war es, daß nicht von beiden Seiten die Hand zur Vereinigung geboten wurde, um

*) Hiſtoriſche Erinnerungen oder Denkwürdigkeiten aus der neueren Geſchichte des bayeriſchen Staates ꝛc. Stuttgart. 1836. 2. Bde.

Digitized by Google

gemeinſchaftlich die Heilung der Uebel zu bewirken, die der Partheigeiſt auf der einen, wir auf der andern Seite zur Verbreitung des Mißvergnügens benützte. Weil man ſich über die Form, in der die nothwendigen Verbeſſerungen bewirkt werden ſollten, nicht vereinigen konnte, nahmen die Mißverſtändniſſe ihren Fortgang, und die Ueberſpannung der Partheien ließ ſie zu keiner Ausgleichung kommen. Man hatte ſelbſt hie und da die Vermuthung, es möchte wohl auch der Einfluß eines großen öſtlichen Nachbarſtaates, der eben in derſelben Zeit ſich ganz beſonders mit der Ausführung ſeiner Abſichten auf Bayern beſchäftigte, unter der Hand beigetragen haben, den Partheigeiſt in Aufregung zu erhalten, und eine widerſetzliche Stimmung im Lande gegen die Regierung hervorzurufen.

Dies war der Stand der Dinge hinſichtlich der innern Verhältniſſe in Bayern in den Jahren 1801 bis 1804, während welcher Herzog Wilhelm ſeinen ſtändigen Wohnſitz in München hatte, und dieſer Zuſtand erhielt ſich in ſolcher Art noch fort, bis im Jahr 1805 durch den dritten Koalitionskrieg gegen Frankreich eine ganz neue außerordentliche Epoche eintrat, deren für Bayern ſo wichtige unmittelbare Betheiligung plötzlich die Aufmerkſamkeit Aller von den innern — auf die äußern Verhältniſſe ablenkte.

(Fortſetzung folgt.)

Francesca Pignatelli.

Eine neapolitaniſche Geſchichte von Richard Craven.

Aus dem Engliſchen überſetzt von F. H.

(Fortſetzung.)

Nicht ein Blättchen bewegte ſich, nicht ein Laut wurde vernommen, innerhalb der bebauten Einöde, die ſich nach allen Seiten ausſtreckte, und wie er jetzt bemerkte, noch viel kahler und nackter war, als er ſich eingebildet hatte. Die Ausſicht zur Flucht, die ſich jetzt ſeinen Hoffnungen öffnete, war zu einladend, um ſie unbenutzt vorübergehen zu laſſen. So verborgen, als thunlich war, zu den Bäumen hinſchleichend, gelangte er bald zur Fontaine in der Mitte des Weges, nahe bei welcher ein Haufe Sand, ein unbedeutender Reſt von dem, was er gebracht hatte, auf einige Augenblicke ſeine Aufmerkſamkeit ſpannte, die aber durch mehrere Säcke aus grobem Tuche, welche ringsumher zerſtreut lagen, noch ſtärker erregt wurde. Dieſe hatten die Länge und den Umfang einer großen hölzernen Keule, der ſie auch im übrigen am meiſten glichen; einige wenige, die am oberſten Ende geborſten waren, ließen ihn ſehen, daß ſie mit demſelben Stoffe, welchen er dem Auftrage gemäß hieher gebracht hatte, dicht angefüllt waren.

Nahe bei dieſer Stelle, auf einem Beete von Rosmarin und Lavendel ſchien der Boden verwühlt, während die Pflanzen geknickt und abgebrochen waren, wie wenn irgend ein ſchwerer Körper darauf hingeworfen worden wäre, und daſelbſt gelegen hätte. Gerade gegenüber, nur wenige Schritte von dieſen Spuren, glänzten an dem ſchwärzlichen, verwitterten Steine, der das Baſſin umgab, einige friſche Bluttropfen; auch das Waſſer, ſonſt an allen übrigen Stellen hell und klar, war hier getrübt und verunreinigt, was augenſcheinlich durch das Hinabfallen eines gewichtvollen Gegenſtandes, der dabei einige Erdklumpen mit hinabzog, bewirkt war.

Carminello's ängſtliche Ungeduld, geſtattete ihm nur einen flüchtigen Blick auf alle dieſe Erſcheinungen; aber die Wirkungen, die ſie hervorbrachten, waren in der Reihe der furchtbaren und geheimnißvollen Ereigniſſe, welche ihn für viele Stunden beläſtigt hatten, eben nicht wenig eindrucksvoll und dienten nur, ihn zur Bewerkſtelligung der Flucht anzutreiben. Er fand mit dem Gefühle außerordentlicher Erleichterung, daß das Thor, wie er erwartet, wirklich offen war. Eilig ging er zu Perſichella's Aufenthalt, den er gleicherweiſe unverſchloſſen fand; er traf das Maulthier, wie er es verlaſſen hatte; bemerkte jedoch, daß des Unbekannten Hut und Kamiſol nicht mehr da waren. Sein geliebtes Thier, längs des äuſſerſten Ganges und über die unglückdeutende Schwelle führend, ſaß er nach Verlauf weniger Minuten, auf dem Rücken desſelben, und eilte in kurzem Gallop ſo ſchnell, als es das ſchlechte Pflaſter zuließ, ſeiner väterlichen Heimath zu.

Faſt zehn Stunden waren ſeit Carminello's Rückkehr nach Hauſe verfloſſen, deren größerer Theil von ihm der Ruhe, welche ihm die Beſchwerden der verwichenen Nacht ſo nothwendig machten, gewidmet wurde. Sein Vater, gewohnt, ihn zu verſchiedenen unbeſtimmten Stunden nach Hauſe zurückkehren zu ſehen, und ſehr zufrieden mit dem Lohn ſeiner Arbeit, welchen ihm der Junge mit der ihm eigenen Gewiſſenhaftigkeit gleich bei ſeiner Ankunft in die Hand gegeben hatte, fragte denſelben nicht erſt lang und breit aus, ſondern ließ in völlig ſo lang ſchlafen, als er verdient hatte. Nachdem er aufgeſtanden und die frugale Mahlzeit, die einzige während des Tages, welche als Nahrung und Erfriſchung für hinreichend anzuſehen, ihm Armuth und Gewohnheit gelehrt hatte, eingenommen war, belud er Perſichella mit einigen Waſſermelonen, und trieb ſie nach ſeines Vaters Befehl auf den Markt von Carmine, um davon allen Käufern zu verkaufen, welche ſie Abends wieder einzeln an ihre Abnehmer abgeben. Sobald er den Auftrag vollzogen, trieb er ſein Thier nach der Porta Capuana, und hielt am Saume des großen unregelmäßigen Platzes, der ſich vor dem Gerichtshofe der Vicaria ausdehnt, und der beſuchteſte Ausgang der Stadt iſt. Obgleich der Schlaf einen dunklen Schleier über die Ereigniſſe der vergangenen Nacht gezogen hatte, und ſie einem finſteren, furchtbaren Traume ähnlich machte, ſo waren doch die einzelnen Umſtände, welche ihm im Verlauf derſelben zugeſtoßen waren, ſeinem Gedächtniſſe tief eingegraben, und beſchäftigten und beunruhigten wechſelweiſe ſeinen Geiſt. Er fürchtete zu beſtimmen, welch ſchlimmes Ende dieſe üblen Vorfälle, die offenbar darauf vorbereiteten, genommen hatten. Schon machte dieſes Gefühl ihn ſchaudern vor dem vertraulichen Dienſte, welchen er den Frauen, deren Bekanntſchaft er auf eine ſo ſonderbare Weiſe gemacht hatte, erweiſen ſollte, obgleich er noch nicht wußte, worin er beſtehen würde. Nicht lange wartete er am Ende der langen, ſchmalen Gaſſe, die zu der Vicaria und der Porta Capuana führte, als eine Frau, in ſchwarze Seide gekleidet, und von einem Schleier umwallt, — damals die gewöhnliche Tracht der Bürgersfrauen — zu ihm kam, und durch einen Blick, welchen ſie im Vorbeigehen auf Carminello warf, dieſen in ihr die Perſon erkennen ließ, welche ihm geſtern den Auftrag gegeben hatte, der ſo pünktlich vollzogen war. Niemand war jetzt in ihrer Nähe, da Jeder, der dieſes Weges kam, in Eile vorbeizugehen ſchien. Sie war dadurch in den Stand geſetzt, ohne Rückhalt ihn zu fragen, auf welche Weiſe er aus dem Garten gekommen wäre, und noch von andern Umſtänden, die mit ſeinem Aufenthalte daſelbſt verknüpft waren, Nachricht zu erhalten. Seine augenblicklichen Antworten, ſo wie einzelne unbeſtimmte Fragen, die ſie an ihn richtete, ſchienen ſie auf verſchiedenen Seiten anzugreifen, da dieſelben Spielraum für Hoffnung ließen oder nur fürchterliches Unglück drohten. Wenige Minuten waren hinreichend, ihr über alle Dinge, nach welchen ſie ſo ängſtlich gefragt hatte, Aufſchluß zu geben. Jetzt ſchien ſie einige wichtigere Mitthei-

Digitized by Google

lungen geben zu wollen, als ſie die Menge der müßigen Vorübergehenden bemerkend, ihm bei dieſem Zuſammenlauf ein Zeichen gab, daß ſie an einem entlegenern Orte ſeyn möchte, und Anſtalten machte, quer über den Platz zu laufen, um auf die öffentliche Straße und vor das Thor hinauszukommen. Carminello war es zufrieden und ſtand eben im Begriffe, ihr durch die bunten Haufen, welche ſich gewöhnlich zu dieſer Stunde in dieſem belebten Stadtviertel einfinden, nachzufolgen, als durch die Aeußerungen von Ueberraſchung und Mitleid, manchmal ſogar von Schrecken, aus dem Munde der meiſten Anweſenden, deren Grund wahrſcheinlich daſſelbe Ereigniß, oder derſelbe Gegenſtand war, die Aufmerkſamkeit beider erregt wurde. Es war auch ein ſichtbares Hinſtrömen der Menge nach einem Punkte hin; und Carminello und ſeine ſchöne Gefährtin wurden unwillkührlich von dem Strome fortgeriſſen nach dem düſteren Bogengange, durch welchen man zu dem umfangsreichen, von Peter di Toledo errichteten Gebäude gelangt. Dieſes Haus, welches unter einem Dache den Gerichtshof und die Gefängniſſe der Uebelthäter vereinigt, iſt jetzt wie damals unter dem Namen Vicaria bekannt. Die Reihe ſtark vergitterter Fenſter, die ſich unten längs der Mauer hinzieht, bot die gewöhliche Anzahl ſchmutziger Geſichter dar, welche die Mildthätigkeit der Vorübergehenden anflehten, oder in melancholiſcher Unterhaltung mit ihren Freunden und Verwandten begriffen waren, während man unter dieſen letzteren gewöhnlichen Gemiſche von Obſt- und Gemüſe-Verkäufern, von Kochapparaten zur Bereitung von Makronen oder anderen Speiſen, ſo wie die zierlichen Geſchirre zur Vertheilung von kühlenden Getränken bemerken konnte. Hier hatte man gleicherweiſe Gelegenheit, den bettelnden Mönch thätig wegfangen, den Facchino oder Aufläder, auf ſeinen Ballen lehnen, den reinlichen barbeinigen Fiſcher den Strohdeller mit friſchen Anſchovis in der Hand, Bettler, lahm und blind, ihre vielfarbigen Lumpen ſchütteln, und Kinder, keinen Fetzen am Leib, im heißen Sand herumrollen zu ſehen. Der allgemeine Anziehpunkt aber war nächſt dem Gefängnißthore, wo eine alte Säule ſtand, ohne Stuhl und Capital, und ein Piedeſtal vor derſelben. Man nannte ſie gewöhnlich la colonna della Vicaria. Verbrecher, welche zur öffentlichen Strafe oder zum Pranger verurtheilt waren, wurden an dieſelbe gebunden, wenn ſie ihre Strafen beſtehen mußten. Hier wurden auch die Urtheile und Bekanntmachungen des Gerichtes angeheftet. Carminello und Vitangela hatten noch nicht die Stelle erreichen können, als ſie den Gegenſtand entdeckten, welcher demſelben im jetzigen Augenblicke ein ſo eigenthümliches Intereſſe gab. Es war ein menſchlicher ganz nackter Leichnam, der an den Pfeiler befeſtigt war mittelſt zweier Stricke, deren einer unter die Arme, und der andere um die Knöchel lief, ſo daß er in einer aufrechten Stellung erhalten wurde. Die Gliedmaßen und der Rumpf zeigten die Vereinigung ſchöner Symmetrie mit muskulöſer Stärke, wie es zur männlichen Schönheit in der Blüthe der Jugend gehört. Nicht die geringſte Verletzung verunſtaltete die zarte Weiße der Haut, welche in der ihr eigenen Glätte und gelblichen blaſſen Farbe mit der Säule, an welcher ſie lehnte, wetteiferte. Ein ſchmaler, carmoiſinrother Streif ſchien den Hals da, wo er abgeſchnitten und der Kopf vom Rumpfe getrennt war, zu verdecken. Der Kopf ſelbſt war nicht da; und die Bemerkungen der Leute machten bald kund, daß derſelbe noch nicht entdeckt ſey; ein Umſtand, der die Gefühle des Mitleid's noch vermehrte, dabei aber auch die Neugierde erregte, zu erfahren, worauf eigentlich das ganze Schauſpiel abziele. — „Ja" ſagte eine alte Frau, „dieſen Morgen, ganz früh iſt er von der Wache, unten an der Stadtmauer nahe bei St. Angelo gefunden worden."

„Nein", unterbrach ſie ein Becker, „er wurde am Ufer bei der großen Kanalmündung, nahe beim Leuchtthurm herausgezogen."

„Das kann nicht ſeyn", erwiederte ein Bootsmann, „ich „war dort bei Tagesanbruch; da müßte er auch beſchmutzt und entſtellt ſeyn; ſein Fleiſch iſt aber ſchön und friſch, wie bei einem Schwertfiſch."

„Der Tod muß ſehr ſchnell geweſen ſeyn, ſagte ein Barbier, in einem etwas gelehrten Tone, „da er keine Merkmale zurückließ, und war wahrſcheinlich durch freiwilliges Abſchneiden mit einem ſcharfen Raſirmeſſer bewirkt worden."

„Nicht durch Gift?" fragte die alte Jungfer, „viele Vornehme ſind ſchon dieſen Tod geſtorben."

„Das" bemerkte wiederum der Barbier, „würde die Haut mit dunkelgrünen Flecken bedeckt haben."

„Ihre chirurgiſchen Kenntniſſe ſind ſehr beſchränkt, wenn Sie Nichts von den verſchiedenen gewaltſamen Todesarten wiſſen, welche verübt werden, ohne daß eine Wunde oder ein Merkmal am Körper zurückbleibt?" Dieſe Worte kamen aus dem Munde eines blaſſen, aber kräftig gebauten Mannes von beiläufig fünf und dreißig Jahren, deſſen reiche Kleidung und breitknaufiges Schwert, ſo wie ſein beſonderer Haarſchnitt einen jener Bravo's, welche damals von den angeſehnen Familien gedungen wurden, erkennen ließ.

„Ich weiß von keiner ſolchen Todesart in der Chirurgie" nahm der Barbier wieder das Wort; „übrigens bin ich nicht Willens in ſolchen Dingen höhere Kenntniß und Erfahrung zu beſtreiten."

„Erſtickte man Jemand, fuhr jener in nachdrucksvollerem Tone fort, „in einem Sack voll Flaumen oder voll Federn, ſo würde die Haut mackellos bleiben; oder auch wenn man mit Säcken, welche dicht mit Sand angefüllt, und an jedem Ende ſorgfältig zugebunden ſind, den Körper zu wiederholten Malen ſchlüge; zu dieſen und dergleichen Mitteln nimmt man ſeine Zuflucht, wenn beſondere Gründe vorhanden ſind, daß man den äußern Anſchein erhalte.

„Die Madonna ſey uns gnädig bei ſolchen Algieriſchen Erfindungen", rief die Alte aus; „aber die Schläge müßte man doch ſehen."

„Dieſer gelehrte Herr Doktor da", ſagte der andere, „wird Ihr erklären, warum ſie ſich auf der Außenſeite des Fleiſches nicht zeigen, und warum alle Folgen einer ſolchen Behandlung nur auf die innern Organe beſchränkt ſind.

„In der That," antwortete haſtig und ärgerlich der Barbier, „ich weiß Nichts von ſolchem Zeug," und ging ſeines Weges.

Der Herr erbarme ſich ſeiner Seele," rief fromm ein Franziskaner-Mönch; er mußte ſterben ohne die Feierlichkeiten unſerer Kirche."

„Es muß ein hübſcher Junge geweſen ſeyn" ſagte ein junges Mädchen, das Scagliozzi (Maiskuchen) briet: „povero figliulo, vielleicht hätte er ſich bald verheirathet. Welcher Kummer für ſeine Braut!" Welche Angſt für ſeine Mutter," nahm die ältliche Frau, welche zuerſt geſprochen hatte, wieder das Wort: „Niemand wird ihn erkennen und Anſprüche auf ihn machen, wenn man ſeinen Kopf nicht findet. (Fortſ. f.)

Literariſcher Salon von und für Bayern.

Berichtigung zweier hiſtoriſchen Irrthümer, betreffend den Zweck der Augsburger Konfeſſion und den Anfang der proteſtantiſchen Kirche. Von

Digitized by Google

Dr. H. Stephani. Nürnbeeg, Riegel u. Wießnee. 837. 8. VIII. u. 187 S.

Unſere beſten Kiechenhiſtoeiker (und mit ihnen die ganze proteſtantiſche Kirche) waren bisher in zwei großen Irrthümern befangen. Sie hielten nämlich „die auf dem Reichstag zu Augsburg 1530 übergebene Konfeſſion, von dieſer ihrer Benennung verführt (sic!), für eine Zuſammenſtellung der Lehre und des Glaubens der damals bereits beſtehenden proteſt. Kirche", desgleichen wußten ſie nicht einmal den eigentlichen Geburtstag der proteſt. Kirche genau anzugeben, indem ſie bald den 31. Oktober 1517, bald den 25. Juni 1530 dafür annahmen. Dieſe beiden „hiſtoriſchen Irrthümer" will nun der Verf. aufklären; ſein Büchlein zerfällt daher in zwei Abſchnitte, von welchen der längere den eigentlichen Zweck der Augsburger Konfeſſion, der zweite kürzere den eigentlichen Anfang der proteſtantiſchen Kirche behandelt. Nun müſſen wir zwar zugeben, daß die geſammte Einleitung des erſten Abſchnittes viel Voetreffliches enthält, und, nur in etwas zu breiter, ſich oft unnöthig wiederholender Darſtellung, einen genauen Abriß von den reformatoriſchen Beſtrebungen des Mittelalters, insbeſondere des 15. Jahrhunderts, gibt, aber mit dem gewonnenen Reſultate des Verf. können wir keineswegs übereinſtimmen. Ihm iſt es freilich ein Dorn im Auge, daß man die zu Augsburg übergebene Schrift ein Glaubensbekenntniß nannte, und er gibt einen 9 Zeilen langen Titel an, welcher ſich beſſer für jene Schrift paßte. So viel Mühe er ſich auch nimmt, die Augsburger Konfeſſion ſowohl, als die Schmalkaldener Artikel zu blos vorläufigen, bis zu einem allgemeinen deutſchen Concil entworfenen und dann in Einveeſtändniß zu bringenden Streitpunkten zu ſtempeln, ſo müſſen wir doch (da zu einer förmlichen Widerlegung uns der Raum mangelt) fragen: in welcher Schrift iſt denn der Einigungspunkt unſerer Kirche? Kann es eine Kirche ohne Symbole geben? Würden ſelbſt neue, an die Stelle der alten zu ſetzende, und von modernen Theologen, etwa Hrn. Dr. Stephani ſelbſt zu entwerfende Glaubensartikel nicht wieder nach 300 Jahren für alt und unbrauchbar erklärt werden? Den Anfang der proteſtantiſchen Kirche ſetzt der Verfaſſer nach einer ſehr ins Einzeln gehenden Entwickelung auf den 4. Dezembee 1563, an welchem Tage die letzte Sitzung des Tridentiner Concils gehalten wurde. Damit kann wohl der zufrieden ſeyn, welche mit Verf. für „bloß zufällige Folge" hält, daß Luthers 95 Sätze ſo ſchnell verbreitet und aufgenommen wurde. Aber eben jene Folgen ſind es, welche dem 31. Okt. 1517 wie der Augsburger Konfeſſion für immer ihre bisherige Bedeutung ſichern. Datiren wir dann den Anfang der chriſtlichen Kirche vom J. 323, wo das Cheiſtenthum Staatsreligion wurde, oder von dem Jahr, in welchem die letzten Reſte des Heidenthums verſchwanden, und das ſich gar nicht beſtimmt angeben ließe? Nein, wir datiren den Anfang unſerer Kirche von dem Pfingſtfeſte. Was die Grundlage iſt, auf welche alles Andere ſich weiter baut, das iſt auch der wirkliche Anfang einer Sache. Nicht der äußere Sieg über das geſtürzte Heidenthum iſt der Anfangspunkt der chriſtlichen Kirche, nicht der offizielle ſtaatsrechtliche Austritt aus der katholiſchen der Anfangspunkt des Proteſtantismus. Und doch iſt dieſer Austritt nicht erſt am 4. Dez. 1563 geſchehen. Wie kann die neue reformirte Kirche deswegen an jenem Tag ihren Anfang genommen haben, weil ſie auf dem Tridentiner Concil, bei welchem ſie nicht einen einzigen Repräſentanten zählte, von der katholiſchen Kirche anathematiſiet wurde? — Und dieſe Reformpartei ſollte nicht ſchon voeher „ſelbſtſtändig gehandelt" haben? Da werden doch die vom Verf. zu belehrenden Kirchenhiſtoriker Einſpruch thun. Am Schluß des Werkes wird viel Gutes und Intereſſantes über die Stellung der Kirche Chriſti zum Staate mitgetheilt, wenn gleich dieſe Abhandlung öfters durch des Verf. eignen Begriff von Kirche, als eines rein moraliſchen getrübt wird. Wie in allen Schriften des Herrn Stephani iſt auch hier Waheeṡ und Falſches auf eine merkwürdige Weiſe untereinander gemiſcht; dazwiſchen begegnen ſich auch halbwahre und halbfalſche Behauptungen, welche hauptſächlich darinnen ſich zu erkennen geben, daß mit dogmatiſchen und bibliſchen Worten andere Begriffe bezeichnet werden, als wofür ſie bisher gelten. Immerhin aber iſt auch dieſe Schrift des ſehe ehrenwerthen, noch im hohen Alter ſo thätigen Theologen, intereſſant, anregend und wie ſo viele theologiſche Brandraketen dieſes und ähnlicher Schriftſteller einer Anfeuerung für die poſitivkirchlichen Theologen, ſich zu ſatteln gegen jeden Kampf duech tiefes wiſſenſchaftliches Studium und klare, conſequente Durchführung ihres Syſtems, wobei Alle ja das ἀληϑευειν ἐν ἀγάπῃ nie außer Augen verlieren wollen.

„Boudoir. Eine Sammlung intereſſanter Erzählungen und Novellen berühmter Schriftſteller und Schriftſtellerinnen des Auslandes. In freien Uebertragungen von Dr. Franz Joſeph Adolph Schneidawind, Profeſſor u. ſ. w. Neuhaldensleben, Verlag von C. A. Eyraud. 1836. Zweitee Band."

Der zweite Band dieſer Sammlung angenehmer Erzählungen, aus franzöſiſchee und engliſcher Feder gefloſſen, und gewandt in unſre Mutterſprache übertragen, ſchließt ſich würdig an den früher erſchienenen Band des Boudoirs an. Der Inhalt des zweiten Bandes iſt: Tirza, von Engenie Foa; die Geſellſchafterin, von Ancelot, Maey, von der Gräfin Bleſſington, und der Baum der Nemeſis, von E. Foa. Auch dieſe Erzählungen, die uns in verſchiedene Lebens-Verhältniſſe einführen und tiefe Blicke in das menſchliche Herz thun laſſen, verdienen geleſen zu werden und überhaupt jede gute Aufnahme zu finden. Papier und Druck des Buches, und deſſen Preis blieben auch gleich empfehlungswürdig.

Juſtus.

Korreſpondenz.

△ Nürnberg, Ende Juli 1837. Ich habe mich einee großen Verbindlichkeit gegen Sie und die Leſer ihres Blattes zu entledigen. Ein langes Schweigen legt auch eine lange Rede auf, und zu dieſer fehlt es nicht an Stoff. Es war in den beiden jüngſten Monaten ein gar reges, heiteres Sinnenleben in unſeren alten Straßen, es begegneten uns viele unbekannte Geſichter und fremde Equipagen; dort ſah man eine Kirchthüre geöffnet und erblickte die neugierigen Fremden in den heiligen Hallen umherwandelnd, die Schätze der alten Glasmalerei und der Erzgießkunſt bewundernd, hier geleitete ein gar klug und gelehrt ausſehender Lohnbedienter „ſeine Herrſchaften" in die Morizkapelle, wo die wunderfeinen Farbenbilder gar ehrwürdig von den Wänden ſchauen, und der ebenfalls etwas altdeutſch ausſehende Unterinſpektor mit Schnurrbart und weißem Halskragen den Eintretenden den Katalog entgegenhält. Andere ſchreiten zur hohen Burg, beſehen die moderniſirten und tapezirten Zimmer mit den altdeutſchen und niederländiſchen Bildern und laſſen ſich von dem gutmüthigen Caſtellan die geſchwätzige Erklärung geben: „Sehen Sie, das iſt hier Kaiſer Karl der Große" — oder: „hier ſehen Sie das berühmte Friedensmahl", und die Fremden können ſich nicht ſatt ſehen, noch weniger ſatt hören, wenn der Dienſtfertige gar die lange Liſte aller der abliest, die an jenem Friedensmahle ſitzen. Die wenigſten vergeſſen das Albrecht Dürer's Haus und die permanente Kunſtausſtellung in demſelben. Iſt gleich die Zahl der hier aufgehängten Bilder oft ſehr gering, ſo ſind es doch gewöhnlich tüchtige Leiſtungen hieſiger Künſtler, die alle Anerkennung verdienen. Ich nenne hier eines der gerngeſehenſten und geprieſenſten Bilder, „das Innere eines Brauhauſes zu München" von G. Perleberg. Eine Reihe verſchiedenartiger, dichtgedrängter Figuren bildet eine ungemein ſchöne Scenerie, gehoben von dem hellen, durch die Sonnenbeleuchtung

Digitized by Google

faſt blendenden Colorit. Die Zeichnung iſt kräftig und wahr, die Figuren bewegen ſich gleichſam an den Augen des Beſchauers, der mit dem ſprechend ähnlichen Portrait des Malers, das dem Zuſchauer ſich zuwendet, faſt ein Geſpräch führen möchte und allenfalls fragen — wenn er je einen kleinen Tadel anbringen will — ob wohl die im Wandſpiegel reflectirte Figur des griechiſchen Uhlanen richtig ſey. Wir verſprechen uns auch ſehr viel von dieſem jungen talentvollen Künſtler, der in ſeinen Bildern ſichtbare Fortſchritte zu erkennen giebt, wie er ſich denn aus der glatten Kälte ſeines frühern Pinſels zu einer freien, keckeren Farbenbehandlung erhoben hat. Aber wer ſollte ſich auch in München nicht ausbilden können. — Unter den Fremden, die natürlich nie ermangelten, unſerer Eiſenbahn Aufmerkſamkeit zu ſchenken, nenne ich als Perſonen von höherem Range, den Erzherzog Palatinus von Ungarn mit ſeiner Familie, die Königin von Würtemberg u. ſ. w. andere Berühmtheiten waren: Dr. de Wette von Baſel, Rudolph Marggraf von Berlin, Spohr von Kaſſel. Die Helden der dramatiſchen Kunſt muß ich beſonders nennen. Zuerſt kam Pellegrini, der hier hochgefeierte und allbeliebte, und mit ihm kamen jene gewaltigen Töne, die bald im Brauſen des Waldſtromes die Herzen niederdonnerten, bald in den erhabenen Schwingungen der Gebete das Gemüth ergriffen. Die durch Kraft und außerordentliche Reinheit ausgezeichnete Stimme des Sängers, welche nur für Compoſitionen großen Styls geſchaffen iſt, hörten wir auch nur in ſolchen. Wie lange hatten wir nicht die Oper: Robert der Teufel erwartet und endlich kam ſie und wurde 5 Mal in kurzer Zeit aufgeführt, füllte ſich ſtets das Haus, denn von nah und fern ſtrömten die Zuſchauer herbei, und das lebhafte Eindringen in die kaum geöffneten Thüren machte den Anfang des Höllenlärms, das ſtürmiſche Hervorrufen der Sänger den Schluß. Es lag eine großartige Stille auf dem ganzen Hauſe, als die leiſen Paukenwirbel und die raſchfolgenden heftigen Trompetenſtöße die Ouvertüre eröffneten und nun der ganze Zauber jener genialen, alle Elemente verſchmelzenden Muſik ſich ausbreitete. Die Inſtrumentation iſt genial und brillirt durch eine vortreffliche Harmonie; der Componiſt ein Meiſter ſeiner Sache; nichts iſt übertrieben, in allen Stellen ein meiſtervolles Zuſammenwirken, eine glückliche Abwechslung; ſeine Kraft hat er auf die Scene verſpart, wo die Hölle ihre Tiefen öffnet und Bertram ſich ihr naht; dieſe Töne ſcheinen wirklich der Unterwelt zu entſtammen. Da nun zu der herrlichen Muſik auch die Pracht der Coſtüme und Dekorationen trat, worin wirklich die Direktion ihr Möglichſtes gethan hatte, ſo war Alles ebenſo neu als ſchön. Die Sänger und Sängerinnen boten alle ihre Kräfte auf; Pellegrini als Bertram, Hr. Löwe als Robert, Fräul. Urban als Iſabella und Mad. Baumeiſter als Alice verdienten im Geſang und Spiel gleiche Anerkennung. Es war ein ſchöner Kunſtgenuß, deſſen Wiederkehr wir um ſo mehr wünſchen, als wir wahrſcheinlich mehrere der Genannten verlieren werden: Hr. Löwe wird nach Wien abgehen und Madame Baumeiſter ihrem Gatten nach Frankfurt folgen, wo derſelbe für das Fach der jugendlichen Liebhaber und Bonvivants engagirt worden iſt. Eine vortreffliche Acquiſition. Wir hörten Hrn. Pellegrini noch als Saraſtro in der Zauberflöte und Moſes in der Oper gleichen Namens. Die letzte Partie halten wir für ſeine beſte; hier iſt er am richtigen Platze und zur vollſten Entfaltung ſeiner reichen Stimme von der ſanften ſchmeichelnden Wahrheit bis zur feurigen Kraft, mit welcher der Prophet die Strafe Gottes verkündet, iſt ihm hier Gelegenheit gegeben. So anſprechend die Oper ſelbſt iſt, ſo hat ihr der Compoſiteur doch nicht den Stempel der klaſſiſchen Vollendung aufgedrückt, welchen z. B. ſeine Semiramis und ſein Tell tragen; das Erhabene des Stoffes hat ihn erdrückt, einzelne Stellen der Muſik haben einen faſt läppiſchen Charakter, neben welchen ſogleich wieder die hochtragiſchen Gedanken in würdiger Inſtrumentirung gewaltig abſtechen. Der Glanzpunkt des Ganzen iſt das Gebet, welches auch da capo verlangt wurde — ein wahrer Götterfunken des Roſſini'ſchen Genius. Der Meiſter componirte es erſt ſpäter, nachdem die Oper ſchon vollendet war; bei den erſten Aufführungen in Neapel nämlich erregte der Anfang des dritten Aktes ſtets ein Lachen, wenn die Meereswellen von den Lazzaroni-Knaben hin und her geſchoben wurden; aber der Dichter wußte ſich zu helfen, mit dem Ausrufe: „Maeſtro ich habe die Oper gerettet", trat er eines Morgens zu Roſſini, als dieſer noch im Bett lag. Er zeigte das gedichtete Gebet, das über Nacht entſtanden war: „Haſt du in einer Nacht das gedichtet, ſo will ich es in einer Stunde komponiren!" rief der Tonkünſtler, ſprang, wie er war, aus dem Bette und nach Verlauf einer Stunde, waren die entzückenden muſikaliſchen Gedanken in die ſteifen Noten gebannt. Die Aufführung der Oper befriedigte allgemein; leider zeigte ſich Hr. Löwe etwas matt, und ſchien heiſer zu ſeyn. Aber Dem. Urban führte ihre anſtrengende Partie glücklich durch. Sie iſt noch eine angehende Sängerin, aber mit einer volltönenden Friſche und reinen Stimme begabt, mit welcher ein recht inniges, lebenswarmes Spiel Hand in Hand geht. Hr. Pellegrini wurde kurz vor ſeinem Abgange von hier durch ein Abendſtändchen, welches ihm die Liedertafel brachte und durch Ueberreichung eines Diploms, wodurch er als Ehrenmitglied dieſer Geſellſchaft aufgenommen wurde, angenehm überraſcht. Kurz zuvor hatte er in einer Verſammlung der genannten Geſellſchaft, welche am Namenstage J. M. der Königin Statt fand, eine Solopartie aus Gefälligkeit übernommen. Es bleibt mir noch übrig von den Kunſtgenüſſen zu ſprechen, welche uns die HH. Coſtenobel und Löwe in ihren Gaſtrollen gewährten und wobei leider die Luſt des Publikums vom Theater mit der Luſt zum Spazierengehen bei dem ſchönen Wetter collidirte, ich behalte dies aber für einen ſpätern Bericht vor und erwähne nur noch eine wichtige literariſche Neuigkeit, welche ſo eben von Stapel gelaufen iſt. Es ſind die „Genre-Bilder aus Nürnberg von Eduard Waldau, ein nettes, elegantes Büchlein, das in 28 Capiteln das Leben und Trinken in hieſiger Stadt ſchildert. Es hat ſich durch ſeine fließende reine Sprache und die feine humoriſtiſche Behandlung des reichen Stoffes ſchon viele Freunde erworben; dieſe, wie die etwaigen Feinde, welche allenfalls — da der Verf. ein geſchickter Figurenzeichner iſt — etwas gezeichnet werden, zerbrechen ſich den Kopf über den Verfaſſer, als welchen man jeden Tag einen andern Gelehrten oder Literaten nennt. Wir wünſchen dem Buche von Herzen viele Leſer, die es gewiß an allen denen finden wird, welche in der alten Noris heitere Stunden verlebt haben.

Anekdote.

Ein gelehrter franzöſiſcher Geiſtlicher trat einſt in eine Geſellſchaft, in welcher eine Anzahl hübſcher Frauenzimmer ſich befand. Mit Wohlgefallen weidete er ſeine Augen an dem Kreiſe der Schönen und brach in die bekannten Worte des lateiniſchen Dichters (Virgil. Eclog. V. 44.) aus: **Formosi pecoris custos.** Eine der anweſenden Damen war die als geſchmackvolle Ueberſetzerin des Terenz wohlbekannte Madame Dacier, und mit ebenſoviel Galanterie als Gelehrſamkeit ſetzte ſie die Rede des geiſtlichen Herrn mit den Schlußworten des lateiniſchen Verſes alſo fort: **Formosior ipse.** Gewiß gleich ehrenvoll für beide Theile!

Räthſel-Tableau.

Der Schwere Geſetz mich begründet,
Drum bring' ich oft Schaden — Gewinn;
Hab' Schickſals Walten verkündet
Und ewigen Wechſel darin;
Auch deut' ich gemordete Tugend,
Der unbeſonnenen Jugend.

(Mit Beifügung einer Sylbe.)
Auf waldumgebenen Wegen,
In rabenfinſterer Nacht
Vermummte Geſtalten ſich regen,
Durchſpähend die lautloſe Nacht.
Und donnern plötzlich verwegen
Ein „Halt!" dem Wandrer entgegen.

(Wie oben.)
Schon ſtürmen Belagrer die Veſte
Und kämpfen ſich blutige Bahn,
Durch Breſchen — zum Felſenneſte
Sie ringen ſich muthig hinan!
Da raſſelt die Brücke hernieder
Bringt Tod in die feindlichen Glieder!

(Wie oben.)
Erſcheinend wie Leuchten des Blitzes
Im fröhlich lärmenden Kreiſ', —
Erguß belebenden Witzes —
Vergnügt es im traulichen Kreiſ';
Doch — Wehe! iſt es zum Morden
Und Rauben die Loſung geworden.

(Wie oben.)
Wie heiter die Stunden entſchwinden
Der jugendlich fröhlichen Schaar!
Der Freude Kränze ſie winden
Auf blühend geſchmücktem Altar'!
Doch plötzlich erfaßt ſie im Glücke
Des Schickſals finſtere Tücke.

(Wie oben.)
Es ſchwingen ſich rieſige Sonnen
In ewig geordneter Bahn! —
Ein Thor hat dich, Wörtchen, erſonnen,
Befangen in thörichtem Wahn')
Wo Urſach' und Wirkung ſich paaren,
Wer könnte wohl da dich gewahren?!

K..l..g.

Digitized by Google

Die Biene

Bayeriſches Sonntagsblatt.

1837. № 32.

Tantalus.

„Zum Knecht zu groß, und zum Geſellen
„Des großen Donnerers nur ein Menſch.“

Göthes Iphigenie.

Aus dem erdgeborenen Geſchlechte
Wählte des erhab'nen Jovis Rechte
Zum Genoſſen ſich den Tantalus.
Schneller ſchwand dem Donnrer Stund' und Stunde,
Wenn beim Mal von ſeines Lieblings Munde
Schmeichelnd rann der leichten Rede Fluß.

Aber einſt entſchlüpften dreiſte Worte
Seinen Lippen an dem hohen Orte,
Zu dem Gott der Götter hingewandt.
Da erzürnt griff Zeus zu ſeinem Blitze,
Schleudert' ihn hinab vom Wolkenſitze
In die Tiefe mit gewalt'ger Hand.

„In dem Abgrund unter meinen Füßen,
„Ruft er, ſollſt du deinen Frevel büßen;
„Ewig ſchwebe dort ein Marmorſtein
„Ueber deinem Haupt, und droh' in Stücken
„Dir den frechen Scheitel zu zerdrücken,
„Und erfülle Dich mit tiefer Pein.“ *)

Und alsbald ſieht, dräuend ſeinem Leben,
Er den Marmor in den Lüften ſchweben,
Will entfliehen ihm durch raſche Flucht;
Doch ob rechts, ob links er auch ſich wende,
Seine Furcht, ſein Schreck erreicht kein Ende,
Rechts und links ſchwebt über ihm die Wucht.

„Ich erkenne, ruft er, Jovis Rechte;
„Furchtbar lohnet ſie dem Erdgeſchlechte,
„Lohnet mit unendlich-ſchwerem Haß,
„Wenn mit ſchwacher Kraft nach Höh'rem trachtend,
„Und den ew'gen Göttern gleich ſich achtend,
„Sich der Menſch im kühnen Sinn vermaß.“

Finſter rüttelnd den umlockten Nacken,
Daß erzittern des Olympos Zacken,
Blickt Kronion aus dem Himmelsſaal.
Ach! umſonſt ſchaut Tantalus nach Oben;
Der ihn liebend einſt zu ſich erhoben,
Läßt erzürnt ihn dulden ew'ge Qual.

Adolph Bube.

*) „Tantalus fürchtet nicht, wie es heißt, den drohenden Felſen,
„Aufgehängt in der Luft, mit eitelem, ſtarrenden Beben;
„Sondern im Leben vielmehr drückt nichtige Furcht vor den Göttern
„Nieder die Menſchen; ſie ſchrecket der Fall, der treffen ſie könnte.“
Knebels Ueberſetzung des Lukrez III. v. 983.

Franceſca Pignatelli.

Eine neapolitaniſche Geſchichte von Richard Craven.

Aus dem Engliſchen überſetzt von F. H.

(Fortſetzung.)

„Wozu braucht man ihn zu erkennen“, bemerkte kalt ein Makronenhändler; „er iſt vermuthlich ſelbſt an ſeinem Schickſale ſchuld — vielleicht ſo ein frecher Stutzer geweſen! Es gibt nur zu viel ſolche, welche Nichts thun, als ſich putzen, und bei den Großen und Vornehmen ſich einzuſchmeicheln ſuchen.“

„Aber“ fuhr die alte Plauderin fort, „wie lange wird denn der Leichnam hier bleiben?“

„Bis zum Einbruch der Nacht“, ſagte ein mit ſchmierigem Käſe handelnder Krämer; „und wenn bis dorthin ſich die Sache noch nicht aufgeklärt hat, wird er begraben werden.“

„Auf keinem geweihten Boden aber“, ſagte wiederum ſie; „denn das war noch bei keinem Leichnam ohne Kopf der Fall.“

„Sicherlich nicht“, antwortete der Krämer, indem er eine Handvoll ſeiner Waare in eine hölzerne Schüſſel ſpritzte, und einen Löffel voll Brühe hingoß; „aber wahrſcheinlich auf den Peſtanger.“

Die Menge hatte in ihrem unaufhaltſamen Strome Vitangela und ihren Begleiter dem Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung ſo nahe gebracht, als ſie eine Reihe ſpaniſcher Soldaten und Spirri's (Häſcher) hinzuließ, indem die Höhe des Piedeſtals, auf welchem ſich der Leichnam befand, denſelben allen Zuſchauern ſichtbar machte.

Carminello hatte nach dem erſten Anblicke eines Schauſpieles, das ſeinem von Natur aus weichen und mitleidigen Herzen zuwider war, ſeinen Blick abgewendet, und ſtand nachdenkend in ſtiller Verwunderung bei allen dieſen oben erwähnten Erſcheinungen.

Vitangela aber ſah unausgeſetzt auf den verſtümmelten Körper hin mit unveränderten Geſichtszügen, und einem Blicke, der offenbar tiefes und peinliches Nachdenken verrieth, als mit einem Male Carminello eine plötzliche Veränderung in ihr bemerkte. Ihre Blicke ſchienen mehr Kraft zu gewinnen, ihre Farbe wechſelte; ihre Lippen zitterten. Auf ſeinen Arm geſtützt, ſagte ſie ſchnell zu ihm: „Laß uns gehen; ich habe genug geſehen — zu viel .... Doch, halt! und ſie hemmte ſachte den Lauf ihrer Schritte, die Worte lispelnd: „Bemerkſt du nicht ein beſonderes Kennzeichen an dem Körper? Sieh auf die linke Seite! Gebe der Himmel mein Auge hätte gelogen!

Er gehorchte ihrer Aufforderung; nach einer kurzen aber genauen Beſichtigung erwiderte er in demſelben dumpfen

Digitized by Google

Tone: „Ja, ich denke hier iſt ein Zeichen, oder ein Mahl, einem Veilchen etwas ähnlich.“

„Genug“, nahm ſie wieder das Wort mit erſtickter Stimme; „laß uns gehen“; und ohne eine Antwort abzuwarten, nahm ſie eilig ihren Weg, durch die Menge ſich drängend, nach der Straße, wo ſie hergekommen war, bis ein enges Gäßchen, in welches ſie einbog, ihr Gelegenheit bot, mit ihm zu ſprechen.

„Junger Mann“, nahm ſie das Wort, „unſere Bekanntſchaft iſt von kurzer Zeit her; aber ich fühle, ich muß deinem Beiſtande vertrauen für den einzigen Dienſt, welcher jetzt . . . .“ Ihre Stimme brach und ſie weinte bitterlich. Dann ſich wieder etwas faſſend, ſagte ſie: „Du wareſt Willens, einen Verſuch zu machen zur Rettung eines Unglücklichen; aber ſein Schickſal ſtand am Himmel geſchrieben: Doveva morire! Könnte ich auf deinen Beiſtand rechnen, die andere zu retten?“ Da ſie merkte, Carminello zaudere, ſo erwiederte ſie lebhaft: „Du mußt keine Gefahr beſtehen. Thätigkeit und Klugheit iſt Alles, was ich von dir fordere.“

Der Burſche gerührt durch die Betrübniß, welche jetzt ihre Worte und Mienen verriethen, zeigte ſich bereit, ihrem Wunſche zu willfahren, eine Verſicherung, welche ihren Hoffnungen, und mit dieſen ihrer körperlichen Kraft und Stärke neues Leben zu geben ſchien; denn nach einem dankbaren Lächeln ſetzte ſie eilig ihren Weg wieder fort, und bat ihn zu folgen, durch die verworrenen Irrgänge ſich durchkreuzender Wege und Gaſſen, mit welchen ſie wohl bekannt zu ſeyn ſchien, bis ſie auf den Platz Largo de Castello kamen. Mit wenigen Schritten erreichten ſie ſodann das Thor des königlichen Pallaſtes, der, bereits in dem Zuſtande der Vollendung, vom ſpaniſchen Vicekönig bewohnt wurde. Dieſe hohe Würde und die damit verbundenen wichtigen Aemter bekleidete damals der Herzog von Alba, der Enkel des berühmten gleichnamigen Herzogs, welcher in der Geſchichte der beiden vorhergehenden Regierungen ſo bekannt iſt durch ſeine Bravheit, ſeine Talente, und ſeine ſtrenge Denkart. Von dieſen Eigenſchaften beſaß zwar ſein Nachfolger keine; er hatte aber andere entwickelt, welche, wenn gleich weniger glänzend, beſſer dazu geeignet waren, den Beifall der Großen mit dem Wohle und der Dankbarkeit derjenigen zu vereinigen, über welche zu regieren er bevollmächtigt war, und denen er auch durch ſeine unpartheiiſche Gerechtigkeit gegen alle Klaſſen, vereinigt mit einer heilſamen Menge in Unterdrückung der tyranniſchen Ausſchweifungen eines zügelloſen und unruhigen Adels, bisher zur vollkommenen Zufriedenheit die Verwaltung geführt hatte.

Zwei ſpaniſche Wachen ſtanden vor dem Thore, welche ſich dem Eintritte unſerer beiden Ankommenden widerſetzten und in einem ziemlich rohen Tone fragten, wer ſie wären und was ſie ſuchten. Ohne weite Umſchweife und nicht im Geringſten verlegen; antwortete Vitangela, daß ſie ein wichtiges Geſchäft mit dem Könige ſelbſt abzumachen habe.

„Heute iſt nicht Audienztag, und ſie können ihren Namen nur für den nächſten Tag einſchreiben, in welchem Falle ſie ſich an ſeinen Sekretär wenden müſſen.“

„Möge es mir geſtattet ſeyn, es ſogleich zu thun“, ſagte wiederum jene, indem ſie vorwärts trat, als die andere Wache ihre Hellebarde zwiſchen ihr und Carminello hielt und ſpöttiſch bemerkte:

„Der Sekretär iſt immer bereit, das Geſuch eines hübſchen Geſichtchens gefällig anzunehmen, aber ich möchte bezweifeln, ob er Ihrem baarfüßigen Bedienten und ſeinem Roſſe ſolche Gnade zu Theil werden ließe.“

Vitangela ſagte leiſe ihrem Gefährten, daß er in der Nähe auf ihre Rückkehr, oder bis ſie ihm riefe, warten ſollte. Hierauf ſah er ſie nach dem Bogengange gehen, die große Treppe hinauf, nach dem ſie ſich von der Wache die Lage des Secretairs-Zimmers hatte angeben laſſen; er ſelbſt ging dann auf den Platz zurück und wartete geduldig den Erfolg ihres Beginnens ab.

Trommelſchlag und Trompetenſchall verkündeten alsbald die Ankunft des Vicekönigs ſelbſt. Er hatte eben in der Kirche, welche einem der vielen Patrone der Stadt geweiht war, unter manchen Feierlichkeiten ein religiöſes Amt verrichtet. Die unförmliche Maſchine, welche damals Chaiſe genannt wurde, vorne von einer Abtheilung Arquebuſſiere begleitet, und von ſechs Andaluſiern, deren jedes ein Laufer am Zügel führte, gezogen, ſah man langſam gegen das Ende der Strada Toledo, welches dieſe Straſſe mit dem Pallaſte des Vicekönigs verbindet, herkommen. Nachdem man auf dem Reſidenz-Platz (der ſich damals innerhalb weit kleinerer Grenzen, als jetzt, ausdehnte) angelangt war, und den Bogen, welcher beim Umwenden eines Fuhrwerkes von ſolch mißlicher Länge und Ausdehnung für unumgänglich nothwendig gehalten wird, beſchrieben hatte, rollten raſſelnd die vergoldeten Räder unter die hohen Gänge hin, welche zur Reſidenz führten, bekleidet vom Klange der verſchiedenen Waffen, die, um der Gegenwart des Königs, und den Grüßen des Volkes, womit es ihn verdienter Weiſe überhäufte, ziemende Ehre zu erweiſen, in Bewegung geſetzt worden waren.

Wenige Minuten hierauf ſah Carminello, ziemlich überraſcht, ſeine ſchöne Begleiterin auf ſich zueilen, mit einer Perſon, deren dunkler Anzug und weißer Stab anzeigten, daß ſie zu den innern Gemächern geleite. Sie ſagte ihm, er ſolle ſein Maulthier zurücklaſſen, welches er auch ſogleich der Aufſicht einiger Lazzaroni's übergab, und hieß ihn in den Pallaſt folgen. Jetzt ſicherte die Gegenwart ihres amtlichen Begleiters ihnen freien Zutritt, obgleich nicht ohne ſichtbare Verwunderung der beiden Wachen, welche ihnen denſelben vor ſo Kurzem noch verweigert hatten.

Hier wollen wir ſie verlaſſen und des Leſers Aufmerkſamkeit auf den Garten lenken, wo Carminello die Nacht zugebracht hatte. Dieſer glühte jetzt unter der lauſchenden Schwüle der letzten Tagesſtunde, welches das Aufhören des Seewindes und die vorhergegangenen Wirkungen der Auguſtſonne zum beſchwerlichſten und drückenſten Theile des Tages machen.

Die Dame, welche als Heldin dieſer Erzählung angeſehen werden kann, und, wie kaum der Erwähnung bedarf, die Gebieterin des Palaſtes und der Gärten war, ging auf und ab auf der Teraſſe vor ihrem Gemache, deſſen Thüre offen ſtand. Geſpanntes Nachdenken und tiefe Niedergeſchlagenheit zeigten ſich in ihren ſchönen aber bleichen, ſorgebeladenen Zügen. Sie trug denſelben einfachen und würdevollen Anzug, wie in der vergangenen Nacht, und dieſer ſowohl, als der unveränderte Zuſtand ihres Kopfputzes, ſo wie ihr mattes und niedergeſchlagenes Auge zeigten, daß die erquickende Ruhe der ganzen Natur von ihr nicht geſucht, oder, wenn geſucht, nicht gefunden worden. Nach einer Viertelſtunde, die in nachläßigem, und wenn gleich unruhigem Auf- und Abgehen verfloſſen war, ſtieg ſie in den Garten herab, und trat in die Cypreſſenallee, ihre Schritte nach dem Baſſin und der Fontaine lenkend. Marmorne mit Skulpturarbeit gezierte Sitze waren rings um daſſelbe in regelmäßiger Entfernung angebracht. Auf einen von dieſen ließ ſie ſich nieder, offenbar ſich kaum bewußt, was ſie that. Ihr Auge irrte von dem Waſſerſtrahl, welcher der Urne der

Digitized by Google

Nympſe entſtrömte, zum glatten Waſſerſpigel nahe dem Rande; jetzt war es geheftet auf die breiten Blätter der Waſſerlilie und die ſchimmernden Floßfedern des Goldfiſchchens, welches unter derſelben hinglitt. Aber ihre Sehkraft war verſunken in ihren Geiſt, einen Spiegel, über welchen die Ereigniſſe eines monotonen Daſeyns in peinvoller Aufeinanderfolge hinflutheten, bisweilen durch lebhafte Erinnerungen an ſeltene, ſehr ſeltene Momente, mehr von Aufregung, als von Freude und Glückſeligkeit verändert.

Die Vorfälle der verwichenen Nacht, noch immer in das Dunkel von Zweifel und Ungewißheit gehüllt, ſchienen ihr vorauszuſagen, daß ſolche helle Blitze nie mehr die Dunkelheit kommender Jahre erleuchten könnten, und ein tief gewurzeltes Vorgefühl ſagte ihr, daß ſie, wenn auch ſchon bald, die Periode des Lebens erreicht habe, wo das einzige Gefühl, welches demſelben einigen Werth gegeben hatte, am Rande der Vernichtung ſteht. Sie fühlte, daß ein Sturm Alles verwüſtet hatte, was ihr noch als irdiſches Glück übrig geblieben; und obgleich die Gründe dieſer Verwüſtung noch unbekannt waren, ſo ſagte ihr doch ihr Inneres, daß dieſelbe vollkommen wäre. Sie ſaß da in hoffnungsloſer Unbeweglichkeit, als wollte ſie auf die letzte Woge warten, welche ſie zu den Gewäſſern der Ewigkeit und Vergeſſenheit, die ihr ſchon alles irdiſche Glück verſchlungen hatten, hinübertragen ſollte. Einige näher kommende Fußtritte reißen ſie aus dieſem Zuſtande fühlloſer Rückerinnerung. Nach dem Gebäude hinblickend, gewahrte ſie ihren Gemahl, begleitet von ihrem eigenen Bruder, und gefolgt von drei zur Familie des erſteren gehörigen Individuen, welche gewöhnlich den Kreis ihrer ſehr beſchränkten Geſellſchaft bildeten. Mit einem kalten, ſtolzen Blicke trat er näher, als ſie ſich von ihrem Sitze erhob, und ſagte, ehe ſie noch ſprechen konnte: „Euer Beichtvater, Donna Franciska, hat Euch ohne Zweifel meinem Auftrage gemäß berichtet, daß ein wichtiger Umſtand meine Reiſe nach Benevento, welche ſtatt der geſtrigen Nacht, in der heutigen Statt haben wird, verzögert hat; wir werden uns auf einige Zeit verreiſen, und meine Verwandten ſowohl, als dein Bruder ſind mit mir gekommen, um von dir Abſchied zu nehmen.

„Ich glaube“, ſagte die Prinzeſſin, „daß man mir während deiner Abweſenheit, um des freundlichen Umgangs des einzigen Verwandten, den ich noch habe, zu genießen, wie bei früheren Gelegenheiten, geſtatten wird, daß mein Bruder in Neapel bei mir zurückbleibe.“

„Jedenfalls“, rief der letztere, vortretend und ſie zärtlich umfaſſend; „jetzt und immer; ja, mehr noch, als immer, jeden Tag will ich mit meiner Franciska verleben.“

„Ferne ſey es von meinem Wunſche, nahm der Prinz mit demſelben kalten Tone und ernſtem Ausſehen wieder das Wort, „einer ſolchen unſchuldigen Gemeinſchaft etwas in den Weg zu legen, wenn Ihr, Don Hektor Pignatelli, ſo große Zuneigung zu Eurer Schweſter findet.“

„Ich ſagte Euch“, es könnte nie anders werden“, entgegnete der Jüngling mit großer Lebhaftigkeit in ſeinen Geberden; „Franciska wird des Troſtes bedürfen“; hier veränderte ſich der Ausdruck ſeines Geſichtes für einen Augenblick; „bei wem kann ſie denſelben jetzt ſuchen, als bei mir? Wir ſind die letzten unſeres Stammes, und wir ſollten einander ſogar noch mehr lieben, als bisher.“ Er ſchloß ſie wiederum in ſeine Arme, und küßte ihre Stirne, zärtlich die Thränen, welche ſeine Worte ihrem Auge entlockten, abtrocknend, und fuhr dann fort:

„Ruhe aus Schweſter; du biſt bleich, du biſt ermattet“; und nun ſetzte er ſich neben ſie auf die marmorne Bank.

(Fortſetzung folgt.)

Reiſe durch das mittägliche Frankreich im Jahre 1836.

(Fortſetzung.)

Toulon liegt unmittelbar am Meer; auf ſeinen breiten und bequem angelegten Kais überſieht man den ſchönſten Hafen Frankreichs mit ſeinen unzähligen Schiffen, dem etwas ſeitwärts gelegenen Arſenal und den auf der jenſeitigen Landzunge gelegenen Hospitälern und Quarantainegebäuden. Hohes Gebirge, an deſſen Fuß ſich Oliven und Weinpflanzungen hinziehen, lachende Landhäuſer, welche auf maleriſchen und zum Theil künſtlich geſchaffenen Terraſſen dieſer Berge liegen, bilden den Hintergrund. Die Stadt ſelbſt iſt nicht groß, und zeichnet ſich nicht durch beſonders ſchöne Bauwerke aus. Die Straßen ſind größtentheils eng, und münden mit einer allmähligen Senkung faſt ſämmtlich nach dem Hafen aus. Im Innern der Stadt fühlt man ſich beengt; denn überall gewahrt man, daß man ſich in einer Feſtung befindet. Man enteilt daher gern den düſteren Umgebungen, und wendet ſeine Schritte dem Hafen zu, wo das Auge einer freieren Ausſicht genießt; aber auch hier bemerkt man bald, daß kriegeriſche Zwecke die vorherrſchenden ſind. So wie Marſeille für den erſten Handelshafen Frankreichs gilt, ſo iſt Toulon deſſen vornehmſter Kriegshafen. Die wenigen Kauffahrteifahrer, welche man hier ſieht, verſchwinden ganz vor der Maſſe von Kriegsſchiffen aller Größen, welche hier vor Anker liegen.

Das Arſenal, zu deſſen Beſichtigung wir durch die Gefälligkeit des däniſchen Konſuls mit Einlaßkarten verſehen waren, iſt die größte Sehenswürdigkeit Toulons. Unmittelbar am Hafen, der hohen See gerade gegenüber, nur von der Stadt durch Mauern und hohe Palliſadenwerke geſchieden, befindet ſich der Complexus von Gebäuden, welche zuſammen das Arſenal bilden. Nur denjenigen, welche Geſchäfte im Arſenal haben, odee denen von der Marine beſondere Einlaßkarten verabfolgt worden ſind, iſt der Eintritt geſtattet. Schon der Name des Orts bezeichnet hinlänglich die Beſtimmung der vielen einzelnen Gebäude, welche man hier an verſchiedenen Stellen aufgeführt ſieht. Alle zum Seedienſt erforderlichen Dinge werden hier gefertigt und aufbewahrt, verſchiedene Schiffswerften ſind vorhanden, worauf größere und kleinere Kriegsſchiffe gebaut werden. Da bemerkt man ein 320 Toiſen langes maſſives Gebäude, welches aus vier Gallerien beſteht, wo die Seilerwaaren gefertigt werden, von dem kleinſten Bindfaden bis zu den Ankertauen eines Linienſchiffes. Andere Magazine dienen zur Aufbewahrung der Segeltücher, der eiſernen und kupfernen Keſſel und anderer Kochgeſchirre, die zu einer Schiffsequipage gehören, der Tücher und übrigen Bekleidungsgegenſtände der Matroſen und Seeſoldaten, der Waffen aller Arten; ſelbſt Mundvorräthe, als Mehl und Schiffszwieback, Hülſenfrüchte und dergleichen ſind in großen Maſſen hier angehäuft. Für jedes Kriegsſchiff iſt ein eigenes Magazin da, aus welchen die nöthigen Bedürfniſſe alsbald entnommen werden können. Nur Kanonen und Segeltücher ſind für alle Schiffe zuſammen an beſtimmten Orten aufbewahrt. Im Ganzen genommen konnte ich mich jedoch des Gedankens nicht erwehren, daß die hier vorhandenen Vorräthe für die Bedürfniſſe einer ganzen Flotte unmöglich ausreichend ſeyn könnten, wenn man auch annimmt, daß in Breſt, dem zweiten Kriegshafen Frankreichs, eben ſo viele Vorräthe vorhanden ſind.

Digitized by Google

Ich glaube aber bei meinem öfteren Aufenthalt in Frankreich die Wahrnehmung gemacht zu haben, daß es im Charakter der franzöſiſchen Nation begründet iſt, nur für die Bedürfniſſe des Augenblicks Sorge zu tragen, und daß die Folgen davon in der Handlungsweiſe des Gouvernements ſowohl, als der Privaten ſich nur zu deutlich ausſprechen. Natürlich verurſacht dann die plötzliche Herbeiſchaffung des erforderlichen Materials einen doppelten Aufwand, und dabei kann man nicht einmal auf deſſen Güte ſicher rechnen. In der langen Reihe von Friedensjahren hätte wohl die franzöſiſche Regierung einen größeren Vorrath anſchaffen können. Wie ganz anders iſt alles dies in Preußen beſtellt, wo die Kriegsmagazine mit Vorräthen aller Art dergeſtalt angefüllt ſind, daß binnen vierzehn Tagen eine Armee von 300,000 Mann vollkommen ausgerüſtet und ſchlagfertig daſtehen kann; eine Reſerve von 200,000 Mann kann in wenigen Wochen nachfolgen. In Frankreich mag an allen Gebrechen der Art, außer dem nationalen Leichtſinn, auch noch der ſtete Miniſterwechſel Schuld ſeyn. Ehe ein Miniſter ſeine Verwaltung nach feſten Prinzipien begründet, wird er durch einen Nachfolger erſetzt, welcher wieder andere Grundſätze befolgt, und welcher vielleicht, bevor er ſich mit ſeinem Departement gehörig bekannt gemacht hat, wieder einem dritten Platz machen muß. Vergleiche man dagegen einen Staat wie Preußen oder Oeſterreich. Hier dienen die Männer, denen die oberſte Leitung des Landes anvertraut iſt, eine Reihe von Jahren, vielleicht mehreren Fürſten; ſie führen ein Gebäude auf feſtem Grunde auf und, ſelbſt wenn ſie durch den Tod ihrer Wirkſamkeit entriſſen werden, finden ſich andere, welche in gleichem Geiſte fortbauen. Gewiß iſt es, daß dem neueren Frankreich der beſtändige Wechſel der höchſten Beamten eben ſo ſehr geſchadet, als Preußen und Oeſterreich der beſonnene, ruhige, aber gleichförmige Gang der Regierung genützt hat.

Bevor ich das Arſenal verlaſſe, ſey es mir vergönnt einer beſonderen Merkwürdigkeit deſſelben zu gedenken, das iſt die Modellkammer, in welcher eine Fregatte im verkleinertem Maßſtabe, aber in allen einzelnen Theilen ſo treu nachgebildet aufgeſtellt iſt, daß ſie bei dem Unterrichte der jungen Seekadetten mit Nutzen gebraucht wird. Die Genauigkeit der Nachbildung iſt ſo weit getrieben, daß ſelbſt alle zum Schiffe gehörigen Utenſilien vorhanden ſind; die Kanonen ſind vollſtändig da; ſelbſt Puppen von Soldaten und Matroſen fehlen nicht. Freilich das lebendigſte Bild geben die vielen Kriegsſchiffe ſelbſt, die hier im Hafen liegen. Man machte uns als auf ein Schiff von hiſtoriſchem Intereſſe auf die Fregatte aufmerkſam, welche Napoleon aus Aegypten wieder nach Frankreich getragen hatte; auf das große Linienſchiff **le Trident**, welches in der berühmten Schlacht bei Navarino thätig geweſen iſt und jetzt in Ausbeſſerung begriffen war.

Wir beſtiegen das Letztere, und meine Reiſegefährten ſtaunten den großartigen Bau mit Bewunderung an. Für mich war ein ſolcher Anblick nichts Neues, und ich muß geſtehen, daß der Beſuch auf dem Trident mich um ſo weniger befriedigt hat, als ich die Nettigkeit und Reinlichkeit, die ich auf holländiſchen und engliſchen Schiffen, im hohen Grade angetroffen hatte, hier nicht gewahrte.

Es giebt zwei Häfen in Toulon, der alte und der neue. Beide ſind mittelſt eines Canals in Verbindung geſetzt und mit einem ſchönen Kai und zwei großen Dämmen eingefaßt. In beiden können die größten Linienſchiffe und zwar in großer Anzahl vor Anker gehen und ſie ſind durch die Lage des Hafens vor allen Winden hinlänglich geſchützt. Die Vertheidigungsanſtalten gegen einen feindlichen Angriff ſind vortrefflich eingerichtet und es dürfte den Engländern ſehr ſchwer werden, ſich des Hafens zu bemeiſtern. Ueberall ſind ſtarke Batterien angelegt, der Eingang in jeden Hafen aber iſt ſehr ſchmal. Vor dem Hafen iſt noch eine Rhede, in welcher über tauſend Schiffe Platz haben, und eben ſo ſicher als in jenem vor Anker liegen.

Im Arſenal ſowohl als im Hafen ſind außer vielen Handwerkern auch die Galeerenſclaven beſchäftigt. Bekanntlich hat Frankreich 2 Häfen zur Aufbewahrung und Beſchäftigung für ſeine Galeerenſclaven, Breſt und Toulon. Nach Breſt werden alle diejenigen Verbrecher geſchickt, deren Strafzeit auf zehn Jahre und darüber feſtgeſetzt iſt; nach Toulon kommen diejenigen, die zu einer geringeren Strafzeit condemnirt ſind. Daher genießen auch die hieſigen Galeerenſclaven etwas mehr Freiheit und eine beſſere Behandlung als die in Breſt. Selten tragen ſie Ketten und nur des Nachts werden ſie in langen Reihen an große eiſerne Stäbe angeſchloſſen. Uebrigens macht ihnen die Gewohnheit ihr trauriges Loos erträglich; häufig hört man ſie ſingen und miteinander ſcherzen; wie denn überhaupt die Franzoſen die Eigenheit haben, daß ſie ſelbſt bei den größten Unfällen die Gelegenheit etwas Witziges zu ſagen nicht verabſäumen. Ich unterhielt mich mit einigen Galeerenſklaven, und erfuhr von einem, der mehr Bildung als die Uebrigen verrieth, daß er hier ſey, weil er in der Vendee für die Herzogin von Berry gefochten habe, und mit den Waffen in der Hand ergriffen worden ſey; ſeine Kameraden beſtätigten die Wahrheit der Ausſage. Ich verließ den Ort mit innigem Bedauern über das Schickſal des jungen Mannes, welchen keine Miſſethat, nur Verblendung in die Geſellſchaft wahrer Verbrecher geführt hatte. Die Anzahl der in Toulon jetzt befindlichen Galeerenſklaven ſoll über 6000 betragen.

Der 14. Auguſt war der langerſehnte Tag, an welchem ich den Hafen von Toulon und mit ihm die Küſte Europas verließ. Auf dem Dampfſchiff **la Chimère** ſegelte ich den Geſtaden von Afrika zu; nach einer eben ſo glücklichen, als heiteren Fahrt kam ich wohlbehalten den 18. Auguſt in Algier an. Was ich während meines mehrwöchentlichen Aufenthaltes in Algier geſehen und erlebt habe, habe ich dem geneigten Leſer in einem früheren Abſchnitte mitgetheilt.

(Fortſetzung folgt.)

Engliſche Polizei und Polizeiverhandlung.

(Gemälde engliſcher Sitten, namentlich London's.)

(Fortſetzung.)

Das eigentliche Boxen iſt ziemlich abgekommen, allein, wenn es vorkömmt, meiſt lebensgefährlich, man hört von boxing matches, wobei es an zerſchlagenen Rippen nicht fehlt, und das Ende des Berichtes lautet gewöhnlich: der unterliegende Theil wurde ſehr verletzt vom Platze getragen und man zweifelt an ſeinem Aufkommen. Soviel von den öffentlichen Schlägereien; in den Haushaltungen, wirklichen oder blos prätendirten, fehlt es an ſolchen heftigen Auftritten nicht. Das Weib durchprügeln iſt das Lieblingsgeſchäft des rohen Ehemannes; in den Polizeiverhandlungen wieder ein ſtehender Artikel, überhaupt iſt ehelicher Unfrieden in der niedern Volksklaſſe zu Hauſe. In England müſſen nach den Verhältniſſen des Lebens und Verkehres die meiſten Heirathen nur Reſultate der Convenienz ſeyn, Convenienz hat mit dem Herzen und Gemüthe wenig zu thun; man heirathet eine Summe Geldes und nimmt das Weib in den Kauf. In den höhern Ständen weiß man ſich zu fügen, es hat an nichts Mangel; man lebt ſcheinbar liebend, vermeidet zugleich den Schein, ſich nicht zu lieben und zu achten, man führt in den Augen der Welt eine glückliche Ehe; allein in der niederen Volksklaſſe wird Verſtellung eine gar zu

Digitized by Google

ſchwere Aufgabe; — man thut ſich einige Zeit Zwang an, wird aber deſſen bald überdrüſſig, Zank, Streit, Hader und zuletzt Prügel treten an die Stelle des Zwanges, man hat angefangen zu leben, wie man wünſchte, d. i. ungenirt und nur beim ärgſten Strauß legt ſich die Polizei in die Sache oder verhandelt die ganze Geſchichte nach einer geſtellten Klage. Gar häufig ſucht ſich der Eheherr von ſeiner Ehefrau loszumachen; entweder heirathet er, wie oben geſchildert, eine andere und lebt in Bigamie, ſo lange es gut thut, oder ſucht ſich auf andere Weiſe außer Hauſe zu entſchädigen oder unerlaubt zu beſchäftigen, und läßt Frau und Kind zu Hauſe darben oder bringt in ſeinen leeren Händen einen gewiſſen Nervenreiz mit, die hungernde Familie mit Schlägen zu regaliren. Die Polizeiverhandlungen über dieſe Sachen gehören ins Gebiet des Brutalen und werden von den Referenten in den Zeitungen auch unter dieſem Artikel aufgeführt, ſind aber, wie geſagt, ſtehender Artikel! So empörend auch dieſe Erörterungen ſind, können wir dennoch nicht umhin, noch etwas über *Mißhandlung* im Allgemeinen zu ſagen. Es kann an ſolcher in einem Lande nicht fehlen, wo der Menſch unter den dringenden Verhältniſſen des Erwerbes, Verkehres, Handels, bei der göttlichen Verehrung, welche dem Gelde zu Theil wird, ſo häufig als bloßes *Werkzeug*, ja als Waare gilt. Lehrjungen, Lehrmädchen, Diener und Dienerinnen ſind einmal zum Dulden geſchaffen, für welches ſie ſich nur durch Erwerb ſchadlos gehalten fühlen, an ihnen wird das geringſte Vergehen, der geringſte Unfleiß hart geahndet, oft, ſehr oft auf die brutalſte Weiſe, um ſo mehr, da einmal angefangene Mißhandlung bei dem Mißhandelten Rache, Eigenſinn, Liſt und alle Winkelzüge hervorruft, welche je der offenen Brutalität von Seite der Gebietenden und Befehlenden entgegen treten können. Oft genug nimmt dann der Geiſt der Mißhandlung und Menſchengeringſchätzung dieſe Oppoſition zum Vorwande und zur Entſchuldigung, da doch offenbar der *erſte* Grund des Mißſtandes auf Seite der Mißhandler liegt. In der *untern* Volksklaſſe iſt natürlich dieſer Mißſtand am auffallendſten und ein häufiges Thema der Gerichtsverhandlungen; in den *höhern* Ständen herrſcht eine andere Art, aber im Grunde *gleiche* Gemeinheit vor. Es iſt unbegreiflich, wie wenig human alle Dienenden in den höhern Ständen angeſehen werden; es verſteht ſich, daß guter Lohn, gemächliches Leben — welches bei den Prunkdienern der Vornehmen die ausgemachteſte Bärenhäuterei iſt — gar keine Beweiſe humaner Grundſätze ſeyen, man zeigt ſeinen Reichthum, aber jene Humanität, welche in letzter Inſtanz *alle* Menſchen als ſolche *gleich* anſieht, hat *keinen* Antheil daran, und dieſer Mangel an Antheil zeigt ſich oft genug, wenn für einen Dienenden bei *Unfällen* auf dieſe oder jene Weiſe *geſorgt* werden ſoll. Wie viele Bettler und Bettlerinnen giebt es, welche nicht reiche Diener reicher Leute waren. Solche Fälle ſind häufig. Wenn die Dienerſchaft — wozu auch in der Regel die Hofmeiſter und Gouvernanten gehören — ſich über geringfügige Behandlung wegſetzen und ihr Pfeifchen ſchneiden, ſo lange ſie im Rohre ſitzen, ſo muß bei brutaler Behandlung der Diener, Knecht, Geſelle ꝛc. und die Magd zur Klage bei dem Gerichte Zuflucht nehmen, wo ſie oft noch übler wegkommen, weil das Geſinde vor der Polizeigerichtſchranke nicht beſonders gut angeſchrieben iſt. Wohl kommen auch Klagen gegen vornehme Herrſchaften vor, es kann leicht ein Herzog mit ſeinem Bedienten vor einer und derſelben Schranke erſcheinen, und Gerechtigkeit iſt hier um ſo leichter denkbar, weil das Gericht vor Allem den Schein der Partheilichkeit meiden und die ſtrenge Rüge der Preſſe fürchten muß. — Da gerade von Mißhandlung und Brutalität die Rede iſt und das Intereſſe der Dienenden gegen den Herrn in Betracht gezogen wird, ſo dürfen wir nicht die *dienenden Thiere* vergeſſen, denn dieſe haben an der Berückſichtigung des Geſetzes, namentlich des der Polizei eine gar mächtige Verfechterin. Thierquälerei iſt in England etwas höchſt Verächtliches; namentlich iſt Quälerei der Hausthiere, welche großen Theils zu denen gehören, welche im Hauſe zu dienen haben und zur Dienerſchaft gehören, ſehr verpönt. Höchſt lobenswerth, — allein gar oft werfen ſich gar eigene Contraſte heraus, es kann ſich leicht treffen — und wirklich ſind die Fälle nicht ſelten, — daß ein *Menſch* ungleich mehr mißhandelt wird, als das Vieh, welches dann wirklich ein *liebes* Vieh iſt. Gar oft werden in Manufacturen Arbeiter jedes Alters und Geſchlechtes auf die himmelſchreiendſte Weiſe mißhandelt, oder was eins iſt, durch ein unſinniges Anhalten zur Arbeit, hart behandelt; es wird dann mit der Berückſichtigung des lieben Viehes der Humanität und Moral ein ſentimentales Fäuſtchen gezeigt! *Menſchen* dürfen bei allem Verkehre faſt wörtlich geſchunden werden, wenn aber ein Profeſſor der Chirurgie oder Phyſiologie ein Experiment an einem lebenden Thiere macht, ſo iſt er nicht ſicher, vom Geſetze wegen Thierquälerei hergenommen zu werden; ja erfährt der John Bulliſche Janhagel von einem ſolchen Experimente im Hauſe des Profeſſors, ſo kann ihm dieſes auf ſchönſte Manier wegen ſeiner Inhumanität demolirt werden. Es fällt uns gar nicht bei, die Thierquälerei nur im Geringſten entſchuldigen zu wollen — aber den bezeichneten Contraſt konnten wir nicht umgehen. Es iſt ja leicht zu denken, daß, wo Menſchenquälerei herrſcht, gegen die Thiere unſanft genug verfahren wird, namentlich von den Roheſten im Pöbel, welche mit Eſeln und Karrengäulen aller Art zu thun haben. Es iſt kein erbauliches Schauſpiel, wenn ein unbarmherziger Eſelführer, kann das arme Thier (the poor donkey) nicht mehr fortkommen, demſelben ein Strohfeuer unter den Bauch macht, um es zum Weitergehen zu zwingen. Dieſer und ähnliche Fälle werden oft vor der Polizei verhandelt und manchmal mit Correctionshausſtrafe belegt. Gewöhnlich wird ein Polizeidiener, welcher den Fall entdeckt, der Verfechter des Eſels, Ochſen, Pferdes ꝛc. vor der Gerichtsſchranke. Es braucht übrigens faſt nicht erwähnt zu werden, daß eigene Geſellſchaften zur Verhinderung der Thierquälerei beſtehen; dergleichen iſt zu loben, hat aber in der Regel geringen Umfang, ſo wie das Mäßigkeits-Vereinweſen. Erziehung und Schulunterricht können hier das Meiſte bewirken, weil durch ſie vom Prinzip und der Maſſe des Volkes aus dem Uebel geſteuert wird. — Das häufigſte und im Volksleben einen eigenen Abſchnitt bildende, ſo wie vor dem Polizeigericht am öfteſten verhandelte Kapitel iſt das der *Betrügerei, Dieberei*, des gewaltthätigen Angriffes auf das Eigenthum anderer irgend einer Art. Dieſes reiche Kapitel hat viele Unterabtheilungen; daß ſein Weſen in England auf den höchſten Grad der Vollkommenheit und der Verruchtheit geſtiegen ſey, kann man leicht aus der im Eingang bezeichneten mannigfaltigen Art und Zuſammenſetzung des engliſchen Volkes und Lebens abnehmen. Es gehört in England nicht ſo ſehr eine große Kunſt zum Stehlen, ſondern auch eine ganz eigene zum Nichtbeſtohlen werden. Mit bloßer Vorſicht iſt es nicht abgethan. Gewiſſe Künſte und Gewerbe ſind nur aus der Nothwendigkeit, ſein Eigenthum auf die ingenieuſeſte Weiſe zu verwahren, zu ſo großer Vollkommenheit gelangt; Baumeiſter, Schloſſer, Kiſten- und Kaſtenmacher müſſen all ihr Talent aufbieten, ſolche Behälter und Verſchließer zu erfinden, daß dem faſt unglaublichen Scharfſinn der Diebe entgegen gewirkt werde. Selbſt des Kleidermachers Nebenaufgabe iſt es, Taſchen anzubringen, wo der Dieb ſie nicht vermuthet, und ſie dann ſo anzubringen,

Digitized by Google

daß ſie der gewöhnlichen Mode keinen Eintrag thun, bei Kleidern für Herren, wie für Damen. Es giebt gar viele Gelegenheiten, wobei die Körper ſo ſehr ins Gedränge kommen, daß der leiſe Griff des Diebes, namentlich Taſchendiebes (pickpocket), der ſeine Kunſt bis auf eine unbeſchreibliche Perfectibilität gebracht hat, beim allſeitigen Drucke des Gedränges gar nicht gemerkt werden kann. So lange uns die Natur keine Hauttaſchen mit auf die Welt giebt, wird es unmöglich ſeyn, in Schneidertaſchen ſein Habe vor den Dieben zu verwahren, ja jene angeborenen Taſchen müßten der Concentrirungspunkt der feinſten Gefühlsnerven ſeyn. Die engliſche Taſchendieberei iſt die ausgemachteſte Taſchenſpielerei, für den Ausdruck der Behändigkeit und des Leiſen der Berührung bei Anwendung derſelben giebt es kaum einen gewöhnlichen Ausdruck, nur in der Rechnung des Unendlichen findet ſich derſelbe. Daher iſt in England „Haben oder nicht haben" die ewige Frage, wo man ſich nicht ſo ſehr den Schleudern und Pfeilen des unheilbringenden Schickſals, (outrageous fortune) ſondern den flüchtigen Händen der Spitzbuben und Diebe ausgeſetzt ſieht. In dieſer Dieberei iſt Theorie und überſchwengliche Praxis; ein gewandter, pfiffiger Dieb könnte ein Heer ehrlicher Dümmlinge mit Witz verſehen. Allein giebt es unter den Teufeln, wie man ſagt, dumme Teufel, ſo giebt es auch unter den Spitzbuben dumme Gauner, oder ſelbſt der geſchickteſte wird zu Zeiten ertappt. Da nun die Fälle des Stehlens unendlich ſind, ſo kommen doch auch viele vor die Gerichtsſchranke; freilich erſcheint dieß Viel manchem eine wahre Unendlichkeit, während dieſe wohl nur auf Seite der unentdeckten Fälle kömmt. „Es iſt nichts ſo fein geſponnen, es kömmt doch einmal an die Sonnen" iſt in England eine ſo ſchlechte Wahrheit als in Deutſchland ein ſchlechter Reim.

(Fortſetzung folgt.)

Schwanthalers Attelier.

Einer der erſten Koryphäen unſrer Kunſtwelt in München, welche Königsſtadt einem Ghiberti unſerer Zeit ſo reichen Stoff für Feder wie für Ciſelirmeißel böte! iſt der Profeſſor an der Akademie: Ludwig Schwanthaler, und wir können die verehrten Leſer dieſer Blätter auf nichts Würdigeres hinweiſen, denn auf die aus deſſen Attelier, hervorgegangenen Werke, welche den höchſten Zweck der Kunſt: Schönheit und Wahrheit zum Dienſte für Gottes Preis und des Vaterlandes Ruhm zu weihen, durch des Genies Allkraft uns errungen zeigen.

Schon die Voraltern des Schöpfers dieſer Werke waren meiſt Bildhauer in Bayern, theils zu Altenötting, theils in der obern Pfalz und in dem jetzt öſterreichiſch gewordenen Innviertel anſäßig.

Unſer Künſtler hatte ſich der ſorgfältigſten Erziehung zu erfreuen; ſein Vater, Hofbildhauer in München, ließ ihn ſtudiren und mit Liebe und Begeiſterung erfaßte der talentvolle Knabe den Glutgeiſt der hohen Alten. Zum Jünglinge herangereift, entzog das innere Gefühl ſeines Kunſtberufes ihn einem ſogenannten „Brodſtudium." Er wollte Maler, namentlich Bataillenmaler werden, entſchloß ſich aber endlich zur Bildhauerei mit dem Vorſatze einer vielſeitigen Ausbildung und Ausübung der Skulptur, welche errungene Vielſeitigkeit in ſeinen Frieſen und Statuen, ſeiner Herrmannsſchlacht, den Heiligen an der Ludwigskirche, dem für den Bamberger Dom in vergoldeter Bronce angefertigten Chriſtus, den großen Schyrenſtatuen, den Reliefs bei Boißeree und den Compoſitionen für Maler und Bildhauer zu antiken Claßikern und Darſtellungen aus der bayeriſchen Geſchichte ſich herrlich ausſpricht.

Von Seiner Majeſtät, dem Könige Ludwig I. großartig unterſtützt, und mit Aufträgen beehrt kam Schwanthaler zweimal nach Rom, wo er ungefähr 3 Jahre in unermüdeter Thätigkeit verweilte. Von ihm ſind in dem Reſidenzgebäude zu München die Reliefs zu Pindar im Thronſaale; ein Cyklus der Mythen von Aphrodite; die Carpatiden auf der großen Treppe; nach ſeinen Cartons ſind die Säle der Argonautik und Theogonie, erſterer roth und gelb in hetruriſchem, der zweite im Style der Fresken von Tarquinii und Corneto dekorirt; dann die Kompoſitionen zu den Fresken aus Aeſchylos, Sophokles und Ariſtophanes, wie zu den Reliefs im Treppenhauſe; Reliefs und Statuen zur Glyptothek; die Skizzen und 1′ hohen Modelle zu den 24 Malerſtatuen der Pinakothek und zu den Darſtellungen aus der bayeriſchen Geſchichte; Shakespeares Statue im Theater; die Statue des Salvators, der Apoſtelfürſten und Evangeliſten für die Ludwigskirche; die koloſſalen Modelle zu den Broncestatuen der Ahnen des Königlichen Hauſes für den Feſtſaal der neuen Reſidenz. Ferers ein 50′ langes Fries von Gips im Palaſte des Herzogs Maximilian in Bayern; Philoklet auf Lemnos, kleine Marmorſtatue für den Prinzen Karl, große Reiter und Heroen in der Taxiſchen Reitbahn zu Regensburg; mehrere Arbeiten für den Grafen von Schönborn-Wieſentheid; Reliefs für die Herrn Boißeree und Bertram; Monumente in München und andern Orten, die 8 Kreiſe Bayerns allegoriſch dargeſtellt und viel Anderes mehr. Die obberührten Ahnenſtatuen ſind 12; jede 10 ′ hoch und ſtreng nach Portraits ausgeführt: Sieben Bayeriſche, drei Pfälzer-fürſten, dann die beiden ſcandinaviſchen Heldenkönige Karl XI. und Karl XII. aus der zweibrückiſch ſchwediſchen Linie für den Kronprinzen Maximilian von Bayern werden zwei nach Hohenſchwangau beſtimmte, Nymphen in Marmor ausgeführt.

Die Menge ſo gelungener Arbeiten des 35jährigen Meiſters iſt beinahe unerklärbar, wenn man auch Schwanthalers zurückgegangenes Leben, ſein unermüdetes Arbeiten vom frühen Morgen bis in den ſpäten Abend bedenkt; doch hat er viele Beihülfe ſich geſchaffen durch Heranbildung tauglicher junger Leute in der Akademie und durch das Anſtellen geübter Marmor-Bildhauer, welche in großen Werkſtätten zu Rom, Paris, London, Berlin ſich ausgebildet. Ein treuer Gefährte iſt ihm ſeit vielen Jahren ſein Vetter Xaver Schwanthaler, Profeſſor an der polytechniſchen Schule in München.

Die Krone plaſtiſcher Arbeiten der neueren Zeit aber möchten wir wohl die 4 Giebelgruppen nennen, in denen König Ludwig einen ſeit der beſten Zeit der Antike ſchlummernden Zweig neu belebte.

Die früheſte dieſer Gruppen, die an der Glyptothek nemlich, iſt noch von Wagner in Rom komponirt. Sie ſtellt Minerva in Mitte der Zweige plaſtiſcher Kunſt dar; und eine der 9 Statuen iſt von Schwanthaler ſelbſt. — Der Glyptothek gegenüber, an dem für Kunſtausſtellungen aufzuführenden Gebäude bringen in 11 Statuen Künſtler der kränzevertheilenden Bavaria ihre Arbeiten dar, komponirt von Schwanthaler. Beide Giebelfelder korreſpondiren ſich, jedes in eigenthümlicher Orginalität. Als ſehr paſſende Embleme alter und neuer Kunſt ſind auf den Giebeln beider Gebäude hier eine Eule, dort ein Phönix angebracht.

Der Wallhalla ſüdlicher Giebel fällt in die Zeit, in welcher Schwanthaler erſt heranwuchs. Der Entwurf wurde

Digitized by Google

nach Angabe Seiner Majeſtät durch Rauch geliefert, ſpäter Schwanthaler übertragen, welcher die 15. Statuen des Giebels mit Ausnahme dreier umgeſtaltete.

Wir ſehen die Germania, deren Heiligthum die Walhalla iſt, und ihr zur Seite die deutſchen Krieger zum Theil mit den Bundesfeſtungen, welche ſie ihr zuführen, jeder ſeinen Staat allegoriſch darſtellend; in den Ecken die Grenzflüße Moſel und Rhein.

Der nördliche Giebel, in artiſtiſcher Hinſicht die ſchönſte Aufgabe von allen den bis bisher angeführten, zeigt in 15 Statuen die Hermannsſchlacht.

Um dieſen großartigen Gegenſtand mit den wenigen Statuen, welche die Localität auch des reichbeſetzteſten Giebels erlaubt, würdig zu erſchöpfen, hat Schwanthaler jeder Statue ihre Bedeutſamkeit untergelegt und das Ganze von einem hiſtoriſchen Standpunkte überſehen.

In der Mitte ſteht Herrmann auf Römertrophäen, nackt als verklärter Heros, gleich den in Gräbern aufgefundenen Germanenleichen mit Arm und Beinringen, mit Schild und Schwert. Ihm zur Rechten deutſche Häuptlinge nach hiſtoriſchen Quellen und tiefe Characterzüge des alten deutſchen Lebens in dem Barden, der Seherin, der Frau und dem ſterbenden Krieger.

Dieſen, die für Heiligthum und freien Heerd kämpfen, gegenüber die Soldateska Roms, noch kämpfend der Schwerbewaffnete, weichend der Leichtbewehrte, Varus ſich entleibend. Sterbende Adlerträger bezeichnen die Niederlage des Heeres, ein Halbverſunkener die Sümpfe Germaniens.

Alle dieſe Giebelgruppen werden oder ſind von dem ſchönſten, weißen, harten Tiroler Mormor (aus Schlanders) über lebensgroß ausgeführt und auf allen Seiten gearbeitet und geſchliffen.

Schlacht und Ruhe iſt das Verhältniß des nördlichen und ſüdlichen Giebels der Walhalla. ∴

Literariſcher Salon von und für Bayern.

Gedichte von Söltl. Berlin, gedruckt und verlegt bei G. Reimer 1837.

In Berlin ein Söltl? Es iſt möglich! wir haben einen Schriftſteller in München, der im „gelehrten München" des Adolph von Schaden, 1834 als Joh. Michael Söltl, Doktor und königl. Profeſſor am alten Gymnaſium erſcheint und eine Reihe von Schriften ſeit 1819 herausgab. Wir haben kaum viele Mühe, die Idendität des in den Salon einzuführenden Dichters auszumitteln, denn es giebt nur Einen Söltl in Deutſchlands unermeſſener Literatur. Der gemüthvolle Barde, in jenem nördlichen Theile Bayerns geboren, wo eiſendunkel die Flüſſe durch Auen und Wälder rauſchen; wird es nicht übel deuten, daß wir gleich beim Eintritt in den lit. Salon mit ihm verfahren, als wären wir Grenzmautner oder Polizeiagenten, die gewiß ein ſtark marquirtes Poetengeſicht als einen Contrebandier in Haft nehmen. — Johann Michael Söltl, vor Kurzem Profeſſor und Dozent der Geſchichte an der Univerſität München, bereicherte, die poetiſche Literatur Deutſchlands ſchon im J. 1819 durch ſeine erſten poetiſchen Verſuche: „Geiſtes und Herzenstöne." An mehre verwandte Leiſtungen ſchloſſen ſich allmählig Fragmente über Geſchichte und geſchichtliche Darſtellung, und im J. 1831 — Grundlagen zur deutſchen Geſchichte. Früh eröffnete dieſes Talent ſeine lit. Laufbahn und theilte ſeine Beſtrebungen zwiſchen Poeſie und Hiſtorie. Herr Söltl ſteht in der kräftigſten Lebens-Periode. Bei ſeinem regſamen Streben, bei der Fülle ſeiner Kenntniſſe und bei ſeinem warmen Gefühle für Alles Hohe und Edle, das im weiten Kreiſe des menſchlichen Lebens Blüte und Krone wird, dürfen wir auch Vorzügliches von ihm erwarten. Schlummerte ſchon in ſeinen „Geiſtes und Herzenstönen" der poetiſche Funke und blitzte oft, wie eine Thauperle dem Leſer entgegen, ſo ſehen wir in der gegenwärtigen Sammlung ſchon leuchtende Flammen. Herr Söltl iſt zum Liederdichter geboren, oder wenn wir die Eſchenburgiſchen Abtheilungen aus guten Gründen überſpringen: er iſt Lyriker! Nimmt auch einer der trefflichſten Philoſophen Deutſchlands an, daß die lyriſche Poeſie von der ächten Genialität der Poeſie um ſo weiter entfernt ſey, als ſie das Genie in den engeren Kreis des Individuellen hineinzwängt, ſo können wir uns doch nicht überzeugen, daß den wahren Lyriker die ewigen Sterne der epiſchen Poeſie — der Weltanſchauung — nur als Lichter erſcheinen. Wir haben in dieſem Raume keine Theorie aufzuſtellen, ſondern wenden uns an die Gedichte des Herrn Söltl ſelbſt. Der Eindruck iſt bei lyriſchen Dichtungen der erſte und letzte Richter. Wenn Gedanken, Empfindung vom muſikaliſchen Wohllaut getragen uns überraſchen, ſelbſt lyriſch ſtimmen und uns einer beſeeligenden Harmonie bewußt werden laſſen, wird uns der Dichter eine wohlthätige Erſcheinung, an die wir uns immer enger und traulicher anſchmiegen. Söltl's Lieder dieſer Sammlung athmen tiefe, klare Ruhe. Seine Hand ſtürmt in den Saiten keinen mächtigen Päan, keine wolkenfliegende Hymne und auch keinen zerreiſſenden, Lord Byroniſchen Schmerz auf. Er ſagt im erſten Liede zu den „Günſtigen:"

„Welcher Seele zarte Saiten
„Gleichgeſtimmt mit mir im weiten
„Deutſchen Reiche: liebvertraut
„Grüß ihn meine Leier laut!"

Die Söltl'ſchen Gedichte bilden einen Kranz aus den manichfachſten Blumen geflochten. Manche Blume iſt äuſſerſt zarter Natur, beſonders, wenn er ſeine eigene Innenwelt wie einen Gedanken verklingen läßt. Das Epiſche, wo es ſeiner Individualität erwünſcht begegnet, zieht er durch Auffaſſung und Darſtellung in die Melodie des ſanft verſchwimmenden Liedes. Romanze und Ballade kleiden ſich bei ihm in anmuthige Frühlingsgewänder, die ſchauervolle, grauenhafte Tiefe, den geheimnißvollen Hintergrund kennt er nicht, weil ihm das Tragiſche durch den Eingebornen, leichten Farbenſchmelz verdeckt wird. Die Legende ſchmückt er zu ſehr aus. Das Vorherrſchende ſeiner Lieder iſt eine gewiſſe, elegiſche Wehmuth. Man kann ihm den Vorwurf nicht machen, daß er beſtimmten Vorbildern nachahmt. Er gibt ſeine poetiſche Individualität ohne fremden Beiſchmuck und ſtrebt überall nach Reinheit der korrekten Form. Hierin mag Platen nicht ohne Einwirkung auf ihn geweſen ſeyn, wiewohl z. B. Reime, Seite 31 — (der Dom zu Speyer —) Nähe und Höhe das Gegentheil beweiſen möchte. Beſonders intereſſirten uns Seite 6 der Straßburger-Münſter, S. 10 die Hohenſtaufen, S. 15. Friedrich (Barbaroſſa) auf dem Kiefhäuſer, S. 17 die Schlacht bei Leipzig 1813, S. 28 Napoleon auf St. Helena, S. 30 der Dom zu Speyer nebſt mehreren verwandten Dichtungen, die durch Inhalt, Gehalt und Form ihre Zeit anſprechen. — Unſere Aufmerkſamkeit nehmen die „Griechenlieder" in doppelter Beziehung in Anſpruch. Die in dieſer Sammlung enthaltenen, wie mehrere ähnliche Lieder, entſtanden, wie er in einer Note ſagt, im Auguſt 1821 und gehörten zu den Erſten, die in Deutſch-

Digitized by Google

land erklangen. Damals erlaubte die Polizei in München den Druck dieſer Lieder nicht! — — Seit einem Luſtrum ſtreckt ein edler Sproſſe der erlauchten und berühmten Wittelsbacher den Zepter über jene Hellenen aus, denen Söltl's feurige Lieder geweiht waren, aber nicht erſcheinen durften. „Der Rächer" iſt eine ſchwungvolle Dichtung und bewährt des Verfaſſers Dichtergabe. Sein Blick iſt auf die älteſte, wie auf die jüngſte, thatenvolle Vergangenheit gerichtet. Er haucht ſeiner Roſe, ſeiner Perle wie ſeinem Helden grauer Vorzeit mehr oder minder den poetiſchen Odem ein. Eine deutſche echte Geſinnung durchdringt alle Lieder. Sie ſchließen einen geſunden Kern, einen für das deutſche Vaterland begeiſterten Mann in ſich, der mit warmer Treue das ſpeziell Vaterländiſche Bayerns hervorhebt und in die große Beziehung zu Deutſchland bringt. Noch gedenken wir des Bedeutungsvollen wegen der „Wunderblume" S. 108. Wir wünſchen, daß dieſe anſpruchslos gegebenen Lieder der Theilnahme im großen deutſchen Vaterlande ſich erfreuen, denn nur dieſe iſt des Dichters höchſter, ſchönſter Lohn. Möge der Sieger wiederholt auch in dieſer Beziehung rufen:

„Ja fürwahr, ich hab' errungen
„Allen Schatz der Nibelungen,
„Und des größten Königs Reich
„Iſt nicht meiner Perle gleich."

Korreſpondenz.

Nürnberg. Ende Juli.) Nürnberg hat ein in ſeinem Leben erſtes Ereigniß erlebt in ſeinem Theater; drei Vorſtellungen franzöſiſcher Dramen von Franzoſen muſterhaft aufgeführt. Der von München und Augsburg vorangegangene gute Ruf bethätigte ſich: die franzöſiſchen Schauſpieler kamen, die Nürnberger ſahen und jene ſiegten — unumwunden geſagt, in gar ſo vielen Stücken über unſere deutſchen Spieler, in richtiger, flüſſiger, trefflicher Deklamation in allen Nüancirungen des Geſchlechtes, des Alters, der Stände, der Bildungsſtufe des franzöſiſchen Lebens; die Damen namentlich trugen den gerechteſten Beifall, ob ihrer liebenswürdigen Grazie in Mienen, Geberde, Blick, Bewegung, kurz vollendetſten Handlung, davon, obgleich dieſe im franzöſiſchen Drama der Rede untergeordnet iſt: aber welche Feinheit, welche Wahrheit und Grazie in dieſer nicht vom Souffleur unterſtützten Rede in Vers und Proſa! Die Geſellſchaft — unter der Hrn. Alix und Doligny Direktion, — iſt, wenn man von ausgezeichneten ambulanten Muſikgeſellſchaften den Vergleich hernehmen darf, trefflich zuſammengeſpielt und zuſammengeſchult, ſo daß die Vorſtellungen, wie aus einem Meiſterguſſe kommen. Es ſcheint, als habe die Geſellſchaft den Zweck, an Orten, wo ſie nicht lange weilt, in wenigen Vorſtellungen ſpezifiſche Muſter der Arten des franzöſiſchen Drama's zu geben, mit Ausſchluß der Tragödie, welche theils zu wenig verſtanden, theils zu wenig goutirt würde, da die redereiche, handlungsarme, franzöſiſche Tragödie der deutſchen ſchnurſtracks entgegen iſt, alſo deutſchem Sinn und wir dürfen ſagen, wegen des eigenthümlichen Vortrags des tragiſchen Alexandriners, auch dem deutſchen Ohr zuwider wäre. In ſechs Piecen zu drei Vorſtellungen — je zwei — haben wir alle beſagten Nüancirungen beobachten können: in Valerie von Scribe, des ernſthaft Sentimentalen in dépit amoureux von Molière, des höhern Komiſchen, älterer, molieriſcher Zeit, in Malvina ou mariage d'inclination, des mit Ernſt und Humor gemiſchten Komiſchen der Vaudevillekomödie, in la famille de l'apothicaire, des Farcehaften, in le manteau ou le rêve du mari von Andrieux, der feinern Komik des bon ton in Weſen und endlich in le gamin de Paris von Bayard und Vanderburgh, einer Komik, welche bürgerliche Grundſätze in ſchönem Gemälde zeigt und vorzüglich den von den Dichtern zu ſehr vernachläſſigten „Flegeljahren" des menſchlichen Lebens Aufmerkſamkeit ſchenkt. Namentlich war Malvina als Geſammtgemälde beſagter Nüancirungen intereſſant. Es kam ein Alter (ein reicher Kaufmann) vor; die Rolle eines Alten iſt im franzöſiſchen Drama immer höchſt intereſſant, im Charakter höchſter Bonhommie mit einer Doſis Vorurtheile; zunächſt ein ausgemachter dandyhafter Stutzer und eine Stutzerin (— wenn der Ausdruck erlaubt) oder eine Repräſentantin des engliſirten oder anglomanen franzöſiſchen bon ton Unweſens weiblicher Welt, dann eine Repräſentantin beſſerer Jungfräulichkeit und weiblicher Erziehung, im Gegenſatze aber gleich eine plauderhafte Gouvernante. Blieb irgend eine Nüance in einem Stücke unberührt, ſo kam ſie im nächſten, z. B. einem gutmüthigen Alten im Gamin, einer adelſtolzen Dame in demſelben Stücke u. ſ. f. Da die franzöſiſche Sprache ſelbſt nach Ausſprache und Ausdruck weſentlich nach dieſen Nüancen verſchieden iſt, ſo war für den Sprachkenner und Sprachfreund die Vergleichung höchſt intereſſant. Madame Doligny jeune zeichnete ſich im feinen Accent der gebildetſten franzöſiſchen Damenwelt in Verbindung mit nie genug zu lobender Grazie beſonders aus, ſowie Hr. Lemadre den geſetzten Ton der gebildeten Männerwelt mit allem Zugehör trefflich gab. Weiteres Perſonendetail führte mich zu weit; nur bemerke ich noch, daß Hr. Doligny jeune den Gamin mit merkwürdiger Zungenfertigkeit, großer Kaltblütigkeit und Naivetät gab, wie es auch ſeyn muß, wenn die Rolle eine franzöſiſche ſeyn ſoll. In deutſcher Ueberſetzung kann er nur deutſch ausfallen. Das Tableau aus dem fünfaktigen molière'ſchen Luſtſpiele le dépit amoureux in zwei Akten ward höchſt glücklich gegeben mit allem molière'ſchem, trefflich ausgeführtem Coſtüme. Leider wurde dies ſchwere Fragment (— das ganze Stück iſt in der Grundanlage zu obſcön, um ganz vorgeführt werden zu können —) zu wenig verſtanden, um, wie Inhalt und Darſtellung verdienten, mit gebührendem Beifalle aufgenommen zu werden. Für den entſchiedenen Kenner war das — übrigens als Fragment dennoch ein ziemliches Ganzes bildendes Gemälde im Parallelismus der Herren und Herrinnen, dann Diener und Dienerinnen Liebſchaft — ein hoher Genuß. Schade, daß wir in der neuern höhern, feinern Komödie die treffliche école des vieillards von Delavigne nicht zu ſehen bekamen. In Bezug auf Theilnahme muß bemerkt werden, daß für die zwei erſten Vorſtellungen das für Nürnberg eigentlich zu kleine Theater zu groß war, und nur die dritte ließ den urſprünglichen Mangel, die Kleinheit des Theaters fühlen. Der größte Theil der Nürnberger Bevölkerung gehört dem Manufaktur- und Bürgerſtande an, der ſich um Erlernung fremder Sprachen nicht bekümmert: ſelbſt bei einer Art höhern Standes iſt dieſe Erlernung meiſt unvollkommen, weil die Handels- und Gewerbsthätigkeit nicht Zeit genug, das erſte Requiſit zum beſagten Zwecke, geſtattet, und ein in Schulen gut gelegter Grund ſpäter nicht genug ausgebildet werden kann. Uebrigens ſahen Kenner dem verkündeten Genuſſe mit Sehnſucht entgegen und man kann ſagen, daß Ohren und Augen treffliche Koſt aufgetiſcht wurde: leider geſtatteten die Umſtände keine Fortſetzung des Genuſſes. Daß dem Coſmopoliten ein ſolches Auftreten fremder Künſtler nur höchſt willkommen ſeyn konnte, verſteht ſich von ſelbſt: ſolche Künſtler legen die Hände fremder Nationen in einander, und es miſcht ſich kein feindſeliges Element in den traulichen Händedruck.

Epigramme.

Humor.

Leichtſinn paart mit Genie ſich und angeborener Tugend,
Treibt es der erſtere toll, adeln die letzten den Streich.

Witz.

Geiſtiger Magnetismus, gepaart mit elektriſchen Funken,
Glänzend, anziehend zugleich, ſchlagend, verwundend doch nicht.

Recht und Billigkeit.

Handhabt das erſte die Wage, ſo prüfe die zweite das Zünglein,
Räum' aus den Schalen hinweg, was ſich nicht ſchickt für die Zeit.
Schreibet jenes den Codex, ſo redigir' ihn die letzte,
Zeige die Uebermacht übend die ſtrengſte Cenſur.

Recht.

Blind iſt nicht das Recht, ach nein, es leidet am Staar nur,
Doch es ſtach ihn ſchon halb immer die Philoſophie,
Billigkeit muß zum Sehen die Cur nun gänzlich vollenden,
Dann erſt leitet die Welt, wie ſich gebühret, das Recht.

Berichtigung. In Nro. 31. der Biene, S. 242, Sp. 1, Z. 6 v. u. iſt ſtatt „vorbereitet" zu leſen „verbreitet"; S. 244, Sp. 1., Z. 24 v. u. „bedingte" ſtatt „bediente"; Sp. 2 derſelben Seite, Z. 21 v. u. „geſchichtlichen" ſtatt „geſellſchaftlichen" und Zeile 11 „vernehmen" ſtatt „vornehmen."

Auflöſung zum Räthſel-Tableau in Nro. 31.: Fall — Anfall — Ausfall — Einfall — Unfall — Zufall.

Digitized by Google

Die Biene
Bayeriſches
Sonntagsblatt.

1837. №. 33.

Am Sarge des verewigten Herrn Herzogs Pius in Bayern.

Nicht der Glanz, nicht fürſtliches Gepränge,
Formen nicht und nicht der Sitten Strenge
Rufen uns zu Deinem Sarg;
Thränen, die aus heil'ger Quelle ſtammen,
Künden hier der Liebe ew'ge Flammen,
Die Dir Jeder in dem Herzen barg.

Gottes Wille, der allmächtig waltet,
Fürſten ſchuf, der Bettler Loos geſtaltet,
Hüllte Dich in Purpur ein;
Doch was ausreicht über dieſes Leben,
Doch das Recht haſt Du Dir ſelbſt gegeben
Ueberall geliebt zu ſeyn. —

Fürſten! Hier an dieſem Sarkophage,
Hier vernehmt die wehmuthsvolle Klage,
Die ein tiefer Schmerz gebar!
Lernet hier die Segnungen erringen,
Die ſo dankbar Tauſende Ihm bringen,
Weil Er Fürſt und menſchlich war.

Ach! die Leiden, die Er ſtill getragen,
Seiner Pulſe letztes, mattes Schlagen
Trafen mächtig unſre Bruſt!
Und in Einem Schmerzgefühl vereinen
Aller Herzen ſich, die ihn beweinen,
Dieſen unerſetzlichen Verluſt.

Jene Sorge, die auf Liebe deutet,
Nicht von Stolz und Eigennutz geleitet,
Hat gewieket und geſchafft;
Jene Sorge, die ſo tief empfindet,
Willig jede Fähigkeit verbindet
Zu vereinter, größ'rer Kraft.

Und der höhere Beruf der Liebe,
Wachte hier mit ängſtlichem Getriebe
Mehr als die bezahlte Pflicht;
Doch der Liebe inniges Verlangen,
Doch der Sorge mühevolles Bangen,
Beydes rettete Ihn nicht! —

Feeund!*) Du haſt durchwacht die bangen Stunden
Haſt Dir ſelbſt den Dornenkranz gewunden
Aus des Dulders letztem Blick!
Freund! wir ehren Deine bitt'ren Schmerzen,
Denn wir ſeh'n in Deinem treuen Herzen
Welken ein verlor'nes Glück.

*) Dieſe Worte ſind gerichtet an den Lieutenant Becker, Hofkavalier und Adjutant des Höchſtſeligen.

Zähl' auch mich, o Freund! zu den Betrübten!
Nimm, o nimm am Sarge des Geliebten
Meiner Teauer Schmerzensgruß!
Seine Tugend ſoll uns ſtaek erheben!
O! um keinen Preis möcht' ich ihn geben
Dieſes Fürſten Freundſchaftskuß!

Du gewaheteſt Seiner Liebe Regen:
Wie ſie wuchs im mächtigen Bewegen,
Als ſie Gegenliebe fand;
Wie ſie jedes Hinderniß bezwungen,
Wie ſie keäſtig Tauſende umſchlungen
Mit dem ſegenreichen Band.

Du warſt Zeuge jener großen Stunde,
Zeuge von dem göttlich ſchönen Bunde
Mit dem vielgeliebten Sohn!
Hier am Saege laß uns laut beſchwören,
Daß wir innig dieſen Sohn verehren:
Unſ're Liebe ſey ſein Lohn! —

Pius! Heut zum letztenmal vereinen
Um des Sarges Bette ſich die Deinen,
Die Dich herzlich treu geliebt!
Ach! dies letzte, ſchwere, bange Scheiden
Iſt der Zeuge von dem herben Leiden,
Das uns hoffnungslos betrübt.

Einer Stadt — gehüllt im Trauerkleide —
Starb mit Dir der Schöpfer jeder Freude,
Starb mit Dir der ſchönſte Glanz!
Vater warſt Du uns und Feeund im Leben,
Deine Liebe hat uns Seligkeit gegeben —
Unſ're Thränen ſind Dein Todtenkranz!

Julius Carolina.

Francesca Pignatelli.

Eine neapolitaniſche Geſchichte von Richaed Ceaven.

Aus dem Engliſchen überſetzt von F. H.

(Fortſetzung und Schluß.)

„Die Peinzeſſin," ſagte ihe Gemahl, „hat nicht geſchlafen; ſie war den größten Theil der Nacht hindurch im andächtigen Zwiegeſpeäch mit dem Vater Fabiano begriffen; aber die Erleichteerung, welche ihe Heez durch ſolche Unterhaltung eehielt, wird für die köepeeliche Erſchöpfung hinlänglich Erſatz leiſten."

Hierauf nahm ee auf der andeeen Seite neben ihe Platz, und hieß ſeine drei Veewandten auf die nächſte Bank niederſetzen. Eine Pauſe eefolgte, während welcher der Peinz in tiefer und plötzlicher Abgezogenheit mit dee Spitze ſeines elfenbeinernen Stockes unzuſammenhängende und hieeoglyphiſche Figuren in den Sand zeichnete. Feanceſca's Hand ruhte noch in der

Digitized by Google

ihres Bruders, während er feſt, aber ziemlich betrübt auf ihr verſchlungenes Haar, und ihre farbenloſen Wangen hinblickte.

„Ich werde abreiſen," ſagte der Prinz, „eine Stunde nach Einbruch der Nacht; der Mond wird meine Reiſe begünſtigen, und die Nacht kühler ſeyn als die vergangene; der Sirocco wird uns nicht mehe beläſtigen." Er ſchaute bedeutungsvoll auf ſeine Verwandten.

Ein abermaliges Stillſchweigen trat ein. Bald unterbrach es wieder der letztere. „Ich habe befohlen," ſagte er, an ſeine Gemahlin ſich wendend, „das Abendeſſen in dem Vorzimmer, welches an Euer Gemach ſtößt, aufzutiſchen. Werdet Ihe uns nun geſtatten, unſeee Reiſeſachen, und unſere Waffen in Ordnung zu bringen?"

Sie neigte ihr Haupt, zum Zeichen, daß ſie es zufrieden ſey, ohne jedoch ihr Auge von der Fontaine wegzuwenden.

„Mich dünkt, Donna Feancesca," fügte jener hinzu, „daß Eure Einſamkeit und Abgeſchloſſenheit in Euch eine Neigung zum Studium der Naturgeſchichte erweckt hat, ſo eingenommen ſcheint Ihr für die Beobachtung jener Goldfiſche. — Dieſes Baſſin und die Fontaine, welche es bewäſſert, wurde von meinem Vorgänger und Onkel, dem Prinzen von Acaia errichtet. Sie fließt ununteebrochen ſeit ihrer Vollendung. Schwerlich möchte er voeausgeſehen haben, wie anziehend ſie dereinſt für ſeine Nichte ſeyn wüede. Seit jener Zeit iſt das Baſſin nie gereinigt, nie ausgehoben worden. Wie wäre es, wenn wir, noch vor der Mahlzeit, das Waſſer ableiteten, und ſähen, was in dem Behältniß wäre? Wer kann wiſſen, ob wir nicht iegend einen verborgenen Schatz entdecken, irgend ein Ungeheuer in der Tiefe deſſelben auffinden?" Er drehte hierauf einen metallnen Ring, dee am äußeren ſteineenen Rande ſich befand, herum, und der Strahl hörte auf zu fließen; eine ähnliche Veeeichtung an einer anderen Scheaube auf der entgegengeſetzten Seite öffnete den Deckel eines unteeirdiſchen Kanals am Rande des Baſſin's, durch welchen man nun das Waſſer hinrauſchen hörte, während die Fläche deſſelben vom Rande mit verhältnißmäßiger Schnelligkeit niederſank.

Hektoe ſchaute unruhig auf den Prinzen, und ſagte: „Sicherlich wird ſolch kindiſcher Zeitvertreib ſich ſchlecht zu der jetzigen Stunde paſſen."

„Wie ſo, gutee Schwager?" erwideete dee Prinz, „vielleicht werden wir einen guten Fang von Fiſchen für das Abendmahl machen, und dieſe werden ſich eher als rothe Meerbarben behaupten, als die vom Granatello;" und mit einer Spott veerathenden Bewegung durchſtach ee jetzt deei von den Goldfiſchen, welche ſich auf der Oberfläche des Waſſers gezeigt hatten, und waef ſie ſeiner Gemahlin vor die Füße. Dieſe, eeſcheeckt duech die plötzliche Veränderung in ſeinem Betragen und in ſeiner Geſichtsmiene, welche mit ſeinen vorigen ſteifen und kalten Reden konteaſtirte, und beinahe den Anſchein von Wahnſinn hatte, ſtand von iheem Sitze auf, und machte, indem ſie ihm den Arm reichte, Anſtalt, zum Pallaſte zurückzukehren. Aber auf ein Zeichen vom Prinzen, traten ſeine drei Verwandten ihr in den Weg. Er riß ſie ungeſtümm auf den Sitz zurück, und hielt ſie feſt an ſeiner Seite, während ee mit der Rechten zu wiedeeholten Malen die Klinge ſeines Schwertes in das ſinkende Waſſer ſtieß. Seine Stimme ward heißer und zitternd. Seine mit jedem Augenblicke heftiger weedenden Bewegungen ſchienen einen wahnwitzigen und feindlichen Charakter anzunehmen. „Was ſeh' ich," rief er plötzlich aus, „das Waſſee iſt geteübt, ſo wie es ſinkt — es fließt dunkel und ſchmutzig, wie dee Lauf einer Miſſethat, abee ſiehe! in ſeinee inneeſten Tiefe bietet es eine ſchöne Stelle dar. Ich ſagte ja, wir würden einen verborgenen Schatz entdecken. Bemüht euch doch hee und ſeht. Ein neuee, gänzlich unbekannter Schatz iſt's, etwas Amphibienartiges! Nein, etwas Menſchliches, wenn es auch nicht lebt. So war ich ein Edler bin, hier ſind ſchön geordnete, dichte gekräuſelte Locken, eine glatte Stirn, dunkle, ſchwarze Augenbraunen, und eine ſchön gebaute Naſe, obgleich einer gemeinen Foem ſich etwas nähernd, Lippen, die einmal des Granatapfels Carmoiſinroth beſchämt haben mögen, wenn ſchon jetzt mehr dem Blau des Veilchens ähnlich!"

Franceeſca, außer ſich vor Schrecken, fiel ihrem Bruder um den Hals, und ſuchte, wiewohl vergebens, ihren Arm, welchen ihr Gatte hielt, loszuwinden, während ſie ſich über das Baſſin neigte, augenſcheinlich etwas ſuchend. „Hier, Prinzeſſin", fuhr jener fort in einem dumpfen Tone, zwiſchen jedem Satze von einem ſpöttiſchen Gelächter unterbrochen, ‚hier hat ein Mund, vielleicht dieſer Mund hier, ſo zuſammengeſchrumpft und blau, eine Hand, ſo ſchön als die Eure, geküßt; dieſe Augen, bedeckt mit dem Schleier des Todes, weideten ſich einſt an dem Blicke, welcher ſo freundlich war, wie der Donna Franceeſca's; in dieſem ſinnloſen, jetzt des Lebens und Gefühles beraubten Schädel, flutheten einſt Traumbilder von Hoffnung, welche die leidenſchaftlichſie Liebe eingab! Vielleicht kann die Tochter des Grafen Orta, ein Zweig des Geſchlechtes Pignatelli, die Gemahlin Leornardo Toceo's, die Prinzeſſin von Acaia dieſe Fragen löſen?" . . . . . und mit dem Ungeſtümm eines Wahnſinnigen, begleitet von einem lauten Gelächter, das durch die Bäume wiederhallte, ſtieß er einen Menſchenkopf, den er an ſeinem gekräuſelten Haare in der Hand hielt, dicht an Franceſca's abgewandtes Geſicht. Sie ſtieß einen ſchwachen Schrei aus, gleich einem mit dem Tode Ringenden, und ihr Geſicht in ihres Bruders Mantel verhüllend, ſank ſie auf die Knie, feſt an jenem geklammert. Hektor hob ſie auf, und legte ſie ſanft wiedee auf die Bank, wo ſie liegen blieb, unter convulſiviſchem Schluchzen, die Augen mit der Hand zuhalteud. Sodann wandte er ſich entrüſtet gegen den Prinzen und ſagte: „Dies war nicht unſer Vertrag, Eure Gefühle führen Euch über die Grenzen der Gerechtigkeit; meine Schweſter ſoll nicht ſo beſchimpft werden; ſicherlich iſt ihre Strafe ſchon zur Genüge hart." — „So laßt es ſeyn", nahm Franceſca's Gemahl in einem dumpfen und mürriſchen Tone wieder das Wort. Dann ließ er den Kopf auf den Boden fallen, und ſchleuderte ihn ſo heftig mit dem Fuße fort, daß er an Franceſca's Kniee anprallte, und eine Strecke weit längs dem Wege hinrollte, wo denſelben einer der Begleiter mit ſeinem Rapier anſpießte, und verächtlich in den Schlamm des Baſſins warf. Unter tiefem Stillſchweigen ſetzte ſich die ganze Geſellſchaft auf das Gebäude zu in Bewegung. Hekter führte ſeine Schweſter, die matt, aber noch ziemlich kräftig neben ihm herging, an ihrer eiskalten Hand. Deutlich konnte er den Schlag, den ſie eehalten, ſo wie die Wirkungen, die er hervorgebeacht hatte, wahrnehmen. Sie verbarg ihr Auge vor dem ſcheußlichen Schauſpiele, welches ihr Gebieter ſo teufliſch in der Anweſenheit ſeiner Verwandten ihr aufgedeungen hatte; aber nue zu genau unterſchied ihe Inneres, wohl wiſſend, daß leider nue Wahrheit aufgedeckt wurde, die geringſten, jedoch immer peinigenden Umſtände, die mit derſelben verbunden waren. Die bleichen Wangen, die gepeeßten Lippen, das zuſammengeklumpte Haar, die ſtarren Augen, und alle Zeichen eines gewaltſamen Todes entfalteten ſich vor ihrem Geiſte mit weit größerer Lebhaftigkeit, als die Wieklichkeit es vermocht haben konnte. Unter dieſen Bildern von Mord und Zerſtörung hatte ſich die Aehnlichkeit und ſelbſt einzelne eigenthümliche Züge des gefallenen Opfers eehalten, und beſchäftigten mit faſt unerträglicher Qual ihre Einbildungskraft. Abee ihre Sinne, jetzt nur Groll

Digitized by Google

ob dieſer erlittenen Unfälle, verließen ſie nimmer, und in voller Geiſtesgegenwart erreichte ſie das Gemach. Ihr Gemahl war ihr mit ſeinen zwei Onkeln und ſeinem Neffen gefolgt, und wies ſie in das anſtoßende Zimmer, in welchem die von den vielen Kerzen eines großen ſilbernen Armleuchters erhellte Tafel, gedeckt war. Ihr Bruder aber erwiederte ihm auf dieſes Zeichen ziemlich heftig: „Unter ſolchen Umſtänden, wie jetzt, dünkt mich, könnte man der Prinzeſſin Gegenwart an Eurem Tiſche entbehren; gleicherweiſe werdet ihr auch mich davon diſpenſiren; ſie iſt ſichtbar krank, ärztliche Hilfe iſt von Nöthen." Mit dieſen Worten legte er ſie auf ein mit ſammtnen Kiſſen verſehenes Ruhelager.

„Geiſtlicher Beiſtand," antwortete ironiſch der Prinz, wird in einem Zuſtande, wie der ihrige iſt, weit heilſamer ſeyn; und wenn ihre Gegenwart an dem Tiſche des Gemahls gefordert wird, ſo erwarte ich zum voraus, eine Gattin werde die letzten Befehle, die ſie wahrſcheinlich aus dem Munde dieſes Gemahles erhält, nicht unbeachtet laſſen; das Mahl iſt kurz, meine Pferde ſind ſchon geſattelt, die Nacht iſt hereingebrochen; in weniger als einer halben Stunde wird der aufgehende Mond mich zur Abreiſe auffordern."

„Prinz," fiel Hektor ein mit ſtolzer Miene, ich ſage es noch einmal, Ihr habt die Grenzen unſeres gegenſeitigen Vertrages weit überſchritten; er hatte die gerechte Züchtigung einer verwegenen und unerlaubten That zur Abſicht; d i e ſ e iſt nun geſchehen; aber Beleidigung und Schande ſoll nicht auf meiner Schweſter laſten.

Franceſca erhob ſich, und ängſtlich ihres Bruders Hand ergreifend, ſagte ſie zu ihm: „Keinen Wortwechſel beſter Hektor, es iſt nicht mein Wunſch, meines Gatten Befehle unerfüllt zu laſſen, dort oder hier," fügte ſie hinzu ihre beiden Hände vor die Stirne drückend, „es iſt Alles daſſelbe,".... und ſomit zog ſie ihn in das nächſte Zimmer, wo ſie auf den nächſt der Thüre ſtehenden Seſſel niederſank, ihr Bruder nahm neben ihr Platz, der Prinz auf der anderen Seite, und die drei Gäſte ſetzten ſich ihnen gegenüber. Die aufwartenden Bedienten legten der Geſellſchaft die Speiſen vor, und ſchenkte jedem einen Becher Wein ein. Außer Franceſca und ihrem Bruder, nahmen Alle die Erfriſchungen an; aber eine todtenähnliche Stille herrſchte während des Feſtes, wenn man es ſo nennen darf, welche der Prinz dadurch unterbrach, daß er ſeine Gemahlin aufforderte, ſeinem und der Uebrigen Beiſpiele zu folgen; ſie machte, ohne ein Wort zu ſprechen, mit ihrem Haupte eine verneinende Bewegung, als man im Schlafzimmer das Geräuſch herbeieilender Fußtritte und verwirrte ſcheinbar ſtreitende Stimmen vernahm. „Was iſt das für ein Lärm?" fragte beſtürzt der Prinz einen der Diener; „habe ich nicht ausdrücklich den Befehl gegeben, man ſollte uns nicht ſtören, ſind ſie nicht beobachtet worden? Sind nicht die Thore verſchloſſen? „Sie ſind's" antwortete der Diener; „und die Nebenthüre, bei welcher ſich die Pferde Eurer Excellenz befinden, iſt gleichfalls geſchloſſen; Ihr Stallmeiſter wartet dort mit dem Schlüſſel; man hat nirgends hereinkommen können, weder von einer der Hauptſtraſſen, noch von den anderen Wegen welche an den Palaſt ſich ziehen."

„Wie iſt man denn hereingedrungen?" nahm der Prinz wieder das Wort.

Ehe noch die Antwort erfolgen konnte, ſtürzte aus dem einen der anſtoßenden Zimmer Vitangela herein, ſich vor dem Oberhausmeiſter, der ſie vergebens zurück zu halten geſucht hatte, losreißend, und warf ſich vor die Füſſe ihrer Gebieterin, umklammerte ihre Kniee und rief aus: „die Heiligen ſeyen geprieſen! meine Gebieterin iſt gerettet! Zur rechten Zeit bin ich gekommen .... Doch, ſprecht, signora! O, dies todtenbleiche Antlitz! Sagt an, Ihr habt doch Nichts genoſſen von dieſen Speiſen von dieſem Weine? ... ſie warf den ſilbernen Teller, und den herrlichen Becher auf den Boden.

„Weib, biſt du raſend!" ſagte der Prinz, ergrimmt von ſeinem Sitze auffahrend, „du vergißt deinen Stand; entferne dich, wenn du dein Leben noch achteſt."

„Ich achte nichts mehr!" rief das aufgeregte Mädchen aus, „nicht deine mörderiſchen Drohungen, nicht mein Leben — ich habe das meiner Gebieterin gerettet."

Der Prinz faltete ſeine Stirne, und entließ augenblicklich die übrigen Bedienten mit den ernſtlichſten Drohungen von Strafe für den, welcher ſich dem großen Portale nähere, oder nur irgend eine Anſtalt mache, Jemand hineinzulaſſen; gleicherweiſe ſchärfte er die Befehle in Hinſicht der Pferde, daß ſie jeden Augenblick zur Abreiſe bereit ſtehen ſollten, ihnen von neuem ein. Sobald dieſe das Zimmer verlaſſen hatten, ſchloß er die Thüre hinter ihren Rücken und ſteckte den Schlüſſel zu ſich. Auf ein Zeichen von ihm erhoben ſich ſeine drei Verwandten von ihren Sitzen, und ſtellten ſich um ihn, während er ſich mit kalter und vernehmbarer Stimme folgende Worte an ſeine Gemahlin richtete: „Franciſca in dieſer Welt begegnen wir uns nicht mehr, die letzte halbe Stunde hat unſer Schickſal genommen. Euer Bruder und meine edlen Verwandten, die ich ſehr wegen der unbefleckten Ehen ihrer Familie beneide, konnten nicht gelaſſen die Schmach auf ſich ruhen laſſen, welche ſie durch die Verwegenheit einer gemeinen, niedrigen Seele erlitten. Die Züchtigung des Verruchten war ihnen aufgetragen, verſteht wohl: die Züchtigung, nicht die Rache, mir Eurem Beſchützer, Herrn und Gatten fiel die Erfüllung von Pflichten, welche ich nicht unterlaſſen konnte, noch viel ſchwerer. Ich fordere kein Geſtändniß aus Eurem Munde, die geringfügigſten Umſtände von dem, was die Welt einen Fehltritt, der Gatte aber eine Miſſethat nennt, waren mir lange bekannnt in allen ihren Theilen, meine Verzeihung habt Ihr, aber die des erzürnten Himmels kann nur durch die angeordneten Mittel unſerer heiligen Religion erlangt werden. Die vergangene Nacht beſuchte Euch meinem Befehle gemäß, Vater Fabiano, und war bemühet, die heimliche Entdeckung ſeinem Amte gemäß zu melden. Aber es ſcheint, die Stunde war nicht gekommen, jetzt iſt ſie da, (die Glocke eines benachbarten Kloſters läutete zum Ave Maria) Ihr habt keine Zeit zu verlieren. Nun öffnete er eine kleine Thür, welche durch ein Vorzimmer zu den inneren Gemächern des Palaſtes führte. Der Beichtvater trat heraus, das Crucifix in ſeiner Hand. „Ehrwürdiger Vater, fuhr jener fort," „mein Werk iſt vollendet, thut nun das Eure in dem letzten Dienſte, welchen ihr dieſer Unglücklichen erweiſen könnt." Er führte ihn zu Franciſca. Ihr Bruder aber ſprang auf, und dringt ſein Schwert ziehend auf den Prinzen ein mit den Worten: Noch einmal ſag ich es, laßt ab von dieſen Beleidigungen gegen meine Schweſter! Ihr habt alle unſere Bedingungen verletzt! Ein Leben iſt aufgeopfert worden! ein Strom Verbrechersblut iſt gefloſſen! Ihr Leben ſchütze ich mit meinem!"... Dann trat er zwiſchen ihr und dem Prinzen, und nahm eine Stellung an, als wolle er ihn heraus fodern.

„Sinnloſer Jüngling," begann wiederum der letztere, „ſchaut auf ſie hin und ſagt, ob Blut nöthig iſt, das Opfer zu vollenden."

Hektor, ungewiß, was dieſe Worte bedeuteten, wandte ſich zu Franceſca, dem unglücklichen Gegenſtand ihres Wortwechſels, welche noch auf demſelben Sitze, den ſie während der Mahlzeit eingenommen hatte, ſchweigend und bewegungslos da ſaß, und

Digitized by Google

jetzt erſt die furchtbare Veränderung, welche die letzten wenigen Minuten auf ihrem Antlitz hervor gebracht hatten, deutlich zeigte. Ihr Auge, ſtarr und unbeweglich, hatte das Feuer des Lebens und ſelbſt die Zeichen von Anweſenheit der Vernunft verloren. Kalte Schweißtropfen rannen von ihrer Stirne auf die Wangen und über die Naſe, deren immer ſchärfer ſich markirende Züge den nahen Tod bedeuteten; während ihre Lippen, gänzlich aller natürlichen Farbe beraubt, zuſammengezogen und dicht aneinander geſchloſſen waren, ausgenommen, wenn ſie ſich von Zeit zu Zeit mit einem gewiſſermaſſen ſchrecklichen Lächeln öffneten, um tief Athem zu ſchöpfen. Der Prieſter hatte ſich neben ihr geſetzt, und das Kreuz zwiſchen ihre Hände gelegt, welche es krampfhaft feſt hielten. Ihr Bruder ließ ſich vor ihr auf die Knie nieder, und fragte mitleidig, ob es ſie ſchmerze? „Nein," antwortete ſie; „aber mein Kopf ſchwindelt, und das Zimmer iſt finſter."

Vitangela, welche ſie auf ihrem Sitze aufrecht hielt, neigte ſich zu Hektor und flüſterte ihm in's Ohr: „Schützt ſie vor den mörderiſchen Vorwürfen ihres Gemahls, und wenige Minuten werden ſie von jeder Gefahr befreien; ſie iſt nur vom Schrecken und von der Aufregung ſo ergriffen; ich glaube ſchon die Befreier in der Nähe zu hören."

Der Prinz näherte ſich, die ſchwarzen Locken, die über das Geſicht herabhingen, theilend, drückte er einen Kuß auf ihre Stirne, und ſagte mit ſanfter Stimme: „Euer Beichtvater ſteht neben Euch; wenig ſind der Augenblicke, welche Ihr noch Euer nennen könnt; fügt nicht noch ewige Verdammniß zu der Sünde, welche ſchon hier ſo ſchwer auf euch laſtet."

Sie ſchlug ihre Augen nieder; und ein leiſer Schauder fuhr über ihr Antlitz, als die Stimme ihres Gatten ſie zur Erforſchung ihres Inneren aufforderte; ſie drückte das Crucifix an ihre Bruſt, und ſagte in kaum vernehmbaren Lauten: „Es iſt nur eines, ein einziges Verbrechen, aber ein furchtbar ſchwarzes! O Vater! wird der Himmel gnädiger ſeyn, als der Gatte?"

In dieſem Augenblicke hörte man das Geräuſch von Fußtritten, und in einiger Entfernung Waffengeklirr vom Garten und von der Teraſſe her, als nähere man ſich dem Gebäude; plötzlich hörte es wieder auf.

Vitangela drückte Hektor's Hand; und als ſie den Prinzen mit ſeinen Verwandten nach der zum Vorzimmer führenden und offenſtehenden Thüre ſich zurückziehen ſah, klopfte ihr Herz mit erneuerter Hoffnung und Sicherheit, und ſie rief aus: „Flieht mein Herr, flieht, wenn Ihr der Strafe, die Eurer rachſüchtigen Grauſamkeit gebührt, entfliehen wollt; die Hand der wieder vergeltenden Gerechtigkeit iſt über Eurem Haupte emporgehoben!"

„Francesca," ſagte ihr Gemahl, ohne Vitangela zu beachten, „hört meine letzten Verordnungen — rettet Eure Seele!"

Deutlich vernahm man jetzt von außen ein Pochen und Klopfen an dem vergitterten Fenſter, als würden Verſuche gemacht, es einzubrechen.

„Das Leben meiner Gebieterin wird verſchont werden", rief frohlockend das aufgeregte Mädchen aus, als ſie ängſtlich auf jenes Geräuſch horchte.

„Wahrlich, lang genug, bis ſie von ihrem Fehltritte nur etwas beichtet", ſagte der Prinz; „doch der Himmel ſey geprieſen! ſie wird nicht ganz ohne Reue ſterben", rief er aus, als er bemerkte, daß Vater Fabiano ſich vor ihr niedergekniet, und daß ſie ihm etwas leiſe ins Ohr geſagt hatte.

„Seyd guten Muths, liebe Signora", fuhr Vitangela fort, „die Jahre der Geſundheit und des Glücks werden jetzt erſt für Euch kommen. Dieſer blutbefleckte Tyrann wird Euch von jetzt an kein Leid mehr zufügen können."

„Laßt ab von dieſen widerwärtigen und verdrießlichen Geſtändniſſen, theure Schweſter", fügte Hektor hinzu, durch Vitangela's Worte mit neuen Hoffnungen erfüllt.

„Fahrt fort, und beeilt euch vielmehr damit", ſchrie laut der Prinz, „wenn ihr auf Seligkeit hofft!" Mit dieſen Worten drehte er den Schlüſſel der kleinen Thüre herum, und öffnete dieſelbe gegen den Vorſaal.

„Eure Drohungen ſind kraftlos, wie Eure Ausſagen", nahm die Dienerin das Wort; „jetzt iſt es zu ſpät, Gewalt anzuwenden; ſie iſt Euren mörderiſchen Anſchlägen entgangen; ſie hat noch keine Speiſe zu ſich genommen ſeit dem Morgen."

Ein Lächeln, ähnlich dem eines Feindes, glänzte auf den Zügen des Prinzen, als er langſam und abgemeſſen ſagte: „Außer zwei Stunden vor Sonnenuntergang eine Taſſe Chocolade." Vitangela ſtieß einen Angſtſchrei aus, und ſtürzte ſich vor ihrer Gebieterin auf die Kniee, während der Prinz, begleitet von ſeinen drei Verwandten, durch die offene Thüre hinausrannte. Von außen hörte man Lärm und Getöſe und die Fußtritte bewaffneter Leute. Plötzlich entſtand ein Gekrach, und der Laden und das Fenſter von der Terraſſe her brachen ein. Der Vicekönig, begleitet von ſeinem Sekretair und ſechs Soldaten ſeiner Leibgarde, nebſt Carminello, der ihr Führer durch den Garten geweſen war, trat in das Zimmer. „Wo ſind die Schuldigen?" fragte der Herzog von Alba. „Entflohen" ſchluchzte Vitangela, ihre Hände ringend, „ſeht ihr Opfer!"

„Ein Verbrecher iſt hier", ſagte ſtandhaft Hektor Pignatelli, „wenn die Vertheidigung der Ehre ein Verbrechen iſt." Der Herzog gab ſeinen Leuten ein Zeichen, ihn in Verwahr zu nehmen; aber er deutete auf ſeine Schweſter, und hob ſeine Hände in flehender Stellung empor, als bitte er noch um eine kurze Verſchiebung. Der Herzog, welcher, da er auf der anderen Seite des Tiſches ſtand, ſie und den vor ihr knienden Mönch nicht bemerkt hatte, trat mit Verwunderung näher, als der Letztere ſein Weitergehen hemmte, indem er aufſtand und mit Hilfe Vitangelas, welche ſo weit ſich wieder faßte, daß ſie ihn bei dieſem Geſchäfte unterſtützen konnte, Francesca ſanft auf den Sitz zurücklehnte. Ihre Augen waren geſchloſſen, mit der einen Hand drückt ſie das Crucifix an ihre Bruſt, die andere hielt die des Mönchs, und die kaum bemerkbaren Bewegungen derſelben ſchienen ihn näher zu ihr hinzuziehen. Vitangela hielt ihr Haupt, und der Prieſter neigte ſich zu ihr, um die letzten Geſtändniſſe zu vernehmen; aber er konnte ſie nicht mehr hören. Der Athem, welcher ſie vergebens hörbar machen ſollte, war der letzte, den ſie zog.

„Sie iſt todt", ſagte in feierlichem Tone der Prieſter, in ſegnender Stellung ſeine Hand über den Leichnam erhebend, „und ſündenfrei, des Menſchen größte Macht iſt beſchränkt auf Strafe und Tod; des Allmächtigen Gnade und Barmherzigkeit kennt keine Grenzen!"

Anmerkung des Verfaſſers. Die in dieſer Erzählung angeführten Ereigniſſe ſowohl, als die Namen der Perſonen, ſind die Zeit, wo ſie ſich zutrugen, ſind nicht erdichtet, ſondern aus einem Manuſcripte entnommen, welches, wie der Verfaſſer deſſelben angibt, authentiſche, aber geheime Anekdoten, von vielen der berühmteſten neapolitaniſchen Familien aus der damaligen Zeit, welche meiſt dieſen ähnliche Thaten erzählen, ertheilt. Von den Perſonen, welche in dieſer häuslichen Tragödie ſpielen, mag nur noch erwähnt werden, daß der Bruder mit lebenslänglicher Gefangenſchaft beſtraft wurde; der Gemahl aber, der noch bei weitem ſtrafwürdiger war, und deſſen Nachkommen noch jetzt exiſtiren, und eine der angeſehenſten Familien des Königreichs bilden, zum Tode verurtheilt, aber nach mehrjähriger verborgener Abweſenheit Begnadigung erhielt. Demungeachtet ſcheint es,

Digitized by Google

daß er nie mehr nach Neapel zurückkehrte, ſondern in Oberitalien als Soldat im Dienſte ſeines Gebieters, des Königs von Spanien, ſein Leben endete. In Betracht der eigenen Todesweiſe des ſchuldigen Buhlen, (eines jungen Mannes von niederm Stande, aus Capua mit Namen *Gian Betelli*) iſt auf ein im 16. und 17. Jahrhundert, nicht ungewöhnliches Ereigniß angeſpielt; obgleich der Leſer wiſſen möge, daß vor nicht mehr als zehn Jahren noch ein Mord auf dieſelbe Weiſe, wenn auch nicht wegen derſelben Urſache, begangen wurde.

Engliſche Polizei und Polizeiverhandlung.

(Gemälde engliſcher Sitten, namentlich London's.)

(Fortſetzung.)

Der Teufel wäre wahrhaft ein armer Teufel, wenn er *alle* dieſe Werke der Finſterniß würdig belohnen wollte, und ein kleinſter Partikel der Tugend muß eine große Kraft und Würdigkeit haben, um ſo unendlich große Probſtücke des Laſters und Verbrechens auszugleichen oder aufzuwägen. Der Heerführer des finſtern Reiches hat unendlich viel Truppen, um ſo mehr, da, wie oben ſchon berührt, die ſcheinbaren Tugendhaften zum Nachtrabe gehören: in einem Handelsſtaate iſt gar viel erlaubt, gar viel autoriſirtes *Tagwerk*, was unerlaubt iſt vor der ſtrengen Moral und füglich ein *Nachtwerk* genannt werden könnte. Es iſt zwar nicht zu läugnen, daß in Bezug auf das Diebskapitel in England viel erdichtet wird, allein alle Dichtung iſt nicht im Stande, die Wirklichkeit zu treffen, viel weniger zu übertreffen. Die Polizeiverhandlungen geben zur Warnung alle Kniffe der Spitzbuben an, allein täglich kommen *neue* Kniffe zum Vorſchein, man vergißt die *alten*, und dieſe können dann von den fingerfertigen und behänden Dieben — ich leite ganz natürlich von Hand ab — oder Geniepracticern immerhin wieder angewendet werden, und, kunſtgerecht zu ſprechen, einen neuen Cyklus beginnen. So lang in England auf hohen und niedern Schulen keine Lehrer angeſtellt werden, in der Wiſſenſchaft oder Kunſt, ſich gegen Diebe und Spitzbuben zu verwahren, zum Frommen und Beſten aller ehrlichen Leute, wobei dieſe Profeſſoren entſchiedene Practiker, das iſt ausgediente, emeritirte Spitzbuben ſeyn müſſen, ſo lange werden die Diebstheorie- und Praxisanſtalten, namentlich in London, immer das Uebergewicht behaupten. London kann die hohe Schule der Spitzbuben genannt werden und hat nur an Paris eine würdige Nebenbuhlerin, in London wird aber Paris in dieſer Hinſicht nur für ſtümperhaft angeſehen; denn die Pariſer Diebe müſſen, wenn ſie auch ſchon zu Hauſe promovirt ſind, ſich erſt nach London begeben, um vervollkommnet zu werden, ungefähr ſo wie die deutſchen jungen Doctoren der Medicin nach Berlin, oder Juriſten nach Heidelberg gehen. In Paris möchte ich ſolches freilich nicht laut ſagen, *wo es auch ſey*, denn ich könnte für eine ſolche Läſterung einen *ſchlagenden* Gegenbeweis erhalten, d. i. rein todtgeſchlagen oder ausgeraubt werden. Die Pariſer Diebe, wie man in Zeitungen z. B. in Gallignani's Messenger zur Genüge leſen kann, machen ſolche reiſſende Fortſchritte in der Kunſt der Acquiſition, daß ſie ſich mit den Londonern meſſen zu können glauben. Uebrigens darf nicht vergeſſen werden, was weiter oben von dem Verhältniſſe des Sonſt und Jetzt geſagt wurde, d. i. daß es ſonſt doch ärger war bei *geringerer* Bevölkerung. Die *Art* der Diebspraxis hat ſich, wie denn alles in der Cultur vorwärts ſchreitet, nur noch mehr herausgebildet. Von jeher übrigens hat das Diebshandwerk, oder vielmehr Diebskunſt, das vor allen Handwerken und Künſten voraus gehabt, daß dort auch ſchon Kinder, mitunter im zarteſten Alter eine Vollkommenheit beſitzen, die ganz mit der Fingerzartheit und Körpergeſchmeidigkeit im Verhältniſſe ſteht. Es iſt gar erbaulich, wenn bei großem Gedränge die kleinen, unſchuldig ausſehenden Fratzen, den erwachſenen Leuten unter den Füßen herumkrabbeln, die Taſchen auskundſchaften und ſie entweder auch gleich ſelbſt leeren, oder wenn ſie zu klein ſind, ſelbſt hineinzulangen, nicht weit entfernten ältern und größern Adepten ein Zeichen zur Ausleerung geben. Weh dir, wenn du z. B. in der Bartholomäusmeſſe auf *Smithfield* (einem großen Platze in London, wo die Vieh- und Menſchenmärkte abgehalten werden) von einer ſolchen jungen Brut zur Beute auserkohren worden biſt! In dem Augenblicke, wo du einer ſolchen jungen Beſtie mitleidig aus dem fürchterlichen Gedränge helfen willſt, hat ſie dich ſchon beſtohlen, oder giebt allſeitig Winke, dich für deine unverſchämte Gutmüthigkeit zu beſtehlen. Denn für unverſchämt hält der Junge deine Gutmüthigkeit auf jeden Fall, da du ihn von der Bühne ſeiner ihn nährenden Thätigkeit zu reißen beſtrebt biſt. — Die guten Schauſpieler ſtehen bei den Spitzbuben in hohem Anſehen: warum wohl? Weil der gute Tragiker ſeinen Zuſchauer ſo zum wehmüthigen Gefühle, ja zu Thränen und der Komiker ſo zum Lachen und zur Freude hinreißt, daß er alles um ſich her (— im engſten Sinne, auch das um ſich in ſeinen Taſchen befindliche —) vergißt und dem Diebe in der *körperlich* unempfindlichſten Stimmung iſt und nicht merkt, daß ihm derſelbe alles Koſtbare aus der Taſche, oder auch, wenn der Geiſt ſo recht hingeriſſen iſt und den Körper vergißt, wofür dem Acteur auf der Bühne vom Acteur außer der Bühne recht ſehr gedankt wird, mit der Taſche wegnimmt oder den Eigenthümer der Mühe enthebt, länger für ſein Eigenthum zu ſorgen. Jener Prediger wird zwar ſelbſt bei den Spitzbuben als ein Hexenmeiſter angeſehen, welcher durch irgend eine ſalbungsreiche Predigt einem ihrer Kameraden oder Kamerädinnen gute Entſchlüſſe beibringen oder ſie gar vom Handwerk abbringen kann: allein auch jener wird ſehr geſchätzt, welcher ſo ſalbungsreich predigt, daß auch in der Kirche der Geiſt ſo ganz vom Körper weg in den ſiebten Himmel entzückt wird, daß der auf Erden gelaſſene Körper nicht merkt, daß die Taſchen ausgeſtohlen werden; — der mittelmäßige Redner iſt verhaßt, denn ſeine Predigt läßt das Andenken an den Körper zu; — ſehr geachtet iſt aber wieder der ſchlechteſte Redner und zwar aus keinem andern Grunde, als weil er die Zuhörer *in feſten Schlaf* wiegt; der Geiſt eines Schlafenden iſt nun, wie ſich von ſelbſt verſteht, ſo ſehr in ſeiner Wohnung dem Körper verborgen, daß alles Aeußere, wenn es nicht angebunden iſt, eine Beute des Diebes iſt. Wird, um noch ein Paradox anzuführen, ein Erzgauner vornehmer oder lumpiger Art, vor Gericht geſtellt, ſo nützt er vor der Gerichtsſchranke noch ſeiner Zunft, nemlich ſein Fall iſt um ſo intereſſanter, daß die Gallerien des Saales von Zuſchauern vollgepfropft ſind: je mehr dieſe die Bänke füllen und je eifriger ſie dem Prozeſſe folgen, deſto leichter können ſie beſtohlen werden; vorzüglich, wenn der Dieb recht Acht gegeben hat, in welche Taſche der Eintretende, welcher an der Thüre dem Portier ein forcirtes Trinkgeld geben muß, die Börſe geſteckt hat. (Fortſetz. folgt.)

Italieniſches Theater in Athen.

†. Athen, 27. Juni 1837. Hr. Gaſtanis Melis war nicht der erſte, der uns ein proviſoriſches, leicht gezimmertes Theater vorführte. Nauplia, Syra, Patras und die Haupt-

Digitized by Google

ſtadt ſelbſt ſahen ſchon verſchiedenemal in ihre Mitte Häuſer von Balken und Brettern ſich erheben, meiſt ſchlecht zuſammengefügt und unbedeckt von oben, ſo daß die Himmelswölbung ihr natürliches Dach bildete. Wir müſſen jedoch geſtehen, daß von allen Theatern, die bis jetzt immer für kurze Zeit, in unſern Städten auftauchten, das des Herrn Melis das vollkommenſte iſt. Es fehlt da nichts von dem, was die größten Theater von Paris und Italien beſitzen, und man ſieht freilich in ſehr beſcheidener Verkleinerung, verſchiedene Scenerien, Orcheſter, Parterre, Gallerien, Logen, Amphitheater, Lüſter und was alles zu dem vielnamigen Inventar und Mobiliar eines europäiſchen Theaters gehört. Solchen glücklichen Metamorphoſen auf dem theatraliſchen Gebiete konnte ein zahlreicher Beſuch des Publikums nicht fehlen. — Die anfänglichen Vorſtellungen des Hrn. Melis waren für das Publikum nicht neu; es ſah auch ſchon zu andern Zeiten Seiltänzer, athletiſche und pantomimiſche Productionen. Wir müſſen jedoch dem Hrn. Melis die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß die Geſchicklichkeit ſeiner Geſellſchaft und ſeine eigene athletiſche Gewandheit das übertrifft, was wir bis jetzt in der Art in Griechenland geſehen haben. — Aber die Phantaſie des Menſchen will Abwechſlung, um in ſteter Bewegung zu ſeyn: wie angenehm, wie begeiſternd auch ein Gegenſtand auf ſie einwirkt, — ſie wird ermüdet, wenn man ihr denſelben ſtets unverändert, in der nämlichen Geſtalt vorführt, dieſes Schickſal erfuhren auch die Productionen des Hrn. Melis, und die rühmlichſten Anſtrengungen ſeiner Geſellſchaft, die Entwicklung der ganzen Künſtlergröße der Hrn. Melis ſelbſt konnten dieſe pſychologiſche Wahrheit nicht umſtoßen. Hr. Melis fügte ſich dem höhern Geſchick, jedoch nicht um kleinmüthig das begonnene Werk wieder zu zerſtören, ſondern ihm einen dem Geſchmack des Publikums zuſagenden Anſtrich zu geben; und mit Wallenſtein ausrufend:

„Wenn ich nicht wirke mehr, bin ich vernichtet,
Nicht Opfer, nicht Gefahren will ich ſchauen,
Den letzten Schritt, den äußerſten zu meiden!"

legte er aufs neue die kunſtgeübte Hand an den bedrohten Thespistempel. Die Phantaſie der Athener ſollte durch eine andere dem Himmel entſtiegene Kunſt verſöhnt werden, und eine neue glücklichere Epoche für die Thespisjünger erſtehen. Wir wollen Herrn Melis von der neugewählten Bahn nicht durch ominöſe Prophezeiungen abſchrecken; wir rathen ihm nur ja nicht zu vergeſſen, daß die griechiſche Phantaſie eben ſo ſchnell geſättigt wird, als ſie lebhaft und leicht erregbar iſt. Endlich, am Tage des heiligen Iſaakios, erſchien der Verkünder einer beſſern Zeit, ein Theaterzettel im farbigen Gewande, bedeutungsvoll und inhaltsſchwer: Der „Barbier von Sevilla" die Schöpfung des von der Mode vergötterten Roſſini, erwartet die Verehrer Italiens im feſtlich geſchmückten Tempel. Der Barbier von Sevilla, aufgeführt in Athen. Dieſe Nachricht brachte unſre ganze Bevölkerung auf die Beine, ja, wer ſollte es glauben, ihr Eindruck war ſo groß, daß ſelbſt der Politik einige Tage nicht mehr gedacht wurde. Selbſt jene, welche dieſe Oper auf fremden Theatern in ihrer ganzen Vollkommenheit geſehen, welche einen Rubini, David Lablache, eine Malibran und Sonntag gehört, theilten die ungeſtümme Erwartung mit jenen, die noch nicht wußten, was das Wort „Melodrama", was die noch ſonderbareren Worte der „Barbier von Sevilla" bedeuteten. Endlich erſchien der vielbeſprochene Abend; — der glückliche Abend würde mich Herr Melis corrigiren, denn eine noch nie geſehene Menſchenmaſſe bedeckte Parterre, Gallerien und Logen. Einheimiſche und Fremde, Militärs, Kaufleute, Bauern, Türken, Leute aus allen Ständen und Nationen, drängten ſich im bunten Gemiſche, — ein Anblick, den man nur in Griechenland bei feſtlichen Gelegenheiten genießen kann. Und wahrlich, der Tumult und die Aufregung, die bis zur Eröffnung ununterbrochen fortwährte, machten der Kehlenfertigkeit und Rührigkeit der Verſammlung keine Unehre; bald ein Streit um die Plätze, bald im ganzen Theater vernehmliche Verweiſe des Theaterdieners, bald ängſtliches Geſchrei, wenn einige Bretter krachten, und der leichte Thalien-Tempel, der mehrmals von der Maſſe und Schwere ſeines Inhalts vernehmlich erbebte, Miene machte, ſich mit der Verſammlung zu einem unerwünſchten Chaos zu vereinigen. Endlich belebt ſich in Mitten des Aufruhrs das Orcheſter; es erheben ſich 10 bis 12 Muſiker, worunter 4 Violiniſten, und beginnen die Ouvertüre. — Sie glauben wohl, daß nunmehr, wie in andern europäiſchen Theatern, die Aufregung der tiefſten Stille Platz machte? O nein! in dem Theater des Herrn Melis dauerte der Lärm fort, und die Töne des Orcheſters gingen in den noch ſtärkeren der Verſammlung unter. Endlich erhebt ſich der Vorhang. Ein Theil der Verſammlung bricht in Aeuſſerungen der Zufriedenheit, der Ueberraſchung aus, und alle Blicke wenden ſich nach der Bühne. Endlich erringt die Stille die ihr lange vorenthaltenen Rechte. Es erſcheint ein Hund, der ſich mit ruhigem Anſtande von der linken Seite der Bühne zur rechten begiebt. Das Gelächter vieler Zuſchauer überzeugte den andern Theil der Verſammlung, daß dieſes Impromptü keinen Theil der Produktion ausmache, und bald verbreitet ſich im Hauſe allgemeine Heiterkeit. Da erſcheint der Diener des Grafen Almaviva, und beginnt von dem kleinen Orcheſter recht brav unterſtützt, ſeine Arie; doch

„Die böſen Geiſter fordern ihren Zoll"

Der Hund, der durchaus bei der Produktion nicht unthätig bleiben wollte, fing in der Tiefe des Theaters an zu bellen, und begleitete den Geſang des unglücklichen Dieners des Almaviva. Es erſcheint ſein Herr, der Graf, ſein Anzug iſt gut gewählt, ſein Wuchs iſt ſchön, und ausdrucksvoll ſein Geſicht. Wir glaubten im erſten Augenblick, einen David oder Rubini zu ſehen; doch er öffnet den Mund, und verſchwunden iſt alle Täuſchung. Wir ſagen damit nicht, daß die Rolle des Almaviva in ſchlechten Händen war; ſeine Stimme iſt biegſam und gebildet, aber ſchwach im höchſten Grade. Eine ſo hohe, kräftige Geſtalt, und eine ſo kleine, ſchwache Stimme!

„Erkläret mir, Graf Orindur,
Doch dieſen Zwieſpalt der Natur!"

Doch wer wollte auch eine Stimme in ihrer vollen Rundung hören wollen in einem hölzernen Theater, durch deſſen Dach man den Himmel mit allen ſeinen Geſtirnen ſieht, und wo der Geſang nicht ſelten von dem Bellen der Hunde begleitet wird? Almaviva trat ab, und es erſchien Figaro, der leichte, lebendige Barbier, mit der langen Mütze, die Guitarre in den Händen. Er weiß durch überraſchende Bewegungen, durch komiſche Wendungen und Grimmaſſenſchneiden das Publikum in die heiterſte Stimmung zu verſetzen; doch ſeine Stimme!

„Erſparet mir das ſchreckliche Geſtändniß!"

Zum Glück war ſie ſo wenig hörbar, denn ſie wurde erſtickt von dem ſchwachen Orcheſter. Der darauf folgende Chor ward eben nicht meiſterhaft exekutirt, und mancher unharmoniſche Ton gelangte an unſer Ohr; doch war es die beſte Partie des Abends, und das Publikum ſchien damit zufrieden. Es ſollte nunmehr Roſine auf der Bühne erſcheinen. Die ſchöne, die reizende, die in ihrem Charakter eigenthümliche Roſine, wer wird ſie vorſtellen? Freundliche Reminiſcenzen tauchten in unſrer Seele auf, und in edler Reſignation, eine Mali-

Digitized by Google

bran oder Sonntag zu ſehen, hatten wir unſre Phantaſie bereits dazu beredet, die nun erſcheinende Roſine mit dem Zauber freundlicher Erinnerungen zu umgeben. Doch ſie erſchien nicht, und das war das Beſte, was Herr Melis thun konnte; dieſer glückliche Einfall des Herrn Melis befreite uns von dem peinlichen Gedanken, ein Gegenſtück der Roſſiniſchen Roſine zu ſehen. — So endete das berühmte Melodrama; was ſollen wir zu deſſen Würdigung noch beifügen? Der Wille war gut, aber die Mittel, das heißt die Stimmen zu ſchwach. Doch das Publikum iſt immer, wenn man es nur einigermaßen gut zu behandeln weiß, ein nachſichtiges u. dankbares Publikum. Kaum fiel der Vorhang, als ein ſtürmiſcher Beifall deſſelben das Haus in ſeinen Grundfeſten erbeben machte, und „Fuora! Fuora!" ertönte es aus tauſend Kehlen. So ſtürmiſch und einſtimmig wurde ſelbſt David, ſelbſt der göttergleiche Rubini von dem begeiſterten Auditorium der italieniſchen Oper in Paris nie gerufen. Nach einigem Zaudern und nicht ohne ſichtbare Verlegenheit — und das zeugt von ihrer Beſcheidenheit und dem Bewußtſeyn ihrer Schwäche, das ihnen alle Ehre macht — erſchienen die Herren des Melodrama, um den Preis ihrer Bemühungen, den Künſtler Lorbeer, aus den Händen des Publikums zu empfangen, und wenn vollends die Meinung des geiſtreichen Ernſt Plattner richtig iſt, „daß der Menſch Geſchicklichkeit beſitzt, wenn er jedes Geſchäft mit Leichtigkeit behandelt", ſo müſſen wir anerkennen, daß unſere Künſtler dieſes Prädikat in hohem Grade verdienen. Nach dem Ende der Oper-Vorſtellung blieb den Zuſchauern nicht viel Zeit, um, ein jeder nach ſeiner Weiſe, Muſik und Produktion zu recenſiren. Vivat- und Beifallrufen von auſſen verkündeten die Ankunft Ihrer Majeſtäten des Königs und der Königin, die gleich darauf mit ihrem Gefolge in der königlichen Loge erſchienen. Das geliebte königliche Paar wurde, wie immer, von den Anweſenden auf das Herzlichſte und mit Enthuſiasmus bewillkommt, und hier, wie überall, erfreuten ſich Aller Blicke an der Leutſeligkeit des Königs und der Anmuth der jungen Königin. Es ſchien, als wenn die Anweſenheit Ihrer Majeſtäten dem Publikum eine erſehnte Entſchädigung für die Melodrama-Qualen gewährte. Es folgten hierauf noch zwey pantomimiſche Vorſtellungen, von denen die letzte dem Publikum viel Unterhaltung gewährte. Das Theater endigte um eilf ein halb Uhr. Wenn auch die Aufführung des Melodrama ſehr an dem allgemeinen Gebrechen der menſchlichen Unvollkommenheit litt, ſo machte doch das Neue des Gegenſtandes, die Anweſenheit Ihrer Majeſtäten, der Zuſammenfluß ſo vieler Menſchen, und die glückliche Darſtellung der letzten Pantomime den Abend zu einem freundlichen und angenehmen, und das zahlreiche Publikum verließ das Haus befriedigt.

Literariſcher Salon von und für Bayern.

Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785. Stuttgart, Cotta. 636. 216. S. 8.

Die Erſcheinung der kleinen, trefflich geſchriebenen Schrift iſt nicht nur dadurch gerechtfertigt, daß die Erben des noch vor dem Abdruck verſtorbenen Verfaſſers (der nachher durch ſeine Pianofortefabrik in Wien bekannt gewordenen Andreas Streicher) das Honorar der Verlagsbuchhandlung dem zu errichtenden Denkmale Schillers überließen, ſondern auch dadurch, daß ſie über eine zwar kurze, aber für die nachherige Entwicklung des großen Dichters bedeutungsvolle Periode ſeines Lebens genauen Aufſchluß gibt. Wenn es die Aufgabe iſt, auch die kleinſten Einzelheiten von dem Leben eines berühmten Mannes, als vollgültige Zeugniſſe ſeiner Perſönlichkeit zu einem klaren Ganzen zu vereinigen, ſo iſt dies bei Schiller nur inſofern geſchehen, als ſein Leben mehr in einzelnen Beiträgen und Mittheilungen uns erzählt iſt, daher ſich auch dieſes vorliegende Buch dem, was Caroline v. Wolzogen, der jüngere Voß, Göthe und Schiller ſelbſt in ſeinen Briefen mitgetheilt haben, ergänzend anſchließt. Denn gerade über die Zeit von Schillers Abreiſe von Stuttgart und ſeinen Aufenthalt in Mannheim herrſchte noch manches Dunkel. Was der Flucht von Stuttgart vorausging, wie namentlich der Dichter dazu bewogen wurde, und was ihm auf der kleinen, zu Fuß gemachten Reiſe nachfolgte, wird uns genau erzählt; der Aufenthalt des Dichters in Mannheim ſelbſt, wo ſogleich die hoffnungsreichen Erwartungen deſſelben durch die proſaiſche Alltäglichkeit und die beengende Kälte deren, an welche er ſich wandte, niedergeſchlagen wurden, gibt es intereſſante Bilder der damaligen Verhältniſſe der buchhändleriſchen und dramatiſchen Welt. Abwechſelnde Scenen bieten die hie und da auftretenden originellen Perſönlichkeiten und die mannichfachen Urtheile und Behandlungsweiſen gegen den jungen Dichter dar, deſſen künftige Größe die Meiſten nicht ahnten, während Andere die tüchtige Kraft ſeines Genius ſchon jetzt erkannten. Selbſt zarte und rührende Partien fehlen nicht, wie z. B. Schillers Zuſammenkunft mit ſeiner Mutter an der Grenze des Heimathlandes. Da der Verfaſſer der Einzige war, welcher dem Dichter als vertrauter auch in der niederſchlagendſten Zeit ſeines Lebens treu theilnehmender Freund nahe ſtand und ſo das Werkzeug zur Vermittlung ſeiner künftigen Anerkennung wurde, ſo freuen wir uns, ſeinen Charakter als einen höchſt liebenswürdigen und aufopfernden, freundſchaftsfähigen kennen gelernt zu haben, und danken ihm, der freilich nicht mehr unter den Lebenden wandelt für die Mittheilung dieſer Epiſode aus des Dichters Leben, deren Lektüre wir allen Freunden und Verehrern Schillers beſtens empfehlen.

Das Schulhalten im neunzehnten Jahrhundert, oder vom Element an lückenlos fortſchreitender, in einander greifender Unterricht für zweitauſend und achtzig Lehrſtunden in der Volksſchule, von W. K. Schultheiß, Elementarlehrer in Nürnberg. Selbſtverlag des Verfaſſers 1835 — 37.

Wir haben in der pädagogiſchen Literatur alle Epochen durchgemacht und doch haben die Bemühungen unſerer größten Volkslehrer und Erzieher, wenn ſie gleich die Volksbildung weſentlich förderten, doch in ſo ferne noch viel zu wünſchen übrig gelaſſen, als die meiſten Pädagogen nicht unmittelbar in die Schule ſelbſt einführen, und den geſammten Lehrſtoff in ſeiner folgerichtigen Entwickelung darſtellen, ſondern nur Andeutungen, Vorſchriften, Winke u. ſ. w. geben, bei welchen das gewöhnliche Schulhalten ein beſtändiges Experimentiren mit verſchiedenen Methoden bleibt. Wohl mag der tüchtige Lehrer endlich vollkommen Herr ſeiner Aufgabe werden, aber nicht jedem iſt es gegeben, langjährige Erfahrungen zu gewinnen und allſeitig zu benützen. Wer nun für öffentliche Volksunterrichts-Anſtalten, beſonders für Volksſchulen, Intereſſe hat, und wem als Lehrer daran gelegen iſt, die auf tüchtige praktiſche Erfahrungen gegründete Darſtellung des geſammten Lehrſtoffes für Elementarſchulen und beziehungsweiſe auch für andere Schulabtheilungen kennen zu lernen, der nehme die oben angezeigte Schrift zur Hand, welche in einem lückenlos fortſchreitenden Unterricht das Element geben will, auf welches die ganze Geiſtesbildung des Volks gegründet ſeyn ſoll. Das Werk zerfällt nach Seite IX. der Einleitung in Leſebuch und Methodenbuch, welche

Digitized by Google

wieder in 5 Abſchnitte zerfallen; ein Lehrplan, Rechenſchaftsbericht, Roſen und Dornen und ein Tagebuch ſind als paſſender Anhang beigefügt. Die Einleitung zum Ganzen enthält eine etwas humoriſtiſch, gehaltene, pädagogiſche Reiſebeſchreibung über einen Theil Würtembergs und Badens und nun beginnt das Werk ſelber mit dem erſten Abſchnitt des Methodenbuchs: Denk-, Sprech-, Leſe- und Sprach-Uebungen, welche ſchon früher in erſter Auflage erſchienen waren. Der hier vom Verfaſſer ausgeſprochene Hauptgrundſatz: „Reih an das dem Schüler ſchon Bekannte Glied für Glied Unbekanntes an“, ließ ihn eine ſo ſichere und bei einer ſcheinbaren Breite und ängſtlicher Ausführlichkeit ſo gründliche und verſtändliche Lehrweiſe finden, daß der Schüler in ſchnell aufſteigender Stufenfolge, welche durch ſtete gegenſeitige Beziehungen der Regeln und Aufgaben ſehr erleichtert wird, vom techniſchen zum logiſchen Leſen und Sprechen geführt, mit einem Worte nicht abgerichtet, ſondern wahrhaft unterrichtet wird. Die Sprache iſt zwar das beſte Mittel zur Bildung des Verſtandes und Herzens, aber doch nur dann, wenn ſie nicht mechaniſch, ſondern ſo eingeübt wird, daß durch die auf Gründe, welcher das Kind ſich deutlich bewußt, gebauten Regeln Verſtand und Gedächtniß gleicherweiſe geſchärft und für alles Nachherige zum bleibenden Gewinn empfänglich gemacht wird. Wir glauben, daß durch Herausgabe dieſes Abſchnitts der Verf. ſich weſentliche Verdienſte um Verbeſſerung des erſten Sprachunterrichts in Volksſchulen erworben hat. An den Sprachunterricht wird folgerichtig der Religionsunterricht gebaut; der zweite Abſchnitt führt den beſcheidenen Titel: Vorbereitungen zum Religionsunterricht. Hier verdient das Vorwort eine beſondere Beachtung; die Anlage des Ganzen, die Auswahl der einzelnen Lehrſtücke iſt gut, und recht paſſend ſtützt der Verf. auf eine Sittenlehre in Beiſpielen bibliſche Erzählungen. Auf kirchliche Feſte iſt Bedacht genommen, von Bibelſpruchen und Liederverſen eine hinreichende Anzahl gegeben. Der nun folgende dritte Abſchnitt iſt betitelt: Der elementirende Schön- und Rechtſchreiblehrer und Schüler. Dieſe Schrift hat ſchon in ihren beiden erſten Auflagen den Beifall vieler Freunde des Schulweſens erhalten und wird es eben ſo jetzt in der dritten verbeſſerten Auflage. Der Verf. unterwirft die bisherigen Schreibmethoden einer kurzen Prüfung und gründet die ſeinige auf ſo feſtbeſtimmte, geometriſche Geſetzmäßigkeit, daß ſich dieſe Schreiblehre ganz gut an deu mathematiſche Unterricht anreiht. Die beigegebenen linirten und beſchriebenen Kupfertafeln dienen eben ſo zur Erläuterung, als auch die Rechtſchreib- und Dictando-Schreibübungen des Verf. ſorgfältige Beachtung verdienen. Der vierte Abſchnitt: der Rechnenlehrer und Schüler (zweite verbeſſerte Auflage) hat laut des Vorwortes den Beifall mehrer Schulmänner gefunden. Der Verf. nimmt zier freilich den langſamſten u. umſtändlichſten Weg, indem er von der Anſchauung ausgeht, und die Schüler vorgehaltene in Unordnung ſich befindende gleichartige Dinge reihen, ordnen und zählen lehrt, aber er hat ſich vortrefflich in die Denkkraft der Kinder verſetzt; dieß geht aus der Behandlung der geſammten Wochenpenſen (beſonders des für die 49. Woche hervor.) Der fünfte Abſchnitt bietet anderweitig Gemeinnütziges“ dar und verbreitet ſich über das Nothwendigſte aus der Naturkunde, über Schuldisciplin, Bildung des Geſchmacks u. ſ. w. Der wohlgewählte Stoff des Lehrbuchs tritt hier ergänzend ein, und bietet Gelegenheit zu ſehr nützlichen Unterhaltungen. Die „Geſanglehre“ nebſt dem „Leitfaden beim erſten Unterricht im Singen und der Sammlung leichter Singſtücke“ bilden ein für die erſten Schuljahre wohlberechnetes Ganzes. Die mit Geſchmack gewählten Geſänge, deren einige beſonders gediegne Compoſitionen haben, beides oft von unbekannter Hand, von welcher auch ein bemerkenswerther Ausfall auf die neuere lyriſche Poeſie mitgetheilt iſt, mögen wohl die noch gewöhnlichen trivialen unkindlichen Lieder verdrängen. In Kürze nur können wir auf den angehängten mit unendlichem Fleiße ausgearbeiteten Lehrplan aufmerkſam machen, der das Ineinandergreifen und Aufeinanderfolgen der Lehrgegenſtände beſonders nachweiſt, uns das Innere der Schule öffnet, und die Zeit anzeigt, innerhalb welcher die in Rede ſtehenden Lehrgegenſtände gelehrt und gelernt werden müſſen. Die tabellariſche Ueberſicht macht es deutlich, wie der Verf. nicht nur die Zeit in der Schule muſterhaft zu benutzen weiß, ſondern auch vier Schülerabtheilungen nach einer natürlichen Steigerung in Einem Lehrgegenſtand zu gleicher Zeit zu unterrichten verſteht. — Zum Schluſſe müſſen wir unſre Freude ausſprechen über ein Werk, das hervorgegangen aus der innigſten Liebe zum Berufe, ein Reſultat des unermüdetſten Fleißes iſt, wohl mag über Einzelnes mit dem Verf. gerechtet werden können, wohl mag Vielen des Verf. Lehrweiſe zu umſtändlich und ohne Noth zu mühſam dünken, aber Anerkennung darf einem Streben nicht verſagt weeden, das ſich auf ſo ehrenvolle Weiſe zu erkennen gibt, und im Bewußtſeyn der guten Sache durch die Anfeindungen eines engherzigen Schlendrians ſich nicht abhalten läßt. Wir können die obengenannten Bücher ſowohl jedem Lehrer als auch jeder Volksbibliothek empfehlen; die Schulinſpektoren beſonders mögen darinnen vortreffliche Winke für ihr oft beſchwerliches Amt finden. Bei dem großen Umfang des Werks hat der Verf. als Selbſtverleger den Preis ſehr billig geſtellt und wir wünſchen ſeiner gründlichen Arbeit überall eine erfreuliche Abnahme.

Korreſpondenz.

† Aus Rheinheſſen, Ende Juli. In unſern nachbarlichen Taunusbädern hat die Saiſon gegenwärtig ihren Gipfel erreicht, und man kann annehmen, daß die Lebhaftigkeit daſelbſt von nun an eher ab als zunehmen werde. Zwar hofft man in Wiesbaden, wo überhaupt diesmal die Kur hinter den Erwartungen zurückgeblieben iſt, es werde die erſte Hälfte des Auguſt, wegen der großen Feſtivitäten in Mainz bei der Inauguration des Gutenbergs-Denkmals, noch nachholen, was im Juli verſäumt worden iſt. Allein dieſe Hoffnung dürfte auf Täuſchung beruhen, da der diesmalige geringe Beſuch der Wiesbadee Bäder andern Urſachen zuzuſchreiben iſt, unter andern auch dem Umſtande, daß der Tod des Königs von England viele Engländer, und daß die kritiſchen Handelsverhältniſſe viele Kaufleute zurückgehalten haben. Doch könnte man nicht ſagen, daß es darum in Wiesbaden an Kurgäſten gefehlt habe, vielmehr haben die Badeliſten uns ſtets reſpektable Zahlen gebracht; allein im Verhältniß zu früheren Jahren hat es in den letzten Jahren in Wiesbaden wirklich abgenommen, während die Stadt größer und volkreicher und brillanter geworden iſt, ſo daß die Abnahme des Fremdenbuchs um ſo auffallender iſt, und um ſo unangenehmer empfunden wird. Daß in unſerer Umgegend ſich ſeit fünf Jahren auch mehrere jetzt ſehr beſuchte und ſehr beliebte Salzbäder hervorgethan haben, wie namentlich die Bäder zu Kreuznach, konnte für Wiesbaden ebenfalls nur nachtheilig ſeyn. — Ems dagegen hat nicht Urſache zu klagen, weil die dortigen Bäder in den letzten Jahren ſtets zahlreicher beſucht werden. In dieſer Saiſon aber iſt es äußerſt lebendig in Ems, und ſo überfüllt von hohen und angeſehenen Badgäſten, daß es nicht leicht iſt, dort jetzt noch ein ordentliches Unterkommen zu finden, oder nur gegen ſchweres Geld. Die Badorte Schwalbach und Schlangenbad rühmen auch die gegenwärtige Saiſon nicht, und zwar aus denſelben Gründen, aus welchen Wiesbaden ſie nicht rühmen kann. Doch kann es im Auguſt in erſtgenannten Orten allerdings noch lebhaft werden, weil viele der Wiesbader und Emſer Badgäſte zur Nachkur noch nach Schwalbach und Schlangenbad zu gehen pflegen. — Der Kurort Weilbach ſcheint ſich in der Gunſt des badeluſtigen Publikums zu heben, doch nur des Publikums aus der Umgebung, wo man die vortreffliche Wirkung des dortigen Schwefelwaſſers täglich mehr zu würdigen lernt. Um ſehr viele Kurgäſte aufzunehmen, iſt der Ort nicht geeignet, doch befinden ſich diesmal noch an hundert Badgäſte daſelbſt, die dem kleinen Ort viel Leben und viel Nahrung bringen. — Unläugbar hat, ſeitdem die Hydropatik und der Gebrauch der kalten Flußbäder mehr in Aufnahme gekommen ſind, die Luſt des Beſuchs der Badorte ſehr abgenommen, und weit mehr wird jetzt der Reiſe und der Zerſtreuung als des Badens wegen nach den Bädern gereiſt. Solche Gäſte aber, die nicht an den Badeort gebunden, ſind auch für ihn nicht von dem erwünſchten Vortheil.

Digitized by Google

Die Biene

Bayeriſches

Sonntagsblatt.

1837. №. 34.

Herzog Leopold von Koburg bei Kulm. 1813.

Ihr Freunde, laßt mich ſingen
Ein Lied von Leopold,
Das möge hell erklingen,
Wie ſeiner Krone Gold,
Das möge weit verkünden,
Wie er den Feindesbanden
Bei Kulm in engen Gründen
Einſt mannhaft widerſtanden.

Ein Jüngling noch an Jahren,
Doch ſchon erprobt im Streit,
Entflammt' er ſeine Schaaren
Durch ſelt'ne Tapferkeit,
Und mußt' er Fußbreit weichen
Der Feinde ſtarkem Heere,
So wich er nur um Leichen,
Sich ſelbſt zu Ruhm und Ehre.

Und ſah er ſich umſchlungen
Von Feinden manches Mal,
Und ſchon auf ſich geſchwungen
Des Todes kalten Stahl,
Doch blieb er ohne Zagen,
Und kämpfte ſtets beſonnen,
Bis er ſich durchgeſchlagen,
Und ſchönen Sieg gewonnen.

So hat er früh als Meiſter
Mit Muth und klarem Blick,
Wie wenig hohe Geiſter
Verherrlicht ſein Geſchick,
Und wie davon erklungen
Mein Lied im ſchlichten Tone,
So ſey es fortgeſungen
Zu Ehren ſeiner Krone.

Adolph Bube.

Des Dichters Edelmuth.

Eine Kleinigkeit von Jean Priem.

Gott iſt überall — — — —
Und unter ſeinem Himmel ſtehen wir.
Schiller.

I.

Jeremias Müller, ein armer Scribent in dem Städtchen Kleinhagen, ging trübſelig und nachdenkend den Berg herunter, der von ſeinem Wohnort nach der Straße führt, die um das armſelige Oertchen herum gegen die Reſidenz läuft, und die frequenteſte des ganzen Landes iſt. Eben rollte ein Wagen daher, und der Hornruf des Poſtillons ſchmetterte dem niedergeſchlagenen Wanderer neuen Muth und friſches Leben in die verzagende Seele. Nun es ſey gewagt, mit des Himmels Hülfe kehr ich als ein Engel, in der Noth der armen Mutter, wieder, ſprach Jeremias, den vertrauenden Blick zum Himmel ſendend, und eilte raſch vorwärts auf der Straße, ein luſtig Liedchen ſingend, und alles Grams und jeder Sorge für den Augenblick ledig. Als die Sonne ſich zum Untergange neigte, erblickte der Scribent die vom Abendroth magiſch beleuchteten Thürme der prachtvollen Reſidenz. Auf eine Ruhebank am Wege ſetzte ſich der Müde, und zog ein dickes Heft aus ſeiner Taſche, fleißig darin leſend und manchmal das freudig blitzende Auge zum Himmel aufſchlagend, in ſtillem Entzücken. Es iſt mir gelungen, ſprach er zu ſich ſelbſt, ich kann zuverſichtlich hoffen, man wird meinem Werke Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und meiner leidenden Mutter, meiner herrlichen Luiſe — o meiner Luiſe, — ja es iſt allen geholfen. Wie werden ſie ſtaunen, wenn ich ſtatt des jämmerlichen Feldſcheerers aus Kneiphenheim einen ſtattlichen Arzt aus der Reſidenz mitbringe, und mit Arzneien, Kräutern und Pulvern erſcheine. Wie wird Luiſchen ſich wundern, und die himmliſchen Augen ſtaunend auf mich richten, wenn aus dem Pakete, in dem ſie grobe Leinwand vermuthet, die ich unterwegs kaufen ſollte, der blendende Stoff zu einem neuen Sommerkleide ſich entwickelt? O der Freude, die da herrſchen wird!

Er ſah verklärt in ſeliger Hofnung vor ſich hin. Ich habe mir den Schlaf entzogen, und jede Muße, die mein grämlicher Pandekten-Teufel mir vergönnt, zu meiner Arbeit benutzt, ſprach er im Tone der Zufriedenheit. Nun iſts vollbracht, 20 Bogen iſt mein Schauſpiel ſtark, 3 Dukaten für den Bogen iſt nicht viel, die wird, die kann mir der erſte Buchhändler der großen Stadt, Herr Knipps, wohl füglich nicht verweigern. Heiſa, ich bin dann ein gemachter Mann, meiner und meiner Mutter Armuth iſt abgeholfen, ich werde bekannt, beliebt, Luiſe, die wunderherrliche, wird die Meine. Ich bin der Glücklichſte.

Aller Erdenpinſeln, brummte es hinter ihm. Erſchrocken ſah der in Extaſe Gerathene um; ein hagerer Mann ſtand hinter ihm, und blinzelte höhniſch in das Heft, das Jeremias noch immer offen vor ſich hin hielt. Glaubt ihr, fuhr der Hagere fort, den der arme Schreiber wie ein Geſpenſt anſtierte; glaubt ihr, es könne euch ſo leicht gehen, ihr dürſt nur hinkommen zu dem mächtigen Herrn Kripps und ſagen: hier habe ich ein Manuſcript, den Bogen zu 3 Dukaten, und die Sache iſt abgemacht? Ohne Empfehlung, ohne Bekanntſchaft, ohne Namen, ohne Ruhm? Dünkt ſich doch jeder ein Dichter, hat er einmal die Naſe etwas tief ins Dintenfaß geſteckt, und ein halb Buch Papier verſchrieben. Kommt nur hin, ihr Neuling, und ſeht, wie ſchnell euch der Muth ſinken wird, wenn ihr von Buchladen zu Buchladen wandert, und hier mit einem: „es liegt alles wie Blei“, dort mit einem: „mir iſt ihr Name nicht bekannt, ich kann die Ehre nicht haben“, oder wohl gar ob der

Digitized by Google

Beläſtigung mit Schimpfworten abgewieſen werdet, zumal in ſolchem Aufzuge, ſetzte er hinzu, den höhniſchen Blick auf Jeremias armſelige Kleidung werfend. Das iſt das Loos des Armen auf der Erde, ſeufzte dieſer, und als er den Blick erhob, war der Räthſelhafte hinter dem nahen Weidengebüſch verſchwunden.

Einen neuen Stachel im Buſen, wanderte Jeremias fort, der Reſidenz zu, die er in ſpäter Nacht erreichte.

II.

Es war eingetroffen, das Wort des Hagern. Schon fünf Buchläden hatte der Scribent von Kleinhagen beſucht, und überall war er mit ſeinem dickleibigen Hefte abgewieſen, ja ſelbſt ſchnöde abgewieſen worden. O meine Hoffnungen! Den Kummer ertrag ich nicht, weinte er ſtill vor ſich hin, als er aus einem Gäßchen trat, und das große Haus des Herrn Kripps betrachtete, daß am Ende der Hauptſtraße ſtand, und bis jetzt von ihm übergegangen worden war. Die letzte Hoffnung ſetzte er auf Herrn Kripps, er wußte, daß dieſer willig alles annahm, was in das Fach der Belletriſtik ſchlug, wenn er nur irgend tauglich war. Von ſeinem Drei-Dukaten-Preiſe war er bereits ſchon abgekommen.

Beſcheiden trat er ein. Was iſt gefällig, liſpelte ihm ein junger Kommis entgegen. Kann ich mit dem Hrn. Prinzipal nicht ſprechen, hieß die Antwort des Eingetretenen. Zu Dienſten, ſchnarrte es aus dem Comptoir, und ein kleines Männchen mit eisgrauem Haar erſchien vor dem Schüchternen. Ich habe, begann dieſer, hier ein von mir verfaßtes großes Schauſpiel oder Drama, Konradin von Schwaben betitelt, an dem bekanntlich ſchon der ſelige Körner arbeitete, und dieſes möchte ich ihrem Verlage übergeben; wenn ſie ſich dafür intereſſiren wollten, würden Sie das Manuſcript billig von mir erhalten, ich — — hm, hm, räuſperte Herr Kripps, großes Schauſpiel, ſtark wie es ſcheint, — nun nicht ſehr, 20 Bogen, — was 20 Bogen, Herr, wo denken Sie hin, glauben Sie, das Publikum hat die Geduld, 20 Bogen von den Brettern herab zu hören, zum Leſen hat jetzt Niemand mehr Luſt, man will ſehen — und lieber Herr Kripps, unterbrach ihn Jeremias, das ſchadet Ihnen ja nicht, laſſen Sie das Stück nur einmal gedruckt ſeyn, glauben Sie, Sie erhalten viele Abnehmer, und den Theater-Direktionen überlaſſen Sie es, mit der Länge zu machen was ſie wollen, hab ich mein Stück doch nicht für die Menge berechnet. Das iſt fehlgeſchoſſen, mein lieber junger Freund, ſagte Kripps, in dem Hefte blätternd. Für das Volk muß einer ſchreiben, der wie Sie, er ſah ihn mit einem mitleidigen Blick an, die Feder um den Taglohn führen muß. Sehen Sie, hätten Sie mir nur einen Ritter-, Räuber- und Geiſter-Roman gebracht, betitelt: Der große Raubritter Hans Adalbert von Höllenthal, oder der blutige Schauer in der Geiſterhöhle um Mitternacht, oder die Blutſauger ꝛc. ꝛc. ſehen Sie, da hätte ich Ihnen 10 Dukaten per Bogen gerne gegeben, denn dabei fände ich meine Rechnung, dieſes Drama jedoch mit dem einfachen Titel, der nichts verſpricht, keine Mord- oder Raubſcenen, die einem bei hellem Tage fürchten machen, kann ich für 2 Dukaten den Bogen kaum abnehmen, nun ich will ſehen, was zu machen iſt, kommen Sie heute über 8 Tage wieder, da will ich Ihnen — heute über 8 Tage? rief Jeremias, mein Gott, — nun ja, ſetzte er beſinnend hinzu, Sie müſſen ja das Stück erſt leſen. Nun denn, Sie thun ein gutes Werk Herr Kripps, wenn Sie dieſe Arbeit nehmen, doch kann ich Ihnen nicht verhehlen, daß ich bei meiner großen Armuth mich nicht erniedrigen möchte, ein ſolches Jammerbuch zu ſchreiben, wie Sie mir vorhin gerathen. Lieber Kartoffeln, mit dem Bewußtſeyn, dem Publikum etwas Gutes gewidmet zu haben, als Ueberfluß und der Verfaſſer ſolchen Wuſtes ſeyn. Das können Sie nun halten, wie Sie wollen, ſagte Kripps kalt, und nun adieu. Er wandte ſich gegen ſeine Comptoirthüre, und der arme Jeremias verließ ſeufzend den Laden.

III.

Acht Tage ſpäter finden wir die beiden wieder zuſammen am nämlichen Orte. Noch ſtand aber ein Dritter, in dem der betroffene Jeremias den höhniſchen Hageren von der Landſtraße zu erkennen glaubte, an einem Seitenfenſter, und las emſig in einem dicken Heft, das der umherlugende Jeremias recht gut an dem ſaubern Umſchlag für das ſeine erkannte. Er erwartete in bangem Schweigen die Ausbezahlung ſeines Dichterſoldes, und wirklich erſchien Herr Kripps mit zwei gewichtigen Goldrollen, die dem harrenden Jeremias beſtimmt zu ſeyn ſchienen. Dieſer ſtarrte gedankenvoll das Gold an, das Hr. Kripps in langen Reihen auf den Tiſch zählte, der Scribent war in dieſen Tagen aufs neue von den Schlägen des Schickſals getroffen worden, das tief verſchuldete Häuschen ſeiner Mutter ſollte verkauft werden, wenn binnen 8 Tagen nicht der 200 fl. betragende Kaufſchilling erlegt würde, mit dem Kleide für Louiſe und endlich mit der Ausſicht auf eine baldige Vereinigung mit der Geliebten — war es nun freilich für eine Zeit wieder aus. Wer verargt es dem Armen, wenn er ſich, ſelbſt auch in beſſern Umſtänden, von dem höhniſchen Blicke des Unbekannten tief verletzt fühlte. Nun, krächzte dieſer, doch hieher gewagt und gute Geſchäfte gemacht, wie ich ſehe, ja ihr ſchreibt auch gut, das Ding hier iſt gar nicht übel, habt ihr ſtudirt?" So fragte der Unausſtehliche in einem fort. Zu Heidelberg war ich auf der hohen Schule, es fehlte mir an Gönnern und Vermögen, darum bin ich jetzt gezwungen geweſen, mein Brod, und das für meine arme kranke Mutter durch Kopiren bei einem griesgrämigen Advokaten zu erwerben. Verdammtes Geſchäft, brummte im heiſern Tone der Fremde, doch nicht ohne ſein widerliches Lachen.

Endlich als Herr Kripps die wohlgezählten Dukaten in eine Rolle bringen wollte, trat er an den Tiſch und fragte im höchſten Tone der Fiſtel: was würdet ihr dem armen Menſchen geben, wenn mein Name unter ſeiner Arbeit ſtünde? 600 ſolche Goldfüchſe, erwiderte raſch der Gefragte. Nun wohlan, ſo ſetzt darunter: von Dr. Hagemann; es iſt mein Werk, ich hab es adoptirt. Raſch eilt dorthin, junger Menſch, ſchrie der Buchhändler, und bringt ihm, dem Edelſten, dem oft Verkannten, den Dank, den ihr ihm ſchuldig ſeyd. Der Ueberraſchte wollte dem Fremden entgegen, dieſer aber ſchnurrte: „iſt nicht vonnöthen, bleibt bei euren Grundſätzen, junger Herr, bleibt bei euren Grundſätzen, junger Freund, und denkt an mich, wenn ihr eure Hochzeit feiert, denn daß ihr ein Liebchen habt, iſt aus eurem Werke — aus dem meinem wollt ich ſagen, leicht zu erkennen. Hinaus war er, nachdem er den Sprachloſen hinweggeſchoben hatte.

IV.

Der Herbſt war eingetreten. Jubel ſchallte ringsum auf den Weinbergen. In dem Häuschen der alten Frau Miller gings auch bunt zu; da wurde geſotten und gebraten, und die Alte, die gut wieder auf den Beinen war, rumorte gewaltig herum. Außen aber unter der Weinlaube ſaßen im traulichen Koſen verſenkt, Jeremias und Luiſe, und dachten ihrer glücklichen Zukunft. Da trat ein Poſtbote ein, und brachte dem ihm entgegeneilenden Jeremias ein dickes Paket. Dieſer riß es auf und las:

Herr Jeremias Miller!

Ich habe mir die Freiheit genommen, mein angenommene

Geiſterprodukt dem durchlauchtigſten Regenten vorzulegen. Wenn nun auch das Werk dem Schöpfer in jeder Hinſicht Ehre macht, ſo erkannte der Fürſt doch gleich, daß nicht ich der Verfaſſer ſey; ſo mußte ich Sie denn aus Ihrer Anonymität hervorziehen, und die Folge war, daß Seine Durchlaucht mir auftrugen, Ihnen dieſes Diplom als großherzoglicher Theater-Dichter zuzuſchicken. Sie beziehen damit 1000 Rthlr. jährlichen Gehalt. Ich wünſche Ihnen Glück in Ihrem neuen Verhältniß.

Dr. Hagemann.

Der Scribent traute ſeinen Augen nicht, und ward nicht eher völlig von ſeinem Glück überzeugt, bis der Dr. Hagemann ſeinen Verſteck hinter dem Hauſe verließ, und in die Arme des Erfreuten eilte. Der Großherzige hatte jetzt ſeinen angenommenen heiſern, widerlichen Ton abgelegt, und feierte mit den Fröhlichen das Doppelfeſt der Hochzeit und Weinleſe in dieſen paradieſiſchen Gegenden.

Engliſche Polizei und Polizeiverhandlung.

(Gemälde engliſcher Sitten, namentlich London's.)

(Fortſetzung.)

Eben ſo verhält es ſich mit einer Galgenſcene: die Straße, wo gehängt wird, (Old Baily street) iſt für London nicht beſonders breit; das Gedränge wird ſtark, um ſo mehr, da heut zu Tage die Scene ſehr ſelten iſt, einmal wegen des vorherrſchenden Transportationsſyſtemes oder der Vorliebe des Königs für Begnadigung. Bei jeder Hinrichtung wird geſtohlen. — Fährt der König ins Parlament oder in öffentlichem Aufzuge an andere Orte, ſo tönt das Vivat der Spitzbuben am bunteſten! denn die Majeſtät bringt viel Volk auf die Straßen, und da gibt es viel zu ſtehlen. Des Lordmajors Einſetzungstag oder andere Feierlichkeiten desſelben, werden nicht weniger geprieſen, und aus gleicher Urſache. Wo es Gedränge gibt, da hält der Dieb ſein Aerndtefeſt. Machen aber andere Leute kein Gedränge, ſo verſucht der Gauner, ſelbſt eines zu machen, und dieß iſt in den mit Menſchen ſtrotzenden Straßen leicht möglich. Die Spitzbubentheorie kömmt zwar in der allgemeinen Encyclopädie der Wiſſenſchaften nicht vor, wenigſtens nicht in ſo gemeiner Art, ſie iſt durch pomphaften Ausdruck und eine Standeswürde maskirt, wie es mit der Rubrik „Finanz" in den juriſtiſch cameraliſtiſchen Wiſſenſchaften der Fall iſt, — allein der Gauner nimmt ſich aus beſagter Encyclopädie ſeine Hülfswiſſenſchaften: ſo wird er oft Theolog, und predigt auf offener Straße, um Leute und ein Gedränge zuſammenzubringen; ein andermal iſt er Politiker, und hält demokratiſch-whiggiſche, oder wenn es ſeyn muß, royaliſtiſch-toryſtiſche Reden, oder theilt als Publiciſt Zeitungen aus, und exponirt ſie; oder er improviſirt oder recitirt dramatiſche Scenen ꝛc. — Das Gedränge wird groß, und die Diebscollegen ſegnen den geſchickten Kameraden, daß er ſo trefflich den Gentleman ſpielte und die Leute zum Stehen brachte, oder ſie gar gewiſſermaſſen hinriß. Wie Beſoffenheit, Zankerei und Schlägerei zu dieſem Zwecke benützt werden können, iſt aus dem oben ſchon Erwähnten abzunehmen. Eine ſehr große Rolle ſpielen beim Gauner in dieſer Hinſicht die Unglücksfälle, welcher Art ſie auch ſeyen, nur öffentlich müſſen ſie ſeyn und eine Menge Menſchen auf den Platz (spot) bringen. Die ſo häufigen Feuersbrünſte ſtehen oben an, woher es denn auch kömmt, daß Niemand, auſſer die dazu Aufgeſtellten, Hand anlegen dürfen; da aber das Gedränge der Zuſchauer immer groß iſt, ſo iſt auch die Gaunerbeute bedeutend, namentlich Abends. Bei der Rettung der Effekten kömmt man wirklich zwiſchen zwei Feuer: das wirkliche und das bildliche, von Seite der Gauner. Den Unglücksfällen ſtehen die Luſtbarkeiten gegenüber; auch dieſe bringen Menſchen genug herbei: dann dieſelbe Wirkung, d. i. der gleiche Diebſtahl, bei gleicher Urſache, dem Gedränge. Die Theater ſind ſchon genannt, aber blos innerhalb des Hauſes; beim Ausgang oder Eingang, iſt die Beute oft noch größer: alle Polizei iſt hier unmächtig. Die Gaunerei iſt hier eine Macht; die Machthaber und Machthaberinnen ſind unzählig; ſo auf den Pferderennen und Märkten, ſo zu London in den Vauxhallgärten, dem Feenpallaſt der Spitzbuben, wo die ehrlichen Leute von den Gaunern wie blos geduldet erſcheinen. Es gibt in der ganzen Welt keinen Platz mehr, der ſo ausgezeichnet dem Gaunerthume günſtig wäre, als das ensemble dieſer Gärten. Sie werden Abends geöffnet und der Spitzbuben Tag fängt ſo echt mit Anbruch der Nacht an; im Gaſe geht des Spitzbuben Sonne auf, das ihm zu ſeinen Thaten leuchtet, wenn er Licht braucht und gleich wieder am entfernten Orte dunkel zuläßt, wenn die That eine That der Finſterniß ſeyn ſoll. Man drängt ſich an die Thüren; man ſehnt ſich nach dem Eintritt; die Thüren gehen auf, man will bezahlen — ach die Börſe iſt über dem Warten ſchon den Händen des Gauners verfallen; — oder hat man ſein Geld noch, ſo zieht der Unbeſonnene häufig die Börſe, zahlt, ſteckt ſie ein und zeigt dem lauſchenden Gauner die Taſche. Der Gauner ſelbſt hat hier leicht ein Lauſcher zu ſeyn. Die Räume vom Eingang bis in den Austritte in den Garten, ſind des Contraſtes willen ſehr dunkel, nur von ein paar Lichtern vor dem Caſſier in ſeiner Bude halb erleuchtet, halber dunkel iſt aber das wahre Lichtelement der Recognoscirung des Gauners. In den mit Tauſend und abermals Tauſend Lichtern erleuchteten Gartenarkaden wird man vom Gauner oder der Gaunerin nicht mehr aus den Augen gelaſſen; begibt man ſich in den dunkeln Hintergrund, ſo fängt die Operation gleich an. Da alle Arten Schauſpiele in eignen Räumen des Gartens aufgeführt werden, ſo wird auch hier nebenbei alle Gaunerei getrieben, welche oben bei Gelegenheit des Theaters erwähnt wurde. In den Gärten haben alle Arten Gauner zu thun, und ſind um ſo betriebſamer, als ſie auf jeden Fall die 4 Schillinge Eintrittspreis herauszuſchlagen ſuchen. Vorzügliche Geſchäfte machen hier die Spitzbübinen oder Gaunerinen. Iſt ein junger oder alter Geck Gimpel genug — (in dieſem Punkte wird man mit vierzig Jahren noch nicht geſcheid —) ſich von den Augen einer ſolchen Wetterhexe mehr, als von allen Lämpchen aller Lichtfarben anziehen und fortziehen zu laſſen, ſo iſt das Reſultat leicht zu errathen; iſt der Diebſtahl groß, d. i. pfundweiſe, ſo kömmt er häufig vor Gericht — die Verhandlung iſt dann gewöhnlich nicht beſonders erbaulich, indeſſen häufig genug. (Die Zahl der weiblichen Diebe iſt nicht geringe, welche dieſen und manch andern öffentlichen Ort beſuchen, um auf Beute auszugehen; über die Art, wie die Beute errungen wird, läßt es ſich nicht wohl reden; wen darnach gelüſtet, den verweiſen wir auf die engliſchen Zeitungen, welche die Polizei- und Aſſiſſengerichtsverhandlungen wörtlich und haarklein enthalten.) Die beſondern Arten der Produktionen werden in verſchiedenen Theilen des Gartens nacheinander vorgenommen. Eine Glocke gibt ein beſonderes Zeichen; man eilt ihrem Klange nach. Die Sachen, welche vorgeführt werden, ſind bezaubernd; der Dieb wird nicht bezaubert, er behält ſeine Sinne beiſammen, und iſt einer großen Ausbeute ſicher, namentlich wenn Produktionen ein großes Dunkel fodern, z. B. die Feuerwerke. Die Gauner erſcheinen hier alle wie Gentlemen (gentlemanlike) gekleidet, täuſchen nicht nur die Fremden, deren Anzahl bei jeder Vorſtellung in den Gärten, während der ganzen Saiſon

Digitized by Google

nicht geringe iſt, ſondern den Engländer ſelbſt, namentlich den aus verſchiedenen Theilen der nahen oder fernen Provinzen kommenden. So weit von den in ſo vieler Hinſicht mit Recht berühmten, in unſerer beſondern Hinſicht aber berüchtigten Vauxhallgärten. Es fehlt in London nicht an Sekundärvauxhalls, wo es auf den erſten Blick ſo glänzend hergeht, daß dem Fremden, namentlich gewiſſen ehrlichen Deutſchen, vor lauter Bewunderung Hören und Sehen vergehen; oft genug wird er im Urtheil nicht eher heruntergeſtimmt, als bis er durch gewiſſe Verluſte in ſeinem Enthuſiasmus heftig erſchüttert wird. Es gibt gar keine öffentliche Luſtbarkeit oder Feſtlichkeit, wo Gauner und Diebe ausgeſchloſſen werden könnten. Die Engländer ſind dies gewöhnt; es wird der Scharfſinn im Streben, ſein Eigenthum zu erhalten, rege erhalten, und zum höchſten Grade der Vollkommenheit gebracht. Fehlt es übrigens an allen Gelegenheiten, beſondern öffentlichen Gedränges, und können die Gauner auch kein beſonderes machen, ſo halten ſie ſich an das alltägliche, nie aufhörende Gedränge der Volksmenge in den belebten Straßen. Von dieſer Belebtheit hat der Ausländer keinen Begriff, ſelbſt der Pariſer, der das erſtemal dieſe Frequenz des Volkes der beſuchteſten Straſſen Londons ſieht, muß von Erſtaunen hingeriſſen werden, während man von London nach Paris verſetzt, die lebhafteſten Straſſen der letztern Stadt wie todt findet und in den ohnehin engen Straſſen derſelben, wie eingekerkert, auf und abgeht. Solche Frequenz herrſcht in der Gegend des Cuſtomhauſes, noch mehr in der Nähe von der Londonbrücke, auf derſelben, in der nahen neuen King William's street, welche ſammt der Brücke eine der merkwürdigſten Verſchönerungen der neueſten Zeit in London iſt, in der Gracechurch-, Lombard - Leadenhall-street, in Cornhill und überhaupt in der Gegend der Bank und Börſe, den Repoſitorien des überſchwenglichen Reichthumes, dann immer mehr und mehr zunehmend in Cheapside bis an die Gegend der Paulskirche und des Poſtgebäudes, wo es im vollen Sinne des Wortes auf beiden Seiten der ſo breiten Trottoirs von Menſchen und in Mitte der Straſſe von unzähligen Wagen wogt, bis ſich der ungeheure Strom nun theilt und zwar in zwei Hauptarme, links in Ludgate street und Ludgate hill, rechts in Newgatestreet und in einen Nebenarm rechts dem Poſtgebäude entlang in Aldersgate street ausmündet. Die zwei erſten Hauptarme verfolgend, gelangen wir links in die Fleetstreet und rechts nach Holbornhill und Holhornstreet, man weiß nicht recht, wo die Menſchenmenge größer iſt. Doch hat der links bezeichnete Arm in dieſer Hinſicht den Vorzug, wir gelangen hier durch Templebar in the strand, wo der Blick von der Maſſe nie gebannt wird; auf der rechten Seite tritt daſſelbe erſt mit dem Eintritt in die in ihrer Art einzige Oxfordstreet ein. In dieſen Strömen nun fiſcht die Gaunerwelt, ſie wirft ihre Netze aus und braucht nicht lange zu warten, bis der rechte Stockfiſch kömmt und in das ausgeworfene Netz geht: es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Fiſcherinnen ums Tauſendfache häufiger ſind, als die Fiſcher; wohl hat die neue Polizei dieſem Netzweſen oder Angeln einigermaſſen ein Ziel geſetzt, und wirklich iſt in einem Zwiſchenraum von mehren Jahren ein weſentlicher Unterſchied eingetreten; allein für den, welcher den Vergleich nicht anſtellen kann, beſteht kein ſolcher Unterſchied. Der Fremde, der jetzt London beſucht, wird, wenn er das Fiſchervolk ein wenig kennen gelernt hat — und der ſchlechteſte Phyſiognomiker wird dieß bald — ſagen: ärger kann es nicht mehr ſeyn; — und doch war es ärger, wirklich oder ſcheinbar, will ich unentſchieden laſſen. Uebrigens ſind die männlichen und weiblichen Fiſcher in ſteter Verbindung und häufig in wahrhafter Familien- und Gewerbsverbindung; ſchon oben kam der Familienname leider vor: der pimps und bawds; jene ſpielen in publico die Rolle der Cicisbeo's oder Liebhaber dieſer, und ſpielen die Rolle auf eine unvergleichliche Weiſe, daß ſie nicht geſchildert werden kann, wie ich ſie auch nicht ſchildern darf.

(Fortſetzung folgt.)

Ueberſicht

der, zur Naturalienſammlung der Stadt Bamberg von 1836 — 1837 neu acquirirten Gegenſtände vom K. geiſtl. Rathe und Inſpektor Dr. Linder.

A. Thiere.

I. Säugethiere.

1. Mustela putorius (der gemeine Iltis.) Eine ſeltene Varietät von ſchmutzig gelber Farbe und ſchwarzen Tigerflecken. Aus hieſiger Gegend.
2. Didelphis virginiana fem. (das Beutelthier aus Penſylvanien in Nordamerika.)
3. Pteromys volucella. Pal. (das kleine fliegende Eichhorn.) Aus den Wäldern von Nordamerika.
4. Tamias striatus. Le Suisse. (Das Erdeichhörnchen.) Im Norden von Aſien und Amerika. Backentaſchen wie die Hamſter; Schwanz weniger behaart und buſchig, als beim europäiſchen. Rücken mit 5 braunen und 2 weißen Längsſtreifen. Aufenthalt: unterird. Höhlen.
5. Fiber zibethicus. (Der Ondatra: die kanadiſche Biſamratte) dunkelſchwarz, ſammtartig.
6. Arctomys monax. (Der Monara.) Aus Kanada in Amerika.
7. Der Schädel von einem inländiſchen wilden Schwein.
8. Derſelbe von einem wilden Pferde ganz ungewöhnlicher Größe. Von der Küſte des Nordmeeres.

II. Vögel.

1. Quisculus versicolor.
2. Lanius olivaceus. Licht. (Motacilla olivacea. Wilson.) Beide aus Nordamerika.
3. Picus carolinus. (Specht von Carolina.)
4. Sitta carolinensis. (Spechtmaiſe aus Karolina.)
5. Xanthornus baltimorus.
6. Xanth. agipennis. (Aus Nordamerika.)
7. Fulica chloropus. (Das grünfüßige Waſſerhuhn mit ſeinen Jungen; eine artige Gruppe.)
8. Perdix virginiana. (Rephuhn aus Virginien.)
9. Colymbus glacialis. (Der große Eistaucher aus Nordamerika.)
10. Hirundo purpurea. (chalybea.) (Die Purpurſchwalbe.) Aus Amerika.

Hieher gehören auch mehrere Exemplare von noch unbeſtimmten Arten. Auch ſie werden zu ſeiner Zeit noch bekannt gemacht werden.

III. Schildkröten.

1. Testudo pensylvanica. (Schildkröte aus Penſylvanien.)
2. Test. clausa. (Doſenſchildkröte.) Aus Nordamerika.
3. Testudo (chelon.) serpentina. (Langſchwänzige Schildkröte.) Aus Nordamerika.

IV. Molluſken.

1. Synapta (Holothurium) Beselii. Eine äuſſerſt ſeltene Art von Seeblaſe im Meere um Celebes.

B. Mineralien.

1. Leucit. (Weißer vulkaniſcher Granat) in Lava; von Reſina am Veſuv. Ein ſehr ſchönes Exemplar.

2. Zeagonit (Gismondin) von Torre del Greco am Veſuv.
3. In Würfeln XXter Eiſenvitriol. Ein herrliches Prachtſtück. Schätzbares Geſchenk Ihrer Durchlaucht der verwittweten Fürſtin Reuß zu Lobenſtein.

Literariſcher Salon von und für Bayern.

(Fortſetzung.)

Die Freunde hatten ſich wieder verſammelt und waren durch ein neues Mitglied verſtärkt worden:

Ich bringe unſern alten Röder mit, ſagte Klarbach, weil es an einer Oppoſition gegen die ſchöne Literatur, in die wir doch zu ſehr vernarrt ſind, bisher gefehlt hat. So ſehr ich mich auch bemühe, ſtrenge zu ſeyn und den Protectionsſünden entgegen zu arbeiten; von einer gewiſſen Vorliebe für poetiſche Angelegenheiten bin ich doch ſchon zu arg beſeſſen, um ihr Verhältniß zum Leben klar genug aufzufaſſen und neben den vielen Lichtſtrahlen auch noch die dunkeln Puncte zu gewahren. Die Sache ſcheint uns ſo unentbehrlich, nothwendig, eingebürgert, daß wir jeden für einen Barbaren halten, der das Herrliche, Nützliche nicht gleich einſehen will und jenen als unleidlichen Pedanten verlachen, der daran etwas Schädliches auffindet. Ohne gerade Poetenfeind zu ſeyn, hat nun Röder in einer ganz abſonderlichen Laune ſtets die nachtheiligen Einflüſſe der ſchönen Literatur aufgeſucht und in dieſer Kunſt eine eigene Virtuoſität erlangt.

Werner und von Halbern, die einen eigenen tiefen Haß gegen alle Poetenhaſſer in ſich tragen, zeigten eben nicht die freundlichſten Mienen und ſchienen ſich feierlich zu einem grimmigen Schweigen vorzubereiten, während dagegen v. Bergen mit heller, heiterer Stimme begann: Freund Röder ſoll uns mit ſeinen Einwendungen und praktiſchen Beobachtungen ungemein willkommen ſeyn. Die Liebe iſt ja ſelbſt in äſthetiſchen Dingen blind und leidenſchaftlich, und kann nur durch eine wachſame Oppoſition, vor welcher eine gute Sache nicht zittern darf, zur reinen Wahrheit gelangen. Dem Triumphator Rom's wurde die Geißel vorgehalten — und je mehr irgend Etwas florirt, deſto ſchärfer ſoll die Oppoſition wachen, daß es nicht im Rauſche ſeines Glückes von ſeiner Höhe herabtaumle.

Meine Freunde, ſagte Röder, ihr ſtellt euch meinen Gegenſatz viel zu grell vor, deswegen muß ich ſogleich bemerken, daß ich jede Schutzrede für die Dichtkunſt für überflüſſig halte, weil jenes Gemüth, welches durch kein Werk gerührt oder erhoben wird, gewiß auch allen empfehlenden Declamationen verſchloſſen bleibt. Rühmet dem Feigen alle Herrlichkeiten der Tapferkeit, dem Rohen alle Süßigkeiten der Empfindung, ihr negativer Pol wird alle Eindrücke abſtoßen, ſie haben keinen Spiegel in ſich, der eure prächtigen Gemälde aufzunehmen vermöchte.

Das klingt ganz anders als deine gewöhnlichen Aeußerungen, fiel Werner anſpielend ein. Du wirſt dich noch erinnern, mir einmal bei einer Getreidſcheune bemerkt zu haben: ein Bund Getreide ſey dir lieber als zwanzig Bünde Gedichte.

Das ſagt' ich allerdings und ſah dich bluthroth werden wie einen Jüngling, dem man ſeine Herzgeliebte ſchmäht, erwiederte Röder, und in meinem Sinne bleibe ich auch noch immer bei dieſem Ausſpruche ſtehen. Bedenke ich, was aus dieſem Büſchel goldner Aehren werden kann, wie ſie vielleicht in wenigen Jahren eine weite Flur mit herrlicher Frucht bedecken, ein Dorf ernähren und bereichern, neue Häuſer hervorrufen, ein rüſtiges Geſchäft beglücken werden, dann dehnt ſich mir die Seele aus, während mir eure kranken, unfruchtbaren, kümmerlichen und verkümmernden Gedichte das Herz wie Gift zuſammenziehen. Was keinen neuen Anwachs verſpricht, vorhandene Keime ſogar tödtet, werde ich nie in meinen Schutz nehmen.

Da haben wir's, ſagte v. Halbern, die Poeſie ſoll nur die Milchkuh der Philoſophen und Moraliſten ſeyn, nicht wahr, ſie ſoll hübſche erbauliche Exempel liefern und eben gar eine Anleitung geben, geſchickt in Papieren zu ſpeculiren.

Das wäre ſogar übel nicht, fuhr Röder fort, denn die Anleitung, durchaus nichts zu ſeyn und zu werden, worin jedoch die Mehrzahl der Poeten allein groß iſt, möchte wirklich zu erbärmlich ſeyn.

Wer ſucht, der findet, ſagte Werner kalt. Geht man aber von der Caprice aus, alles Moderne für ſchlecht zu halten, dann iſt freilich nicht mehr zu helfen. Wenn unſere Poeſie wirklich eine ganz andere, als jene der Bürger, Wieland, Schiller, Göthe, ſeyn ſollte, ſo iſt ſie deßwegen nicht gleich elend, verwerflich oder gar verderblich.

Freiheit der Meinungen! rief Klarbach aus. Laßt Rödern ſeine Anſicht entwickeln und dann ſchärft eure Klingen.

Ihr mögt nun denken was ihr wollt, ſprach Röder ruhig und entſchieden; allein man ſcheint überhaupt die ſogenannte ſchöne Literatur zu hoch anzuſchlagen, und ihr wie dem Theater eine zu große Wichtigkeit beizulegen. Gewiß verdienen wiſſenſchaftliche Intereſſen die gleiche, andere Künſte wenigſtens eine ähnliche Aufmerkſamkeit, und nur die Bequemlichkeit, in allgemeinen Gegenſtänden ein ſeichtes Urtheil oder troſtloſe Gemeinſtellen anzubringen, erklärt dieſe ſchlimme, nachtheilige Gewohnheit. Triebe man die Sache noch mit einem männlichen Ernſte, dann mußte man allerdings auch durch das Oberflächlichſte in goldhaltige Tiefen gelangen, allein daran iſt bei der wohlfeilen äſthetiſchen Weisheit nicht zu denken. Wie man zum Zeitverderb lieſet, ſo wird auch zum Zeitverderb räſonnirt.

Was können die Dichter für dieſen Mißbrauch? bemerkte von Halbern.

Sie haben ihn allein herbeigeführt, entgegnete Röder. Ich will hier nicht unterſuchen, ob es eine Poeſie für das Volk geben könne und ſolle, aber auf keinen Fall dürfte es die gehaltloſe, vergiftende Unterhaltungsliteratur ſeyn, welche unſere Zeit nur noch betrübter, ſiecher, egoiſtiſcher machen muß. Daß die wahre Poeſie, auch ohne darauf hinzuarbeiten, ſtets einen vernünftigen Kern in ſich trage und anſtatt mit dem Menſchlichen zu entzweien, daſſelbe in reiner Geſtalt uns theuer und ehrwürdig mache, darf ich euch nicht erſt beweiſen. Zugleich ſeht ihr aber auch, daß die moderne Dichtkunſt Alles aufbietet, um das Leben als eine Reihe von Irrthümern und Calamitäten erſcheinen zu laſſen, und die armen geplagten Menſchen ſtatt der weiſen Vorſehung einem boshaften, grauſamen, willkührlichen Fatum zu unterwerfen. Entweder ſind die poetiſchen Figuren ſchon von vornherein ſchwach, klein, charakterlos, oder ſie werden von allen Seiten ſo umſtrickt und verſponnen, daß man ſie ihrer Kräfte wegen, denen das Schickſal nun einmal Feindſchaft geſchworen hat, wahrhaft beklagen muß. Die ehedem beliebte leidende Unſchuld wurde mit allen Barbareien hervorgeſucht, aber leider gleich mit dem Mitleid begonnen, anſtatt damit zu ſchließen. Welche Reſultate kann nun der Leſer aus einer Poeſie ziehen, deren Menſchen entweder ſelbſt nichts wollen, oder ſobald ſie Kraft und Willen zeigen, zermalmt werden müſſen? Die geringe Luſt unſerer Zeitgenoſſen, einen Charakter, eine feſte Geſinnung, eine kernvolle Männlichkeit zu erringen und zu behaupten, muß

Digitized by Google

dadurch noch mehr geſchwächt und ein läſſiges Hingeben an Umſtände, Leidenſchaften, gemeine Zwecke ſtets mehr zur verderblichen Gewohnheit werden. Ich wüßte über unſere Poeſie nichts Trefflicheres zu ſagen, als was Göthe gegen Eckermann äußerte. „Die Poeten, das waren ſeine Worte, ſchreiben alle, als wären ſie krank und die ganze Welt ein Lazareth. Alle ſprechen ſie von dem Leiden und Jammer der Erde und von den Freuden des Jenſeits, und unzufrieden, wie ſchon alle ſind, hetzt einer den andern in noch größere Unzufriedenheit hinein. Das iſt ein wahrer Mißbrauch der Poeſie, die uns doch eigentlich dazu gegeben iſt, um die kleinen Zwiſte des Lebens auszugleichen und den Menſchen mit der Welt und ſeinem Zuſtande zufrieden zu machen.“ Er nennt hierauf die neue Poeſie Lazareth-Poeſie.

Göthe ſetzt aber, bemerkte von Haldern, noch bei: „Die jetzige Generation fürchtet ſich vor aller echten Kraft und nur bei der Schwäche iſt es ihr gemüthlich und poetiſch zu Sinne.“ Dadurch deutet er doch wieder klar an, wie alle dieſe poetiſchen Uebel aus den moraliſchen der Geſellſchaft entſpringen. Uebrigens ſcheint mir der große Göthe die neuere deutſche Poeſie nicht genug zu würdigen und neben ihren allerdings auffallenden Durchſchnittsmängeln einzelne Größen zu überſehen. Raupach, Immermann, Grabbe, Chamiſſo, Fouqué, Hoffmann haben in Nord — Aufſenberg, Grillparzer, Hauff, Platen, Uhland, Kerner in Süddeutſchland ſo viel Schätzenswerthes geleiſtet und vorbereitet, daß für das arme Lazareth noch immer einige Heilbrunnen rauſchen. Das eingefleiſchte Mißverſtändniß, als müßte die Poeſie bei dem als muſterhaft Anerkannten ein für alle Mal ſtehen bleiben, und alſo zur Manier herab ſinken, hat auch den klaren Göthe nicht unberührt gelaſſen, und mit ihm ſahen die meiſten Beobachter dort ein auflöſendes, gezwungenes, gewaltſames Verfahren, wo ſich ein kräftiges Losringen von veraltenden Formen oder ein geniales Streben nach neuen Wegen äußerte. Ich gebe gerne zu, daß beſonders die Lieblingspoeſie des Publikums und größtentheils Alles, was auf den Theatern florirt, verwerflich und ſogar ſchädlich ſey, aber dieſes Uebel hatten beinahe alle Zeitalter zu beklagen und die ſentimentale Leihbibliothek- und Toilettenliteratur machte es keineswegs beſſer, obgleich ſie einem weit gutbmüthigeren und tüchtigeren Geſchlechte gegenüber ſtand.

Meine Freunde, ſagte Röder, um euren Dichtern einiger Maſſen Genugthuung zu geben, laßt mich allen Vorurtheilen entgegen treten. Die Phraſe von der Schwäche, Charakterloſigkeit der Zeit, obgleich ſie mir ſelbſt entſchlüpfte, wird doch ſo allgemein und unbelegt nachgeleiert, daß ſie ſchon dadurch verdächtig iſt. Ich halte es ſtets gern mit der Minorität und könnte ich einige tüchtige Kämpfer zu Gunſten unſerer Lebensgenoſſen aufbringen, ſo wollte ich wohl die jammernden Sittenprediger in einige Verlegenheit ſetzen. Vielleicht fehlen uns die derben, gedrängten, robuſten Naturen, in welchen ſich der Charakter recht ſichtbar ausprägte, vielleicht ſind wir nachgibiger, lenkſamer, läſſiger, weicher geworden, ich widerſtreite ſogar nicht, daß es wenlger perſönliche Größen gibt; aber das dürfte gerade dem geſellſchaftlichen Zuſtande nützlich geweſen ſeyn, wie denn auch gewiß ein lebendiges Rechtsgefühl, wie Wohlthätigkeitsſinn, Neigung zu gemeinſamen Intereſſen, zufriedene Ehen, Duldung ſich mehr als je verbreitet haben. Es bildete ſich ein gewiſſes Mitelgut aus, das zwar den außerordentlichen, originalen, ſchöpferiſchen, herrſchfähigen Naturen hinderlich iſt, aber auch das Gewaltthätige, Wilde, die furchtbaren Leidenſchaften, die ſchweren Verbrechen, wie die Schlangenkünſte der Verſchmitztheit unterdrückt.

Ich kann nicht in dies Lob einſtimmen, verſetzte Werner, die Blätter ſind ſtets mit empörenden Greulthaten angefüllt, Alles jammert über Egoismus, Intrigue, Treuloſigkeit, überall wird blos geflickt, übertüncht und gerade die Kunſt, ſtets Milde und Güte nach Auſſen zu kehren, läßt uns auf allgemeine Heuchelei und Nichtswürdigkeit ſchließen.

Nehmt mir's nicht übel, fuhr Röder fort, ihr ſeyd ein höchſt merkwürdiges Doppelgeſchlecht von Philoſophen und Poeten. Der eine halbe Geiſt kann in ſeinem moraliſchen Idealismus die Wirklichkeit gar nicht mehr verſtehen, die andere Hälfte findet auf poetiſchem Boden alles herrlich und trefflich, was ſie in der Welt beklagt und verabſcheut: In der letzteren ſcheint glücklicher Weiſe noch gerade jene Miſchung zu herrſchen, welche das Leben für beſcheidene Anſprüche genießbar, ſogar angenehm macht. Was nun leider meiſtens die beſſeren Menſchen in einen grenzenloſen, peinlichen Hader mit der Wirklichkeit gebracht hat und ihnen das wenige Süße ganz unbarmherzig vergällte, war eben eure hochgeprieſene Belletriſtik, die ſich in einem hochmüthigen Gegenſatz mit dem Leben gefiel, und den althergebrachten Zwieſpalt troſtlos erweiterte, anſtatt auf eine gewiſſe Verſöhnung hinzuarbeiten. Während die wahre Poeſie das Sinnliche nur erhebt, um als Spiegel des Geiſtes zu dienen, und auf deſſen alleinige Würde und Herrlichkeit hinzuleiten, bleibt bei der falſchen, ſo fromm und geiſtig ſie auch thut, zuletzt bloß das ſinnliche Element übrig und ſie führt nirgends zur idealiſchen Ruhe und frommen Ergebenheit. Man ſchimpft immer noch wacker über den frivolen Kotzebue, und gleichwohl ſind ein großer Theil unſerer beliebteſten Schriftſteller nur Kotzebues in einer gefälligeren Auflage und ſauberem Einbande. Uebrigens hat man auch den Genuß der Poeſie, der uns nur gleich einem ſtärkenden Deſertwein erquicken ſoll zum Haustrunk gemacht, weswegen man nothwendig Verfälſcher und durch ihr Gebräu das geiſtige Siechthum herbeiziehen mußte.

Das iſt immer von der zu allen Zeiten wuchernden ſchlechten Schreiberei geſprochen, entgegnete Werner, der kein gebildeter und wohlgeſinnter Mann das Wort führen kann. Niemand wird aber ähnliche Einwendungen gegen jene beiſpiellos wirkſame wahre Poeſie richten, die als die feinſte Blüthe, ohne welche es keine edle, ſüße, geiſtige Frucht gibt, der Literatur und des Lebens betrachtet werden muß. Daß es ohne den Flüchtling der Dichtkunſt nirgends einen Sommer und Herbſt der Schriftſtellerei, wenigſtens keinen wonnigen Sommer und keinen reichen jubelvollen Herbſt gegeben, läßt ſich durch viele mitunter ſehr nahe Thatſachen beweiſen.

Obgleich ich meine Meinung, daß wir in ganz Deutſchland, vorzüglich aber in Bayern großentheils unter ſauren Trauben ſitzen und böſe Winzergeſichter ſchneiden, keineswegs verläugnen, ſo will ich ſie auch doch nicht als Glaubensartikel aufbringen und nur die Bemerkung beifügen, daß gerade aus der hochgeprieſenen Meinungs-Freiheit die furchtbarſte Meinungstyrannei hervorzubrechen droht. Hütet euch doch vor jenem Fanatismus, mit welchem die Hauptpartheien ihre ſchwebenden flatternden Begriffe voll Gift und Geifer hüten, und fliehet vor jener anwachſenden Meinungsſcheu, die vor allen Feldzeichen zitternd den kläglichſten Beweis liefert, wie ſehr die von wahren Vertheidigungs-Mitteln entblößte Mediocrität ſpießbürgerlich vergnügt oben ſchwimmt, entgegnete Röder. Glaubt übrigens, meine Freunde, fuhr er lebhaft fort, daß auch die trefflichſte Poeſie mit einer gewiſſen

Digitized by Google

Vorbereitung, mit einem Begriffe von Dichtung überhaupt aufgenommen werden und eine klare Anſicht der Wirklichkeit vorangehen muß, wenn eine gefährliche Grenzverwirrung wie ein höchſt nachtheiliger Einfluß auf Gemüth und Urtheilskraft vermieden werden ſoll. Verhetzt uns die Poeſie gegen das Leben, macht ſie uns die bürgerlichen Zwecke gleichgültig oder gar verächtlich, erfüllt ſie das Innere mit düſteren Weltanſchauungen, entzweit ein vergeblich zu erſtrebendes abentheuerliches Ideal mit der menſchlichen Beſtimmung, ſo nenne ich ſie das unheilvollſte Geſchenk unſerer geiſtigen Kräfte. Gleichwohl iſt dieſes häufig ihre Wirkung, bei welcher ſie leider, der menſchlichen Eitelkeit ſchmeichelnd mit Verwegenheit ſtehen bleibt, und während ſie das Wirkliche verſüßen ſoll, entwürdigt ſie es zum Gegenſtande der Verachtung, des Haſſes, zur entſetzlichen Quelle der Verzweiflung. Geiſtige Berauſchung und Wolluſt ſind aber in ihren Folgen eben ſo gefährlich wie die ſinnliche und aus der anſcheinenden Sentimentalität entſpringt nicht ſelten der blindeſte frevelhafteſte Hochmuth. In toller Schwärmerei Leben und Menſchheit verdammend, wiſſen die unglücklichen Verirrten nicht, welche Kräfte, welche Thätigkeit, wie viel Geiſt, Herz, Klugheit die geſchmähte Wirklichkeit in Anſpruch nimmt, und welche herrliche poetiſche Quellen ſie ihnen in jedem Augenblick darbietet. Die Poeſie gibt allerdings Bildung, ſetzt jedoch auch Bildung, beſonders die Erkenntniß ihres heiligen Bereiches voraus. Die meiſten Leſer wiſſen gar nicht in ihre Gold- und und Silbergänge zu dringen, ſondern bleiben bei der blumigen Oberfläche ſtehen.

Das wäre vielmehr ein Beweis, ſprach von Haldern, daß man gegen ſie mehr Leichtſinn als Liebe und Hingebung äußere. Und wirklich behandelt man dieſelbe öfter als eine leichtfertige Buhlerin wie als reine, veredelnde Geliebte, abſtrahirt aus ihr weniger die Kunſt, vollkommen zu werden, als die Fertigkeit, den Schwächen und Leidenſchaften eine köſtliche Folie zu verleihen. Was die Muſik ſo populär macht, iſt eben die Bequemlichkeit, ihr alle Empfindungen anzupaſſen, und von ihr aufgeregt, in alle Begehrlichkeiten überzugehen.

Sie befriedigt die Eitelkeit des Gefühls auf die wohlfeilſte Art, ſagte Röder, und hat daher ſtets die gedankenloſe Menge auf ihrer Seite, die freilich mit unbeſtimmter Aufregung zufrieden, in den dichteriſchen Geiſt nicht eingeht. Sie erſchien mir ſtets als etwas dämoniſches, das den Menſchen auf eine ſchauerliche Weiſe zwiſchen dem Göttlichen und Hölliſchen hin- und herſchaukelt, wie ſie denn auch im rein Erhabenen und Schrecklichen manchen Schritt vor dem Dichter voraus hat. Ich glaube nicht, daß je ein Poet das Leichtſinnige, Frevelhafte, Entſetzliche des Mozartſchen Don Juan erreichen kann

Alſo wäre auch der Muſik der Krieg erklärt, rief Werner aus, und wohl nur die Baukunſt wird unverdammt loskommen.

Keineswegs, verſetzte Röder, und was ſie uns Schlimmes oder doch Unbehagliches anthun kann, fühlt jeder in einer ſchlechten Wohnung, und hat Herr von Sternberg in ſeiner Declamation gegen unſere Zimmerquadrate mit glücklicher Laune nachgewieſen. Die Baukunſt wirkt in ähnlicher Art wie die Natur auf uns, und wie man die Menſchen durch ſie peinigen kann, bezeugen nicht blos die Bleidächer zu Venedig, ſondern tauſend Gaſſen und Häuſer, in welchen man nichts Kluges zu denken, nichts Angenehmes zu fühlen vermag.

Dagegen liegt in ihr aber auch wieder bei vielem Erhabenen und Anmuthigen durchaus nichts Verführeriſches, ſie wirkt nur auf edle und freundliche Empfindungen, und konnte deswegen niemals den wunderlichen Titel gefrorne Muſik verdienen, bemerkte v. Haldern.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz.

**Paris, 10. Auguſt. In welcher Zeit leben wir, großer Gott! Peſt, Cholera und die ſchwere Noth wüthen um uns her, und drohen, uns mit einem tödtenden Netze zu überziehen, während auf allen Seiten die Ungeheuer und Meerwunder auftauchen, wie die Pilze auf feuchtem Grunde in nächtlicher Weile. Kaum hat der berüchtigte Drache in der Gegenwart von Beſançon eine für die Wiſſenſchaft und den Roman nur allzu kurze Erſcheinung gemacht, ſo hat die Akademie in Paris ein menſchliches Ungeheuer, auf dem Nacken einen Waſſerkopf von ſo ungeheurer Dicke, von ſo unglaublichem Mißverhältniſſe, daß ich nicht einmal zu ſagen wage, wie viel Pfund er wiegt, und wie viel mal er ſchwerer iſt als der ganze übrige Körper; auf jeden Fall viele, viele mal. — Das iſt aber nur Spielerei gegen die Wunder des flüſſigen Elementes. Von jeher hatte das Meer das Privilegium unſer Feſtland zu beſchämen, und den armſeligen Erfindungen, ich will ſagen, Entdeckungen des letzteren, ordentliche, wohlgemeſſene, genährte und gutgehaltene Wunder entgegen zu ſetzen. Sie wiſſen die berüchtigte Meerſchlange, von welcher die Argonauten ſo wunderbares erzählten, und die den armen Ulyſſes auf ſeiner Irrfahrt ſo abſcheulich in Schrecken geſetzt. Neulich hat ſie ſich wieder einmal, und diesmal weit von dem Felde ihrer altertümlichen Erſcheinungen, blicken laſſen, zum Entſetzen der benachbarten Schiffsmannſchaft, eines unſchuldigen Packetbotes, das von Havre nach Amerika fuhr, und zum beſondern Schrecken des Litteratus, der auf dem Fahrzeuge ſich befand und den Reiſebericht zu machen hatte. Nach ſeiner Erzählung war beim Anblick des furchtbaren Unthieres die ganze Mannſchaft ſtumm und bleich. Aller Blick, wie ein Auge, war auf das Thier gerichtet, das ſich mittlerweile in gleicher Richtung mit dem Schiffe fortbewegte, bis es ihm, man weiß nicht in Folge welcher Grille gefiel, ſeinen Weg ſeitwärts einzuſchlagen und das Schiff völlig zu vernachläßigen; vielleicht hatte es die armen Geſichter auf dem Verdeck bemerkt, und eine menſchliche Regung in ſeinem Innerſten verſpürt. Nach der Erzählung des Litteratus, war die ganze Geſellſchaft nichts weniger als aufgebracht über das eilige Verſchwinden der intereſſanten Meerſchlange, die doch wohl verdiente, ein wenig genauer beſchaut zu werden, um ſo mehr als ſie noch Niemand geſehen hatte. Der Ort der Begegnung iſt nicht ganz genau angegeben, es war, ſagt der Berichterſtatter, „ſo ohngefähr in der Höhe der Azoren". Gebt acht, daß Arago nicht über Euch komme; wo war denn Euer Compaß in dem Augenblicke? oder, war auch er vor Schrecken ſtarr? Konntet Ihr nicht wenigſtens einen Einſchnitt in Euer Fahrzeug machen, um den Ort der Begegnung im Meere zu bemerken? — Die Größe des Thieres iſt nicht deutlicher bezeichnet, als der Ort ſeiner Begegnung. „Es mag wohl, in ſeiner ganzen Länge, 4 bis 5 mal die Länge unſeres Schiffes gehabt haben". Und die Dicke? In jedem Falle, wenn man an die Länge eines Packetbootes denkt und ſich eine Schlange 5 mal ſo lang und von verhältnißmäßigem Umfange vorſtellt, ſo kommt ein Thierchen heraus, das in ſeinem ſchlanken Rieſenbau einen ſonderbaren Eindruck auf den unvorbereiteten Meerfahrer machen muß! Ich weiß nicht, warum unſer Bericht ſo viel Aufſehens mit ſeiner Meerſchlange macht; in Paris iſt ſie ſehr bekannt. Geſtern erſt habe ich ſie in den eliſäiſchen Feldern für die beſcheidene Summe von 2 Sols geſehen, die Muſik miteingerechnet. Ich hatte ſie ſchon voriges Jahr auf dem Baſtilleplatz geſehen, damals aber hieß ſie „die große Rieſenſchlange Boa". Geſtern alſo, in gewohnter, ſonntäglicher Weiſe durch die eliſäiſchen Felder ſchlendernd, hörte ich plötzlich vor mir in den klaſſiſchen Wachstüchern mit Oelgemälden, auf denen die Krokodille und ihr Feind, der Ichneumon, die Klapperſchlange und andere Gegner des Menſchengeſchlechtes, die Neugierde der Menge reizen, eine Theaterſtimme, die ſich ohngefähr folgendermaßen vernehmen ließ: „Man hat lange gezweifelt, und nicht gewußt, ob da die berüchtigte Schlange, Meerſchlange genannt, wirklich lebe und beſtehe; und in der That, bisher hatte man dergleichen in Frankreich nicht geſehen, uns aber, unſerer ausnehmenden Geſchicklichkeit und Erfahrung iſt es gelungen, ſie zahm zu machen und an uns zu gewöhnen, wie ein Kind, ſie, die der Schrecken des Meeres und aller Matroſen iſt; Herein, herein! da iſt ſie, da liegt ſie, koſtet nicht mehr als 2 Sols... Ich ging hinein, um die berühmte Meerſchlange in einem hölzernen Kaſten von einigen Schuh im Geviert zu ſehen, und fand richtig meine arme, kleine, verkümmerte Boa, die voriges Jahr vor Mattigkeit den Geiſt aufgeben wollte und die ſeitdem nicht gewachſen war. Sie iſt vielmal kleiner als die, welche der Literattus des Packetbootes beſchreibt. Die Meerſpinne, die ein Schiff in den Abgrund zieht. Ich begreife nicht, wie dieſer ſchöne Titel bisher in den elyſäiſchen Feldern unbenutzt geblieben iſt. Man wird leicht eine Spinne finden, die ſich zu einem Meerungeheuer von Spinnen verhält, wie die Boa im ver-

Digitized by Google

jüngſten Maßſtabe zur Meerſchlange. Freilich, die letztere iſt alt in den Wunderannalen, und die erſtere iſt ſeit einigen Tagen an's Tageslicht gekommen. Hier iſt ſie: eine Goelette läuft von Cadix aus, Ende Juni, um nach den Canariſchen Inſeln zu ſegeln. Nach 10 Tagen Fahrt befindet ſie ſich in der Nähe von Teneriffa. Wer kennt nicht Teneriffa und ſeinen Pic? Diesmal iſt nicht von dem Berg die Rede, ſondern vom Meer. Die Schiffsmannſchaft war gegen 5 Uhr des Nachmittags mit dem Einnehmen ihrer zarten Mahlzeit auf dem Verdeck beſchäftigt, als ein kleiner Schiffsjunge eilig von dem Wandtau, wo er etwas befeſtigte, herabkletterte und voll Angſt und Schrecken ausrief: Gott ſtehe uns bei, wir ſind verloren! Im nämlichen Augenblick folgte das Schiff einer ſtoßartigen Bewegung und einem Zuge, der es auf die linke Seite umbog. Das Fahrzeug war in der größten Gefahr, leck zu werden und unter zu ſinken. Da ſpringt der Schiffsmeiſter, ein alter, erfahrner Seemann, gegen den Ruſt auf der bedrohten Seite, führte mit einer Art einen kräftigen Hieb nach dem Blocke, der die Maſtane hält, und ruft triumphirend, auf das Verdeck zurückeilend: „Wir ſind gerettet“! In einem Augenblick hatte das Schiff ſeine wagerechte Stellung wieder eingenommen, und als die Mannſchaft nach der Urſache eines ſo ſeltſamen Abentheuers ſpähte, gewahrte ſie in einer Entfernung von ungefähr 12 Klafter ein Ungeheuer, groß wie ein Elephant, und mit rieſenmäßigen Tatzen, das im Schwimmen eine wahre Strömung bildete und hinter ſich einen langen Streif von dickem und röthlichem Blute ließ. Der Kapitän unterſuchte den Block nun etwas näher und konnte nur mit Mühe eine Tatze losreißen, die mit Klauen bewaffnet und mit fahlem Haar bewachſen, feſt an den Block eingeklammert war. Die Länge und Dicke dieſer Tatze erinnerte an das Bein eines großen Hundes von Neufundland. Natürlich wurde dieſe Reliquie den Sachkennern vorgelegt und der Direktor des botaniſchen Gartens — wo? ſagt die Chronik nicht — glaubte in ihr die Tatze eines koloſſalen Thieres zu erkennen, das ein ſpaniſcher Kapitän, dem es an der Küſte von Südamerika begegnet, die Meerſpinne genannt hatte. — Was mich ganz beſonders an dieſer Geſchichte angeſprochen hat, iſt, die Anſicht des nämlichen Direktors dahingehend: Warſcheinlich war die Meerſpinne, in dem Augenblick, wo das Schiff über ſie hinfuhr, auf dem Meergrund auf irgend einem Felſen eingeſchlafen. Da die Wellenbewegungen des Meeres ſie aufgeweckt, ſo klammerte ſie ſich mit einer Tatze an den Felſenriffen und ſtreckte die andere nach dem Schiffe aus, um es an ſich zu reißen" — und es zu verſchlingen, denke ich? — Wir kannten Jonas in dem Bauche eines Wallfiſches; eine Goelette im Bauche einer Meerſpinne iſt noch nicht vorgekommen; ſie verdient wohl, daß wir ſie in die Regiſter des Wunderbaren einſchreiben. Und da wir gerade von wunderbaren Verſchluckungen ſprechen, ſo müſſen wir ſogleich einer andern Geſchichte denken, die Nordamerika zur Heimath hat. Nordamerika verhält ſich, im Gebiete des Wunderbaren, des Rieſenmäßigen, des Unglaublichen und nie geſehenen Unmöglichen, zur übrigen Welt, wie das Meer zum Feſtlande; es iſt wahrhaft die neue Welt. Sie wiſſen wohl, wie die nordamerikaniſche Induſtrie es dahin gebracht, ſelbſt die engliſchen Waarenanzeigen und Anpreiſungen, den „Puff“ zu übertreffen. Wenn London, um ſeine weltberühmte Stiefelwichſe zu preiſen, einen Kater malt, der ſich in einem prächtigen Steifſtiefel ſpiegelt, ſo macht der Baumwollenhändler in Newyork folgende Bekanntmachung: Benezer Ebrahim hat ſo eben eine Sendung koſtbare Baumwolle empfangen. Bekannt ſey hiermit jedermänniglich: Wer nicht 6 Dollar in ſeiner Taſche hat, um dieſen unentbehrlichen und höchſt feinen Gegenſtand anzuſchaffen, iſt entweder ein Bettelmann oder ein Pinſel. Ueberlegt das Mitbürger! Auch im Gebiete des Naturwiſſenſchaftlichen machen die Schüler des alten Europa erbauliche Fortſchritte und die Neuigkeitsfertiger in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten ſind im unbeſtrittenen Rufe großer Gewandtheit. Hören ſie nur: Vor einiger Zeit trank ein junger Burſche an einer Quelle. Es ſchien ihm, als ob ein feſter Körper in ſeine Kehle ſchlüpfte, ohne ihm jedoch den mindeſten Schmerz zu verurſachen. Sechs Wochen ſpäter glaubte er in ſeinem Magen die Bewegungen eines lebenden Thieres zu ſpüren, und klagte über ſchmerzlichen Reiz. Dieſes Unbehagen empfand er beſonders vor ſeinen Mahlzeiten oder wenn er längere Zeit ohne Nahrung blieb. Sein Appetit war übrigens ſehr ſonderbar. Zuweilen aß er ſehr wenig, und während eines ganzen Monats, in einem andern Augenblicke, verzehrte er jeden Tag 5 Pfund Ochſenfleiſch. In dem Hinterhaupte, in dem Schulterblatte, in dem Gelenke der linken Hand und und des rechten Fußes empfand er einen ſtechenden Schmerz. Seine Geſichtsfarbe war bleich. Des Nachts war er einem heftigen Schweiße ausgeſetzt und verfiel plötzlich in Beſinnungsloſigkeit, die meiſt nur kurze Dauer hatte, aber ſtets eine große Abſpannung zurückließ. In Folge dieſer ungewöhnlichen Zufälle erinnerte er ſich ſeines Trunkes an der Quelle und von dieſer Stunde an, behauptete er ſteif und feſt, daß er ein lebendes Thier im Magen habe. Man berieth fünf berühmte Aerzte und ſie beſtätigten nach reifer Unterſuchung, die Vermuthung des Kranken. Wie aber machen, um ihn von ſeinem unwillkommenen Gaſte zu befreien? Die Aerzte ſchrieben ihm zuerſt vor, ſich während fünf Tage aller Nahrung zu enthalten. Der Kranke that es, empfand aber unerhörten Schmerz, er verfiel in Wahnſinn. In dieſem Zuſtande griffen die Aerzte zum Opium, das nach ihrer Meinung auf die Magennerven wirken ſollte, ohne das Thier, wenn ſolches da wäre, zu berühren. Dieſes letztere, vom Hunger getrieben, wird endlich, ſo dachten ſie, durch den Schlund emportaugen, um Nahrung zu ſuchen. Dieſer Verſuch gelang vollſtändig. Der junge Menſch verfiel in einen unruhigen Schlaf, und die Bewegungen des Magens wurden jeden Augenblick heftiger. Nachdem man ihn in eine abhängige Lage, das Geſicht abwärts, gebracht, ſah man nach Verlauf von 10 Minuten eine Natter von ziemlicher Dicke, auf eine Länge von 8 Zoll zu ſeinem Munde herauskriechen. Die Augen des Thieres waren lebhaft und glänzend und ſprühten vor Zorn, gleichwohl zog man es ganz hervor. Seine Bewegungen waren ſehr heftig und es ſtrömte viel Elektricität aus. Seine Länge betrug 4 Schuh und die Dicke ſeines Durchmeſſers 3 Zoll! Seitdem befindet ſich der Kranke wohl, die Wunde ſeines Magens iſt geheilt, und ſeine frühere Lebenskraft kehrt zurück. — „Der Hunger, ſagt das Sprichwort, treibt die Wölfe aus dem Wald.“ Das Sprichwort weiß nicht alles, ſonſt hätte es beigefügt „und die Schlangen aus dem Magen des nordamerikaniſchen Wunderknaben.“ Ich bewundere das außerordentliche Wachsthum der Natter, die im Augenblick des Trunkes ſo winzig war, daß der Junge ihr Daſeyn nicht einmal beſtimmt gewahrte, und die nach Verlauf von 6 Wochen zu einer Länge von 4 Schuh und zu einer Dicke von 3 Zoll angewachſen war! Freilich, ſie hatte gute Koſt und keine Arbeit! — Der Sun American, wahrſcheinlich eiferſüchtig über den Triumph ſeines Kollegen, der die wunderbare Magennatter entdeckt hatte, liefert alsbald eine andere Erfindung, die nur dem Gebiete, nicht dem Wunder nach verſchieden iſt. Sie haben wohl ſchon einmal von der koſtbaren Dampfmaſchine in England gehört, in welche man, an dem einen Ende einen lebenden Hammel einſchiebt, und auf der andern Seite eine fertige Hirſchlederne Hoſe empfängt. Zweifler haben dieſe geiſtreiche Erfindung für eine Erfindung gehalten; mögen ſie nun hören und ſtaunen! — Ein Mann, wenn man ſo profan ſprechen darf, von einem ſo großen Geiſte, ein Mann, Namens Thomas Frenk in Utica, in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten, hat eine Maſchine erfunden, mittelſt welcher man zu gleicher Zeit Stücke Papier von ungemeſſener Größe fertigte, und Bücher ohne Ende druckt. „Wir haben, ſagt der Sun American (iſt es die Sonne der Wahrheit?) einen Bogen Papier vor uns, von ungefähr 100 Schuh Länge und 2 Schuh Breite; und auf beiden Seiten gedruckt mittelſt der nämlichen Operation. Es bedarf zu dieſer Fabrikation und zu dieſem Drucke nur einer einzigen Perſon und eines Handlangers, der am hintern Ende die Lumpen in die Maſchine ſchiebt. Es iſt unnöthig in die nähere Beſchreibung der Operation ſelbſt einzugehen. Man kann ſeinen Bedarf nach der Elle oder nach der Meile Länge beſtellen; ſo lange der rohe Stoff reicht, ſo weit reicht auch die ununterbrochene Länge des Papieres und des Druckes. Es genügt wohl, wenn wir ſagen, daß vor unſern Augen (es iſt ſtets der Sun American, der ſpricht) die ganze Geſchichte von Robinſon Cruſoe, fertig gedruckt, auf einem Stück Papier, aus der Maſchine hervorkam. Um ſeine Bewunderung und gebührende Anerkennung eines ſolchen Verdienſtes durch ein paſſendes Bild auszudrücken, ſetzt der nordamerikaniſche Journaliſt hinzu: „Mittelſt dieſes unglaublichen Fortſchrittes reicht es alſo hin, daß ein Mann in dieſe Papiermühle trete, ſein Hemd ausziehe und es dem Handlanger am einen Ende der Maſchine hinreiche, und es am andern Ende als eine gedruckte Geſchichte der Abentheuer von Robinſon Cruſoe, oder jedes andere Buch, nach Belieben in Empfang zu nehmen.“ — Geſtern Abend erſt bewunderte ich, in der Nähe des Triumphbogens de l'étoile, einen Krämer, der den Vorübergehenden ein Backwerk mit Goldſchaum überzogen, zum Kaufe darbot. In dem Backwerke, ſagte er, iſt ein Zettel, der für jeden, wer er auch ſey, und woher er komme, ſein vorher gefertigtes Horoſkop enthält. Fragt nicht, wie das ſeyn kann, das iſt das Geheimniß der großen Prophetin, Mlle. Normand, die da wohnt, rue Tournon Nro. 6, fragt alſo nicht, ſondern kauft, für 2 Sols habt Ihr Euren Lebenslauf.“ Wahrlich, was iſt die Maſchine des Sun American dagegen? Bemerken Sie gefälligſt, daß die Leute kaufen und bezahlen! Zu dieſem materiellen Wunder, ein moraliſches: Vor einigen Tagen findet, in den Ardennen, ein armer Taglöhner einen Schatz von 2000 fl. in Geldſtücken. Dieſe Summe ruft ihm in's Gedächtniß, daß der Waldhüter Saingery, beim Einrücken der Alliirten, 2000 fl. in den Wald verſteckt und ſpäter nicht mehr gefunden habe. Seit langer Zeit glaubte er, ſein Geld ſey ihm geſtohlen worden. Alsbald macht ſich unſer Taglöhner auf den Weg zu Saingery und ſagt ihm, indem er die Thaler klingen läßt: Ihr wißt wohl noch, Euer Schatz, da iſt er, dort drunten im Wald habe ich ihn gefunden; da nehmt und voll Erſtaunen unterſucht der Waldhüter ſeinen Sack und kann nicht mehr zweifeln an der Wahrheit des Fundes. Man erzählt, daß er dem redlichen Taglöhner 500 Fr. gegeben habe, und ein Pariſer Blatt ſchlägt dieſen letztern zum nächſten Preiſe Monthyon vor! Sagte ich Ihnen nicht: wir leben in einer Zeit der Wunder und Zeichen! —

Digitized by Google

Die Biene
Bayeriſches Sonntagsblatt.

1837. № 35.

Feldmarſchall Vorwärts.

Schon wogt vom Mittag bis zur Nacht
Um La Rothièr' die heiße Schlacht;
Trotz der Verbundnen Tapferkeit
Wankt nicht der Feinde Heer im Streit.

Da ruft der alte Preußenheld:
„Mit Gott mir nach durch's Leichenfeld!
„Feldmarſchall Vorwärts nennt ihr mich,
„Feldmarſchall Vorwärts zeige ſich!"

Er zieht ſein Schwert mit Jünglingsglut,
Er ſpornt ſein Roß mit hohem Muth,
Er ſprengt voran der Seinen Schaar,
Sie folgt mit Hurrah zur Gefahr.

Und wie auch Schlachtendonner brüllt,
Und ihre Bahn mit Leichen füllt,
Sie dringt bei wilder Flammen Schein
Ihm muthig nach in's Dorf hinein.

Der Feind entflieht im raſchen Lauf,
Sie aber pflanzt die Fahnen auf,
Und jauchzet im erſtürmten Ort:
„Vorwärts ſey unſer Loſungswort!"

Adolph Bube.

Der Arzt als Scharfrichter.

Ein Lebens- und Reiſebild, nach Erlebniſſen eines Freundes erzählt von

H. F. Mannſtein.

Erſter Abſchnitt.

Der junge Doktor Bernhard gehörte zu denjenigen Menſchen, die unſrer Hochachtung wie unſeres Mitleides in gleich hohem Grade würdig ſind, aber beide nur ſelten erwecken, weil Tugend und Unglück nun einmal keine bleibende Stätte haben in dieſer nichtsnutzigen Zeit.

Bernhard war kenntnißreich, aber Niemand wollte von ſeiner Wiſſenſchaft Gebrauch machen; die Männer nicht, weil er kein altes Weib, die Weiber nicht, weil er ein ächter Mann war. So wurde er arm und unglücklich, aber ſein Unglück rührte Niemand, weil es eben die Folge einer ſtolzen Tugend war, an der ſich Alles ärgert.

Kurz nach Beendigung des letzten ruſſiſchen-türkiſchen Feldzuges ſaß er eines Tages in ſeinem ärmlichen Stübchen, ſtill und emſig in einem Buche leſend. Ein blaues abgehärmtes Röckchen, nebſt dito Beinkleidern und Weſte umſchloſſen den ſchlanken Leib des jungen Mannes, auf deſſen regelmäßigem Geſicht die Spuren kummervollen Mißmuthes deutlich zu leſen waren. Das Buch, welches er in der Hand hielt, wa Göthes Fauſt, und er las eben die Scene, in welcher Mephiſtopheles dem jungen Schüler die Facultätswiſſenſchaften erklärt. Je mehr Bernhard vorwärts drang, deſto ſichtlicher ward er ergriffen, bis er endlich laut zu leſen begann:

Der Geiſt der Medicin iſt leicht zu faſſen;
Ihr durchſtudirt die groß' und kleine Welt
Um es am Ende geh'n zu laſſen,
Wie's Gott gefällt.
Vergebens, daß ihr ringsum wiſſenſchaftlich ſchweift,
Ein Jeder lernt nur, was er lernen kann;
Doch der den Augenblick ergreift,
Das iſt der rechte Mann.
Ihr ſeyd noch ziemlich wohlgebaut,
An Kühnheit wird's Euch auch nicht fehlen,
Und wenn ihr euch nur ſelbſt vertraut,
Vertrauen euch die andern Seelen.
Beſonders lernt die Weiber führen;
Es iſt ihr ewig Weh und Ach
So tauſendfach
Aus Einem Punkte zu kuriren.
Und wenn ihr halbweg ehrbar thut,
Dann habt ihr ſie all' unter'm Hut.
Ein Titel muß ſie erſt vertraulich machen,
Daß eure Kunſt viel Künſte überſteigt;
Zum Willkomm' tappt ihr dann nach allen Siebenſachen,
Um die ein andrer viele Jahre ſtreicht.
Verſteht das Pülslein wohl zu drücken,
Und faſſet ſie, mit feurig ſchlauen Blicken,
Wohl um die ſchlanke Hüfte frei,
Zu ſeh'n, wie feſt geſchnürt ſie ſey.

Bei dem letzten Worte küßte er das Buch, legte es ſchweigend bei Seite, nahm Hut und Stock, und verließ mit einem Seufzer den unlieblichen Aufenthalt.

Er ſtieg das nahe Hochgebirge hinan, deſſen grüne duftende Wälder ihm prophetiſch entgegenrauſchten. Die labende Kühle in dem lebendigen Dome lud ihn bald zum Sitzen ein, unweit eines erquicklichen Quells, der mit melodiſchem Getöne von den friſchen Bergen in's Thal herniedertanzte. Dazu dröhnten die fernen Schluchten im ſanften Wehen des Windes, die Wurzeln der Bäume knarrten und gähnten ſchauerlich-anmuthig, und die Vögel muſicirten im lieblichſten Chore, ſo daß Bernhard bald Noth und Sorgen vergaß und mit heller Kehle in das vielſtimmige Concert einſtimmte. Dann ſah er der Emſigkeit der Inſekten an Baum und Boden zu, belauſchte die wilden Tauben, die ihre Jungen fütterten, und wurde dadurch an ſeinen eigenen Hunger erinnert. Er ward wieder ſehr traurig, zog ein Stückchen Brod aus der Taſche und fing es an zu verzehren, wobei das Waſſer des Quells den Wein, ſeine Thränen das Salz vertraten.

O, rief er endlich aus, wie viel mehr hätte ich Recht als Fauſt, in bittre Klagen über ein nutzlos verbrachtes Leben

Digitized by Google

auszubrechen! Er hatte doch den Leib vor bittrer Noth geſchirmt, obwol das verzehrende Feuer des Wiſſensdranges in ſeiner Bruſt fluthete; ich aber leide auch Pein von dieſer Flamme und — ha, ſoll ich mich des ſchnöden Hungermahles vor mir ſelber ſchämen? Oft iſt es mir ſo, und dann will es mich bedünken, als könne dieſe Schaamröthe nur der Fittig des Todes von den Wangen fächeln.

Nach kurzem Sinnen fuhr er fort: und woher denn dieſe Noth? Theils weil man mir, dem Armen, nicht vertraut, theils, weil man ſich fürchtet, mit mir in Berührung zu gerathen. O, und wenn ich bedenke, daß man mich flieht, weil es gewiſſe Tonangeber, Stimmführer wünſchen, auf die das dumm verzagte Volk nun einmal nachäffend gafft, dann möchte ich, oft denen beiſtimmen, welche die Menſchennatur nur für ein vollendetes Affenthum ausgeben wollen. Mich haſſen! Das ſchuftige Geſindel hat's wohl nöthig, die Redlichen zu haſſen!

So vor ſich hin grollend war er höher in das Gebirge geſtiegen und der Stelle nahe gekommen, wo ein rauher Bergweg durch wildes Geklüft führte und ſich dann wieder zwiſchen bemooſten Felsblöcken und finſtern Rieſentannen aufwärts wand. Bernhard ſog die ambroſiſche Waldluft mit gierigen Zügen in ſeine ſchmerzlich angeregte Bruſt, als er plötzlich in geringer Entfernung verwirrte Stimmen, Pferdegebraus und dumpfe Schläge hörte. Unverzüglich dem Lärmen nachgehend erblickte er einen eleganten Reiſewagen, deſſen Pferde von dem Kutſcher gehalten wurden, während ein langer, modiſch gekleideter Mann laut fluchend auf die Rücken zweier Livree-Bedienten los hieb, welche ſich zwar mit dem Munde unabläſſig und tapfer, aber deſto weniger mit den weit zweckmäßigeren Händen vertheidigten. An den Reden dieſer Leute erkannte Bernhard ſogleich, daß der Prügler ein Engländer, die Geprügelten aber Deutſche waren. Von Unwillen erfaßt, warf er den Sedez-Despoten rücklings nieder. Dieſer jedoch raffte ſich nach kurzem Staunen über das unerwartete Ereigniß wieder auf, riß ſich das Oberkleid vom Leibe und forderte den unberufenen Friedenſtifter unter einer Sündfluth von God dam's zum Boxen auf. Bernhard, in Leibeskünſten wohl erfahren, zauderte nicht, den Kampf einzugeh'n, der ſo glücklich für ihn ausſchlug, daß der lange Sohn Albions betäubt und mit dem Verluſte verſchiedener Vorderzähne zum zweiten Male den vaterländiſchen Boden küßte.

Auf Bernhards Frage nach dem Grunde der Wuth des Britten antwortete der eine Diener: Er wollte durchaus von der Landſtraße in die Berge hineinfahren, ſo ſehr wir's ihm auch ausredeten, denn er iſt grauſam verrückt. Es dauerte auch nicht lange, ſo hatten wir uns verirrt und mußten uns auf den alten holprichten Buſchwegen greulich plagen. Darüber erboßte er ſich unmenſchlich, und weil er nun von dem vielen Zugwinde obendrein Zahnſchmerzen kriegte, wollt' er ſeine Wuth an uns auslaſſen. Er iſt überhaupt manchmal ganz des Teufels, ſo daß man von ihm fortlaufen möchte, wenn man nur gleich wüßte wohin?

Ob ſich der Deutſche, dachte Bernhard bei ſich, nur einen Augenblick verleugnet! Dieſe zwei baumſtarken Kerle laſſen ſich von einem unſinnigen Schlingel nach Herzensluſt durchwamſen, nur um ein Stückchen Brod für den nächſten Morgen gewiß zu haben. Armes Brodvolk!

Als der fluchende und blutende Raufbold in den Wagen gebracht worden war, gingen alle neben dem Fuhrwerke her, um es auf dem faſt unbefahrbaren Wege vor Umwerfen zu ſchützen, und ſo bewegte ſich der Zug langſam nach der Stadt: wo ihn bald der beſte Gaſthof aufnahm. Hier entſpann ſich zwiſchen den Kämpfern der ſeltſamſte Streit. Denn kaum hatte der Engländer Bernhards Stand erfahren, als er ihn mit Heftigkeit aufforderte, als Reiſearzt und Geſellſchafter ihn zu begleiten; dabei verſicherte er dem jungen Doctor, daß ſeine Tapferkeit einen Britten zieren würde, daß aber ſein unbegrenzter Jähzorn einzig und allein den ganz übeln Auftritt herbeigeführt habe. Dieß iſt, ſchloß er, ein Grund mehr für Sie, mich als Arzt zu begleiten, da Ihr Betragen mir einen Theil meiner Geſundheit geraubt hat. Alle Teufel, wiſſen Sie, daß eine Parthie meiner Zähne draußen im Buſche auf Gottes Erdboden liegt? Es ſind zwar keine Drachenzähne, mit welchen Deukalion die erſten Spartaner hörte, aber werth ſind ſie gewiß, daß aus jedem ein geharniſchter Mann wüchſe, der mich an Ihnen rächte, d. h. Ihnen den Hals bräche. Apropos, ſind Sie auch Zahnarzt?

Bernhard bejahete dieß: weigerte ſich aber entſchieden, das Verlangen ſeines verwunderlichen Gegners zu erfüllen. Dieſer gerieth aber dadurch in wahre Tobſucht, worin er allerlei verfängliche Reden vom deutſchen Hungerleben und Bettelſtolze fallen ließ, die unſerm Helden wie zweiſchneidige Meſſer durch das Herz gingen. Ohne dieſes Manöver, welches um ſo kräftiger wirkte, je abſichtsloſer es war, möchte es dem Engländer wohl ſchwerlich gelungen ſeyn, den Doktor zum Nachgeben zu bringen. Kaum aber waren jene verhängnißvollen Worte erklungen, als der junge Arzt mit dunkler Zornröthe auf den Wangen rief: Ich begleite Sie unter jeder Bedingung Mylord.

Das Staunen des Britten über dieſe plötzliche Sinnesänderung Bernhards ging bald in ſtürmiſche Freude über, in welcher er unter einem Platzregen von Champagner betheuerte daß einem Englisch man kein Gott, geſchweige ein deutſcher Gelehrter widerſtehen könne.

Nach Verlauf einer Stunde war der Contrakt aufgeſetzt, unterzeichnet und von einem Notar vollzogen, wodurch Doktor Bernhard der wohlbeſtallte Leibarzt Sr. Herrlichkeit des Lord Kingſton war. (Fortſetzung folgt.)

Biographiſche Denkmale.

VII. Joſeph von Muſſinan.

Joſeph, Ritter von Muſſinan auf Zellereit, — wie der Titel ſeiner letzten Schrift: Bayerns Geſetzgebung, München 1835, 8. angiebt, — kgl. bayer. Geheimerath, ehemaliger erſter Appellationsgerichts-Direktor für den Iſarkreis, damaliger adeliger Abgeordneter der zweiten Kammer der Stände des Reichs und Vorſtand des ſtändiſchen Ausſchuſſes für Gegenſtände der Geſetzgebung, Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften in München, Ehrenbürger der Städte Straubing und Landshut — trat noch während der gegenwärtigen Ständeverſammlung als Erſatzmann nach dem Tode des Staatsraths v. Mann —, eines weit vorgerückten Alters ungeachtet, mit gewohnter Kraft und Thätigkeit auf; und weilte noch am Vorabende ſeines unerwarteten Todes im heitern Kreiſe mehrerer Kollegen bei dem ihn hochachtenden erſten Präſidenten der Kammer der Abgeordneten mit jugendlicher Munterkeit. Der Morgen des 24. Mai fand ihn nicht mehr unter den Lebenden! — Sein Patriotismus, ſeine Geſchäftsauszeichnung und ſein Wiſſen verdienen ein Denkmal, das ihm hier in kurzen Zügen ſeines Lebens und Wirkens geſetzt werden ſoll. Muſſinan war geboren am 13. December 1766 zu Viechtach im bayeriſchen Walde, und ſtammt aus der mailändiſchen Familie Muſſinano, von welcher ein Glied während des dreißigjährigen Krieges nach Bayern flüchtete.

Digitized by Google

Sein Vater war bürgerlicher Bäckermeiſter in Viechtach. Er erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung auf den Gymnaſien zu Straubing und München und ſeit 1785 auf der Univerſität zu Ingolſtadt. Die Laufbahn eines praktiſchen Juriſten betrat er 1787 und ſchon im folgenden Jahre wurde er als Regierungsrath nach Burghauſen in einen Wirkungskreis verſetzt, welcher zugleich die ſtädtiſche Polizei und Schulweſen umfaßte. Zur Belohnung ſeiner ausgezeichneten Geſchäftsführung erhob Kurfürſt Karl Theodor während des Reichs-Vikariats ihn in den Adelſtand durch Ertheilung eines Adels- und Ritterdiploms vom 27. Juli 1792. Der Verblichene hatte bereits vor acht Jahren den Bürgern ſeines Geburtsorts, des Marktes Viechtach, ein Oelgemälde, ſein eigenes ſehr wohl getroffenes Bild geſchenkt. Die Bürger ehrten dieſes Andenken dadurch, daß ſie das auch kunſtreich ſchön gemahlte Bild in vergoldeten Rahmen auf dem Katafalk aufſtellen ließen, welcher in der Mitte des Presbyteriums dortiger ſchönen und großen Marktkirche von zahlreichen Lichtern umgeben, am 9. Juni d. J. bei einem feierlichen Trauergottesdienſt errichtet war, dem, zu Ehre des Verſtorbenen, die ſämmtlichen Hrn. Beamten, der Magiſtrat, die ganze Bürgerſchaft und viele Leute aus der Umgegend mit unverkennbarer Theilnahme beiwohnten. Von Burghauſen kam er am 25. Juni 1799 in derſelben Eigenſchaft nach Landshut, und am 18. Dez. 1802 als Hofgerichtsrath nach Straubing. Am 14. Februar 1810 wurde er von da zum Oberfinanzrath bei der Miniſterial-Steuer- und Domänen-Section in München befördert, am 26. April 1817 zum Fiscalatsrath ernannt, nach Aufhebung des Generalfiscalats aber, im Anfang der jetzigen Regierung, am 26. Februar 1826 als zweiter Director zu dem Appellationsgericht des Iſarkreiſes nach Landshut verſetzt, wo er am 25. April 1727 zum I. Direktor vorrückte und am 18. Aug. 1828 die kgl. Beſtätigung als Vorſtand und Direktor des Wechſel- und Mercantilgerichts II. Inſtanz für den Iſar- Unterdonau- und Regenkreis erhielt. Durch kgl. Decret aus Iſchia vom 10. April 1830 auf ſein Geſuch, unter Bezeigung der allerhöchſten Zufriedenheit mit ſeinen langjährigen Dienſten für immer in den Ruheſtand verſetzt, wurde ihm noch durch ein weiteres kgl. Decret aus Brückenau von 19. Juli die Auszeichnung tax- und ſiegelfreier Verleihung des Titels und Rangs eines geheimen Raths, zugleich eine höchſt werthvolle Anerkennung der mancherlei Verdienſte, die er ſich durch raſtloſe Thätigkeit und wahre Vaterlandsliebe als Abgeordneter zu der Ständeverſammlung von 1831 und beſonders von 1854 erworben hatte.

Hier verdient vorzüglich ſein Wiſſen im Fache der Geſetzgebung, und der Antrag Erwähnung, welchen er auf die Einführung einer ſtändigen Geſetzcommiſſion, unabhängig von allen andern Geſchäften, zur Vorbereitung der bürgerlichen und peinlichen Geſetze mit Grundlage auf die Oeffentlichkeit, insbeſondere des mündlichen Verfahrens in bürgerlichen Rechtsſtreiten betr. ſchon vor der erſten öffentlichen Sitzung der Stände im Jahr 1831 überreichte, und deſſen Druck die Kammer beſchloß. (Schluß folgt.)

Engliſche Polizei und Polizeiverhandlungen.

(Gemälde engliſcher Sitten, namentlich London's.)

(Fortſetzung.)

Wer nach London kömmt, kann gedruckte Warnungszettel genug haben. Auch darf man nicht vergeſſen, daß von den Hauptſtrömen überall hundert, ja tauſendweiſe Nebenſtröme oder Bäche ausgehen; hier iſt, wie ſich leicht denken läßt, die Gefahr noch größer. Bekanntlich fängt man des Nachts beim hellen Fackelſchein die Fiſche beſſer: ſie werden geblendet. Das blendende Gaslicht taugt zu dieſem Zwecke trefflich, und Nachts oder bei Tage bei Nacht machendem Nebel geht das unheilvolle Gefangenwerden vor ſich, obgleich es auch am hellſten Mittage häufig genug iſt. Bei dem ungeheuren Menſchengewoge, ſo ſchnell es ſich auch fort bewegt, iſt augenblickliche Stemmung nicht zu vermeiden; der Diebſtahl iſt geſchehen, ohne daß man es gewahr wird; oder wird man es auch, ſo iſt es lange zu ſpät; man erkennt den Dieb nicht, oder er hat ſich lange ſchon aus dem Staube gemacht — oder er präſentirt ſich ſelbſt zur Verfolgung des Gauners. Bei den Polizeiverhandlungen kommen dann artige Geſchichtchen zum Vorſcheine; häufig hat ein hinter einer Ecke verſteckter Polizeidiener den Gauner ſchon eher bemerkt, als der Beſtohlene und letzterem kömmt es ſonderbar vor, auf die Polizei eingeladen zu werden; er muß erſt gemahnt werden, daß er beſtohlen worden iſt. Die Dieberei in den Straſſen iſt, am hellen Tage, der oft genug, ungeachtet der häufigen Nebel, namentlich Morgens oder nach einem Nebelzerſtörenden Platzregen ſo hell, als irgendwo iſt, nicht ſelten gewaltthätig, wie oben ſchon angedeutet; ein Individuum wird von einer Hand oder mehreren Händen gepackt, gezerrt, in ſeiner Geiſtesverwirrung herumgedrückt und im Nu ausgraubt. Der Beraubte kömmt erſt zu ſich, wenn ſeine Sachen von ihm ſind, und das beſte Auge nicht mehr im Stande iſt, den ruffian oder die ruffians zu verfolgen oder zu erſpähen. Die Nebengäßchen oder ganze Quartiere, in welche es von den vornehmſten Straßen nur ein Sprung iſt, nehmen den Gauner augenblicklich auf — er iſt gleich wieder bei Gefährten; eben dieſe Nebengäßchen erſchweren der Polizei die Verhinderung der Gaunerei auſſerordentlich. Jedes prächtige Quartier der Stadt iſt aber gleichſam in einem Nebengäßchennetz gefangen; dieß iſt bei den prächtigſten Spuare's, (viereckigen öffentlichen Prachtplätzen) der Fall; oder man kann oft auch ſagen, ganze Gauner- und Bettlerviertel ſind von den faſhionabelſten Quartieren und Straßen umgeben, man denke an St. Giles, wo ehrliche Leute eine lange hergebrachte Scheu haben, einzutreten. — Gegenſätze berühren ſich: wenn der Spitzbube in den frequenteſten Plätzen keinen Schritt machen kann, ſo begiebt er ſich in die wenigſt frequenten, aber natürlich dahin, wo etwas zu ſtehlen iſt, z. B. in die abgelegenen Theile der Parke, wo Verliebte, Nachdenkende oder Geräuſchſcheue Leute ſpazieren gehen. Suchen ſie nun irgend eine Gebüſchpartie, ſo kommen ſie ſo recht in die Nähe der Vogelſteller; wie mancher Gimpel wird hier nicht gefangen! Manchmal aber iſt es, wenn man auch kein Gimpel iſt, unmöglich, zu entrinnen, und die Polizei hat viele ſolche Fälle, bei welchen mehr oder weniger Gewalt angewendet wurde, zu verhandeln. Der Regentpark iſt beſonders reich an ſolchen Fällen. Uebrigens ſind die Betrogenen und Beſtohlenen häufig am Unfalle ſelbſt Schuld, ein Vorwurf, welcher Fremde — namentlich Deutſche — und gutmüthige engliſche Provinzbewohner trifft; ſie ſind zu unvorſichtig, namentlich durch das Sehenlaſſen von Geld und Koſtbarkeiten; man ziehe ſo wenig als möglich eine Börſe, am beſten iſt es, wenn man keine Börſe und nur wenig Geld bei ſich zu tragen braucht. Schon oben haben wir den Umſtand angeführt, daß die Gauner immer und immer lauſchen, wie viel eine gezogene Börſe enthalten mag, und wohin ſie geſteckt wird.

Sehr gefährlich iſt es, nicht ſo ſehr den Aufdringlichen, ſondern den auf die artigſte Weiſe zuvorkommenden oder auch nur Entgegenkommenden ſich hinzugeben: Ehrlich zu ſeyn iſt nicht ſo ſchwer, als ehrlich zu ſcheinen. In dieſem Schein haben es aber gewiſſe engliſche Gauner, namentlich die der Hauptſtadt, zu einer wahren Virtuoſität gebracht. Die Polizei-

Digitized by Google

Verhandlungen über Betrügereien auf dieſem Wege ſind zahllos und in der Regel ſehr luſtig obendrein. Der Fremde hat hier in der Regel einen Vortheil in der Unkenntniß oder geringen Kenntniß des Engliſchen (was auf eines hinausläuft); es iſt der aus der Provinz kommende ehrliche engliſche Gimpel, der auf die ergötzlichſte Weiſe — deren Nüancen zahllos ſind — ausgeraubt wird. Ein Heer derer, welche nach London kommen, um etwas zu ſuchen, werden auf dieſe Weiſe deſſen beraubt, was ſie ſchon haben — und oft iſt dann das Nachſpiel ſolch' einer Comödie oder Farce eine wahre Tragödie, indem ungemein Viele, die von anſcheinender Ehrlichkeit betrogen worden ſind, gezwungen werden, ihre eigene fahren zu laſſen und das Gauner- oder Proſtitutenheer zu vergrößern („to reduce others to the same level of lewdness"). Es herrſcht hier ein wahres Preß- oder Rekrutirungsſyſtem. War vorhin davon die Rede, daß dem Fremden bei dieſem Syſteme die Unkenntniß der Sprache zu Gute kömmt, ſo iſt dies nicht zu weit auszudehnen: es giebt unter den Gaunern auch Sprachkenner, namentlich unter den jüdiſchen Gaunern. Die deutſche Sprache hat nun ohnehin die Ehre, Hofſprache der geſammten Judenſchaft von Oſt nach Weſt und Süd nach Nord des ganzen Erdenrundes zu ſeyn. Man denke nun den ehrlichen Deutſchen, der ſo häufig obendrein mit dem erſten Eintritt in London den Kopf verliert, in den Händen eines ſpekulirenden Juden, der deutſch ſpricht oder radbrecht — er iſt dem Neuangekommenen ein Schutzengel: er kann Gott nicht genug preiſen, daß er ſo glücklich war, gleich beim Ausſteigen aus dem Schiffe bei dem Cuſtomhauſe oder beim Verlaſſen der Diligence (stagecoach) einen deutſch ſprechenden Führer zu bekommen, von welchem er aber in der Regel ſchlecht geführt oder beſſer, angeführt wird. Geprellt zu werden, iſt faſt ein unumgängliches Lehrgeldgeben des Fremden, namentlich Ausländers. Auſſerordentlich leicht iſt es, in London jeden Augenblick eine Privatwohnung zu bekommen, um das ungeheuer theuere Wohnen in Gaſthäuſern zu umgehen oder wenigſtens abzukürzen, aber ſehr ſchwer iſt es, eine gute, d. i. ſichere zu bekommen. In den Nebengaſſen auch der ſchönſten Stadttheile iſt, wie man leicht aus dem oben Geſagten abnehmen kann, Gaunerei, Armuth und vor Allem das Proſtitutenweſen zu Hauſe, und wo dieſe zu Hauſe ſind, hauſt man ſchlecht man iſt ſchlecht aufgehoben; mancher wird hier ſo zugedeckt, wie man ſagt, daß er ſich ſein Leben nie mehr wünſcht, ſo gebettet zu werden; mancher bläſt beim Schlafengehen gutmüthig das Licht aus und ein paar Stunden nachher wird ihm das zeitliche Lebenslicht ausgeblaſen und das ewige Licht angezündet. Der Hahn ſchreit wohl am Morgen, wie ſonſt, aber gewiß nicht nach ihm, er iſt verloren. Man beziehe hieher, was oben vom Sprichwort: „es iſt nichts ſo fein geſponnen, es kömmt doch an die Sonnen" geſagt wurde. Nur jener kann am beſten fahren, welcher der engliſchen Sprache mächtig iſt und mit entſchiedener Beſonnenheit, die aber nicht in lächerliche Furcht ausarten darf, beim erſten Eintritt in die Stadt zu Werke geht; am geborgenſten iſt freilich der am beſten Recommandirte. Am unglücklichſten kann unter der Menge männliches, und weibliches Gaunervolk jener werden, welcher gewiſſe, ich will gerade nicht ſagen, laſterhafte, doch auch eben nicht tugendhafte Hänge (penchants) oder Neigungen nicht aufgeben kann, wenigſtens ehe er ſich mehr umgeſehen und eingeniſtet hat. Hang zur Trunkenheit und anderweitigen Sinnesluſt muß in der Regel in London theuer büßen, durch Verluſt jedes Beſitzes; weh, wenn ſich gar noch der Hang zum Spiele findet. Alles Dichtergenie iſt nicht im Stande, ſo viele Fälle von Unheil und Unglück zu dichten, welches aus der unſeligen Befriedigung eines dieſer Hänge oder Neigungen entſtehen kann, und ſo häufig wirklich entſteht. Die Polizeiverhandlungen werden von dieſer Seite höchſt abſchreckend. Daher ſind manche Trauerſpiele, z. B. the gamester von E. Moore und viele andere, ſo wie die Darſtellungen der ältern Romane, z. B. Fielding's Tom Jones ſo ergreifend, ja oft graß. Verbrechen über Verbrechen folgt, und oft war der erſte Schritt ſo leicht zu meiden, hätte man ſich nicht ſeinen Neigungen, mitten unter Gaunern und Betrügern hingegeben. — Wir haben bisher nur Dieberei und Gaunerei vorzüglich im Auge gehabt, und Betrügerei nur nebenher angeführt; widmen wir dieſer beſonders einige Aufmerkſamkeit.

Unter Beziehung auf das Oben ſchon allgemein Geſagte, bemerken wir hier noch im Beſondern Folgendes. Wer möchte in England, im Handelsſtaate die Menge der Betrügereien genau bezeichnen? In einem Staate, wo es unendlich ſchwer ſeyn muß, die Grenze zwiſchen Ehrlichkeit und Betrug anzugeben? Manche Leute wiſſen, daß ſie betrogen werden, und wollen betrogen werden; ſie müſſen alles theurer, als andere Leute bezahlen, ſie rechnen es zum guten Ton, geprellt zu werden. Dieſe Leute ſind Gentlemen. Wer ſich die Miene eines Gentlemen giebt und über eine ſolche Ueberfoderung aufhält, iſt ſchon aus ſeiner Rolle gefallen. Kaufleute, Wirthe ꝛc. müſſen einen eigenen Curs der Uebervortheilung haben, wenn ſie Gentlemen zu Kunden behalten wollen, freilich dürfen ſie nicht über dieſen Curs hinaus; thun ſie dieß, ſo ſind ſie ruinirt: ſie verlieren durch zu viel, wie durch zu wenig die Beſucher. Wie ſchwer iſt es nun, ein faſhionabler Betrüger für die faſhionable Welt zu ſeyn? — Die Geſetzgeber, — wenn ſie ſich je auf genaue Diſtinctionen in dieſem Kapitel einzulaſſen hätten — müßten allwiſſend ſeyn und zwar nicht nur in Vergangenheit und Gegenwart, ſondern auch in Zukunft, um zu wiſſen, welche eigenen Fälle noch kommen könnten. In keinem Staate hat ſich leicht die Geſetzgebung auf einzelne Fälle eingelaſſen, namentlich um Strafen für ſie feſtzuſetzen — allein in keinem Lande auch wird eine ſolche Geſetzgebung mehr zu Schanden gemacht, als in England. — Die Fälle, bei denen es heißt: „für dieſen Fall haben die Geſetze nicht vorgeſehen (provided)" ſind faſt alltäglich; die Gerichtsverhandlungen ſind Zeugen. Kann es aber anders ſeyn, wo Betrügerei, neben der eben benannten Unmöglichkeit, ſie von Ehrlichkeit genau zu unterſcheiden, mit der rieſenmäßig fortſchreitenden Induſtrie nicht nur Hand in Hand geht, ſondern ſelbſt oft Induſtrie iſt, weßwegen auch in Frankreich der Name chevalier d' industrie. Vortheil machen, welches, wie weiter oben ſchon angedeutet, der Billigkeit alle Augenblicke einen Todesſtoß verſetzt, iſt mit Uebervortheilen ſo eng verwandt, daß ſie ſchwer zu trennen ſind; — das Hingeben nach dem bloſſen Scheine an den unbefangenen Abnehmer iſt eine Unendlichkeit, um ſo mehr da dieſer Schein, vermittelſt Induſtrie, ſo weit gekommen iſt, daß das Scheinbare ſchöner und anziehender ausſieht, als das Genuine oder Natürliche. (Nun bedenke, lieber Leſer, daß ſich dieſer Satz faſt auf Alles bezieht, was in Handel, Kauf und Verkauf kömmt.) Wird es dir nicht ſchwindlich bei dem Gedanken an dieſen ungeheuren Umfang? Betrüger in der Kaufmannswelt heiſſen mit einem edlern Namen — obgleich durchaus gleichbedeutend mit Spitzbuben — Schwindler, d. h. es ſind Leute, welche nicht ſowohl ſelbſt ſchändlich ſind auf ihrer errungenen Höhn, ſondern die ehrlichen Leute ſchwindlich machen, wenn ſie an den Abgrund nur denken, in welchen ſie jeden Augenblick durch die Betrügerei, oder beim Ueberhandnehmen letzterer, durch ihre Ehrlichkeit geſtürzt werden müſſen. London iſt hierin vor allen

Digitized by Google

Plätzen der Welt voraus; es mußte aber ſo kommen; der Sittenprediger mit oder ohne Talar mag noch ſo lange declamiren, es iſt keine Ausſicht zum Anderswerden, als bis der allgemeine freie Verkehr der Menſchheit wird hergeſtellt ſeyn; für jetzt iſt kein andrer Weg für den Ehrlichen, oder für den Käufer möglich, als ſich ſo ausgezeichnet mit der Natur der Dinge bekannt zu machen, daß er das Falſche vom Wahren unterſcheiden kann. Guter, ehrlicher Käufer! Du mußt ſtudieren, du mußt Naturgeſchichte in extenso treiben, wenn du dieſe Unterſcheidung zwiſchen Scheinbarem und Wahrem, zwiſchen Nachgemachtem und Natürlichem, zwiſchen Schlechtem und Gutem machen willſt! Welch' ungeheurer Vortheil entſteht durch Betrügerei auf ſolchem negativem Wege? Welchen Dank iſt ſo die Tugend dem Laſter ſchuldig? Wie paradox, aber doch wahr? — — Die Polizeibeamten haben in dem bezeichneten Kapitel vollauf zu thun, wobei es an den auffallendſten und lächerlichſten Scenen nicht fehlen kann. Namentlich ſind unter der Zahl der Lebensmittelverkäufer en detail die Betrüger eine wahre Klaſſe, wobei erſt noch in Anſchlag zu bringen iſt, daß gar Manches nach dem Stande der Jahreszeit und der nothwendigen geringen Erzeugung bei der ungeheuren Bevölkernng ſchlecht ſeyn muß; im Dezember ein gutes Ei zu bekommen, iſt Zufall; Niemand erwartet bei der Unendlichkeit der Käufer ein gutes Ei, — alle Dinge anfzuzählen, würde ermüden. Zum Glücke iſt es leicht, die Hauptbedürfniſſe, als Brod, Fleiſch — a priori Rindfleiſch — und Kartoffeln gut, ja, gegen jedes andere Land, am vortrefflichſten zu finden; die öffentlichen Märkte liefern im Uebermaße ſo Treffliches, daß der Fremde, der ſie zum erſtenmal ſieht, von Bewunderung hingeriſſen wird (— ſo iſt z. B. Hungerfordmarket in London wohl der ſchönſte Markt dieſer Art auf der ganzen Erde! —) Eben ſo iſt es mit Gemüſen (die Kartoffel ſind ſchon genannt) und Obſt. Letzteres kömmt in zu großer Maſſe unreif zu Markte, ja kein Volk ißt ſo viel unreifes Obſt, als das engliſche Stadtvolk, resp. Pöbel; allein es gibt auch genug des reifen, feinen Obſtes auf den öffentlichen Märkten. Eine wahre Gartenkunſtausſtellung findet man aber bei den in Kunſtgärten gezogenen Früchte- und Obſtarten. So bietet in London der öffentliche Markt unweit Coventgarden wahre Wunder dar. Die Kunſtfrüchte, ſonſt allenthalben ſchön und anſehnlich, ſind hier Rieſen; die einzelne Beſchreibung der Quantität und Qualität der Früchte müßte manchem, wenn er ſich nicht durch ſeine fünf Sinne ſelbſt überzeugen könnte, als ein reines Mährchen erſcheinen; freilich ſind die Preiſe im Verhältniſſe: man denke ſich eine Ananas (— im Treibhauſe des gemäßigten Clima's gezogen —) um drei ja vier Guineen (37 Gulden 48 kr. oder 50 fl. 24 kr. rhn.) (Welch ein ungeheures Kapital muß ein Lordmajorseinſetzungsmahl koſten, wo ſich eine Legion gefräßiger Rathsherren und anderer Herren mäſtet, und wobei ſich der Nachtiſch von allen ſolchen theuern Sachen ächzend biegt?!) Aehnlich verhält es ſich auf dem Fiſchmarkte; derſelbe bietet das Trefflichſte in ungeheuern Maſſen dar. — Auf den Hauptmärkten ſind die Lebensmittel gegen andere Länder theuer (obgleich nach Vergleichung des Geldmarktes nur ſcheinbar); für England immer nie übertrieben. Da nun die Detailhändler der Lebensmittel, inſofern ſie mit denen auf dem Hauptmarkt concurriren ſollen, dieſelben kaum um ein Merkliches wohlfeiler geben können, ſo ſind ſie häufig gezwungen, wenn ſie einen Gewinn machen wollen, ſchlechte oder blos gut ausſehende Waare zu verkaufen; ſolche iſt aber um niedrigſten Preis zu theuer, um ſo mehr, da man ſie mit dem Blutgelde der Geſundheit bezahlen muß. *)

Willſt du reinen Wein trinken, ſo bekömmſt du häufig ein elendes, berauſchendes Gemiſch von Wein, (oft gar keinen) vermiſcht mit Kornbranntwein, Schlehenſaft und Cyder. In hundert Gallonen ſogenannten Weines ſind oft nur vier oder fünf Gallonen ächtes Getränke. Gehſt du zum Pfuſchbäcker, ſo erhältſt du ein Brod, aus etwas Mehl, mehr aber Lehm, Alaun und Knochenaſche; es iſt recht weiß, aber höchſt ſchädlich; beim Pfuſch (Trug)-Fleiſcher wird dir faſt ſchneeweißes Kalbfleiſch geboten, aber dem Kalb war ſo lange das Blut abgezapft worden, bis das Fleiſch weiß wurde, das Thier aber vor dem Abmachen krepirte. Alles ſoll beſſer ausſehen, als es iſt; ein ſolcher Schein, eine ſolche Farbenänderung kann aber nur auf meiſt chemiſche Weiſe bewirkt werden. Willſt du ein helles Gemüſe, ſo erhältſt du einen Stoff, der mit Kupfer, z. B. halben, ganzen und doppelten Pence abgeſotten iſt. Viele der künſtlich gezogenen Früchte ſchmecken nach dem gebrauchten Dünger. Geflügel iſt oft ganz verfault durch die Darmvernähung Behufs einer beſſern Maſtung. Mit Fiſchen und Auſtern kommt man oft ſchlecht weg; jene ſind durch einen langen Transport verdorben, letztere ſind in Gruben aufbewahrt worden, über welche das Meer blos wegſpült, und abſcheulichen Schleim zurückläßt. Auch die Reinlichkeit, die mit Recht im Allgemeinen gerühmt wird, iſt im Beſondern oft genug nur ſcheinbar, und an den Früchten klebt eine ſchädliche Ingredienzmaſſe. Vorzüglich könnten aus der Milch oft zufällig oder abſichtlich hineingekommene Beſtandtheile herausgebracht werden, welche in das heimliche Gemach, aber nicht in den menſchlichen Magen gehören. Wie oft mußt du mit Butter Lichttalg und Fett verſchlucken. Zum Glück iſt in England wenig Nachfrage nach Leckerbiſſen in Fleiſchſpeiſen und Confekten; werden ſie aber gefordert, ſo iſt es ſchwer, ſie rein zu bekommen. Paris ſteht in den Verfälſchungen hierin voran, als die Stadt der Lecker, London aber in der Art nicht nach; wer nicht die eckelhafteſten Thiere ſtatt Wildprett, und tödtliche Stoffe ſtatt Confituren eſſen will, hüte ſich in London vor Leckerei. — Auf ſolchem Wege werden häufig alle Waaren verfälſcht, oder für friſch ausgegeben.

(Fortſetzung folgt.)

*) Wollen wir eine kleine Skizze der Lebensmittelconſumtion der Stadt London herſetzen, nur muß alles höher angenommen werden, da ſeit 1833, von welchem Jahre die Angabe aus amtlicher Quelle genommen iſt, die Bevölkerung um mehrere Hunderttauſende zugenommen hat. Die Zahl der in London jährlich conſumirten Ochſen iſt 110,000, Kälber 50,000, Schafe 900,000, Lammer 250,000, größere und kleinere Schweine 200,090 und eine ungeheure Menge anderer Thiere. Der Werth des verkauften Metzgerfleiſches beträgt acht Millionen Pfund Sterling, ſechs und neunzig Millionen Gulden rhein., Fiſche ſind ziemlich theuer, doch nimmt dieſe Theuerung immer mehr ab und folglich iſt die Conſumtion um ſo größer. Im Durchſchnitte kommen jährlich auf den Billingsgatefiſchmarkt 2500 Ladungen Fiſche, jede zu 40 Tonnen zu Schiffe und an 20,000 Tonnen zu Lande, im Ganzen 120 000 Tonnen oder zweihundert vierzig Millionen Pfund. Die jährliche Conſumtion von Weizen, 900,000 Malter (quarters) oder ſieben Millionen zweimalhunderttauſend Scheffel; von Porter und Ale (ſprich Ehl) 2,000,000 Fäſſer, wovon jedes 36 Gallonen enthält, alſo zuſammen (1 Gallone = 4 Maaß) zweihundert acht und achtzig Millionen Maaß; Branntwein und gemiſchte Getränke 11 Millionen Gallonen oder 44 Millionen Maaß; Weine 65,000 Pipen oder 130,000 Oxhoft; Butter 21 Millionen Pf., Käſe 26 Millionen Pf., Steinkohlen 1,200,000 Chaldrons (im Chaldron = 1 1/2 Tonne; eine Tonne = 2000 Pf.) oder dreitauſend ſechshundert Millionen Pf. An 10,000 Kühe werden in der Nachbarſchaft Londons gehalten, um die Stadt mit Milch zu verſehen (an 7,900,000 Gallonen, die Gallone = 4 Maaß). Wenigſtens wird dieſe Maſſe mit 1/4 Waſſer verdünnt.

Literariſcher Salon von und für Bayern.

(Fortſetzung.)

Verführeriſch, läſtern, frevelhaft iſt ſie auf keinen Fall, fuhr Röder fort, allein daß die Muſik etwas Albernes, Läppiſches

Digitized by Google

Geckenhaftes annehmen könne, beweiſen viele Prunkbauten, vorzüglich aber die Wohngebäude des vorigen Jahrhunderts. Da wurde ſchonungslos alle Poeſie aus ihr verwieſen, die uns doch ſo lieblich aus den Bauerhäuſern unſerer Hochländer und gar ernſt, gewaltig, charakteriſtiſch in dem lieben Nürnberg anſpricht, deſſen Bewohner ſo viel rühmlichen Eifer beweiſen für die Erhaltung des alten würdigen Bauſtyls, in dem faſt jedes ſchönere Bürgerhaus wieder in ſeiner Art den feierlichen, gemüthlichen Geſchmack der prächtigen Kirchen wiederholt. Ich fühle, ſo oft ich dieſe ehrwürdigen, farbigen Gaſſen mit den thurmartig aufragenden Gibeln betrete, immer Luſt, den poſſirlichen Frack, die nichts bedeutende Weſte nebſt der Heuſchrecken-Cravatte wegzuſchleudern und mir ein tüchtiges Wamms und wohlbeſetzten Mantel auszubitten, wozu ich den Bart gerne wollte wachſen laſſen. Wer noch Luſt hat, die alten Zeiten zu läſtern, in ihnen blos Dummheit, Aberglaube, Kurzſichtigkeit zu erblicken, der komme nach Nürnberg und fühlt er nicht, daß die Vorvordern, welche dies Alles hervorriefen, wohl irrig aber nicht kleinlich denken konnten, ſo iſt ſeiner eigenen Kleinlichkeit jeder Aufſchwung zu idealiſchen Anſchauungen verſagt.

Ich höre euch nun lange mit großer Geduld zu, fiel v. Bergen ein, und erinnere euch, daß es hohe Zeit ſey, zu der Literatur zurückzukehren.

Du haſt damit nur zum Theile recht, verſetzte Klarbach, denn die Krankheiten unſerer Poeſie ſtammen mitunter von der eigenſinnigen Einſeitigkeit her, in welcher die Dichter entweder gleichgültig oder gar geringſchätzend auf die übrigen Künſte blicken, die ſie in ihrer äſthetiſchen Weisheit weit zu überragen glauben. Wer ein mittelmäßiges Gedicht oder gar ein Drama geſchrieben hat, hält ſich gleich für einen ganz vortrefflichen Kritiker, und ſpricht über Muſik, Malerei u. ſ. w. mit vornehmer Verwegenheit ab. Ja gerade dieſe Menſchen, zu welchen man immer ein Gefühl auf dem Siedepunkt bringen ſoll, ſtehen vor den modernen Kunſtwerken mit unerträglichem Froſte. Sie würden aber auf ihre Werke das Feuer, die wunderbare Bewegung der Muſik, den großen lebendigen Ausdruck der Malerei, die erhabene Stetigkeit und Harmonie der Baukunſt übertragen, ja ſie könnten vom Schauſpieler und Tänzer direkt und indirekt Vieles lernen, wenn ſie tiefe Anſichten faſſen wollten.

Allerdings, ſprach v. Bergen. Indirekt kann man von den Schauſpielern jetzt und konnte man von den Tänzern faſt immer lernen, und bei dem Bühnenweſen wäre der götheiſche Lazarethtitel beinahe durchgehends anwendbar. Stehen denn nicht die einzelnen Größen wie hochaufragende Säulen da, um welche der Tempel in kläglichen Trümmern liegt, gibt es noch einen Geſammtkunſteifer, findet man noch eine aus der Tiefe des Gemüthes blitzende Begeiſterung? Hat es nicht Jedem, der den unglücklichen Raimund auf der Bühne leben ſah, freudig und rührend ergriffen, dieſes ganze Hingeben mit allen Gedanken und Kräften zu gewahren, vergaß man nicht neben dieſer ſeltenen, harmoniſchen, unermüdeten Thätigkeit alle Mängel ſeiner blos durch ihn zu ihrer inneren Bedeutung gelangenden Stücke. Stürmiſch riß er in Luſt und Weh dahin, und warf ſein magiſches Licht auf alle Umgebungen. Ich zweifle, daß Jemand an ſeinen Dramen Gefallen finden kann, in welchem das Buch nicht den Zauber der Darſtellung wieder belebt.

Ich verſuchte es, ſagte v. Halbern, die ſo eben im Drucke erſchienenen Werke zu leſen, und konnte mich dabei nur an der Erinnerung ſeines ſeltſamen Wirkens erquicken. Die Nachläſſigkeiten der Sprache, das ewige Wortſpiel, welche man von ihm auf den Brettern ſo gerne hinnahm, die Deklamationen, welche von ſeinen Lippen ſo hinreißend klangen, daß man keine Zergliederung wagte, kommen mir nun ganz unerträglich vor.

Und doch verſetzte v. Bergen, muß ich ihn und gerade gegen die gezierten, äſthetiſchen Poeten wieder in Schutz nehmen. Vieles mag in dieſen Theaterſtücken blos als Hülle ſeines Hauches Werth gehabt haben, manches Locale unverſtändlich bleiben, aber ſeine Ideen, die immer einen trefflichen tragiſchen Kern bilden oder doch irgend eine Lebenswahrheit ausſprechen, laſſe ich nicht antaſten. Finden wir auch faſt überall den Grundgedanken der menſchlichen Hinfälligkeit, der nothwendigen ſittlichen Mäßigung in unſerer endlichen Beſchränktheit, ſo ſind doch auch wieder Liebe, Treue als herrliche Leitſterne bezeichnet und im Menſchenfeinde und deſſen höchſt origineller moraliſcher Cur wird Niemand das Weſen eines trefflichen Dichters vermiſſen, wenn auch die Form einigen Tadel verdient. Raimund ſchrieb aber, was nicht zu vergeſſen iſt, für ein Publikum, nach deſſen Geſchmack er ſich bequemen mußte und hatte vielleicht die ſchriftſtelleriſche Celebretät niemals im Auge. Ich geſteh' auch ohne Erröthen, daß ich den geiſtigen Stoff ſeiner Dramen manchen gefeierten Dichtern einflößen zu können wünſche und keinen darüber ſchmähen werde, wenn er ſich eines ſolchen bemächtigte. Die zur trockenen Verskunſt eingeſchrumpfte Theaterdichtung könnte auf dieſe Weiſe wieder zu Fleiſch und Blut gelangen, während ſie jetzt den Geiſt mehr affectirt als beſitzt. Raimund ſuchte die Kluft zwiſchen Dichtkunſt und Theater wieder zu entfernen und hat ſich dabei Licenzen geſtattet, wozu bisher kein Bühnenpoet und wohl auch keine Bühne den Muth beſaß.

Muth oder vielmehr Verwegenheit, fiel Röder ein, haben unſere Dichter nur in zu großem Maße, und bei manchen möchte ich es lieber Desperation nennen; allein für Raimund war es ein Glück, als Seele einer Volksbühne das durchſetzen zu können, was ihm manche vornehme Theater ſpäter zwar zugeſtanden, aber als urſprünglichen Antrag gewiß mit hoher Indignation oder Spott verweigert hätten. Bei aller Tadelluſt, die ich gegen neuere Poeten gerne geltend mache, ſchenke ich doch ihrem trübſeligen Verhältniſſe zu den Theatern meine aufrichtige Theilnahme und muß eingeſtehen, daß man unbegreiflicher Weiſe gerade die beſſern von der Bühne und ſomit auch vom Publikum ſelbſt abwehrt. Unter den vorzüglichen Talenten iſt es nur Raupach gelungen, die Bühnenvorſteher zahm zu machen; Auffenberg, Immermann und Andere drangen nie recht durch und kein Menſch ſieht ein, daß z. B. das Auge der Liebe, dieſes ausgezeichnete Drama poetiſch leiſtet, was die Raimundiſchen Volksſtücke eigentlich nur verſuchen. Ich brachte nicht in Erfahrung, ob die Schule der Frommen, gleichfalls von dem genialen Immermann, die inconſequenten Breter beſchritten hat, kenne aber kein feines Luſtſpiel neueren Styles, das würdiger wäre, viele Leiſtungen dieſer Art in ſeinem Gefolge zu haben. Was ſind neben dieſem einfachen Stoffe, dieſer muthwilligen und niemals übertreibenden Durchführung, dieſen glücklich angelegten Charakteren, dieſer wohlverdienten aber lachenden Züchtigung einer Zeitthorheit die vielen Erbärmlichkeiten der franzöſiſchen Comödie und die unſittlichen Roheiten des modernſten Wienerpoſſenſpieles, welche ſchlechte und verpeſtete Waare jedoch willige Aufnahme findet, während viele deutſche Poeſien nicht einmal eines Verſuches gewürdigt werden. Sollten denn die Schauſpieler nicht endlich einſehen lernen, daß ſie dadurch ſowohl am Verfalle der Kunſt als auch am Verfalle der mühſam durch Darſtellung des Meiſterhaften errungenen perſönlichen Achtung ihres Standes arbeiten und mit edlem Eifer daher gegen das Schlechte ſich ſträuben und für das Gute verwenden? Eifert man gegen die großen ſceniſchen Forderungen

Digitized by Google

der neueren Poeten, ſo bedenke man doch ohne Leidenſchaft, daß ſie nie prätendiren, was für Spectakel-Stücke und Opern oder Ballete bereits ſattſam geſchehen iſt.

Seht doch den Ueberläufer, rief Klarbach aus, wir glaubten einen grimmigen Gegner herbeizuholen, der unſeren falſchen Enthuſiasmus zur Erkenntniß brächte, und nun ſteht der geharniſchte Protektor da.

Ich bin nur ein Feind jener tollen Uebertreibung, ſagte Röder, welche die belletriſtiſchen Angelegenheiten und Händel, welche das Theaterweſen über alle Intereſſen des Lebens erhebt, und zu höchſt nachtheiligen Anſichten, Begriffen und Grundſätzen verleitet; ich ſehe die Poeſie gerne feſt und unerſchütterlich auf der Baſis der Erfahrung und Wiſſenſchaft ruhen, und haſſe zugleich jene abſcheuliche Leidenſchaft für das Mittelmäßige oder Grundſchlechte, die leider den größeren Theil der Geſellſchaft beherrſcht. Wozu führt es, wenn einige treffliche Zeitſchriften in großem, unzugänglichem Style die Paetei der guten Poeten ergreifen, das Publikum hat noch immer ſeinen modernen Spieß, Cramer u. ſ. w. im Herzen, und verfällt, von der fataliſtiſchen Liebhaberei kaum geheilt, alſogleich wieder in andere ſchnöde Buhlſchaften. Hätten wir doch für die übrige ſchöne Literatur, oder vielmehr für den herrſchenden Geſchmack darin einen ſo trefflichen Barometer, wie die Bühne für das Beliebte in dramatiſcher Hinſicht abgibt!

Wir haben ihn in den Leihbibliotheken, verſetzte Klarbach, ein Stündchen in einer ſolchen zugebracht, gibt mehr Aufſchluß übee den Geſchmack des Publikums, als alle Zeitſchriften zuſammen, die ſich übrigens ganz beſonders darin gefallen, gleich den Taſchenbüchern die geringſte Waare zuſammenzueaffen. Ein Roman über den ſchlechten Geſchmack, über alle Albernheiten, Verirrungen, Verkehrtheiten, welche daraus entſpringen, wäre höchſt verdienſtlich und würde den ſittlichen Zuſtand vielleicht überaus treffend darſtellen.

O armer Autor, der ſo etwas wagen wollte, wie ſehr würden Dich die eitlen kleinen Celebritäten, welche überall Steuer und Segel der Tagsliteratur regieren, mißhandeln, ſagte v. Bergen.

Nein, rief Klarbach aus, ſie wären vernichtet, ehe ſie auf den Kampfplatz gelangten. Darin beſteht ja die höchſte Glorie der Poeſie, daß ſie in der Zuſammenſtellung mit der äußeren Lebenswahrheit gewinnt, daß ſie wahrer als die Wirklichkeit erſcheint und als eine reiche Quelle von Beruhigung, Belehrung und Stärkung ſtrömet, während die inhaltsleere Dichterei an die Seite des Praktiſchen geſtellt in das Abgeſchmackte und Lächerliche, ja Unausſtehliche verſinkt.

Ich kann dieſe Anſicht keineswegs allgemein anwendbae finden, verſetzte v. Bergen, denn zur Stunde noch gibt es viele verſtändige Männer, welche z. B. in dem Werther gerade eine, ich will nicht ſagen komiſche, doch abſtoßende Seite finden, ſobald ſie die darin ausgeſprochenen Gefühle und Anſichten ſich in das äußere Leben denken. Vielleicht erzeugt dieſes ſonſt überaus herrliche Buch auch noch fortwährend ſentimentale Gecken, die allerdings für einen vernünftigen klar ſehenden Menſchen die entſetzlichſte Erſcheinung ſind.

Ich habe ſchon bemerkt, fuhr Röder fort, daß man die Poeſie vom Leben unterſcheiden müſſe; dadurch iſt aber gar nicht ausgeſprochen, daß ſie ſich deswegen Veeſtöße gegen die Lebenswahrheit erlauben dürfe, oder gar erlauben müſſe, vielmehr bleibe ihr Ideal ſtets durch das ächt Menſchliche bedingt. Die Verwirrung des poetiſchen Elements auf Koſten der Lebenswahrheit iſt auch nirgends trefflicher, warnender, erſchütternder gezeichnet, als in dieſem oft befehdeten Werther, welchen die beſagten verſtändigen Männer doch als ſehr unvernünftige Leute aufgefaßt haben. Die Einwirkung dieſes wunderbaeen Gedichts auf die Gefühls- und Denkweiſe in Deutſchland iſt unermeßlich geweſen, in der Zeit meiner Jugendjahre waren die Nachwirkungen noch ungemein fühlbar, vielen Jünglingen wurde dadurch ein düſteres Schickſal, manchem Mädchen eine ſehr unverdiente Verkläeung zu Theile, wo aber die Uebertreibung, die lächerliche Nachahmung vermieden blieb, da bildete ſich auch ein ſchöner Fond von Begeiſterung, Menſchlichkeit, Frauenachtung, wofür viele Männer dem großen Dichter ewig dankbar ſeyn werden. Die Herrlichkeit des Werkes liegt auch gar nicht in den Schwärmerrien, ſo ſehr ſie auch immer das Herz erregen, ſondern in der Richtigkeit der Darſtellung eines ſolchen Gemüthszuſtandes und in der urſprünglichen Tiefe und Wahrheit jener Gefühle, wie jenes Geiſtes, die ſich nur im Leben nicht die rechte Bahn zu ſchaffen wiſſen. Was mit dieſem gewaltſamen Strome von Ideen, die hier in der Region der Empfindung ſich drängen und das Gemüth zu brechen drohen, ein Mann werden könne, hat Göthe an ſich ſelbſt dargethan, denn er, wie er deutlich genug ſagt, iſt ja eigentlich dieſer Werther geweſen. Unſern trockenen, kaltherzigen, brodſüchtigen Jünglingen ſollte das geiſtvolle Büchlein ex officio empfohlen werden, um von dem Gefrierpunkte wenigſtens in die Temperatur zu ſteigen und wild ſinnliche Leidenſchaften verachten zu lernen. Was unſerem Zeitalter, das Gott mit ſtrengen Prüfungen nicht heimſuchen wolle, vorzüglich fehlt, iſt eine edle Wäeme des Gemüthes, in eine Menge Richtungen zerſplittert, von einem die Eitelkeit rührenden Alleswollen zerſtreut und geſchwächt, gelangt es niemals zu einer haltbaren Begeiſterung für einen Zweck, ihm iſt daher ſelbſt Werther mit ſeinen herzlichen, konſequenten Verirrungen ein ſchätzbares Muſter und man kann die Herrn Poeten nicht ernſtlich genug auffordern, aus ihrem Convenienzſtyl zur Sprache des Gemüthes und eines Enthuſiasmus überzugehen, der nue nicht mit der Affectation verwechſelt werden darf. Wer durch die Uebertreibung, durch falſches erzwungenes Gefühl unendlich ſchadete, iſt der ſonſt allerdings für eine ſpirituelle Richtung ſo hochbegabte Jean Paul. Ihm haben wir die gemüthliche Ueberſättigung zu verdanken, welche endlich zum Extreme des widerwärtigſten Froſtes führte, weil er alle Grenzen der menſchlichen Natur überſprungen hatte. Was man dem Werther bei entſchiedener Abneigung gegen ſeine Sentimentalität doch bis zur Stunde glaubt und noch nach Jahrhunderten glauben wird, das hält man den Jean Paul'ſchen Mädchen und Jünglingen blos in den erſten ehrfahrungsloſen Jugendtagen zu Gute, ſpäter verſchwindet das Menſchliche hinter den Blumen und Schmuckwerken einer rein perſönlichen Phantaſie.

Das geht doch wieder zu weit, äußerte Werner, denn gerade dieſen Jean Paul habe ich durch ſeine humoriſtiſche Kraft, ſeine idealiſchen Größen, ſeine unerſchöpfliche Phantaſie für einen ſehr anregenden, erwärmenden Dichter gehalten.

Es würde dem auch ſo ſeyn, verſetzte Röder, wenn er den Effekt nicht immer ſo augenſcheinlich ſuchte und weniger künſtelte. Er gleicht jenen Tondichtern, die ſtets brillant ſeyn wollen, den Baukünſtleen, die Zierde auf Zierde häufen und eben dadurch keinen anhaltenden Effekt erreichen. Durch dieſe Kunſtpoeſie wurde das dichteriſche Leben als ein eigenes, abgeſondertes hingeſtellt, während es nur als eine feinere Atmoſphäre über der Welt ſchweben ſoll. Wer daher die Verächter der Dichtkunſt, woran wir vorzüglich in Bayern reich ſind, ernährt, das ſind eben die Hyperpoeten, die nicht für die Menſchen eine höhere Welt, ſondern für eine willkührliche Welt ſich willkührliche Menſchen erſchaffen. (Schluß. f.)

Digitized by Google

Korreſpondenz.

München, 21. Auguſt. Zu den mißlungenſten Bühnen-Novitäten gehört: der Kammerdiener, eine Berliner Lokalpoſſe in drei Aufzügen von P. A. Wolf. Das ganze iſt eine gemeine Karrikatur, die um ſo verfehlter iſt, da das Original hiezu gewiß nirgends exiſtirt. Man begreift, daß Hr. Wolf ein ſchlechtes Luſtſpiel ſchreiben könne, welches möglicher Weiſe im Berliner Jargon dem Berliner Pöbel gefallen hat; aber es iſt nicht leicht einzuſehen, wie eine anderweitige Bühnendirektion ein ſolches Machwerk leſen, die Erbärmlichkeit deſſelben nicht erkennen, und es zur Ausführung bringen kann. Warum denn nicht lieber das gute Alte, als das ſchlechte Neue? Aber dieſe Poſſe hatte einen bedeutenden Empfehlungsbrief, ſie kam aus Berlin, und dadurch mochte vielleicht bei Berathung, ob man ſie in Scene ſetzen ſoll oder nicht, die Kritik ſchon zur Hälfte entwaffnet worden ſeyn! — Da lobe ich mir nun die bald darauf gegebene Wiener-Lokalpoſſe zu ebener Erde und erſter Stock von Neſtroy, welche geſunden kräftigen Witz, heiteren Humor beſitzt und durch die entſchiedenſten Gegenſätze allgemeines Vergnügen gewährt, während jene dürren, ſteifen, und geſuchten Berliner-Kapalien nur lange Weile erregen. Die Wiederholung des Birch-Pfeiffer'ſchen „Rubens in Madrid“ zog durch das nach beendigter Kunſtreiſe erfolgte Wiederauftreten des Dahn'ſchen Ehepaares ein zahlreiches Auditorium an. Die Verfaſſerin, welche wir neuerdings als Schauſpielerin zu würdigen Gelegenheit hatten, würde ohne die unſelige Dichtungsmanie ihren künſtleriſchen Ruhm gewiß reiner bewahrt haben, denn trotz den größten Anſtrengungen konnten wir nicht ſo glücklich ſeyn, wie manche galante Kritiker in ihren Schriften, nur den mindeſten Geiſt herauszufinden. Und dabei ſchreibt dieſe ehrenwerthe Frau gewaltig Vieles, denn erſt in den letzten Tagen gab man auf unſerer Bühne ein Originalſchauſpiel aus ihrer Feder: „die Günſtlinge“, worin Scenen aus dem Leben der ruſſiſchen Kaiſerin Katherine in wahren Fratzenbildern verzerrt werden. Wer kann da nur die geringſte Spur einer poetiſchen Idee entdecken, und wie ſo ganz ohne alle Großartigkeit ſind die vorkommenden berühmten ‚europäiſchen Charaktere gehalten! Iſt die mächtige Czarin nicht zu einer klatſchenden Frau Baſe geworden, und der große Potemkin zum willenloſen, ſchwachen Höfling? Die Verfaſſerin gab die Rolle der Katharina mit großer Auszeichnung, und es iſt uns eine angenehme Pflicht, ihren vortrefflichen Leiſtungen als Darſtellerin die glänzendſte Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Ob man dieſer Frau bei unſerer Bühne noch kein Engagement angeboten habe, wiſſen wir nicht, offenbar kann es aber nur der lebhafteſte Wunſch aller Theaterfreunde ſeyn, dieſelbe, da ſie noch dazu hier geboren iſt, für unſere Bühne gewonnen zu wiſſen. Wir feierten hier ebenfalls, wie die meiſten größeren Städte in Deutſchland, ein Feſt zu Mozart's Ehren, wovon die Einnahme zu deſſen in Salzburg zu errichtendem Denkmal beſtimmt wurde. Es gilt wieder als ein ſchöner, ehrender Beweis des deutſchen Dankgefühls gegen große Geiſter, und wahrlich Mozart ſteht im Gebiete der Tonkunſt als unerreichbar da, ihm hat die Siegerkrone noch kein Tonſetzer aller Zeiten und Völker ſtreitig gemacht. Der erſte Akt ſeines Werkes „Don Juan“ eröffnete den Feierabend und bildete die erſte Abtheilung. Die zweite beſtand aus: „Mozart's Gedächtnißfeier“, gedichtet zur begleitenden Muſik und zu lebenden Bildern von Heinrich Stieglitz. Die Ouvertüre zu „Idomeneo“, die er in München in ſeinem zwanzigſten Jahre componirte, machte den Eingang; Hr. Dahn begann hierauf auf der Vorbühne mit dem Vortrage der Dichtung, welche Mozart's dramatiſch-muſikaliſches Wirken in geiſtiger Hindeutung ſchilderte. Das erſte Bild aus der „Entführung“ ſtellt den Verzeihungs- und Abſchiedsmoment des Finale vor und ſoll, dem Gerüchte zufolge, nebſt den andern Tableaux nach dem Plane eines hieſigen Profeſſors an der Akademie der bildenden Künſte, ausgeführt worden ſeyn. Der Tenoriſt Diez ſang hiezu hinter der Scene die Romanze Blondels: „Im Mohrenland gefangen ſaß ꝛc.“ Hierauf folgte ein Terzett aus: „Cosi fan tutte“. Als zweites Bild ſtellt ſich dar die Entlarvungsſcene des Pagen im Lehnſtuhle aus „Figaro.“ Vor dem dritten Bilde aus „Don Juan“ deutet der Dichter den Geiſterruf des Commandeurs an; hinter der Scene erklingen zauberhafte Stimmen durch Röhren, und bereiten den Moment des Bildes vor, wo Pedro den Don Juan bei der Hand erfaßt, im Rückſaale die Höllengeiſter gruppenweiſe herankamen. Im vierten Bilde ſegnet Saraſtro aus der Zauberflöte die Liebenden, und im fünften erblicken wir „Titus“ in ein r ihn auf den Knieen preißenden Verſammlung, wobei ganz vorzüglich durch den Chor: „daß der Herrſcher aller Welten“ die ergreifendſte Wirkung hervorgebracht wurde. Im Schlußbilde ſehen wir den gefeierten Meiſter in den Wolken ſchwebend, e n Genius neigt ſich zu ihm herab und kränzt ſein Haupt mit dem Lorbeer der Unſterblichkeit. Die ganze Verſammlung war, von heiliger Begeiſterung ergriffen, der Geiſt des großen Tondichters ſprach in wundervoller Weiſe zu den entzückten Gemüthern und ließ in denſelben die nie verlöſchenden Eindrücke der Bewunderung ſeiner herrlichen Schöpfungen zurück. —

(Königliches ſächſiſches Hoftheater.) Dresden, am 18. Auguſt. Die Zauberflöte. Große Oper in 2 Akten, von W. Mozart. — In dieſer Muſik iſt eine allmächtige Schönheit, welche keine Feder zu ſchildern vermag. Ich für meinen Theil glaube, daß die Zauberflöte der erhabenſte Ausbruch des Mozartiſchen Genies iſt, noch göttlicher als der Don Juan; ſolche Melodieen wenigſtens, wie in der Zauberflöte, hat vor Mozart kein Ohr gehört. Großartigere, kunſtreichere, plaſtiſchere finden ſich in Glucks Opern; aber ſolche Süßigkeit, welche unmittelbar aus dem Herzen der Gottheit zu ſtrömen ſcheint, hören wir nur in der Zauberflöte. Wer ſie empfindet, genießt auf einmal die Seligkeit beider Welten. Mozart, als er die Zauberflöte ſchrieb, wollte allen Zauber der Muſik über dieſe warme Erde ausgießen, wo außer der göttlichen Kunſt nichts iſt als Knechtſchaft und Jammer. Und es iſt ihm gelungen! Die Zauberflöte bildet ein Wonnegefilde, auf dem der Genius als König herrſcht, und mit Blumen dicht bekränzt, von allen menſchenfreundlichen Gottheiten, Grazien, Amoretten, Muſen und dem ganzen Chor der jauchzenden Olimpier gefolgt, ringsum beſeligend, dahinſchreitet, bis endlich der ganze Zug vor dem Bilde der Weisheit und Tugend hält und den Sinnen der Entzückten entſchwindend, in Duft und Nebelglanz ſich auflöst, ach! und den Nachſehenden nichts zurückläßt als den Wunſch, in dieſem Wonnemeer mit zu verſchwimmen. — Hr. Tichatſcheck, der bereits den Herzog Olaf in der Ballnacht, ſowie ſchon einmal den Tamino und den Georg in der weißen Dame mit vielem Beifalle geſungen hat, ſang geſtern abermals den Tamino. So günſtig wir nun auch für dieſen jungen Künſtler geſtimmt ſind, ſo können wir ihm doch kein andres Prädikat, als das eines hoffnungsvollen Anfängers beilegen, der jedoch hohe Zeit hat, ein geregeltes Studium zu beginnen, wenn er ſeine wahrhaft ausgezeichnete Stimme nicht zerſtören will. Die ſchönſten Töne darin ſind die von d bis g; aber auf dieſe Stimmregion hat Hr. Tichatſchek bereits auch ſeine ganze Kraft concentrirt. Dann von d abwärts iſt ſein Ton unbedeutend, und über g hinauf, wenn er nicht mit der ſogenannten Bruſtſtimme ſingt, ebenſo ſchwach, d. h. ſein Falſett iſt gar nicht ausgebildet, wie auch die Töne von d abwärts. Die Quart von d bis g iſt von Natur ſehr ſtark. Aber unter ſolchen Umſtänden kann der Organismus der Anſtrengung des Singens nicht lange widerſtehn, 1) weil der Sänger die tieferen Töne, die er von Natur blos ſchwach hat, aber doch gern ſtark und voll nehmen will, immerwährend gewaltſam preßt, und 2) weil er die höchſten Töne ſtets mit Bruſt ſingt, weil das Regiſter der Kopfſtimme, was die Natur dazu angewieſen, noch gar keine Ausbildung hat, und als dünn und ſchwach klingend, faſt gar nicht benutzt wird. Demnach ſingt Hr. Tichatſchek, wie jeder Sänger, der kein methodiſches, auf tiefe Naturanſchauung gegründetes Studium trieb, ſtets mit großer Anſtrengung, welcher der Organismus bald unterliegen muß. Das Gegentheil aber tritt ein, wenn, wie man in der Kunſtſprache ſagt, die Regiſter gehörig verbunden ſind, d. h. wenn die verſchiedenen Tonlagen gleichmäßig an Klang und Fülle ausgebildet ſind, ſo daß ſie wie Töne eines einzigen Regiſters klingen. Dieſen großen Vorzug einer guten italieniſchen Geſangſchule beſitzt Hr. Schuſter, unſer hoher Tenor, weßhalb ihm ein langes Künſtlerleben zu prophezeihen iſt. — Mit dem Ausdruck: „hoffnungsvoller Anfänger“ glauben wir ja gleich angedeutet zu haben, daß Hr. T., wie von den niedern, wie vielmehr von den höhern Elementen des Geſanges ſich nur wenig angeeignet habe, den Tonbildung, Vortraglehre ſind ihm faſt noch gänzlich fremd. — Wenn ſich das Gerücht, daß Hr. T. hier engagirt ſey, beſtätigt, ſo hätte er unendlich viel zu thun, uns den herrlichen Wurda zu erſetzen, denn wir in Gedanken bereits als den unſern anſehen. — Die rühmlichſte Erwähnung verdienen, Hr. Riſſe als Saraſtro, Dem. Veltheim als Königin der Nacht, und Dem. Wüſt als Pamina. Solch ein klaſſiſches Opernperſonal giebt es gar nicht mehr in Deutſchland. Hr. Wächter iſt als Papageno ein Ausbund von köſtlicher Laune.

H. F. Mannſtein.

Scherz - Räthſel. (Vierſilbig.)

(Die beiden erſten Zeichen.)
Prachtvoll ſchmückte deine Hallen
Manches hohen Meiſters Hand;
Um dem Herrſcher zu gefallen
Sich Natur und Kunſt verband,
Ihm Zerſtreuung zu bereiten —
Wenn's ihn freut, die Stadt zu meiden.

(Die beiden folgenden.)
Lieblich ſinkt der Abend nieder
Auf die wunderſchöne Flur,
Schweigen folgt der Vögel Lieder,
Treues Liebchen wachet nur!
Horch! da tönt's vom lieben Munde,
Bringt von ihrem Nahen Kunde.

(Die drei nächſten Zeichen.)
Oft gebiert es hohe Freude,
Ueberraſchung, Mitgefühl,
Doch weit öfter zeugt's vom Leide,
Zeugt vom unerreichten Ziel'
Hoffnungsvoll verſuchten Strebens,
Oft iſt's Ausdruck ſtillen Bebens.

(Die drei letzten Zeichen.
Fremden Urſprung's — herrſcht beglückend
Starken Armes meine Macht,
Strebt — Gekränkte zu erquicken,
Die umgarnt der Bosheit Nacht;
Was Betrug gar fein umſponnen,
Bring ich rudich an die Sonnen.

Das Ganze.
War ein ritterlicher Heide
— Wie die Mythe uns erzählt —
Jagend Wild durch Forſt und Haide,
Hat den Martyrtod erwählt.
Oft auf römiſchen Altaren
Wird den Ritter man gewahren.

K..l..ſ.

Digitized by Google

Die Biene

Bayeriſches Sonntagsblatt.

1837. № 36.

Der reſtaurirte Dom zu Bamberg.

I.

Nun wieder deutlich ſprechen dieſe Wände,
Die Säulen und die Bogen zum Gemüthe,
Das in der Afterform vergebens ſich bemühte,
Wie ſich's zurecht darin und heimiſch fände.

Das edle Werk kunſtreicher Menſchenhände —
Von höh'rem Geiſt im Innerſten durchglühte, —
Stellt ſich uns dar in neu verjüngter Blüthe,
Die nimmermehr gemeiner Anhauch ſchände!

Einſam — ſo lieb' ich es, in dieſen Räumen
Den Geiſt und das Gemüth frei walten laſſen,
Und freien Flug gewähren ſtillen Träumen.

Was da das Herz mag räthſelhaft bewegen,
Kann ich in ſtarre Worte nimmer faſſen,
Doch, nennt ihr's „Beten", hab ich nichts dagegen.

II.

Ich ſtand im Schiff des Domes. Kein Gepränge
Beſtach die Sinne, ſtörte den Gedanken,
Der, jenen Pfeilern gleich, den rieſenſchlanken,
Mit Macht empor ſich drängte aus der Menge.

Da ſchwollen durch die Wölbungen Geſänge:
Einfaches Bitten, Jubeln, Klagen, Danken
Durchflocht ſich weich wie duft'ge Blumenranken;
Dumpf drunter grollten mächt'ge Orgelklänge.

Nicht Täuſchung iſt's! in dieſen tiefen Tönen,
Die dumpfen Toſens durch die Hallen dröhnen,
Hört' ich des Domes Seele zu mir ſprechen.

Die alten, die vielhundertjähr'gen Mauern
Fühlt' ich's im innerſten Geſtein durchſchauern,
Als wollten ſie in ſich zuſammenbrechen.

III.

Gern laſſ' den Blick im weiten Raum ich ſchweifen,
Doch gern auch laſſ' ich ihn betrachtend haften
An den Gebilden frei von Leidenſchaften,
Die nun durch ruhige Schönheit uns ergreifen.

Dann ſtrebt er nach den Säulen hohen Knäufen,
Die ſich dem Boden mächt'gen Schwungs entrafften,
Und bleibt aufs Neu am ſaft'gen Laubwerk haften,
Das aus dem Steine ſcheint hervorzureifen.

Das gährt und ſproßt allüberall voll Leben,
Und ſchmiegt und ſchlingt ſich liebend Rank' um Ranke,
Seltſames Bildwerk wunderbar geſtaltend!
Da mag der Sinn ſich gern gefangen geben,
Und nicht verſchmäh'n zu weilen der Gedanke,
Wo Macht und Schönheit zeigt vereint ſich waltend.

J. J. Huber.

Der Arzt als Scharfrichter.

Ein Lebens- und Reiſebild, nach Erlebniſſen eines Freundes erzählt von

H. F. Mannſtein.

Erſter Abſchnitt.

(Fortſetzung.)

Wir treffen unſre Reiſenden in einer großen ſüddeutſchen Stadt wieder, und zwar in den erſten Tagen des melancholiſchen Novembers. Es iſt juſt zehn Uhr Abends, Lord Kingſton, Doctor Bernhard und noch zwei ältliche Herren ſitzen in einem Zimmer des erſten Gaſthofes, Burgſtraße, Hotel zum römiſchen Kaiſer, erſte Etage Nro. 8, um einen runden Tiſch, auf dem eine unbillig große Bocole Grog dampft. Seitwärts ſitzt der eine Diener des Lords, neben ihm ein Marqueur, jedes Winkes des Vielgeſtrengen harrend, den nichts mehr erbitterte, als wenn nicht Alles tanzte, wenn er pfiff, oder, um mich eines andern Sprichworts zu bedienen: wenn er „Teller" ſchrie, und nicht gleich die Wurſt darauf lag.

In dieſem Augenblicke befanden ſich Kingſton und Bernhard auf dem Wege nach Konſtantinopel, welches jener längſt ſchon hatte beſuchen wollen. Durch Umſtände waren ſie genöthigt worden, einige Tage hier zu verweilen, und da ſich eben keine Gelegenheiten zu Zerſtreuungen boten, ſo war es ihnen willkommen, die Bekanntſchaft der erwähnten beiden Herren im Hotel zu machen, welche ſich als gar ſeltſame Känze darſtellten. Der Eine war rieſenlang und dürr, wie die Seele eines deutſchen Philologen; ſein Name war Holzmaier, und ſeine Haupteigenſchaft die, daß er in der Trunkenheit eine auffallende Tugendliebe und majeſtätiſchen Zorn über den unmoraliſchen Zuſtand der Welt laut ſchreiend bezeigte. Der Andre war klein, dick wie ſein Liebling, Sir John Falſtaff, hieß Meiſelbach, und hatte die vortreffliche Qualität, daß er im Zuſtande der Erregtheit faſt ununterbrochen lachte, beſonders aber ſeinen Mitzechern poetiſche Brocken und komiſche Anekdoten an die Köpfe warf. Beide waren Aerzte am Orte, Stammgäſte des Hauſes, und ſonſt ganz vernünftige Leute. Kingſton hatte nicht ſobald ihren hohen geſellſchaftlichen Werth erkannt, als er ihn zu genießen beſchloß, und zu dieſem Zwecke die Unvergleichlichen zu Gaſte lud. Mochten nun aber dieſe ſeine Abſicht errathen haben oder nicht, kurz, ſie tranken trotz alles Röthigens ihres Wirthes und zur Freude Bernhards nur wenig von dem

Digitized by Google

Grog, der das engliſche Mahl beſchloß, und ſo ſtark war, daß ein Stier davon betrunken worden wäre.

Wie gewöhnlich bei ſolchen Gelegenheiten, wurde auch diesmal heftig erzählt. Meiſelbach ergriff zuerſt das Wort. Als ich, begann er, in Wittenberg ſtudierte, ereignete ſich ein höchſt ſeltſamer, ja wunderbarer Fall. Einem meiner Freunde träumte nämlich mehrere Nächte hinter einander lebhaft, daß, während er ſchlafe, ein großes Stück Decke über ſeinem Bette herunterſtürze, und ihn zerſchmettre. Eines Abends vom Spaziergange zurückkehrend, erblickt er in der Nähe des Elſterthores einen Menſchen, der eine ſolche Aehnlichkeit mit Lenz, ſo hieß mein Freund, beim erſten Anblicke zeigte, daß dieſer erſchrocken ſtillſtand, während jener ſchnellen Schrittes vorbeiging. Als ſich Lenz von ſeiner erſten Betroffenheit erholt hatte, eilte er ſeinem zweiten Ich nach, ohne es jedoch einholen zu können, bis er mit Beſtürzung wahrnahm, daß das Phantom nach ſeiner Wohnung zuging, und richtig auch in der Hausflur verſchwand. Obwohl nichts weniger als furchtſam, wagte Lenz in dieſem Augenblicke doch nicht, das Abentheuer zu beſtehen, und ſeinem Doppelgänger zu folgen, ſondern begab ſich zu einem gegenüber wohnenden Bekannten, der eben zu Hauſe war. Und aus deſſen Fenſtern gewahrte er denn mit haarſträubendem Entſetzen, wie das Geſpenſt die geöffneten Fenſter ſeines eigenen Quartieres ſchloß, und die Vorhänge herabließ. Daß er ſich in der grauenhaften Aehnlichkeit mit ſich ſelbſt nicht täuſchte, bewies die Todtenbläſſe ſeines Commilitonen, der um keinen Preis zu bewegen war, das ſonderbare Ereigniß zu unterſuchen. Die Jünglinge verbrachten die Nacht wachend, und als ſie am frühen Morgen in Lenzes Wohnung gingen, ſahen ſie mit tiefem Schauder, daß die Decke von Lenz's Schlafkammer herabgeſtürzt war.

Bernhard ſagte: Bei allen derartigen Vorfallenheiten waltet ſtets der mißliche Umſtand vor, entweder daß ſie nie mehreren zugleich begegnen, oder daß die, denen ſie zuſtießen, der Sache nie bis auf den letzten Grund auf der Stelle nachſpüren. So haben die Gewährsmänner Ihrer Geſchichte durch ihr zaghaftes Betragen den Anſpruch auf unbedingten Glauben verſcherzt. Warum warteten ſie erſt den Morgen ab, und beeilten ſich nicht unverzüglich, einem ſo ſeltenen und ungebetenen Gaſt einen Beſuch abzuſtatten?

Sie haben Recht, erwiederte Meiſelbach, aber daß die Sache gegründet iſt, kann ich Ihnen demungeachtet verſichern.

Kann ſeyn, aber glaubhaft iſt ſie nicht, entgegnete Bernhard.

Kingſton und Holzmaier ſtimmten ihm bei, und nachdem ein volles Glas geleert worden war, ſagte jener: Da wir nun einmal in den ſchauerlichen Genre gerathen ſind, ſo will ich mit ein paar Worten eine Begebenheit mittheilen, die ſich vor zwei Jahren in B****** ereignete, als ich durchreiſte, und mich mit einem Grauſen erfüllte, das ich lange nicht habe los werden können. Ein Schneider, Wittwer und Vater zweier kleiner Knaben, verliebt ſich in ein Mädchen, das ſeine Heirathsanträge hartnäckig abweiſt. Einſtmals, da er heftiger als je mit Bitten in ſie dringt, ſagt die Spröde, um nur einen Grund ihrer Abneigung gegen eine Verbindung mit ihm anzugeben: Wenn Sie kinderlos wären, würde ich Ihnen jedenfalls meine Hand reichen. Dieſe Worte fallen zentnerſchwer in die Seele des Elenden. Er kämpft lange mit ſich, oft hat er ſchon das Meſſer über die ſchlafende Unſchuld gezückt, aber immer ſiegt das Menſchengefühl über den Teufel in ſeiner Bruſt. Da eines Tages reift der Mord in ihm, aber zu feig, das Blut der Kinder zu vergießen, füttert er ſie mit Häring, ſchließt ſie in ein entlegenes Gemach, und läßt die Unglücklichen verſchmachten. Der plötzliche Tod der Kleinen erregt den Verdacht des Mädchens, den ſie der Behörde mittheilt. Dieſe zieht den unnatürlichen Verbrecher ein, und bringt ihn zum Geſtändniß. Sein Kopf fiel durch Henkershand.

Eine tiefe und lange Stille bezeugte den Eindruck, den die Worte Kingſtons auf die Geſellſchaft gemacht hatten. Erſt nach faſt viertelſtündiger Pauſe that jeder einen kräftigen Zug aus dem Glaſe, als wolle er den innern kalten Schauder damit vertreiben. Dann ſprach Holzmaier: Auch mir iſt es vor einigen Jahren begegnet, daß ich in eine Stadt kam, welche eben von einer ungeheuern Begebenheit in tiefſte Beſtürzung verſenkt war. Dieſe drückte ſich bei jedem unverkennbar aus, ſie brütete wie ein Erdbeben verkündender Himmel über dem Orte, der jede Zunge mit todeslangem Schweigen feſſelt, ſo daß ich das Ereigniß nur allmählig und mit Mühe erfuhr. Ein reicher Landmann in einem Dorfe, welches nur einige Meilen von der Stadt entfernt lag, hatte eine Tochter, mit Namen Maria, die als ſein einziges Kind der Gegenſtand einer überzärtlichen Elternliebe war. Vater und Mutter überboten ſich, ihr Beweiſe davon zu geben. Die Erziehung des Mädchens war hoch über der gewöhnlichen ihres Standes, und zwar von jener Sorte, welche mit vornehmer Unvernunft den deutſchen Kaſtengeiſt ſchon der frommen Kindheit einimpft. So ſagten z. B. Mariens Eltern oft zu ihrer Tochter: Du biſt zwar nur ein Bauernmädchen, aber ein reiches und ſchönes Bauernmädchen, und wenn du recht gut und fleißig biſt, ſo beſcheert dir der liebe Gott vielleicht einen Edelmann. Nu, nu, es wäre nicht das erſte Mal, daß ein ſolches ſchmuckes Landkind einen ſtattlichen Junker aus der Reſidenz gekapert hätte — und was dergleichen Unſinn mehr war. Die Folge davon mußte nothwendig ſeyn, daß Maria ihren Stamm verachten lernte. Alberne Romane thaten das ihre, und ſo kam es, daß Maria bald in jedem wohlgekleideten Städter, der ihr Dorf beſuchte, einen vornehmen Unbekannten ſah, welcher ihre Vorzüge incognito kennen lernen wollte, um ſich dann zu ihren Füßen zu werfen, und die Angebetete als gnädige Frau auf ſein Schloß zu führen. Als daher eines Tages ein junger hübſcher Mann zu Wagen in dem Gaſthof ihres Vaters einkehrte, und ihr beſondere Aufmerkſamkeit ſchenkte, ermangelte ihre Phantaſie nicht, obwohl oft getäuſcht, das alte Spiel zu wiederholen. Es ſchien ihr bald eine ausgemachte Sache, daß jener einer von den vornehmen, liebeſuchenden Unbekannten ſey, wie ſie in tauſend Scharteken herumſpucken. Und als der Fremde nach kurzer Zeit wiederkehrte, ſeine Beſuche oft wiederholte, ſich um ihre Liebe bewarb, da ward ihre Vermuthung unumſtößliche Gewißheit. Beſonders wurde ſie in ihrem Lieblingswahne durch den Umſtand beſtärkt, daß ihr Anbeter nie ſeinen Stand berührte, im Gegentheil eine Erwähnung deſſelben ſorglich zu meiden ſchien; denn ſo oft ſie das Geſpräch darauf lenkte, nahm er eine geheimnißvolle, faſt verlegene Miene an, und ließ Andeutungen fallen, die ihr jeden Zweifel über die Richtigkeit ihrer Schlußfolgerung vollends nahmen. Mittlerweile war das Verhältniß der jungen Leute unter den Augen der Eltern des Mädchens ſoweit gereiſt, daß der junge Fremde eine Erklärung über ſeinen Stand und Namen nicht mehr umgehen konnte, und als Maria jene einſt forderte, entdeckte ihr derſelbe, daß er Albert von Enzheim heiße, in der zwanzig Meilen entfernten Reſidenz als Referendar angeſtellt ſey, bedeutendes Vermögen und Ausſichten auf baldige Beförderung habe. Zugleich hielt er bei den Eltern förmlich um ihre Hand an, die ihm auch ſofort zugeſagt wurde. Schon am nächſten Tage war die Verlobung, nach welcher der Bräutigam offen erklärte,

Digitized by Google

daß ſein eingegangenes Bündniß vor der Hand und bis nach erlangter Beförderung, adelſtolzer Verwandter halber, ein Geheimniß bleiben müſſe; dann aber, das ſchwue er, ſolle ihn keine Rückſicht der Erde abhalten, durch Prieſterſegen ſich mit Marien auf ewig zu verbinden. Dieſe und ihee Eltern ſchwammen in einem Meer des Entzückens. Die Beſuche des Verlobten wurden immer zahleeicher, und ſein ſichtbarer Wohlſtand, ſowie die Kenntniß, mit welcher er über Reſidenz-Verhältniſſe ſprach, ließen in ſeinen neuen Veewandten nicht das entfeenteſte Mißtrauen gegen ihn aufkommen.

(Fortſetzung folgt.)

Biographiſche Denkmale.

VII. Joſeph von Muſſinan.

(Schluß.)

Am bündigſten und kürzeſten lernt man alle ſeine deßfallſigen Grundſätze aus ſeinem letzten Werk: Bayerns Geſetzgebung kennen, wo er im 13ten Kapitel Seite 371, (Bayerns Hoffnungen und Wünſche) ſagt: „Die bayeriſche Staatsregierung hat ſich ſeit dem Beſtehen der repräſentativen Verfaſſung unermüdet beſtrebt, das in der Verfaſſungsurkunde gemachte Verſprechen durch Vorlage neuer Geſetzentwürfe zu erfüllen. Auch den Ständen des Reichs mangelte weder Muth noch Kraft und Verſtand zur Ausführung derſelben, nur die Zeit und die Art der Prüfungen und Berathungen hierüber waren die weſentlichſten Hinderniſſe. Kein Landtag war bisher geeignet, nur ein einziges Geſetzbuch, wäre es auch, durch die Ausſchüſſe beider Kammern vollſtändig bearbeitet, vorgelegt worden in den Kammern ſelbſt der Prüfung und Berathung zu unterſtellen. Die ſchwierige Aufgabe war immer, auf welche Art dieſes hätte geſchehen ſollen, wenn es auch nicht wegen einer Menge anderer Geſetzvorſchläge, Anträge u. dgl. unteeblieben wäre. Eine Ständeverſammlung, welche einen Geſetzentwurf einer gelehrten Kritik unterwerfen ſoll, hat ihre Aufgabe ſchon verfehlt. Nur einige Wenige machen dann ihre Urtheile geltend, dringen ſie ihren Collegen unvermerkt auf, und gefährden nicht nur die in dem Geſetze liegende Einheit durch die beantragten Modifikationen, ſondern meiſtens auch die Geſetzesausführung durch dieſelben, wie die Erfahrung des erſten Landtages 1819 bei Berathung der Novelle in der bürgerlichen Gerichtsordnung und des Landtages 1822 bei dem Hypothekengeſetze gelehrt hat. Nicht als Gelehrte ſind die Stände berufen, ſondern als practiſche Männer, vertraut mit den Wünſchen und Bedürfniſſen des Landes und des Volkes, und in dieſer Eigenſchaft nnd nach dieſen Rückſichten haben ſie die Geſetz-Entwürfe zu prüfen, und ihre Modificationen in Antrag zu bringen. Dieſe letzten ſollten nicht förmliche Redaktionen, ſondern mehr Andeutungen des Geiſtes derſelben ſeyn; und denen, welche die Geſetzentwürfe gefertigt und geprüft haben, muß überlaſſen werden, dieſe Modifikationen zu redigiren, und dieſe Redaktionen dann voezulegen. Nur auf dieſe Art erfüllen die Stände ihre Pflicht, und es wird durch ihr Einwirken die Gefahr nicht herbeigeführt, daß die Einheit im Geſetze geſtört, oder deſſen Vollzug erſchwert, wo nicht gar unmöglich gemacht werde. Haben nicht die bisher vorgekommenen gelehrten Beurtheilungen und Verbeſſerungen einzelner Geſetzes-Vorſchläge ohne alle Noth und mit kaum bemerkbarem Nutzen die Landtage ſo verlängert, daß in der eigentlichen Geſetzgebung wenig zu Stande kam, und jene dadurch unveehältnißmäßig vertheuert, dem Lande zur Laſt wurden. ꝛc. ꝛc. ꝛc.“ —

Auch in andern Fächern erwarb ſich Ritter v. Muſſinan literariſche Anerkennung. Das Verzeichniß ſeiner nicht ſehr zahlreichen, aber gehaltvollen Schriften findet ſich, mit Ausnahme der letztern größern, vollſtändig in Kaiſers bekanntem Bücherlexicon. Mit Recht wird beſonders an ſeinen Ludwig den Bayer (1809. 8.) erinnert, und der innigen Vaterlandsliebe gedacht, welche in dieſer Schrift athmet, die des großen Ludwigs des Bayern Leben, Thaten und Tod ſo treu ſchildert. Aehnlicher Erwähnung werth iſt ſeine 1826 erſchienene Geſchichte der Feldzüge auf bayeriſchem Boden, von denen er einen Theil deſto treuer ſchildern konnte, da er 1805 auf dem Kriegstheater perſönlich thätig war, in der ehrenvollen Beſtimmung eines Vermittlers, zu welcher ihn die kurfürſtliche Regierung im November gedachten Jahres als Landeskommiſſair an die böhmiſche Gränze, in der Ueberzeugung von ſeiner ächten Vaterlandsliebe und ſeiner unermüdeten Thätigkeit, berufen hatte. In der That gelang ihm damals, durch ſeine Humanität, die bereits in ihrer Empörung förmlich organiſirten Landbewohner am Böhmer Walde zum heimatlichen Heerde zurückzuführen, und größere Gefahr von dem Vateelande zu entfernen. — Oben wurde Bayerns Geſetzgebung — ſeine letzte größere Druckſchrift genannt. Die eigentliche letzte iſt nämlich der im März d. J. erſchienene Abdruck einer Denkſchrift, durch welche er und die kgl. Akademie der Wiſſenſchaften das Andenken des verdienſtvollen Staats- und Reichs-Rathes v. Sutner noch bei der jüngſten akademiſchen Stiftungsfeier ehrten, an demſelben Tage, an welchem der nun Verewigte zu ſeinem letzten Amte einberufen wurde.

Engliſche Polizei und Polizeiverhandlungen.

(Gemälde engliſcher Sitten, namentlich London's.)

(Fortſetzung.)

Dee nächſte ſtehende Artikel für die Polizeiverhandlungen ſind die ſchon oben unter dee Rubrik „Armuth“ angedeuteten Fälle des Bettlerweſens. Die allgemeine Unterſcheidung der lüderlichen und unglücklichen, oder dee willkührlichen und unwillkührlichen (gezwungenen) Bettlee, iſt in aller Herren Ländern bekannt, alſo auch in England. Die erſtere Hauptgattung beſteht in dee Regel aus ſolchen, welche zu faul ſind, um zu arbeiten und alſo auf die bequemſte Weiſe betteln: allein in großen Städten, im höchſten Grade aber in London, giebt es eine Unteeabtheilung dee erſten Abtheilung dee willkührlichen Bettler, jener nemlich, welche aus dem Betteln einen Induſtrie- oder Kunſtzweig machen; auch dieſe zerfallen dann wieder in zwei Klaſſen, ſolche welche blos betteln und ſolche, welche auch dazu ſtehlen und betrügen. Seit neueſter Zeit hat man in England Refoemen im Aemenweſen angenommen (— Reform im Reichenweſen möchte noch nothwendiger ſeyn! —) und geeade hierin das Kind mit dem Bade verſchüttet. Die unwillkührlichen, aus Noth gezwungenen Bettler werden ſcheinbar vermindeet, da und dort durch den Hungertod! (— wir haben im Fränk. Meekur ſchon einen Fall berichtet in Ne. 356, 1836 —) allein die Klaſſe dee erſtern und namentlich die Individuen dee zweiten Unterabtheilung, der Bettlergauner vermehrt odee die Kunſt dee Bettelei zur größeren Ausbildung getrieben. Dee tägliche Vorwand, oft recht ſinnreiche und künſtleeiſche Vorwand zum Betteln, nimmt täglich neue und nie gehörte Formen an: ſchade, daß es noch kein Bettlermodejournal giebt, worin alle neue Bettlerfaſhions angegeben würden. Es iſt leicht zu denken, daß auch die Bettler ihre Vorwände vom Gangbarſten vom Handel hernehmen: das heißt, die vorwendenden Bettler und Bettleeinnen jedes Alters und Geſchlechtes ſind in der Regel eine Art Handelsleute, ſie verkaufen Kleinigkeiten, Schwefelfaden,

Digitized by Google

Schwefelhölzer, Feuerſteine, Zunder oder anderlei Siebenſachen, oder ſind äſthetiſche Künſtler, entweder Muſiker, Inſtrumentaliſten oder Vocaliſten, beides zugleich (wobei das am leichteſten zu ſpielende Inſtrument, die Drehorgel eine große Rolle ſpielt); oder dramatiſche Künſtler, Declamatoren oder Mimiker, Tänzer, Gaukler ꝛc. oder beides zugleich, ja ſelbſt auch noch Muſiker. Es verſteht ſich nach dem Begriffe des Vorwandes, daß hier von keinem Talente, Genie, ja in der Regel auch von gar keiner Fertigkeit, alſo vom abſoluteſten Vorwande die Rede iſt. Ich habe in den Straſſen Londons Bettlermuſiker dieſer Art gehört, welche ihrem Inſtrumente z. B. einer ſeyn ſollenden Geige oder Violine nicht einen Ton kunſtgerecht zu entlocken wußten, ſondern bloß aufs Geradewohl herum kratzten und ſo abſcheulich dazu heulten, daß aus der Kehle, aus der doch faſt alle Menſchen, die hörbaren Laut von ſich geben können, eine Modulation, ſey ſie auch noch ſo ſchlecht, von ſich zu geben vermögen, auch nicht ein regelrechter Ton kam; ja ich ſah bettelnde Muſiker dieſer Art, welche des Vorwandes willen nur eine ſchlechte Rahme oder den Rand eines Topfes mit Pergament überſpannt, hielten und heulend darauf klopften, um eine Inſtrumentalmuſik zu entwickeln und ein paar Pence mehr zu bekommen, als die bloßen Vocaliſten, d. i. Aechzer, Krächzer, Schnatterer; ich ſah zerlumpte Männer und Weiber, welche als bloße Vocaliſten dieſer Art in den Straßen (in der Regel Nebengaſſen) ein Geheul anſtimmten, welchem jede beſagte Stimmegebung, nie aber Geſang eigen war, jede Dichtung geht hier neben der Wirklichkeit zu Schanden; allein ich bin aber auch nicht im Stande, die Herzjämmerlichkeit dieſer Wirklichkeit zu ſchildern. Soll ich erſt von den Declamatoren reden oder von den Tänzern und Gauklern? Die Tänzer dieſer Art ſind nur ungeſchickte Gaukler, und die, welche Gaukler ſeyn wollen, ſind nur ſchlechte Tänzer; ich ſah 50jährige Bettler ein Steckenpferd reiten und die Jugendvergnügungen nachäffen! Iſt der unflätige, obendrein in der Regel betrunkene Bettler, ein Thier, ſo iſt ſeine Deklamation, wenn er ſich dieſelbe zu ſeinem Bettlervorwand erwählt hat, ſein Thiergeheul! Ein eigner Vorwand, welcher aber von der Polizei ſcharf verfolgt wird, während der ſo eben bezeichnete äſthetiſche ſein Weſen treiben darf, iſt jener, welcher ganz vom eben genannten Künſtlervorwand verſchieden iſt, allein keine geringe Kunſt induſtriöſer Art erfordert; ich meine den Vorwand, unglücklich zu ſeyn und alles menſchliche, den Armen in der Regel treffende Unglück nachzuäffen, oder ſein affectirtes Unglück auf die verſchiedenſten Arten auszudrücken. Alle menſchlichen Körpergebrechen werden auf das ſinnreichſte und täuſchendſte nachgemacht. Man hat von dergleichen Nachäffereien, nicht nur von England, ſondern auch aus Frankreich und andern Ländern vernommen, daß es nicht der Mühe werth iſt, mehr davon zu erwähnen: nur iſt die Art oft ſo ingeniös, daß nur engliſche Induſtrie dergleichen erfinden kann; es iſt ja ohnehin nicht leicht, das Auge des engliſchen Spaziergängers oder bloß Vorbeigehenden, welcher in der Regel wegen Almoſen in Contribution geſetzt wird, namentlich aber den Polizeidiener zu täuſchen, der, dem wirklichen Elende viel durch die Finger ſieht, welches er nach den Einrichtungen und Geſetzen des Armenweſens nicht ſollte. Entdeckt er den Betrug, ſo iſt häufig Correctionsſtrafe dem Betrüger, resp. Künſtler aufbehalten. Verkrüppelungen, Verſtümmelungen aller Art, Körpergebrechen aller Art, Blind-Taubheit, Stummſeyn, Gebrechen, deren Beſchreibung mir nicht geſtattet iſt, ja ſogar Cretinismus und Blödſinn werden affectirt, was keine kleine Kunſt iſt, ja mehr dramatiſches Talent zeigt, als oft geprieſene Schauſpieler entwickeln. Einſt ging der berühmte Schauſpieler Foote, dem es oft an Geld zu fehlen pflegte, mit ſeinem Freunde Sahagan ſpazieren und wurde von einem ſolchen Bettlerkünſtler um ein Almoſen angegangen und ſo mächtig bewegt (Acteurmäßig agirt), daß er einen Schilling, vielleicht den letzten aus ſeiner Taſche hergab. Als ihn der Freund darüber zur Rede ſetzte, und ihm bemerkte, daß der Bettler nur ein Elend vorheuchle, ſo gab ihm Foote das Dilemma: in beiden Fällen verdient der Kerl (Fellow) meine brüderliche Rückſicht: iſt er wirklich arm, ſo ſind wir beide gleich; iſt er es nicht, ſo ſind wir wieder gleich als Schauſpieler, ja ich ſtehe nach, denn kein Schauſpieler der Welt wird einen Armen, ſo, wie dieſer nachmachen können. — In dieſer Art Bettler ſpielen, wie man ſich leicht denken kann, die Frauensperſonen aller Alter keine geringe Rolle: in einer frühern Nummer des Fränk. Merkur haben wir ein Beiſpiel einer Weibsperſon gegeben, welche ihr Spiel mit einer Strohpuppe trieb, welche ſie für ein unglückliches Kind ausgab. Dieſe Art theatraliſche Verſtellung iſt aber nicht genug; die Bettelei geht noch höher; ſie wird ſelbſt poetiſch in den Leidenserzählungen, an denen zwar nicht der Schmuck der Rede, aber die Erfindung gewiß einen großen Theil der Romane oder Novellen übertrifft. Werden ſolche Erzählungen bei der Polizeiverhandlung wiederholt, ſo ſind ſie nicht nur oft ſehr amüſant, ſondern auch intereſſant für einen wirklichen Dichter, wie Philoſophen; — oft ſind auch ſolche Erzählungen wahr, dann hat freilich der Erzähler oder die Erzählerin keinen Anſpruch auf Erfindungsgeiſt, allein dio Sache iſt häufig darum nicht weniger intereſſant, und mehr, als ein Dichter hat den Stoff zu ſeinem Romane aus den engliſchen Zeitungen und zwar aus den Spalten, welche die Polizeiverhandlungen enthalten, genommen. — Manche, welche ſtumm ſeyn wollen, haben eine Art poetiſcher Erzählung ihres Unglücks, oft in guten oder ſchlechten Reimen auf eine Tafel geſchrieben, welche auf der Bruſt an einer Stange oder einem Pfahle hängt. Solche poetiſche Produkte kommen oft vor die Polizei; manchen, wirklich Elenden, wird bei gleicher Exhibition durch die Finger geſehen. Noch eine andere Art iſt mir in abgelegenen, aber dennoch frequenten Straſſen vorgekommen. Ganz junge Bettler ſchrieben mit Kreiden verſchiedene Farben oder pinſelten Sprüche (namentlich Bibelſprüche), die ſich auf Armuth bezogen, oder Mitleid erregen ſollten in einer wahren Muſterſchrift entweder an die Wand oder auf das Trottoir. „Warum wirſt du nicht Schreibmeiſter mit ſo herrlicher Schrift?“ — fragte ich einen ſolchen Kalligraphen. „Ei, das bin ich ja,“ rief er, „ich gebe ja hier öffentlich Unterricht; nehmen Sie nur Lection für einen Twopence lehre ich Sie ſchön ſchreiben.“ Eher als nicht wird eine ähnliche Antwort das Reſultat der Frage ſeyn, welche ein Polizeidiener an ihn ſtellt, wenn er ihn über der Bettelſchreiberei ertappt. (Fortſetzung folgt.)

Träume.

Verworrene Gedanken im halbwachen Zuſtande vor dem Träumen und für dasſelbe als Einleitung.

Das Leben iſt ein Traum, aber nicht umgekehrt. — Calderon verwandelte die Wirklichkeit in einen Traum — aber wer vermag einen Traum in die Wirklichkeit zu verſetzen? —

Weder der Genius, noch der Pedant — weder das Weib, noch der Rieſe — weder das Kind, noch der Greis. — „Gieb uns Gründe!“ rufen denkende Leſer; denn eine Behauptung ohne Grund iſt wie ein Meer ohne Waſſer, es

Digitized by Google

vermag nicht Dein Schiff von einem Pole zum andern zu tragen. —

Falſtaff — und mit ihm unſere Kritiker — würde zwar antworten; „ich will ein Schurke ſeyn, wenn ich Gründe gebe und — habe“; da ich aber weder ſo fett, wie Falſtaff, noch ſo mager wie ein Kritiker bin, ſo verſchweige ich meine Gründe nicht. Hier ſind ſie.

Der Erſte: wenn wir erwachen, haben wir in der Regel unſere Träume vergeſſen.

Der Zweite hebt den erſten auf: die Ewigkeit des Menſchen iſt begrenzt durch Anfang und Ende; der freie, ungefeſſelte Geiſt iſt gebunden durch Raum und Zeit; wir haben außer der Seele noch einen Körper.

Träume ſind das Verlangen der Seele, ſie drängen allmählig nach oben; das Gewicht des Körpers hängt ſich an unſere Gedanken und zieht ſie nach unten.

Die Wagſchale, auf der Beide gewogen werden, hält die Philoſophie und alle ihre Syſteme haben keinen anderen Zweck, als dieſe Wagſchale ins Gleiche zu bringen und das Gewicht des Körpers leichter zu machen; nur die Art und Weiſe, wie dieß bezweckt werden ſoll, iſt bei den verſchiedenen Syſtemen verſchieden.

Kant — der Geiſt in Menſchengeſtalt — wollte der Seele dadurch ein Uebergewicht geben, daß er ſie nährte und ſtärkte auf Koſten des Körpers; er beſchäftigte ſich nur mit der geiſtigen Kraft, er verwarf und verachtete das Materielle. —

Hegel — der Menſch in geiſtigem Gewande — wollte das ganze körperliche Gewicht auf die Seite der Seele ziehen; er wollte das Materielle vergeiſtigen, er machte das Wort zum Sinn.

Kant — erweckte mit einer Donnerſtimme alle Träumer und zeigte ihnen die Richtigkeit des Irdiſchen; Hegel wollte alle Menſchen (die Fürſten ausgenommen) in einen methaphyſiſchen Traum wiegen, um ſie den Werth des Irdiſchen vergeſſen zu laſſen.

Kant war Kosmopolit; Hegel Politiker.

Wir gehören der materiellen Welt an und ſind den natürlichen Geſetzen derſelben unterworfen mit unſerem Körper; wir reichen über dieſelbe hinaus mit unſerem Geiſte.

Die Ausflüge des Geiſtes in jene Gegenden, deren Daſeyn wir empfinden, deren Schönheit wir ahnen und deren Beſitz wir hoffen — ſind Träume.

Wir machen uns einen Augenblick frei von den äußeren Einflüſſen, wir vergeſſen die Bedürfniſſe des Körpers, wir laſſen unbeachtet, was um uns liegt, wir ſchauen in uns und blicken über uns, wir ſtreben nach Wahrheit und Licht, wir ſuchen Ideale, wir erſchaffen eine neue, glänzende und vollkommene Welt, wir treten in dieſelbe — und haben geträumt; wir erwachen, wir kehren zurück in das Reich materieller Geſetze, wir verlaſſen das Vollkommne, um dem Unvollkommnen zu gehorchen, wir vergeſſen das „Soll ſeyn“ wir ſorgen für unſere Bedürfniſſe und unterwerfen uns geduldig dem „Iſt“.

Aber warum ſollte der Menſch, der in einem unfruchtbaren und ſterilen Lande geboren iſt, welches ſeinem Fleiße, ſeinem Streben tauſend mühſam zu beſiegende Hinderniſſe in den Weg legt; warum ſollte er, wenn er an dieſes Land, an das Erbe ſeiner Väter gebunden iſt, die Stunden der Muße, die Unterbrechung nothwendiger und ermüdender Arbeit nicht benutzen; um in eine ſchöne, üppige, fruchtbare Gegend zu reiſen und dort Erquickung und Stärkung für die wiederkehrende Arbeit zu holen? Warum ſollten wir Menſchen nicht träumen?

Erſter Traum.

Der Dichter.

Eine Geſtalt trat zu mir, eingehüllt in einen ſchmutzigen und zerriſſenen Mantel, mit gräßlichen Bildern bemalt, ich erſchrack. —

Die Geſtalt ſchlug den Mantel auseinander, das Innere deſſelben war vom zarteſten Stoffe, himmelblau ſeine Farbe, ohne Mackel und Flecken; mein Auge wurde erquickt, ohne geblendet zu werden. Die Geſtalt ſelbſt ſchien nur ein Lichtſtrahl zu ſeyn.

„Wer biſt du?“ rief ich begeiſtert.

Sie antwortete nicht, aber ſie berührte mich mit belebendem Hauch und entſchwebte ohne den Mantel.

Die Laſt meines Körpers ſchien durch ihre Berührung verſchwunden, er hatte ſeine Gewalt über meine Seele verloren, unwillkührlich mußte ich folgen.

Kaum hatten wir uns emporgeſchwungen über die Erde, ſo redete die Lichtgeſtalt mich an; mit unennbarer Entzückung hörte ich ihre Worte.

„Ich bin die Dichtkunſt, ſprach ſie; ſobald mein Fuß die Erde berührt, muß ich verſtummen. Der Mantel, der mich umfing, verhüllt meine Geſtalt den Menſchen, nur wenigen zeige ich mich ohne denſelben; dort ſiehſt Du ihn liegen.“ Sie deutete auf die Erde.

Der Mantel lag ausgebreitet vor meinen Augen, aber ich ſah nur das ſchmutzige, zerriſſene Aeußere mit den verzerrten Geſtalten.

„Das ſind die Menſchen mit ihren Leidenſchaften, Laſtern und Fehlern, ſprach meine Führerin; die innere, nicht ſichtbare Seite iſt die Tugend, ſie berührt und umfängt mich ſelbſt dann, wenn ich Leidenſchaften zeige, Laſter ſtrafe und Fehler lächerlich mache.“

Ach! rief ich ſehnſuchtsvoll aus, wie glücklich muß der Dichter ſeyn, wenn er erhaben iſt über der Erde, wenn ſein geläuterter Blick unter den Geſtalten da unten die Tugend erkennt!

„Sey Dichter“, ſprach die Geſtalt.

Dieſe Worte durchglühten meine Adern mit himmliſchem Feuer, mit der Heftigkeit eines achtzehnjährigen Jünglings warf ich mich der Geſtalt in die Arme; — in dieſer ſeeligen Umarmung vergaß ich die Erde und ihre Gebrechen.

Da öffnete ich wieder mein Auge und erkannte deutlicher denn zuvor alle Geſtalten auf dem Mantel,

Ein reicher Jude hatte für wohlthätige Zwecke eine bedeutende Summe gegeben; Zorn und Aerger folterten ihn, denn in öffentlichen Blättern war eine Null bei Aufzeichnung der Summe vergeſſen.

Eine Mutter bewachte ängſtlich die Unſchuld ihrer Tochter, um ſie für einen reichen Buhlen zu bewahren. —

Ein Vater ſegnete ſeinen Sohn, da er in die Welt trat und rief ihm zu: betrüge, ſonſt wirſt du betrogen.

Prieſter, Philoſophen, Aerzte und tauſend Andere lagen vor einem Altar auf den Knien und beteten mit Inbrunſt; auf dem Atare ſtand ein Sack voll Geld. —

Unzählig war die Verſchiedenheit ſolcher Bilder, wo die Tugend um des Laſters willen geübt wurde. — —

Und auch das menſchliche Elend erblickte ich in Tauſend Geſtalten. Krankheit und Schmerzen, Armuth und Verzweiflung, Täuſchung und Vernichtung; weder der Fürſt, noch

Digitized by Google

der Bettler, weder der Gute, noch der Laſterhafte werden verſchont. —

„Das ſind die Gebrechen der Erde", ſprach die Geſtalt neben mir.

Und giebt es denn keine Tugend mehr auf der Erde? rief ich entſetzt.

„Ja! aber ſie verbirgt ſich den Blicken der Menge; von hier aus kannſt du ſie ſehen."

Alles Geräuſch war von der Erde verſchwunden, ein heiliges Schweigen herrſchte auf ihr, Nichts unterbrach die feierliche Ruhe. — Das Blau des Mantels überdeckte den Raum, aber ich vermochte durch denſelben hindurch das ſtille prunkloſe, einſame Wirken der Tugend zu erſpähen; ich erkannte in der ungeſehenen Thräne des Mitleids, der Reue, der Zerknirſchung und der Freude das heilige Lächeln der Tugend. Wie ſoll ich meine Gefühle bei dieſem Anblick beſchreiben!

Nicht Ihr, die Ihr den Laſten und Sorgen des Lebens erliegt — nicht Ihr, die Ihr das Ziel Eures Ehrgeizes erreicht habt, oder den Weg dahin wandelt — nicht Ihr, die Ihr erkennt, wie nothwendig es iſt die Güter der Erde zu ſammeln und einzutheilen für die Gegenwart und die Zukunft, Ihr guten, ſparſamen, berechnenden und vorſichtigen Hausvater — nicht Ihr werdet mich verſtehen, denn ihr habt keine Zeit übrig zum Träumen; an Euch muß ich mich wenden, die Ihr im Blüthenalter des Lebens: Jugend ſey mir gegrüßt!

Auf einem Geflechte von Blüthen und Roſen ruhet Dein Fuß, die Säulen Deines Baldachins ſind zuſammengeſetzt aus den glänzenden Perlen des Thaus, die Strahlen der erwachenden Sonne bilden ſein Dach, von den Geſängen der Vögel wird er getragen; die Poeſie hat dieſen Tempel erbaut und die Hoffnung iſt in demſelben der Prieſter.

Die Jugend iſt leicht wie der Aether, voll Kraft wie die ſchwellende Knoſpe, geſchmückt wie Aurora, elaſtiſch wie der Duft; ſie iſt frei von den drückenden Sorgen, ſie verſchwendet, weil ſie die irdiſchen Güter nicht achtet, die Armuth der Wirklichkeit wird ihr vergütet durch den Reichthum der Poeſie und der Hoffnung. Statt eines Luculliſchen Mahles nimmt ſie die Blüthen des Frühlings, ſtatt des ſchäumenden Beches den perlenden Thau, ſtatt eines erwärmenden Kleides die Strahlen der Sonne und ſtatt eines berauſchenden Concertes den Geſang der Philomele.

Jugend du nur verſtehſt mich, wenn ich dir ſage: daß mir die Dichtkunſt ſtatt der Gebrechen der Erde Tugenden zeigte.

Aber plötzlich! welch ein Wechſel der Sinne. — Meine Begleiterin hatte mich verlaſſen, der Mantel war verſchwunden, ich war zurückgekehrt auf die Erde — aber ich träumte noch fort.

Ein junger begeiſterter Dichter hatte ſein erſtes Werk bei Entbehrungen und Schmerzen vollendet. Wir ſind gerettet! rief er aus, da er fühlte, ein Genius habe ihn wunderbar zum Ziele geleitet; wir ſind gerettet! rief er ſeinem Weibe entgegen, die mit Thränen in den Augen ihre darbenden Kinder liebkoſte. —

Er lief fort, er eilte von Verleger zu Verleger, aber Keiner gab ſich die Mühe das Werk eines Unbekannten nur zu leſen.

Verzweiflungsvoll kehrte er in ſeine ärmliche Wohnung zurück — ſeine Kinder ſtreckten ihm flehend die Händchen entgegen und baten um Brod! — — O! Nichts iſt ſchmerzlicher, als hülfloſe Kinder hungern zu ſehen und nicht helfen zu können — wenn man Vater derſelben iſt! —

Eine furchtbare Angſt bemächtigte ſich meiner bei dieſem Anblick — ich erwachte.

Wie froh war ich, daß ich nur geträumt hatte, daß ich nicht wirklich ein Dichter bin, denn auch ich lebe in — Deutſchland. — Julius Carolina.

Literariſcher Salon von und für Bayern.

(Schluß.)

Warum wiſſen wir aber, bemerkte v. Haldern, den armen bayeriſchen Dichtern ſo wenig Dank, daß ſie den verderblichen Uebertreibungen mit ſchöner Mäßigung ausweichen und in der Regel guten, klaren, edeln Muſtern nachſtreben, warum duldet die übrige Schaar der Schriftſteller die Erniedrigung, welche ihre dichtenden Brüder vom Auslande, und die Geringſchätzung, welche ſie vom Inlande zu ertragen haben? Geht in den nächſten beſten Cirkel, meine Freunde, in den ein ſo beklagenswerther Poet zu ſchlüpfen das Glück hat, und ihr werdet hören, daß man ihm die unbedeutendſten Machwerke entweder aus Unwiſſenheit oder Bosheit in's Angeſicht lobt, werdet ſehen, daß man ſich fortſchleicht, wenn allenfalls eine barmherzige Seele ſeine Leiſtungen zur Sprache bringt; kurz ihr werdet erfahren, wie unglücklich ein ſolches Talent ſich fühlen muß. Was das Ausland von ihnen hält, zeigt das Brockhauſiſche Lexikon, in welchem ihr euch vergeblich nach unſeren meiſten Dichtern umſeht.

O ſie ſtehen alle in dem Lexikon, ſagte Klarbach, denn es heißt ja überall zum Troſte der Uebergangenen u. A. das heißt: „und Andere," wozu denn auch unſere Autoren gehören. Uebrigens handeln die vaterländiſchen Aeſthetiker nicht viel glimpflicher und bringen es ſelten über's Herz, in ihren Compendien neben Graf Platen und von Schenk noch anderen Namen Raum zu gönnen, was doch deutlich ihre eigene geringe Meinung an den Tag legt. Die Sache wird freilich dadurch poſſirlich, daß manche Erbärmlichkeit einen Lorbeerzweig erhält, was den klaren Beweis liefert, daß der geſtrenge Herr weder die unſeren noch die fremden geleſen hat.

Am merkwürdigſten, bemerkte Werner, bleibt immer das Benehmen der in unſerer bayeriſchen Hauptſtadt erſcheinenden Blätter. Sie haben faſt alle für Skandale, Mordgeſchichten, Klatſchereien ꝛc. Spalten genug, aber für ein Wort zu Gunſten unſerer Poeten erübrigt keine Zeile. Sie ſcheinen zu vergeſſen, daß ſie anfangs ſelbſt mit gerechtem Lobe ein hübſches Skandal anrichten und einen Krieg eröffnen würden, der wenigſtens auf einige Monate Aufſehen und Lärm verbürgte. Der wenn auch nicht à la Sapphir redigirte, aber dennoch oft mit guten Witzen tractirende junge Eilbote hat es allein gewagt, für die dichtenden Landsleute ſeine Geißel zu ſchwingen und es wäre im wohl Muth zuzuſprechen, in dem löblichen Eifer fortzufahren und unſere verkümmernden Celebritäten in alle Ecken des Vaterlands zu führen. Wer Ruhm und Ehre anderer Leute befördert, hat immer auch ſeinen Zehent dabei.

Alle unſere Schriftſteller, mit ihnen auch der Dichter, begingen den großen Fehler, daß ſie ſich niemals der Zeitſchriften bemächtigten, wo ſie nicht nur einen Vereinigungspunkt finden, ſondern auch für ihre Anerkennung nach allen Seiten wirken konnten, ſagte v. Haldern.

Dazu haben dieſelben gewiß wichtige Gründe gehabt, verſetzte Werner, beſonders mochte ihnen aber Zeit und Luſt

Digitized by Google

mangeln, ihre Kräfte ohne Lohn und ſicheren Erfolg zu vergeuden. Das Dichten iſt ein theures Metier, ſagt Göthe, und in der That, wer es einmal dahin gebracht hat, honorirt zu werden, thut recht, wenn er ſeine Auslagen wieder rembourſirt. Uebrigens iſt ein honorirter Autor in Bayern ein ungeheures Phänomen, und Niemand wird ſo leicht daran glauben, wenn er nicht ſeine Wechſel oder Goldſtücke, die freilich größten Theils wieder Ausländer ſeyn werden, producirt. Daß es Leute gebe, die gute Gedanken verſilbern, werden bei uns wenige Menſchen begreifen, woraus denn erhellt, wie überaus wohlfeil bei uns dieſe guten Gedanken ſeyn müſſen.

Die Geſellſchaft lachte luſtig zuſammen, und Klarbach ſetzte bei, die guten Gedanken kämen ihm hier zu Lande vor wie eine transatlantiſche Speiſe aus Schlangen oder Krokodillfleiſch, die jeden mit unbeſchreiblichem Schauder erfülle; ein armer Teufel, der nichts als ſolche Gedanken brächte, dürfte auch bald wie ein Nachtwandler geflohen werden.

Man hofft wohl auch von guten Zeitſchriften, fuhr Röder fort, weit mehr als ſie leiſten würden. Die geringe Aufmerkſamkeit des Publikums auf belletriſtiſche Erſcheinungen hat gewiß andere, tiefer liegende Urſachen, die nur durch eine Reformation in der ganzen Lebensweiſe gehoben werden können. So lange die äſthetiſchen Genüße vereinzelt bleiben, jeder mit ſeinem Buche ſich in einen Winkel ſteckt und keine gemeinſchaftlichen Unterhaltungen und Freuden daraus entſpringen, wird ein lebendiges Intereſſe immer ferne von uns bleiben. Literatur zum Zeitvertreib und aus Mode, kann weder eine bildende Wirkung noch feſte Achtung gewinnen. Es ſind meiſt nur Frauenzimmer oder junge Leute, die ſich mit belletriſtiſcher Lectüre befaſſen, und dabei an Unkraut und Blumen ziemlich gleichen Gefallen haben. Die übrige Welt wird man nicht ſo leicht bei einem Buche überraſchen.

Das klingt eben nicht zum Lobe unſerer guten Landsleute, fiel Klarbach ein; doch ſo viel iſt allerdings richtig, daß wir zwar viele geiſtreiche Menſchen beſitzen, aber immer noch ein geiſtiges Leben und Streben entbehren. Ich möchte ſagen, ſowohl unſere Thätigkeit als unſere Freuden und Leiden ſeyen zu praktiſch, um jenes höhere Element zu bilden, welches die Atmosphäre der geiſtigen Entwicklung, Blüthe und Reife iſt. Eine ſpezielle Anwendung der Poeſie mag jederzeit höchſt albern, abgeſchmackt, verſchroben erſcheinen; allein es gibt eine Anwendung ihres innerſten heiligſten Geiſtes auf Gefühl, Geſinnung, Charakter, es gibt eine Anwendung auf unſere edelſten Fähigkeiten, welche dadurch einen höheren Reiz über alle Lebensverhältniſſe verbreiten, jede Art von Genuß erklären, und durch die herrliche Offenbarung der höheren Menſchennatur alle geſelligen Beziehungen verſchönern. Was die Muſik entzündet aber nicht zur beſtändigen Flamme erheben kann, dieſe wundervolle und wunderwirkende Richtung in das Unendliche macht die Dichtkunſt ſtetig, durch ſie wird der Geiſt der Herr, der Fürſt, welcher ſonſt zum Magiſter und Diener erniedrigt wird. Und nun endlich zu den Dichtern. Werner hat mit Eifer begonnen und mag denn fortfahren.

Laßt uns die Einförmigkeit vermeiden und das Urtheil auch im Kreiſe gehen, zudem bin ich auch ſtets zu milde und dem Freund Röder möchte ich ungern als patriotiſcher Lobredner erſcheinen, verſetzte Werner.

Obgleich durchaus nicht mit kritiſchem Sinne begabt, und dem ſeelentödtenden Scelettiſiren ſogar gram, ſagte v. Bergen, will ich dennoch an die richtige Bemerkung, daß die bayeriſchen Poeten guten Muſtern nachſtreben, knüpfend, einige Anſichten eurem Urtheile unterwerfen. Gewohnt, ein poetiſches Werk im Ganzen zu ſchauen und mich gleichſam an ſeiner Vernunft zu laben, wird mein Gefühl durch die ſecirende Kritik gewöhnlich zerſtört und ich muß mich an den Dichter ſelbſt halten, um der übeln, höchſt unpoetiſchen Eindrücke wieder los zu werden. Das Gebot: „Du ſollſt nicht tödten“ ſoll man auch auf Kunſtſachen anwenden und an gebornen Cadavern aus Eckel nicht den äſthetiſchen Schnabel wetzen. Das Gute, Treffliche ſoll die Kritik in ſeiner Schönheit erleuchten, und über das Schlechte höchſtens lachen und Andere zum Lachen bringen. Wenn ein recht geiſtreicher, gerechter, grundehrlicher, unzugänglicher Richter über die Erbärmlichkeiten nichts als ſchwiege, ſo wüßte das arme Deutſchland, woran es wäre und ſenke, nicht durch das allſeitige, verworrene, läſternde und protegirende Geſchwätz immer tiefer in dumpfe Apathie hinab.

Erlaubt mir noch ein Wort, unterbrach Röder. Ich glaube durchaus nicht, daß ein tüchtiges, für alle Zeiten bedeutſames Werk ſo ganz und gar untergehen könne. Selbſt die überaus trockenen und martervoll langweiligen Poeſien Gellerts ſind noch nicht ganz zu Boden und irgend tüchtige Werke ſollten in volle Vergeſſenheit gerathen? Die Zeit iſt gerecht, meine Freunde, ihr Sieb ſcheidet den Staub, ſcheidet das Kleine aus und nur die Perlen erſter und zweiter Größe bleiben zurück. Durch die trübſte Nacht der Barbarei glänzte das koſtbare Geſtirn Homer und Sophokles und durch neue Barbareien wird Sirius Shakſpeare ſeine eigenen Strahlen ſenden. Heuſchreckenwolken können wohl hier und da die Sonnenſtrahlen verdunkeln, allein die wahren Lichter überleben Heuſchrecken und Leuchtkäfer. Kein kritiſches Verfahren reicht den Kranz der Unſterblichkeit, dieſelbe erzeugt ſich ſelbſt ohne Conjuncturen, Freunde und Helfershelfer.

Möglich, fiel Werner ein, vielleicht finden manche deutſche Schriftſteller eine dankbarere Nachwelt. Soll aber die wohlmeinende Kritik das Treffliche unter Schutt und Moder verſchwinden laſſen, damit archäologiſche Nachkommen einen guten Fund thun können, iſt es nicht vielmehr ihre verdammte Schuldigkeit, den Zuwachs von herrlichen Gedanken auch für die Mitwelt verzinslich anzulegen?

Ei, ei fuhr Röder fort, nennt mir einmal ein Talent oder einen Autor, die uns ſo ganz unter den Händen verſchwunden wären und dieſes Schickſal nicht gar ſehr verdient hätten! Uns deutſchen Vielleſern und Sammlern kann ein ſolches Malheur nicht ſo leicht geſchehen und was ein Recenſent wegwirft, heben andere geduldig wieder auf.

Selbſt der ernſte Werner brach nun in ein lautes Gelächter aus und Röder ſetzte phlegmatiſch bei: Und nun bitte ich euch demüthiglich und gehorſam, laßt von dem unfruchtbaren Unſterblichkeitsſtreit ab, dieſe geſtrenge Autokratie thut doch, was ihr Gefallen iſt.

Es iſt uns Allen genau bekannt, wie die große und kunſtreiche Formenſtrenge des Grafen von Platen, wie die unerſchöpfliche Gewandtheit Rückerts längſt das Vorurtheil gegen die bayeriſchen Literaten hätte erſchüttern und vernichten ſollen, nahm v. Bergen das Wort; allein wir können einen dritten, nämlich v. Schenk beigeſellen, welcher nicht Minderes geleiſtet hat und auf dem dramatiſchen Felde noch weit größere Schwierigkeiten zu bekämpfen hatte. Seit Göthe und Schiller, die gleichfalls viele Licenzen ſich geſtatteten, machten die Dramatiker mit der Sprache eben nicht viele Umſtände, die beliebten Trochäen ſtifteten noch ärgeres Uebel als die corrupten Jamben und da in dem Blendwerk der Verſe die Gedankenloſigkeit einen trefflichen Schutzmantel gewann,

Digitized by Google

ſo war die Rückkehr zur deutſchen körnigen Proſa das Wünſchenswertheſte. Retteten einige andre Poeten wie Immermann, Grillparzer ꝛc. die Ehre des Vaterlands aus der Schmach eines Gedankenbankrotts, ſo wird Eduard von Schenk das Verdienſt behaupten, aus der Sprachnegligenz erweckt zu haben. Ich will die von ihm gelöſete Aufgabe, den dichteriſcheu Ausdruck in verſchiedenartigen Formen hervorſtrömen zu laſſen, keinem gerade zur Nachahmung empfehlen, allein kein Dichter wird auch ohne entſchiedenen Vortheil ſeiner großen Sorgfalt ſeiner fleißigen Ausarbeitung ſeine Aufmerkſamkeit ſchenken. An dieſes Verdienſt knüpft ſich noch der Vorzug einer großen Klarheit der Anordnung, und ſeltener Beſonnenheit in der Ausführung.

Dieſe beideu rühmlichen Eigenſchaften verhindern bei ihm wohl auch den gigantiſchen, ſtürmiſchen Ausbruch der Leidenſchaften, wodurch uns allerdings viele treffliche Dichter hinreißen und viele ſchlechte beluſtigen, bemerkte Haldern.

Die gar zu beliebte Vergleichungsmethode, fuhr von Bergen fort, bringt uns faſt immer um den poetiſchen Genuß verwickelt die Schriftſteller in die Manieren der Nachahmung, Warum ſoll Schiller Göthe, warum ſoll Immermann Schiller u. ſ. w. ſeyn. Laſſet Jeglichen bei ſeiner Natur, worin er allein das Beſte leiſten kann. Wenn v. Schenk z. B. in ſeinem Beliſar nicht gewaltſam ergreift, wenn ſich die Effecte nicht drängen wie die Blitze und Donner eines ſchrecklichen Gewitters, ſo entfaltet er dagegen ſeine Scenen in ſchöner Ordnung, wie die Abtheilungen eines glänzenden Heeres, er zeichnet die Leidenſchaft, jedoch nicht leidenſchaftlich und legt die Effecte dorthin, wo er die edelſten Gefühle des Herzens bewegen will. Er mäßigt, wohl mit Bewußtſeyn und Grundſatz die entſetzlichen Züge des Haſſes, der Verfolgung, der wilden Gemüthsbewegungen, um durch eine ſanfte Rührung die Poeſie wirken zu laſſen und uns nicht dem Boden der Kunſt zu entreißen, die immer einer gewiſſen Mäßigung ſich befleißen und die Hand niemals zur Vernichtung des Menſchlichen ausſtrecken ſoll.

Ei, ei, ich dächte, fiel Klarbach ein, die rachſüchtige Antanine ginge denn doch über dieſen moraliſch-äſthetiſchen Cordon ein wenig hinaus.

Von den Handlungen, fuhr v. Bergen fort, iſt hier nicht die Rede, ſondern von deren Behandlung und dieſe Antonine erſcheint uns nur in einem grellen Lichte, weil ihre Intrigue dem glänzenden Auftreten Beliſar's voran geht und wir durch ſein Heldenthum gewonnen den falſchen Anklager mehr zürnen als der wahren Schuld. Der Verrath an den Feldherrn erzürnt uns noch um ſo mehr, als nach der Lage der Sache, die beiden Gehülfen des Wribes beim Gewichte gegen Beliſars Geiſte geben und daher unſer Unwiſte ganz gegen Anklägerin ſich wendet. Wenn aber unſer Groll gegen Antonine auch durch nichts zu beſchwichtigen ſeyn ſollte, ſo werfen doch ihre beiden Kinder wieder ein milderes Licht über das Gemälde und wir lernen die Mutter vergeſſen, um uns jener zu erfreuen. Seine ſchönſten Kräfte zeigt dieſrr Dichter auch immer da, wo er reine, empfindſame Naturen zeichnet, es ihm zugleich zum Ruhm gereicht, niemals zu übertrieben oder durch ſentimentale Ueberſchwenglichkeiten das eigene Werk zu zerſtören. Eine noble Einfachheit, eine plaſtiſche Ruhe mit einem außerordentlich bewegten Stoffe zu verbinden und dadurch über alle Theile Einheit zu verbreiten, das iſt eine ſehr hervorſtechende Eigenthümlichkeit dieſes Schriftſtellers welcher dadurch einen eminenten Berufe zum epiſchen Dichter beurkundet, und dieſen durch einige Proben noch deutlicher an den Tag gelegt hat. Was zwar keineswegs den Effekt, aber den eigentlichen dramatiſchen Charakter ſtöret, iſt nur die Vorliebe zu Beſchreibungen, welche auch dort oft maleriſch verweilt, wo die Lage der Handlung ein raſches Fortſchreiten erfordert und eher ein heftiges Ueberſpringen der Gedankenfunken als ein ruhiges Spiel der geiſtigen Flamme geſtattet. Auf der Bühne erringen dergleichen maleriſche Ausführungen, beſonders bei guten Künſtlern, oft erfreuliche Erfolge, dagegen ſtören ſie den Leſer, weil ſie gleichſam einen Stillſtand bilden und eine andere Faſſung erheiſchen, als die dramatiſche Literatur in uns urſprünglich anlegt.

Ich ſtimme Dir im Ganzen genommen bei, ſagte v. Haldern, glaube aber nicht, daß ſich das Publikum dieſe ihm lieb gewordene poetiſche Malerei wird ſobald rauben laſſen, da ein ihm hoch theurer Schriftſteller, der glänzende Schiller, ſo großen Effekt dadurch errang. Eine unbeſtreitbare Wahrheit möchte es doch immerhin bleiben, daß die dramatiſche Sprache über die innere und äußere Handlung ein Uebergewicht gewann, das endlich wieder auf ein gebührliches Maß zurückgebracht werden muß.

Dieſes würde, fuhr v. Bergen fort, der Dichter des Beliſar ohne Widerrede zugeben, wenn er unter uns ſäße, allein wir müßen ihm auch die Freiheit geſtatten, ſolche Mittel zu gebrauchen, die ohne den Geſchmack zu verletzen, dem zeitlichen Publikum imponiren. Wer es wagte, im Dramatiſchen ſogleich auf die harte, ſtrenge Musculatur ſich zu reduciren, möchte bei dem an ſchimmernde Ornamente gewöhnten Auditorium nicht Großes ausrichten.

Wird ſeit einiger Zeit, fragte Werner, nicht vielleicht zu unmäßig wieder nach einſeitiger Kraft geſchrieen, was denn zum Theile auch die Uebertreibungen und Aergerniſſe provozirt hat? Können ſich auch die ungebehrdigſten Schreier nach Ausdruck, Neuheit u. d. gl. in die Dichtungen eines Immermann oder Grabbe finden, die ihrer Begehrlichkeit doch Originelles, Kühnes, Gewagtes genug darbringen? Die Kritik, meine Freunde, iſt ein altes Mütterchen geworden, die überall Schwachheit und Sünden ſieht, obgleich ſie ihr Schärflein treulich dazu beigetragen hat, daß es nicht beſſer ſtehen kann. —

Vergönnen wir jedem Talente ſeine Bahn, ſeine Natur, freuen wir uns der Vorzüge unſerer nordiſchen Literatoren, tragen wir Gefallen an ihren gewaltigen oft ſchrecklichen Schöpfungen, ſchätzen wir aber auch mit Stolz, mit Liebe, mit ſtetiger Aufmerkſamkeit unſern vaterländiſchen Dichter, welcher durch Zartheit, Grazie, Beſonnenheit, Milde einen lobenswerthen Gegenſatz bildet und über welchen uns v. Bergen bald ein Mehrers hören laſſen wolle, ſchloß v. Haldern, als die kühle Sommernacht das Gartenhaus umwehete, die Sterne gleich Silberfrüchten von der Laube niederſchimmerten und die harmoniſchen Glockenſchläge aus der Stadt zur Heimkehr ermahnten. R.

Miszelle.

(Anſtändige Preisbewerbung für Dichter.) Die Academie française hat für das Jahr 1837 einen Preis von 10,000 Franken auf das beſte Trauer- oder Luſtſpiel in 5 Akten und in Verſen ausgeſetzt. Hiezu bringe man noch den Antheil an dee Einnahme in Anſchlag, welchen der Dichter von jeder Vorſtellung zieht und man muß geſtehen, die Franzoſen wiſſen ihre Dichter zu belohnen.

Auflöſung des vierſilbigen Scherz-Räthſels in Nro. 35.: — Eu — ſt — ach — ius.

Digitized by Google

Die Biene

Bayeriſches

Sonntagsblatt.

1837. № 37.

Ein Lied für fröhliche Badegäſte.

(Am Rhein, am Rhein, da wachſen unſ're Reben ꝛc.)

Willkommen hier im Tempe der Najaden,
Der Tag erglänzt ſo hell!
Sie haben freundlich wieder uns geladen
Zu ihrem Wonnequell.

Von Oſt und Weſt, von Nord und Süden eilen
Die Wandrer allzumal,
Um Körperweh und Siechthum ſchnell zu heilen
In dem Geneſungsthal.

Und wenn den Geiſt in ſchwarzen Schreckgeſtalten
Die Schwermuth oft beſchleicht,
Hier heitern ſich der Stirne düſtre Falten,
Und jeder Dämon weicht.

Der Morgen ſchwebt mit roſigem Gefieder,
Im holden Purpurglanz,
Zu der Najade Lebensborn hernieder
Mit friſchem Blüthenkranz.

Da naht der Gäſte Schaar den Grottenhallen
Im traulichen Verein;
Die Scheidewand der Stände iſt gefallen
Im Harmonienreihn.

Luſtwandler ziehn umher durch grüne Matten
Und durch des Parkes Flor,
Der Hain begrüßt die Wanderer im Schatten
Mit ſeinem Sängerchor.

Und wenn des Mittags glanzerfüllte Stunde
Im Feierklange ſchlägt,
Da öffnet ſich die große Tafelrunde,
Und Alles iſt bewegt.

Die Freude winkt zum wohlbeſetzten Mahle,
Es wechſelt Scherz mit Scherz,
Beim Gläſerklang und Schäumen der Pokale
Erweitert ſich das Herz.

Und mancher Bund der Freundſchaft wird geſchloſſen
In Lebensheiterkeit.
Hoch tönt das Lied der munt'ren Badgenoſſen,
Geflügelt eilt die Zeit.

Schwebt dann der Abend auf die Flur hernieder
Mit lindem Zephyrweh'n,
Da hallt von Spiel und Tanz die Grotte wieder,
Es weicht drr düſtre Spleen.

Die Liebe feiert ihre Schäferſtunde
Bei Lunas Silberſchein,
Und die Najade ſchenkt zum Weihebunde
Den Lebensnektar ein.

O! Wonnezeit in den Geneſungsauen,
Dein denken freudig wir!
Laß oft, Najade, uns dein Tempe ſchauen!
Wir kommen gern zu dir! —

Meiningen. Dr. J. C. Ihling.

Biographiſche Denkmale.

VI. Herzog Wilhelm in Bayern.

(Fortſetzung.)

Bei dem Gange, welchen dem oben gegebenen kurzen Abriß zufolge, die von der Regierung bewirkten Veränderungen in den inneren Verhältniſſen nahmen, war die Lage des Herzogs Wilhelm inmitten des Getriebes der Partheien keineswegs angenehm. Er erkannte in Bälde das Schwierige, was aus der Folge der Ereigniſſe bei ſeinen perſönlichen Anſichten und Geſinnungen in ſeiner damaligen Stellung für ihn hervorgehen würde. Aufgewachſen und bereits weit im Leben wie in vielſeitiger Erfahrung vorgeſchritten unter den ſo lange beſtandenen Formen der deutſchen Reichsverfaſſung und ihren hiſtoriſchen Rechtsverhältniſſen, unter welchen er in früheren Jahren für ſeine nachgeborne Linie in ihrer damaligen iſolirten und ſich ſelbſt überlaſſenen Lage hauptſächlich den erwünſchten Schutz und Schirm gefunden hatte, war ihm jene Verfaſſung mit ihrer altdeutſchen Freiheit achtbar und werth geworden, und aus einem ähnlichen Geſichtspunkte ſah er im Ganzen auch jene der alten Staaten ſeines Geſammthauſes ſelbſt an.

Nichts deſto weniger erkannte der Herzog das Bedürfniß und die Zweckmäßigkeit derjenigen Verbeſſerungen, welche der Lauf der Zeiten, wie in allen menſchlichen Dingen, ſo auch hier nothwendig gemacht haben mochte. Als Freund der Geſchichte und aufmerkſamen Beobachter der Zeit und ihrer Ereigniſſe, beſonders in der langen außerordentlichen Epoche, durch welche ſein Leben ging, war ihm keineswegs die Idee eines vernunftgemäßen Fortſchrittes fremd geblieben. Er hatte während ſeines langen Aufenthalts in Landshut unter der Regierung des Kurfürſten Carl Theodor, die Gebrechen der damaligen Staatsverwaltung, ſo wie jene in der alten Verfaſſung ſelbſt kennen gelernt und den ſucceſſiven Verfall des Staates in ſeinen inneren und äußeren Verhältniſſen beobachtet, daher auch die Ueberzeugung geſchöpft, daß in der Folge zur Rettung derſelben andere Einrichtungen erforderlich ſeyen. In dieſer Ueberzeugung hatte der Herzog noch unter derſelben Regierung im Jahrr 1796 durch ſeine Mitwirkung zum Anspacher Vertrag die Hand zur vorläufigen Feſtſtellung der dringendſten Reformen, die im einſtigen Succeſſionsfall der Herzoglich-Zweibrückiſchen Linie in den Pfalzbayeriſchen Geſammtſtaaten in Anwendung kommen ſollten, geboten. Würden die Zeitverhältniſſe in der Folge noch andere Verbeſſerungen nothwendig machen, ſo könnte

Digitized by Google

dann immerhin die erforderliche Fürſorge getroffen werden. Doch ſollten nach ſeinen Anſichten die Veränderungen mit Umſicht und innerhalb gewiſſer Grenzen geſchehen; ſie ſollten das Staatsgebäude ſelbſt nicht erſchüttern, ſondern dieſes, nach bewirkter Heilung der Gebrechen und Ausführung der nothwendigen Verbeſſerungen in ſeinen Hauptbeſtandtheilen unbeſchädigt erhalten werden. Auch hatte er in Folge ſeiner perſönlichen Geſinnung den Wunſch, daß allenthalben, beſonders aber da, wo die Mitwirkung der Stände erforderlich oder räthlich ſeyn ſollte, die Heilung der Staatsgebrechen im gemeinſchaftlichen Einverſtändniß mit denſelben bewirkt werden möchte; nöthigenfalls ſelbſt mit Hülfe eines allgemeinen Landtages, den die landſchaftlichen Verordneten ohnehin verlangten, und dem man im Grunde nicht wohl ausweichen konnte. Nach ſeiner Meinung und nach ſeinem Wunſche ſollten die für nothwendig erkannten Reformen überhaupt mit kluger Auswahl der Mittel, und weiſer Mäßigung ausgeführt und Verletzungen beſtehender Rechtsverhältniſſe, ſo wie der Denkart und Gefühle des Volkes ſorgfältig vermieden werden. Bei dieſer Geſinnung konnte es demnach nicht fehlen, daß er mit manchen von der Regierung ergriffenen Maßregeln ſich nicht befreunden konnte, und in Anſehung mehrer der neuen von der Regierung bewirkten Veränderungen auch für ſeine Perſon die oben bemeldeten Anſichten und Urtheile der Gemäßigten theilte. Dies hatte auch die Folge, daß er öfters in den Fall kam, in den Staatskonferenzen, und bei ſonſtigen Berathungen, wobei er zugegen war, Einrede machen und entgegenſtehende Meinungen äußern zu müſſen, was nicht immer gefallen konnte.

Nicht ohne großes Mißbehagen ſah der Herzog das Treiben der Partheien, die ſich gegenſeitig täglich mehr anfeindeten. Mit Bedauern glaubte er die nachtheiligen Wirkungen hievon auf das öffentliche Leben, und auf das Volk ſelbſt zu bemerken. Beſonders mißfiel ihm das Benehmen der heftigen Bewegungsparthei, die ſich nur in Uebertreibungen gefiel, von welchen er ſehr üble Folgen in Rückwirkung auf die Stimmung des Volkes befürchtete. Auch war er nicht ohne Beſorgniß, dieſe Parthei möchte nach und nach größeren Einfluß auf die Regierung gewinnen.

Eben ſo wenig behagte ihm das gehäſſige und heftige Benehmen der Reaktionspartei, welche mit Hartnäckigkeit allen Maßregeln, die die Zeitverhältniſſe forderten, entgegen trat, und ſelbſt von den nothwendigen Reformen nichts hören wollte. Seinem beſonnenen und hellſehenden Geiſte mußte ein ſolches Streben, das allen Verbeſſerungen feind war, und auf eine feindliche Stimmung im Volke hinarbeitete, in hohem Grade mißfallen. Er hatte die Früchte dieſes Strebens bereits unter der vorigen Regierung kennen und würdigen gelernt, wo daſſelbe zur tiefen Erniedrigung des Staates ſo viel mit beigetragen hatte. Auch im Hinblicke auf die ſtändiſche Oppoſition billigte er keineswegs das Benehmen derjenigen, welche ſich durch ihre Heftigkeit bemerkbar machten, und tadelte beſonders jene, welche die Mißverſtändniſſe und Widerſetzlichkeit unterhielten, und der Regierung allen Beiſtand verweigerten. Es iſt möglich, daß deſſen ungeachtet beide dieſe Partheien es nicht an Verſuchen fehlen ließen, den Herzog auf irgend eine Art in ihr Intereſſe zu ziehen, allein, wenn auch derſelbe mit vielen Maßregeln der Regierung nicht einverſtanden war, und dieſes nicht unbekannt ſeyn mochte, ſo unterliegt doch keinem Zweifel, daß er in ſeiner Entfernung von allen Extremen jeder ſolcher Einwirkung vollkommen fremd geblieben iſt. Er war zu klug und zu beſonnen, um den Leidenſchaften der Partheien Gehör zu geben, auch hielt er dieſes unter ſeiner Würde. Indeß war immerhin die Unannehmlichkeit nicht gering, welche unter ſolchen Umſtänden aus dem Treiben der Partheien für den Herzog in ſeiner Stellung hervorging. Wenn er ſich auch von den heftigſten Opponenten noch ſo ſehr entfernt hielt, ſo war es gleichwohl unvermeidlich, mit ſtändiſchen Individuen in Berührung zu kommen. Es konnte nicht fehlen, daß nicht jene, welche gemäßigter dachten und zu einer Vereinbarung mit der Regierung geneigter waren, den Herzog um ſeine Verwendung anſprachen. Was er hierin thun konnte und wollte, in ſo weit es mit ſeinen eigenen Anſichten übereinſtimmte, that er am gehörigen Orte und offen. Eben ſo ſuchten zur Zeit der Säkulariſation der Abteyen, Individuen des Prälatenſtandes bei dem Herzog Hülfe gegen das drohende Ungewitter. Er glaubte in beiden Fällen ſich nicht für unbefugt halten zu dürfen, ſeine Meinung auszuſprechen, nachdem bei der Beſitzergreifung am 16. Februar 1799 durch ihn ſelbſt das Verſprechen des neuen Landesherrn, die Stände und ihre Beſtandtheile bei ihren beſtehenden Rechten und Freiheiten zu ſchützen u. ſ. w., verkündiget worden war, übrigens auch der Anſpacher Vertrag einen Artikel enthielt, welcher für die Oberpfälziſchen Abteien ſprach. Er that jenes in der Staatskonferenz ſelbſt, ſeine Vorſtellung konnte jedoch die Auflöſung der Abteien nicht abwenden.

Wie bei Ereigniſſen und Verhältniſſen im Staats- und Volksleben, wo politiſche Meinungen betheiliget, und Leidenſchaften rege werden, ſo oft der Fall eintritt, daß Männer, welche keiner Partei huldigend und beſonders von den Extremen entfernt, mit ihrer beſonnenen Ueberzeugung in der Mitte ſtehen, von jenen verkannt, mißdeutet und angefeindet werden, ſo widerfuhr jetzt auch dem Herzog. Wie diejenigen, welche der Reaktionspartei im Allgemeinen und der heftigen Oppoſition bei den Ständen angehörten, ihn einer theilnahmloſen kalten Paſſivität beſchuldigten, ſo machten die Anhänger der unbedingten Bewegungspartei ihm denſelben Vorwurf in ihrem Sinne, und ſetzten ihn zuletzt, da dieſe Partei niemals mit Namen verlegen iſt, ohne weiters in die Reihe der Begünſtiger des Obſcurantismus. Der Herzog ging jedoch unbekümmert um die ſchiefen Urtheile und die Leidenſchaften der Parteien, die nur unzufrieden waren, weil ſie ſich in ihrer Rechnung auf ihn getäuſcht ſahen, den Weg, den ihm ſeine Grundſätze und ſeine Geſinnung vorzeichneten. Er beſchränkte ſich darauf, in Gemäßheit dieſer, wenn es erforderlich war, am geeigneten Orte zu wirken, und, ſo lange er Gelegenheit hatte, die Staatskonferenzen zu beſuchen, hier ſeine Anſichten offen und freimüthig zu äußern. Außerdem verſchmähte er alle und jede Theilnahme an den Handlungen und den Beſtrebungen der Oppoſition. Er hielt es eben ſo ſehr ſeiner Stellung als Prinz vom Hauſe, als ſeiner perſönlichen Geſinnung und Denkart angemeſſen, ſich von aller Einmiſchung in das Getriebe der Parteien entfernt zu halten.

Indeſſen hatte der öftere Widerſpruch des Herzogs in den Staatskonferenzen, deſſen Erinnerungen und Bemerkungen bei der Berathung über Maßregeln, in deren Betreff er abweichende Anſichten hatte, doch, wie es ſchien, auf Seite der Regierung ein geheimes Mißfallen und nach und nach eine Art von Spannung bewirkt, welche den Wunſch erzeugen mochte, jenes Widerſpruches los zu werden. Es wurden — nach einer handſchriftlichen Aeußerung des Herzogs — um nicht weiter an ſeinen Gegenvorſtellungen zu ſcheitern, diejenigen Vorträge, bei welchen man ſie erwarten konnte, in beſonderen Zuſammentritten, wobei er nicht zugegen war, verhandelt. Da ihm dieſes nicht unbemerkt blieb, und er hiedurch die Ueberzeugung erhielt, daß er in der Staatskonferenz nicht mehr nützen könne, ſo kündigte er den Vorſatz an, derſelben nicht mehr beizuwohnen, —

Digitized by Google

und von nun an zog er ſich von aller ferneren Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten zurück.*)

Sah ſich auch der Herzog bei dem damaligen Gedränge der Zeit und der allgemeinen Bewegung in ſeinen gemäßigten Geſinnungen und redlichen Abſichten verkannt, ſo fand er doch vor der Hand ſeine Genugthuung in dem Bewußtſeyn der Dienſte, welche er während drei Jahrzehnten in den verſchiedenen Stürmen der Zeit und in den gefahrvollſten Lagen dem Land und dem Hauſe geleiſtet hatte. Sah er ſich auch im damaligen Zeitpunkte von Verſchiedenen ungleich und falſch beurtheilt, ſo konnte er ſich leicht bei der Erfahrung beruhigen, daß dieß zu allen Zeiten im Strudel politiſcher Leidenſchaften das Loos der Gemäßigten und Beſonnenen war. Die ſchiefen Urtheile bildeten ſich nach der Farbe, welche die Parthei trug, von der ſie kamen. So fanden einige für den Herzog einen Vorwurf der Inconſequenz darin, daß er gegen mehre während der Jahre **1801**, 1802 und 1803 von der Regierung in den innern Verhältniſſen getroffene Veränderungen Tadel äußere, da er doch durch den Anſpacher Vertrag früherhin den Grund zu Veränderungen ſelbſt anerkannt habe; allein man überſah, daß bei Beiden die Abſicht nur auf nothwendige Reformen ging, während das, was die, von welchen der Vorwurf kam, beabſichtigten, wohl mehr einer Umwälzung von oben herab gleich geſehen haben möchte. Andere von der heftigen Bewegungspartei beſchuldigten ihn, weil er Feind der Extremen und der Uebertreibungen war, ohne Umſtände des Obſcurantismus, und machten ihn wohl gar zum Chef desſelben. In ihrer Leidenſchaft vergaßen ſie, wie viele Proben heller Denkart, und erleuchteter patriotiſcher Geſinnung er während ſeines bisherigen Lebens und Wirkens gegeben, wie er in früheren düſteren Zeiten ſich, ſo viel ſeine eigene Lage ihm geſtattete, ſchuldlos verfolgter aufgeklärter Männer annahm; wie er damals ſchon für die einſtige Anwendung nothwendiger und weiſer Reformen ſich ausgeſprochen und jetzt noch ſich dafür wirkend zeigte, wie er ungeſäumt ſeine Beiſtimmung zum Religions- und Toleranzedikt erklärte und wie er ſpäter nur bedauerte, daß nicht alle Beſtimmungen in Erfüllung gingen, wie ſie im Anſpacher Vertrag vorgezeichnet waren. In der That, es gehörte eine Art Fanatismus dazu, um einem Fürſten, wie er, welcher in ſeinem ganzen langen Leben mit dem wahren, nicht ſchwindelnden Geiſte der Zeit fortgeſchritten, den Vorwurf des Obſcurantismus zu machen.

In dieſem Wirbel von Meinungen und Partheianſichten gab es wohl auch manche, welche, den Unwerth der beiden vorhergehenden Beſchuldigungen einſehend, dem Herzog vielmehr ehrgeizige Abſichten zu dachten, als habe er ſich beſonderen Einfluß auf den Kurfürſten und in die Regierung erwerben wollen, und die Einleitung hiezu durch den Anſpacher Vertrag gemacht. Allein, nichts davon zu ſagen, daß ihm bei der hohen Achtung und Anhänglichkeit, die er von lange her für ſeinen Schwager hatte, und bei ſeinem großen Zartgefühle eine Idee jener Art gewiß niemals in den Sinn gekommen iſt, ſo widerlegt ſich der von dem gedachten Vertrag hergenommene Scheingrund von ſelbſt dadurch, daß zu deſſen Abſchließung, wie bereits früher an ſeinem Orte bemeldet worden, der Antrag von Seite ſeines Schwagers als damaligen Herzogs von Zweibrücken ſelbſt ausgegangen iſt, und der Entwurf hievon von dem damaligen herzoglich Zweibrückiſchen geheimen Rathe Freyherrn von Montgelas angefertiget wurde. In einem noch größeren Irrthum aber waren noch Andere befangen, und zwar auf der einen Seite jene, welche das Befürchtniß — auf der andern Seite die, welche den geheimen Wunſch hegten, der Herzog möchte an die Spitze der Oppoſition treten. Wie wenig kannten ihn alle Dieſe! Hatte er auch in Beziehung mehrer Verhältniſſe und Maßregeln von jenen der Regierung abweichende Meinungen; hatte er dieſe auch an Ort und Stelle und zur Zeit, wo er es für geeignet hielt, offen dargelegt; mochte er ſelbſt außerdem hie und da einem Mißfallen über manche Erſcheinungen und Erfolge in Sarkasmen Luft machen; weiter ging er nicht. Er, der ſo mancherlei frühere Diſſenſionen ſowohl im Bayeriſchen als im Pfälziſchen Hauſe als eine hiſtoriſche Kalamität oft und bitter beklagte, war nach ſeiner ganzen Denkungsart und innerſten Geſinnung unfähig, die Rolle eines Partheiführers zu ergreifen. Uebrigens gibt das Verſchiedenartige, und unter ſich Widerſprechende in den eben erwähnten ſchiefen Urtheilen, welche inzwiſchen zur Charakteriſtik jenes Zeitraumes gehören, wohl ſchon allein ihren Unwerth ziemlich zu erkennen.

(Fortſetzung folgt.)

*) An einem anderen Orte berührt der Herzog dieſen Umſtand mit folgendem: Dem Kurfürſten indeſſen war ich durch meinen Widerſpruch unangenehm, der herrſchenden Partei, die mich mit dem „Obſcuranten-Chef-Titel“ beehrte, vollends verhaßt geworden. Daß bei ſolcher Stimmung meine Gegenwart in den Staatskonferenzen läſtig war, iſt begreiflich. Als ich aber ſah, daß man ſich mit geheimen außerordentlichen Zuſammenkünften half, wollte ich nicht weiter mit mir ſpielen laſſen, und erſuchte den Kurfürſten, die Conferenzen ferner bei mir nicht mehr anſagen zu laſſen.

Der Arzt als Scharfrichter.

Ein Lebens- und Reiſebild, nach Erlebniſſen eines Freundes erzählt von

H. F. Mannſtein.

Erſter Abſchnitt.

(Fortſetzung.)

Nur zu bald bezeugte jedoch Marias veränderter Zuſtand, daß es zwiſchen ihr und ihrem Verlobten zu unerlaubten Vertraulichkeiten gekommen war — ſie fühlte ſich Mutter. Die milden Vorwürfe ihrer Eltern beantwortete Albert bei ſeinem nächſten Beſuche mit Verſicherungen ſeiner unerſchütterlichen Treue und rührenden Bitten um Vergebung. Dieſe erhielt er leicht, worauf man übereinkam, daß Maria ihre Niederkunft bei einer Verwandten in der Umgegend abwarten ſolle, da Albert nicht mehr eben ſtreng auf Geheimhaltung drang, und den Zeitpunkt ihrer gegenſeitigen Verbindung als nahe verkündete. Die junge Frau gebar einen Knaben. Zu ihrer großen Beängſtigung war Enzheim bereits ſeit zehn Wochen nicht bei ihr erſchienen, während er ſonſt nie länger als einen Monat ausgeblieben war. In dieſer langen Zeit hatte er nur ein einziges Mal geſchrieben, und zwar von der zehn Meilen entfernten Stadt Ch.*, wo er, wie er in dem Briefe verſicherte, auf einige Tage bei einer Commiſſion ſey, ohne, nach ſeiner Verſicherung es möglich machen zu können, ſie zu beſuchen. Sollte er untreu geworden ſeyn? Dieſer Gedanke fuhr ihr wie ein Blitzſtrahl durch den Kopf, denn eben fiel ihr ein, daß ſie eigentlich gar nichts von ihrem Geliebten wiſſe und habe, was ihr eine Bürgſchaft ſeiner Redlichkeit ſeyn könne. Wußte ſie doch, wie ſie ſich eben mit Schrecken erinnerte, nicht einmal ſeine Wohnung in der Reſidenz. Ein ſchwarzer Schacht furchtbarer Ahnungen klaffte vor ihr auf, Gefühle drängten ſich auf Gefühle in ihrer Bruſt, kalter Schweiß trat auf ihre Stirne, ſie war der Verzweiflung nahe. Da, mitten im Tumulte ihrer Empfindungen, ging ihr eine helle Sonne des Troſtes auf — ein Brief wurde ihr

Digitized by Google

überbracht. Daß er von Albert war, ſah ſie an der Adreſſe. Sie las:

Geliebte Maria,

Die heftige Leidenſchaft, die ich bei Deinem erſten Anblicke zu Dir empfand, hat mich zu einer großen Täuſchung gegen Dich und Deine Eltern verleitet, die ich jedoch wieder vollkommen gut zu machen im Stande bin, wenn Du, wie ich hoffe, nicht Nebendinge, ſondern die Hauptſache in's Auge faſſen willſt. Und dieſe, denke ich, beſteht darin, daß ich Dich zu meiner Gattin mache. Ob Du dadurch eine Edeldame wirſt oder nicht, wird Dir hoffentlich ziemlich gleichgiltig ſeyn, wenn Dir meine Liebe nur ein glückliches, und meine Vermögensumſtände ein ſorgenfreies Leben ſichern. Aus dieſer Einleitung wirſt Du natürlich ſchließen, daß ich kein Edelmann bin. Und Du irrſt Dich darin nicht. Als ich Dich nämlich kennen lernte, merkte ich gar bald Deine und Deiner Eltern romanhafte Vorliebe für den Adel, und daß es mir in meinen Verhältniſſen niemals gelingen werde, deine Hand zu erlangen. Als ich bei wiederholten Beſuchen Deine zärtliche Zuneigung zu mir, aber auch immer klarer die Unmöglichkeit erkannte, Dich zu erwerben, entſchloß ich mich nach langem Kampfe, Dich rückſichtlich meines Standes zu hintergehen; und ich muß den reichen Junker recht täuſchend geſpielt haben, trotz meiner Ungeübtheit in ſolchen Dingen, da Ihr den Betrug nicht merktet. Dieſer Umſtand verleitete mich, meine Rolle zu Ende zu ſpielen. — Nun höre, mein liebes Mariechen, und ſey einmal recht verſtändig! Sieh, ich bin zwar nicht vornehm aber doch ſehr wohlhabend; ja, man nennt mich ſogar reich, und ob mein Stand auch lange verachtet war, fängt er jetzt doch an, ſich aus ſeiner Erniedrigung zu erheben. Und ſollte er dir allzuſehr zuwider ſeyn, ei nun, ſo geb' ich ihn auf. Ich habe ihn überhaupt ohne eigene Wahl ergriffen; mein Vater hatte mich, ſeinen einzigen Sohn, dazu beſtimmt, weil er ſein Amt auf mich vererben konnte, und ob er mir wohl eine gute Erziehung zu Theil worden ließ, ſo war ich doch mit dem Gedanken, einſt ſein Nachfolger zu werden, von Jugend auf allzu vertraut geworden, als daß ich vor deſſen Verwirklichung hätte erröthen können. — Kurz, liebe Puppe, ich bin nicht Referendar in der Reſidenz, ſondern Scharfrichter in Ch*, heiße nicht von Erzheim, ſondern Albert Hurtig, und ſchreibe dir dieſe Zeilen, damit du Zeit behältſt, Dich zu zu ſammeln, bevor ich zu Dir eile, um mit Deiner Hand vollkommene Verzeihung des Vorgefallenen zu erhalten. Daß ich mit der geforderten Verheimlichung unſers Verhältniſſes nichts als Zeit gewinnen wollte, da ich zu ſchwach war, tugendhaft zu ſeyn, brauche ich wol nicht erſt zu erklären; und Gott weiß, ob ich Kraft zu dieſem Bekenntniß jemals in mir gefunden, hätte nicht dein Zuſtand mich mit unwiderſtehlicher Gewalt, halb gegen meinen Willen, dazu gedrängt. Nur der Gedanke, daß meine Liebe mein Vergehen in Deinem Herzen aufwiege, hält mich noch aufrecht, und giebt mir den Muth, Dir zu ſagen, daß ich nach wenigen Tagen zu Deinen Füßen liegen werde, um mein Urtheil von Deiner geliebten Hand zu empfangen. Dein

vielgetreuer

Albert Hurtig.

Holzmaier ſchwieg, um ſich durch einen muthigen Zug aus dem Glaſe die von Reden trockene Zunge anzufeuchten, und fuhr, nachdem die andern ſein Beiſpiel nachgeahmt hatten, alſo fort: Die Wirkung dieſes Briefes auf Marie war ungeheuer, aber eine ganz andere, als der ſchwache Albert erwartet hatte. Der erſten tiefinnerſten Erſchütterung, die einer geiſtigen Lähmung glich, folgte ein Zuſtand grenzenloſer Erbitterung, ja Wuth, deren Opfer das neugeborene Knäbchen wurde, welches die unnatürliche Mutter mit ſolcher Gewalt gegen die Wand warf, daß es auf der Stelle den Tod hatte.

In der Berathung, welche die eben angelangten und entſetzten Eltern Maria's mit dieſer hielten, ward beſchloſſen, über alles Vorgefallene, was mit Albert Hurtig in Beziehung ſtand, das tiefſte Stillſchweigen zu beobachten, ſowie die Geburt und den Mord des Kindes auf alle mögliche Art den Augen der Welt zu verbergen. Der Verführer Maria's ſollte ſofort bedeutet werden, daß ſein Andenken aus dem Gedächtniſſe der Familie gewiſcht ſeyn werde, wenn er ſein Verbrechen unbekannt mit ins Grab nehmen wolle, daß aber im Gegentheile die Bekanntwerdung deſſelben das Zeichen zu Maria's und ihrer Eltern Tode ſeyn werde. Dieſen Bund beſiegelten alle dreie mit einem ſchweren Eide. Dieß Beginnen aber ſollte den Beklagenswerthen wenig frommen, denn Maria's Wirthin fühlte ſich in ihrem Gewiſſen gedrungen, den Mord des Kindes dem Gerichte anzuzeigen, welches ſogleich die Unterſuchung einleitete. Daher kam es, daß Albert bei ſeiner Ankunft die Geliebte mit ihren Eltern bereits verhaftet fand. Sein Schrecken läßt ſich unmöglich beſchreiben, er wurde noch erhöht durch den Schmerz um ſein Kind und die Furcht vor dem Ungewitter, welches über ſeinem Haupte aufſtieg. Trotz dem aber hatte er doch ſo viel Beſinnung behalten, daß er durch nichts die bedenkliche Beziehung verrieth, in welcher er zu dem betrübenden Ereigniſſe ſtand, das die ganze Umgegend eben beſchäftigte. Still und ſchnell verließ er den Schreckensort wieder, und kehrte geraden Wegs nach Ch* zurück, wo er Muße genug fand, um Betrachtungen anzuſtellen und ſich den Schmerzen der Reue hinzugeben. — Je mehr ſich indeſſen ſein aufgeregtes Gemüth beſänftigte, deſto verächtlicher wurde ihm der Charakter Maria's und ihrer Eltern, in deſto milderes Licht trat ihm ſein Vergehen, und um ſo ſchneller verwandelte ſich ſeine erſte bittre Reue in ſchmerzlichen Unwillen über die Mörderin ſeines Kindes.

Mittlerweile war der Prozeß raſch und ununterbrochen fortgeführt worden, ohne daß jedoch von Seiten des Gerichts etwas gegen Albert Hurtig unternommen wurde; denn die Verhafteten hielten ihren Schwur des Stillſchweigens heilig, wozu ihnen nicht ſowohl ihr Charakter, als vielmehr die unbeſchreibliche Furcht vor der drohenden Schande die Kraft verlieh. Dagegen hatte Maria ihr Verbrechen ſogleich geſtanden und den Wunſch, zu ſterben, ausgeſprochen; ihre Eltern hatte man nach mehrwöchentlichen Gefängniß entlaſſen. Ueber jene ward in allen Graden des Gerichtsganges das Todesurtheil ausgeſprochen, und der Scharfrichter Hurtig erhielt Befehl, ſich bereit zu halten, daſſelbe an der Kindesmörderin zu vollſtrecken, weil er, den Einrichtungen des Landes gemäß der einzige im ganzen Kreiſe war.

Der Morgen der Hinrichtung erſchien, die ſchöne arme Sünderin beſtieg das Schaffot, auf welchem ihr Geliebter ſie bereits erwartete, bleicher und verſtörter noch als ſie ſelber. Der Geiſtliche betete zum letzten Mal über ſie, die mit verbundenen Augen auf dem ſchrecklichen Schemel ſaß; das Schwert blitzte furchtbar im Strahle der Morgenſonne. Da ſchrien zwei Stimmen kreiſchend: Gnade! Das bleiche unglückliche Haupt fiel, und am Fuße des Blutgerüſtes entſtand ein heftiges Getümmel. Die Rufer waren Maria's Eltern geweſen, denen man geſagt hatte, daß ſie ſo das Leben ihres Kindes retten könnten. Da ſie ſich nun in ihrer letzten Hoffnung getäuſcht ſahen, machte ein ſchneller Tod ihrem Elend ein Ende. Man trug ihre Leichen mit der ihrer Toch-

Digitized by Google

ter zugleich von dem Blutfelde. Der Scharfrichter Albert Hurtig war am andern Tage mit Zurücklaſſung eines Briefes verſchwunden, in welchem er das ganze ungeheure Schickſal entzifferte. Am Schluſſe hatte er ſich als ein Unthier verwünſcht, daß die Kraft zu ſeinem letzten Frevel aus der Rachſucht gegen ſein Opfer und der Furcht vor gerechter Züchtigung geſchöpft habe. — Dieß war zwei Tage vor meiner Ankunft in Ch* geſchehen.

Der Doktor ſchwieg, und ſein College, der von dem Grog ſchon humoriſtiſch geſtimmt war, wollte Bemerkungen über die Erzählung machen; Lord Kingſton aber hielt ihn mit den Worten davon ab: wenn ich bitten darf, meine Herren, ſo brechen wir von den greulichen Geſchichten ohne Weiteres ab, denn mir haben ſie wenigſtens kein Vergnügen gemacht; ich ſitze vielmehr trotz dieſem Schweißtreiber in der Gänſehaut bis über die Ohren.

Während alle, ſelbſt Meiſelbach, in Nachdenken verſenkt daſaßen, fing Holzmaier plötzlich heftig zu ſchluchzen und zu weinen an, weßhalb ihn Jeder mit Erſtaunen betrachtete, denn Keiner dachte eben an ſeine wunderliche Eigenheit, bis er in die Worte ausbrach: O Gott, wie geht es in deiner Welt zu! Nichts als Laſter, keine Liebe, kein Friede, nichs als Haß und Ränke! Ach, ich werde mich über dieſen Zuſtand noch zu todt weinen.

(Fortſetzung folgt.)

Engliſche Polizei und Polizeiverhandlungen.

(Gemälde engliſcher Sitten, namentlich London's.)

(Fortſetzung.)

Sollten wir hier von allen jenen Individuen reden, deren Leben, Treiben, Gewerbe, Kunſt, nach dem gewöhnlichen Ausdrucke „nicht viel mehr als Bettelei" iſt, und in welche Klaſſe dann alle ſchlechten oder aus eigener oder fremder Schuld heruntergekommenen Künſtler, namentlich äſthetiſchen aller Art, gehören, ſo würden wir nicht ans Ende kommen; es genügt zu ſagen, daß ſolche Leute ohnehin von der Polizei nicht eher verfolgt und vor Gericht gezogen werden, als bis ſie ſich eines Vergehens, resp. Spitzbubenſtreiches ſchuldig gemacht haben. Vor ſolcher Vorfoderung vor Gericht werden ſie ſich aber hüten, nicht eben durch Nichtbegehen ſolcher Streiche, ſondern durch die Kunſt, ſie nicht aufkommen oder entdeckt werden zu laſſen. — Eine Art etwas vorgebender Bettler ſind noch die Gaſſenkehrer, welche alſo Gewerbsthätigkeit, Arbeitſamkeit vorgeben, weßwegen ſie auch die Polizei duldet, das heißt, ihrer Thätigkeit als Gaſſenkehrer, nicht als Bettler, nachſieht; denn Betteln ſteht nicht in ihrer Inſtruktion. Sie kehren nach Regenwetter (und dies iſt häufig) jene Theile der Straße, wo Querſtraßen oder Seitengaſſen liegen, um den von einem Trottoir zum andern gehenden Individuen einen wenn auch nicht ganz trockenen, doch vom Schmutz freien Uebergang zu machen. Dieſes Abkehren iſt ſo höchſt erwünſcht, daß die Kehrer, welche beſtändig eine Hand um Almoſen aufheben, mitunter viel ſolches Almoſen erhalten, ſo zwar, daß ſie ungeachtet der ſie bedeckenden Lumpen und Fetzen, welche in dieſem Falle dann auch nur Vorgebung ſind, häufig reicher ſeyn mögen, als mancher gut Gekleidete, welcher den gekehrten Weg paſſirt. Mancher ſolcher Poſten, z. B. in der Nähe der Börſe, Paulskirche, des Poſtgebäudes, am Eingange in die Fleetstreet bei Blackfriarsroad, im Strand, in der Nähe der Theater, in Charingcross (Trafalgarplace), oder da, wo die Regentstreet (die ſchönſte Straße der Welt) durch die Oxfordstreet durchſchnitten wird, in der Nähe der Kirchen und an vielen andern Plätzen, ſind ſehr einträglich, und ein großer Theil deutſcher Juſtizbeamten mögen viel ſchlechter ſtehen, als dieſe zerlumpten Gaſſenkehrer Londons! Am ſchlechteſten, wie überall, ſo auch in England, gehen die abſoluten Bettler, die Bettler geradeweg, die Bettler ohne allen Vorwand, aus; die Verhandlungen über ſie figuriren wieder als einer der frequenteſten Artikel der Polizei. Entweder ſind ſie zu dumm, zu faul, oder zu ehrlich, um einen Vorwand zur Bettelei ausfindig zu machen. Die letztere Eigenſchaft iſt ihnen oft genug eigen, dann fahren ſie aber auch am ſchlechteſten, und nirgends ſieht es ſchlechter aus mit der Wahrheit des Satzes: ehrlich währt am längſten, als in England. Schon oben haben wir bemerkt, daß bei einem Handelsvolke Ehrlichkeit und Billigkeit nicht mathematiſch zu beſtimmende Tugenden ſeyen; wenn nun ein großer Theil der Unehrlichkeit zu dem ſogenannten ehrenhaften Vortheil gehört, ſo kann die abſolute Ehrlichkeit des Bettlers, wie jedes andern Menſchen, gar nicht oder ſehr ſchwer beſtehen. Es iſt wahr, die Wohlhabenden müſſen in England für die Armen viel thun; das Armenweſen fordert von der Nation eine indirekte Steuer, welche bis ins Unglaubliche geht; in allen Kirchſpielen macht die Sorge für die Armen eine mächtige Laſt; allein die Gaben werden nicht immer ſtreng geſichtet. Die Berückſichtigung iſt gar zu ſehr Gnade; Gnaden werden aber allenthalben nur zu ungleich ausgetheilt; Gnade iſt unter Menſchen mehr Sache der Willkühr und Tyrannei, als der rechtlichen Güte; ſo kommen die abſolut Armen oft ſchlecht weg, ja ſie können Hungers ſterben; auch trifft ſie das Loos, vor der Polizei, da ſie ohne allen Vorwand ſind, und das Geſetz das Betteln abſolut verbietet, auch abſolut ſchlecht wegzukommen; man verbietet das Betteln und droht mit Gefängniß — in der Regel tritt der Wiederbetretungsfall alſo auch das Gefängniß ein — nach dieſem iſt es nicht beſſer; ſo geht es fort, bis der ehrliche Arme, der nun zur traurigen Einſicht kömmt, ſeine Ehrlichkeit ſey Dummheit und ſeine Tugend Narrheit, ſich auf Seite der Betrüger ſchlägt, und aus Betrug Induſtrie macht. Die Preſſe macht oft genug auf dieſen Mißſtand aufmerkſam, allein das Uebel liegt zu tief, als daß ihm abgeholfen werden könnte, ja beim gegenwärtigen Stand der Civiliſation iſt dieſe Abhülfe unmöglich; wir werden bei einer andern Gelegenheit dieſe Tiefe zu ergründen und zu erläutern ſuchen; nur ſoviel ſey hier geſagt, daß mit dem gewöhnlichen Mittel des Beitrags nicht abzuhelfen iſt; nicht wirklicher Geldbeſitz macht reich, eben ſo wenig ein gewöhnlicher Beitrag den Armen nicht arm, es muß durch allgemeinen Verkehr und bei allgemein vernünftiger Erziehung keinen Armen mehr geben können; für Unglückliche — die Gebrechliche, wird man zu ſorgen wiſſen. Doch laſſen wir dieſen Gegenſtand überhaupt und gehen wir zu einem andern Artikel der Polizeiverhandlungen über.

Dieſer Artikel ſind die Unglücksfälle. Arten und Zahl derſelben ſind faſt unbegrenzt, wie ſich bei dem ungeheuren Treiben und Drängen der Menſchen und Induſtrie leicht abnehmen läßt. Darum iſt aber auch die Verhandlung über dieſen Gegenſtand vor den Polizei- und andern Gerichten außerordentlich häufig. Wir haben ihn deßwegen auch auf das Ende aufgeſpart. Unglück entſteht zwar nie aus Zufall; eine nothwendige Urſache iſt überall; nur war ſie nicht immer berechnet oder angelegt, weßwegen man ſagen kann: es gibt ein Unglück, an dem man ſchuld, und ein anderes, an dem man nicht ſchuld iſt — allein, wie geſagt, dieſe Eintheilung iſt nur eine precäre. Je gehäufter die Erſcheinungen des Volkslebens bei ungeheurer

Digitized by Google

Bevölkerung werden, deſto mehr nimmt auch die Zahl der Unfälle zu. Der Raum, ja ſelbſt die Zeit dee Thätigkeit wird beſchränkt; zu große Eile, zu geoße Haſt werden nöthig; der Ueberlegung iſt zu kurze Zeit geſtattet; Unbeſonnenheit iſt gar nichts Ungewöhnliches mehr, ja ſie muß eine tägliche ja ſtündliche Erſcheinung werden; Behutſamkeit wird Trägheit, langſames Arbeiten unerträgliche Langweiligkeit, ja reichen ſelbſt bei größter Haſt Menſchen und Thiere mit der größten Behendigkeit nicht mehr aus, ſo werden Maſchinen und Kräfte erfunden, welche einzeln in unendlich kurzer Zeit auf kleinem Raume mehr thun, als tauſend Menſchen oder Thiere auf weitem Raume in ungemein langer Zeit zu thun im Stande ſind.

Bei ſolchee Regſamkeit gehen bedachte Rechnung und Beeechnung, Einſicht, Durchſicht, Vorausſicht, ja Abſicht, faſt verloren, mit einem Wort, man ſieht gar nicht oder verliert, wie das Sprichwort heißt, den Kopf, dies iſt nur ein bildliches Unglück, zieht aber leider nicht bildliche, wirkliche genug nach ſich. Kein Stand, kein Geſchlecht, kein Alter iſt unter ſolchem drängenden Treiben jeden Augenblick vor Unglück ſicher, deſſen Urſachen ſich Tag für Tag mehren. Die Elemente veeſchwören ſich gleichſam gegen den Menſchen: werden ſie auf einee Seite zum größten Verkehre benutzt, alſo zum größten Glücke beizutragen gezwungen, ſo rächen ſie ſich für dieſen Zwang durch Unglück: das Feuee verzehrt, das Waſſer verſchlingt, die Luft wirft in toſendem Winde alles um, die Erde bebt odee zeigt ſich einmal hartnäckig unfruchtbar.

Weil wir geeade von Elementen reden, ſo möchte es nicht unpaſſend ſeyn, nach dieſer Elemente-Eintheilung die Unglücksfälle einzutheilen, Feuer und Waſſee ſpielen eine Hauptrolle. Nirgends in der Welt ſind die Feueesbrünſte häufiger, als in England, namentlich London: a dreadful fire broke out (ein fürchterliches Feuer brach aus) wird Dir auf den Spalten der Unglücksfälle in den täglichen oder wöchentlichen Zeitungen Londons faſt nicht mehr auffallen; das Auge wird ganz daran gewöhnt, dieſe ſtehende Phraſe zu erblicken, eben ſo, wie eine Feuersbrunſt zu den alltäglichſten und allergewöhnlichſten, wie unbeachtetſten Ereigniſſen gehöet; man iſt faſt ſo gleichgiltig, ob ein Schornſtein blos raucht oder brennt! Bauart dee Häuſer — alle ſind nah an einander gebaut, odee ſie ſind in einander gebaut, ferner ſind ſie in der Regel leicht, oft leichtfertig, wie Kartenhäuſer aufgeführt; innere Einrichtung derſelben, — Teppiche überall, Kamine, alſo freies Feuee, allgemein mit wenigen Ausnahmen, ebenfalls überall; — eine ungemein große Menge von Feuerſtätten außee den Kaminen, wie es bei außeeordentlich großem Manufaktur- oder Fabrikweſen nicht anders denkbar iſt; — eine unglaublich große Maſſe brennbarer und leicht entzündlicher Stoffe und Materialien bei einem unbegrenzten Handel und eben ſo unbegrenzter Liebe zu Beanntwein und andern geiſtigen Getränken; — endlich ein ungeheures, in Millionen und abermals Millionen Röhren, verbreitetes Meer ſo leicht entzündlichen Gaſes; — eine duech das oben bezeichnete Deängen und Treiben zur Gewohnheit odee Nothwendigkeit gewordene Unachtſamkeit — — Alles dieß und noch manch Andres deſſen Aufzählung eemüden würde, wobei aber Bosheit, Rache und Feueeanlegen noch eine große Rolle ſpielt, trägt zur Frequenz dee Feuersbrünſte bei. Aus Mehrem des Geſagten iſt eben auch leicht abzunehmen, daß dieſelben in der Regel mit größerer Zerſtörung enden, als anderswo.

(Foetſetzung folgt.)

Literarischer Salon von und für Bayern.

Ueber Karl Weichſelbaumers: Tutti frutti eines Süddeutſchen. München bei Franz. 1837.

(Auf der Reiſe geſchrieben.) — Eine in dem Inhalt ſich vertiefende Keitik, wie es die treffliche Schrift verdiente, für jetzt zu geben, iſt mir unmöglich; aber mit einigen Bemerkungen ſie einzuführen in einen befreundeten Kreis, das möge mir verſtattet ſeyn. Ich will wenigſtens die Eindrücke, die ſie auf mich machte, wiedergeben, und einige der Beziehungen, unter denen ich das in ihr waltende geiſtige und ſittliche Element betrachte und betrachtet wünſche, in dieſen Blättern niederlegen. — Das Buch ſelbſt ging mit mir, als lieber Begleiter auf die Reiſe; in K... ließ es bei einer werthen Familie zurück, die, obwohl ihrer, des Verfaſſers und meiner gemeinſchaftlichen Heimath fern, doch an Allem was dort Gutes gedeiht, herzlichen Antheil nimmt. Ich kann nunmehr nur aus der Erinnerung berichten; aber in ihr drängen ſich oft Geſichtspunkte auf, unter denen wir Bedeutendes lebendiger erfaſſen und in der Fremde draußen, wo neben dem Großen und Herrlichen, was die Arbeit der Jahrhunderte geſchaffen, auch ſo viel Richtiges und Unerfreuliches an uns vorübergeht, tritt, was unſerm Herzen nahe war, näher; der letzte ſchöne Eindruck, den wir aus der Heimath mitnahmen, klingt in uns nur ſchöner fort. Weichſelbaumers Tutti frutti haben mich in den letzten Wochen vor meiner Abeeiſe auf manchfache Weiſe angeregt und erfreut. An ſie knüpften ſich mir ſchöne Wünſche und Hoffnungen für ein beſſeres Empoekommen vaterländiſcher Literaturthätigkeit an; ich ſah in dem dort niedergelegten Sinn und Streben einen Mittelpunkt, aus dem immer ſchönere Blüthen auf dem Felde geiſtiger Eheen erſprießen würden.

Was ſoll der Name: Tutti frutti eines Süddeutſchen? Giebt es eine ſüddeutſche Geſinnung, die ſich zu ſich bekennen darf? Man hat freilich giftige Worte genug gegen Süddeutſchland geſchleudert; wären ſie begründet, ſo müßte man anſtehen, ſich zu ſeiner Geſittung und Bildung zu bekennen. Aber es giebt Tendenzen, die, um die eigene Blöße zu bergen, immer nur dem Fremden Uebels nach zu ſagen wiſſen; es giebt einen Hochmuth der Leerheit, der um ſich in ſeinem luftigen Bereiche zu halten, allem Schönen, Kräftigen, Eigenthümlichen außer ihm, Hohn lachen, der alles plaſtiſche Leben, das anderwäets ſich zeigt, zur Fratze verziehen muß, nue weil er mit Mißgeburten geſegnet iſt. Von ſolchen Seiten her hat Süddeutſchland viel Uebels hören müſſen, was ihm eher zur Ehre, als zur Schande gereicht.

Man darf ſich im nördlichen und weſtlichen Deutſchland nur umgeſehen haben, um dort einen recht ſcharfen Gegenſatz gegen Süddeutſchland zu finden. Wie iſt der Norden, beſondees aber dee äußeeſte Weſten Deutſchlauds in Geſittung und Bildung alles tiefern, ſubſtanziellen Lebens baar und ledig geworden? Wie klug iſt Alles, was Herz und Sinn bewegt, nivellirt? Wie iſt Alles, was in des Gemüthes inneren Tiefen keimt, wächſt und blüht, ausgetilgt? Wie ſind endlich alle — von Gottes Hand — geſchriebene Züge, die ein Volk zum Volke machen, wie iſt alle eigenthümliche Nationalität verwiſcht, daß Nichts übrig bleibt, als eine fahle tabula rasa, als ein Newtoniſches Weiß, in dem die friſchen Faeben zum Neutralen, zum Unterſchiedsloſen verſchwommen ſind. Eine Bildung, der aller nationale Kern herausgenommen iſt, verliert nicht nur den ſittlichen Gehalt, ſie ſinkt auch zu geiſtiger Impotenz herab. Während im Norden, unter der Firma des Anſtands, der Religioſität ſelbſt, weiter verbreitet, als man gewöhnlich glaubt, ſittliche Geäurl ſich zeigen, vor denen,

weil ſie am allerwenigſten klimatiſch begünſtigt, nur in einem bis zur troſtloſeſten Leere ausgehöhlten Gemüthe empfangen und geboren werden können, der beſſere Menſch ſchaudert, ſind einige die weſtlichen Provinzen faſt gänzlich geiſtiger Erſchlaffung und Ohnmacht verfallen.

Wenn engliſchem Empirismus und franzöſiſcher Frivolität, die ſich jedoch in ſich ſelbſt zu brechen und umzuſchlagen beginnt, gegenüber, deutſche Sinnigkeit und Innigkeit das veſtaliſche Feuer der Gemüthswelt, offenbare ſie ſich in kirchlicher, künſtleriſcher oder wiſſenſchaftlicher Form, fortan nähren ſoll, ſo ſcheinen dazu die der natürlichen Entwicklung näheren, kerngeſunden und lebensheitern ſüddeutſchen Stämme berufener, als die Stämme des Weſtens und Nordens, welche mit Darangabe national ſittlicher Eigenthümlichkeit in die vage Allgemeinheit einer charakterloſen Weltkultur eingegangen ſind.

Wo das Leben der Gemüthswelt oder der Idealität des Daſeyns in ſich erſtarkt und mächtig wird, da tritt es auch im Produktionstrieb aus ſich hinaus und ſchafft ſeiner würdige Geſtalten, es weiht das äußere Daſeyn zur Wohnung eines beſſern Geiſtes. So offenbart ſich die Gemüthswelt als Kunſt. Die Kunſt iſt nur denkbar, als religiöſe und nationale. Die Gemüthswelt in ihrer Offenbarung als Kunſt findet ihre letzte Befriedigung nur in Gott und in ſeinen ewigen Urbildern, in der unſichtbaren Kirche des Geiſteralls. National aber wird die Kunſt, weil ſie iſt die Offenbarung des Allebens im Einzelnen, der Einzelne aber nichts iſt ohne ſeinen Volksgeiſt, ſeine Väter, ſeine Brüder, ſeinen Heerd, ſeine Sitte, ſeinen Glauben. Der Süden Deutſchlands hat in dieſem Sinne ſchon jetzt eine Kunſt; er hat nicht blos Künſtler, ſondern eine Kunſt. Künſtler können da und dort thätig ſeyn, ohne eine Epoche der Kunſt zu beginnen; dieß zu bewirken, wird das Ineinanderwirken religiöſer und nationaler Elemente erfordert. Nur ſo wird die Kunſt ein Vermächtniß der Zeiten.

Die Kunſt hat zu ihrem Mittelpunkt das Schöne; oder die Kunſt iſt nur Hervorbringung des Schönen. Dieß zu bemerken, wäre faſt überflüßig, wenn uns nicht der Norden Deutſchlands Leiſtungen und eine darüber geformte Theorie gebracht hätte, welche die Aufgabe der Kunſt gerade in die Verwirrung des Schönen ſetzt. Dieß klingt wunderlich, aber es iſt doch ſo. Eine Theorie, welche das Schöne nur in ſeinem Verſchwinden ſchön findet, welcher Alles, was im Himmel und auf Erden iſt, nur da iſt, daß es vergehe, und in dieſe Vergänglichkeit, in dieſem flüchtigen Schauer beim Anblick einer nur ihrem Grabe zueilenden Welt, den letzten Genuß des Gemüths findet, eine ſolche Theorie ſagt ſich überhaupt von den ewigen Mächten los, die Erde und Himmel bewegen, weil ſie es ſind, die dem Flüchtigen ſein Bleiben, dem Vergänglichen ſeine Dauer, der Blüthe ihre Kraft, dem Nichtigen ſeine Herrlichkeit verbürgen. Die Poeſie der Ironie und ihr bloßer Raketeneffekt in der Oede einer von den obern Göttern verlaſſenen Welt liegt zu thatſächlich uns vor, als daß ich weiter ihr Weſen auseinander zu ſetzen brauchte. Es genüge, und damit will ich den Uebergang zu Weichſelbaumers Schrift machen, darauf hinzuweiſen, daß ſie in den Gegenſatz gegen jene in der Nichtigkeit und im Vernichtigen wohlgefällig ſich ergehende Poeſie und Literaturthätigkeit tritt. Es zeigt ſich in ihr ein innerer Froſt, der nach langem Sinnen die ſpröde Form übermeiſtert und nach ſaurer Arbeit mit der Sonnenhelle des ſeiner ſelbſt mächtigen Gedankens ſie durchleuchtet. In dieſer Weiſe verkettet ſich ſeine Darſtellung mit allen höhern Intereſſen der Zeit und des Menſchenlebens, bald in bunter Reihe, bald in ſtrengerer Folge, wie der Titel des Buches verheißt. Aber ſtets liegt das Poſitive, das Bejahende, das Wirkliche im Hintergrund der Seele des Verfaſſers.

Ich finde überall in Weichſelbaumers Darſtellungen einen von innen herausbildenden Sinn, ein redliches Ueberlegen; ein Ringen nach dem Geſunden, Urſprünglichen, ein Arbeiten im Schweiße des Angeſichts nach dem Rechten und Wahrhaftigen. Der denkende ſinnige Leſer wird es, wenn er es einmal las, wieder aufſchlagen. Für jene Bildung, die mit Büchern tieferen Gehalts, ſo bald fertig wird, als ſie mit ſich ſelbſt fertig geworden iſt, eignet ſich es nicht; aber wer ſein Auge von der Oberfläche der Dinge nach ihrem innern Weſen kehrt, der wird gerne dem Verfaſſer, wenn er ſein Buch geleſen, einen Händedruck der Achtung und Liebe reichen, wie ich es thue über den Rhein hinüber nach den freundlichen Ufern der Iſar. K. R.

Bayeriſche Landes- und Rechtsgeſchichte. Von Dr. F. M. Wittmann. Erſten Bandes erſte Abtheilung. München, bei Fleiſchmann. 1837. (Auch mit dem beſonderen Titel: Die Boiovarier und ihr Volksrecht.) 8. Seiten 244.

Der mit großer Beſcheidenheit auftretende Verfaſſer des genannten Buches glaubt ſich in der Vorrede wegen der Herausgabe deſſelben entſchuldigen zu müſſen. Die Geſchichte der bayeriſchen Nation hat von Aventin an bis herab auf die neueſte Zeit bereits im Ganzen, theils in einzelnen Theilen viele und vortreffliche Bearbeiter gefunden, wie vielleicht verhältnißmäßig keine irgend eines anderen Volkes; nicht ſo aber die Geſchichte des bayeriſchen Rechtsweſens u. ſ. w." Darüber braucht ſich wohl Niemand zu entſchuldigen, daß er die Begebenheiten der Vorzeit nach vielen und wenn auch trefflichen Vorgängern wieder beſchreibt; es iſt damit, wie mit der Schilderung einer Landſchaft, welche jeder mit ſeinem Auge anſieht, und das ihm beſonders Intereſſante aushebt, oder mit größerer Umſicht als Andere wieder ſchildert, was ſchon oft geſchildert wurde. So richtet denn unſer Verfaſſer ſein vorzüglichſtes Augenmerk auf das häusliche Leben unſerer Vorfahren, auf ihre Rechtsgeſchichte u. ſ. w., ohne daß er die politiſche oder überhaupt die allgemeine Geſchichte des Landes und Volkes übergeht; es bildet dieſe vielmehr den weiten Hintergrund zu den einzelnen Partien des Werkes, welche mehr als jene dem Beſchauer vor Augen treten. Der Verfaſſer hat treu und umſichtig aus den guten Quellen geſchöpft, die Originalſtellen nicht blos angegeben, ſondern in ein helleres Licht geſtellt, als bisher der Fall war, wodurch denn auch manche andere Thatſache oder die ganze Umgebung des Gemäldes in einem anderen Lichte erſcheint. Die Anordnung des Werkes iſt nach tüchtigen Muſtern geſchehen und dient ſehr, ſich ſogleich über den Inhalt zu orientiren; die Schreibart iſt klar, kräftig, und ohngeachtet bei der von ihm gewählten Art der Darſtellung nicht wohl große Schilderungen vorkommen können, mitunter warm und lebendig und es dürfte für viele erfreulich ſeyn, in einem gedrängten Bilde zu überſchauen, was der Verfaſſer gibt: I. Die Geſchichte oder die verſchiedenen Ereigniſſe, welche auf die jemaligen Bewohner des jetzigen Bayerlandes einwirken; die Geſchichte der Bojer, von welchen die jetzigen Bayern nicht abſtammen können, was der Verfaſſer gewiß ſiegreich dargethan hat gegen Alle, welche dieſes Mährchen noch glauben; die Schickſale der Donauprovinzen unter der Herrſchaft der Römer. Nach dieſem — gleichſam der Einleitung — folgt das erſte Buch: Bayern unter den Agilolfingern bis zum

Digitized by Google

Jahre 788, in welchem das Land mit dem großen Franken-Reiche vereinigt wird. II. Die Statiſtik enthält: Grenzen, politiſche Eintheilung, Gauen, Städte, Klöſter, Wohnungen, Einwohner, Größe der Bevölkerung, Bodencultur, Induſtrie, Salzwerke, Bergbau, Verkehr, Straßen, Münzen und Maße, Sitten, das Chriſtenthum, die Sprache, wiſſenſchaftliche Bildung. Dann folgen III. die Rechtsquellen, IV. Rechtsſyſtem. Schon aus dieſem geht hervor, daß wirklich das ganze innere und äußere Leben der Bayern berückſichtigt wurde; ſelbſt jeder Geſchichtkundige wird noch manchen Aufſchluß finden, und manche bisher verborgene Perle entdecken. Daß der Referent aber nicht mit Allem zufrieden ſey, was im Buche gegeben iſt, geſteht er auch, und er nennt hier nur Eines, nicht bloß des Verfaſſers wegen ſondern noch gar Vieler, welche dieſelbe falſche Anſicht theilen, die ſich beſonders jetzt geltend zu machen ſtrebt und wichtige Folgen daran knüpfen will. Es iſt dieſes die Anſicht, als ſey durch die Klöſter erſt die Kultur des Landes gekommen oder doch geſteigert worden. So ſagt der Verfaſſer S. 109: „Die Wildniſſe wurden urbar gemacht, die Wälder gelichtet, Sümpfe und Moräſte ausgetrocknet, an deren Stelle ſich blühende Fluren ausbreiteten, denn überall leiteten die Benediktiner die Urbarmachung des Landes.“ Und dagegen ſagt doch der Verfaſſer S. 141 ſelbſt: „In den Urkunden des Kloſters Scheftlarn zwiſchen den Jahren 762 — 813 werden in deſſen Umgebung 28 Ortſchaften nebſt mehreren Kirchen, und in den Dokumenten des Kloſters Altaich mehr als 50 nahmhaft gemacht.“ Dieſe wurden doch nicht erſt durch die Mönche angelegt. Wenn dieſe wirklich ſo ſehr die Landwirthſchaft befördert hätten, woher kömmt es denn, daß z. B. in dem ſogenannten Pfaffenwinkel, wo ein Kloſter an andern ſtand, die Mooſe bis in unſere Zeit fortdauerten, anderer Hinderniſſe nicht zu gedenken, die gerade durch die Klöſter der Kultur des Bodens wie des Geiſtes bereitet wurden. Der Verfaſſer ſagt auch S. 143 Anm. 328: „Landfried ein Agilolfinger ſchenkte auf einem Territorium von ungefähr 4 Quadratmeilen 6700 Bauernwirthſchaften (mansi) zum Kloſter Benediktbeuern.“ Woher kommen dieſe? Sie waren doch ſchon vor Errichtung des Kloſters da, und dieſes nährte ſich von ihnen. Was hat dieſes Benediktbeuren geleiſtet ſeit der Aufhebung der Klöſter! Es iſt hier der Ort nicht, dieſe Sache weiter auszuführen, aber wir glauben, daß die reich begabten Klöſter ein großes Hinderniß für die Kultur waren, und werden dieſes mit hinreichendem Belegen ein andermal darthun. — Wie Bayern von den Römern hinterlaſſen wurde: wie reich, fruchtbar und herrlich angebaut das Land ſelbſt nach der Völkerwanderung und vor der Errichtung der Klöſter war, ſagt ebenfalls der Verfaſſer wieder S. 144 Anm. 329. bei Gelegenheit, als der hl. Emmeran nach Regensburg kommt. — Wir, und gewiß noch Viele mit uns danken dem Hrn. Verfaſſer, daß er ganz einfach ſolche Stellen aus den Quellen gegeben, die dem aufmerkſamen Leſer zu manchen Betrachtungen Veranlaſſung geben werden.

Korreſpondenz.

Dresden, 26. Auguſt.

⊙ (Kgl. ſächſ. Hoftheater.) Die beiden Schützen. Komiſche Oper nach dem franzöſiſchen frei bearbeitet. Muſik von Albert Lortzing. Eine leichte einfache und anmuthige Muſik, welche, aber hie und da an einem Haſchen nach Originalität und älterem Style leidet, wodurch ſie bisweilen ein unmodiſches, faſt altfränkiſches Weſen erhält. Es fallen einem dabei unwillkührlich Geſchichtchen ein, wo Componiſten alte vergeſſene Arbeiten, oder Muſiken, welche ihnen unbekannt dünken, für ihr Werk ausgeben. Aber um Alles im Himmel und auf Erden will ich damit nicht geſagt haben, daß das bei gegenwärtiger Oper der Fall ſey; Daß er aber dagewesen iſt, weiß ich. So hat z. B. der verſtorbene Tenoriſt B......, ein Italiener an der Dresdener Oper, eine ſchöne Arie für ſeine Erfindung ausgegeben, bis einſt der Kapellmeiſter Par in ſeiner Gegenwart den Namen des Prahlers aus der Partitur ausſtrich und „Da Signor Bianchi“ an deſſen Stelle ſetzte. Derſelbe Prahler aber entdeckte ſpäter, daß ein noch in Deutſchland lebender italieniſcher Componiſt einen großen Fugenſatz von Zingarelli für ſeine Arbeit ausgab, was ihm ſeine Umgebung immer nicht hatte glauben wollen, nun aber über die eiſerne Stirne des Menſchen um ſo mehr erſchrack, da ſie ihn die ſchauerliche Blamage ſtolz ignoriren ließ. Ich erkläre aber nochmals, daß dies Alles ohne Beziehung auf Hrn. Lortzing geſagt iſt, vielmehr wollte ich mit dem Erzählten nur in wenigen Worten den vorherrſchenden Charakter ſeiner Muſik treffend bezeichnen. Vor dem Wiſſen und Talente des Mannes habe ich große Achtung. Die Aufführung der Oper durch die Herren Schuſter und Wächter — Schützen — Hrn. Keller, Buſch, Hrn. Böhme, Peter, und Demoiſelle Wüſt, Caroline, u. ſ. w. war eine ſehr gelungene zu nennen. Das Talent des Hrn. Böhme hat ſich in der neueſten Zeit raſch und glücklich entfaltet. Hingegen müſſen wir bedauern, daß Dem. Wüſt ihren Geſang, ſeitdem ſie durch eine veränderte Methode ſich außerordentlichen Beifall erwarb, offenbar wieder vernachläſſigt, und zwar in hohem Grade. Ich ſage dies in der Ueberzeugung und frohen Erwartung, daß die Sängerin ſich dieſe Ermahnung ernſtlich zu Herzen nehmen werde, wie ſie ſich früher durch gründliche Zurechtweiſungen auf einen andern Kunſt-Weg leiten ließ. Verläßt ſie dieſen wieder, ſo geht ſie bald unter. — Den 28. Auguſt. König Lear. Herr Anſchütz — König Lear. Obwohl dieſer große Schauſpieler bei dieſer Darſtellung den Wahnſinn von vorn herein, weniger vorbereitete, als in derſelben Rolle vor 5 Jahren, ſo war doch ſeine Leiſtung etwas Herrliches, Großartiges, und vielleicht gerade durch die angedeutete Verſchiedenheit am meiſten tiefſinnig. Neben Hrn. Anſchütz ſtand, wir müſſen es leider ausſprechen, Niemand würdig da, als Hr. Pauli, in der Rolle des Narren, die von dieſem Schauſpieler dargeſtellt, einen eigenthümlichen, wunderbaren Eindruck auf das Gemüth hervorbringt. So verdient auch Hr. Kriete das vollſte Lob, daß er den Herzog von Cornwall in kurzer Zeit ſo brav gelernt hatte und mit ſichtlicher Liebe ſpielte, ſo ſehr ihm das Weſen dieſer Rolle auch entgegen iſt. Empörend aber war es, daß Hr. Dittmarſch die Rolle des Grafen Kent ſo wenig gelernt hatte, daß ihm die Mitſpielenden mehrmals ſouffliren mußten, weil ihm der Souffleur nicht genügte. Dieſer Dittmarſch iſt übrigens auch Regiſſeur, weßhalb ihn auch bitterer Tadel über den ſtümperhaften Gang der ganzen Vorſtellung trifft, die offenbar auf das leichtſinnigſte über's Knie gebrochen war. Mad. Müller, Hr. Krauer, Hr. Koch, Dem. Herold hatten ebenfalls nicht memorirt, und Dem. Herold hatte noch die Keckheit, über ihre und der andern grobe Fehler zu lachen! Ja, ſie lachte ſogar in der Scene, wo Lear ſein Reich vertheilt, ſo daß wir uns über ihr unziemliches Betragen bitter beſchweren müſſen. Ueberhaupt müſſen wir dieſe Dame erſuchen, ihr ewiges Lachen und Zähnefletſchen auf der Bühne einzuſtellen, wenn ſie's nicht erleben will, daß wir nächſtens ihr ſpaßhaftes Weſen in ſo ernſthafter Weiſe beſprechen, die es leicht in Thränen verwandeln dürfte. Wir haben dieſen Unfug der Dittmarſchiſchen Regie, des Nichtauswendiglernens, Lachens und andere Ungebührniſſe lange genug mit Schweigen angeſehen, ſo daß uns nun wohl ein ernſtes Wort darüber zuſteht. Es iſt jammervoll genug, daß ein Dittmarſch es wagen darf, in den Rollen von Julius unſere Bühne zu entweihen, entweihe er ſie wenigſtens nicht durch grobe Regiefehler!

Epigramme.

Starre Juriſten.

Canoniſtren ſoll man auch wohl, euch lebendige Todten,
Unverweslich ſtarr liegt ihr im ſteinernen Sarg.

Schule und Kirche.

Schul' und Kirche, die hört man ſo oft beiſammen, zu wenig
Schul' und Leben und ſind beide Geſchwiſterte nicht?

Wortreiche Patrioten.

Statt des Samens ſtreut ihr nur Spreu, kaum kömmt er zum Boden,
Denn es verweht ihn der Wind, oder er gehet nicht auf.

Berichtigung. In No. 36. der Biene iſt in dem dritten Sonnet, Vers 4 ſtatt „nun“ zu leſen „nur“; Vers 5 ſtatt „dem“ l. „der,“ und Vers 11 ſtatt „Macht“ l. „Maß.

Digitized by Google

Die Biene
Bayeriſches
Sonntagsblatt.
1837. №. 38.

Marſchall Ney.

Es ſaß im düſt'ren Kerker
Der tapf're Marſchall Ney,
Verklagt als Hochverräther,
Dieweil er ſonder Scheu
Gebrochen ſeinen Schwur,
Und ſeinem Herzen nur,
Wie Volk und Heer gefolgt.

Da dreht' an feſter Angel
Die Thür' ſich mit Geſchrei;
Es trat im ſchwarzen Rocke
Ein Richter ernſt herbei,
Und las des Marſchalls Titel,
Gleichwie ein Meßcapitel,
Von einem langen Blatt.

Da fuhr empor der Marſchall:
„Wozu die Litanei?
„Warum nicht einfach ſagen,
„Bald biſt du, Michel Ney,
„Verdammt als Hochverräther
„Zum Tod der Miſſethäter,
„Nur eine Hand voll Staub.“

Kalt ſprach hierauf der Richter:
„Ein Prieſter ſteht dir frei,
„Daß er dich vorbereite
„Zum Tod durch Kugelblei.
„Das nächſte Morgenlicht
„Erblickt ſchon dein Gericht
„Im Park des Luxemburg.“

„Wozu, frug Ney, ein Prieſter?
„Meint Ihr etwa, es ſey
„Jetzt, wie dereinſt in Schlachten,
„Mein Muth nicht einerlei?
„Jedoch ich bin ein Chriſt,
„D'rum ſendet ohne Friſt
„Den Pfarrer von Sulpiz.“

Und als am nächſten Morgen
Zum Tode ging der Ney,
War mit dem Kruciſixe
Der Pfarrer auch dabei.
Der Marſchall hielt nach Oben
Den Roſenkranz erhoben,
Bis er zum Richtplatz kam.

Da trat mit einem Tuche
Ein Korporal herbei.
„Was ſoll, ſprach Ney, die Binde?
„Laßt mir die Augen frei!
„Da Ihr Euch ſo vermeſſen,
„Habt Ihr wohl ſchon vergeſſen,
„Wie ich in Kugeln ſtand?

„Ich bin kein Hochverräther,
„Ich fühle keine Reu,
„Ich fall' ein ſchuldlos Opfer,
„Stets blieb ich Frankreich treu.“
Er legte, wie im Schmerz
Die rechte Hand aufs Herz,
Still betend noch einmal:

Dann ruft' er feſtentſchloſſen,
Und blickte ſtolz und frei:
„Hoch möge Frankreich leben! —
„So! — Jetzo iſts vorbei. —
„Gebt Feuer! — und ſie trafen
Den Bravſten von den Braven,
Von Volk und Heer geliebt.

Adolph Bube.

Der Arzt als Scharfrichter.

Ein Lebens- und Reiſebild, nach Erlebniſſen eines Freundes erzählt von

H. F. Mannſtein.

Erſter Abſchnitt.

(Fortſetzung.)

Meiſelbach, nachdem er heftig gelacht hatte, antwortete: Meine Herren, er iſt ganz des Teufels mit ſeinem Tugend-Zelotismus, wenn er ſich den Magen vollgepumpt hat. Ihm ſollte es auch einmal ergehn, wie es nach dem Zeugniſſe des edeln Don Quixote dem Phöbusritter gegangen iſt. Dieſem nämlich, der auch für die Tugend wüthete, gaben die böſen Zauberer ein Klyſtier von Schneewaſſer und Sand, woran er beinahe geſtorben wäre. Solch ein Mittel, glaube ich, würde unſern Vortrefflichen bald ſo weit von ſeinem alten Uebel herſtellen, daß er ohne Gefahr und ſo viel er nur wollte das laſterhafte Getränke bekämpfen könnte, weil es ihn von der überflüſſigen Galle befreien würde. Denn Sie müſſen wiſſen, Höchſtgeehrte, daß mein College nur in der tugendhaften Abſicht ſchlingt, den böſen Trinkſtoff, dieſe materia peccans, verringern zu helfen, weil er wohl weiß, daß er die Hauptquelle der Sünde iſt. Da er nun aber bei jedem neuen Verſuche ſieht, wie fruchtlos ſein hochherziges Beſtreben bleibt, ſo fließt ihm die Galle über und er wird dadurch unwillkührlich zu Schmerz und Thränen hingeriſſen. Dieſer Umſtand iſt auch an ſeiner ſublimen Magerkeit ſchuld; denn wie will er bei dem ewigen Aerger Fett und Fleiſch anſetzen?

Spotte nur, Sünder, eiferte Holzmeier: Du, der von Schlemmen und Praſſen ein mißgeſtalteter Wollſack geworden iſt, Du darfſt Dich freilich erdreiſten, meine tugendhafte Magerkeit — ich wollte ſagen, die Magerkeit eines Tugendhaften zu bewitzeln.

Du biſt im Irrthum, ſchrie Meiſelbach durch das Gelächter

Digitized by Google

der Geſellſchaft: Mir geht es vielmehr wie dem unvergleichlichen Sir John Falſtaff! denn wenn mich Einer fragte: Du Sackvoll Humor, Du Talgklumpen, Du Pferderückenbrecher, wovon biſt Du denn ſo dick geworden? ſo müßte ich mit jenem Edeln antworten: Von vielem Seufzen, Junge; das bläht den Menſchen auf wie einen Schlauch! —

O, wie ſchimpflich, ſagte Holzmaier, iſt es, ſich mit jenem Ausbund aller Laſter zu vergleichen! Aber leider Gottes, meine Herren, hat dieſer ſogenannte Doctor Meiſelbach viel Aehnlichkeit mit dem verworfenen Falſtaff, bei dem auf einen Pfennig Brod dreißig Kannen Sekt kamen. O weh, o weh, ſo tief iſt deine Menſchheit geſunken, o Gott, daß ſelbſt die, welche ihre Vorbilder ſeyn ſollen, ſich im Sumpfe der Sünde wälzen!

Hier weinte er wieder bitterlich, wobei er aber dem Glaſe ununterbrochen zuſprach.

In demſelben Augenblick erhob ſich zwiſchen dem Diener des Lord Kingſton und dem Marqueur ein heftiger Streit, aus welchen einige obligate Ohrfeigen wie Soloſtimmen durch ein ſtürmiſches Orcheſter hervorſchallten. Nicht ohne Mühe wurden die zwei Erbitterten einander aus den Haaren gebracht, an welchen ſie ſich gewaltig zauſten. Auf Kingſtons Frage nach der Urſache des Streites erzählte ſein Diener mit feuerrothem Geſicht und blutender Naſe, die er häufig mit einem Tuche wiſchte: Wir ſaßen ſo ganz zutraulich beiſammen, daß es eine Luſt war; da fängt der franzöſiſche Marqueur, der Jean dort, auf einmal an zu ſticheln. Ich heiße nemlich Kuh, meine Herren, und mit meinem Taufnamen Gottlieb, weßwegen ſie mich zu Hauſe gewöhnlich Kuhlieb nannten. Darüber ärgerte ich mich oft barbariſch, bis mir der Pfarrer ſagte, daß das gar kein Spottname ſey, denn Philipp heiße weiter auch nichts als Pferdelieb. Was geht aber den Jean mein Unglück an, daß ich Kuh heiße? Warum witzelt er denn darüber? denn denken Sie ſich nur , wie ich ihm erzählt habe, daß wir, ich und Sie nemlich, in Frankreich geweſen wären, fragt mich der Kerl auf einmal: Was iſt denn dort geworden aus der Freß-Kuh?

Verfluchtigte Lügen, rief Jean zornig: ich nicht habe geſagt Freß-Coup, ſondern Preß-Coup, will ſagen Coup contre la Presse. Und dann hat mich der elende Wicht geſchlagen, weil ich mich habe erkundigt, was hat der König mit ſeine Kabale und Intrigue gegen die freie Preſſe in meinem Vaterlande ausgerichtet?

Da die Geſellſchaft über dieſes wunderliche Mißverſtändniß in lautes Lachen ausbrach, ſo hätten ſich die Beiden ſicher von neuem angefallen, hätte nicht des Lords ſtrenger Befehl ſie daran verhindert; denn wie er alsbald erkannte, hatten die Diener das Beiſpiel der Herren im Trinken treulich nachgeahmt, deren Bewußtſeyn ſo ziemlich hinüber war. Nur Bernhard machte von dem allgemeinen Zuſtand eine rühmliche Ausnahme.

Dem Jean da, rief Meiſelbach, iſt es mit ſeiner unberufenen Neugierde faſt ſo ergangen wie jenem mit einer Gattin von zweideutigem Rufe beſchenkten Naſeweis, der einen Witzkopf fragte: Cujus generis est uxor tua? Denn dieſer antwortete: Mea uxor est generis feminini, sed tua est generis communis.

Zum Teufel mit dir Schurken! tobte der betrunkene Holzmaier. Was? Die Vaterlandsliebe dieſes hochherzigen Kellners oder Marqueurs nennſt du Bube unberufene Neugierde? Komm an mein Herz, Bruder Liberaler, denn das biſt du unbezweifelt, ſonſt könnteſt du hinter dieſer ſchlichten grünen Schürze nicht ſo hohe Gedanken bergen.

Bei dieſen Worten fiel er dem wankenden Jean ſtürmiſch um den Hals; da dieſer ſich aber nur mit Mühe aufrecht erhielt, ſtürzten Beide mit großem Gepolter zu Boden. Als man Lichter herbeiholte, um zu ſehen, ob vielleicht ein Unglück geſchehen ſey, fand man die Gefallenen bereits im tiefem Schlafe, was ihr lautes Schnarchen unzweifelhaft machte. Meiſelbach nahm eine theatraliſche Stellung an und deklamirte, auf Holzmeier deutend, pathetiſch Karl Moor's Worte: So ſtirbt ein Held — anbetungswürdig! —

Ein ſchönes Stück, das, die Räuber, ſagte der Bediente Kuh bei Seite. Der Herr von Schiller muß ein ganzer Mann geweſen ſeyn. Wie er nur auf ſolche Streiche hat kommen können! 's iſt, als ob er ſelber mit gemacht hätte.

Kaum aber hatte Meiſelbach dieſe Worte gehört, als er den Einfältigen ungeſtüm mit dem Ausruf umarmte: Haſt auch du an den Brüſten einer Leihbibliothek gelegen? — ha, glaubt ihr, ich werde zittern, Geiſter meiner Erwürgten? Ich werde nicht zittern, denn Arm in Arm mit dieſem fordre ich mein Jahrhundert in die Schranken!

Von dieſer Scene verdrießlich angeregt, verließ Bernhard das Gemach mit den Worten: Es bleibt dabei, dieſe Welt iſt ein großes Zucht- und Narrenhaus!

Er dachte in dieſem Augenblicke nicht daran, daß die Zeit nicht mehr ferne ſey, die ihn mit dieſer Scene der Thorheit in eine ſchreckenvolle Beziehung ſetzen würde.

Die Dienerſchaft fand noch am nächſten Morgen die ganze Geſellſchaft, Bernhard ausgenommen, im tiefen Schlaf am Boden liegend. Selbſt Lord Kingſton hatte der Ironie des Schickſals unterliegen müſſen. Sein Bedienter hatte ſich's die Nacht hindurch auf ſeinen Rücken möglichſt bequem gemacht, ſo daß er nach mehren Tagen noch Bruſtſchmerzen fühlte. Die beiden Aerzte verließen mit dem Früheſten und tief beſchämt den Schauplatz ihrer Erniedrigung.

(Ende des erſten Abſchnittes.)

Engliſche Polizei und Polizeiverhandlungen.

(Gemälde engliſcher Sitten, namentlich London's.)

(Fortſetzung.)

Von einem Unterdrücktwerden, wenn der Ausbruch des Elementes ſchon einigermaſſen um ſich gegriffen hat, iſt ſelten die Rede. Die Löſchanſtalten ſind gut, aber ehe man noch an Ort und Stelle kömmt, ſind die Gebäulichkeiten (premises) ſchon lang ein Raub der Flamme; ſie wüthet bald im Nachbarhaus, und man hat nun nichts Eiligeres zu thun, als die geſammte Nachbarſchaft zu retten. Fremde Hände kann man wegen Diebſtahls, der in der Regel bei einem ſolchen Unglücke florirt, nicht wohl wirken laſſen; es bleibt alles den Spritzen und Feuerleuten überlaſſen. Das Waſſer kömmt aus eigenen Reſervoirs; der Zugang in die Themſe iſt ſelten leicht, und an vielen Orten kann er gar nicht erlaubt werden, weil die Schiffe und Werften in anderweitige Gefahr gerathen würden. Doch dieſe Erörterungen gehören nicht hieher. — Daß bei ſolchen Feuersbrünſten Menſchen häufig in Gefahr kommen, iſt bekannt, da das wüthende Element ſo ſchnell und leicht um ſich greifen kann. Uebrigens kommen Leute häufig in Feuersgefahr, ohne daß gerade das Haus in Flammen gerathen muß, (vorzüglich durch das Anbrennen der Kleider an Kaminen; häufig enden ſolche fürchterliche Zufälle mit dem Tode und treffen vor Allen weibliche erwachſene Individuen, namentlich ältliche, und Kinder beiderlei Geſchlechtes. Nichts brennt leichter, als Flitterſtaat, und eine Lady, ſtatt auf dem Balle mit einem

Digitized by Google

Galan zu tanzen, muß, wenn ſich ihr Putz entzündet, den Todtentanz machen! Sehr oft werden Kinder von einer ſorgloſen Mutter allein gelaſſen; ſie ſpielen am Kamine, in dem ſich das Feuer, ſo recht im Bereiche der Kleinen, auf dem Boden befindet. Das Unglück iſt in ihren Händen, und die Schutzengel haben vollauf zu thun, wenn ſie die kleinen Bälge vor allem Unglück bewahren wollen. Gibt es bei ſolcher Unachtſamkeit keinen Brand, ſo gibt es oft eine Verſengung oder Verbrühung durch ſiedendes Waſſer aus den über dem Kamine ſtehenden oder hängenden Waſſer- resp. Theewaſſerkeſſel oder Theekeſſel ſelbſt. An Brandſtiftungen fehlt es natürlich in einem Lande nicht, wo Gaunerei und Betrügerei ihr Weſen treiben. Wie leicht iſt nicht ein ſolches Unglück (incendiarism) nur aus Urſache, um ſtehlen und rauben zu können, möglich? Wie es mit dieſem Incendiarism in Irland ſtehe, iſt jedem Zeitungsleſer bekannt. — — — Verlaſſen wir das Feuer, um auf das nächſte Element, das Waſſer überzugehen; hier finden wir bei weitem mehr Opfer von Menſchenleben, als bei Feuer, no lives were lost (kein Leben ging verloren) iſt gewöhnliche Phraſe bei Feuersbrünſten. Das Waſſer, Meer und Strom endet aber viele Menſchenleben. Wenn wir vom Meere reden, ſo gehen wir zwar über England hinaus, allein die Verlornen ſind doch Engländer. Die Schiffahrt iſt immerhin weit gediehen, ſie geht mit groſſer Zuverſicht zu Werke; es iſt faſt eine Seltenheit, daß auf offener See ein gutgebautes Schiff zu Grunde gehe, ſo zwar, daß manche ſchon von einer Unmöglichkeit des Untergehens (founderingat sea) träumen, bei günſtigen Umſtänden der Bauart und Leitung des Schiffes; allein es iſt wirklich nur ein Traum; in manchem Jahre machen die durch Untergehen verunglückten Schiffe eine bedeutende Zahl aus; wir verweiſen in dieſer Beziehung auf Nr. 21 der Biene, Seite 83, vom vorigen Jahre, wo wir im Aufſatze über die Adelaidegallerie in London eine Tabelle untergegangener Schiffe angegeben haben. Daß es ſich mit dem Scheitern der Schiffe faſt wie ſonſt verhalte, weiß ebenfalls jeder, welchen dergleichen intereſſirt; nur die Dampfſchiffe ſind vor Untergehen und Scheitern am meiſten ſicher; vor dem erſten, weil ſie die weiten Oceane noch nicht befahren, und überhaupt vor Untergehen und Scheitern durch ihre Kraft, die Sturmwogen zu brechen, faſt gänzlich bewahrt ſind; wenigſtens hat man bei den heftigſten Stürmen letzter Jahre kaum von einem geſcheiterten Dampfſchiffe gehört. Exploſion der Dampfkeſſel bei den geſetzlich angewendeten Niederdruckmaſchinen iſt faſt unmöglich; nur durch Zuſammenſtoßen an einander geſchehen öfters Unfälle auf offener See; höchſt häufig aber in der Themſe, mit theilweiſem Schaden oder gänzlichem Ruin eines Schiffes; häufig kommen einige Leute dabei ums Leben. Dies Zuſammenſtoßen geſchieht in der Gegend der Stromkrümmungen oder da, wo die ſtationirten Schiffe beginnen, und je mehr ſie den Docks nahe liegen, gedrängter beiſammenſtehen und wahre Wälder bilden. In unſerer Skizze über den Themſetunnel in der Biene findet ſich eine Angabe der Schiffefrequenz im Londoner Hafen. Man muß mehrmal mit einem Dampfſchiffe durch dieſen Wald von Schiffen gefahren ſeyn, um als Augenzeuge von der auſſerordentlichen Schwierigkeit reden zu können, mit welcher ſich die Dampfſchiffe durch den engen Weg winden müſſen, welcher obendrein noch jeden Augenblick durch den Strom befahrende größere oder kleinere Lichter- oder Transportkähne, kleinere oder größere ankommende oder abgehende Segelſchiffe abgeſchnitten wird. Mit welcher Genauigkeit und Geſchicklichkeit die Dimenſionen genommen, die Maſchinen augenblicklich in Stillſtand geſetzt oder wieder in Gang gebracht werden, iſt merkwürdig. Ungeachtet aller dieſer Vorſicht ſind aber bei der Menge Dampfbote, namentlich derer, welche nach benachbarten oder an der Themſemündung oder etwas ab- oder ſeitwärts liegenden Orten z. B. Grenwich (von halber Stunde zu halber Stunde Früh bis Abends), Graveſand, Margote, oder nach Frankreich ꝛc. gehen oder zurückkommen, die Unglücksfälle ſehr gewöhnlich; Dieſe finden ſich zwar nicht immer unter den Dampfboten ſelbſt, ſondern mit den kleinen Boten ſtatt, welche ſie umſtoſſen oder in gröſſeres Gedränge bringen. Das Anlanden und Abfahren iſt immer mit Gefahr verbunden: häufige Unglücksfälle geſchehen beim Ein- und Ausſteigen: es geht oft mit unbeſchreiblicher Haſt und Eile zu; oft ſteht ein Paſſagier mit einem Fuſſe noch am Lande und mit dem andern ſchon im Schiffe, oder er ſteht gerade auf dem Brete, welches vom Ufer (der Schiffslande) auf das Fahrzeug gelegt iſt, als das letzte ſich in Bewegung ſetzt, und wobei dann der Paſſagier ins Waſſer fällt, oft unter die Schiffe oder Maſchinenräder kömmt und augenblicklich, ungeachtet hilfreicher Hände ein Opfer des Todes wird. Oft tragen die Kapitäne einen Theil der Schuld oder die ganze Schuld: oft aber liegt die Urſache des Unglücks auf Seite der Unvorſichtigkeit, Ungeſchicklichkeit oder zu groſſer Zuverſicht des Paſſagiers; beſonders haben Damen und ältliche Perſonen beiderlei Geſchlechtes oft Unglück. Bei den vorerwähnten Fällen mit kleinern Booten und Kähnen, welche einen oder mehrern Dampfbooten nahe kommen, die entweder einlaufen oder abgehen, ja häufig ſchnell nach einander oder mit einander abgehend einen Wettlauf aus Eiferſucht machen; mitunter kommen ſie zwiſchen zwei Schiffe: — in jedem Falle iſt Unglück leicht möglich, faſt unvermeidlich; wenn ſolche kleine Boote von Ungeſchickten (was ſelten iſt) oder von Wagehälſen (auſſerordentlich häufig) ja mitunter von Betrunkenen geführt werden. Referent kennt einige ſchauderhafte Fälle dieſer Art, wo Brautleute und ſelbſt verheirathete junge Eheleute auf ſolche Weiſe jämmerlich ums Leben kamen. Die Kapitäne können rufen, ſo lange ſie wollen, die betrunkenen Führer ſind nun einmal hartnäckig und bringen den Unfall muthwillig herbei. Wenn auch die Maſchinen augenblicklich angehalten werden können, ſo haben die Schiffe immerhin noch ſo ſtarken Zug auf kurze Zeit, daß der zu nahe gekommene Kahn umgeſtoßen werden muß. Es iſt im Eingange dieſes Aufſatzes ſchon erwähnt worden, daß eine eigene Themſepolizei beſtehe, und vor dieſe werden auch alle dieſe Fälle gebracht. Mit Unterſuchungen, Strafen und Vorſichtsmaßregeln hat dieſe Polizei vollauf zu thun: ihre Verſammlungen nehmen einen bedeutenden Raum in den Spalten der engliſchen Rieſenzeitungen ein. Straf- und Entſchädigungs-Gelder, wenn die Schuld auf Seite der Schiffsleute liegt, ſind oft ſehr bedeutend. — Laſſen wir dieſen ſpeziellen Fall der Dampfboote, und bemerken nur noch, daß auf dem Strome vermittelſt der Boote und Kähne auſſer Colliſion mit größern Schiffen die Unglücksfälle nicht minder bedeutend ſeyen: eine Colliſion findet hier in der Regel mit den Brückenpfeilern ſtatt, an welchen bei Fluthzeit die Strömung ſehr ſtark iſt. Wenig Unglück geſchieht, wenn Fuhrleute vom Geſchäft oder Handwerk die Kähne führen, ſie müßten denn betrunken ſeyn, was nicht ſelten der Fall iſt; meiſt iſt aber die Themſe in den Räumen zwiſchen den ſechs Brücken von Waſſerſpazierfahrern angefüllt, wenn es die Witterung erlaubt; unter dieſen, welche die Boote gemiethet haben, giebt es nun ſehr viele — beſonders junge Stutzer oft Burſche von 15—16 Jahren — welche des Ruderns unkundig ſind und ſich und alle, welche ſie im Boote haben, in Lebensgefahr bringen. Die Unfälle dieſer Art gehören zu den alltäglichen und werden durch die ſogenannten rowingmatches vermehrt. Dieß ſind groſſe Waſſerſpazierfahrten bei feierlichen oder beſondern Gelegenheiten, wobei unſinnig in die

Digitized by Google

Wette gefahren, tüchtig getrunken und auch tüchtig umgeworfen wird. Oft liegt ein halbe Corporation oder Zunft, welche eine rowing match veranſtaltet, auf dieſe Weiſe im Waſſer und muß aufgefiſcht werden. Es wird auf den Kähnen das tollſte Zeug getrieben, bis ein Unglück dem Spektakel ein Ende macht, oder dieſe oft ausgelaſſene Freude trübt. — Daß es mit den Badenden in der Themſe nicht ohne häufiges Unglück abgehe, iſt jedem begreiflich, wer an die Volksmaſſe und an die Menge Unvorſichtiger denkt; nicht minder iſt das mit den Schlittſchuhläufern der Fall, wiedas Eis auf den Waſſer in den Parks nur anſcheinend oderan manchen Stellen gar nicht trägt: Serpentine-river im Hyde-Park hat ſchon vielen das Leben gekoſtet. Uebrigens iſt Gefahr am wenigſten abſchreckend bei dem waghalſigen Engländer, alſo macht dieſe Gefahr auch nicht beſonders klug. — Die nächſte Klaſſe der Unglücksfälle gehören dem Elemente der Luft an, namentlich des Dampfes. Die Luft als athmoſphäriſche wird erſt ihre Opfer der Waghalſigkeit fordern, wenn die Luftſchiffahrt von Green oder einem andern Individuum auf die Möglichkeit des Lenkens des Ballons wird ausgedehnt ſeyn; dann wied es an Waghälſen nicht fehlen, die da, wo allergrößte Vorſicht nöthig iſt, mit der geringſten zu Werke gehen werden. Bis jetzt ſind es nur Gaſe, welche bei ſo unvorſichtigen und waghalſigen Leuten Unheil anſtellen, obgleich, da der Menſch von Natue aus ſo kurzſichtig iſt, daſſelbe auch dem ſogenannt Klügſten und Vorſichtigſten paſſiren kann. Wer erinnert ſich hier nicht an die Exploſionen und Erſtickungen durch Gaſe in den Kohlenbergwerken? Man hört ungeachtet aller ſo ſinnreichen Sicherheitslampen noch immer von ähnlichen Unglücksfällen; eben ſo von ſolchen in Kellern, wo gährende Stoffe in großer Menge aufbewahrt werden. Wie viel Unheil durch Springen von Dampfkeſſeln bei der ungeheuern Zahl von Dampfmaſchinen in England, namentlich London, noch vorgehe, iſt kaum glaublich, wenn man überlegt, wie leicht die Exploſionen zu vermeiden wären. Das zu große Vertrauen auf die Stärke der Keſſel und das ordentliche, regelmäßige Bedientwerden der Maſchine läßt alle Vorſichtsvorrichtungen, z. B. eine Sicherheitsröhre oben auf dem Dampfkeſſel weg; entſteht eine Exploſion, ſo iſt der Schaden an Räumlichkeit und Menſchenleben immer bedeutend; doch, wie geſagt, man wird ſelten vorſichtiger oder klüger. Eben ſo verhält es ſich mit dem Leuchtgaſe; viele Exploſionen gehen hier zwar auch bei aller Berechnung und Vorſicht vor; allein auch jene, welche Reſultate der Unvorſichtigkeit ſind, ereignen ſich oft; fehlt es irgendwo, ſo wagt ſich ein Waghals mit Licht zu nahe an die Röhrenöffnungen, ohne überzeugt zu ſeyn, daß ſie ſich ſchon entleert haben; dieſe Entleerung iſt aber nicht nur noch nicht vorangegangen, ſondern es befindet ſich gerade eine Maſſe Gaſes im Bereich des Lichtes. Dieſes kömmt durch die unvorſichtige Hand dem leichten, aber gefährlichen Element nahe; das Unglück knallt, wenn es erlaubt iſt, ſo zu ſagen, los und es wird weitumher augenblicklich vernommen, (the reportis heard, die Nachricht (auch der Knall) wird gehört).

(Fortſetzung folgt.)

Nymphenburg.

Das königliche Luſtſchloß bei München, der Lieblingsaufenthalt des Königs Maximilian, berühmt durch mehrere Staatsverträge, welche in demſelben geſchloſſen wurden, iſt in einer eigenen Schrift von dem Intendenten der k. Hofgärtner, C. A. Sckell, beſchrieben worden, und wir heben daraus nur Weniges aus, was am meiſten Intereſſe haben dürfte.

Als die Gemahlin des Kurfürſten Ferdinand Maria, Adelheide, die Tochter des Herzogs Viktor Amadäus von Savoyen ihrem Gemahle nach langer kinderloſer Ehe den erſten Sohn gebar im Jahre 1663 kaufte der Kurfürſt die Schwaige (Ober- und Unter) Kemnat an der Würm weſtlich von München in einer faſt ganz mit Wald bewachſenen Ebene, und machte dieſelbe der geliebten Gemahlin zum Geſchenke. Sie, erzogen und aufgewachſen in Italiens ſchönen Fluren, gewöhnt an die Reize eines angenehmen Landlebens, beſchloß an jenem Platze ein Luſtſchloß zu gründen, wies für den Bau desſelben die Gefälle der Schwaige an und bald wurde, wahrſcheinlich nach dem Plane des italieniſchen Baumeiſters Barelli, der Grundſtein zu demſelben gelegt und die neue Schöpfung ſollte Nymphenburg — heißen. Zugleich wurde ein Weg nach München angelegt, der ſpäter mit Lindenbäumen bepflanzt und der Fürſtenweg genannt wurde. Geldverlegenheiten und andere Hinderniſſe verzögerten indeſſen die Vollendung des Gebäudes und erſt im Jahre 1672 wurde der Dachſtuhl auf das Schloß geſetzt und im folgenden Jahre die innere Ausſchmückung und Einrichtung begonnen. Auch fing man an, den Wald auszuhauen und in gerader Linie wurde vom Schloſſe aus derſelbe gelichtet und ſeine freundliche Ausſicht nach dem Dörfchen Pipping am Würmflüßchen gewonnen; auch ein Garten angelegt, der jedoch nur wenige Morgen Landes umfaßte und ganz im Geſchmacke des damaligen ſteifen franzöſiſchen alles beherrſchenden Styles ſich darſtellte. In den Jahren 1674 — 1676 wurden rechts und links neben dem Schloſſe 2 Seiten-Pavillons erbaut, welche für die Hofküche und Kellerei beſtimmt waren. Ehe noch die Anlagen in fürſtlicher Weiſe, wie der Plan geweſen, vollendet waren, ſtarb Adelhaide 1676; noch konnte das Schloß nicht bewohnt werden, als auch Ferdinand Maria ſtarb, 1679. Lange blieb die neue Gründung vergeſſen und ſchien wie ſpurlos und ohne Bedeutung zu vergehen; die Jugendjahre des feurigen Maximilian Emanuel der auf Ferdinand Maria folgte, verfloſſen in Kriegesthaten, in dem ſiegreichen Kampfe gegen die Türken, und als er ruhmbekränzt von dort nach München zurückgekehrt war: widmete er ſeine ganze Aufmerkſamkeit einer ganz anderen Schöpfung — dem weit weniger günſtig gelegenen aber von ihm vorzugsweiſe geliebten Schleißheim. Doch wurde das Schloßgebäude und der kleine Ziergarten von Nymphenburg unterhalten, bis er auch hieher ſeine Neigung wendete und neue Bauverſchönerungen begann. Der Garten wurde erweitert und in einem großartigen wahrhaft fürſtlichen Style dem Garten von Verſailles nachgebildet, nachdem er von verſchiedenen Beſitzern die angrenzenden Waldtheile und Grundſtücke an ſich gekauft hatte; um den ſteifen einförmigen Garten-Maſſen mit den künſtlich in Reihe und Glied geſtellten Bäumen, um den in mancherlei Figuren zugeſchnittenen Bosketen einiges Leben zu geben, mußten künſtliche Waſſerwerke geſchaffen werden und mit großen Koſten wurde deswegen in den Jahren 1701 — 1703 ein Kanal aus dem Flüßchen Würm vom Dorfe Paſing aus nach Nymphenburg und weiter bis nach Schwabing geführt. Durch dieſe Waſſerleitung war der Garten nicht nur mit hinlänglichen, ſondern auch mit dem ſchönſten klaren Waſſer verſehen, das in die Brunnhäuſer vertheilt und zu den Waſſerſpielen verwendet wurde. Das Hauptgebäude des Schloßes wurde in einem größeren Style aufgeführt, zwei neue Seiten-Pavillons erbaut und eine ſchöne ſteinerne Stiege gegen den Garten hin angelegt. Die Schlacht am Schellenberg endete für eine lange Zeit die Kunſtſchöpfungen des Kurfürſten: Oeſterreich herrſchte im Lande Bayern und hielt es im eiſernen Joche. Als aber das günſtige Geſchick an Maximilian ſein liebes Bayerland wieder gab, deſſen Treue ſich im Flammenfeuer des Unglückes erprobt hatte: gab er ſchon von St. Cloud

Digitized by Google

bei Paris den Befehl zur Fortſetzung der Bauten und Anlagen von Nymphenburg. In den Jahren 1716 — 1718 entſtanden zwei Luſthäuſer in dem Garten und ihre Umgebungen wurden mit reichen Waſſerwerken und ſchön gezierten Parterren ausgeſchmückt, es entſtand ein neues Brunnhaus mit ſtarkem Druckwerke in dem Garten, daran wurde eine prächtige, mit vielen bleiernen Bilderwerken geſchmückte künſtliche Kaskade angelegt; die neue Hofkapelle wurde eingerichtet; die Kapuziner erhielten im äußerſten nördlichen Schloßflügel die erforderlichen Räume für Errichtung eines Hospitiums; im J. 1719 wurde die prächtige Gruppe der Flora im Garten aufgeſtellt, welche aus einer coloſſalen Flora mit mehreren Nebenfiguren — Tritonen und Delphinen beſtand, wozu 250 Ztn. Blei erforderlich waren; alles war reich vergoldet. — Was Maximilian gegründet hatte, erhielt und erweiterte ſein Sohn Karl Albrecht. Er ließ im J. 1728 den ſchönen großen Kanal zwiſchen Nymphenburg und Neuhauſen anlegen und an deſſen beiden Seiten zwei Reihen Lindenbäume pflanzen; auch die Schloßgebäude wurden erweitert, ſeine Flügel angebaut und ein Kloſter für die Frauen Notredame geſtiftet. Der Garten erhielt durch ihn ein ſchönes Gebäude, nach dem Namen ſeiner Gemahlin, Amalienburg genannt, auch ließ er den Hofgarten mit einer Mauer umſchließen. Unter ſeinen beiden Nachfolgern geſchah noch Manches für die Erweiterung und Verſchönerung von Nymphenburg, bis Maximilian Joſeph IV. als König I. das Schloß zu ſeinem Lieblingsaufenthalte erkor, die franzöſiſchen Waſſerſpielereien verbannte und den Garten im großen ſchönen freien Style ganz neu herſtellen ließ.

Die Sehenswürdigkeiten von Nymphenburg ſind jetzt: das Schloßgebäude mit den herrlich eingerichteten Sälen und Zimmern und der einfachen Wohnung eines Familienvaters, welche der König Maximilian inne hatte und in welchem er auch ſtarb. Noch iſt alles in demſelben Zuſtande, wie bei ſeinem Leben der Garten, von Sckell angelegt, mit zwei Seen und dem Parterre, geſchmückt mit Figuren und Vaſen, und der großen Fontäne. Die Gewächshäuſer mit einer köſtlichen Palmenſammlung; die grottenartige St. Magdalenenkapelle, wohin am Magdalenenfeſte viele Tauſende von München wallfahren; die Pagodenburg, ein ſchöner Gartenpavillon in der Form eines Maltheſerkreuzes erbaut, der Boden iſt mit roth und weißem Marmor belegt, der Plafond mit blauen Verzierungen auf indiſche Art ausgemalt, die Wände mit weißen holländiſchen Fayance-Blättchen, die blau bemalt ſind, ausgetäfelt. Die Meubeln beſtehen aus Silbermoire mit Blumen aus Sammtchenillen durchwirkt. Die ganze innere Einrichtung iſt in orientaliſchem Style gehalten. Dieſer kleine Pavillon, im Schatten hoher Linden am Ufer des kleinen heiteren Sees, wird jetzt von den Mitgliedern der k. Familie ſehr gerne beſucht und iſt einer der vorzüglichſten Ruhepunkte Ihrer Majeſtät, der Königin Thereſe. Die große Marmorkaskade bildet den Mittelpunkt des Gartens. Sie beſteht aus drei Abtheilungen; aus einem großen, 10 Fuß über das Terrain erhöhten ovalen, Becken fällt das Waſſer in jede dieſer Abtheilungen über den horizontalen Rand der oberen Marmorplatten in dünnen Spiegeln in die drei unterſtehenden 40 Fuß breiten Schalen hinab, von wo daſſelbe ſich in gleicher Art in das eine untere große Baſſin ſtürzt, und ſo in jeder der drei Abtheilungen zwei übereinanderſtehende Fälle bildet. Umher ſtehen mehrere Statuen. — Einer der allerſchönſten Punkte des Gartens iſt der trauliche Hain des Pan. Dieſe ſchöne Statue wurde auf dem Befehl des Königs Maximilian verfertigt, etwas über Lebens groß. Der Gott ſitzt, auf dem linken Arm geſtützt, auf einer Felſengruppe und ſpielt die Rohrflöte; zu ſeinen Füßen ruht ein Ziegenbock, der den Tönen zu lauſchen ſcheint. Am Fuße der Felſen ſprudelt aus dem größern See eine klare Quelle in ein natürliches Becken. — In der Nähe iſt Badenburg, welches Maximilian Emanuel erbauen und ſowohl von Innen als Auſſen mit allem ſchmücken ließ, was der damalige Kunſtgeſchmack, Reichthum und der üppigſte Lebensgenuß nur erſinnen konnte. Es herrſchte in dieſem Bade ein Luxus, wie ihn nur die berüchtigten Bäder des Orients darbieten konnten. In ſpätern Zeiten verſchwanden aber, wie man ſagt, auf Veranlaſſung der Kaiſerin Amalie, alle dieſe Herrlichkeiten und Gegenſtände der Ueppigkeit, worunter auch eine Sammlung von Gemälden meiſt erotiſcher Darſtellung war. Jetzt trägt das Gebäude den Charakter der Einfachheit und nur das Marmorbad hat ſich erhalten. Ueber ein eiſernes, mit vergoldetem Laubwerke geziertes Gitterwerk erblickt man in der Tiefe von 12 Schuh das große 70 Schuh lange und 21 Schuh breite Badebecken, deſſen Boden und Seiten auf Mannshöhe mit Bleiplatten ausgelegt ſind. Die Wände zieren weißglaſirte und blau gemalte ſogenannte holländiſche Porzellan-Plättchen; zwei Wendeltreppen führen aus den obern Gemächern in das Bad, worin ſich Tiſche und Bänke von Marmor zur Bequemlichkeit der Badenden befinden. Eine Waſſerfahrt auf dem nahen See iſt ſehr angenehm, man mag ſich dazu nun einer Gondel bedienen, oder des Baaderſchen Waſſerſtuhles oder Schwimmſchlittens. Dieſe Maſchine, erfunden von Joſeph von Baader 1810, beſteht aus einem Stuhle, der auf zwei hermetiſch verſchloſſenen kleinen kupfernen Schiffchen ruht und von dieſen getragen wird. Vom Stuhle aus, worauf nur eine einzige Perſon Platz nehmen kann, bewegt dieſe durch eine mechaniſche Vorrichtung mit ihren Füßen zwei kleine Ruder, mit denen ſie ſich ſodann fortbewegen und hinwenden kann, wohin es ihr beliebt, während der obere Körper ruht, oder mit Leſen und Zeichnen ſich beſchäftigen kann. — Die ehemalige Menagerie wurde nach dem Tode des Königs Maximilian aufgelöſt. — Sehenswerth iſt auch das Brunnhaus mit dem großen einfachen Druckwerke, und die Bieberhütte für Solche, welche noch keine Bieber geſehen haben. Das ſchöne Schlößchen Amalienburg von Karl Albrecht ſeiner Gemahlin zu Ehren aufgeführt und genannt, liegt im Schatten eines Föhrenhaines und Pflanzungen von Lebensbäumen und virginiſchem Wacholder. Um das Schlößchen befand ſich anfangs eine Faſanerie und die Fürſtin Amalie pflegte von einer auf der äußern Seite der Salonkuppel angebrachten mit vergoldetem Gitterwerk verſehenen runden Galerie die aufgejagten Faſanen im Fluge zu ſchießen. Der mittlere Salon dieſes Schloſſes iſt rund, ſeine Wände beſtehen aus lauter Spiegeln und auf blaulichem Grunde angebrachten gut verſilberten erhabenen Schnitzwerken. Sie Stühle ſind mit ächt chineſiſchen, ſilberdurchwirkten Seidenzeugen überzogen. Ueberhaupt gewährt das Innere von Amalienburg einen eigenen bezaubernden Anblick und es wird von Se. Maj. dem Könige Ludwig beſonders zur Winterszeit bei Schlittenfahrten oft beſucht. — Die Prinzengärtchen, welche ſeit dem Jahre 1804 angelegt ſind, mit einer leichten Stakete eingeſchloſſen und nicht zum allgemeinen Beſuche geöffnet ſind, beſtehen aus ſchattichen Gängen, kleinen Blumenbeeten, Bauernhäuschen mit kleinen Oekonomien mit Tauben, Hühnern und Schafen u. ſ. w., ſie ſind zum Vergnügen der k. Kinder beſtimmt. — Das Kabinetgärtchen ſtößt unmittelbar an die Zimmer des verſtorbenen Königs Maximilian, iſt mit allem Reichthume der exotiſchen Pflanzenwelt geſchmückt und durch ein Gitter von dem großen Hofgarten abgeſchloſſen. Es war blos zur ungeſtörten Erho-

Digitized by Google

lung des Königs und ſeiner Familie beſtimmt und von ihm beſonders geliebt. In der Mitte dehnt ſich ein Thälchen von kurzgeſchornen Roſen bis zu einer künſtlichen aus rothem Marmor gearbeiteten Kaskade aus. Rechts und links bilden dichte Pflanzungen von chineſiſchem und perſiſchem Flieder, Schneeballen, rothblühenden Weißdornen, Trompeten- und Tulpenbäumen und anderem ſeltenen Strauchwerk den Rahmen zu dem Gemälde und beſchatten den unter ihnen hinlaufenden mit Immergrün begrenzten Flußpfad, während zunächſt an den k. Zimmern ſchöne Maſſen wohlriechender Blumen ſich entfalten. In der ſchattigen Tiefe des kleinen Thalgrundes vor der Kaskade erblickt man links im Gebüſche die Statue des ſchlafenden Endymion, rechts aber tritt Diana, die jungfräuliche Göttin, mit abgeſpanntem Bogen und leiſem Schritte aus dem Winkel des Haines, den ſchönen Schläfer zu betrachten. Oberhalb der Kaskade ſtand ehemals in einer beſondern Niſche die ſchöne Venus von Canova, welche man jetzt im Saale der Neuern der Glyptothek bewundert. Noch ſind hier zwei Statuen von Eberhard: Silen, der mit dem jungen Bacchus ſpielt, und Leda. — Dieſes Kabinetgärtchen, das auf Verlangen auch den Fremden geöffnet wird, iſt eine der lieblichſten Scenen im Nymphenburger Garten. Merkwürdig iſt in Nymphenburg noch die Porzellan-Manufaktur.

Literariſcher Salon von und für Bayern.

München mit ſeinen Umgebungen von Söltl. München bei G. Franz. 1837.

Wir beſitzen ſeit Jahren einige Werke, welche die Reſidenzſtadt des Königreichs Bayern mit ihren Umgebungen beſchreiben, und den Fremden als Leidfaden dienen. Wir wollen das Verdienſtliche dieſer Guides keineswegs in Abrede ſtellen, und erkennen ſogar dankbar, daß ſie mit der Erweiterung der Stadt, mit ihrem Zuwachſe an ſchönen, großartigen Bauten und anderen intereſſanten Denkwürdigkeiten, die ſeit der Thronbeſteigung des Königs Ludwig im Gebiete der Kunſt wie der üppigſte Blütenreichthum ſich entfalten, ſoviel als möglich immer raſchen Schritt zu halten ſuchten, um den gebildeten Fremden auf jede neue Erſcheinung aufmerkſam zu machen.

Das Topographiſche, das Statiſtiſche war das Hauptaugenmerk der Verfaſſer, weil ſie vorausſetzten, daß ſich der Fremde nur für die Gegenwart und für Alles, was ſie in ihrem Schoße beut, zunächſt intereſſire, daß die Gegenwart ſolche Fülle von Gegenſtänden reiche, daß der Einheimiſche ſowohl, als der Fremde ſelbſt für eine längere Dauer ſeines Aufenthaltes im Weichbilde Münchens für ſeinen Geiſt mehr als zureichende Beſchäftigung — oder, wenn er ein bloßer Sinnenmenſch iſt — genug Zerſtreuung findet. Von dieſer Anſicht geleitet, überging man das Geſchichtliche, das aber für den wiſſenſchaftlich Gebildeten, überhaupt für den höheren Menſchen, ſobald er in die Mauern einer bedeutenden oder berühmten Stadt tritt, ein unentbehrlicher Anhalts- und Vergleichs-Punkt iſt. Ein Hiſtoriker konnte daher am füglichſten dieſe in der That ſchwierige, ja undankbare Aufgabe löſen, welche ſelbſt der patriotiſche Weſtenrieder ſcheuen mochte. Profeſſor Söltl unternahm es, die Geſchichte der K. Reſidenzſtadt München von ihrem Entſtehen bis auf die neueſte Zeit zu ſchildern; die Beſchreibung derſelben nach ihren Straßen, öffentlichen Plätzen und Gebäuden, ihren mannichfachen Anſtalten für Kunſt und Wiſſenſchaft, ihren Kunſtſammlungen und großen Kunſtleiſtungen neuerer Zeit zu liefern, und auf dieſe Weiſe ein lebendiges, umfaſſendes Bild der berühmten Königsſtadt Bayerns von ihren dunklen Uranfängen bis auf den Augenblick zu geben.

Das Werk, das in Lieferungen erſchien, iſt nun geſchloſſen, vollendet. Treffliche Stahlſtiche, Pläne, Lithographien und Vignetten ſchmücken es, und erhöhen den Werth der eleganten Ausſtattung.

Kein intereſſanter, hiſtoriſcher Moment, vom erſten Salzhandel, als dem eigentlichen Gründer der Stadt, iſt überſehen. Der geſchätzte Verfaſſer dieſes verdienſtvollen Werkes, das kein Gebildeter entbehren kann, das ſich durch ſich ſelbſt über die übrigen Beſchreibungen Münchens das Uebergewicht gibt, führt uns wie ein gemüthlicher Erzähler durch eine Reihenfolge der denkwürdigſten Zeitabſchnitte, ergötzt uns durch alle Phraſen der mittelalterlichen Zeit, und läßt an unſerem Auge in ſcharfen, charakteriſchen Umriſſen ein Jahrhundert nach dem anderen raſch vorüberziehen, bis wir ganz überraſcht wieder in der Mitte der heitern Gegenwart uns befinden, und kaum mehr gedenk der wichtigſten Thatſache der Gewrſenheit, die Kunſtſchätze des unter König Ludwig blühenden Dezeniums bewundern. Die Geſchichte bildet den Kern; die Statiſtik und Topographie Münchens im Augenblicke — umkleiden ihn wie ein ſchimmerndes Prachtgewand. Der Beſitzer des Werkes vergleiche die früheren Werke mit dieſem, und wenige Blicke werden ihn belehren, daß Söltl in Verbindung mit dem Verleger ein Werk gab, das des Ruhmes der Königsſtadt würdig iſt.

**

Vaterländiſches Magazin für Belehrung, Nutzen und Unterhaltung, insbeſondere zur Beförderung der Vaterlandskunde, Kunſt und Induſtrie. In Commiſſion der Daiſenberg'ſchen Buchhandlung in München. I. Jahrgang. 52 Nummern. Preis 5 fl. 24 kr.

Die neuere Holzſchneidekunſt hat eine Menge von Bilder-Tageblättern hervorgerufen, von welchen man ſich viel für Nationalbildung verſpricht. Die Spekulation der Buchhändler war bemüht in den mannichfaltigſten Pfennig- und Hellermagazinen dem Volke glauben zu machen, es könne ſich nur in dieſen encyklopädiſchen Schriften die wahre Bildung holen, und bietet ihm eine Menge aus allen möglichen Werken zuſammengeraffter Notizen mit abgeſchwächten, die Einbildungskraft irre führenden Bildern, und aus jenen ſoll das Volk ein rechtes Wiſſen und aus dieſen Miniaturen eine rechte Anſchauung davon tragen. Nichts weniger als dieſes. Das Volk lieſt dieſe Sachen kaum, merkt noch weniger, beguckt allenfalls die Bilder und Bilderchen — denn was kümmert es ſich um die oſtindiſchen Vogelneſter, oder um die weſtindiſchen Eulenträger, um die Fettſchwänze der ſpaniſchen Schafe, um die Bäder der Türken, um das Trocknen des Thees in China. Der Bedarf des Volkes verlangt zunächſt Hinweiſung auf das Naheliegende, richtige Auffaſſung und Würdigung ſeiner Zeitgenoſſen, ſeines eigenen Landes und ſeiner Städte mit ihren Erzeugniſſen. Da kann und muß gelernt werden. „Erſt ſchaue man die Kirchthürme ſeiner Vaterſtadt an, ehe man nach dem chineſiſchen Porzellanthurm fragt. Es war daher gewiß ein ſehr glücklicher Gedanke des Verlegers, ſeinen Landsleuten ſtatt der zerhackten Lektüre in den auf und abfluthenden Journalen, eine Zeitſchrift zu bieten, die allein das Inländiſche ſich zum Beſprechen wählte, oder im Ausländiſchen doch nur ſolches, das gleiche Tendenz hatte, aufnahm. Mit dem Angenehmen wird hier das Nützliche verbunden. Das bayeriſche Volk, das immer den Kreis ſeiner Intelligenz zu erweitern ſtrebt, wird hier an ſich ſelbſt gewieſen; es lerne ſeine an geiſtreichen Ereigniſſen ſo reiche Geſchichte kennen, ſein eigenes

Land mit ſeinen weiten und fruchtreichen Auen, ſeinen hochberühmten alten Städte und Burgen, ſeinen wichtigen Baudenkmälern; endlich erfahre es hier von dem erlauchten Stamme ſeiner Fürſten, dem es ſtets ſo treu anhing und an den Räthen und Feldherrn deſſelben, welche immer den Ruhm ihrer Landsleute hoben. Das iſt doch gewiß eine Lektüre, die ebenſo dem zur Ehre gereicht, der ſie bietet, als dem, der ſie genießt. Wir greifen auf geradewohl einige Nummern heraus, und erwähnen einige gut geſchriebene Artikel, wie: „Schifffahrt und Schiffsleben auf der Donau;“ „Sebaſtian Plingenſer und die Bauernſchlacht von Sendling (ein Spiegel für alle patriotiſchen Bayern);“ „Wilhelm, Herzog von Bayern (wichtig ſchon durch die Art und Weiſe der Mittheilung);“ „die baieriſche Landwirthſchaft in ihrem Nationalcharakter;“ „Herzog Chriſtoph (eine ſehr intereſſante Biographie);“ „die Schilderung von Augsburg, Regensburg und Nürnberg, letzteres bearbeitet nach der kleinen Schrift C. Mainbergers: acht Tage in Nürnberg, die wir in der neuen zweiten Auflage allen Fremden empfehlen. Die Bearbeitung der ſämmtlichen Artikel iſt im Ganzen gelungen. Der Styl einfach und verſtändlich, dazu kommt noch, daß jeder Nummer, welche immer einen Bogen ſtark iſt, eine gut lithographirte Abbildung beiliegt, meiſt ſchöne Gegenden, alte Schlöſſer ꝛc. enthaltend; einzelne, wie das Portrait Königs Otto von Griechenland können auch zur Zimmerzierde benützt werden. Wir machen alle Freunde des bayeriſchen Landes, wie vielmehr jeden Bayer ſelber auf dieſes Unternehmen aufmerkſam, und wünſchen demſelben einen guten Fortgang, der bei der geſchmackvollen Ausſtattung und Billigkeit des Preiſes wohl nichts fehlen wird. Stoff iſt genug da, zumalen die Redaction auf die Spezialgeſchichte und auf einzelne wichtige Gebäude, Kirchen und ſonſtige Baudenkmäler alter und neuer Zeit ihr Augenmerk richtet. —

Rückblicke auf die Vorzeit.

Die Medizis im Jahre 1512.

Der mäßige, liberale und gerechte Gonfalonier der Republik Florenz, der weiſe Soderini, gegen welchen in Verbindung mit mehren Adeligen, die theils verbannt, theils in Florenz, ſelbſt der junge Kardinal Medizis raſtlos intriguirte, war die letzte Säule des edlen Republikanism. Er entſagte ſeiner hohen Würde aus Liebe zum Vaterlande, das der Adel in Feſſeln zu ſchlagen bemüht war. Als Franz Vettori, ein Anhänger der Medizis in der Verſammlung ausrief: „Mitbürger, diejenigen, welche heute den Gonfalonier Soderini dadurch zu retten glauben, daß ſie für ihn ſtimmen, begründen nur ſein Verderben; denn ſeine Feinde werden ihn morden, wenn ſie ihn ſeines Amtes nicht entſetzen können!“ Soderini legte freiwillig ſeine Würde nieder und wollte nach Rom gehen. Unterwegs erfuhr er, daß Pabſt Julius II. alle ſeine Güter eingezogen habe. Soderini begab ſich ſeines hohen, republikaniſchen Amtes und ſeiner Güter beraubt nach Ankona und von da nach Raguſa.

Der Kardinal Johann Medizis (er bekam den Purpur ſchon als Knabe von 11 Jahren) zog in Florenz ein. Mit ihm ſein Bruder Julian, beide Söhne des Lorenz Medizis, des Prachtliebenden; Julius, Maltheſer-Ritter und Prior von Capua, natürlicher Sohn Julians des Aelteren, Bruder des Laurento Magnifico und Lorenz II., Sohn Peters Medizis, des Aelteſten der drei Söhne des Magnifico, (des Prachtliebenden) der im Garigliano ertrank. Mit ihnen kamen noch zwei Kinder, Hippolyt, natürlicher Sohn Julians II. und Alexander, natürlicher Sohn Lorenz II., in welchem man das alte Geſchlecht der Medizis erlöſchen ſah.

Keines der Häupter dieſer Familie hatte einen legitimen Sohn.

Durchlaufen wir die Geſchichte der Medizäer, welche der Hiſtoriker Roscoe ſo ſehr verherrlichte — von Cosmus bis zu Johann, der uns als Leo X. nur zu gut bekannt iſt, in ihrem genaueſten Detail, ſo erbleicht der Schimmer der Poeſie, den ſie über dieſes herrſchſüchtige Geſchlecht verbreitete, das nur im Stammvater Colmus und in Lorenz Magnifico leuchtet.

Ferdinand der Katholiſche.

(Charakterbilder.)

Ferdinand, genannt der Katholiſche, hauchte ſein Leben am 15. Jänner 1516 zu Madrigaleggio, einen Monat dem Tode des großen Feldherrn, Conſalvo von Cordova aus, der ſeine Herrſchaft mit dem Glanze des Ruhmes umgeben hatte und den er, — aus Dankbarkeit, im Exil verſchmachten ließ. Die Fourberie Ferdinands, ſeine Heuchelei und ſein beſtändiges Glück täuſchten die große Menge. Er galt für den geſchickteſten Politiker ſeiner Zeit, für den Monarchen, der am beſten alle Chancen der Weltereigniſſe vorausberechnete und ſie an ihr Ziel zu führen wußte. Die Prieſter und die Mönche, welche er ſo ausdauernd begünſtigt hatte, trieben ihre Lobeserhebungen noch weiter. Der Jeſuit Mariana ſchließt ſeine Geſchichte Spaniens mit folgendem Panegyrikus:

„Unſer Fürſt überragt weit Alle jene Könige, die jemals in Spanien lebten, durch die Pflege der Gerechtigkeit, durch Klugheit und Seelengröße. Ueberall muß man Gebrechen finden, das iſt durch die menſchliche Natur bedingt; zudem ſind Neid und Bosheit immer fertig den großen Männern Fehler anzumuthen, an denen ſie keine Schuld tragen. Allein durch Beſcheidenheit u. Mäßigkeit im Regieren, durch Liebe zur Religion, durch Eifer für die Wiſſenſchaften, durch alle Vorzüge eines gerechten, ſanften, wohlthätigen und wahrhaft chriſtlichen Königs wurde er der Spiegel, in welchem ſich alle Fürſten beſchauen ſollten, der Gründer des Friedens in Spanien, der Sicherheit dieſes Landes, ſeiner Herrlichkeit und ſeiner Größe.“ So weit der Loyolitiſche Biograph. Allein dieſer heimtückiſche, ungerechte, grauſame Menſch, der ſo viele Völker unglücklich machte, der keinem Mitleid zugänglich war, täuſchte eben ſo wenig einen Macchiavelli durch ſein Glück und durch ſeine Hypokriſie. Der florentiniſche Sekretär, der die Praktik der Fürſten ſeiner Zeit gleichſam in ein Corpus von Staats-Doktrin zuſammenſtellte und der ſich oft nachſichtig erzeigte gegen die Verbrechen, ſobald er ſie für geeignet fand, entweder die Macht der Fürſten zu begründen oder zu befeſtigen, ſah in Ferdinand nur einen pfiffigen und glücklichen Menſchen aber keinen weiſen und klugen Mann. Sein Freund Franz Vittori, der dieſe Anſicht ſelbſt näher entwickelte, enthüllte in allen Handlungen Ferdinands vom Jahre 1494 an eine ſeiner Verſchmitztheit gleiche Unklugheit. Faſt immer, ſo oft er ſeinen Vetter Friedrich, ſeine Alliirten, ſeine Generale und ſeine Völker hinterging, rief er unnütze Gefahren herbei und gelangte höchſtens langſam auf krummen Wege zum Ziele, das er rühmlicher auf dem geraden hätte erreichen können.

Les enfants perdus.

Bey der Schlacht in Santa Brigitta oder Marignano im Sept 1515, welche König Franz I. der Ritterliche in einem Alter von 22 Jahren leitete, befand ſich unter den Schweizern

Digitized by Google

die damals gegen Frankreich kämpften, ein Bataillon auserleſener junger Leute unter dem Namen der „Enfans perdus“ (der geopferten Söhne) aus allen Kantonen. Sie zeichneten ſich durch die weiſen Federn aus die auf ihren behelmden Häuptern flatterten und ſtanden im doppelten Solde. Sie waren eigentlich die Elite der Sweizer-Armee. Unter den erſchütternden, weithin brüllenden Schalle der Alpenhörner von Uri und Unterwalden griffen ſie eine gut vertheidigte Batterie der Franzoſen an. Die Kanonen ſchmetterten Reihen der eeſtürmenden, bühenden Jünglinge nieder. Immer ſchloſſen ſie wieder, kühn und feurig wie Löwen, die gelichteten Reihen. Ihre weißen Federbüſche, in der monderhellten Kampfnacht ſchwankten geſpenſterhaft wie Geiſter. Sie erſtürmten endlich die Batterie und nahmen Rache an den Gegnern, die den hohen, weißen Federbüſchen weichen mußten.

Korreſpondenz.

△ Nürnberg, Anfang Septembers. — Unſere Sommerſaiſon iſt mit dem Volksfeſte zu Ende gegangen; es iſt die herbſtliche Regenzeit eingetreten, die uns auf das Zimmer beſchränkt oder uns in einzelnen Augenblicken einen Schritt ins Freie erlaubt, wenn man ſich mit Ueberrock, Regenſchirm und Handſchuhen verſehen hat. Der Nürnberger empfindet das Glück, ein Nürnberger zu ſeyn, niemehr als — wenn es regnet, warum? weil der weite, flache Sandboden um die Stadt herum immer noch etwas Trockenes behält, wenn anderswo die Wege ſchon bodenlos geworden ſind. Dies zeigte ſich beſonders an dem Volksfeſte; der ſonſt unerträgliche Staub war gebüſcht, über allzugroße Hitze hatte niemand zu klagen; und die Wirthe klagten, daß ſie fehle, das Biertrinken wolle nicht recht gehen, man hielt ſich mehr an Kaſe, Punſch und Glühwein, mit dem einbrechenden Abend machte gewöhnlich Kälte oder Regen das längere Bleiben auf dem Ludwigsfelde unbehaglich und das Vergnügen war im Ganzen nicht beſonders groß. Die gewöhnlichen Feſtlichkeiten fanden auch diesmal ſtatt und wurden durch ein Carouſſel-Reiten von 12 Rittern vermehrt, deren mit Präciſion und Sicherheit ausgeführten Turnierkünſte den allgemeinen Beifall errangen. — Der Feſtzug — immer das Schönſte von Allem — blieb auch diesmal nicht hinter den früheren Jahren zurück; Pferderennen, Vogelſchießen, Baumklettern, Früchte und Gemüſe-Ausſtellung ging in gewöhnlicher Art vor ſich und ein brillantes Feuerwerk machte den Schluß. An Gauklern und Marktſchreiern aller Art fehlte es auch diesmal nicht und die jetzt eintretende Herbſtmeſſe ladet dieſe Leute zu längerem Bleiben ein. Die Unterhaltung unſeres Theaters ging leider mit den andern Unterhaltungen nicht gleichen Schritt: keine brillante Oper, kein effektvolles Caſſenſtück, um die Anweſenheit der Fremden zu benützen; der „Pariſer Taugenichts war Alles, was die Direktion zur Feier des Namens- und Geburtsfeſtes des Königs bieten konnte, am Schluſſe des Stückes wurde noch ein ſilberner Pokal ausgeſpielt, zu welchem jedes Billet eine als Loos gültige Nummer erhalten hatte. Ein ganz unbedeutender Handwerksgeſelle war der Glückliche, der dieſen Pokal zu Ehren des Königs, des Volksfeſtes und des Theaters leeren ſollte. Das obengenannte Luſtſpiel von Töpfer, bekanntlich nach dem Franzöſiſchen bearbeitet, hat ſich hier beſonders durch die Darſtellung der franzöſiſchen Schauſpielergeſellſchaft, welche bei uns drei Gaſtſpiele gab, einen bleibenden Ruf erworben und das ausgezeichnete Spiel der Dem. Schneider in der Titelrolle bot intereſſante Vergleichungen dar. Unſere Oper liegt im Argen. Der Tenoriſt, Hr. Löwe, die Sängerin Mad. Baumeiſter haben uns verlaſſen; ſelbſt die hier ſo gern geſehene und gehörte Dem. Urban will wieder nach München zurückkehren — das ſind trübe Ausſichten; dennoch hörten wir einmal wieder Bellini's Romeo und Julie, wo Mad. Janik vom Theater zu Peſth den Romeo mit glücklichem Erfolge gab, da, wenn auch ihr Spiel nicht befriedigen konnte, doch ihre Stimme rein und gurgelkunſt, auch ihr Vortrag geſchmackvoll und anſprechend iſt; ein gleiches gilt von ihr in der vor Kurzem gegebenen „Nachtwandlerin.“ Als neue Gäſte traten hier auf, Hr. Woller vom Stadttheater zu Grätz; Demoiſelle Grimm vom Stadttheater zu Ollmütz und Hr. Seelig von Frankfurt a. M.; doch vermochte dieſes Kleeblatt nicht vollkommen zu befriedigen, wenn gleich durch ihr Auftreten einige ältere gern geſehene Stücke über die Bühne gingen, wie Raupachs „Corona von Saluzzo“ ſein „Iſidor und Olga“, das alte Luſtſpiel „die beiden Peter“, Kotzebue's „Bruderzwiſt“ und „Johanna von Montfaucon.“ Dazwiſchen folgten auch Birch-Pfeiffer'ſche Stücke, wie die „Günſtlinge“, „Pfeffer-Röſel“, früher auch „Johannes Guttenberg“, die aber von dem Redakteur der „ſüddeutſchen Blätter“ beſonders angefeindet werden und auch als wahre Produkte nie viel Beifall ſich errungen. Dies veranlaßte vielleicht Hr. Böcker, der früher in Bremen, ſeit einem halben Jahre hier im Fache der Helden engagirt iſt, und jenem Kritiker nach weniger gefallen wollte, die hieſige Bühne zu verlaſſen und nach Zürich zu wandern, und unter den Auſpicien der Mad. Birch-Pfeiffer ſich Lorbeeren zu holen, ſtatt der Brenneſſeln. Möge es unſerm ſo tüchtigen und eifrig bemühten Hrn. Direktor Hahn gelingen, im Verlauf des kommenden Herbſtes und Winters nur einen ſolchen Gaſt zu gewinnen, wie wir deren in den ſchönſten Sommermonaten mehrere hatten. Damals lockte die herrliche Jahreszeit ins Freie. Die Roſenau wollte ihre Beſucher, der „Schloßzwinger“, als Sammelplatz der nobeln Welt durfte nicht verſäumt werden und der neue „Horns-Zwinger“, ſonſt ein unbedeutender Platz, aber mit einer lieblichen Ausſicht, rivaliſirte ſo glücklich mit allen andern Luſtorten, daß der Raum zu klein wurde, die Gäſte aufzunehmen; denn nachdem im Anfang blos die nach friſchem Bier ſchmachtende Männerwelt ſich dort eingefunden hatte, verſchmähten es auch die eleganteſten Damen nicht, ſich dort einzufinden, wenn auch von dem Wirthe mit übler Miene angeſehen, weil ſie mehr Platz, als Bier wegnahmen. Da mußten freilich die erſten Künſtler der Bühne, die Ueberzeugung von einer Lauheit des Publikums gegen die dramatiſche Kunſt gewinnen, weil es ihnen nicht gelang, die Theaterräume nachhaltig zu füllen. Kann es einen höhern Genuß geben, als den genialen Löwe von Wien als „Garrik“, als „Percival“ in Griſeldis, als „Hamlet“ zu ſehen? Daneben ſpielte Hr. Coſtenoble den „Thomas Hild“ im erſtgenannten Stück, den „Schewa“ im Juden, den „Shylock“ im Kaufmann von Venedig, und den „Rapid“ im Schneider und ſein Sohn. Beide Gäſte riſſen zur größten Bewunderung hin; Hr. Löwe ſteht auf der erſten Stufe der mimiſchen Kunſt, alles an ihm iſt edel, großartig; dabei keine Uebertreibung, Aeußeres und Inneres in ſchönſter Harmonie. Hr. Coſtenoble gab in ſeinen Gaſtrollen einen Erſatz für Seidelmann, der ſtets hier gehofft und erwartet wurde, nun aber ſeine Lorbeeren in der nordiſchen Hauptſtadt ſammelt. Hr. Anſchütz von Wien gab uns nur in zwei Gaſtrollen als „Wilhelm Lips“ im Amerikaner und als „Beliſar“, Gelegenheit, ſein hohes Talent zu bewundern und ihn in der letztern Rolle dem großen Eßlair würdig an die Seite zu ſtellen. Er reiſte ſogleich wieder ab, wie man ſagt, beleidigt über den geringen Beifall, welcher ſeiner Gattin geſpendet wurde, die doch als „Jerne“ alle Anerkennung fand.

Dresden, im Sept.

(Königlich ſächſiſches Hoftheater.) Am 9. September. Die neue Wiener Poſſe, „die beiden Nachtwandler“, hat bei uns gänzlich Fiasco gemacht. Solche leichte und leichtfertig gearbeitete Waare will man hier zu Lande ſelbſt auf dem Sommertheater am Linkeſchen Bade nicht haben. Namentlich haben die groben Scherze und Zweideutigkeiten, die dieſem Stücke in Wien vielen Beifall erwarben, den Unwillen der kunſtſinnigen Dresdener erregt. — Anſchütz hat nun ſeinen Gaſtrollenkreis mit dem Wallenſtein in „Wallenſteins Tod“ beſchloſſen. Während wir dieſen außerordentlichen Schauſpieler als Lear bewundern mußten, hat er in der Rolle des Wallenſtein uns weniger angeſprochen als vor vier Jahren, wo er ſie auch auf unſerer Bühne ſpielte. So ein hausbackener Ton, ſolche Bequemlichkeit, wie ſie Hr. Anſchütz diesmal zur Erſcheinung brachte, paſſen wohl in ein Ifflandiſches Familienſtück, aber nicht für den tragiſchen Helden. Es wollte dieſem kreuzbraven, geſchwätzig breiten Wallenſtein kein Menſch glauben, daß er ſich auf geheime aſtrologiſche Künſte verſtehe, geſchweige daß er Kaiſer und Reich an den Abgrund des Verderbens gebracht habe. — Ruhmvolle Erwähnung unter den Mitſpielenden verdienen Hr. Werdy, als Buttler, Hr. Pauli als Gordon, Hr. Heckſcher als ſchwediſcher Hauptmann; auch Fräulein Berg als Thekla, und Fräulein Herold als Gräfin Terzky verdienen Lob. Was Frl. Herold, der wir neulich höchlich zürnen mußten, leiſten kann, wenn es ihr Ernſt mit einer Sache iſt, wenn ſie die Dinge einmal nicht von der ſpaßhaften Seite anſieht, hat ſie durch die Darſtellung der Gräfin Terzky hinlänglich bewieſen. Dieſe Rolle, welche durch frühere mittelmäßige Schauſpielerinnen ſo zu ſagen in Verruf gekommen war, iſt durch Frl. Herold gleichſam wieder zu Credit und Anſehen gelangt. — Das neue Luſtſpiel: „Vetter Michel“ von Prinzeſſin Amalie, hat, vorgeſtern zum erſten Mal aufgeführt, mehr durch das herrliche Zuſammenſpiel Pauli's, Devrient's, der Bauer u. ſ. w. als durch die ihm inwohnende dramatiſche Kraft angezogen. Auch in dieſem Stücke ſoll, wie in allen übrigen der hohen Verfaſſerin, derſelbe Fehler vorherrſchen — völlige Unkenntniß des Lebens. Da wir verhindert waren, jener erſten Vorſtellung beizuwohnen, ſo müſſen wir die auf unſer Urtheil gutmütig neugierigen Leſer auf die nächſte Aufführung vertröſten, welcher wir ſicher unſere unſchätzbare Gegenwart ſchenken werden. — Am 6 d. M. wurde Leſtocq, Oper von Auber, nach langer Ruhe wieder gegeben, doch müſſen wir leider bekennen, daß dieſe Vorſtellung für unſer Theater eine ſehr mittelmäßige zu nennen war. Niemand war ſeiner Rolle ganz Herr, nirgends, weder im Orcheſter, noch auf der Bühne, war reges Leben — alles wie im Schlafe; Herr Schuſter, Dimitri Lupakin, Mad. Schubert, Eliſabeth, ſchlecht bei Stimme — zum Erbarmen. Warum nöthigt man halbheiſere Menſchen zum Singen? Das begreift man wohl, wo das Theater nichts als eine Maſchine zum Broderwerb iſt, aber nicht an einem großen Hoftheater.

H. F. Mannſtein.

Digitized by Google

Die Biene

Bayeriſches

Sonntagsblatt.

1837. № 39.

Schloſs Kaiſersberg in Kroatien.

Dort auf den Felſenzinnen,
Da ſteht ein ödes Schloß;
Einſt hauſten Templer d'rinnen
Mit großem Dienertroß.

Sie ſtraften Unterdrücker,
Und Räuber mit dem Schwert;
Sie waren Volksbeglücker,
Vom Volke hochgeehrt.

Doch ob des Ordens Gütern,
Ob ſeiner großen Macht
War in den Weltgebietern
Habgier und Neid erwacht.

Nah' wohnte bei dem Schloſſe
Ein Freiherr, ein Magnat,
Der Ritterſchaar Genoſſe
Bei mancher Edelthat.

Dem Mann ward aufgetragen
Der alten Freunde Mord,
Und er, ſie zu erſchlagen,
Bot ſeine Hand ſofort.

Er dingte Menſchenſchlächter,
Zog Nachts zum Schloß hinan,
Dort tödtet' er die Wächter,
Die ſchnell ihm aufgethan.

Dann in des Schlafes Halle
Drang ſeine Schaar mit Wuth;
Tod traf die Ritter alle;
Die ſorglos dort geruht.

Und dafür ward zum Lohne
Das Schloß ſein Eigenthum,
Dazu die Grafenkrone,
Und alles Land ringsum.

Doch in den Mauerweiten,
Von ſchwerer Qual gedrückt,
Sah er die Templer ſchreiten,
Das Racheſchwert gezückt.

So an des Mordes Stätte
Verfolgt' ihn das Gericht,
Bis einſt man früh' im Bette
Todt fand den Böſewicht.

Und durch den Schutt der Hallen,
Vom Templerſchwarm gejagt,
Soll noch der Mörder wallen,
Allnächtlich, bis es tagt.

Adolph Bube.

Der Arzt als Scharfrichter.

Ein Lebens- und Reiſebild, nach Erlebniſſen eines Freundes

erzählt von

H. F. Mannſtein.

(Fortſetzung.)

Zweiter Abſchnitt.

Ueber Konſtantinopel ſtieg der wonnigſte Frühlingsmorgen in ſeiner höchſten Schöne empor. Die Rieſenſtadt mit ihren Thürmen und Thürmchen, wohllüſtigen Serails, frommen Minarets, himmliſchen Mädchen und ſcheußlichen Eunuchen, die Stadt, die das Reizendſte und Schaudererregendſte einſchließt, ſie ſchloß in dieſem Augenblicke, wo wir ſie in den Kreis unſerer Erzählung ziehn, auch die uns wohlbekannten Reiſenden ein. Wer ſich darüber etwa verwundern ſollte, dem diene zur Nachricht, daß Lord Kingſton es ſich nun einmal vorgeſetzt hatte, Europa in einem Striche zu durchfliegen. Und was ſich ſo ein engliſcher Lord einmal vorgeſetzt hat, das giebt er nicht ſo leicht wieder auf. Um nun ſeinen Plan durchzuführen, ohne von dem Wechſel der Jahreszeit zu leiden, hatte er die Zeit ſo eingetheilt, daß er, je kälter es wurde, immer weiter nach Süden kam, und mit anbrechendem Frühling in Konſtantinopel eintraf. Denn in den hesperiſchen Gefilden am Geſtade des Bosporus wollte der würdige Sohn Britanniens ſeinen ſechsunddreißigſten Lenz beginnen und verleben, um dann das theure Vaterland mit ſeiner rothhaarigen Gegenwart zu beglücken.

Als Verwandter des engliſchen Geſandten führte der edle Lord, und mit ihm ſein Leibarzt Bernhard, ein recht behagliches Leben, d. h. es wurde unmenſchlich gegeſſen und getrunken, geritten und gefahren; auch hatten ſie durch die Empfehlung des Miniſters Gelegenheit genug, ſich in hochgebildeten Türken-Zirkeln bis zur Verzweiflung zu langweilen. Aus einem ſolchen konnte am vergangenen Abend der junge Arzt ſo viel Verſtimmung mit nach Hauſe gebracht, daß er ſie nicht einmal verſchlafen hatte, ſondern ſich eben bemühte, ſie im Garten des Geſandſchafts Hotels durch Luſtwandeln vollends zu vertreiben. Aber auch das wollte ihm nicht gelingen, denn vor ſeine ächt menſchliche Seele drängte ſich immer und immer wieder das namenloſe Elend, welches chriſtlicher und türkiſcher Deſpotismus ſeit Jahrhunderten auf das Land gehäuft hatte, welches der Schöpfer zu einem Elyſium für die Menſchheit beſtimmt zu haben ſchien. So hatte Bernhard auch in Italien nicht begreifen können, wie dort ſich Tauſende unter einem beklagenswerthen Volke glücklich zu fühlen vermögen, unter einem Volke, welches außer ſeinem Lumpen und Thränen nichts hat, als ſeine Dolche und Heiligenbilder.

Unter trüben Betrachtungen mochte ihm nach unſerer

Berechnung etwa die erſte Morgenſtunde herangekommen ſeyn, als ihm ein Diener Kingſtons, die Ankunft zweier Türken meldete, die ihn dringend zu ſprechen wünſchten. Verwundert ließ der Doctor ihnen die Erlaubniß zum Eintritt in den Garten anſagen, worauf auch ſogleich zwei Männner mittleren Alters in ſtattlicher Tracht erſchienen. Nach einer tiefen Verbeugung begann der Eine in engliſcher Sprache: Sie ſehn in uns zwei ergebene Diener des unvergleichlichen Mehmed Ali, des erſten Hoflieferanten unſers hoch erhabenen Padiſcha, den Allah erhalten wolle. Ich bin der unwürdige Dollmetſcher, und dieſer neben mir der eben ſo unwürdige Haushofmeiſter des erwähnten unvergleichlichen Mehmed Ali, welcher allwöchentlich das beneidenswerthe Glück genießt, vor dem Statthalter des Propheten mit ſeiner Stirne den Boden ſiebenmal zu klopfen, und welcher jetzt durch den edeln Botſchafter Britanniens erfahren hat, daß Sie die Kunſt beſitzen, allerlei Krankheiten der Zähne wunderbar zu heilen. Da nun Allah unſern Herrn mit einer ſolchen Kranlheit heftig heimgeſucht hat, ſo läßt er Sie durch uns freundlich erſuchen, mit ſeinen Dienern zu ihm zu kommen, um ihn bald möglichſt von ſeinem Uebel zu befreien,

Bernhard überlegte einen Augenblick, befahl dann den Beiden ſeiner im Gaeten zu harren, und begab ſich zu Kingſton, der ſich eben den Schlaf aus den langen Gliedern ſchüttelte. Auf die Frage des Doktors, ob er der erhaltenen Einladung folgen ſolle oder nicht, erwiederte er lachend: Ei verſteht ſich, Meiſter Bernhard! Dieſer Mehmed Ali iſt ja der unvergleichlichſte Schuike, der unſerer Geſandtſchaft die unbezahlbarſten Dienſte leiſtet. Mit dem dürfen wir's um keinen Preis verderben. Mein Neffe, der Miniſter, gedenkt ihn durch Ihre Kunſt noch weit inniger an ſich zu ziehen, und wir haben es geſtern nur vergeſſen, Sie von der ganzen Geſchichte in Kenntniß zu ſetzen, welche kürzlich dieſe iſt: Der alte Schlingel hat ſich durch unmäßigen Opium-Genuß die Zähne ſo ſchwarz gebeizt, daß ſie wie eine Reihe verbraunter Paliſſaden daſtehen und anbrüchig zu werden drohen. Als er nun von dem Geſandten zufällig erfahren hat, daß ſein unſchätzbarer Neffe einen Arzt bei ſich führe, der den Leuten die Zähne nicht nur einzuſchlagen, ſondern auch auszubeſſern verſtehe, iſt er vor Freude faſt unſinnig geworden und hat es zu einer Bedingung ſeiner künftigen Dienſte gemacht, daß er ſchleunigſt unter Ihre Feilen, Schaber und Bürſten komme. Da dieſer ſein Wunſch nun mit dem Intereſſe der großen Nation zuſammenfällt, ſo erſuche ich Sie, ihm eiligſt zu entſprechen, und gebe Ihnen nebenbei die Verſicherung, daß der Türkenhund Ihre Mühe beſſer belohnen wird, als der chriſtlichſte Edelmann in Deutſchland. Sie müßten denn etwa Bedenken tragen, heidniſches Gold in Ihre getauften Taſchen zu ſtecken. —

Das thue ich ſo wenig, entgegnete Bernhard lachend, als ſich die große Nation ſchämt, den andern die Taſchen auszuleeren.

Er entfernte ſich, und ſtand bald gerüſtet vor den Abgeordneten Ali's, welche ihn zu einer vor dem Hotel wartenden Sänfte führten, die ſie ihn zu beſteigen baten. Bernhard folgte der Aufforderung, und der lange Weg, welcher die Vorſtadt Pera, den Wohnort des Geſandten, von dem des Mehmed Ali trennte, wurde in weniger als einer Stunde zurückgelegt. Der Zug hielt vor einem Gebäude, deſſen Außenſeite vom Vermögen und Reichthum des Beſitzers eben keinen Verdacht erregte, wie überhaupt keins in Conſtantinopel, weil die vermögenden Moslems durch äußere Pracht ihrer Häuſer die unbegrenzte Habgier der Regierung zu erwecken fürchten, die kein Verbrechen ſcheut, um fremdes Eigenthum in ihren Schatz zu ſenken. Um ſo glänzender aber hatte ſich der Hoflieferant des Großherrn im Innern ſeines Hauſes eingerichtet. Schon der Vorſaal, in welchen der Doctor zuvörderſt geführt wurde, war mit koſtbaren Teppichen und Rieſenſpiegeln ausgeſchmückt; noch weit mehr aber war das Gemach verziert, in welches man ihn nach kurzem Warten einließ. Hier dampften in ſilbernen Schaalen auf marmornen Pilaſtern die feinſten Wohlgerüche, die aber im Vereine mit den Tabaksrauche, der in dichten Wolken umherwalzte, einen betäubenden Eindruck auf die Sinne machten.

(Fortſetzung folgt.)

Der reſtaurirte Dom zu Bamberg.

Von der Eröffnung unſeres nun reſtaurirten Domes, haben wir und mehrere vaterländiſche Blätter als eine merkwürdige Erſcheinung kurze Anzeigen gegeben, und es ſind auch bei Eröffnung deſſelben zwei hier, auf bezügliche kleine Schriften erſchienen. Eine davon enthalt lediglich hiſtoriſche Daten, und ſagt über das neu Entſtandene blos am Schluße einige Worte. Die andere iſt rein kritiſcher Natur, und tragt verſchiedene Wünſche und Aenderungen vor.

Was die letztere auch immerhin vor dem Forum der ſtrengen Kritik zu ziehen berechtigt ſeyn mag, hierüber uns auszuſprechen, liegt nicht in der Tendenz der Biene. Wir freuen uns vielmehr über das was wir ſehen und genießen, glaubend, daß die Kunſtgebilde ſo hier wie überall lange nicht zur Vollendung reifen, wenn auf alle Subtilitäten und Sublimitaten der Kunſtrichter und Kritiker Rückſicht genommen wird. Aufgefordert fühlen wir uns vielmehr, über ein Werk dieſer Art, das uns einen ſolchen Schatz aufſchließt, — in hiſtoriſchen Urkunden bis hinauf an die graue Vorzeit Bambergs, — in künſtleriſchen Gebilden, im Gebiete der Plaſtik, Architektur, Toreutik, Aereutik und Malerei, — in archäologiſchen Forſchungen, den gebildeten Leſern eine nähere Beſchreibung deſſen zu geben, was durch die Abnahme der früheren Uebertünchung und Entſtellung wieder vorgefunden, und deſſen was an die Stelle der entfernten Mißſtände nun Neues und Schönes getreten iſt.

In dieſem Sinne, durchwandern wir den Dom, indem wir zu demjenigen Portale eintreten, das zum gewöhnlichen Beſuche deſſelben täglich offen ſteht, nemlich an der vordern Fronte zur rechten Seite des Georgen Chors.

Beim erſten Tritt in dieſen Tempel nimmt zuerſt unſere Aufmerkſamkeit vor Allem der mit rothen und blaulichweißen Steinen neugeſchalte Fußboden in Anſpruch, und ſodann der abgeriebene kleine Kreutzbogen mit den in den Ecken ſtehenden 3/4 Säulen; denn eine jede dieſer Säulen hat ein anderes Kapitäl (eine ganz eigene merkwürdige Karakteriſtik dieſes Bauſtyls), und nebſtdem iſt daran ſehr bemerkenswerth, daß die Baſen von den an den Ecken zwiſchen den Abacus und Echinos angebrachten Schließen, blos die Säule Rechts am Eingang ein ausgearbeitetes Laub hat, während an den andern dreyen die Form glatt geblieben iſt.

Nachdem wir dieſe kleine Vorhalle verlaſſen und in den Seitengang der Kirche gelangen, wird die 12 Stufen zählende Treppe zum Seiten-Aufgang in den Georgen Chor ſichtbar, welche noch aus der früheſten Erbauungszeit der Kirche herſtammt.

Durch die Reſtauration ſind an dieſer Stelle 2 ſchöne und merkwürdige Plaſtiken gewonnen worden, nemlich der Chorthüre rechts eine auf dem Würfel liegende und von einer Säule niedergedrückte Thierfigur mit Menſchenkopf, eine Art Sphinx, und links der Thür in einer (von zweien Säulen

begrenzten Niſche), ein ausgezeichnet ſchönes Relief: den Erzengel Michael mit dem bezwungenen Drachen darſtellend, aus deſſen Rachen das Zeichen des Kreutzes hoch in die Höhe ſteigt. Der Hintergrund der Niſche iſt bemalt. Die Farben bedürfen jedoch noch einer geeigneten Auffriſchung.

Kaum einige Schritte weiter, in dem zweiten und dritten Bogen des Seiten-Ganges iſt gleichfalls durch das Abreiben eine der intereſſanteſten Parthieen des Domes zur beſſeren Würdigung in Vorſchein gekommen. Nämlich oberhalb zweier Bogen, wovon um den einen die byzantiniſchen Zackenglieder herumlaufen, befinden ſich 6 Niſchen Blenden mit 8 Säulen. In jeder Blende ſtehen 2 Figuren, im ganzen Zwölfe, nach den von einigen getragenen Attributen zu urtheilen, die 12 Apoſtel, die Schäfte der beiden mittlern Säulen von der erſten Abtheilung ſind vergoldet, und man ſieht ganz deutlich die Spuren äuſſerſt ſchöner, höchſt wahrſcheinlich enkauſtiſch gemalter Blumen-Arabesken. Im Hintergrunde der Figuren, ſo wie an den architektoniſchen Gliedern und an den Niſchenbögen, wechſelt Malerei und Vergoldung geſchmackvoll ab. Das obere Schlußgeſimſe iſt in ſehr guten Verhältniſſen gehalten. Wer aber kein ſcharfes Auge hat bedarf zum Beſchauen dieſer Werke einer reinen Loupe. Indeß kann man dieſe Parthie, welche ſich noch überdem durch die hier angebrachten 5 frei ſtehenden Statuen, worunter die des Kaiſer Heinrichs und die der Kaiſerin Kunigunde zweimal vorkommt, noch insbeſondere auszeichnet, nicht ohne den Wunſch verlaſſen, es möchten bei der weitern Reſtauration, dieſe Malereien ebenfalls auf geeignete Weiſe hervorgehoben werden. Dabei wäre es nun als ein weſentliches Erforderniß anzuſehen, daß ehe eine Hand daran gelegt wird, dieſſelbe mit Genauigkeit abzuzeichnen und farbig anzulegen ſeyn dürften, welche Zeichnungen ſodann zur unverrückten Richtſchnur dem Reſtaurateur beſtändig vorliegen müßten.

Bewegen wir uns von da weiter, ſo ſehen wir an den Pilaſtern der folgenden Bögen, mehrere wieder aufgefundene Wandgemälde, Heiligenbilder und Scenen aus der Geſchichte Chriſti mit Emblemen darſtellend. Unbilden eines geſunkenen Zeitalters, hätten bald ihre Spuren gänzlich verwiſcht. Kalkanſtrich wurde zum öftern auf ihnen aufgetragen, und dann wieder abgerieben. Urſach deſſen iſt deren Entzieſſerung nicht leicht. Auch mehrere eingemauerte in artiſtiſcher und hiſtoriſcher Hinſicht bemerkenswerthe plaſtiſche Werke, Kenotaphien aus dem 13ten und 14ten Jahrhundert, ſind an dieſen Pfeilern zu finden.

Das nächſt Merkwürdige durch Abnahme der Uebertünchung, iſt die eine von den niedern Seitenmauern des Peterschors, welche rechts und links deſſelben, durch die einige Zeit nach Vollendung des Kirchenbaues vorgenommene Verlängerung deſſelben entſtanden ſind. Gleichfalls wie am Eingange in die Kirche beim Georgen-Chor, ſo iſt auch an dieſer Seite eine durch Architektur und Malerei höchſt anziehende Dekoration, mit 27 gemalten Figuren in Vorſchein gekommen. Nemlich auf einem einfachen, blos von 5 eingefaßten Bögen unterbrochenen, aber in ſehr gutem Verhältniſſe gehaltenen Unterbau, befindet ſich eine 10 Säulen zählende Bogenſtellung, welche 9 Niſchenblenden formirt. Da eine Eigenthümlichkeit dieſes Bauſtyls darin beſteht, daß äuſſerſt häufig der Bogen auf Säulen aus 3 Zirkelſtücken zuſammengeſetzt iſt, ſo entſteht in der innern Vertiefung eine Abtheilung. Hier hat jeder untere Theil bis zum Säulen-Kapitäl ein länglich viereckiges Feld, worauf eine ganze Figur gemalt iſt. Oberhalb des Spiegels, in dem Felde, welches den Bogen ausfüllt, iſt ein gemaltes Bruſtbild, und endlich in den 9 Zwickeln, zwiſchen den Bögen, kleinere Figuren; zuſammen 29 an der Zahl. Den Schluß der Säulen- und Niſchen-Reihe, macht ein ſchönes Kranzgeſims mit reichen Vergoldungen und abwechſelnd bemalt.*) Auch die 10 Säulen-Schäfte waren bis zum Kapitäl vergoldet. Was oben zu wiederholten Malen hinſichtlich der weitern Ausführung dieſer Ueberreſte, geſagt worden iſt, findet auch hier Platz.

Dieſem intereſſanten Cyclus aus der älteſten Entſtehungszeit unſers Doms und ganz in der Nähe, ſteht einer von den neu errichteten Seiten-Altären, zu welchem man mittelſt 4 Stufen gelangt. Der Altartiſch hat im Mittel der vordern Seite eine Roſette, und iſt oben mit Kreisbögen und vertieften bandartigen Verzierungen umgeben. An den beiden Seiten des Aufſatzes ſind 4 reich gezierte ſteinerne Leuchter geſtellt, und ſeine Fronte iſt durch Leſenen in 3 Theile getheilt, von welchen jeder Theil mittelſt zweier Säulen und eines Bogens eine niſchenförmige Vertiefung zeigt. Sie enthalten die ohngefähr 20 Zoll hohen Bildchen der Maria mit dem Jeſus-Kinde, des Kaiſers Heinrich und der Kaiſerin Kunigunda auf den glühenden Pflugſchaaren, die Feuerprobe beſtehend. Der beblumte und beſternte Goldgrund, ſteht ſehr gut zum Naturton des Steines, wie zu den Gemälden ſelbſt. Auf den Leſenen unmittelbar befindet ſich ein Cornich, der ſich zunächſt durch die aus der griechiſchen oder römiſchen Architektur in den ſogenannten byzantiniſchen Bauſtyl auf modifizirte Weiſe übergegangene, nämlich nach der eckigen Kaute geſtellte Zahnſchnitte bemerkbar macht. Die Geſimsglieder formiren in der Mitte einen Fronton, und das Ganze iſt aus einem Stein rein und ſchön gehauen. Den Schluß dieſes Altars macht ein aus flachen Schneckenwindungen und Laubwerk zuſammengeſetzter Acrotorius, wie deren ſolche als eine feinere Vollendung an den klaſſiſch antiken Bauwerken der Griechen und Römer gebräulich waren. Aus dem von den Schnecken hervorgehenden Laub, werden 3 Kreuze gehalten, ein großes in der Mitte mit dem bekannten elfenbeinernen Kruzifix des Kaiſers Heinrich, und 2 kleinere dieſem zur Seite.

Von da aus gelangt man mittelſt einer 13 Stufen hohen Armtreppe auf den Peters-Chor, eine Camera, wo Werke aus der Zeit Heinrichs, des Biſchofs Otto, dann dem Mittelalter bis auf den kunſtſinnigen Wiederherſteller des Domes, unſeres erhabenen Königs, die ſchönſten Empfindungen hervorrufen. Wir betrachten ſie gleichfalls wiederum der Reihe nach, werden jedoch vorher veranlaßt, einige Momente ſtille zu ſtehen, um die ungemein maleriſchen Durchſichten von dieſem Chor nach dem gegenüber ſtehenden, zu genießen.

Der erſte Blick fällt alsdann nothwendig auf das Deckengewölbe, wo man an den Rippen, den Gliedern und Feldern deſſelben Platfondverzierungen gemalt ſieht, woran der Eingeweihte wie der Laie, wahren Gefallen finden wird, denn man ſieht unzählige Formen von Laub, Blumen und Verſchlingungen, die äuſſerſt mannichfaltig und ſinnreich abwechſeln, und die in dem Typus ſo rein ſind, wie aus den beſten Zeiten der Kunſt. Sie ſind nun freilich reſtaurirt, wie ſie aber nach der Abreibung waren, zeigt ſich an den noch unreſtaurirten erſten Fenſterbogen, Seiten-Wangen, Chambraue und ſämmtliche Glieder damit verſehen ſind. Das Hervorheben dieſer Platfondmalereien iſt allerdings ein Verdienſt, doch möchte bei den vielen noch vorhandenen unreſtaurirten erwogen werden, daß damit nicht genug gethan iſt, wenn blos die Konturs ſcharf gezogen, der Hintergrund gedänkelt und die Form aufgehöhet iſt, ſondern daß es ſich hier noch um etwas Weſentlicheres handelt,

*) Eine Unterſuchung der farbigen architektoniſchen Glieder und Verzierungen aus der Periode dieſer Bauwerke wird viel zur Löſung der in neuerer Zeit aufgeworfenen Fragen beitragen; ob und wie die Griechen und Römer die tiefern Theile architektoniſcher Formen mit eucauſtiſchen Farben einließen.

Digitized by Google

nemlich um richtige Vertheilung von Licht und Schatten, vorzüglich der tiefern Drucker, wie ſolches deutlich auf vielen Stellen der noch vorhandenen Malereien gleicher Gattung ſichtbar iſt.

Der Blick, wiederum abwärts gerichtet, läßt zunächſt die ſchönen Chorſtühle aus dem unvergleichlichen ſpitzbogigen himmelanſtrebenden Style des Mittelalters mit der ehemals reichhaltigen und anmuthigen Bronzirung wahrnehmen. Sie machen, obwohl im Kontraſte mit dem Styl der Kirche, dennoch einen guten Eindruck. Beweis von der Vollkommenheit des Werks, richtig placirt.

Eine der älteſten Urkunden, welche die Stadt Bamberg aufzuweiſen hat, bewahrt hier die Mitte dieſes Chors; nemlich den Sarkophag des Anno 1047 an die Stelle begrabenen Pabſt Clemens II. Die Basreliefs auf den 4 Seiten deſſelben, von cararischen Marmor, ſtammen noch aus dem 11. Jahrhundert, und es wäre wünſchenswerth, wenn dieſer Sarkophag auf einen wenigſtens Schuh hohen Sockel geſetzt würde.

Von den 5 Bogenfenſtern des Chors ſind blos am erſten Fenſter die Malereien noch erhalten, es iſt an ihnen keine Reſtauration verſucht worden, ſie werden jedoch zur Verherrlichung dieſes Tempels in der Folge Vieles beitragen. Unterhalb eines jeden der 5 Fenſter iſt eine fortlaufende Bogenſtellung von 16 Säulen, wovon an den Kapitälen der 4 mittlern, und dem obern Rundſtab Vergoldungen vorkommen, eben ſo wurden durch das Abreiben in den Feldern der obern Zackenbögen gemalte Verzierungen wie am Platfond gefunden, die eine ſolche Mannichfaltigkeit haben, daß an jeder der 9 Blenden nicht eine Füllung oder Bandzierung wie die andere iſt.

Auf den Seiten ſind ſchön verkleidete Thüren hervorgearbeitet worden, ſie waren in alten Zeiten die Eingänge zum Chor, weil urſprünglich nie ein Chor von vorne eine Treppe hatte.

Der (St. Peters) Hauptaltar ſteht auf 3 von allen 4 Seiten herumlaufenden Stufen. An jeder der 4 Ecken ſteht ein der Stufenhöhe gleiches Poſtament und auf dieſem ein Piedeſtal, ſodann die 4 großen Kandelabern. Jedes Piedeſtal hat in ſeiner Bogenfüllung ein roſettenartiges Ornament, und die ungemein reich gezierte Kandelabers, dürfen den ſchönſten des Alterthums zur Seite ſtehen. Es ſind blos einige kleine unverzierte glatte Glieder daran. Um den Altartiſch herum lauft auf einem mit Waſſerlaub verzierten Bande ſtehend eine Bogenſtellung von 28 kleinen Säulen herum, deren Bögen aus 3 Zirkelſtücke zuſammengeſetzt ſind. Die Kapitäle ſind höchſt mannigfaltig, und gewähren ſehr viel Abwechslung. In der mittlern Blende iſt ein Kreuz en Relief. Mit der hintern Kante des Altartiſches bündig ſteht eine Zocke, von welcher der Kern ſowohl als wie die obern Glieder reich mit bandumſchlungenen Laubwerk verziert ſind, auf ihr ſtehen 8 ſteinerne Leuchter in einer Reihe, mit denſelben Verzierungen im kleinen, wie ſie an den Kandelabern ſich befinden. Die Zocke wird in der Mitte von einem Tabernakl unterbrochen, in deſſen Bogen die Statue des hl. Petrus ſteht. Der in der Form eines Piedeſtals gehaltene Tabernakl hat als Acroterius ebenfalls Schneckenwindung, mit einem Laub an jedem Eck, wie die bekannten, beblumten Stirnziegel. Oberhalb ſpitzt ſich das Poſtament in ein Zungenlaub, und aus dieſem geht das große ſteinerne Kreuz hervor, deſſen Ecken in runden Füllungen Roſettchen haben, ſo wie die vier Winkel des Kreuzes ein umſchlungenes Band mit Laub. Selbſt die Arme des Kreuzes ſind verziert. Alles Ornament iſt von Stein, ungemein zart und fleißig ausgearbeitet.

Auf dem zweiten Arm der Treppe wieder herunter in das Schiff der Kirche gehend, ſieht man in der Mitte der Treppe ebenfalls einen neuen Altar. Demſelben zur Seite oder am Schluſſe des Treppengeländers ſind auf 2 Piedeſtale wieder um 2 große ſteinerne Candelaber poſtirt, die an Geſchmack und Reichhaltigkeit den obern nicht nachſtehen. Zwei Stufen führen zu dieſem Altar. Der Altartiſch hat in der Mitte eine in 4 Bogen eingefaßte Roſette, deren Laubwerk um ein Kreuz herumliegt. Auf einem ſtufenartigen Aufſatz rechts und links des Tabernakels ſtehen 6 ſteinerne Leuchter in gleichen Gliederzierden. Jede Stufe hat unterhalb ein Bögelein mit einem Röschen, ſo wie die geeckten Zahnſchnitte, welche hier nicht nur oben, ſondern auch an der Seite herunterlaufen. Die Tabernakelthüre umgiebt eine 4fach aufeinanderliegende zackige Bogeneinfaſſung, die Bögelein und die Zahnſchnitte wiederholen ſich wie an den Stufen, und die Bedachung iſt auf allen 4 Seiten zirkelförmig mit herumlaufendem Stirnlaub. Oben in der Mitte geht aus einem ſich zuſammenbiegenden Blatte, ein kleines Kreuz heraus. Durch die mit durchbrochener Bogenverzierung verſehene Treppen-Brüſtung, iſt der Hintergrund leicht und durchſichtig gehalten.

Wir gelangen von hier aus in den Mittelpunkt des Kirchenſchiffs, wohin der durch ſeine Reliefs wie durch ſeine ganze Subſtruktion ausgezeichnet ſchöne Sarkophag des Kaiſerpaars, auf 2 Stufen verſetzt worden iſt. Zu beiden Seiten deſſelben ſtehen neue Betſtühle, deren Schnitzwerke die am Aeußern des Doms angebrachten Formen wiederholen. Auf dieſem Platze, am mittlern Pfeiler der Kirche, iſt der beſte Punkt, von wo aus die neue Orgel geſehen werden kann.

Die Orgel erforderte einen bedeutenden Raum von dem obern Theil des Kirchenſchiffs. Vier weit vorſpringende verzierte Sparnköpfe tragen ihre balkonartige Gallerie, in deren mittlere Fläche eine reiche Soffite in 5 Feldern vertheilt iſt. Um die Brüſtung der Gallerie läuft an 3 Seiten eine Bogenſtellung mit Säulchen herum, die in jeder Rundung eine verſchlungene Blattverzierung hat. Die Orgel ſelbſt ruht auf 3 großen Bögen in 2 ſtark ausladende Sparnköpfe, deren Zwickel und Bögen, ſo wie die Winkel und Kreiſe die in der joniſchen und korinthiſchen Ordnung übliche Schnur und Akanthusverzierung haben. Sie iſt ferner in einer doppelten Bogenſtellung von 5 und 3 Bogen durch ein architrabirtes Pilaſtergeſims über einander abgetheilt, deren untere Reihe in einer einfachen Zocke endet, während auf der obern eine reiche Voluten-Krönung, nach Art der Monumente des Thraſilus und Demoſthenes zu Athen, ſteht. Die Eckakroterien gleichen den griechiſchen beblümten Stirnziegeln.

Von der Orgel aus führt der Weg weiter zur zweiten Armtreppe, in deren Mitte gleichfalls wie unterhalb des Peter-Chors ein Altar ſteht, der nur mit wenig Abänderungen dem jenſeitigen gleicht. An dieſer Stelle iſt das halbrunde Bogenfenſter zu ſehen, welches nach dem Abbruch der früher da geſtandenen Freitreppe in Vorſchein kam, und durch welche die größere Krypte mit dem Kirchenſchiff von vorn kommunizirt. Dieſe 16 Stufen zählende Armtreppe, führt zum Georgen-Chor, und auch auf dieſem genießt man ein herrlich imponirendes Perſpektiv, gleich jener auf dem Peter-Chor.

Das auf dieſem Chor dann zunächſt Erſcheinende ſind die Chorſtühle, mit ihren einfach ſchönen Schnitzwerken, zu denen auch die in Holz geſchnitzten Figuren Heinrichs und Kunigund's gehören. Gleichfalls ſind die beiden altehrwürdigen Sarkophage der Biſchöfe Günther und Otto II., aus dem XI. und XII. Jahrhundert, nicht zu überſehen. Jedoch alles Neue in den Dom Gekommene, überſtrahlt der hier angebrachte Haupt-

Altar der Kirche, der Altar des St. Georgs, ein Meiſterſtück der Kunſt in Compoſition und Ausführung. Da es indeß zu weit über die Grenzen dieſes Blattes und unſers Vorſatzes führen dürfte, wenn wir eine detaillirte Beſchreibung davon geben würden, ſo verweiſen wir das wiſſensluſtige und theilnehmende Publikum auf eine nächſtens erſcheinende ausführlichere Schrift über den Dom und ſeine Reſtauration und beſchränken uns blos auf das Nachfolgende.

Man gelangt zu dieſem Altar auf 8 Stufen, immer je nach vieren ein Ruheplatz. An den Ecken, da wo nemlich die Stufen zuſammenſtoßen, ſtehen vier Säulen, aus deren Kapitälen vergoldete, einen halben Schuh im Durchmeſſer dicke Schäfte ausgehen, die einen Baldachin von rothen Sammt mit ausgefüllten Goldverzierungen tragen. In den 24 von Säulchen geſtützten Bogen um den Altartiſch herum, ſtehen 24 Figuren von Heiligen, Kaiſer Heinrich in der Mitte, ihm zur Rechten Biſchof Otto und dann macht Kaiſerin Kunigunde, Heinrich zur Linken den Schluß.

Der Fries des Aufſatzes, deſſen Kranz, ſo wie der des Tabernackels, alles iſt eben ſo reich als geſchmackvoll verziert. In der Mitte des Tabernakels in einer Niſche, befindet ſich St. Georg, dann rechts und links an jeder Seite 3 ſteinerne Leuchter, und einer vor dem broncenen Cruzifix, in jeder Beziehung die erhabenſte Bekrönung dieſes werthvollen Werkes. Die Grunddiſtribution dieſes Altars, gleicht im Uebrigen der des Peters-Chors.

Durch das Abreiben der Uebertünchung überhaupt und die Reſtauration insbeſondere, hat auch die, in der halben Rotonde des Georgien-Chors im Halbkreis herumlaufend, eben ſo ſchön als reich verzierte Säulenreihe, ſehr gewonnen. Sie ſind die größten, die ſich im Innern des Doms, aus der Zeit ſeiner Erbauung mit einem Stück, mit einem eigenen Capitäl-Aufſatze, vorfinden.

Stoff zu ernſten tiefern Betrachtungen werden neben dem Architekten auch dem Archäologen und Hiſtoriker, die 2 faſt bis ans Deckengewölbe reichenden rechts und links iſolirt ſtehende Säulen, in Verbindung mit noch vielen andern unerklärlichen Subſtruktionen im Dome, wovon wir bald mehreren begegnen werden, darbieten.

Zum andern Arm der Treppe wieder hinab in das Schiff der Kirche gehend, erſcheint an der vordern Seite des Pfeilers, die oft beſprochene, aber auch noch unentzifferte Statua equestris mit der ganz beblätterten Conſolbank, aus der Erbauungszeit des Doms. Eine Farbenſpur iſt nicht mehr ſichtbar daran.

Dieſem, gleichſam als Wächter oder Beobachter, der in frühern Zeiten auf dem Chor gepflogenen Verhandlungen poſtirten Cavalier zunächſt erſcheint, die Kanzel, um deren Brüſtung eine eben ſolche, jedoch auswärts ſteigende Bogenſtellung herumlauft, wie am Hauptaltar. In der vordern Ausbauchung derſelben ſteht in 5 Blenden Chriſtus in der Mitte von 4 Verbreitern des Evangeliums; ſie ruht auf einer Säule und iſt ganz von Stein; unten bis hinauf reich mit Skulpturen überdeckt. Das Schalldach hat eine gleiche Peripherie wie die Kanzel. Seine untere Anſicht, der zirkelrund herumlaufende Kranz, mit abhängenden Zacken, die obere Akanthus, ſo wie der Knopf mit herausgehendem Kranz, iſt in allen Gliedern gleichfalls reich verziert. Im Zentrum der untern Fläche des Schalldachs, iſt die Abbildung des heiligen Geiſtes in einer Caſette, welche außerhalb Sterne umgeben.

Der Weg führt nun in den nächſten Seitengang, und zwar hinauf zu der auf dieſer Seite ebenfalls angebrachten Verlängerungsmauer des Peterchors, welche Mauerwand, von Biſchof Otto erbauet, der nach dem urſprünglichen Bauplane aus den Zeiten des Kaiſers Heinrich hier frei geweſene Kreuzgang der Kirche, unterbricht. Die Architektur an dieſer Verlängerungsmauer iſt ganz dieſelbe, wie auf der entgegen geſetzten Seite, jedoch ohne alle Spur von Malerei.

Der hier in der Nähe neue ſtehende Altar korreſpondirt, den Hauptformen nach, vollkommen mit jenem rechts des Peters-Chors, und unterſcheidet ſich von dem jenſeitigen bloß dadurch, daß in der Fronte im Mittel des Altartiſches eine reichhaltigere Roſette angebracht iſt, daß anſtatt 4 nur 2 ſteinerne Leuchter daſtehen, daß von 3 Kreuzen des Aufſatzes, das größere in der Mitte ohne Kruzifix, hingegen ſehr reich, ſelbſt in den 4 Winkeln, mit einem Glockenlaub verziert iſt. In den Niſchen-Blenden ſind gleichfalls andere Bilder, nemlich in der mittlern Chriſtus, zu ſeiner Rechten St. Otto, ſeiner Linken St. Kuno.

In dieſer Abſeite weiter abwärts, im zweit folgenden Bogen, ſieht man das eingemauerte Cenotaphäum des Biſchofs Albert von Werthheim vom Anfang des 15ten Jahrhunderts, im reinen ſchönen Style des Mittel-Alters, und an einem Pfeiler ein aufgefundenes Wandgemälde, und nun gelangt man zu einer merkwürdigen Charakteriſtik, einem Baumerkmale des Domes, eine an das graueſte Alterthum von Jahrtauſenden ſich anbindende Hieroglyphe. Es wird nemlich der Wandpfeiler nächſt dem Hauptportale von zwei 9 Schuh hohen Säulen, in einer Intercolumne von 3 Diametern getragen. Zwei ſo kleine Säulen tragen einen ſchweren Pfeiler, der bis an das Gewölbe hinaufreicht, und auf dem noch obendrein das darauf treffende Deckengewölbe ruht! — von den vorhandenen 32 Pfeilern im Innern des Domes, iſt dies nur bei dieſem einzigen der Fall. Es kann ſich wohl da nicht von einer architektoniſchen Caprice, noch viel weniger von einer Abſurdität handeln. In dieſem koloſſalen und ganz regulären Baudenkmale, dem Dome, gehen alle Subſtructionen ſtreng nach den Geſetzen der Statik. Dieſe zwei Säulen hatten vor ihrer Abreibung und Ueberarbeitung die Spuren der eingegrabenen Namen Jachin und Boas, wie ſich noch zur Stunde im Dome zu Würzburg zwei Säulen mit dieſer eingegrabenen Benennung vorfinden, (Stieglitz von altdeutſcher Baukunſt) die jedoch dermalen von ihrer urſprünglichen Stellung entfernt wurden. In wie weit nun dieſe Hieroglyphe zu jenen, die Bauverbrüderungen belebenden Ueberlieferungen von Myſterien führt, wie an ſo viele anderen, das graue Alterthum berührenden Baudenkmalen, ſo uns bis jetzt noch gänzlich unverſtändlich ſind, zu beſprechen, iſt hier nicht der Ort. Aber auch nicht davon, daß einer der hochgeſtellten Architekten die Erzeugniſſe dieſes Zeitalters in der Münchner politiſchen Zeitung, als einen holden Wahnſinn der Phantaſie, declarirt. Denn vielmehr abhold allen Schwärmereien, erſcheint es lediglich als das Reſultat der ernſten Beobachtung, welches dem denkenden Forſcher hier unwillkührlich gebietet, ſtille zu ſtehen, um alsdann freilich auch einer blinden deutungsloſen Nachahmung nur mit bedenklichem Blicke nachſehen zu können. *)

Nach dieſer Epiſode bewegen wir uns einige Schritte weiter zu dem erſt vor drei Jahren geſetzten v. Fechenbachiſchen Monument, in demjenigen Style, der früher mit Recht, der gothiſche genannt wurde. Es mußten ihm die obern Glieder des Wandpfeilers aus der Erbauungszeit der Kirche weichen.

*) Auch hinſichtlich dieſes Themas wollen wir auf die oben angekündigte Schrift verweiſen.

Digitized by Google

Wenn man ſich von hier umdreht, entſchädigt für manchen unäſthetiſchen Eindruck, die dieſſeitige Verlängerungsmauer des Georgen-Chors, mit ihren Thüre-Reliefs und deren architektoniſchen Dekoration, die der Hauptſache nach mit Säulen und Niſchen, ſo wie die ſchon beſchriebenen am Eingang der Kirche ausgetheilt iſt. Auch von dieſer Seite führt eine Treppe, noch aus der Erbauungszeit der Kirche herſtammend, hinauf auf den Chor, neben deſſen eine herrliche Gruppe, Maria mit dem erſcheinenden Engel, und oberhalb im Halbkreis den heiligen Geiſt, darſtellt. Die Behandlung des Ganzen iſt äußerſt zart, und höchſt wahrſcheinlich von derſelben Künſtlerhand, die den Erzengel Michael mit dem Drachen, wie am Eingange bemerkt, fertigte.

Spuren von Malerei und Vergoldung ſind hier an den architektoniſchen Gliedern und den Niſchen gleichfalls ſichtbar, vorzüglich eine liebliche Caſſettirung mit Gold aufgehöhet. Der Cyclus mit den zwölf Figuren in den ſechs Niſchen, mit den in den Bogenflächen angebrachten Ornamentverſchlingungen, dann die ſechs freiſtehenden Statuen auf herausgearbeiteten Conſolen der Hauptpfeiler, haben durch das Abreiben mehr Schärfe erhalten, und werden noch zu mancher wiſſenſchaftlichen und artiſtiſchen Controverſe, jedenfalls von Wichtigkeit, führen.

Vieler Widerſpruch widerfährt der Frage, ob denn die innern Mauerflächen der Kirche, zur Zeit Heinrichs und Ottos ſo beſchaffen waren, wie ſie ſich durch das Abreiben und deren Reſtauriren überhaupt dermal präſentiren, ſowohl hinſichtlich der vermeintlichen Nacktheit, als wie der zu ſehr ins Auge fallenden ruſtiſchen Quatrirung der Steinmaſſen ſelbſt. Nur ein Blick auf das an ſo äußerſt vielen Stellen noch ſichtbare ſorgfältige kaum 1/8 oder 1/4 Zoll ſtarke Mörtelband wird zur Genüge entſcheiden, was urſprünglich war, und was dann durch das Abreiben und Reſtauriren derſelben entſtanden iſt.

Wir gelangen nun in die zweite kleine Vorhalle, und von da auf einer Treppe hinab in die größere Krypte, welche den ganzen Raum unter dem Georgenchor einnimmt; umgehen merkwürdige, jedoch noch keine Beſtimmung erhaltene demnach leere Säulen- und Bogenhalle; bleiben eine kurze Weile bei dem großen runden Fenſter ſtehen, durch welches man, ehe ein Altar vor daſſelbe geſtellt wurde, hinauf in das hohe Schiff der Kirche, den Peterschor, und die Abſeiten ein herrliches Perſpectiv genoß, gehen ſodann die entgegengeſetzte Treppe hinauf und beendigen ſodann unſere Wanderung im Innern der Kirche, bei demjenigen Portale, durch welchen wir zur Kirche hineingeleitet, dieſelbe begonnen haben. Und da nun nach dieſer, im Genießen und Forſchen eine ziemlich lange Zeit in Anſpruch genomene Revue, eine Pauſe nicht unerwünſcht ſeyn dürfte, ſo bleibt das Umgeben der drei freiſtehenden Seiten von dem Aeußern des Domes, zu demſelben Zwecke, einer der nächſten Nummern der Biene vorbehalten.*)

Engliſche Polizei und Polizeiverhandlungen.

(Gemälde engliſcher Sitten, namentlich London's.)

(Fortſetzung.)

Haben wir einmal die Unglücksfälle nach den Elementen eingetheilt, ſo müſſen wir ſchon bei dieſer Eintheilung ſtehen bleiben und auch die Erde in dieſer Hinſicht vornehmen. Ihr Begriff iſt weit, wie ſie: wer möchte alle hieher gehörigen Zufälle genau bezeichnen? ſie lebt wohl öfters an verſchiedenen Orten Englands; allein ohne Bedeutung, wohl aber ſind die Landſtürme, wobei freilich alle Elemente zuſammenwirken, oft fürchterlich und mit den größten Unfällen begleitet: iſt es auf der See ruhig, ſo tobt es auf dem Lande und umgekehrt und zwar in der Regel, oft aber ſpielen Land- und Seeſtürme ein Duett, dann ſcheint aber auch die Schöpfung ſich faſt auflöſen zu wollen. Anſtalten, Bauten ꝛc. ꝛc. ſtürzen zuſammen, Menſchen und Thiere verlieren ihr Leben — doch gehört die Schilderung nicht hieher. — Auch kann Manches, was die Erde gibt, das in gemeſſenen Doſen, von geſchickten Händen gereicht, heilendes Mittel iſt, in größern Doſen von ungeſchickten Händen, gegeben oder genommen, Tod bringen. Wir reden hier von den häufigen Vergiftungen und zwar nicht auf dem Wege des Verbrechens, ſondern der Unvorſichtigkeit oder gelehrten Dummheit der wirklichen Aerzte oder Pfuſcher. Letztere Unglücksfälle werden auf Treu und Glauben als Nothwendigkeit hingenommen, entgehen jeder polizeilichen Nachforſchung, während die Vergiftungen, welche ſchnellen oder langſamen Tod herbeiführen, bei den ſchlechten Einrichtungen des durch Gewerbefreiheit unterſtützten engliſchen Arzneiweſens, Legion ſeyn müſſen. Jeder Quackſalber erhält auf irgend ein erfundenes Arzneimittel, z. B. Eſſenzen, Mixturen, Pillen ein Privilegium; ein Patent, manche Mittel enthalten nun wirklich nichts Schädliches, aber auch gar nichts Nützliches, reſp. gar nichts Wirkendes; es ſind Betrügerprodukte unſchädlicher Art für den Körper, leeren oder purgiren ſtatt dieſen nur die Börſe und erhalten ſich durch den Wahn: allein leider enthalten die patentiſirten Arzneien nichts Schädliches; ja das am wenigſten Schädliche muß ſchon dadurch ſehr ſchädlich werden, da es als Univerſalmittel in allen Fällen, alſo den entgegengeſetzteſten anempfohlen wird. Anpreiſungen ſolcher Mittel enthalten die engliſchen Zeitungen in Menge: man kann ſich bis zum Eckel ſatt leſen. Dieſe Anpreiſeaufſätze kommen entweder von dem Quackſalber ſelbſt direkt oder von irgend einer die Geſundheit fördernden Geſellſchaft (Hygiea), welche den Vortheil, der Mäßigkeitsvereine wieder aufheben, d. i. dem Tode in die Arme liefern, was ihm durch dieſe Vereine entriſſen wird. Jeder Apotheker, in deſſen Laden das ſonderbarſte Gemiſch von Charlatanerie und Wiſſenſchaft ſich findet, iſt auch Arzt. Gifte ſind ſeine vorzüglichſten Mittel; Calomel iſt Mittelpunkt aller Mittel, ja, ein Univerſalmittel. Schon aus dieſem Grunde kömmt in England die deutſche Narrheit, inſofern ſie ſich in der Homöopathie ausſpricht, nicht auf. Unbeſchreiblich niederträchtig wird mit dem Menſchenleben von dieſen erbärmlichen Hippocrateskarrikaturen von Aerzten verfahren, und doch iſt eine Klage gegen dieſe oder die Eſſenzen- und Pillenfabrikanten vor Gericht eine Seltenheit, da doch Unglücksfälle ſo häufig vor daſſelbe kommen, und es ein wahres Unglück iſt, ſolchen Aerzten, deren Zahl Legion iſt, in die Hände zu fallen! Allein hier iſt es vor Allem wahr, daß die Welt betrogen ſeyn will. Doch genug hievon; eine weitere Ausführung bei einer andern Gelegenheit. — Werden übrigens die Menſchen nicht vermittelſt giftiger Produkte der Erde durch die Apotheker und Quackſalber (mountebanks, Steigaufdiebank) hingemordet, ſo vergiften ſie ſich häufig ſelbſt durch Unvorſichtigkeit; Gifte ſind ſchon wegen der Induſtrie mehr unter dem Volke verbreitet, als bei uns z. B. Arſenik; ferner iſt es leicht, dieſelben durch Apotheker und Droguiſten zu erhalten; häufig ſind Todesfälle bei Kindern durch den Genuß dieſes Giftes, entweder rein oder verkocht. Daß ſich die Bosheit dieſes Produktes am meiſten bedient, wenn ſie vergiften will, erhellt aus den ſo oft wiederkehrenden Gerichtsverhandlungen, und man muß ſich wundern, wie die Böſewichte nicht einmal durch den Umſtand aufmerkſam und auf

*) Vorſtehende Wanderung durch den Dom wird mit erläuternden Bemerkungen vom Verfaſſer derſelben demnächſt beſonders im Druck erſcheinen.

andere Vernichtungsweiſen gebracht werden, daß das Gift vom Chemiker wieder im Magen gefunden, und als offenbares Mittel der Tödtung dargeſtellt werden kann. Unwiſſenheit hält die Vergifter von denjenigen Giften fern, welche keine Kunſt mehr nachweiſen kann. Daß ſich der Selbſtmörder — von welchem nachher beſonders — auch noch immer ſo häufig dieſes Giftes bedient, oder ſich höchſtens bis zum Laudanum verſteigt, iſt aus derſelben Unwiſſenheit abzuleiten. Höchſtſelten hört man in dieſem ſchaudervollen Kapitel von Blauſäure (prussian acid); nicht ſelten aber von Schwefelſäure, wobei aber dieſe Unwiſſenheit ſchrecklich beſtraft wird, denn die augenblickliche Tödtung wird ſchon dadurch gehindert, daß der geringſte Theil, in den Mund gebracht das Weiterſchlucken von ſelbſt faſt unmöglich macht, und den Wahnſinnigen fürchterlich quält. Doch verlaſſen wir dieſen Gegenſtand und wenden wir uns zu einem Heer von Unglücksfällen des trocknen Landes: barokk genug ſtoſſen wir hier auf Hemmung und Verengung. Ungeachtet in England die Demenſionen in der Regel überall, wo der Verkehr ſich regt, weit genug genommen ſind, ſo entſteht doch oft genug Colliſion und die daraus entſtehenden Unglücksfälle ſind zahllos, wozu die oft bis zur unſinnigſten Haſt geſteigerte Thätigkeit weſentlich beiträgt. Die engliſchen gewerbthätigen Städte gleichen Ameiſenhaufen, wo ſo oft wörtlich alles darunter und darüber geht — Menſchen, Thiere, Wagen, Werkzeuge, unter letztern namentlich die mit dem allmächtigen Dampfe getriebenen. Man denke ſich nach London: man ſtelle ſich die ungeheure Bevölkerung vor; man male ſich die enge gewerb- und handelsthätige City — in welcher übrigens ſelbſt die meiſten Straſſen viel breiter ſind, als wir ſie auf dem Continent zu ſehen gewohnt ſind — und bringe in das Gemälde die Tauſend und abermals Tauſend Wagen aller Art, Luxus- und Gewerbewagen, vornehme Chaiſen, Omnibuſſe, andere Miethkutſchen, Cabs (zweirädrige Kutſchen) — ganze Legionen — Fuhrmannswagen, Lebensmittel- und Kothkarren, niedrige Waarentransport- und Bierbräuerswagen und Schleifen (drays aller Art) — welches ungeheure Gewimmel! Immerhin laufen auf beiden Seiten der Straſſen Trottoirs, welche im Ganzen breit genug und regelmäßig ſind, ſo daß man ſie ein Wunderwerk nennen kann, allein oft iſt die Frequenz der Menſchen darauf zu groß, man wird über ſie in die Straſſe hinuntergeſtoſſen (— ſie ſind alle bald mehr, bald weniger, durch die ganze Stadt gegen die Sträſſe höher gelegt —) und man kömmt in den Fuhrwerkſtrom; ferner muß man doch oft die Straſſen überſchreiten, oder es durchſchneiden ſich dieſelben, dann iſt man demſelben Strome ausgeſetzt. Da aber derſelbe ein wahrhaft reißender iſt, denn alle Perſonentransportfuhrwerke gehen meiſt im ſtärkſten Trabe, ja häufig im Gallopp, z. B. Omnibuſſe und Cabs, nicht minder jagt ein Reiter im geſtrecktem Carriere, ſo trifft es ſich nur oft genug daß man längere Zeit, mehrere Minuten, eine halbe Viertelſtunde warten muß, ehe man es wagen darf, über die Straße zu eilen — vom bloßen Gehen kann ohnehin die Rede nicht ſeyn. Da handelt es ſich um das, was man a hairbreadth escape, ein auf eine Haarbreite ankommendes Entweichen oder Entrinnen, nennt, es gehört alle Geiſtesgegenwart, ein ſcharfer Blick oder flüchtiges Blicken rechts und links, ein ſchneller Fuß dazu, um nicht ins Wagengedränge zu kommen und zu verunglücken. (F. f.)

Literariſcher Salon von und für Bayern.

Maximilian Joſeph, ſein Leben und Wirken, geſchildert von Dr. Joh. Mich. Söltl. Stuttgart, Scheible 1837.

Wir freuen uns in der That, Sie mit einem Werke vertraut zu machen, das in kurzer Zeit das Eigenthum aller Gebildeten Deutſchlands ſeyn wird. Daß es in Bayern ein theures Volksbuch auf ferne Zeiten hinaus ſeyn und bleiben werde, bezweifelt Niemand, der einmal in der Mitte eines Volkes wandelte, deſſen Hauptcharakterzug bei lebendigem Nationalgefühle und unbeugſamem Muthe Liebe und Treue gegen das angeſtammte Regentenhaus iſt; Niemand, der nur einigermaſſen das liebevolle Walten eines Monarchen, wie Maximilian Joſephs aus eigener Beobachtung oder aus Mittheilungen Wahrheit liebender Männer kennen lernte.

Bayern, ſagt der Verfaſſer in ſeiner Vorrede, hat eine gefahrvolle Zeit glücklich zurückgelegt; die Stürme haben es nicht zerſplittert, ſondern, wie der Anblick zeigt, gekräftiget und groß gezogen, weil der Mann, dem Gott die Leitung des Landes und Volkes damals anvertraute, mäßig und weiſe, gerecht und milde, Mäßigkeit und Gerechtigkeit übte, und weder ſchwach noch übermüthig ſich in jener Zeit zeigte, welche Schwäche und Uebermuth an ſo Vielen offenbarte. — Die Abſicht des Verfaſſers, die Züge des theuren Bildes, das jetzt noch in Aller Herzen und Munde lebt, der Nachwelt wie in einem Spiegel zu überliefern, iſt vollkommen erreicht; mit dieſer aber auch jene, wenn er ſich ihrer auch nicht bewußt war, die Gegenwart wie die Zukunft für den hochgefeierten König Maximilian Joſeph zu begeiſtern. Der Verfaſſer entflammt die Gemüther ohne Aufwand dichteriſcher Bilder, ohne künſtliche rhetoriſche Glut ſchon durch die ſchlichte, aber warme Darſtellung aller Zeitereigniſſe, aller Thaten und Handlungen, aller Charaktere, beſonders aber der Hauptfigur, der geheiligten Perſon des unſterblichen Königs, in welcher ſich, gleichſam als dem Mittelpunkte alles Nationallebens, alle Bewegungen conzentriren.

Herr Söltl war ſeines Stoffes mächtig. Wiewohl zum Theil ſelbſt Zeitgenoſſe oder ganz nahe an der thatvollen Gewesenheit ſtehend, wiewohl ſelbſt ein integrirender Theil der National-Individualität, die er ſchildert, verläugnet er dieſe, wie ſich ſelbſt, wie es dem Geſchichtſchreiber ziemt, und erhebt ſich in klarer Reflexion über die Begebenheiten, ihre Triebfedern und über die Perſonen, welche Beruf oder eigene Wahl beſtimmt hatte, das Rad zu treiben oder in ſeinem Schwunge zu hemmen.

In Frankreich und England werden ähnliche Werke (die Memoiren) mit Gierde verſchlungen. Ein General aus der Napoleoniſchen Periode, wenn er ſeine Memoiren herausgibt, ſetzt die ganze große Leſewelt in Bewegung. Sollte ein König, wie Maximilian Joſeph, ein auserleſener Fürſt wie Er, deſſen Tugenden Europas Monarchen huldigten, die ſein biederes Volk anbetete, Er, der Weiſe, der Edle, der große Menſch mit der Königskrone geſchmückt, nicht ein Gegenſtand ſeyn, der vom Biographen würdig dargeſtellt, in alle Familienkreiſe mit Entzücken aufgenommen wird?

Was vom Zeitpunkte ſeines Regierungsantrittes angefangen geſchieht, trägt das edle Gepräge eines großſinnigen, dem Ideale von Völkerglück und dem Gipfel der Vollendung nachſtrebenden königlichen Geiſtes an ſich. Wir ſchauen einer eben ſo begeiſterten als muthvollen und beſonnenen Umgeſtaltung in Bayern unter den Auſpizien ſeines neuen Monarchen an der Hand des Biographen zu, wir richten nur immer auf ihn, den Schöpfer eines jungen Staates unſer Augenmerk und ſo gut wir wiſſen, daß nicht Er allein Alles ſchuf und ſchaffen konnte, daß Männer an ſeiner Seite wie traute Genien Theil nahmen an Bayerns Regeneration, daß Er ſie für Großes und Gutes entflammte und hinwiederum von ihnen den Götterfunken in ſeine königliche Bruſt aufnahm; ſo ſteht doch immer

Digitized by Google

nur Maximilian in voller Lebendigkeit vor uns! Wir verweiſen rückſichtlich des Regierungsantrittes auf eine Stelle des Werkes, Seite 33 — 34, um den Verfaſſer ſelbſt ſprechen zu laſſen:

„Der kurze Wechſel des Kriegsglückes der Deutſchen gegen Frankreich, war für ihn ohne Folgen, bis ihn die Vorſehung nach zwei Jahren nach Karl Theodors Tode nach Bayern rief. — Alles Volk ſah ihm mit heißer Sehnſucht entgegen, daß er Bayern aus ſeiner bisherigen Schmach und Verachtung unter den übrigen deutſchen Völkern und aus dem Drucke ſo mancher Laſt befreien und erheben werde, und als er am 12. März 1799 ſeinen feierlichen Einzug in München hielt, umgeben von ſeiner hochſinnigen, reichgebildeten Gemahlin Caroline von Baden-Hochberg, mit welcher er ſich 1797 am 9. März vermählt hatte, und von blühenden Söhnen und Töchtern; da jauchzte es ihm mit Jubelgeſchrei und Freuden-Thränen entgegen, wie ſeinem Befreier *) und ſogleich begann er ſein Walten.

„Er kannte die Fehler der vorigen Regierung, kannte die Bedürfniſſe des Volkes und die Forderungen der Zeit, welche ernſt mahnend zu ihm ſelbſt geſprochen, und danach war ſein ganzes Wirken berechnet. Sein Wahlſpruch: „Für Gott und Volk!“ beſtimmte den Charakter ſeiner Regierung, dem er auch ſein ganzes Leben treu blieb. Noch ehe er in das Land kam, verkündete er Handhabung der ſtrengſten Gerechtigkeit, unabhängig von allen Einflüſſen; denn die Ruhe des Staates, wie im Jahre 1800 das Regierungsblatt ſagte, hängt von der Gerechtigkeit ab, und das Glück der Einzelnen von dem ſicheren Genuße ſeiner Güter; dann ſtrebte er, vor Allem das Volk zu beſſern, zu erheben; denn er wußte, wie ſehr Bayern bisher in Unwiſſenheit und Aberglauben verſunken war, wie weit das edle, kräftige Volk hinter allen übrigen Völkern Deutſchlands an geiſtiger Bildung, Selbſtkenntniß, Reichthum und Wohlhabenheit zurückgeblieben war. Das Land gehörte dem Adel und der Geiſtlichkeit, der Regent war in allem beſchränkt, wo er etwas Großes für Volksbildung und Erhebung leiſten wollte; Aberglauben und Unglauben hatten ſich der Gemüther bemächtigt, und weil das freie Wort verſagt war, gährte es bei der allgemeinen Bewegung insgeheim, und während die Einen die alte Geiſtes-Sklaverei liebten und förderten, waren die Andern allen Neuerungen, ob gut oder ſchlecht, geneigt: und weil kein Fürſt je allein herrſchte, ſondern mehr oder weniger von ſeiner Umgebung abhängt, die auch ſeine natürlichen Rathgeber ſind, zumal in ſolchen Staaten, wo die Stimme des Volkes durch ſeine Abgeordneten noch nicht gehört wird, ſo ſuchte Maximilian weiſe und gebildete Männer zu ſeinen Vertrauten, mit denen er das große Werk der Umgeſtaltung Bayerns vollenden möchte. Die Vorſehung ſelbſt ſchien ihn dabey augenſcheinlich zu begünſtigen, indem ſein treuer richtiger Blick ſchnell die Männer erkannte, welchen er die wichtigſten Geſchäfte mit voller Zuverſicht überließ, dieſe Männer waren Montgelas und Morawitzky.“

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz.

Artiſtiſches aus Mainz, im Sept. (Große Kunſtausſtellung.) Vier Wochen lang erfreuten wir uns des Genuſſes einer Ausſtellung von dreihundert Gemälden, unter dieſen mancher Kunſtſchatz, und nicht weniger viele Mittelmäßigkeiten dieſe Ausſtellung, die fünfte im Turnus des rheiniſchen Kunſtverbandes, iſt am 12. Sept. geſchloſſen worden. Ausführlich über dieſelbe zu reden, iſt eine Verſuchung, der ich nur ungern, und nur in ſofern wiederſtehe, als ſchon von Karlsruhe, Mannheim und Darmſtadt aus, wo theilweiſe dieſelben Gemälde ausgeſtellt waren, über dieſelbe geſprochen worden iſt. Hier alſo nur eine Skizze: — In dem Landſchaftsfache waren 126 Gemälde ausgeſtellt, darunter Prachtſtücke von Braakmann in Rotterdam, Dreibholz in Dortrecht, Flandin in Paris, Spitzweg in München, Seeger in Alzey, Lotze in München, Morgenſtern in Frankfurt, Orth in Mainz, Klein im Haag, Lukas in Darmſtadt, Schleich in München, Van der Blick in Dortrecht, Canten in München, Melchior daſelbſt, Mali in Ludwigsburg, Malte in München, Ott daſelbſt, Ahlbern in Berlin, Wagnek in Frankfurt, Kobels in Rotterdam, Elerk in Dortrecht, Dübok in Paris, Schilbach in Darmſtadt, Faber aus Hamburg. — Dieſe Fruchtbarkeit in der Landſchaftsmalerei findet man jetzt überall, während auf der andern Seite weit weniger in dem Fache der Hiſtorie und des Genres gethan wird. Die Natur zu copieren und portraitiren mag auch leichter ſeyn, da hier das Objekt vor unſern Augen liegt, und es nur eines achten Auffaſſungs-Vermögens bedarf, um was Gediegenes zu leiſten. Im Genre und der Hiſtorie dagegen ſind vorzugsweiſe nöthig: Erfindung, Phantaſie, Genie! — Die Geſchichtsmalerei anlangend, ſo war dieſe im Ganzen ſchlecht bedacht. Es waren in dieſer Cathegorie etwa achtzehn Gemälde ausgeſtellt, und darunter ſind vorzugsweiſe hervorzuheben, die zwei Bilder von Guerie in Straßburg (Conde und Richelieu), die ſich durch treffliche Zeichnung und Farbung auszeichnen; ferner das Bild von Brentano in Frankfurt, die heilige Cacilie, ein Gemälde, das große Erwartungen in Betreff der künftigen künſtleriſchen Bahn des jungen Malers zuläßt; das Bild von Oppenheimer in Frankfurt: Rückkehr eines iſraelitiſchen Huſaren aus den Befreiungs-Kriegen in den Schooß ſeiner Familie, ein Meiſterbild voll Leben, glücklicher Auffaſſung und vorzüglicher Technik; dann das Gemälde von Gräfle in Freiburg: eine Madonna; dann das Gemälde von Latil in Paris: Einfall der Alliirten in Frankreich im Jahre 1814; dann das Gemälde von Delaval in Paris: Telemach landet auf der Inſel der Calypſo; endlich zwei Hiſtorienbilder von Dürr aus Villingen aus der heiligen Geſchichte. — Wie geſagt, dürftiger hätte dieſe Ausſtellung in hiſtoriſcher Beziehung nicht ausfallen können, was ſich erklären läßt, wenn man bedenkt, daß die Düſſeldorfer Künſtler faſt gar nichts einſendeten, und daß die große Mehrzahl der Münchner Gemälde Landſchaften waren. Daß die Maler ihre bedeutenden Hiſtorienſtücke lieber in den Kunſt-Ausſtellungen der größern Städte paradieren laſſen, in der Hoffnung, ſie dort eher und beſſer zu verkaufen, läßt ſich denken. Indeſſen iſt doch vom rheiniſchen Kunſtverband, woran fünf Städte participiren, auch was zu hoffen, und wir werden weiter unten zeigen, daß durch dieſen Verband auch ein recht artiges Sümmchen für Kunſtgegenſtände verwendet worden iſt! Es wäre alſo allerdings rathſam, daß die Künſtler auch dieſen Verband für die Zukunft mit guten Geſchichts-Gemälden verſorgen mögen, wenn es ihnen darum zu thun iſt, in ihrem eigenen Intereſſe dieſes Inſtitut zu heben. Nur durch ſolche Kunſt-Verbände wird die Kunſt allgemeines Eigenthum des Volkes, und kömmt aus den Händen der Mäcenen! — Aus der Kategorie der Genrebilder, die ſchon beſſer bedacht war, hebe ich Ihnen folgende hervor: — Kaltenmoſer in München: Eine Wahrſagerin. Intereſſante Compoſition, treffliche Behandlung. — Eberle in Conſtanz: des Landmanns Gang aufs Feld. Gutgewählte und durchgeführte eklogiſtiſche Auffaſſung, viele Naturwärme. — Oppenheimer in Frankfurt: eine Frau portraitirt einen Türken; beide Figuren und als dritte ein Knabe ſind vortrefflich gezeichnet und kolorirt. — Kaufmann in Hamburg. Kirchweih in Tyrol. Eine ſehr charakteriſtiſche Scene gut behandelt. — Stuhlmann in Hamburg: Blankeneſer Fiſcherfamilie. Sehr gut in Compoſition und Zeichnung. — Hellbert in Baguere: Schaafſcherer. Ein Genrebild das eine kecke Meiſterhand verrath, und ſehr werthvoll iſt. — Kaltenmoſer in München: Weihnachtsabend. Vortreffliche, aus dem Leben gegriffene Scene, meiſterhaft behandelt. — Gräfle in Freiburg. Der Tod Taſſos. Ein ausgezeichnet gutes Bild! — Van der Emde: das Mädchen am Brunnen. Ein idylliſch anziehendes Mädchen in oberheſſiſcher Tracht, wie man von dieſem Meiſter deren ſchon öfter geſehenn das Ganze fleißig detaillirt, und brav behandelt. — Schelver in München: Pferdehändler. Ausgezeichnet ſchönes Bild. — Aertinger in München: Der Eilwagen an der Mauth. Ein in ſeiner Art vorzügliches Bild, feſter, ſichrer Pinſel, viel Wahrheit im Colorit, viel Ausdruck in den Köpfen. — Dyk in München: Straßenräuber. Verſtändige Gruppirung, gute Behandlung. — Orth in Mainz; Ein Maler in einem Wirthshauſe. Viele Wahrheit, gute Gruppirung, minder gute Beleuchtung. — Altmann in München. Eine Gemſe, ihr Junges gegen einen Geyer vertheidigend. Ein treffliches Genrebild, eine Scene voll Geiſt und Leben, kühne Behandlung. — Geyer in München. Der Dorfbarbier. Ohne allen Aufwand, aber von vieler Wahrheit. Der Meiſter ſtrebt den Niederländern wieder nach. — Caſſel in Paris: Mönche beim Anblick einer Hochzeit. Viel Leben, gute Behandlung. — Wolk in Heidelberg: das wiedergefundene Kind. Ein recht gutes Gemälde. — Frl. Henry in Paris. Die Bruſtleidende in einem Kuhſtalle. Ein Gemälde weit beſſer erſonnen, als ausgeführt. — Schelver in München: Pferdemarkt. Ein kunnes Gewühl voll Leben und Seele. — Jahn in Coblenz. Wildpretshändler. Kühn und feſt, verſpricht viel. — Berdelle in Düſſeldorf: Eine Italienerin vergleicht ihren Sohn mit dem Bilde ſeines Vaters. Gut gezeichnetes und gemaltes Bild; die Compoſition iſt nicht kräftig genug durchgeführt. — Simon in München: Geldverlegenheit eines Schuſterjungen. Ein mehr anſprechendes, als gutes Gemälde u. ſ. w.

(Schluß folgt.)

*) Als der ſehnlich Erwartete in München einzog, reichte ihm ein Bürger die Hand in den Wagen mit den Worten: Nun, Marl, weil du nur da biſt.

Die Biene

Bayeriſches Sonntagsblatt.

1837. № 40.

Scheidegruss an den lieben Obermainkreis.

Bei meiner Abreiſe nach Straubing.

Der Ruf zur Heimath tönt, der Ruf der Meinen:
  Folgt dieſem Rufe nicht ein jedes Herz? —
Doch während ſich die Freunde dort vereinen
  Zum frohen Wiederſeh'n voll Luſt und Scherz
Hält mich ein Zauber feſt in dieſen Hainen, —
  Faßt mich der Trennungsſtunde bittrer Schmerz. —
Aus einem ſchönen Kreiſe ſoll ich ſcheiden
  Und viel der Trefflichen und Theuren meiden!

Hier trat ich in das öffentliche Leben,
  Hier auf des Wirkens ſorgenvolle Bahn;
Doch tauſend ſchöne, holde Bilder ſchweben
  Im Fantaſienſpiel um mich heran,
Es drängt das Herz mit wehmuthsvollem Beben
  — Da ich ſo theure Herzen mir gewann. —
Sein Schmerzgefühl in Töne zu ergießen,
  Euch alle Einmal ſcheidend noch zu grüßen.

Es ſchweift der Blick vom Kulm durch alle Gauen
  Bis am Kanal ſich kühn die Woge bricht,
Er will Baruthia noch Einmal ſchauen,
  Die Babenburg im hellen Sonnenlicht,
Wo ſie Jean Paul den Ehrentempel bauen,
  Den Kranz, der ſich um Keſſains Scheitel flicht
Du ſchönes Land — im Abendduft zerronnen,
  Leb wohl! Lebt alle wohl, die es bewohnen.! —

Und Du mein Kemnath, Wiege meiner Kleinen,
  Wo mich mein Otto, Heinrich, Ernſt beglückt,
Wo Frohſinn ſich und Gaſtlichkeit vereinen,
  Wo mich ein ſchöner Freundekreis entzückt,
Du wirſt auch dort mir freundlich oft erſcheinen,
  Wo mir die Heimath hold das Leben ſchmückt;
Und in des Abendſchimmers Geiſterwehen
  Werd ich Euch alle wieder um mich ſehen!

Wohl trübt der Zauber der Erinnerungen
  Das ſchwere Ungemach der letzten Zeit,*)
Wo meine Kraft des Schickſals Macht bezwungen
  Gebannt an's Lager mich voll Bitterkeit;
Doch iſt der Kunſt und Freundſchaft es gelungen,
  Mich zu verſöhnen mit des Lebens Streit,
Balſam zu gießen in die Schmerzenswunden
  Und mir zu heitern meine ſchwarzen Stunden.

Die Heimath winkt — es grüßen meine Lieben
  Vom fernen flurumgränzten Donauſtrand;
Auch über jenen blauen Bergen drüben
  Hält feſt die Kette, die die Freundſchaft wand:
Und die Erinnerung iſt uns geblieben
  Und auch ein Wiederſeh'n im Pfälzerland,
In Bayreuth's und in Frankens ſchönen Gauen:
  Lebt wohl! — laßt uns auf dieſe Hoffnung bauen!
  Kemnath den 26. Sept. 1837. Dr. Heinrich Hölzl.

*) Am 4. Auguſt hatte ich das Unglück, bei Bayreuth den Fuß zu brechen.

Der Arzt als Scharfrichter.

Ein Lebens- und Reiſebild, nach Erlebniſſen eines Freundes erzählt von

H. F. Mannſtein.

Zweiter Abſchnitt.

(Fortſetzung.)

In der Mitte des Zimmers ſaß auf ſeidenen Polſtern ein alter Muſelmann, der aus einer rieſenhaften Pfeife den unerhörten Qualm verbreitete und den Arzt eine Weile ſchweigend betrachtete, worauf er dem mit eingetretenen Dolmetſcher einige Worte zubrummte. Dieſer hatte ſie kaum vernommen, als er auch blitzſchnell durch zwei Sklaven Kiſſen und eine zweite Rauchmaſchine herbeibringen ließ, die er angebrannt ſeinen Gebieter — denn das war der Dicke auf den Polſtern — überreichte. Zu Bernhards großem Aerger behielt ſie Ali und gab ihm ſeine, welchen eckelhaften Tauſch der junge Arzt als ein Zeichen ganz beſondrer Freundſchaft und Hochachtung mit hundert Bücklingen erwiedern mußte, wenn er nicht für einen Ausbund von Grobheit gelten wollte. Als er ſeinen Widerwillen mit Macht beſiegt hatte, ſo daß er hoffen durfte, ohne Ergießungen nach oben einige Züge rauchen zu können und damit die ganze überflüſſige Feierlichkeit zu beendigen, da wurde zu ſeinem Schrecken der ihm fatale pechſchwarze, gallebittre Kaffee der Türken herumgereicht, in welchem der ganze Satz herumſchwimmt, ſo daß ihn äußerſt ſelten ein chriſtlicher Gaumen genießbar findet. Bis jetzt hatte der Doktor geſtanden, aber nun mußte er ſich entſchließen, ſich auf ein Polſter niederzuhocken, was er mit einer ſo außerordentlichen Ungeſchicklichkeit that, daß Ali und ſein Dollmetſcher in ein ſchallendes Gelächter ausbrachen: beſonders weil er nach langer Arbeit wie ein Sack hinfiel, ohne die Beine kunſtgerecht unterzuſtecken.

Nachdem der Doctor ſeinen Kaffee nicht ohne bedeutende Ueberwindung hinter gewürgt hatte, äußerte der Türke den Wunſch, die zur bevorſtehenden Kur nöthigen Inſtrumente zu betrachten, welche ihm, als Bernhard ſein Verlangen erfüllte, keinen geringen Schauder einflößten. Endlich wurde, nachdem er ſich über Alles möglichſt genau unterrichtet hatte, zur Operation geſchritten. Da Ali jedoch zu Bernhards großem Ergötzen ohne alle Noth unaufhörlich Geſichter ſchnitt, verlangte dieſer, daß er ſich einen Speiler zwiſchen die Lippen bringen ließe. Ali ſah den Doctor mit großen Augen an, denn ein ſolches Anſinnen war ihm bis dahin nicht vorgekommen.

Digitized by Google

Meinſt du denn, fragte er den Dollmetſcher, daß der Prophet dieſe Entſtellung eines Gläubigen vergeben wird?

Als dieſer bejahte, litt er es, daß ihm Bernhard in jeden Mundwinkel eine elfenbeinerne Maſchine applicirte, wodurch er das völlige Anſehen eines Nußknackers erhielt.

Nach zweiſtündiger Arbeit hatte ſich der Leibarzt Kingſtons ſeines Auftrags entledigt, und zwar zu ſeinem Ruhme; denn als Ali, von ſeiner Maulſperre befreit, ſich im nächſten Spiegel beſah, und ihm zwei Reihen, weißblitzender Zähne entgegen leuchteten, jauchzete er vor Freuden laut auf und fiel ſeinem Helfer ein Mal über das andere um den Hals. Dabei aber ließ er's nicht bewenden, wie mancher reiche oder vornehme Geizhalz, der höchſtens noch einen beſchnittenen Dukaten hinzugefügt hätte, ſondern er reichte dem Doctor zwölf Goldſtücke und ließ ihn durch den Dollmetſcher ſeiner beſten Empfehlung verſichern

---

Dieſe letzte Verheißung hielt Bernhard trotz der Freigebigkeit Ali's doch für eine leere Formel, wie ſie bei jeder Gelegenheit zu Dutzenden aus dem Munde der windigen Europäer gehen. Aber nur zu bald mußte er ſeinen Irrthum ſich ſelbſt bekennen; denn ſchon am dritten Tage empfing er eine zweite Geſandtſchaft, die ſelbſt Lord Kingſton mit Staunen und Erwartung erfüllte, da ſie aus nicht weniger als zehn geputzten Türken beſtand, welche durch den Mund eines Dollmetſchers den Leibarzt Kingſtons erſuchten, ſeine hohe Kunſt auch an den Zähnen des erlauchten Großweſſirs zu verſuchen.

Bernhard, der mit des edeln Lords Bewilligung der neuen Einladung gehorchte, fand zwar das am Geſtade des Meeres liegende Schloß des mächtigen Achmed Paſcha über alle Maßen herrlich; deſto weniger behagte ihm aber die Behandlung, die in dieſem Wunderpallaſt ihm zu Theil ward. Denn von Tabakrauchen und Niederſetzen war gar nicht die Rede, obwol er zu ſeinem unausſprechlichen Verdruſſe faſt eine Stunde im Vorſaale des Muſelmans hatte ſtehen müſſen. Als er endlich in das Zimmer des Gewaltigen eingelaſſen worden war, betrachtete ihn dieſer hinter den buſchigen Braunen hervor lange und aufmerkſam; dann übergab er ſeine Pfeife einem Sklaven, winkte den Arzt zu ſich und hielt ihm den weit geöffneten Mund voll ſchwarzer Zähne mit einem ſo ſeltſamen ſauerſüßen Ausdruck von Aerger über das Unanſtändige dieſer Geberdung und vor Freude über den bevorſtehenden Erfolg des ganzen Beginnens hin, daß Bernhard ihm beinahe laut in's Geſicht gelacht hätte.

Die Operation war vollendet, und obwohl Achmed ſeine Freude über das Gelingen derſelben nicht ſo ſtürmiſch und vertraulich wie Ali an den Tag legte, ſo ließ er doch das majeſtätiſche Benehmen eines vornehmen Türken fallen, befahl dem Deutſchen in ziemlich gutem Engliſch, ſich neben ihn zu ſetzen, ließ ihm eine Pfeife reichen und ſagte dann: Zwar ſoll mein Dank für Ihre mir geleiſteten Dienſte meinem Rang und Reichthum entſprechen; aber überſchwenglich ſoll er ſeyn, Ihre kühnſten Ahnungen ſoll er überſteigen, wenn Sie mich Ihre Kunſt lehren, die ich nun einmal um jeden Preis lernen muß, und zwar aus folgendem Grunde. Das ſchönſte Mädchen meines Harems, die Seele meines Lebens, hat ſich durch Opium daſſelbe Uebel zugezogen, wovon Sie mich und Ali geheilt haben. Wie vermöchte ich zu ertragen, das geliebteſte Weſen langſam eine ihrer ſchönſten Zierden verlieren zu ſehen, während es ein Mittel giebt, ſie von dieſem Unglück zu ſchützen? Dieſes Mittel iſt nun kein anderes, als daß ich Ihre Kunſt Ihnen abkaufe und ſie dann an der ſchönen Zorayda verſuche.

Bernhard mußte innerlich über dieſe türkiſche Weisheit lachen, indem er antwortete: Um die Kunſt des Zahnarztes nur in geringem Grade ſich anzueignen, würden Ew. Excellen. Monate brauchen; ich aber reiſe in wenigen Tagen von hier ab

Bleiben Sie, rief der Weſſier, bleiben Sie bei mir, ſo lange Sie wünſchen, da ich ohnehin geſonnen bin, mir einen europäiſchen Arzt zu verſchaffen; wollen Sie aber nicht längere Zeit bei mir verweilen, als ich zur Erlernung Ihrer Kunſt nöthig habe, ſo ſteht das bei Ihnen; meine Sache aber wird es ſeyn, Sie königlich zu lohnen.

Es liegt, entgegnete Bernhard, weder in meinem Plane, Konſtantinopel zu meinem immerwährenden Aufenthalte zu wählen, noch bin ich vermöge meines Dienſtverhältniſſes im Stande, Lord Kingſton zu verlaſſen, um Ew. Excellenz in meiner Kunſt zu unterrichten. Wozu aber alles dieſes? Bin ich doch ſelbſt hier, um die Dame ſchnell und ſicher wieder herzuſtellen!

Bei dieſen Worten überlief das Geſicht des Almanen eine dunkle Röthe, und den Deutſchen mit zornflammenden Augen anſtierend, rief er: Was erfrechſt du dich, Elender? Hat dich meine Herablaſſung die Gefahr meines Zornes vergeſſen gemacht, Chriſtenhund?

Der Grimm, welcher bei dieſer Rede in Bernhards Bruſt aufwallte, war wohl nicht geringer als der des Miniſters, und gern hätte er den Despoten auf der Stelle erſchlagen; was ihn aber noch tiefer ſchmerzte als Achmeds Beleidigung, war, daß er ſeine Wuth bekämpfen mußte und als Vergeltung nur Folgendes erwiedern durfte: Ihren Zorn, den ich nicht verdient habe, verlache ich, denn ich ſtehe unter dem Schutz einer freien und großmüthigen Nation, welche eine Verletzung meiner Perſönlichkeit mit Ihrer Vernichtung rächen würde; damit Sie aber zugleich einen Beweis empfangen, wie ſehr ich Sie mit Ihren Drohungen verachte, ſo verſichre ich Ihnen hiermit, daß ich nun Ihre ſchwarzzahnige Geliebte um keinen Preis kuriren werde, wollen Sie mir dafür auch des Mufti's Bart geben.

(Fortſetzung folgt.)

Engliſche Polizei und Polizeiverhandlungen.

(Gemälde engliſcher Sitten, namentlich London's.)

(Fortſetzung.)

Man denke ſich in die Gegend der Londonbrücke; es iſt ein Wage, ein Heldenſtück, an der neuen King Williamsstreet über den freien Platz in die Gracechurchstreet auf die Seite des Monumentes zu eilen. Ich konnte dieſes Stück bei aller Behendigkeit nicht ausführen, als ſich ein großer Theil der Bevölkerung über die Brücke begab, um die Brandſtätte von ein paar, während der Nacht durch Feuer zerſtörter Gebäude in Augenſchein zu nehmen; — ich konnte nur auf einem langen Umwege auf die andere Seite der Straße gelangen. Man denke ſich nun dies Treiben bei Nacht, wo es in manchen Gegenden, z. B. den Theatern und bei beſondern Gelegenheiten ſogar noch vergrößert iſt. Immerhin macht das Gas faſt einen Tag; allein während auf einer Seite das Licht leuchtet, blendet es auf der andern. Man kann auf ſolche Weiſe tauſendmal in Todesgefahr kommen; allein man wird am Ende gegen dieſelbe abgeſtumpft; noch mehr, es wird die Aufmerkſamkeit nicht einmal größer durch die ungeheure, zahlloſe Menge von Unglücksfällen, welche bei dieſer Communikationshaſt vorfallen, und welche obendrein noch häufiger ſeyn würden, wenn es keine Trottoirs oder nur ſo unvollkommene und ſchlechte, wie in Paris gäbe. Die Art des Unglückes iſt entweder überfahren oder überritten zu wer-

den, wobei nicht zu vergeſſen iſt, daß das Fuhewerk oder der Reiter, welche ein ſolches Unglück angerichtet haben, ſich gleich, ohne Aufenthalt, aus dem Staube machen, es mag nun mit dem Unglücklichen ausſehen, wie es wolle; auf dieſe Weiſe entgeht jenee, welcher den Schaden anrichtete, der Veefolgung der Juſtiz, odee man müßte die Nummer des Wagens gekannt haben. Uebrigens ſind nicht blos jene einem Unglück auf der Straße ausgeſetzt, welche außer dem Fuhewerke ſich befinden; auch die in demſelben befindlichen ſchweben jeden Augenblick in der größten Gefahe. Gewöhnlich ſtoßen die Fuhrwerke zuſammen, (obgleich die Kunſt des Fahrens bei ſo ungemeiner Feequenz zu bewundern iſt) odee es gehen die wüthenden Roſſe durch, und es ſtürzt Alles zuſammen, namentlich wann die aus allen Gegenden des Landes ankommenden Diligencen, stagecoaches (ſp. ſtehtſchkohtſches) in den Steaßen mit den Stadtſuhrwerken in Colliſſion kommen, und auf keiner Seite an ein Weichen oder Nachgeben gedacht wird, oder gar die wechſelſeitigen Kutſcher Peitſchenquerhiebe auf einander machen, und ein Tumult entſteht, wofür der Ausdeuck: „der Teufel iſt los", nur eine geringe, nichtsſagende Phraſe iſt. Daß mehe odee wenigee ähnliche Zufälle auch auf offener Landſtraße vorkommen, iſt leicht begreiflich, da manche engliſche Landſtraße frequenter, als auf dem Continente eine Stadtſtraße iſt. Wer in dee Londoner City, d. i. in den belebten Theilen derſelben, viel auf der Straße ſeyn muß, der iſt nie ſeines Lebens ſicher; er muß immer mit ſich auf den Transport in die Ewigkeit die Rechnung abgeſchloſſen haben; wenigſtens müſſen die fünf Sinne immer hübſch beiſammen und mit dem ſechſten innern in Einklang ſeyn; wer melancholiſchen Gedanken aller Aet nachhängen und duech die Gaſſen ſchlendern will, der muß nach Weſtminſter gehen, und auf den Rieſentrottwirs ſich ergehen, oder die Parks beſuchen; in dee City gibt es keinen Platz für Träumee. — — So weit nun von Unglücken ſolcher elementariſchen Art: wir dürfen aber ein letztes nicht vergeſſen, wobei man ſagt und annimmt, daß ſich alle Elemente in ihren feinſten Eigenthümlichkeiten veebinden: wie meinen den *Selbſtmord*, welchee in England voenehmlich dem *Clima*, oder der beſagten elementariſchen Vereinigung beigeſcheieben wird. Wir ſind aber nicht beſondees geſonnen, dieſee Anſicht beizuſtimmen, obgleich ſie ſo gut zu unſerer Unglückseintheilung nach den Elementen paßte; wir glauben vielmehr, daß dee Selbſtmord in England vorerſt der *ungeheuren* Menge gelegenheitlichee Urſachen zugeſchrieben werden müſſe. Wer möchte zweifeln, daß jene Zahl faſt ungeheuer ſey, bei ſo geoßer Bevölkerung, ſo ausgedehntee Induſtrie, ſo ſonderbar geſtellten Verhältniſſen und Mißverhältniſſen oder Mißſtänden, bei ſo großer perſönlicher Freiheit, welche der Nareheit ſo viel Spielraum als der Klugheit und Weisheit gewährt, wobei man ſich ſo leicht etabliren aber eben ſo leicht wiedee ſinken kann; bei den immer ſich drängenden Wechſeln des Schickſals; bei dee großen Zügelloſigkeit des Laſters, bei der ſo häufig veenachläßigten Erziehung, bei der eben wieder duech Freiheit begünſtigten Möglichkeit, allen Verieeungen auf Seite der poſitiven Religion nachkommen odee nachleben zu können, bei dee nach Laſter ſo häufig eintretenden Kraft- und Machtloſigkeit in einem Alter, wo ſtärkſte Energie vorheerſchen ſollte, mit einem Wort bei allem *Engliſchthume* (man verzeihe den Ausdruck, den ich dem Ausdruck Deutſchthum nachgebildet habe)! Alles Beſagte zuſammengenommen und noch vieles dazu gerechnet, was ſich jeder ſelbſt denken kann, wird das Clima faſt ausſchließen odee demſelben nur einen geringen Platz anweiſen; übrigens bin ich um ſo geneigtee, das Clima als erſte oder doch vorzügliche Ueſache zum Selbſtmoede in England auszuſchließen, weil es eben der Geſundheit ſo zuträglich iſt; wer geſunde Leute ſehen will, gehe nach England, ja ſelbſt nach London: er wird nicht genug wundeen können. Die Hälfte von dem, was man über engliſchen Spleen ſagt, iſt erlogen, odee gelindee geſagt, Mährchen, und kömmt meiſt von denen, welche den Engländer nur auf dem Continent haben kennen lernen. Allein die auf dem Continent reiſenden Engländer ſihd nicht als Muſter anzunehmen. Ein geoßee Theil derſelben eeiſet, nachdem zu Hauſe ſeine Vermögensumſtände heruntergekommen ſind, auf den Continent, um zu ſpaeen; wenn ein ſolcher ſaure Geſichter macht, iſt es nicht zu wundern. Oder nennt ihr Woetkargheit Spleen? Je nun, wer keine ausländiſche Sprache verſteht, wird im Auslande nicht wohl plaudern können; und ihr nehmt Schweigen gleich füe Spleen. Gibt es aber dennoch unter dieſen Reiſenden naeeiſche Leute, ſo bedenkt doch, daß, wenn uns England einen Extrakt ſeiner Narren ſchickt, wir auch ihm eine hübſche Parthie ſchicken könnten — wenn ſie Geld hätten, odee mit wenig Geld dort ſpaeen könnten. Bei uns gehen die Splenetikee unbemeekt aus; ſie dürfen ihren Launen nicht freien Lauf laſſen, die Polizei ſitzt ihnen gleich auf dem Halſe, um den Kopf zuecht zu drehen. Engliſche Freiheit iſt abee ſo univerſell, daß ſie dem Narren wie dem Klaren gleichen Spielraum läßt. Alſo, wie geſagt, wir ſchieben die Häufigkeit dee Unglücksfälle durch Selbſtmord den gelegenheitlichen Urſachen und nicht dem Clima zu, d. i. geben dem letzteen nur ſo viel zu, als ihm *überall* zugegeben werden muß. Bei den ſo eigenthümlichen Veehältniſſen Englands iſt es ſo leicht möglich, daß die zwei Hauptpotenzen des Geiſtes oder innern Seyns, Veeſtand und Wille, entweder einzeln oder zugleich ſo geſtört werden, daß die wahnſinnige That des Selbſtmordes einteitt; wahnſinnig iſt ſie *immer*, denn *kein* Menſch wird bei ſich genannt werden können, dee ſich das raubt, was er bei eichtigem Stande des Geiſtes um alles in der Welt nicht hingeben würde. — Noch darf zu guter Letzt nicht vergeſſen werden, daß in England eben wegen der gerichtlichen Einſchreitung und dee freien Preſſe jeder Fall bekannt und veröffentlicht wied, was auf dem Continent nicht der Fall zu ſeyn pflegt, außer wenn die Zeitungsſchreibee gar nichts anderes mehr zu ſchreiben haben. Von voenehmen Selbſtmöedern ſchweigt die Preſſe auch dann, wenn ſie nichts anders mehr hat, ihee Spalten auszufüllen, um ja eine Familie nicht zu beleidigen. — Die Art des Selbſtmordes iſt in England ſehe verſchieden, ſchon ohnehin iſt die Vergiſtung angegeben worden, häufig iſt auch Erſäufen, Erſchießen, Erhängen! wobei Stand, Denkweiſe, ſelbſt theilweiſer Muth und Culturgead zu berückſichtigen iſt; wie wenig genteel oder fashionable wäre nicht das Erhängen? Uebrigens übertreffen die Franzoſen die Engländer in Näreiſchkeit der Narrheit, namentlich der verliebten Narrheit. Weitere Erörteeungen gehöeen in das Bereich der Pſychologie. In Bezug auf unſern Spezialſtoff, Polizeiveehandlung, haben wie zu bemerken, daß alle dergleichen Unglücks mehe oder weniger der Polizei an ſich angehören, wir ziehen aber auch die Todtenbeſchau-Jury in den Kreis der eigentlichen Polizei, oder erklären das Amt und Verhandlung deeſelben (coroners inquest) als polizeilich, inſofern dem Hauptgerichtshoſe, wenn es nöthig iſt, die ganze Sache voebearbeitet wird. Bei dieſen inquests werden alle Umſtände unterſucht, duech Zeugen erhärtet, beſchworen und in ein Peotokoll aufgenommen. Das abgegebene Urtheil (returned verdict) lautet bei Todesarten auf zufälligen Tod (accidental death), liegt eine beſondere phyſiſche Urſache zu Grund, z. B. Schlagfluß, auf gewöhnlichem Weg oder durch Trunkenheit ꝛc. ꝛc. heebeigeführt, ſo heißt es: died by the visitation of god, geſtorben durch

Heimſuchung Gottes, bei Selbſtmord häufig: caused by temporary derangement of mind, verurſacht durch zeitliche Geiſteszerrüttung, oder dergleichen. Dieſe Coroners inquests bilden in den Zeitungen, welche Gerichts- oder Polizeiverhandlungen in extenso geben, immer einen eigenen Abſchnitt. Hauptperſonen ſpielen dabei, wie ſich von ſelbſt verſteht, die Aerzte, resp. Chirurgen (surgeons).

(Schluß folgt.)

Bilder aus München.

I. Geſchichte von München.

Von J. M. Söltl.

Ohngefähr 10 Stunden nordwärts von den Tyroleralpen, da, wo ſich die Vorberge allmählich in eine große Hochebene verlieren, liegt am Iſarfluſſe, der im ſchnellen Laufe aus den Gebirgen daherſtrömt, München, Bayerns Haupt- und Reſidenz-Stadt. — Gegen Sonnenuntergang und Mitternacht findet man ſelbſt in den nächſten Umgebungen der Stadt aneinandergereihte Erdhöhen mit dazwiſchenliegenden Vertiefungen von ungewöhnlicher Größe und Geſtalt, welche ſelbſt ein wenig geübtes Auge unterſcheidet. Schon von Ferne erkennt man jetzt noch die ſchön geordneten Reihen von immer gleicher Breite mit auffallender Wölbung an ihrer manchmal von dem Kunſtfleiße neuerer Zeit durchſchnittenen, oft aber auch noch an ihrer nicht zu überſehenden Länge. Es iſt bekannt, daß die Römer ihre Anlagen auf dieſe Weiſe machten, und nimmt man dazu, daß dieſes gebildete Volk gegen vier Jahrhunderte das Land von den Alpen gegen die Alpen hin beſaß, ſo darf man ſchon aus dieſem ſchließen, daß dieſe Erhöhungen von ihnen ſtammen.

Betrachtet man eine Landcharte, ſo findet man, daß das heutige München beinahe da liegt, wo ſich die Römerſtraßen von Salzburg nach Augsburg, und von Insbruck nach Regensburg durchſchneiden. Römerſtraſſen und Wartthürme ſind in der Nähe Münchens ſchon im vorigen Jahrhunderte und in der neueſten Zeit entdeckt worden; in dieſer Gegend lag das Iſuniska der Römer, das einige bald weiter aufwärts, bald abwärts ſetzen. Für die Meinung, daß München ſchon aus der frühern Zeit jener Römerherrſchaft in Deutſchland ſtamme, ſpricht: die erſte Anlage der Stadt, ſo weit man ſie kennt und wie der Plan deutlich zeigt, in eirunder Geſtalt, gegen ſechshundert Schritte lang, und fünfhundert breit. So legte das Mittelalter ſeine Städte nicht an. Dann die Lage der Stadt ſelbſt, nicht am Fluße, wohin ſie erſt in der Folge bei Ihrer Erweiterung rückte. — Aber München wird weder unter den Römern, noch in den früheſten Zeiten der deutſchen Herrſchaft genannt, als die verſchiedenen deutſchen Stämme das Land erorberten und in Beſitz nahmen. Nacheinander erſcheinen ſchon im achten Jahrhunderte in der Reihe der Ortſchaften, welche an die Freiſinger Kirche oder an die gegen das Gebirg und an der Iſar hinliegenden neu gegründeten Klöſter Geſchenke gaben, alle, ſelbſt die kleinſten, wie ſie jetzt um München herumliegen, ſo daß man bei aufmerkſamer Beobachtung ſieht, daß bis auf die neueſte Zeit kein Dorf entſtand, ſondern alle ſchon von den älteſten Zeiten herſtammen; aber München wird nicht genannt, wenn nicht etwa der Name von ungeſchickten Schreibern in den Namen Mohinga, oder Munirihinga enthalten iſt. In der Folge kamen auch mehrere Munihha vor, ob und welches aber darunter die jetzige Hauptſtadt Bayerns iſt, wer mag es entſcheiden? Ganz zuverläßig kommt aber dieſes München — Münichen — im Jahre 1140 vor, und zwar ſchon als bedeutender Ort, der von früheren Königen und Herzogen als Lehen unter mehrere Edle getheilt erſcheint.

Bedeutſamkeit erhält dieſes Münichen erſt durch den allbekannten Streit Heinrichs des Löwen mit dem Biſchofe von Freiſing; der Herzog wollte nicht dulden, daß der Biſchof Zoll und Abgaben nehme bei ſeiner Brücke in Möhringen, eine Stunde unterhalb München; da friedliche Unterhandlungen vergeblich waren, verbrannte er in einer Nacht im Jahre 1158 die Brücke, zerſtörte die Zoll- und Münzſtätte, und verlegte den Markt nach München, und dieſes wird eigens in der Urkunde des Kaiſers dann ſein München — des Herzogs genannt; der Ort ſtand alſo ſchon und wurde nicht erſt durch ihn erbaut. —

Der vielfache Verkehr auf der Salzſtraſſe, dazu der Markt und die Münze brachten den bisher wenig geachteten und bekannten Ort bald in Aufnahme. Doch ſind über das innere Leben und Treiben keine hinlänglichen, zuſammenhängenden Nachrichten vorhanden. Die neuen Herzoge — die Wittelsbacher — bekümmerten ſich Anfangs eben ſo wenig um München, als früher die Welfen. Nur ſehr wenige Urkunden zeugen von ihrem Aufenthalte in dieſer Stadt; ſie mochten vielleicht die Nähe der mächtigen Herren von Andechs, in deren Grafenambacht der Ort lag, meiden. Doch hatte der Ort ſchon im 12. Jahrhunderte bürgerliche Verfaſſung, ein Gemeindeweſen, und die Zahl der freien und edlen Geſchlechter war darin ſchon bedeutend. Zwiſchen den Jahren 1226 und 1251 wird die Münchener-Münze ſchon neben der Regensburger genannt, und von den früheſten Zeiten her muß die älteſte Kirche Münchens, die Peterskirche, geſtanden haben, die nach einem Brande im J. 1294 wieder aufgebaut wurde. Schon im Jahre 1221 ſtand eine St. Jakobskapelle auf dem Anger (außerhalb der Stadt).

Politiſch wichtig konnte die Stadt nie werden, ſo lange die Herzoge des Landes nicht hier wohnten, die ſich meiſt auf ihren Stammgütern zu Wittelsbach oder Kellheim aufhielten. Erſt als Ludwig, genannt der Strenge, weil er ſeine Gemahlin in blinder Eiferſucht enthaupten laſſen, das Oberland Bayerns bei der Theilung mit ſeinem Bruder erhält, und München zu ſeiner Reſidenz erkieſt, wo er ſich an der Nord-Oſtſeite außerhalb der Stadt ſchon im Jahre 1253 ſeine Burg, den jetzt ſogenannten alten Hof erbaute: da wird München wichtig, bald der bedeutendſte Ort im Herzogthume, und es begann ein lebhaftes Bauen und Verkehren. Der Handel blühte, von den Kaiſern werden auf Verwenden der Herzoge den Bürgern große Freiheiten ertheilt; die große Landſtraſſe ging aus Tyrol über Hall, Rattenberg und Roſenheim nach München.

Wegen der anwachſenden Volksmenge wurde im J. 1271 zur St. Peterspfarrei noch eine zweite gegründet, die zu U. L. Frau. Größe und Anſehen der Stadt ſteigt immer mehr; neue Kirchen, auch Klöſter entſtehen, und früh ſiedelten ſich auch die Juden an, die beſtändigen Geldmäckler für geiſtliche und weltliche Fürſten. Auch in München wurden ſie verfolgt, vertrieben; kamen aber bald wieder. (Fortſ. folgt.)

Literariſcher Salon von und für Bayern.

Maximilian Joſeph, ſein Leben und Wirken, geſchildert von Dr. Joh. Mich. Söltl. Stuttgart, Scheible 1837.

(Fortſetzung.)

Das Werk zerfällt in fünf Bücher. Dieſen geht eine gedrängte Ueberſicht der älteſten Vorzeit Bayerns unter den Karolingern bis herab zum letzten Athemzuge des Churfürſten Karl Theodor voran, dem nie das Herz ſchlug für die Altbayern, mit ſteten Rückblicken auf ſeine politiſche und geiſtige Entwickelung, ſeine wechſelnde politiſche Richtung, die Hemmungen, die ſeinem intellektuellen Aufſchwunge theils durch

Digitized by Google

eigene Fürſten theils durch äuſſere Einflüſſe im Wege ſtanden, die Gefahren ſeiner Selbſtſtändigkeit, ſeine geiſtige Nacht, die drückenden Feſſeln der Jeſuiten u. ſ. w. — Dieſe auf die ſpäteren Zuſtände Bayerns ſo einflußreichen Vorereigniſſe und Vorthaten bilden gleichſam die Vorhalle, aus welcher uns der Verfaſſer, wie aus einer ſchwer drückenden Nacht in das energiſche Licht einer neuen Periode führt. Tief ergreift es, wie der Verfaſſer erzählt: Bayern, ohne Waffenruhm, ohne literariſche Ehre, ganz umnachtet, dumpf hinbrütend das Volk nur gehegt von Finſterlingen in der Nacht der Unwiſſenheit — Bayern abgeſchloſſen von Deutſchland, von ſeinen Bruderſtämmen — ein Land, das nicht einmal mehr zählte!! In ſolche Schmach ließ es ein Fürſt verſinken, der ſein angeſtammter Herr war, der das heilige, väterliche Erbe hinzugeben bereit war! — —

Nach dem allgemein beweinten Hinſcheiden des edlen Churfürſten Maximilian III. breitete ſich die Nacht mit wollüſtigem Behagen über Bayern und über ſeine Völker, die einzelne wenige, auserleſene Männer, von ihrem erleuchteten Fürſten begünſtigt, zu erheben berufen waren, und angeregt von den übrigen Geiſtern des kühn emporſtrebenden, ja ſchon auf den Sonnenhöhen des Ruhmes ſtehenden Deutſchlands zur geiſtigen Ebenbürtigkeit mit den übrigen deutſchen Völkern geführt hätten, wäre es nicht in den Sternen beſchloſſen geweſen, daß Bayern, dem ein fremder Monarch gegen Willen und Wunſch ſeines angeſtammten Fürſten die Selbſtſtändigkeit erhielt, vom übrigen Deutſchland getrennt durch Geiſtesfinſterniß dumpf irrwandle, bis der Genius an ſeinen Marken erſcheint — Maximilian Joſeph, der die traurige Nacht lichtet und im Lande ſeiner ruhmvollen Ahnen einen herrlichen Geiſterfrühling ausſtreut! — Wir können den Leſern des Salons die intereſſante Stelle Seite 22: „Karl Theodor hatte bisher über ein Volk geherrſcht, das im Ganzen genommen auf einer höheren Stufe der Kultur ſtand, als Bayern. Ohne Schwierigkeiten brachte er Verbeſſerungen in der Rheinpfalz zu Stande, wo nebſt ihrer eigenen Reife keine Macht des Adels und der Geiſtlichkeit ihm Hinderniſſe in den Weg legte. Er wollte das Gute; aber die ausdauernde Kraft, den beharrlichen Muth, der dazu gehört, um das Gute in Bayern zu Stande zu bringen, beſaß er nicht. So verzweifelte er frühe an dem Wohle des Volkes, und überließ die Zügel der Regierung ganz ſeinen Miniſtern, die er zwar oft, aber nicht glücklich wählte. Inkonſequenz, Schwäche, und alle üble Folgen der Schwäche waren nun in Bayern fühlbar; daher glückte es den Finſterlingen, die beginnende Aufklärung zu unterdrücken, weil ſie alle Mittel dazu anwendeten, und der Churfürſt ſich um Bayern weniger kümmerte, als um die Rheinpfalz; ſo geſchah es, daß die öffentlichen Schulen in die Hände der Mönche kamen, da Karl Theodor das ehemalige Vermögen der Jeſuiten, welches von Maximilian für die Schulen beſtimmt und auf ſechs Millionen angeſchlagen war, zur Stiftung einer Malteſerzunge verwendete, und kein Geld da war, die Lehrer zu bezahlen. Die geiſtreichen Zöglinge Maximilians, zum Theile Opfer auswärtigrn Einflußes, traten nach und nach ab, ohne von andern erſetzt zu werden."

„Bei ſolcher Lage der Dinge bedurfte es nur einer Veranlaſſung, um alle Denkfreiheit völlig zu vernichten; die Entſtehung einer geheimen, ſtaatsverrätheriſchen Geſellſchaft bot dazu Gelegenheit und Grund; mit Recht wurden die Theilnehmer des Illuminatenordens verfolgt; aber leider wurde von nun an Jeder, der nicht zur alten Fahne ſchwur, verdächtigt, die Cenſur endlich ſo ſtreng, daß Bayern wie ein rings abgeſchloſſenes Land mit allen literariſchen Erzeugniſſen völlig unbekannt blieb.

Bayern ſchritt damals, in jener Zeit des allgemeinen Fortſchreitens, nicht vorwärts, es ging zurück, und der kunſtliebende und ſelbſt feingebildete Karl Theodor förderte die öffentl. Meinung über das Land nicht, als ſein lang verheimlichter Plan endlich doch aller Welt offenbar wurde, daß er Bayern an Oeſtreich vertauſchen wollte. Noch einmal hinderte es Preußen, da die herzoglichen Brüder von Zweibrücken ſich wieder an Friedrich wendeten; aber es wurde doch klar; daß Bayern in den Augen ſeines eigenen Fürſten wenig galt. Dieß erzeugte von Neuem Argwohn unter dem Volke, man überſah ſelbſt das Gute der Regierung, und das Mißvergnügen des Kurfürſten wuchs. Die franzöſiſche Revolution ſteigerte ſeine Beſorgniſſe, ſeine Strenge. Er ſah das Unheil immer näher rücken, doch that er wenig zur Abwehr, wenig, ſeine Selbſtſtändigkeit zu ſichern; die ganze Armee von Pfalzbayern betrug in jenen gefahrvollen Zeit nicht 12,000 Mann. Immer friedlich und geneigt für Oeſterreich geſinnt, kämpften ſeine Soldaten mit den Oeſterreichern gegen Frankreich aber ohne Glück, und der mächtige Freund war im Frieden von Campo Formio bereit, ſeinen eigenen Verluſt durch Entſchädigung in Bayern auszugleichen, da von dem Kurfürſten kein kräftiger Widerſtand zu fürchten war. Die ſchlechte Verwaltung häufte die Laſt der Ausgaben, Alles ſchien eine nicht ferne Auflöſung des bayriſchen Staatskörpers anzudeuten; entweder durch Frankreich oder durch Oeſterreich. So war die Lage Bayerns, als Karl Theodor plötzlich ſtarb und Marmilian Joſeph folgte 16. Feb. 1799" nicht entziehen, da die lichtvolle, ruhige Darſtellung nur neuerdings den Beweis liefert, daß der Verfaſſer mit entſchiedenem Talente ſeine Bahn wandelt! — Wir ſehen im erſten Buche den mit Sehnſucht erwarteten Maximilian Joſeph am 12. März 1799 ſeinen feierlichen Einzug in München halten. Der Verfaſſer führt uns mit dem neuen Fürſten in den Kampf, den er mit der Macht der Vorurtheile, der Finſterlinge, mit dem Einfluß der damaligen Stände, mit der hohen Geiſtlichkeit, mit dem Adel und ſpäter mit der Römiſchen Curie zu beſtehen hatte. Es iſt der Anfang des Epos! Der Regierungsantritt Marimilians trägt nicht nur alle Keime einer epiſchen Nationaldichtung in ſich, ſondern es entwickelt ſich Alles unter beſtändigem Ankämpfen, unter dem Einfluſſe guter und böſer Dämonen zu einem epiſchen Fortſchritte, zu einer Peripatie, die ganz geregelt zur Kataſtrophe vor unſern Augen ausläuft. Der Biograph hat das Verdienſt des kunſtvollen Erzählers, daß wir den Gang der Begebenheiten, ihre Verwicklung und Löſung — daß wir das Auftreten des Hauptcharakters und der Nebenfiguren in klarer, ruhiger epiſcher Form ſich vor uns mannichfach wechſelnd entfalten ſehen.

So lohnend es wäre, die fünf Bücher zu zergliedern und mit dem trefflichen Verfaſſer einen Zeitraum von 25 thatenreichen Jahren ſpeziell zu durchlaufen, ſo müſſen wir uns doch nur auf einen Ueberblick beſchränken und auf das in jeder Beziehung intereſſante Werk im Allgemeinen ſelbſt hinweiſen.

(Schluß folgt.)

Geſchichte des Hauſes Habsburg, von dem Fürſten E. M. Lichnowsky. Erſter Theil mit 4 Kupfertafeln. Zweiter Band mit 3 Kupfertafeln. Wien, 1836 und 1837. Bei Schaumberg und Compagnie. gr. 8. broſch. (Preis jeden Bandes; 6 fl. rhein.)

Recenſent freut ſich unverholen, daß — um mit einem

Digitized by Google

achtungswerthen Critiker zu ſprechen — neben den Mücken= Bienen= und Weſpenſchwärmen von Schriftchen aller Art, welche jede Meſſe in die gebildete Welt ausfliegen und mit ihrem Summen und Brummen den ernſten Gelehrten den Kopf nicht ſelten warm machen oder betäuben, auch größere gediegene Unternehmungen, wie das vorliegende auftreten und ihren gedeihlichen Fortgang haben. Das iſt ein ernſtes und würdiges Opfer auf dem Altare eines geliebten und würdigen Vaterlandes, welches der Herr Fürſt Lichnowsky hier bringt. Es iſt um ſo dankenswerther, weil die Geſchichte des Hauſes Habsburg, als eines ſo erlauchten, der Bearbeiter nicht zu viele und erſprießliche finden kann, und weil namentlich der Herr Lichnowsky ſich in ſeiner Geſchichte die Aufgabe geſtellt und ſie gelößt hat: „aus den Urkunden und aus den gleichzeitigen Chroniſten eine Geſchichte darzuſtellen, welche nach reiflicher Prüfung und Sichtung dasjenige ungeſchminkt berichtet, was dieſe als Thatſachen aufſtellen; daher das als wirklich zu uns Gekommmene zu erzählen, mit Hinweglaſſung alles deſſen, was Spätere hinzugefügt." (Siehe Vorrede.)

Der erſte Band dieſes obengenannten ausgezeichneten Werkes handelt die Geſchichte des erſten Halsburger und die Geſchichte des Königs Rudolph aus dieſem erlauchten Hauſe ab. Bei der Abſtammung des Hauſes Habsburg überläßt ſich unſer Verf. nicht genealogiſchen Spitzfindigkeiten; er ſucht mit Ernſt und Critik dieſe zu baſiren. Ueber 150 Jahre lebten und verlebten edle Grafen und edle Gräfinnen von Habsburg, als Frau Heilwig, geborne Gräfin von Kyburg, ihrem Gemahle, Albrecht, Grafen von Habsburg, einen Sohn zu Limburg, (1. Mai 1218) ſchenkte, den Kaiſer Friedrich II. zur Taufe hielt, und Rudolph benannte. Mit dieſem Rudolph beginnt die welthiſtoriſche Bedeutenheit der Habsburger. Als Rudolph 1245 ſeine junge Gemahlin, Anna Gräfin von Hohenberg und Hogenlag, auf den Thurm der Habsburg führte und ſie mit einem Blicke die eigentlichen Stammgüter des Hauſes, ein mäßiges Beſitzthum überſchauten, dachten ſie wohl nicht, wie Mailath ſagt, daß ihrem Bunde ein Geſchlecht entſprießen werde, ſo mächtig, daß in ihrem Gebiete die Sonne ſelbſt nicht untergeht. — Mit Meiſterhand zeichnet uns der Herr Fürſt Lichnowsky Rudolph in ſeinem reichen und verwickelten Leben; zeichnet ihn uns als ſeines Hauſes erſten Stern, als Zierde und Hort des deutſchen Reiches. In das Einzelne kann hier Rec. nicht eingehen; er kann nur die liter. Welt aufmerſam machen auf ein ſo gediegenes, würdiges Werk, deſſen Stoff anziehend, hinreißend, deſſen Styl fein und gewinnend iſt. Nur das wollen wir ſagen! „daß Rudolph bis zum letzten Hauch ſeines Lebens ſich und ſeiner Würde getreu blieb, der Ordner, der Beruhiger, der Geſetzgeber, der Erhalter, der Befeſtiger des Friedens!" (S. 376.)

Eben ſo meiſterhaft iſt in zweiten Bande die Geſchichte Albrechts, Rudolphs Sohn, als Herzog von Oeſterreich, dann König der Deutſchen abgehandelt. Dabei führt auch unſer Verf. den glänzenden Beweis, daß er ſich nicht entſchließen konnte, nie auch entſchließen wird, ſich zum bloßen Panegyriker herabzuwürdigen. Man vergleiche nur die ſchöne Darſtellung der Verhältniſſe Albrechts zu Adolph von Naſſau, dem deutſchen König. Unverkennbar gewinnt durch dieſe Spezialgeſchichte, und durch die Art, wie ſie unter der Feder des Verf. entſteht, die allgemeine deutſche Geſchichte vielfach.

Den beiden erſten Bänden, die uns vorliegen, und denen noch etwa 8 folgen werden, ſind äußerſt wichtige Beilagen zugegeben. Dahin rechnen wir: mehrere Verzeichniſſe von Urkunden (darunter ſehr viele nicht bekannte und ungedruckte) zur Geſchichte des Hauſes Habsburg von den älteſten bis 1308; Verzeichniß von Werken, die auf die Geſchichte Rudolphs und Albrechts Bezug haben; Reihenfolge der Päbſte durch den Zeitraum der erſten Habsburger, deren Charakter nach den Urtheilen der Zeitgenoſſen und die Merkwürdigkeiten jedes Pontificats beſonders in Hinſicht Deutſchlands; die Reihenfolge der weltlichen Fſtüren, der Ordensmeiſter, der Biſchöfe; der Provinzial=Concilien in Deutſchland von 1273 — 1308; eine Tabelle der Kinder und Enkel Albrechts, u. ſ. w. Auch ſind die Monogramme von Rudolph und Albrecht abgebildet. Endlich dienen zur Zierde noch beſonders die ſchönen und reinen Kupfertafeln. Das Titelblatt des erſten Bandes ſtellt die Standſäule des König Rudolph zu Pferde vor, am Münſter zu Straßburg; darunter eine Büſte deſſelben mit idealiſirten Geſichtszügen, im Schöpflin'ſchen Muſeum zu Straßburg befindlich. Auf den 3 anderen Kupfertafeln zum erſten Bande ſind abgebildet: der Deckel des Sarges König Ruldolfs zu Speyer, nach einer Abbildung in k. k. Ambroſer=Sammlung zu Wien; Siegel des Grafen von Habsburg; das Majeſtäts=Siegel Rudolphs als König; Münze, welche König Rudolph ſchlagen ließ, und die Aurea Bulla. Das Titelblatt aber des zweiten Bandes ſtellt das Bruſtbild König Albrechts vor, treu nach dem Stammbaum in der Ambroſer=Sammlung in Wien; und auf den beiden übrigen Kupfertafeln zum zweiten Band befinden ſich: das Majeſtätsſiegel K. Albrecht's; ein kleines Geheimſiegel; die Krönungsmünze von beiden Seiten und das herzogliche Reuterſiegel Albrechts, mit dem Rückſiegel, welches auch als Geheimſiegel verwendet wurde.

Die äußere Ausſtattung iſt, wie man es bei den Verlagsartikeln von Schaumburg und Comp. gewohnt iſt, ausgezeichnet.

Möge dieſe kurze Anzeige hinreichen, um auf ein Geſchichtswerk aufmerkſam zu machen, welches zu den intereſſanteſten und wichtigſten ſeiner Art gehört, und welches eine vorzügliche Aufnahme und zahlreiche Abnahme verdient.

Dr. B.

Rückblicke auf die Vorzeit.

Der Alpenübergang am 10. Aug. 1515, oder Franz I., König von Frankreich und Napoleon.

(Eine Parallele.)

Der Marſchall Trivulzio unternahm es, die Gebirge zu durcheilen, um von allen Hirten ſich über die Steige zu unterrichten, mittelſt derer es möglich wäre, die Armee der Schweizer zu umgehen. Er entſchied ſich endlich für jenen, der von den Ufern der Durance über Guilleſtre und Argentière zu den Quellen der Stura und in die Ebene der Markgrafſchaft von Saluces führt.

Die franzöſiſche Armee langte am 10. Auguſt an; es befand ſich kein Schnee in den Bergſchlünden, welche die Artillerie zu paſſiren hatte. Niemals zog bisher eine Armee in dieſe wilden Thäler, welche die Kaufleute eben ſo wenig kannten. Niemand außer den Gemſenjägern hatte ſie beſchritten. Das Unternehmen, dahin einen Artillerie=Train zu führen — mit

ihr die ganze franzöſiſche Gensd'armerie*) und 30,000 Mann Fußvolk, reichte hin, die Imagination in Erſtaunen zu ſetzen. Die Armee hatte ſich van Grenoble nach Embrun über Vizille und la Mure gezogen; hier verſah ſie ſich auf fünf Tage mit Lebensmitteln, nahm ihren Marſch nach den Gebirgen durch die Dörfer von St. Clement und von Criſpino. Den Berg Genièvre hatte ſie zur Linken gelaſſen, durchwatete die Durance, und ſchlug ihre erſte Etappe zu Gulleſtre auf. Von da weg mußte ſie ſich mit Hülfe des Eiſens einen Weg durch den Felſen von St. Paul bahnen, der den Weg ſperrte. Am zweiten Tage war die Arbeit vollendet, und die Armee konnte die Nacht zu Barcellonetta zubringen.

Am dritten Tage galt es, die Central-Kette der Alpen zu überſetzen, jene, die zwiſchen Barcellonetta und Argentière die Gewäſſer, welche gegen die Rhone ſtrömen, von jenen ſcheidet, die der Po aufnimmt. Man mußte für und für die Felſen ſprengen, um ſich einen Durchgang zu öffnen, oder Brücken über Abgründe zu werfen, oder am Rande von gähen Abſtürzuugen, Gallerien von Holz bauen.

Zwey und ſiebenzig ſchwere Kanonen mußten dieſen Weg nehmen mit der Mittel-Kolonne, mit der ſchweren Kavallerie und deren Gepäcke; 2500 Pioniers und Sapeurs, den Truppen eingereiht und wie dieſe beſoldet, begleiteten ſie, um die Wege zu bahnen; allein der Eifer des gemeinen Mannes war noch viel ergiebiger; er ſpannte ſich ſtatt der Pferde an die Artillerie und entwickelte ebenſoviel Einſicht und Geſchicklichkeit als Muth im Bekämpfen unerhörter Schwierigkeiten, welche ihm die Natur entgegen ſtellte. Die dritte Etappe der Armee war in den Dorfſchaften von Larchia und Ehergia. Schon hatte ſie das Stura-Thal erreicht. Inzwiſchen verſperrte ihr das Gebirg von Pié di Porco noch den Weg. Sie überſchritt es am vierten Tage und am fünften war ſie in der Lombardey, in den Flächen der Markgrafſchaft von Saluces.

Während die Kolonne des Centrums dieſe Route verfolgte, mit Gefahren und Schwierigkeiten kämpfend, welche noch kein General zu beſiegen in die Nothwendigkeit verſetzt wurde, eilten andere Abtheilungen der Armee über die Höhen von Dragoniera, von Rocca-Pérotta und von Cunéo, ohne irgend, mitten in den Gebirgen auf die Schweizer zu ſtoßen, denen es leicht geweſen wäre, die Defileen mit ſo großem Vortheile ihr ſtreitig zu machen.

Mit einer dieſer Diviſionen hatte La Paliſſe von Briançon nach Villa Franka und an den Urſprung des Po über Seſtriéres zu marſchiren. Er bildete auf dieſe Weiſe den linken Flügel der ganzen franzöſiſchen Armee, und je näher er den Schweizern kam, um ſo ſicherer deckte auch nur Er ganz beſonders die Artillerie.

Bayard — der Ritter ohne Furcht und Tadel — marſchirte mit ſeiner Diviſion eben ſo gut als Humbercourt und Aubigny. **

Nach dem Schlachttage von Santa Brigitta oder Marignano am 14. September 1515.

(Die Ordenvertheilung.) **)

Am Freitag Abend, an welchem die Schlacht endete zur Ehre des Königs Franz I. von Frankreich, war großer Jubel im Lager, und man ſprach von ihr auf verſchiedene Weiſe Und es fanden ſich unter den Kriegern, die es um den Einen und den Andern beſſer machten, aber unter Allen fand ſich Einer ganz beſonders hervorragend, es war der gute Ritter Bayard, der ſich an beiden Tagen als ſolcher gezeigt hatte, wie er anderwärts gewohnt war, wo er gleiches zu thun hatte. Der König wollte ihn höchlich ehren, denn er empfing aus ſeiner Hand den Ritter-Orden. Er hatte wohl recht, denn kein Beſſerer konnte ihn nehmen. Der König gewährte denſelben Orden auch Anderen unter den Edellenten, die ſich am meiſten ausgezeichnet hatten. „Je sens bien, ſagte der König zu Marſchall Fleuranges, que en quelque bataille que vous ayez esté, ne veullustes estre chevalier: je l'ai aujourd'hui esté, je vous prie que le veuillez estre de ma main.“ Was der ritterliche (adventureux) Fleuranges ihm guthmüthig zugeſtand, und dankte ihm für die Ehre, die er ihm anthat.

Anmerkung. Die Leſewelt wird es kaum wiſſen, daß Bayard und Fleuranges in Memoiren ihre Zeitereigniſſe aufzeichneten, und ſie der Nachwelt überlieferten. **

*) Die damalige Gensd'armerie Frankreichs war die ſchwere Reiterei.

**) Vergl. Nr. 38 der Biene.

Korreſpondenz.

† Artiſtiſches aus Mainz, im Sept. (Große Kunſtausſtellung. Schluß.) — Schlacht- und Thierſtücke. Monten in München: Artillerie auf der Flucht. Kühn und kräftig, wie alle Gemälde dieſes Meiſters. — Bürkel in München: Caralcadores, Ochſen nach Rom treibend. Ein ausgezeichnet gutes Gemalde. — Lindenſchmitt in Mainz: Scene aus dem Reitergefecht bei Leipzig, am 14. Okt. 1813. Recht lobenswerthe Behandlung, etwas Monotonie in der Färbung. — Simmler in Rüdesheim: Inneres eines Stalles. Naturtreu und wahr, kräftige Zeichnung. — Bürkel in München: Pferde-Waide. Wie ſchon vorhin erwähnt, meiſterhafte Behandlung. — Monten in München: Bayeriſche Küraſſiere. Trefflich in jeder Beziehung. — Tennelier in Kaſſel: Gefecht zwiſchen öſterreichiſchen Uhlanen und franzöſiſchen Küraſſieren. Gute Studien; es fehlt aber dieſer Schlachtſcene Leben und Leidenſchaft. — Grappau in Rüdesheim: Schaafe. Schön gemalt, recht viel Natur, gute Zeichnung. — Hauſer in Mannheim: Oeſterreichiſche Infanterie ſtürmt eine Brücke. Gut gezeichnet, weniger gut gemalt. — Architektur. — Sontheim in Mannheim: das Innere einer Kirche. Beſonders gute Beleuchtung, vortreffliche Zeichnung. — Veeſlaſſen in Oeſterreich: Der Dom in Ulm. Wir ſehen nur den hintern Theil des Schiffes, dieſes intereſſanten Denkmals des Mittelalters; dieſer Theil aber iſt beſonders gut behandelt. — Haſſenpflug in Halberſtadt: Kreuzgang. Ausgezeichnet gute Behandlung. — Pozzi in München: Kloſterkreuzgang; ein wirkſames Bild mit glücklichen Sonneneffekten. — Pozzi in München: das neue Iſarthor. Ein liebliches, klarbehandeltes Architekturſtück von vielem Effekt. — Portraits. Die Ausſtellung war daran reich, vielleicht überreich. Die beſten Portraits lieferten Fräulein Roſa Achenbach von hier, und der junge Maler Kempf. Letzterer ſtellte ſein eigenes Portrait aus, welches in jeder Hinſicht ein Meiſterſtück zu nennen iſt, und welches ſo viele Bewunderung fand, daß der Kunſtverein beſchloß, um den jungen Künſtler aufzumuntern, bei demſelben ein Gemälde um einen gewiſſen Preis zu beſtellen. Das Portrait ſelbſt anzukaufen, hielt man für weniger räthlich, da daſſelbe weit beſſer das Atteliér des jungen Künſtlers ſchmückt. — Außer dieſer kurzen Bilderſchau habe ich Ihnen, ſowohl von dieſer Ausſtellung, als auch von den Ausſtellungen des rheiniſchen Kunſtverbandes im Allgemeinen, noch einige Notizen mitzutheilen: die 301 Gemälde unſerer Ausſtellung kommen von 154 Mahlern und 8 Mahlerinnen, die in folgenden Städten wohnen: Alzey: von Seeger zwei Bilder. — Amſterdam: von Obermann 1 Bild. — Baguere: von Helibert 1 Bild. — Braunſchweig: von Teichs 2 Bilder, von Schroder zwei Bilder. — Bayreuth: von Heinel ein Bild. — Berlin: von Ahlboen ein Bild, von Krüger ein Bild. — Karlsruhe: von Grund vier Bilder; von Koopmann 1 Bild; von Faſſel ein Bild; von Dietz zwei Bilder; von Kimß 2 Bilder; von Meichelt 1 Bild. — Caſſel: von Tiſchbein ein Bild; von der Embde 2 Bilder; von Tonnellier 2 Bilder. — Conſtanz: von Eberli 1 Bild; von Ellenrieder 2 Bilder. — Coblenz: von Richter 1 Bild; von Meiſter 1 Bild; von Jahn 1 Bild; von Auſchütz 5 Bilder. — Dortrecht: von Dreibholz 2 Bilder; von Rutten 2 Bil.; von Kierk 1 Bild. — Darmſtadt: Von Lange 2 Bilder; von Alberti 1 Bild; von Lucas 1 Bild; von Schilbach 1 Bild. — Düſſeldorf:

Digitized by Google

von Klein 2 Bilder; von Schulten 1 Bild; von Schinz 1 Bild; von Häke 2 Bilder; von Becker 1 Bild; von Koch 1 Bild; von Müller 1 Bild; von Berdelle 1 Bild; von Lange 1 Bild; von Jahn 1 Bild. — Dondorf: von Albert 1 Bild. — Frankfurt: von Wagner 2 Bilder; von Oppenheimer 3 Bilder; von Brentano 1 Bild; von Morgenſtern 2 Bilder; von Ackermann 1 Bild, von Weber 2 Bilder; von Hilliger 1 Bild; von Caſinsly 1 Bild. — Freiburg: von Graſe 2 Bilder; von Städler 1 Bild. — Genf: von Georgi 1 Bild. — Hamburg: von Kauffmann 1 Bild; von Stuhlmann 2 Bilder; von Bechorſt 2 Bil.; von Heſſe 3 Bilder; von Beſold 1 Bild; von Faver 1 Bild. — Heidelberg: von Rottmann 1 Gemälde; von Bock 1 Bild; de Roux 1 Bild. — Halberſtadt: Haſſenpflug 1 Bild. — Haag: Van Oſterhandt 1 Bild. — Kreuznach: von Kaufmann 1 Bild. — Kitzingen: von Schmidt 1 Bild. — London: Hutſchings-Roggers 1 Bild. — Ludwigsburg: von Mali 2 Bilder. — Landau: von Fried 2 Bilder. Mannheim: von Keplitz 3 Bilder; von Dykerhof 2 Bilder; von Sunkheim 1 Bild; von Hauſer 4 Bilder; von Scheſſinger 3 Bilder; von Welker 2 Bilder. — Mainz: von Fräul. Achenbach 3 Bilder; von Hanlein 4 Bilder; von Janſen 3 Bilder; von Knapp 2 Bilder; von Kneip 6 Bilder; von Kempf 2 Bilder; von Lindenſchmitt 1 Bild; Frl. von Motz 1 Bild; von v. Orth 2 Bilder; von B. Orth 2 Bilder. — München: von Aimüller 1 Bild; von Aertinger 2 Bilder; von Altmann 1 Bild; von Adam 1 Bild; von Bayer 2 Bilder; von Bekmann 1 Bild; von Bürkel 3 Bilder; von Ceuvenberg 1 Bild; von Centen 1 Bild; von Kobell 1 Bild; von Dyk 1 Bild; von Evers 2 Bilder; von Enhuber 3 Bilder; von Eberle 1 Bild; von Echten 1 Bild; von Endres 1 Bild; von Eybdorf 1 Bild; von Fohr 3 Gemählde; von Geyer 1 Gem.; von Gleim 2 Gem.; von Helm 1 Gem.; von Kaltenmoſer 3 Gem.; von Klein 1 Bild; von Lotze 3 Gem.; von Menten 2 Gem.; von Martens 2 Gem.; von Moosbrugger 1 Gem.; von Metzinger 3 Gem.; von Melchior 1 Gem.; von Brunner 3 Gem.; von Quaglio 1 Bild; von Rottmann 1 Gem.; von Ron 1 Gem.; von Schleich 3 Gem.; v. Spitzweg 2 Gem.; von Spohr 1 Gem.; von Schelver 2 Gem.; Stange 1 Gem.; von Simon 1 Gem.; von Tant 1 Gem.; von Bolmer 3 Gem.; von Völker 2 Gem.; von Wagner-Demes 2 Gem.; von Walte 1 Gem.; von Zech 1 Gem.; von Zwengauer 1 Gem. — Mellün: von Dellon 1 Gem. — Metemblis: von Schotel 1 Gem. — Neuwied: von Freudenberg 1 Gem. — Nürnberg: von Kraul 1 Gem.; von Detz 1 Gem.; von Perlberg 1 Gem.; Oeſtrich: von Verſtaſſen 1 Gem. — Paris: von Jules Andri 1 Gem.; von Caſſel 2 Gem.; von Dübor 2 Gem.; von Delaval 2 Gem.; von Dandirne 1 Gem.; von Fontenev 5 Bilder; von Flundie 2 Gem.; von Fouſſerau 2 Gem.; von Finart 3 Gem.; von Garnerey 1 Gem.; von Fraul. Henry 2 Gem.; von Loudon 1 Gem.; von Leprince 1 Gem.; von Latil 1 Gem.; von Mailard 2 Gem.; von Andrie 1 Gem.; von Ramlet 2 Gem.; von Rubir 2 Bilder; von Renaux 1 Gem.; von Schmitz 1 Gem.; von Sacre 1 Gem.; von Steinheil 1 Gem.; von Warth 2 Gem. — Petersburg von Jacobs 1 Gem. — Rotterdam: von Braakmann 1 Gem. von Backhyſen 1 Gem.; von Kobell 2 Gem. — Rom: von Kerner 1 Gem.; von Schmitt 5 Gem. — Rüdesheim: von Simmler 3 Gem.; von Grappau 1 Gem. — Straßburg: von Guerin 4 Gem.; von Gaillard 2 Gem.; von Strintz 1 Gem.; — Stuttgart: von Hannen 2 Gem. — Villingen: Dürr 3 G. Würzburg: Bamberger 1 Gem. — — Die 6 im Preiſe höchſten Gemälde waren folgende: von Latil in Paris: Einfall der Alliirten in Frankreich; daſſelbe koſtet 3000 Franken. — 2) von Hutſchings-Roggers in London; Anſicht von Salzburg; daſſelbe koſtet 1100 fl. — 3) von Faſiel in Karlsruhe: Göthe's Vergötterung; daſſelbe koſtet 825 fl.; 4) von Petzel in München: eine Verſteigerung; daſſelbe koſtet 825 fl. — 5) Von Jakobs in Petersburg: eine Mutter mit 3 Kindern, daſſelbe koſtet 660 fl.; — 6) Von Adam in München: eine Jagdſcene, koſtet 605 fl. — Im Ganzen waren die Preiſe der guten Gemälde mäßig angeſetzt, während oft die ſchlechten eine ganz freche Forderung an der Stirne trugen. — Angekauft wurden in den 5 Städten des rheiniſchen Kunſtverbandes (Straßburg, Karlsruhe, Mannheim, Darmſtadt, Mainz) von den Gemälden, die im Turnus waren, neun und ſiebenzig Gemälde; und zwar a) für die allgemeine Verlooſung in Baden 16 Gemälde; b) für den Karlsruher Kunſtverein 10 Gemählde; c) für den Mannheimer Kunſtverein 13 Gemälde; d) für den Darmſtädter Kunſtverein 7 Gemälde; e) für den Straßburger Kunſtverein 6 Gemälde; f) für den Mainzer Kunſtverein 8 Gem.; g) von Privaten 19 Gemälde. — Dieſe 79 Gemälde wurden gekauft von den Malern aus München 22; von denen aus Mannheim 5; von denen aus Karlsruhe 5; von denen aus Frankfurt; 4) von denen aus Paris 6; von denen aus Mainz 4; von denen aus Darmſtadt 2. Von den Malern der Städte Halberſtadt, Braunſchweig, Heidelberg, Conſtanz, Hamburg, Bonn, Alzey, Nürnberg, Medemblis, Düſſeldorf, Baquere, verkaufte jeder ein Gemählde. — Man ſieht aus dieſer Zuſammenſtellung, daß von den Gemälden des Turnus des rheiniſchen Kunſtverbandes beinah ein Drittheil angekauft worden ſind, ein Verhältniß, das ſich die Künſtler nicht vortheilhafter wünſchen können! In dem Maße, als die Ausſtellungen künftig an Quantität und Qualität zunehmen, wird auch das Intereſſe des Publikums für dieſe Ausſtellungen wachſen, und in dem Grade werden ſich auch überall die Aktionäre für die Verlooſungen vermehren. Es iſt ſomit hier durch Zahlen bewieſen, daß die Bildung ſolcher Kunſtverbände ſehr ſegenreiche Früchte zum Frommen der Kunſt trägt, und daß ſehr wünſchenswerth wäre, es entſtünden deren in Deutſchland recht viele. Zu einem norddeutſchen und süddeutſchen Kunſtverband würde ich nicht rathen; wohl aber zu etwa einem Dutzend einzelner Kunſtverbände zwiſchen Städten, die ſich nicht allzuſehr entfernt liegen, und von denen es bekannt iſt, daß in denſelben Sinn und Intereſſe für Kunſtſchöpfungen gefunden wird! —

(Königl. ſächſiſches Hoftheater.) Dresden, 25. Sept. Beatrice. Große romantiſche Oper von J. Wolfram. Dieſe Muſik hat unſere lebhafteſte Theilnahme erregt, denn ſie iſt nicht nur unſtreitig die vorzüglichſte des rühmlichſt bekannten Componiſten, ſondern auch rückſichtlich der Inſtrumentirung ein wahres Meiſterſtück. Es iſt gar nicht möglich, beſſer zu inſtrumentiren. Die Orcheſterbegleitung allein iſt eine herrliche Muſik, ohne daß ſie, wie in den meiſten neueren deutſchen Opern, den Geſang beeinträchtigt. Jedem Inſtrumente iſt ſeine Eigenthümlichkeit abgelauſcht, die Figuren des Orcheſters und ſeine Melodien ſind wahrhaft reizend. Aber auch die Cantilena in dieſer Oper iſt vortrefflich, wahrhaft italieniſch, und das techniſche Arrangement acht poetiſch. Die Darſtellung durch Hrn. Wächter, Franzesko, Schuſter, Fernando, Dem. Wüſt, Iſabella, Mad. Schubert, Beatrice, und Hrn. Riſſe, Lorenzo, war höchſt lobenswerth. Am Schluße derſelben wurde Hr. Wolfram, welcher ſie, als die erſte, perſönlich leitete, nebſt allen Mitwirkenden ſtürmiſch gerufen.

H. F. Mannſtein.

Anekdoten.

(Guter Einfall eines ſchwediſchen Grenadiers.) Karl der XII. hielt, als er in Sachſen eingefallen war, die ſtrengſte Mannszucht; gleichwohl blieben einzelne Exceſſe nicht aus. Einſt beſchwerte ſich ein ſächſiſcher Bauer, daß ein ſchwediſcher Grenadier die für ihn und ſeine Familie beſtimmte Mahlzeit weggenommen habe. Der König läßt den Soldaten kommen und fragt in hartem Ton und mit einem ſtrengen Blick nach der Wahrheit der Beſchuldigung. Der Soldat kann es nicht läugnen, ſetzt aber ſeiner Rede beherzt Folgendes hinzu: „Verzeihen mir Eure Majeſtät, ich habe dieſem Mann nicht ſoviel Leids zugefügt, als Sie ſeinem Herrn angethan haben. Dieſem haben Sie ein Königreich, dem Bauer habe ich nur einen Truthahn genommen." Der König gibt dem Bauer 10 Ducaten, dem Soldaten verzeiht er wegen ſeines Einfalls, indem er zu ihm ſagt: „Erinnere dich, daß, wenn ich dem König Auguſt ein Reich genommen habe, ich nichts für mich behalten habe."

Als Frau von Maintenon alles aufbot, um ihren Günſtling, den Cardinal Noailles, zum Erzbiſchof von Paris zu machen ſchrieb ſie an ihn: il faut quelquefois tromper le Roi pour le servir, et j' espire que Dieu nous fera la grâce de le tromper encore en pareille intention. Worte, welche einen merkwürdigen Aufſchluß geben über die Verhältniſſe des Despotismus und zugleich der religiöſen Geſinnungen jener Zeit.

Berichtigungen.

In Nro. 39. der Biene, S. 307, Spalte 2, Zeile 8. von oben iſt ſtatt „und" zu leſen „nun"; dann Zeile 7. des Textes von unten nach „Fenſterbogen" einzuſchalten „deſſen"; Seite 308, Spalte 2, Zeile 37 von oben ſtatt „in 2" lies „und 2"; Seite 309, Spalte 1, Zeile 32 ſtatt „mit einem Stück" lies „aus einem Stück"; endlich S. 310, Sp. 1, Zeile 3. von oben ſtatt „Thüre-Reliefs" lies „ihren Statuen, ihren Reliefs."

Die Biene

Bayeriſches Sonntagsblatt.

1837. — № 41.

Zum 20. Januar 1831.

Mutterliebe.

Sag mir, wo kann ich die Liebe erfragen,
Wohnt ſie auf Erden, die Göttin, noch jetzt?
Sieh den Jüngling, mit ſchwelgenden Lippen
Nimmt er vom Mädchen den bräutlichen Ku .
Iſt es nicht Liebe, die beide verkettet,
Beide ſie ſpeiſet mit himmliſcher Luſt?
Sieh vom Weibe und Freunde ſich ſcheidend,
Was ihm die Erde nur Theures gewährt,
Ziehet der Mann in die blutige Fehde,
Naht ſich mit freudigem Blicke dem Tod!
Führt ihn nicht Liebe vom heimiſchen Heerde,
Liebe füe Vaterland, Freiheit und Recht?
Sieh der Wiſſenſchaft heiligen Pfleger —
Wie er den Feeuden des Lebens entſagt,
Und das verglimmende Licht ſeiner Seele
Selbſt noch dem Dienſte der Theueren weiht.
Sollte der Liebe zum Pflänzlein nicht fühlen,
Der es ſo treulich begießet und pflegt?
Aber den Jüngling entflammt nicht die Liebe,
Rein, wie ſie einſtens vom Himmel entſprang;
Wirbt er ums Mädchen mit glühendem Streben, —
Um zu empfangen nur reicht er den Kuß.
Aber den Krieger, ihn treibt nicht die Liebe,
Rein, wie ſie einſtens vom Himmel entſprang.
Wenn er im Kampfe verblutet ſein Leben,
Lockt ihn der Ehre bezaubeender Stern.
Aber der Weiſe kennt nimmer die Liebe,
Rein, wie ſie einſtens vom Himmel entſprang,
Als er den Muſen ſich ewig verlobte,
Streut' er auch Weihrauch dem Golde und Ruhm.
Liebe um Liebe, das iſt nur die Liebe,
Liebe kennt nimmer den ſchnöden Gewinn.
Heilig und feöhlich und ſtille entſagend
Ruht ſie im Buſen der Mutter allein.
Sorgen ſind Frücht' ihrer lieblichen Blüthe,
Thränen und Mühen ihe einziger Lohn.

Fr. Schmidt.

Der Arzt als Scharfrichter.

Ein Lebens- und Reiſebild, nach Erlebniſſen eines Freundes erzählt von

H. F. Mannſtein.

Zweiter Abſchnitt.
(Fortſetzung und Schluß.)

Mit dieſen Worten wollte der Entrüſtete fortſtürmen; aber ſchon war Achmed aufgeſprungen und hatte ihn bei der Hand gefaßt. Der Deutſche, ſich einer Gewaltthat verſehend, wollte den Miniſter eben unſanft an ſeinem feiſten Halſe packen, als dieſer den Erſtaunten mit einer Rede voll dringender Bitten um Gewährung ſeines Wunſches, daran hinderte. Bernhard, der anfangs ſeinen Ohren nicht traute, mußte ſich dennoch bald überzeugen, daß ein Tyrann da, wo ſeine Macht aufhört, der feigſte demüthigſte Sklave iſt; denn der übermüthige Achmed konnte bei Bernhards fortgeſetzter Weigerung nicht flehentlich genug um Erhörung wimmern, und erſchöpfte ſich im Anerbieten reicher Geſchenke. Der letztere Umſtand mochte wohl auch die Haupturſache ſeyn, warum der Zürnende nach kurzer Ueberlegung Folgendes antwortete: Vor allen Dingen bleibt es bei meiner vorigen Erklärung, daß ich ſelbſt die Operation vollziehe, und dann muß ich noch hinzuſetzen, daß dieß ohne alle Zeugen geſchehen muß.

Ueber den zweiten Punkt wollte Achmed abermals in Wuth ausbrechen, da aber Bernhard Miene machte, nach der Thüre zu gehen, ſo lenkte er ſchnell ein, indem er vorſchlug, daß wenigſtens ein taubſtummer Verſchnittener mit abgewandtem Geſicht bei der Handlung gegenwärtig ſeyn möchte. Unſer Doctor, dem es lediglich darauf ankam, den Muſelmann ein wenig zu züchtigen, willigte endlich ein und wurde nun ſofort auf Befehl des entzückten Veſſiers in eine Sänfte geſetzt, welche ſich ſogleich in Bewegung ſetzte.

Es mochte etwa eine halbe Stunde verfloſſen ſeyn, als die Sänfte hielt. Zu ſeiner Verwunderung befand er ſich am Geſtade des Bosporus, da wo er am ſchmalſten iſt, ſo daß man am entgegengeſetzten Ufer die Landhäuſer der Reichen deutlich eekannte. Bald traf auch Achmed ein. Dieſer, ganz Zuvorkommenheit, fühete den Deutſchen an eine ſchön geſchmückte Gondel und ſprach: Jenes blitzende Gebäude am jenſeitigen Ufer iſt mein eigentlicher Aufenthalt, wo auch Zorayda weilt. Dieſes Schiff wird uns in wenigen Minuten dahin führen. Steigen Sie ein!

Bernhard folgte der Einladung Achmeds. In weniger als einer Viertelſtunde fühete der mächtige Ruderſchlag von vier und zwanzig muskeligen Armen das ſchöne Boot an den Ort ſeiner Beſtimmung, deſſen äußere Pracht dem Doctor Erſtaunen, deſſen innere faſt Schrecken einflößte. — Wir überlaſſen es der Enbildung des Leſers, ſich dieſelbe gehörig auszuſchmücken, weil eine Beſchreibung derſelben langweilig ausfallen müßte, und ſetzen dieſe anziehende Geſchichte da fort, wo Achmed und Bernhaed vor dem Eingange zu Zoraydens Gemächern angelangt ſind. Hier forderte jener noch einmal die Erlaubniß, bei der bevorſtehenden Verrichtung des Aeztes anweſend ſeyn zu dürfen, und entfernte ſich, als ſie ihm Bernhard mit innerlichem Kitzel abermals abſchlug, mit einem funkelnden Blicke, um ſeine Favoeitin auf den nahen Beſuch vorzubereiten. Dieſe mußte ihm keine Schwierigkeiten gemacht haben, denn ſchon nach einigen Minuten erſchien er wieder und ſprach; Zorayde erwartet Sie. Beeilen Sie ſich möglichſt, denn ich gedenke mit Ihnen zurückzufahren. Hoffentlich

Digitized by Google

brauche ich Ihnen nicht erſt zu ſagen, daß wir hier zu Lande etwas eiferſüchtig ſind, Meiſter Doctor, und im Punkte der Liebe keinen Spaß verſtehn. —

Wohl bekomme dir der Aerger, Schlingel, dachte Bernhard, und entfernte ſich mit dem Verſchnittenen ohne Antwort. Nachdem Beide vier Gemächer durchgangen waren, trafen ſie im fünften die Schöne tiefverſchleiert und eine Laute in der Hand haltend. Der Eunuch ſtellte ſich, der empfangenen Weiſung gemäß, eilig und mit abgewandtem Geſicht in eine Ecke, das Mädchen ſetzte ſich, winkte dem Arzt und ſchlug die Schleier zurück. Bernhard, bis jetzt mit ſeinen Inſtrumenten beſchäftigt, ſah jetzt Zorayde an und fuhr erſchrokken zuſammen, denn dieſe Götterſchönheit eines Weibes, welche die Cirkaſſierin ihm entgegen ſtrahlte, wirkte wie ein elektriſcher Schlag auf alle ſeine Nerven. Aber auch Zorayde war nicht minder erſchüttert, dann, in etwas wieder geſammelt, bemerkte der Deutſche, daß ihre Augen mit dem zärtlichſten Feuer auf ihm ruhten. Dieſes Kind der Natur verbarg ſeine Regungen ſo wenig, daß mit den erſten Blicken zwiſchen ihm und Bernhard ein Liebesverhältniß gegründet war. Zorayde, kaum ſechszehn Jahr alt, war erſt ſeit ſechs Monaten durch treuloſen Verrath, wie alle Opfer ihres Gleichen, in Achmeds Händen, während welcher Zeit es ihr gelungen war, den wahnſinnig Verliebten von ſich entfernt zu halten. Ein heftiger Abſcheu gegen die Türken füllte ihre Bruſt, und nur an den Anblick von Halbwilden gewöhnt, erſchien ihr Bernhard mit ſeinen milden Sitten und ſeiner einnehmenden Geſtalt wie ein höheres Weſen, dem ſie mit aller überwältigenden Holdſeligkeit eines Naturweſens ihre Gefühle unverſchleiert zeigte. Der junge Deutſche war nicht minder von dem Liebreiz Zoraydens hingeriſſen, er fühlte ſein ganzes Weſen von einem Feuerſtrom durchdrungen, der ſich mit verzehrender Gluth aus ſeinem Herzen ergoß, und kaum vermochte er ſein Amt mit zitternder Hand zu beginnen. — Des Mädchens ſchön geformte Zähne waren im Vergleiche zu denen Ali's und Achmeds ſchneefarbig zu nennen, und Bernhard hätte, wenn er an ihnen ſo emſig wie an jenen hätte arbeiten wollen, nicht über eine Stunde bei Zorayden verbringen können. Wie wenig Luſt er aber beſaß, unter dieſen Umſtänden ſeine Kunſtfertigkeit glänzen zu laſſen, geht am beſten daraus hervor, daß er nach einer dreiſtündigen Arbeit nicht mehr als zwei Zähne in dem ſchönen Munde der wunderlieblichen Cirkaſſierin gebleicht hatte. Um aber Achmeds Eiferſucht nicht zu erregen, mußte er jetzt aufbrechen. Er that es mit einem zärtlichen Blick und Händedruck, die von der Orientalin reich erwiedert wurden. Sein Zeichen, daß er bald wieder kommen werde, nahm ſie mit freudigem Beifallslächeln auf; und ſo verfügte er ſich mit dem Verſchnittenen, der noch wie ein Pfahl daſtand, zu Achmed. Das Staunen deſſelben über Bernhards Erklärung, daß er bei der Hartnäckigkeit des Uebels täglich nur zwei Zähne Zoraydens herſtellen könne, war minutenlang; aber der Leibarzt Kingſtons hatte ſich durch ſein Benehmen zu viel Reſpekt erworben, als daß der Türke gewagt hätte, ſeinem Unwillen wieder auf morgenländiſche Weiſe Luft zu machen. Er erſuchte jenen vielmehr in zierlichen Ausdrücken, täglich ſeine Behandlung fortzuſetzen, weshalb er ihn jedem Morgen aus dem Hotel der engliſchen Geſandtſchaft abholen zu laſſen verſprach. Hierauf traten ſie den Rückweg an. Am dieſſeitigen Ufer angelangt, nahm der Miniſter zärtlichen Abſchied von ſeinem Helfer, welcher in der ihm beſtimmten Sänfte in Kurzem ſeine Wohnung erreichte.

Die Leidenſchaft der beiden Liebenden erreichte bei den nächſten Beſuchen Bernhards den höchſten Gipfel und machte ſie ſo kühn, daß ſie in der Gegenwart des Taubſtummen, der ſeine einmal angeordnete Stellung unverändert beibehielt, zahlloſe Küſſe wechſelten. Der Großweſſier war mehrere Tage von Geſchäften abgehalten worden, den Zahnkünſtler zu begleiten. Die Harems-Praxis deſſelben neigte ſich trotz aller angewandten Langſamkeit am achten Tage denn doch zu Ende. In Troſtloſigkeit verſunken, putzte er eben den letzten Zahn Zoraydens blank und war, über ihr unbekümmertes Weſen verzweifelnd, im Begriffe, ſich zum letzten Male zu beurlauben; da drückte ihm die Kleine ein Papier mit bedeutungsvollem Blick in die Hand — und der Doctor wankte ſelig aus dem Gemach. Seine Botſchaft, daß die Heilung Zoraydens nun vollendet ſey, empfing der diesmal anweſende Achmed mit lautem Freudenruf und drückte ihm eine Rolle mit zweihundert großen Goldſtücken in die Linke, während er die Rechte deſſelben faſt zerquetſchte.

Als ein kraſſer Ignorant in der türkiſchen Sprache mußte Bernhard, um den Inhalt des heißgeliebten Briefchens zu erfahren, ſeine Zuflucht zu dem Dollmetſcher des Geſandten nehmen, der folgende Ueberſetzung lieferte:

> Du mußt, Sonne meiner Augen, geliebter Ungläubiger, mich ſchleunig aus dieſem Kerker retten, wenn ich nicht den Angriffen des abſcheulichen Achmed unterliegen und verloren gehn ſoll. Denn es iſt mein feſter Entſchluß, wenn er den Sieg über meine Unſchuld ſich erkämpft, zu ſterben. Daher bitte ich dich, du Blume meines Lebens, wenn du mich ſo liebſt, wie ich zu Allah hoffe, kommende Nacht mit einer Barke an der Mauer des Serailsgartens, welche das Meer beſpült, zu landen, überzuſteigen und am erſten Pavillon rechts meiner zu harren. Ewig deine Zorayde.

Da unter der „kommenden Nacht" hier offenbar die nächſte gemeint war, ſo hatte Bernhard keine Zeit zu verlieren, wenn er den Wunſch der Geliebten, von dem auch das Glück ſeines eigenen Lebens für immer abhing, erfüllen wollte. Vor allen Dingen hielt er es für nöthig, einen ſichern Zufluchtsort für die Entführte zu ermitteln, und da ihm dazu kein Haus geeigneter ſchien als das Geſandſchafts-Hotel, ſo entdeckte er ſein Vorhaben dem Lord Kingſton. Dieſer vermochte ſich anfänglich vor Staunen nicht zu faſſen, dann ließ er ſeinem Beefſteak-Humor eine geraume Zeit ſeinen Spieraum, und ſchloß mit den Worten: Von Aufenthalt in Konſtantinopel, wenn Ihr toller Streich gelingt, kann keine Rede ſeyn, denn wenn man Sie und Ihre Holde auch hier im Hauſe nicht anzutaſten wagen würde, ſo darf doch mein Vetter nicht wagen, ſeine Autorität für eine Liebesgeſchichte im Namen der Nation geltend zu machen. Mein Rath iſt daher dieſer: Unſre Fregatte Werford im hieſigen Hafen lichtet morgen früh die Anker. Sind Sie am Bord derſelben, ſo ſind Sie mit Ihrer Geliebten geborgen. Ich will ſogleich mit dem Kapitän reden, daß er Ihrer Aufnahme keine Schwierigkeiten entgegenſtellt, und da ich kein Vergnügen mehr in dieſer Spelunke finde, ſchiffe ich mich zugleich mit ein, für unſre Effekten will ich ſorgen, ſorgen Sie für Ihre Schöne. Aber Eines rathe ich Ihnen wohlmeinend, laſſet Sie ſich von dem Türkengeſindel nicht erwiſchen — denn kene Macht der Erde entriſſe Sie dann dem Tode. God dam, Sie gefallen mir, Doktor, Sie ſind wie ein geborner Brite! Glück zu!

Bernhards Freude über dieſe edle Willfährigkeit des Britten iſt keiner Schilderung fähig, Kuß und Umarmung bezeigten ſie nur ſchwach, der Schauplatz ihres Lebens war allein ſeine Bruſt.

Bei einbrechender Dunkelheit hielt er mit einer ſchnell und

Digitized by Google

theuer erkauften kleinen Barke am Strande. Die Leitung derſelben wollte er allein übernehmen, da er ſich keinem Menſchen zu entdecken wagte. Das Unternehmen war nicht gering, denn die See ging unruhig, und einzelne Windſtöße heulten von Zeit zu Zeit über ihre Fläche. Als völlige Finſterniß herrſchte ſtieß er muthig vom Lande und ruderte rüſtig in das tückiſche Element hinaus. Wohl die Hälfte der Fahrt mochte er zurückgelegt haben, als ſich zu ſeinem Entſetzen ein heftiger Weſtwind erhob und ſein Boot trotz aller Anſtrengung von der Linie abtrieb. Nach einem halbſtündigen vergeblichen Kampfe mit der Gewalt der Wogen und des Windes warf er ſich erſchöpft und verzweifelnd auf den Boden, ſein Mißgeſchick laut verwünſchend. Wiederholte Verſuche blieben fruchtlos, ja er mußte fürchten, jeden Augenblick mit ſeinem Nachen von den Wellen verſchlungen zu werden. Er ſtarrte wild in die Finſterniß hinaus, ſeinen Tod furchtlos erwartend und auf jede Rettung verzichtend. Doch plötzlich trat, was in jenen Gewäſſern häufig der Fall iſt, völlige Windſtille ein, und unſer Schiffer jauchzte laut auf. Aber ſeine Freude ſollte nur von kurzer Dauer ſeyn, den alle Mühe, die er ſich gab, die Richtung nach Achmeds Pallaſte wieder zu finden, war vergeblich, und mit unſinnigem Schmerze mußte er ſich abermals dem Spiel der Wellen überlaſſen. Gewiß hatte er ſo eine halbe Stunde in dumpfem Hinbrüten geſeſſen, als er von einem heftigen Stoße ſeines Fahrzeugs aufgeſchreckt wurde. Er ſah um ſich, der Vollmond ſtand am Himmel und beſchien hell den Pallaſt des Großveziers, in deſſen Nähe das Boot an's Ufer geſtoßen war. Mit hochfliegender Bruſt landete nun der Liebende an der bezeichneten Stelle, und ſtand nach wenigen Augenblicken im Garten des Serails neben dem erſten Pavillon rechts. Sich tief in den Schatten deſſelben drückend, wartete er mit klopfendem Herzen der Ankunft Zoraydens, indem er von Zeit zu Zeit unwillkührlich nach ſeinen Gürtelpiſtolen griff. Nach langem Harren, als er an dem Erſcheinen der Geliebten ſchon zu verzweifeln begann, tauchte endlich ihre reizende Geſtalt aus dem Nebelglanze des Mondes auf und flog befliegenden Trittes auf den Troſtloſen zu. Eine ſtumme Umarmung machte ſchnell alles Leid vergeſſen, und die Cirkaſſierin zog ihren Erwählten an der Hand nach der Thüre des Pavillons, die ſich ihr ſogleich öffnete. Im Begriffe einzutreten, gewahrte Bernhard mit Schrecken eine Geſtalt, welche in geringer Entfernung ſtill und geräuſchlos vorüberſtrich. Daher trieb er Zorayden durch Geberden zur Eile an. Dieſe aber zog ihn im Innern des Hauſes auf eine Ottomane nieder und, ſich dem Drange ihres heißen und unverfälſchten Gefühls ſchrankenlos preisgebend, überhäufte ſie ihren Angebeteten mit einer Fluth der ſüßeſten Liebkoſungen. Bernhard aber, die Gefahr des Augenblickes erwägend, widerſtand männlich und hatte eben die Sorgloſe von ihrem Sitz aufgehoben, als die Thüre wild aufgeriſſen wurde und Achmed im Fackelglanze mit einer Menge grimmiger Geſichter in das Zimmer drang. Es half Bernhard nichts, daß er die zwei vorderſten davon niederſchoß, er wurde nebſt der ohnmächtigen Zorayde niedergeworfen und gebunden. Achmed ſprach mit gräßlichem Hohne: Miſter Doctor, Sie ſind ein trefflicher Zahnarzt, doch können Sie kranke Zähne nicht für immer heilen; ich hingegen will Ihnen beweiſen, daß ich das Handwerk doch noch beſſer verſtehe, indem ich Ihnen ein Mittel verordnen werde, was Ihnen die Zahnſchmerzen ewig vertreiben ſoll.

Mit dieſen wenigen Worten verließ er nebſt ſeiner Schaar ſtürmiſch den Schreckensort. Nur vier Kerls mit Henkersgeſichtern blieben zurück und trugen die zwei Gefeſſelten in ein Gewölbe des entlegenſten Pallaſttheils, wo ſie zwei Fackeln an Wandhacken befeſtigten. Dreie von ihnen gingen hierauf, den Einen bei den Gefangenen laſſend, gleichgültig von dannen. Die erſtarrten Lebensgeiſter Bernhards wurden durch den furchtbaren Anblick eines blitzenden Schwertes, welches jener unter ſeinem Mantel hervorzog, aus ihrem Schlummer gerüttelt. Mit dem Ausrufe: Großer Gott! wandte er das Geſicht ab; der Henker aber, Erſtaunen in den verzerrten und zerſtörten Mienen, fragte deutſch: Sie ſind ein Deutſcher? — Bernhard, dem dieſe Töne in ſolcher grauſen Stunde wie Himmelslaute klangen, antwortete haſtig: Ja! Jener aber fuhr fort: Der Tod iſt Ihnen fürchterlich, und es gäbe ein Mittel, Ihr Leben zu erhalten.

Nennen Sie es! rief der Doctor.

Getraun Sie ſich, mir den Kopf abzuſchlagen? fragte der Türke.

Wie meinen Sie das?

Ich wünſche nichts ſehnlicher als zu ſterben und durch meinen Tod ein Leben der Qual und Sünde zu ſühnen, ſonſt hätte ich's längſt durch Selbſtmord geendet.

Sie ſpotten meiner teufliſch! antwortete Bernhard ſchaudernd.

Ich rede die nackte gräßliche Wahrheit: Wenn Sie ſich getraun, mich zu enthaupten, ſo bin ich den Tauſch zufrieden. Dem Anatom — wie ich höre ſind Sie Arzt — kann das ja bei einiger Beſonnenheit nicht ſchwer fallen; und ſollten Sie im Hiebe nicht glücklich ſeyn, ſo kann ja ein geſchickter Stoß das Verſäumte nachholen.

Bernhard erwiederte: Wenn das Geſagte Ihr Ernſt wäre, um den Erfolg brauchte Ihnen nicht bange zu ſeyn. Aber wie vermöchte ich zu glauben —

Mein Antrag, ſprach der Türke, liegt außer aller Berechnung, aber auch mein Schickſal, was mich dazu bewegt. Hören Sie. Ich bin ein Deutſcher, mit Namen Albert Hurtig. . . .

Wie? rief Bernhard: Sie ſind Albert Hurtig? der Scharfrichter, der ſeine Geliebte.....

Sie kennen alſo meine Geſchichte? fragte jener gelaſſen: Sie mag wohl Aufſehen gemacht haben, und ich bin ſomit der Mühe überhoben, ſie Ihnen mitzutheilen.

Wie aber kommen Sie hierher? In dieſer Tracht?

Nach jener entſetzlichen That zog ich mit einer Hölle im Buſen gleich dem erſten Brudermörder umher, bis ich in meinem wahnſinnigen Laufe die Türkei erreichte. In Varna bekam ich mit einem Eingebornen Händel, er zog ſein Meſſer, ich das meine — er fiel, und ich ſollte als der Mörder eines Gläubigen geſpießt oder gepfählt werden. Da erwachte die verächtliche elende Lebensluſt wieder in mir, und ich ergriff das einzige Mittel, mein Leben zu retten — ich ſchwur meinem Glauben ab, und da der Paſcha eben eines Kapidſchi bedurfte, trat ich in ſeine Dienſte. Als er ſpäter Großweſſier wurde, nahm er mich mit nach Konſtantinopel, und ſo ſehn Sie mich hier. — Bevor wir aber die Rollen tauſchen, müſſen wir auch die Kleider wechſeln.

Er löſte hierauf Bernhards Bande, zog ſeine Kleidung aus und einiges von der jenes an, kniete nieder und ſagte mit dem unerſchütterlichſten Gleichmuth: Treten Sie vor mich und haun Sie von der Rechten nach der Linken. Ich habe das praktiſcher gefunden als das Richten von Hinten nach vorn. Hieb muß kurz und ſchwer ſeyn. Nun eilen Sie!

Als er geſprochen hatte, ſchloß er feſt die Augen und ſeufzte mit einem herzdurchdringenden Tone: Maria! Mein Sohn!

Bernhard überrieſelte es mit Todesſchauer, aber er faßte

ſeine ganze Mannheit zuſammen, hieb mit Macht, und das unglückliche Haupt rollte auf den Boden hin.

Zorayde war längſt aus ihrer Ohnmacht erwacht und hatte den Kleidertauſch der beiden geſehen. Als ſie den Inhalt ihres Geſpräches nach und nach erkannt, hatte neuer Lebensmuth ihr Herz durchglüht, aber da ihr Geliebter zu dem verhängnißvollen Streiche den Arm erhob, hatte ſie zitternd das Haupt gewandt. Jetzt durchſchnitt Bernhard, bleich und bebend, ihre Feſſeln, und mit Windeseile entflohn die Geängſteten aus der Höle in den Garten. Niemand trat ihnen entgegen, denn die phlegmatiſchen Sklaven, ähnlicher Scenen längſt gewohnt, hatten ſich zur Ruhe begeben. Der Vollmond ſtand noch glänzend am Himmel und erleuchtete mild den ſchreckensvollen Pfad der Fliehenden. Zorayde ging leitend voran, Bernhard folgte ſorgſam ſpähend mit gezücktem bluttriefendem Schwerte nach. So errreichten ſie den Nachen, der noch ruhig auf den Wellen ſchaukelte. Behend ſprangen ſie hinein, Bernhard ſtieß vom Lande, und hinaus ging es raſch auf der ruhig blitzenden Silberbahn.

Der Tag graute ſchon mächtig, als die Wache auf dem Werford rief: Was iſt dort unten an unſerer Lugſeite? Weg da oder ich feure!

Aus dem Hotel der brittiſchen Geſandtſchaft! antwortete eine Stimme engliſch: eine Treppe rollte am Bord der Fregatte hinunter und die Wache war eben im Begriffe, die zwei türkiſchen Geſtalten, Mann und Weib, welche darauf an Bord ſtiegen, umzuwerfen, als der Türke, welcher kein anderer als Bernhard mit Zorayde war, rief: Ruft mir den Kapitain!

Als dieſer nach wenigen Minuten erſchien und Lord Kingſtons Name hörte, ſagte er freundlich: Sie ſind willkommen Herr Doctor, am Bord des Werford, wo auch ſchon der edle Lord Ihrer harrt. Folgen Sie mir!

Als Bernhard, die bebende Zorayde an der Hand, in die Kajüte trat, rief ihm Kingſton, von ſeinem Theenapf aufſehend, zu. Ich wünſche von ganzem Herzen Glück, Doctor, woran ich ſchon verzweifelte! — Dann einen Blick auf die Circaſſierin werfend, brummte er: God dam, der Doctor hat Geſchmack wie ein Britte!

In demſelben Augenblicke donnerten die Salut = Schüſſe des Werford, der eben die Anker lichtete. Das Jubelgeſchrei des Kapitains, Kingſtons und Bernhards, und das freudige Schluchzen Zoraydens verhallten feſtlich in dem Krachen des Geſchützes.

Die beiden Liebenden ſollen noch in England leben.

Engliſche Polizei und Polizeiverhandlungen.

(Gemälde engliſcher Sitten, namentlich London's.)

(Schluß.)

An den verhandelten Gegenſtand der Polizeiverhandlung ſchließt ſich noch ein ziemlich frequenter an, nämlich der des Geheimnißvollen. Schon oben habe ich bemerkt, daß in England, namentlich London, gar viele Unthaten, Laſterthaten, Verbrechen gemeinſter Art begangen werden können, ohne daß ſie aufkommen; manchmal zeigt ſich nur noch dieſe oder jene Spur, oder nach langen Jahren kömmt dieſer oder jener einzelne Umſtand oder die ganze Sache an den Tag. Solch' ein Aufkommen iſt dem Kurzſichtigen ein Wunder; er ſagt: (— wie oben ſchon erwähnt —) „nichts ſo fein geſponnen, es kömmt dennoch an die Sonne", und wendet dieſes Sprichwort auf alle Fälle an, glaubt, wähnt eine Nothwendigkeit, wo keine iſt. Wie würden die Kurzſichtigen nicht ſchaudern, wenn es irgend einen Stern, irgend ein Licht gäbe, welches alle verborgenen Vergehen und Verbrechen der Menſchen aus dem dunkeln Schacht zu Tage förderte. In London lernt man aber auf den erſten Blick die Möglichkeit ſolcher Verborgenheit kennen, ſo daß es thöricht wäre, über die Wirklichkeit noch Zweifel zu hegen. Irgend ein Fremder kann, wenn er nicht viel Gepäck hat, oder nur ſoviel, als er an der Hand, oder ſelbſt in größere Maſſe auf dem Rücken zu tragen vermag, nachdem er am Cuſtomhaus ans Land geſtiegen iſt, ohne weiters das letztere umgehen, und ſeine Wege weiter gehen, oder er kann ſich auch vor den Mauthbeamten ſtellen, er kann ſich ſein Ankunftscertificat ausſtellen laſſen, er kann noch ein paar Formalitäten genügen — er iſt im Ganzen frei und frank, ſich ſelbſt überlaſſen und bildet einen unbeachteten Partikel der ungeheuren Maſſe der Fremden in London. Die Affairen des Paßweſens ſind gänzlich unbekannt. Iſt man nun nicht beſonders empfohlen, zeigt man ſich nicht vielen Fremden, iſt man, was die Welt darunter verſteht, keine bedeutende Perſon, ſo kann man in der Unendlichkeit von Bevölkerung ganz iſolirt daſtehen; man iſt ein Tropfen im Meer. Wie leicht kann aber dieſer Tropfen verſchlungen werden, ohne daß die Maſſe durchſucht wird. Man verliere ſich nur z. B. in dunkle, unheilvolle Orte — da überlege dein Daſeyn; da mußt du denken: „wenn mich jetzt einer ſchnell abmacht, kräht kein Hahn mehr nach mir"! Führt dich am Ende eine unheilvolle Leidenſchaft irgendwo hin, wo das Laſter herrſcht, und erfährt es dein Iſolirtſeyn in der Hauptſtadt der Welt, dann gehört wenig dazu, daß dir das Lebenslicht ausgeblaſen wird, namentlich, wenn du etwas mehr, als weniges Geld bei dir trägſt. Deine Angehörigen können dann immer die Polizeigerichte in Bewegung ſetzen; du wirſt nicht mehr ausfindig gemacht, dein Geiſt iſt, wohin er gehört; eine Kleinigkeit war's, deinen Körper zu beſeitigen. Es iſt keine Uebertreibung, wenn ich ſage: Tauſend und abermal Tauſende von Fremden mögen auf dieſem Wege unbemerkt ſpedirt worden ſeyn! Allein, wie geſagt, dann und wann gibt es Spuren; nicht oft genug nimmt das Verbrechen ſich gehörig in Acht; geht neben der Unverſchämtheit auch noch mit größtem Leichtſinne zu Werke, hat zu viele Helfershelfer, Mitwiſſende, und ſo groß auch Spitzbubentreue iſt, (weil ohne dieſelbe der Verbrecherbund bei weitem weniger, als der Verband der Ehrlichen beſtehen kann) ſo iſt ſie doch auch oft gering genug oder ganz abweſend, daß die Sache früher oder ſpäter an den Tag kommen muß. So frommt der Verrath der Schlechten, der Spitzbuben unter ſich den ehrlichen Leuten. Daher kömmt es denn auch, daß die Polizei, ohne gerade eine abſolut heimliche zu ſeyn — denn letztere ſchadet den Tugendhaften mehr, als den Laſterhaften oder Verbrechern, oft zur Heimlichkeit Zuflucht nehmen und ſich in das Bereich der Böſewichter einlaſſen oder herablaſſen muß, um dem geheimen, ſo frequenten Verbrechen, ehe es noch handelt, oder wenn es ſchon gehandelt hat, auf die Spur zu kommen; ja ſie muß einigen Spitzbuben durch die Finger ſehen, um durch dieſelben recht viele andere zu fangen! ja muß manche Diebe begünſtigen, um geſtohlene Sachen wieder zu bekommen; ſogar eine Art Handelsvertrag muß beſtehen, um große Mengen geſtohlener, werthvoller Sachen doch wenigſtens theilweiſe wieder zu bekommen. Ich glaube aber ſchon bemerkt zu haben, daß die perſönliche Freiheit in England viel zu groß, und die Preſſe eine zu große Gewalt ausübt, als daß eine geheime Polizei im franzöſiſchen oder öſterreichiſchen Sinne aufkommen könnte, weßwegen denn auch in England die Bra,

vourſtückchen der Polizei nicht bekannt ſind. Selten, höchſt ſelten mißbraucht ſie ihre Gewalt; thäte ſie dies, ſo wäre ſie den unbarmherzigen Streichen der Preſſe freigegeben. Sie hat ohnehin genug Hiebe von dieſer Seite auszuhalten. Doch wollen wir nicht abſchweifen. — Nicht ſelten werden Bruchſtücke der Polizei vorgelegt, welche ein Verbrechen beurkunden, aber zu viel Bruchſtück ſind, um auf den ganzen Text zu führen; ja oft liegt ein Ganzes vor; allein es bleibt unbekannt. Wie viele Cadaver werden nicht gefunden, die Niemand kennt? Cadaver neugeborner Kinder ſind ohnehin abſolut unkenntlich. Der Regenkanal, welcher die linke Seite der Stadt umzieht, iſt beſonders reich an ſolchen todten Fiſchen, todten Kindern oder Körpern von Selbſtmördern oder vielleicht mit Gewalt Hineingeworfenen! — Die Reſultate der Polizei im Fache des Geheimnißvollen ſind nicht, und können nicht beſonders reich ſeyn; man beſpricht die Sache kurz, und ſie iſt vergeſſen.

Dies iſt nun eine ſkizzirte und verſteht ſich von ſelbſt unvollkommene Darlegung deſſen, was der Polizeiverhandlung Objekt ſeyn kann. Wie werden nicht ermangeln, von Zeit zu Zeit nun einzelne Fälle anzugeben, zu welchen dann der nun gegebene Text ein Commentar ſeyn kann.

Bilder aus München.

I. Geſchichte von München.

Von J. M. Söltl.

(Schluß.)

Am wichtigſten und gedeihlichſten wurde für München die Regierung des Kaiſers Ludwigs des Bayern, der mit Recht als der eigentliche Vater und Gründer der Freiheiten und Blüthe Münchens angeſehen und verehrt werden darf. Er gewährte die größtmöglichſte Freiheit in Anordnung des bürgerlichen Weſens, und die Privilegien, welche er den Münchenern in dieſer Hinſicht und zur Förderung ihres Handels ertheilte, ſind ſchöne und merkwürdige Belege ſeiner Zuneigung. Zumeiſt vermehrte er den Handel und die Wohlfahrt der Stadt, indem er im Jahre 1372 den Bürgern den Salzhandel überließ. München wurde dadurch die Hauptſalzniederlage und nur hier durften die andern Salzhändler kaufen und das Salz dann weiter überall hin verführen. — Wie Ludwig auf die Erhebung der Stadt bedacht war, ſo auch auf ihre Verſchönerung, und nach ſeiner Anordnung entſtand der heutige ſchöne Platz, der Marktplatz bei der Hauptwache, indem er die dort errichteten Fleiſchbänke vor die Stadt zu verlegen befahl.

Die vielen Theilungen der Wittelsbacher in Bayern und ihre Zwiſte hatten großen Einfluß auf München; jeder der herzoglichen Brüder wollte dieſe Stadt, ſuchte hier eine Partei unter den Bürgern; andere dagegen ſuchten, wenn ſie die Stadt ihnen nicht zugethan ſahen, ihre Rechte und Freiheiten zu ſchmälern, und die Bürger der Stadt mußten häufig an dem Kampfe der Brüder Theil nehmen. Entſcheidend kämpften ſie in der Schlacht bei Alling und Blutenburg in Münchens Nähe für ihre Herzoge gegen die Anmaſſung Ludwigs des Gebarteten von Ingolſtadt und des ihm anhängenden Adels im J. 1422.

Wie einfach Sitte und Weiſe der ältern Zeit war, das kann mann daraus abnehmen, weil der Magiſtrat während ſeiner Sitzungen nur auf hölzernen Bänken ſaß; erſt im J. 1426 wurden Polſter für die Bänke der innern Räthe angeſchaft, das verdroß die äußern, ſie ſetzten ſich auf jene Bänke, daß man auch für ſie Polſter beſorgen ließ. Alle Verhandlungen wurden mündlich abgemacht; man findet keine Spur, daß die Magiſtratsräthe bei ihrer wichtigen Beſchäftigung auch nur eine Zeile geſchrieben. Im J. 1424 wurden ſieben Buch Papier gekauft, dieſe „vernützte man" auf dem Rathhauſe und in der Kammer.

Die Polizeigeſetze vom J. 1370 laſſen München als eine kleine Stadt erſcheinen, wie jetzt etwa unſere Marktflecken ſind. In den Verordnungen heißt es noch: Flachs zu dörren in der Stadt iſt nicht erlaubt. Niemand ſoll den Miſt vor die Thüre legen; im J. 1431 wurde noch ausgerufen, Jedermann ſolle den Miſt ausführen, weil man meinte, der König (Kaiſer) käme.

Am Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts gewährte München, deſſen Bevölkerung und Wohlſtand ſich immermehr gemehrt hatte, einen ſchönen Anblick, wie ſie auf der Hochebene den Wanderer mit vielen Thürmen begrüßte. Ringsum zweifache Mauern mit Thürmen; dieſe und die Mauern ſelbſt bemalt; viele Häuſer waren mit Freskogemälden geſchmückt; in der Stadt waren mehrere öffentliche Brunnen vertheilt; die zunehmende Bevölkerung brachte thätiges Leben unter die Handwerker, deren Zahl ſich vermehrte, und ſchon früh werden Maler und Bildhauer erwähnt; ſie erhielten als eine Zunft im Jahre 1468 ſchon vom Magiſtrate ihre beſtimmten Satzungen. Daß mit der Vermehrung der Menſchenmenge, dem Aufenthalte und Durchzuge der Fremden das ſtrenge Sittengeſetz der Ahnen allmählig gelöſet wurde, iſt begreiflich. Die gemeinen Töchterlein mußten in einem eigenen Frauenhauſe wohnen, damit viel Uebles an Frauen und Jungfrauen verhindert würde. Doch wurde daſſelbe in der Folge aufgehoben.

Die Kunſt des Meiſtergeſanges war in München unter den Handwerkern in voller Blüthe, und Hans Sachs, der Letzte und vielleicht berühmteſte Meiſter des bürgerlichen volksthümlichen Geſanges bildete ſich in München auf der Wanderſchaft und wurde hier vorzüglich zum Dichter angeregt.

Die Reformation fand, wie in Bayern überhaupt, ſo auch in München manche Anhänger; ſie wurden anfangs geduldet, ſpäter hart beſtraft, vertrieben oder eingekerkert, und ſo der alte katholiſche Glaube erhalten.

Von jener Zeit an bildete ſich München zum Mittelpunkt des Katholicismus in Süddeutſchland; die Jeſuiten ſiedelten ſich unter außerordentlichen Gunſtbezeugungen der Herzoge in München an; ſie übernahmen die Schulen; nach und nach wurden noch andere Klöſter gegründet; Prozeſſionen, Mummereien und Darſtellungen aus der heiligen Geſchichte wurden häufig zur Beluſtigung und Erbauung des Volkes gegeben; der Salzhandel wurde den Bürgern verkümmert.

Während des dreißigjährigen Krieges litt die Stadt viel. Die Schweden zogen im Mai 1632 in München ein, den Bürgern wurden Soldaten eingelegt mehr zu ihrer Sicherheit, als blos ſie zu ernähren; das Heer aber, welches vor der Stadt gelagert war, trieb großen Muthwillen und Rache als Wiedervergeltung für manchen Mord, den die Landbewohner an den Schweden verübten, wobei ſie ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun meinten, wenn ſie einen ſolchen Ketzer, gegen welche ſie von Jugend auf durch ihre Lehrer erbittert waren, tödteten. Als Guſtav Adolf von München abzog, nahm er mehrere Geiſeln mit, weil die auferlegte Brandſchatzungsſumme noch nicht ganz erlegt war; der Schaden, welcher in der herzoglichen Schatzkammer und Bibliothek verurſacht wurde, geſchah ohne Wiſſen und Willen des Königs. Im J. 1634 brach eine furchtbare Peſt in der Stadt aus, durch welche gegen 15,000 Menſchen dahingerafft wurden. Wie ſehr München nach dem Ende des dreißigjährigen Krieges geſchwächt war, davon zeugen die eingegangenen Gewerbe. Waren doch von 32 Tuchmachern nur noch 10, von 116 Lederern noch 46 und von 27 Steinmetzen nur noch 5 vorhanden!

Digitized by Google

Literariſcher Salon von und für Bayern.

Marimilian Joſeph, ſein Leben und Wirken, geſchildert von Dr. Joh. Mich. Söltl. Stuttgart, Scheible 1837.

(Schluß.)

Herr Söltl bewährt zur Beſchämung ſeiner Gegner, daß er mit der Weihe des ächten Hiſtorikers in den Bau der Staaten — vielmehr in ihren Organism blickt und den Kampf widerſtrebender und ſich wieder harmoniſch verbindende Kräfte als eine Naturnothwendigkeit erkannt, die zuletzt in einem höheren, leitenden Prinzipe ihren erſten und letzten Grund findet.

Die Stellung der Standſchaft Bayerns, als Maximilian das Zepter der Wittelbacher erfaſſte, zu ſeiner Regierung, ihre offene Oppoſition, ihre freche Hemmung aller großartigen, für ganz Bayern wohlthätigen Einrichtungen, bieter im Augenblicke eine höchſt intereſſante Parallele zwiſchen der Verfaſſung Bayerns im Jahre 1799 — 1800 und den Jahren 1819, 1822, 1825 ꝛc. bis auf das Verfaſſungs-Jahr 1837, das die Stände des Reichs in die Verſammlungs-Kammer berief. Die Aufhebung der Klöſter, wie ſie der Verfaſſer darſtellt, die Mahnung der Regierung an die Prieſter, das höchſt wichtige Reg.-Edikt v. 1801, die Gleichheit der drei Konfeſſionen in Bayern, und das Päbſtliche Schreiben v. J. 1803, das immer wieder beweißt, wie wenig man in Rom Deutſchland und ſeine geiſtige Entwickelung begreift und dem äußeren Cultus und Ritus das ganze moraliſche Gebiet unterordnet u. ſ. w. ſind nebſt den übrigen Kämpfen und Anſtrengungen des von innen heraus regenerirten, hoffnungsvoll erblühenden Staates in Beziehung auf die politiſchen Verhältniſſe zu Oeſterreich, zum übrigen Deutſchland und beſonders zu Frankreich inhaltſchwere Kapitel, die Bayerns Regierung in das glänzendſte Licht ſtellen, wenn auch edler Enthuſiasmus manchmal zu raſchen Schrittes eilte! — Maximilian und ſeine erleuchtete Regierung wollte und that Großes! Der Biograph erzählt uns in würdevollem Tone die Reform aller Staatseinrichtungen, aller Aemter, aller weltlichen und geiſtlichen Inſtitutionen, die Schöpfung neuer Bildungs-Anſtalten, die Vernichtung verderblicher Mißbräuche, die Erhebung des Bürgers und Bauers aus dem vorigen Zuſtande ſtarrer Dumpfſinnigkeit, den Aufſchwung der Lehranſtalten, die Anregung des Nationalgefühles, die Belebung der tief verſunkenen deutſchen Sprache Behufs der Emanzipation der durch die Jeſuiten und Benediktiner niedergedrückten Geiſter; Erweckung des edlen Selbſtgefühles und Löſung jeder Feſſel, die den höheren Menſchen nicht emporſtreben ließ; Bayerns Heldenthaten an der Donau, an der Düna ꝛc., auf Rußlands Eisfeldern ꝛc.: kurz ſein junges kühn aufblühendes Heldenthum, ſeine tapfern, ausgezeichneten Heere, ihren Muth und ihre Treue, ihre Hingebung an König, Vaterland und Ruhm; Bayerns Opfer, die es fortwährend brachte, um das, was ſeine ſiegreichen Waffen ruhmvoll erkämpften, ſich zu erkaufen, dieſes blütenvolle, kräftige Leben eines Staates unter dem Schirm eines gütigen und weiſen Monarchen, unter meiſtens ungünſtigen Einflüßen! Unter Stürmen beſtieg Maximilian den Thron ſeiner Väter; unter Stürmen wußte er ihn ſiegreich zu behaupten und zu ſchirmen mitten unter Gewittern, die von Rom über die Alpen drohend herüberzogen im Jahre 1803 und in den Jahren 1816, 1817 ꝛc. ꝛc., welche das ſo oft beſprochene Concordat ins Leben einzuführen Mühe hatten, waltete er wie ein angebeteter Agathodämon und ſtrebte raſtlos dahin, ſeine Völker glücklich zu machen. Der Bayern Glück und ihre Liebe waren ſeine Deviſe! So erkennen Sie ihn am erſten Schritte in das Erbe ſeiner Väter, bis zu jener für Bayern verhängnisvollen Nacht, in welcher trunken das königliche Herz von den tauſendfältigen Huldigungen, zu ſchlagen aufhörte!

Napoleon diktirte den deutſchen Fürſten Gehorſam und Unterwürfigkeit. Bayern tauſchte den öſtlichen Diktator mit dem weſtlichen aus und Bayerns Politik begründete dadurch ſeine feſte Exiſtenz, ſeine Entwickelung, ſein Anſehen und ſeine Würde! — Maximilian hatte einen klugen, umſichtsvollen und treubewährten Rathgeber zur Seite, der glücklich und weiſe das Staatsruder mit ſeinem Fürſten führte und durch alle gefährliche Klippen mit Gewandtheit ſteuerte. So oft Bayerns Integrität bedroht war, ſo oft ging es ſiegreich aus den Gefahren hervor und wird weder ſeine Selbſtſtändigkeit noch ſeine gegenwärtige Würde je verlieren, wenn Liebe und Vertrauen die mächtigen Bande bleiben, welche Fürſt und Volk umſchlingen!

Wir wichen von unſerem Standpunkte ab und vergeſſen, den Verfaſſer und ſein Werk ausſchließlich als das einzige Ziel unſerer Aufmerkſamkeit zu betrachten. Die ſchöne Vertretung der hiſtoriſchen Begebenheiten, die lichtvolle Darſtellung der Epiſoden, die ſich in jene oft verſchlingen, der prunkloſe Gang, den der Verfaſſer nimmt und der Wohllaut ſeines ungekünſtelten Vortrages riſſen uns unwillkührlich zu Reflexionen fort und verleiteten uns oft zu Nebenblicken. Während der Verfaſſer uns das herrliche Bild eines allgeliebten Königs aufſtellt, führt er uns zugleich in alle Kreiſe ſeiner königlichen Herrſchaft, ſeines Waltens und Schaffens, deckt manche bisher unbekannte Triebfeder auf, welche vorwaltete, berichtigt manchen Irrthum, lüſtet öfter den Schleier, und theilt uns manche Aeuſſerung mit, die nun wie klarer Orakelſpruch lautet. Herr Söltl machte es ſich nicht zur einſeitigen Aufgabe, was ſich ſchon durch die Aufſchrift widerlegt, den Fürſten in ſeinem Privatkabinet, im Kreiſe ſeiner Höflinge und Hofſchranzen oder im Schooße ſeiner Familie darzuſtellen, ſondern den König, der den Staatsmann, den Feldherrn, den Geſetzgeber, den Oberprieſter, den Schöpfer neuer Inſtitutionen, den Beſchützer und Gönner der Künſte und Wiſſenſchaften — kurz: die Quelle des Lebens ſeiner Staaten in ſeiner heiligen Perſon in ſich begreift. Die fünf Bücher enthalten einen ſo großen, einen ſo mannichfachen Reichthum, einen ſo überraſchenden Wechſel, daß man ſich zu gerne dem Verfaſſer hingibt! Wir überſchauen eine große Vergangenheit, die wir größtentheils ſelbſt mitgelebt, oder mit welcher wir ſelbſt mehr oder minder als eingreiſendes Glied gewirkt haben. Sowohl der Fürſt, der gleichſam dieſe 25jährige Periode trug, als jene hochgeſtellten Männer, denen er wichtige, einflußreiche Aemter anvertraut hatte, ſtehen im ruhmvollſten Lichte dar! Beſtändiger Kampf, ununterbrochene Bewegung, ſtetes Schwanken und unbläſſiges Streben nach einem Schwerpunkte ſpricht ſich in der dahin gegangenen, denkwürdigen Aera aus! Kein Wunder, wenn auch die Charaktere einen Theil jener Schwingungen ſich aneigneten, wenn ſie z. B. dort einſtürzten, um anderwärts aufzubauen. — Der edelſte, reinſte Wille beſeelte den unſterblichen König und Alles, was er ſchuf, was er verordnete, was er, als dem Wohle ſeines Volkes entgegen wirkend, entfernte, was er zu ſeinem Glücke und zu ſeinem Ruhme mit königlichem Geiſte gründete oder in ſeinen Staaten als zweckmäßig einführte. Ihn, den Großgeſinnten begeiſterte der Gedanke: In Ein glückliches Volk — in Ein Bayern alle erworbenen und ererbten Staaten zu verſchmelzen und Allen ein liebevoller Vater zu ſeyn. Der Biograph führt dieſe Umriſſe in den gelungenſten auf Thatſachen gegründeten Gemälden in ſeinem Werke auf eine glänzende Weiſe aus!

Digitized by Google

An den pragmatiſchen Theil der Biographie reiht der Verfaſſer viele denkwürdige Anekdoten, die uns im König recht eigentlich den Menſchen, den mit edlen, geiſtigen und moraliſchen Anlagen reichbegabten Weltbürger in den verſchiedenſten Verhältniſſen zeigen. Wir bewunderten in dieſem ſchätzbaren Werke den liebenswürdigen, weiſen Monarchen auf dem Throne, im Kreiſe der übrigen Herrſcher Europa's, im Kriege, im Frieden, beim Volksfeſte, in der Mitte der Unterthanen, am Herde des kleinſten Bauers, im Schooße ſeiner Familie — und dann wieder als Geſetzgeber, als Schöpfer einer neuen Aera, in Freud und Leid und überall menſchlich, voll Hoheit und Milde! Wir bewunderten den Titus der Deutſchen! Bayern, Du darfſt neuerdings „zählen“! Dieſes Werk beweiſet, daß noch nicht die finſtern Tage der Lippert und Conſ. die Talente niederdrücken, ſondern daß ſie ſich ſelbſt ſchwingen, wenn ſie Großes und Edles feiern dürfen!

**

Wenn wir bemüht ſind, unſern Salon vorzugsweiſe den beſten Hervorbringungen der ſüddeutſchen Literatur und Kunſt zu widmen, ſo dürfen und wollen wir doch hiebei auch diejenigen Unternehmungen und Leiſtungen nicht übergehen, welche zwar zur Zeit ihren Geburtsort in Norddeutſchland habe, aber dennoch in Süddeutſchland weſentliche Unterſtützung und Theilnahme finden, und daher Produkte des geiſtigen Verkehrs in beiden geiſtig vereinten Theilen ſind, beſonders wenn ſie zu den wichtigeren literariſchen Erſcheinungen gehören. Unter dieſe iſt ohne Zweifel die ſeit Kurzem erſchienene Fortſetzung der wirklich berühmt gewordenen, Hitzigſchen Annalen zu rechnen, welche nunmehr in Altenburg im Verlag von H. A. Pierer erſcheint, unter dem Titel:

Annalen der deutſchen und ausländiſchen Criminalrechtspflege. Begründet von dem Criminaldirektor Dr. Hitzig in Berlin und fortgeſetzt von den Gerichtsdirektoren Dr. Damme in Altenburg, und Klunge in Zeitz.

Eigentlicher Redakteur iſt Dr. Damme, welcher bereits Beweiſe ſeines zweckmäßigen und großen Eifers für die Sache, der allgemein intereſſanten Behandlung und für die Vervollkommnung des Unternehmens in den bisher erſchienenen Heften geliefert hat. Nach ſeinen bisherigen Anzeigen ſind vorzüglich mit ihm thätig, Abegg in Breslau, Clarus und Heinroth in Leipzig, Martin in Jena, Mittermaier in Heidelberg, v. Wendt in München u. A. Ganz beſonders ſpricht noch für das Intereſſe des Publikums, in welchem nicht blos Männer von Fach, ſondern auch gebildete Leſer aus allen Ständen das Aufhören der Hitzig'ſchen Annalen, von denen 17 Bände erſchienen waren, bedauern mußten, — daß der Criminaldirektor Dr. Julius Eduard Hitzig in Berlin, obgleich durch zunehmende körperliche Leiden gehindert, jene ſelbſt fortzuſetzen, dennoch durch das ehrende Vertrauen, mit welchem er dieſe Fortſetzung der neuen Redaktion öffentlich übergab, und durch die thätige Mitwirkung, die er ihnen zuſagte, und bereits bewies, dem neuen Unternehmen im Voraus den Ruf der alten Annalen geſichert hat. Nicht minder wichtig iſt die Unterſtützung, welche mehrere Regierungen, das k. preußiſche Staatsminiſterium, für die Juſtizverwaltung in den Rheinprovinzen, das k. ſächſiſche und großherzoglich heſſiſche Staatsminiſterium der Juſtiz, die Staatsregierungen der Herzogthümer Anhalt-Deſſau, Naſſau, Oldenburg und Sachſen-Altenburg, theils durch Mittheilung intereſſanter und wichtiger Akten, theils durch Zuſicherung möglichſter Beförderung der Redaktion verſprochen, und auch ſchon geleiſtet haben, am wichtigſten endlich für die obenberührte Theilnahme ſüddeutſchen Verkehrs iſt der Umſtand, daß der ehrwürdige, allgemein verehrte Chef des k. bayeriſchen Staatsminiſteriums der Juſtiz ſchon am 17. März laufenden Jahres

„ſämmtliche k. b. Gerichtsbehörden auf dieſe, im Intereſſe der
„Wiſſenſchaft erwünſchte Fortſetzung der Hitzigſchen Annalen,
„auch zum Zwecke gediegener Mittheilungen
„aufmerkſam zu machen“

befahl, wodurch zugleich dieſe Behörden und Stellen die Autoriſation zu ſolchen, ganz natürlich hauptſächlich aus Acten zu ſchöpfenden Mittheilungen, ertheilt iſt, und ſo einem wichtigen Theile von Süddeutſchland die Gelegenheit verſchafft wird, ſich den ehrenvollſten Antheil an dem gemeinnützigen Unternehmen zu erwerben, und zugleich ſeine überall hochgeachtete, Legiſlation nnd ſeiner Gerichts-Praxis Ehrendenkmäler zu ſetzen. — Wie umfaſſend dieſe Gelegenheit ſey, wird eine kurze Ueberſicht der Hauptrubriken zeigen, unter welche ſich der Inhalt dieſer neuen Annalen reihen läßt, und mit deren Angabe dieſe Erinnerung ſchließen ſoll. Sie enthalten nämlich I. für Criminalrechtspflege. 1) Reſultate der Praxis, um von dem Stande derſelben in den verſchiedenen Staaten Deutſchlands Kunde zu erhalten, und zwar a) Defenſionen, b) Phyſikats- und andere Gutachten, c) Haupt- und Schlußberichte der Inquirenten, d) Erkenntniſſe mit Entſcheidungsgründen; 2) aktenmäßige Darſtellungen und motivirte Kritiken intereſſanter Kriminalrechtsfälle in Hinſicht auf a) Criminalpſychologie, und zwar vom Standpunkte α) des begutachtenden Arztes und erkennenden Richters, dem überführten, oder doch ſchwer gravirten — und β) des Unterſuchungsrichters — dann nur noch verdächtigten Angeſchuldigten gegenüber, b) auf Begründung legaler Inquirentenpolitik, c) auf Reviſion und Feſtſtellung controverſer Materien; II. für Criminalgeſetzgebung: 1) Geſetzvorſchläge und Geſetzentwürfe, 2) deren Kritik, 3) Revüe über legiſlative Verhandlungen deutſcher Kammern, 4) neue promulgirte Geſetze, 5) Rückblick auf ältere Geſetzgebung; III. Miscellen. Nach Befinden: kurze thatſächliche Mittheilungen über die neueſten merkwürdigen Criminalprozeſſe, vergleichende Criminalſtatiſtik, beurtheilende Anzeigen intereſſanter Schriften, kurze Excerpte daraus, Correſpondenzen u. ſ. w.

Rückblicke auf die Vorzeit.

Venedigs Unglück und ſeine augenblickliche Reſtauration durch einen Schuſter 1509.

Die gebildete Welt kennt die perfide Liga von Kambrai — jene Liga, die Raubſucht und Legitimität, Heiligkeit der Völkerverträge und Gewaltſtreiche, Unveräuſſerlichkeit ewiger Rechte und Sophiſterey der Jurisprudenz in einen gemeinſamen Tiegel warf und ſeit jenem Zeitpunkte die Exiſtenz der Staaten wie einen Spielball betrachten lehrt. Wer kennt nicht jenen Agenten Karl des XII. jenen Kardinal von Amboiſe und jene Margaretha von Savoyen, die miteinander wie zwei verrätheriſche Dämonen die Baſis alles Beſitzthums der Völker vielleicht auf immer untergruben.

Ich führe in einer Epiſode die Leſer der Gegenwart auf das Schlachtfeld von Baila u. ſ. w.; und zum Ende des erſten

Kampfes der allmächtigen Republik Venedig, gegen die ſich Pabſt Julius II., Louis XII. und der ſogenannte letzte Ritter — Kaiſer Maximilian verſchworen aus Raubſucht!

Der talentvolle Anaſtaſius Grün, (Graf von Auersperg in Oeſterreich) gab uns ſchöne Lieder unter dem Titel: „Der letzte Ritter“ und feiert einen Kaiſer mit dieſem poetiſchen Ehrentitel, der ihm an ſeinem Hofe, unter ſeinen Schranzen und ſeinen Damen gebührt haben mochte! Ein Ritter, aber kaum ein großer Fürſt und am allerwenigſten ein großer Kaiſer! Seine Ritterlichkeit beſtand im Geldverſchwenden, ſeine Großthaten in der Kunſt, es zu erwerben und ebenſo ſchnell für Phantome zu vergeuden! Der letzte Ritter!! *)

Sie ſehen die Republik von Venedig im Verſinken. Der letzte Ritter — Kaiſer Maximilian greift haſtig nach ihrem Beſitze auf dem Feſtlande, nach Verona, Padua, ꝛc. Auch Treviſo kam an die Reihe — das treue Treviſo! Leonhard Triſſino, Emigré von Vicenza, im Solde des ritterlichen Kaiſers Maximilian ſtand am 4. Juni 1509 von den Thoren von Padua mit 300 Mann Fußvolk deutſchen Stammes und mit einem Wappen-Herold. Die Thore erſchloſſen ſich! Treviſo hatte ebenfalls Deputirte geſchickt, um ſich dem Kaiſer zu unterwerfen; allein da das Volk dieſer Stadt denſelben Triſſino vor den Thoren ſeiner Stadt ohne Macht, ohne Waffen, ohne irgend eine Auszeichnung erblickte, die ihm als Garantie des Kaiſerlichen Schutzes gelten ſollte, verhehlte es ſeinen Groll nicht, die Herrſchaft eines Italieniſchen Senates gegen jene der Deutſchen austauſchen zu müſſen. Ein Schuhmacher, Namens Marcus Caligaro brachte die Fahne der Republik vor das Volk, verſammelte alle ſeine Mitbürger und rief laut: Es lebe Sankt Marcus! Die Adelichen, die, um ihre Güter zu retten, ſich zur Unterwerfung beeilten, ſahen ihre Paläſte der Plünderung preisgegeben. Leonhard Triſſino und ſeine kleine deutſche Eskorte wurden verjagt; 700 Mann italieniſche Fußgänger wurden von dem Lager von Meſtre gerufen und in die Stadt geführt, und dieſes erſte glückliche Ereigniß nach ſo vielen Unfällen erhob wieder den Muth der Venetianer; als wenn er eine beſſere Zukunft vorherſagte!

Die Stadt, die zuerſt unter den Städten des Feſtlandes, ſich eng an das Schickſal der Republik ſchloß, als der Senat, den ganzen Kontinent für verloren glaubte, wurde vom Neuen mit dem Entzücken des Dankes wieder aufgenommen.

Die Rollen der Steuerpflichtigen wurden auf öffentlichem Platze verbrannt und das Venetianiſche Feldlager, das bisher zurückzuweichen nicht aufgehört hatte, rückte von Neuem vor, um eine feſte Stellung zwiſchen Manghera und Meſtre zu nehmen.

*) Glänzende, feurige Beredſamkeit voll Aufſchwung und erhebender Geſinnung beurkundete er in der Reichsverſammlung zu Konſtanz.

Korreſpondenz.

△ Nürnberg, im September. — Ich darf in meinen Berichten einige bedeutende muſikaliſche Genüſſe nicht unerwähnt laſſen, welche wir in letzterer Zeit hatten. Unter den ſinnlichen Vergnügungen, welche unſer Volksfeſt bot, vergaßen die einheimiſchen und fremden Muſikfreunde das große Männergeſangfeſt nicht, welches den 27. Aug. im großen Rathhausſaale aufgeführt wurde. Die unermüdet thätigen Direktoren der hieſigen Liedertafel waren bemüht, auch diesmal dem Geſammtpublikum einen ſolchen Genuß zu verſchaffen, deſſen es ſich ſtets mit Vergnügen erinnert. Zum fünften Mal trat eine große Anzahl Sänger und Geſangfreunde von hier und den benachbarten Städten zuſammen, die ſich über 200 beliefen. Obgleich die Geſangvereine in den nächſtgelegenen Städten Fürth und Erlangen, ihre Mitwirkung verſagt, auch hieſige derartige Geſellſchaften wie immer ſich ausgeſchloſſen hatten, ſo waren doch andere Vereine dem Werke mit um ſo größerer Bereitwilligkeit entgegengekommen und es war ein Beweis der fürſichtigen Aufmerkſamkeit unſerer Kreisregierung, daß dieſelbe diesmal die Erlaubniß gegeben hatte, daß 12 der beſten Sänger aus dem Seminar von Altdorf an dem Feſte Theil nahmen, während frühere Geſuche darum gänzlich abgeſchlagen wurden. In dem herrlichen ehrwürdigen Rathhausſaal hatte ſich ein ſehr zahlreiches Auditorium eingefunden. Der Hauptvortrag war ein Te Deum von Witſchel, componirt von Schicht. Der würdige Meiſter hat jene Compoſition in den letzten Jahren ſeines Lebens gefertigt und da noch die ganze Fülle ſeiner erhabenen Gedanken niedergelegt. Einfachheit und Klarheit ſchwebt auf den ſchönen Tönen, einzelne Stellen erheben ſich zum Gr.ßa tigen und immer ſteht die Melodie mit den Worten in edlem Einklange — beide wirken ungemein wohlthuend. Der Vortrag war aber auch der Sache würdig; die Soloparthieen trefflich beſetzt. Der Chor hiezu, der mit den Worten beginnt: „heilig, heilig, heilig!“ nahmen ſich in den hohen Räumen wundervoll aus. Noch mehr aber war dies der Fall in dem Chor aus Heydens Schöpfung „die Himmel erzählen die Ehre Gottes ꝛc.“ hier nehmen die Töne ſchon den Flug zum Himmel ſchen und in entzückenden Wechſelverſchlingungen brauſen ſie fort und feſſeln das Herz des erſtaunten Hörers. Die zweite Abtheilung enthielt ein Vaterlandslied von Bechſtein, componirt von Ritter von Seyfried; eine recht gemüthliche Compoſition dieſes Liedes hörten wir ſchon öfters in der Liedertafel, aber dieſe iſt kunſtreicher, effektvoller, der Doppelchor iſt von ungemeiner Wirkung: der Vortrag war gerundet und ſicher. Den Schluß machte das Halleluja aus Händels Meſſias; gewiß vortrefflich gewählt — und wie braußten dieſe lauten Stimmen durch den Saal; man kann nichts Schwungvolleres hören als einen ſolchen Chor in ſolcher reichen Beſetzung, das hallt noch lange im Innerſten des Menſchen nach, den es ergriffen hat. Der Direktion und dem Orcheſter gebührte aber auch alles Lob. Möge ein ſo inniges, friſches Zuſammenwirken des Sängerbundes noch recht oft und erfreulich wiederkehren. Die Sänger ſelbſt genoſſen ihre Freude an dem wohlgelungenen Werke bei einem Feſtmahle, welches beim Wirth zum „Grübel“ auf dem Ludwigsfelde gehalten wurde. Der Liederkranz von Gunzenhauſen überraſchte die Glieder dieſes Sängerbundes durch ein fröhliches „Willkommen“, deſſen Text, Compoſition und ſchöner Vortrag jenen Herren alle Ehre macht. Ueberhaupt gab dieſes neue Geſangfeſt einen Beweis, wie ſehr auch in den kleineren Städten der Eifer für Geſang verbreitet iſt (die Sänger waren außer der genannten Stadt aus Altdorf, Feuchtwangen, Neuſtadt a. A. und Schwabach), wodurch gewiß die Wünſche unſers allertheuerſten Königs für Geſang, Bildung und ihre Vermehrung erfüllt werden und alſo ein ſolches Geſangfeſt zur Feier ſeines Geburts- und Namensfeſtes der ſchönſte Beitrag iſt. Der Ruhm, ſolche Vereine zuerſt angeregt zu haben, gebührt der Stadt Nürnberg, und gerade der Rezatkreis hat die Idee am lebhafteſten ergriffen. — Den Vorſtänden unſerer Liedertafel verdankten wir auch ein jüngſt ſtatt gefundenes Vocal- und Inſtrumentalconcert zum Beſten der Abgebrannten in Schleiz. Schon der wohlthätige Zweck mußte einen ſehr zahlreichen Beſuch veranlaſſen, daher man den großen Rathhausſaal zur Produktion gewählt hatte. Die Auswahl der Piecen und die treffliche Ausführung übertraf alle Erwartungen und machte gewiß bei jedem Zuhörer den Wunſch rege, daß die nächſtkommenden Herbſt- und Wintermonate nun noch mehr ſolche Genüſſe bringen möchten. Die dritte große Symfonie von Spohr, beurkundete die Tüchtigkeit unſeres Orcheſters, wenn auch das größere Publikum von jenem ſchönen Tonwerk nicht ganz angeſprochen wurde. Ein Concert von Mozart für das Fortepiano wurde von dem Dilettanten, Hrn. Cramer, mit Geſchmack vorgetragen. Ganz beſonderen Beifall aber erwarben ſich die Gebrüder Moralt von München, mit ihrem ſeelenvollen Spiel auf Violin und Violoncelle, und Fräul. Vial, unſere Landsmännin, die durch ihre jetzt in einer italieniſchen Geſangweiſe ausgebildete ſchöne umfangreiche Stimme Alles entzückte. Da Hoffnung vorhanden iſt, die Sängerin in Opernparthieen und die HH. Moralt in einem beſondern Concert noch zu hören, ſo werde ich ſpäter Näheres über dieſe Leiſtungen berichten. — Unſere Herbſtmeſſe iſt im Allgemeinen gut ausgefallen; wenigſtens hörte man die Verkäufer nicht ſo ſehr, wie früher klagen und das günſtige Wetter lockte auch immer viele Käufer auf den Platz. Ein Ausverkauf fehlte wie gewöhnlich nicht, machte aber wenig Lärm, der Königsberger Bernſteinwaarenhändler war auch wieder da, ſeine eleganten, zierlich gearbeiteten Artikel, die ſich ins Vielfache ausdehnen, werden immer mehr Mode, da darf Niemand zurückbleiben, etwas zu kaufen. Sie verdrängen den ſonſt ſo beliebten Eiſenguß. Das Wichtigſte in dieſer Zeit war unſtreitig das Hydro-Oxygen-Gas-Mikroscop des Hrn. Lipmann und das Sonnenmikroscop des Hrn. Eder von München. Beide trafen — man kann nicht gerade ſagen unglücklicherweiſe — hier zuſammen; beide erfreuten ſich auch eines ſehr zahlreichen Beſuches, wenn gleich das letztgenannte Inſtrument vorgezogen wurde, weil es ſchönere Farben und deutlichere Umriſſe auf die Wand wirft. Es giebt aber auch nichts Intereſſanteres, als in dieſen Vorſtellungen Bekanntſchaften mit Thieren zu machen, die ſonſt das Auge mit Abſcheu anſieht, wohl gar nicht ſieht. Das Sonnen-Mikroscop vergrößert anderthalb Millionenmal, und ſo erſcheint ein Floh in der Größe eines Kalbes, für eine Wanze reichte die 12 Quadratſchuh große leinene Wand kaum aus. Welches überraſchende Leben entfaltet ein einziger kleiner Waſſertropfen, da wimmelt es wie in einem Ameiſenhaufen über und durcheinander; in dem Sumpfwaſſertropfen geht es großartiger zu, ungeheure Geſtalten rennen umher, verfolgen und verzehren ſich. Haben dieſe Thiere, wie auch die Eſſig-Aale und Käſemilben etwas Abſchreckendes, ſo wird man dagegen entzückt von der Schönheit der Cryſtalliſationen, der Zweigdurchſchnitte verſchiedener Holzarten, der Schmetterlingsflügel, der Blumenblätter u. ſ. w. Nie geſehene, nie geahnte Seiten der Natur erblickt hier der Menſch und indem er im Kleinſten die Wunder der Schöpfung bewundert, lacht er über die Erbärmlichkeit der Menſchenwerke — das feinſte Gewebe von Moll iſt wie ein Gitter von dicken, zerfetzten Seilen! —

Digitized by Google

Die Biene

Bayeriſches

Sonntagsblatt.

1837. №. 42.

Scheidegruſs

an

Herrn Dr. Heinrich Hölzl,

k. Appellationsgerichts-Advokaten.

Ueberreicht am Tage vor ſeiner Abreiſe nach Straubing von ſeinen Freunden in Kemnath.

Wenn unſre Berge, unſre grünen Haiden
Der nächſten Sonne Morgenſtrahl umſcheint,
Da wirſt Du, Freund! betrauert von uns ſcheiden,
Von uns, die es ſo gut mit Dir gemeint.
Ach! mit Dir zieh'n die ſchönſten unſrer Freuden,
Die miteinander traulich uns vereint.
Das Vorgefühl: Für immer Dein entbehren!
Muß uns von Dir die Trennung nur erſchweren. —

Was Du uns warſt — wir werden's tiefer fühlen,
Sobald Du, theu'rer Freund! von hinnen eilſt,
Der Sehnſucht Glut wird nie in uns erkühlen,
Wenn nimmer Du in unſrer Nähe weilſt,
Und was ins Leben uns die Tage ſpielen,
Nicht mehr vertrauten Sinnes mit uns theilſt:
O wie ſo oft zurück in frohe Zeiten
Wird uns wehmüthige Erinn'rung leiten! —

Wahrheit und Recht vertheidigend zu ſchützen,
Betrateſt Du der Themis ſteile Bahn,
Zu helfen dem Gekränkten und zu nützen,
Zogſt vor fünf Jahren Du zu uns heran:
Und ſieh! vor Deinen hellen Geiſtesblitzen
Zerſtoben Unrecht, Lüge, Trug und Wahn.
Was Dir die ſchönſte Bürgerkrone windet:
Ein edles Herz bleibt Deinem Geiſt verbündet.

Wohl kann Verſtand Bewunderung ſich erringen
Und einen Ruf, der weit voran ihm zieht;
Doch Liebe kann er nimmermehr erzwingen,
Vermählet ihm nicht Herz ſich und Gemüth;
Denn nur das Herz kann zu dem Herzen dringen,
In dem die Freundſchaft und die Liebe glüht.
Dir, Freund! iſt's wohl verborgen nicht geblieben,
Daß wir nicht achten blos — daß wir Dich lieben. —

Was Du in jenen wonniglichen Stunden,
Wo Dein Beruf Dich nicht zur Themis trug,
So innig warm in ſtiller Bruſt empfunden,
Wofür Dein fühlend Herz begeiſtert ſchlug,
Haſt Du zum duft'gen Liederkranz gewunden
In kühnauſrauſchendem Gedankenflug:
Und Deiner Harfe hochgeprieſne Lieder —
Sie hallen freudig uns im Herzen wieder. —

O unter allen geiſtigen Genüßen
Iſt es die ſüßeſte, die reinſte Luſt,
In ſanften Liedes-Weiſen zu ergießen
Die innigſten Gefühle ſeiner Bruſt,
Und enger wird an Freund der Freund ſich ſchließen,
Der gleichen Dranges freudig ſich bewußt:
In des Geſanges zartgefühlten Tönen
Läßt mancher Sturm des Lebens ſich verſöhnen. —

Ein männlich Herz muß duldend ſich bewähren,
Ausharren in der Stürme Wetterbrand.
So mußteſt Du, zum Dulden und Entbehren,*)
Ans harte Bett der Schmerzen feſtgebannt,
Zwei Monden lang den Leidensbecher leeren,
Den Dir kredenzt des Unglücks ſchwere Hand.
Doch überwunden hat Dein Gottvertrauen,
Und neugeſtärkt ziehſt Du aus unſern Gauen. —

Und die mit zarter Pflege dich erquicket,
Als auf dem Schmerzensbette Du geruht,
Sie, die durch Hymens Bande Dich beglücket,
Die uns erſchien ſo freundlich ſanft und gut,
Die Sängerin, die Alle hoch entzücket
Durch ihrer Töne Melodien-Flut,
Sie zieht mit Dir zu heimathlichen Fluren,
Und Trauer folgt der Freude Roſenſpuren. —

Doch ſtill mit allen Rückerinnerungen,
Die nur der Trennung innern Schmerz erhöh'n,
Und jene Saiten, die einſt froh geklungen
Zur trauervollen Wehmuth ſtimmen ſeh'n! —
Stets wird das Rad des Schickſals umgeſchwungen,
Das Leben iſt ein Kommen und ein Geh'n. —
Wir dürfen ja, obgleich wir jetzt uns trennen,
Euch in der Ferne noch die Unſern nennen.

Zieht hin, geleitet von des Himmels Segen,
Zum flurumkränzten fernen Donauſtrand,
Und ſeyd beglückt auf allen Euern Wegen,
Euch ſchütze Gottes liebe Vaterhand! —
Und kommen neue Freunde liebend Euch entgegen,
Vergeßt der alten nicht im Pfälzerland! —
Lebt wohl! — ſo rufen wir mit thränenfeuchtem Blicke,
Lebt wohl, lebt wohl! denkt oft an' uns zurücke! —
Kemnath den 25. Sept. 1837.

Witt.

---

*) Hr. Dr. Hölzl hatte das Unglück, am 4. Auguſt den Fuß zu brechen, durch welchen Unfall ſeine Abreiſe um 7 Wochen ſich verſpätete.

Digitized by Google

Pierre Gaudry.

Parlamentsadvokat in Paris 1364.

(A. d. Franz.)

Ein ſchreckliches Verbrechen, welches gegen die Oſterfeiertage hin des Jahres 1364 zu Paris begangen wurde, hatte nicht allein beim Volke, ſondern auch bei der Bürgerſchaft, bei der Obrigkeit und der Univerſität Verwirrung und Schrecken hervorgebracht. Der Schuldige gehörte keineswegs zu den gemeinen obſcuren Menſchen, welche das Schwert oder der Strang des Henkers ohne Aufſehen aus der menſchlichen Geſellſchaft ausſtoßen können; — er war vielmehr ein gelehrter, beredter Mann, ausgezeichnet durch Wiſſenſchaft und Wohlthätigkeit, der bisher einen Ruf ohne Mackel genoſſen.

Mathias Barthas (dies iſt der Name des Schuldigen) war Phyſiker (Arzt) des Königs und des Dauphin, und genoß in ſeinem Fache einen außerordentlichen Ruhm: er ließ den Armen ſeine Pflege umſonſt angedeihen und gab ihnen dabei den Vorzug vor den Reichen; er verwandte große Summen, die er von ſeinen reichen Patienten zur Belohnung erhielt, zu Werken der Barmherzigkeit, und hielt täglich in den verſchiedenen Spitälern von Paris für junge Leute, die ſich dem Studium der Chirurgie, Medizin und Botanik widmeten, (Wiſſenſchaften, die man damals unter dem allgemeinen Namen **Phyſik** begriff) gelehrte Vorleſungen. Man kann ſich demnach das Entſetzen der Pariſer Bevölkerung denken, als die unheilvollen Worte: **Hr. Barthas hat einen Menſchen ermordet**, von einem Ende der Stadt bis zum andern ertönten.

Die Umſtände dieſes unbegreiflichen Mordes erzählte man auf folgende Weiſe:

Am Abende des hl. Charfreitags begab ſich der Doktor Barthas, treu ſeinen ärztlichen und religiöſen Gewohnheiten, von ſeinem in der Straße Fontain-Brunehault am Berge St. Hilaire gelegenen Hauſe in die St. Genofeva-Kirche, um daſelbſt der Meſſe beizuwohnen und dann auf den Boulevards, die an St. Victor ſtoßen, ſeinen Spaziergang zu machen. Eine große Anzahl Zeugen ſah ihn in der Kirche, andere grüßten ihn auf ſeinem Spaziergange. Als er wieder in die Stadt zurückging, ſchien Barthas äußerſt aufgeregt, eine große Idee ſchien ſeinen Geiſt zu beſchäftigen und ſein ganzes Weſen in Aufregung zu bringen. Als er an den Vorhof der Kirche St. Jean de Lateran kam, hielt er ſeine Schritte an. Hier war nach einem uralten Gebrauche eine Menge Pilger verſammelt, welche aus allen Enden Frankreichs und ganz Europa kamen, und mit dem Pilgerſtabe in der Hand an die Säulen des Vorhofes gelehnt, darauf warteten, daß mitleidige Seelen herkämen, ihnen Speiſe und Obdach zu geben. Dieſe Pilger waren ein Gemiſch von Leuten jeder Art, jedes Standes und Alters; denn unter denſelben fanden ſich auch ſolche, die, um ein Gelübde zu erfüllen, oder blos um Buße zu thun, auf einige Zeit ihre hohen ſocialen Stellungen verließen, und hieher kamen, um Entſagung und Demuth zu üben. Barthas ging einige Augenblicke unter dieſen blaſſen, unruhigen und durch Ermüdung ſowohl, als durch die auferlegte Enthaltſamkeit abgemagerten Gruppen umher; endlich, als er einen Mann in den dreißiger Jahren, von ſehr ſchönen Geſichtszügen und ſchlanker Geſtalt anſichtig wurde, trat er auf ihn zu und redete ihn an: Mein Bruder, wollt ihr nicht auf drei Tage mein Gaſt in meinem Hauſe ſeyn? Es weht ein kühler Wind und ſchon geht der Mond auf; es iſt gerade nichts Angenehmes, ohne Abendeſſen die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen. Der Pilger nahm die Einladung des Doktors an, indem er das Zeichen des Kreuzes machte und ſeine Dankbarkeit ausdrückte; darauf nahm er ſeinen Pilgerſtab, der an einem der ſteinernen Apoſtel lehnte, die das Portal der Kirche St. Jean de Lateran zieren, und ſchickte ſich an, dem gaſtlichen Wirth, den ihm die Vorſehung geſchickt, zu folgen.

Es war bereits dunkle Nacht, als ſie an der Thüre des Hauſes des Hrn. Barthas ankamen. Zu jener Zeit zogen ſich die Bürger, ſobald mit Sonnenuntergang die Abendglocke ertönte, in das Innere ihrer Häuſer zurück, daher kam es, daß der Doktor und der Pilger in der ganzen langen Straße Fontain-Brunehault Niemanden begegneten, und die Thüre des Hauſes, wo ihm ein ſchrecklicher Tod bevorſtand, ſchloß ſich für immer hinter dem unglücklichen Pilger, ohne daß ein menſchliches Auge ſeinen Eintritt in daſſelbe bemerkt hätte. — — So glaubte wenigſtens der Doktor; aber die Vorſehung hatte in ihrer unerforſchlichen Weisheit einen Rächer des Verbrechens ausgeſucht, das eben begangen wurde. Ein armer Pergamentmacher, welcher dem Hauſe des Arztes gegenüber ein alte Hütte bewohnte, erwartete ſtillſchweigend an ſeinem Dachfenſter die Rückkunft eines jungen Lehrburſchen, den er in die Stadt geſchickt hatte, um einige Kreuzer, die er einzunehmen hatte, zu holen und dafür ihr gemeinſchaftliches Abendbrod zu kaufen. Dieſer Handwerker ſah den Pilger in Barthas Wohnung treten, und blieb, indem er beſtändig auf ſeinen Lehrjungen wartete, bis beinahe 10 Uhr Nachts am Fenſter. Zu dieſer Stunde hörte er in dem Hauſe des Arztes ein klägliches Geſchrei; Stöhnen und Seufzen; dann kurze abgebrochene Reden, die mit zitternder, flehender Stimme geſprochen wurden; kurz darauf war Alles wieder ruhig, und die tiefſte Stille herrſchte, wie gewöhnlich in dem Hauſe des Doktors. Der Pergamentmacher athmete kaum, er wagte nicht, ſich von ſeinem Dachfenſter zu entfernen, ſeine Haare ſträubten ſich empor und kalter Schweiß rieſelte über ſeine Stirne, denn er ahnte, daß ein ſchreckliches Geheimniß in dem Studierzimmer des Doktors vorgegangen. Endlich kam der Lehrjunge nach Hauſe und hatte ſchon ein Mährchen auf der Zunge, um ſein langes Ausbleiben zu entſchuldigen, aber wie er ſeinen Meiſter bleich und zitternd ſah, wie er ſich kaum auf den Füßen zu halten vermochte und kein Wort des Tadels und des Zornes bei ſeinem Anblicke fand, machte er große Augen. Auf ſeine Frage an den Meiſter, ob er für das mitgebrachte Geld das Abendbrod holen ſollte, erwiederte dieſer mit zitternder Stimme: Es handelt ſich jetzt nicht um das Abendbrod, Saturnin; ſchreckliche Dinge ſind in dem Hauſe des Doctors vorgegangen, er iſt ohne Zweifel von einem Pilger, den er mit ſich gebracht, ermordet worden. Es muß bewaffnete Macht herbeigeholt werden, darum, Sarturnin, eile ohne Zaudern in das Hotel des Oberrichters, um ihn und die Häſcher von dem, was vorgegangen, zu benachrichtigen. Ich würde gerne ſelbſt hingehen, aber einmal bin ich nicht ſo ſchnell als du, dann aber ſo erſchreckt von Allem, was vorgegangen, daß mir meine Füße den Dienſt verſagen. Nimm meinen alten Säbel mit dir lieber Knabe, denn wenn dir der Mörder begegnete, könnte er dir übel mitſpielen.

„Nein, nein, Meiſter, ſagte der Knabe, ich will Eueren Säbel nicht mitnehmen, mein Knüttel reicht zur Noth zu meiner Vertheidigung hin, behaltet die Waffe bei Euch, denn unſer Haus iſt ſo ſchlecht verſchloſſen, daß der Mörder, wenn er ſich für entdeckt hielte, mit leichter Mühe hereindringen könnte.

So ſagte er und flog wie ein Pfeil davon; bald kam der brave, ſorglos unerſchrockene Burſche, wie es zu allen Zeiten die Söhne Paris ſind, trotz der Gefahren, welche damals die

Digitized by Google

Straßen der Hauptſtadt zur Nachtzeit darboten, ohne Hinderniß in dem Hotel des Oberrichters an. Vor denſelben geführt, erklärte er mit wenigen Worten die Urſache, warum er gekommen. Hr. Jean von Plainpré war damals Oberrichter von Paris; er ſtieg ſogleich zu Pferd, und ſetzte ſich an der Spitze von 12 Häſchern zu Fuß und 10 zu Pferde nach der Straße Fontaine-Brunehault in Marſch. Als die Bewaffneten am Eingange der Straße ankamen, geſellte ſich der arme Pergamentmacher zu ihnen, um dem Oberrichter die Aufklärungen und Winke zu geben, welche die Sache zu erfordern ſchien.

Man klopfte an die Thüre des Doktors, Niemand antwortete innen. — Habe ich es Ihnen nicht geſagt, edler Herr, ſagte der Handwerker, daß dieſer rechtſchaffene Bürger ermordet worden iſt. — Man klopfte zum wiederholten Male mit doppelten Schlägen, erhielt aber wieder keine Antwort. Endlich als die Häſcher ſich anſchickten, die Thüre einzubrechen, ließ ſich eine Stimme hören, in welcher der Pergamentmacher und die herbeigelaufenen Nachbarn zu ihrem großen Erſtaunen die des Arztes erkannten.

„Wer da?" fragte er.

„Oeffnet im Namen des Königs und des Geſetzes, rief mit lauter Stimme der Oberrichter.

Barthas öffnete.

Der Oberrichter, die Häſcher und ein kleiner Haufe Volks drangen in den Hof des Hauſes ein.

„Vor einer Stunde waren zwei lebende Weſen hier," ſagte der Oberrichter, indem er ſeinen Knebelbart ſtrich und mit ſeinen Augen Alles durchmuſterte, was ihm um ſo mehr möglich wurde, da der Hof und der kleine Garten nach allen Seiten hin von 10 Pechfackeln beleuchtet war; „ich ſehe nur Einen, fuhr der Oberrichter fort, ſagt Hr. Barthas, wo iſt der Andere?

„Ich weiß nicht Herr Oberrichter, was Sie ſagen wollen, entgegnete der Doktor, indem er ſeines Schreckens und ſeiner Bewegung Meiſter zu werden ſuchte. Ich wohne allein in dieſem Hauſe und ſeit 15 Jahren, ſeitdem ich es bewohne, hat man Niemand anders hier geſehen, als arme Kranke, denen ich jeden Morgen meine Pflege widme, und die Diener des Königs und der vornehmen Herren, die mich öfters holen."

„An dieſem Abende, ja an dieſem Abend, erwiederte der Oberrichter, habt ihr einen armen Pilger von St. Jean de Lateran mit euch hieher gebracht. Haltet, Meiſter Barthas, dort am Brunnen ſteht ſein Stab. . . . Wo iſt die Hand, die dieſen Stab getragen, wo iſt der Körper, der ſich auf dieſen Stab geſtützt, wo iſt das Haupt des Unglücklichen, dem dieſer Stab gehörte? ſaget an."

Die Luchsaugen des Oberrichters hatten in der That in einem Winkel des Hofes den Reiſeſtab des Pilgers entdeckt.

Die moraliſche Kraft, die bisher den Doktor aufrecht erhalten, verließ ihn jetzt ganz, die Augen gegen Himmel richtend rief er, mit einem Tone der Reſignation aus: „Fiat voluntas tua!" dann ſtellte er ſich unter die Häſcher, und ſagte zum Oberrichter: ich bin bereit.

Darauf begannen die Nachſuchungen, ſie waren Anfangs fruchtlos, aber endlich entdeckte man den Körper des unglücklichen Pilgers in einer Grube. Ein breiter Einſchnitt war vorne auf der Bruſt in der Gegend des Herzens bis zur Lunge hin angebracht. An der Verzerrung der Geſichtszüge, an dem Zuſtande der Muskeln und der Adern, an den halb zerriſſenen Feſſeln, mit denen alle Glieder geknebelt waren, konnte man abnehmen, daß ihn der Phyſiker, nachdem er ihn in einen lethargiſchen Schlaf verſenkt, lebendig ſeinen ſchrecklichen Experimenten unterworfen. Man legte den Leichnam auf einen Wagen, und nachdem man den Doktor zwiſchen 2 Pferde gebunden hatte, führte man ihn unter guter Bedeckung in die Conciergerie, wo er in einen Kerker gebracht wurde.

Unmittelbar darauf wurde der Prozeß eingeleitet. Barthas war, wie ſchon geſagt, Arzt des Königs, des Dauphin und der ganzen vornehmen Welt der Stadt und des Hofes. Er genoß überdieß eine ſehr große Popularität, wegen der wohlthätigen Werke, die er täglich ausübte. Es fehlte daher nicht an Anſuchungen, Bitten und Empfehlungen, um wenigſtens ſeinen Kopf zu retten. Aber das Verbrechen war mit ſo furchtbaren Nebenumſtänden begangen worden; Ungeſtraftheit wäre in jenen ſchwierigen und ſtürmiſchen Zeiten ſo gefährlich geweſen, daß der Parlamentshof, ohne Rückſicht auf die Stimmen des Erbarmens, mit denen er von allen Seiten beſtürmt wurde, den Lauf der Gerechtigkeit nicht hemmen zu dürfen glaubte. Andrer Seits war der Pilger ein Mann von Geburt, und gehörte dem Hauſe Montaban an, welches als Ankläger in der Sache aufgetreten war.

Alles was die Richter in der Sache thun konnten, war, daß ſie dem Angeklagten einen der berühmteſten Advokaten zum Vertheidiger geben konnten.

Pierre Gaudoy, ein junger Rechtsgelehrter, ausgezeichnet durch Kenntniſſe, Talent und Rechtſchaffenheit, wurde dazu auserleſen, und beeilte ſich, in die düſtern Gewölbe der Conciergerie hinabzuſteigen, um mit ſeinem Clienten die Grundlage einer Vertheidigung zu beſprechen, welche jedenfalls für die Wiſſenſchaften, die Religion und die Humanität von hohem Intereſſe ſeyn mußte.

Pierre Gaudoy ſelbſt war ein Mann, der weit über das Gewöhnliche ſich erhob; der Advokat und der Angeklagte verſtanden ſich deßhalb gleich anfangs und die Freundſchaft, die zwiſchen ihnen ſich entſpann, war ſo innig, daß der Advokat oft ganze Tage in der unterirdiſchen Wohnung des Phyſikers verweilte. Die Collegen Gaudoys machten ſich über ſeinen Fleiß luſtig. Spottet nicht über eine ſo ernſte und wichtige Sache, entgegnete dieſer; Barthas iſt ein Mann, den ich um den Preis meines Lebens den Wiſſenſchaften erhalten möchten; nein er iſt kein Verbrecher, er iſt ein Schwärmer der Tugend, der Wiſſenſchaft und der Humanität. Er iſt ein Mann von Genie, und das Genie allein iſt ſchuldig an ihm.

Endlich kam der große Tag der Vertheidigung heran. Barthas erſchien vor ſeinen Richtern mit der Heiterkeit eines Weiſen und der Reſignation eines Philoſophen. Ohne Bewegung vernahm er die gegen ihn vorgebrachten Beweiſe und furchbaren Beſchuldigungen, die auf ſein Haupt fielen. Mit derſelben Kaltblütigkeit hörte er die Rede des Generalprokurators an, der für den Tod, für einen entehrenden und blutigen Tod ſtimmte.

Pierre Gaudoy war aufgeregter und beſtürzter als ſein Client. Er ergriff ſofort das Wort und in einer Rede voll Begeiſterung, Feuer und Gelehrſamkeit ſuchte er zu beweiſen, daß die Liebe zu den Wiſſenſchaften allein ſeinen Clienten zu jener ſchrecklichen Handlung verleitet, die ihn vor das Tribunal gebracht. Barthas, deſſen ganzes voriges Leben nur ſeinen leidenden Mitmenſchen geweiht geweſen, ſey durch fortgeſetztes Studium zur Ueberzeugung gelangt, daß das Blut im menſchlichen Körper einem eigenen Kreislaufe unterworfen ſey *); von dieſer für die Wiſſenſchaften und die ganze Menſchheit unendlich wichtigen Entdeckung habe er ſich durch

*) Die Circulation des Blutes war damals noch unbekannt, oder wurde blos vermuthet. Erſt unter Franz I. bereicherten ſich die Wiſſenſchaften mit dieſer Entdeckung.

Digitized by Google

Selbſtanſicht Gewißheit verſchaffen wollen. Im Kriege opfere man wegen eines ſtreitigen Stück Landes oder wegen einer Stadt, oder aus bloſer Ruhmſucht und Eitelkeit viele Tauſende von Menſchen auf, um einen unfruchtbaren Sieg zu erlangen; Niemanden falle es ein, den ſtolzen Sieger wegen unnütz hingeopferter Menſchenleben der Grauſamkeit zu bezüchtigen oder ihn gar zur Strafe zu ziehen. Was ſey aber ein ſolcher Sieg gegen einen Sieg der Wiſſenſchaften, an deſſen Wohlthaten und Segnungen nicht ein Volk, nicht eine Zeit, ſondern die ganze Menſchheit für ewige Zeiten Theil nehme? Der Redner ſchloß mit einem ergreiſenden Aufruf an die Richter, indem er auf die Armen, Nothleidenden, Kranken und Preßhaften hinzeigte, die dem gelehrten Phyſiker Nahrung, Unterſtützung und Heilung verdankten und die die Hände flehend gegen den Himmel und das Parlament erhöben, um für ihren Freund, Wohlthäter und Vater zu bitten.

Trotz des Eindrucks, den dieſe muſterhafte Vertheidigungs-Rede zu jener Zeit hervorbrachte, wurde Mathäus Barthas, als der Sacrilegie, des Mordes und des Verrathes an der Gaſtfreundſchaft angeklagt und überführt, einſtimmig verurtheilt, lebendig gerädert und geviertheilt zu werden. Der Doktor hörte ſein Urtheil an, ohne zu erblaſſen; der Advocat abee wurde ohnmächtig und man mußte ihn aus dem Gerichtsſaale tragen. Das Urtheil ſollte am folgenden Tage vollzogen werden, denn damals fand nicht, wie heut zu Tage, eine weitere Appellation ſtatt.

Pierre Gaudoy bat den Generalprokurater um die Erlaubniß, die wenigen Stunden, die Barthas nach Erfüllung ſeiner religiöſen Pflichten übrig blieben, bei ſeinem Clienten zubringen zu dürfen. Dieſes wurde ihm ohne Schwierigkeit bewilligt, ſo viel Gefälligkeit und Freundſchaft hatten die Magiſtratsperſonen für den jungen Advokaten.

Pierre Gaudoy begab ſich gegen 3 Uhr Nachmittags in die Conciergerie und verließ dieſelbe gegen 7 Uhr Abends, eingehüllt in ſeine Advokaten-Robe und den Kopf in die Capuze vermummt, denn es wehte ein kalter Wind und die Gemächer in der Conciergerie waren feucht.

Als am folgenden Tage der Oberrichter von Paris, begleitet von ſeinen Häſchern, und den Dienern des Parlaments, als von den Carmelitern die Beichtväter, als der Henker mit ſeinen vier Schergen in den Kerker eintraten, — wie groß war ihr Erſtaunen, als ſie ſtatt des Arztes Barthas den Advokaten Pierre Gaudoy fanden, der mit der größten Ruhe die Stunde ſeiner Hinrichtung erwartete.

Nein Herr Gaudoy ihr ſpielt ein ſchönes Spiel, ſagte der Oberrichter, kennt ihr die Finger des Gevatters da nicht, dabei deutete er auf den Henker, wißt ihr nicht, daß es ihm gleichviel iſt, einen Advokaten oder Doctor zu befördern? Ich weiß, was meiner wartet, entgegnete Gaudoy, und ich bin bereit, das Schickſal des großen Mannes zu tragen, den ich vor Gericht nicht retten konnte, den ich aber doch vor ſeinen Henkern gerettet habe. Führt mich fort, denn ich gehöre euch.

Nicht ſo eilig, Hr. Gaudoy, Ihr werdet noch Zeit genug haben, Bekanntſchaft zu machen mit dem Strange und Eiſen vom Greve. Aber ſagt mir doch, wie Ihr dazu gekommen ſeyd, ſo etwas zu thun? War etwa Mathias Barthas Euer Vater, oder Euer Neffe, oder Euer Verwandte, oder Euer Freund?

Keines von dieſen, erwiederte der Advokat, ich kannte ihn, bevor ich mit ſeiner Vertheidigung beauſtragt wurde, nur dem Namen nach. Aber er iſt ein Mann von Genie, ein Mann von groſer Wiſſenſchaft, welcher der Menſchheit groſe Dienſte geleiſtet hat und noch leiſten kann, ich habe Alles überlegt, ich habe mein Gewiſſen zu Rathe gezogen, und eingeſehen, daß es beſſer iſt, wenn er am Leben bleibt, als ich —; führt mich fort; denn ich bin bereit zu ſterben.

„Begreiſe das, wer will, aber wenn Barthas ein ſo groſer, ein ſo ausgezeichneter Mann iſt, wie Ihr ſagt, ſo gebt Ihr ihm gewiß in keinem Stücke etwas nach, Hr. Advokat.“

Ich bin bereit, ſagte zum wiederholten Male Gaudoy, laßt uns gehen. Laßt uns gehen, laßt uns gehen, ſagte bewegt der Oberrichter, ich habe beim Zahn des hl. Chriſtoph noch keinen Menſchen geſehen, der mehr Eile gehabt hätte, ſich hängen zu laſſen. Geduldet Euch ein wenig, bis ich dem Könige berichtet habe, was vorgegangen, es iſt noch immer Zeit genug, zum Greve-Platze zu wandern. Darauf ſtieg der Oberrichter zu Pferd und ritt in das Hotel St. Paul, wo König Karl V. reſidirte. Auf ſeinem Berichte von dem, was vorgefallen, befahl der König ſogleich die Freilaſſung des Advocaten.

Nicht lange darauf ſaß Pierre Gaudoy in der Eigenſchaft als Rath im Parlamente und galt für eines der unbeſcholtenſten, beredeſten und humanſten Mitglieder dieſer ehrenwerthen Verſammlung.

Der Phyſiker Mathias Barthas war zuerſt nach Ungarn geflohen, von da hatte er ſich nach Konſtantinopel begeben und ſich zuletzt unter die Cenoliten auf dem Berge Libanon zurückgezogen, um da Buße zu thun, für das Verbrechen, zu dem ihn der Fanatiſmus der Wiſſenſchaften verleitet hatte.

R.

Reiſe durch das mittägliche Frankreich im Jahre 1836.

(Fortſetzung)

Aufenthalt in Marſeille.

(Anblick der Stadt. Quarantaine-Anſtalt. Sanitätsgebäude. Gemälde von David. Gebäude der Stadt. Kunſtausſtellung. Unreinlichkeit in den Straſſen. Notre Dame de la Garde. Ausſicht von da. Baſtiden. Theuerer Bauplatz. Arabiſches Theater. Hafen. Lebhaftigkeit auf dem Kais. Blühendee Handel. Sittenloſigkeit. Aberglaube. Stimmung des Volkes. Weitläufigkeiten bei Ausſtellung der Päſſe.)

Marſeille nimmt ſich von der See viel ſchöner aus als vom Lande. Jenen Genuß hatten wie leider länger, als wir wünſchten; wir mußten Quarantaine halten. Wer jemals in ähnlichen Fall geweſen iſt, weiß, wie einförmig und unangenehm der Aufenthalt in der Quarantaine iſt. Man iſt begierig, beſondees nach längeeen Seeeeiſen, die Küſte zu betreten, und man kann nicht; wie Tantalus nach dem Waſſer ſchmachtet, ſo verlangt dee Reiſende nach dem Lande. Um nur die Zeit zu tödten, verfällt man auf die ſonderbaeſten Dinge; abes alles will nicht ausreichen, man unteeliegt zuletzt der langen Weile.

Unmittelbar nachdem wir Ankee geworfen, begab ſich unſer Kapitain an das Sanitätsgebäude, und meldete unſeee Ankunft. Hierauf wurde ihm eine Geſundheitswache beigegeben, und unſerem Schiffe ein beſtimmter Platz in dee Quarantaine angewieſen. Glücklicher Weiſe kamen wir am Ausgange des Hafens zu liegen, ſo daß wir die Ausſicht eben ſowohl auf die Stadt

und den Hafen, als nach dem Meere zu hatten. Von dieſer Seite gewährt die Stadt einen ſchönen Anblick. Sie dehnt ſich in Form eines halben Mondes am Ufer aus. Mann unterſcheidet deutlich die Altſtadt, welche ſich nördlich gegen den Hafen herabzieht, und die Neuſtadt, welche öſtlich und ſüdlich um den Hafen herumgelegen iſt. Jene hat ſchmale, hohe Häuſer, enge und winkliche Straſſen; dieſe iſt mit großen maſſiven Häuſern angefüllt, und hat breite gerade Straßen. Vor uns hatten wir einen wahren Wald von Maſtbäumen. Schiffe aller Nationen lagen im Hafen. Um uns, am Eingange des Hafens, waren die Schiffe, auf denen Leidensgefährten ſich befanden, welche auch Quarantaine halten mußten. Gegenüber lag das Sanitätsgebäude. Ein eiſernes Gitter umgibt daſſelbe nach der Hafenſeite hin. Vor dieſen halten öfters Kähne mit Reiſenden, welche eigentlich in der Quarantaine ſich befinden, aber die Erlaubniß erhalten haben, unter Aufſicht der Geſundheitswache in geſetzlicher Entfernung mit ihren Verwandten und Freunden ſich zu unterhalten. — Wenn wir unſere Blicke weiter wendeten, ſo ſahen wir zu beiden Seiten des Hafens rechts das Fort St. Jean, mit dreifach übereinander liegenden Batterien, links das Fort St. Louis. Dann breitete ſich in ungemeſſene Ferne die ungeheure Meeresfläche vor uns aus.

Bei ſolchem Zauber der Umgebungen hätte man denken ſollen, würde uns die Zeit in der Quarantaine kurz geworden ſeyn. Und doch war es nicht ſo; zum Beweiſe, wie alles dem Menſchen zur Gewohnheit und dadurch langweilig wird, und wie ſchon das Gefühl, daß man in einer Art von Gefangenſchaft lebt, beengend wird. Von der übrigen Welt iſt man ganz abgeſchnitten. Sämmtlichen in der Quarantaine ſich befindenden Reiſenden iſt es bei Todesſtrafe unterſagt, ihre Schiffe ohne Begleitung der Geſundheitswache zu verlaſſen. So lange ein Schiff in der Quarantaine liegt, iſt daher der für daſſelbe beordnete Wächter (garde de santé) eine ſehr wichtige Perſon, von dem das Wohl und Wehe der ganzen Mannſchaft abhängt. Ihm allein ſteht die Aufſicht über das Schiff in geſundheitspolizeilicher Hinſicht zu; nur durch ihn werden dem Schiffe die nöthigen Lebensmittel vom Lande zugebracht; aller und jeder Verkehr mit dem Lande iſt ohne ſeine Zuſtimmung und Begleitung unmöglich. Zur Erleichterung des Verkehrs vom Lande aus mit den Schiffen iſt von Seiten des Gouvernements folgende Einrichtung getroffen.

Auf dem Sanitätsgebäude nemlich befinden ſich Glocken, welche dazu beſtimmt ſind, durch Signale den Schiffen in der Quarantaine anzudeuten, daß Perſonen ſich eingefunden haben, welche einen oder dem andern der Paſſagiere oder der Schiffsmannſchaft zu ſprechen wünſchen, oder daß Briefe ihrer am Lande warten. Jedes Schiff erhält demnach beim Eintritte in die Quarantaine ſeine beſtimmten Signale; für die Juſtine waren es 4 Doppel- und 9 einfache Glockenſchläge; für den Kapitain folgte noch ein Doppelſchlag nach. Wenn die Signalglocke ertönt (was bei der Menge von Schiffen, welche hier zugleich in der Quarantaine liegen, ſehr häufig vorkam), wird jedesmal die Aufmerkſamkeit des geſammten Perſonals auf allen Schiffen rege; hat man ſich jedoch überzeugt, daß das gegebene Signal nicht dem eigenen, ſondern einem andern Schiffe gegolten hat, ſo iſt der Unmuth über die getäuſchten Hoffnungen um ſo größer. Uns traf dieſe Prüfung vorzugsweiſe hart; denn wir warteten ſeit unſerer Rückkehr nach Europa mit Sehnſucht, aber immer vergebens auf Nachrichten von unſeren Angehörigen. Zum Glück hatten wir nur die kleine Quarantaine von 7 Tagen, wobei der Tag der Ankunft und der Tag, an welchem man die Quarantaine verläßt, beide mit gerechnet werden, zu beſtehen, da wir von Algier kamen; für Schiffe, die von anderen Häfen der afrikaniſchen Küſte oder aus der Levante kommen, iſt die große Quarantaine von 40 Tagen angeordnet, und dieſe wird mit viel mehr Umſtändlichkeit größtentheils auf der Rhede gehalten. Nur während der letzten ſieben Tage iſt es dieſen geſtattet, in der kleinen Quarantaine im Hafen ſelbſt zuzubringen; eine Erlaubniß, von welcher ſie ihrer eigenen Bequemlichkeit halber, gerne Gebrauch machen. Am zweiten Tage unſerer Anweſenheit erſchien ein ſolches von Tanger kommendes Schiff, welches bereits die große Quarantaine auf der Rhede abgehalten, in der kleinen Quarantaine und erhielt ſeinen Platz unmittelbar neben der Juſtine angewieſen. Nie werde ich den Ausdruck von Langeweile vergeſſen, welcher in den Phyſiognomien der ſämmtlichen Mannſchaft dieſes Schiffes lag. Während auf den andern Schiffen zuweilen Gelächter und fröhliche Lieder erſchallten, ſchienen dieſe Menſchen wie abgeſtumpft gegen Freude und Leid. Die Unbehaglichkeit einer ſolchen vierzigtägigen Gefangenſchaft muß aber auch in der That peinlich ſeyn; wurde uns doch eine fünf Tage lange Quarantaine zur Qual.

Es ſteht jedem Reiſenden frei, die Zeit, welche er in der Quarantaine zubringen muß, auf ſeinem Schiffe oder am Lande in den eigends dazu eingerichteten Quarantainegebäuden zuzubringen. Da uns verſichert wurde, daß die Quarantaine-Anſtalt am Lande ſchlecht und theuer ſey, ſo zogen wir es vor, am Bord unſerer Juſtine das Ungemach zu überſtehen. Wir vertrieben uns die Zeit mit Spazierengehen auf dem Verdeck, mit Schreiben und Leſen; einige Paquete alter Zeitungen vom vorigen Monat, welche uns durch die Gefälligkeit unſeres Reiſegefährten Weilbacher aus der Stadt beſorgt wurden, gaben den Leſeluſtigen hinlängliche Nahrung. Reichliche Mahlzeiten, welche durch das friſche Fleiſch, Obſt und Gemüſe beſondern Reiz für uns bekamen, füllten die übrigen Stunden aus. Des Nachts wurde, wie gewöhnlich, im Freien auf dem Verdeck zugebracht; unſere Matratzen waren unſer Lager, ein Zelt von Segeltuch unſer Schutz gegen Wind und Wetter. Ein Umſtand, der uns den Aufenthalt in der Quarantaine noch ſehr verleidete, war der unerträgliche Geruch, der beſonders am frühen Morgen ſich von der Stadtſeite her überall verbreitete. Um dieſe Zeit nämlich gehen Karren durch die Stadt und laden allen Koth, den man in Ermangelung von Abtritten unter dem Ausruf passeus (d. i. passez in der Mundart der Provencalen) auf die Straße wirft, auf, und ſchaffen ihn, in Häckerling eingewickelt, in das Meer; natürlich darf man um dieſe Zeit die Fenſter in einer Stadtwohnung gar nicht öffnen. Durch jenen Unrath ſowohl, als durch die eckelhafteſten Auswürfe ſo vieler Schiffe wird das Waſſer im Hafen übelriechend und nimmt eine graue Farbe an.

Am ſechſten Tage machten wir der Vorſchrift gemäß den Beſuch auf dem Sanitätsgebäude, hier Conſigne genannt, um die Beamten von unſerm Geſundheitszuſtand zu überzeugen. Die ganze Mannſchaft fuhr in einer Schaluppe dahin; der Arzt ſtand in einem Zimmer; wir paſſirten ſtillſchweigend zu einer Thür hinein und zur andern wieder hinaus. In dieſem Gebäude iſt ein Bild von der Peſt, wie ſie in Rom ausbrach, von David; ein anderes von der Cholera; dieſes ſtellte den Ausbruch der Cholera auf der Fregatte Melpomene dar, und iſt ein wahres Meiſterwerk. Die Figuren ſind faſt in Lebensgröße. Die verſchiedenen Abſtufungen in der Krankheit ſind ganz der Natur getreu gemalt; der Ausdruck des Schmerzes iſt auf den Geſichtern der Sterbenden mit gräßlicher Wahrheit wiedergegeben. Einem widerholten Beſuch des Sanitätsgebäudes mußten wir die genaue Betrachtung dieſer Kunſtwerke vorbehalten.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Geſchwätzige.

Denken und Sprechen ſind nothwendige Folgen, ja beide ſind eins, ſagt der Philoſoph; allein der Geſchwätzige iſt der in der That ſprechendſte Beweis von der Unwahrheit des Satzes: die Plauderei eines ſolchen Menſchen kann unmöglich Folge des Denkens oder eines und daſſelbe mit dem Denken ſeyn; — nicht jenes weil die Worte ſo raſch folgen, daß kein Zwiſchenraum zwiſchen Urſache und Wirkung übrig bleibt, nicht dieſes, weil in der Regel in dem ungeheuren Wortkram des Plauderns keine Spur vom Denken oder von Vernunft zu entdecken iſt. Es muß im Menſchen eine gewiſſe Kraft, eine Springfeder ſeyn, welche mit einem Male losgelaſſen, mit unbeſchreiblicher Heftigkeit wie aus einem Reſervoir die Worte toll durch einander ohne Sinn und Ordnung aus der Kehle treibt. Ob dieſe Schnelligkeit eins ſey mit Inſtinkt und auch das Schnattern der Gans, das Gackern der Henne hervorbringe, wollen wir nicht entſcheiden. Soviel iſt gewiß, daß der Plauderer die entſchiedenſte Virtuoſität der Kehle und Zunge an den Tag legt, im Vorzug vor allen Gliedern des Körpers. Ein alter Philoſoph ſagte: die Zunge ſey das beſte und ſchlechteſte Glied am Menſchen, je nachdem es Gutes oder Böſes ausſpreche. Ein Andrer: der Menſch habe nur eine Zunge und zwei Ohren, um mehr zu hören und weniger zu reden; beide Sätze ſind auf den Plauderer nicht anzuwenden. Er redet zu viel; offenbar, allein er iſt wegen Abweſenheit des Gedankens für ſein Wortgeſchnarr nicht verantwortlich, ſo wenig als ein Uhrwerk für das Geräuſch, wenn die Feder geſprungen und der Mechanismus tobend abläuft. Hinſichtlich des zweiten Satzes iſt zu bemerken, daß die Güte der Natur für den Geſchwätzigen nicht da wäre, wenn ſie ihm nicht plaudern ließe: denn legt ihm Daumenſchrauben an, er ächzet nicht, werft ihn in einen Fußblock, er ächzet nicht; ſchnürt ihm den ganzen Körper bis zur Unbeweglichkeit, er ächzet nicht, — aber bindet ihm die Zunge auf dieſe oder jene Weiſe, er verliert Gleichmuth, Heldenmuth, er iſt wild, raſend, unglücklich, er muß plaudern, eine unwiderſtehliche Kraft treibt ihn, verſtopft ihm auch noch beide Ohren, es iſt ihm ziemlich gleich, er hört ſich bei weiten nicht ſo gerne, als man gewöhnlich glaubt, er will reden, wenn er ſich auch nicht hört; es ſchlage ihn Natur mit Blindheit, er iſt zu bejammern, allein er bejammert ſich am wenigſten; ſie ſchlage alle Glieder mit Lahmheit, die Zunge ausgenommen, er bleibt gleichgiltig — allein trifft die Zunge die Lähmung, ſo wird er raſend, einen ſolchen Verluſt erträgt er nicht, er wird ſich umbringen. Der Geſchwätzige ärgert ſich über den Schlaf, der ihm die Zeit zum Plaudern raubt und ſagt man ihm, daß er auch im Traume laut rede, ſo ärgert er ſich nur, daß er nichts davon wiſſe. Es iſt eine Seelenſtärkung für den Geſchwätzigen, angehört zu werden; er jagt den Leuten, wie der Jäger dem Wilde nach, um ſie mit ſeiner Zunge Geſchütz zu verfolgen, er plaudert die Aufgejagten auch halb zu todt, wie Horaz in ſeiner berühmten Satyre ſagt, daß es ſein in der Wiege ſchon prophezeites Loos geweſen ſey, von einem Geſchwätzigen zu todt geplaudert zu werden; — allein kann der Zungenbewaffnete Niemand auftreiben, ſo plaudert er ſich ſelbſt und hat er ſich taub geplaudert, am Ende Thieren und lebloſen Gegenſtänden, unter dieſen dem allgemeinſten, der Luft, da der Zephire Geduld bekannt iſt, Seufzer der Verliebten und Geſchwätz der Geſchwätzigen als gutmüthige Couriere gratis in das Land der Nichtigkeit zu ſpediren. Uebrigens iſt bei dem Geſchwätzigen noch ein Umſtand beſonders erwünſcht, daß er in einem fort ſpricht und ein Feind des langſamen Schreibens iſt; denn hätte er eine ſolche Wuth zu ſchreiben, als zu ſprechen, weh dann den Druckerpreſſen. Zum Glück haßt der Geſchwätzige dieß langſame Gewerbe, obgleich nicht zu verkennen iſt, daß ein Heer wortreicher und ſinnarmer Bücher von verunglückten Geſchwätzigen herrühren müſſen, deren Zungen entweder gelähmt worden waren, oder die nur halbe Schwätzer waren; ein halber Schwätzer im Reden, iſt ein ganzer im Schreiben; das Hauptmerkmal, Gedankenloſigkeit iſt beiden eigen. Für den Geſchwätzigen iſt die Sprache abſolut da, um nicht denken zu müſſen; wenn ihn das Denken plagen will, platzt er mit Geſchwätz los und er iſt von ſeiner Tyrannei befreit: rufeſt du ihm zu: „denke darüber nach!“ ſo wirſt du ihn tödtlich beleidigen mit der Zumuthung und er wirft dir zur Strafe für deine Unverſchämtheit, einen verhaltenen Wortſchwall aus der Kehle entgegen, wie der Elephant einen Rüſſel voll Waſſer auf den, an welchem er wegen Beleidigung boshafte Rache nehmen will. „Reden oder nicht Reden“ — heißt es parodirend bei dem Geſchwätzigen. — „Das iſt die Frage, ob es edler, zu tragen den ungeheuren Druck ungeſprochener Worte und die Tyrannei des uns am Sprechen hindernden waltenden Gedankens, oder loszubrechen in die Freiheit des Wortes und alles nieder zu reden, was uns in den Weg kömmt?“ — Der Geſchwätzige, ſich durchaus nicht bekümmernd, was er ſagt, iſt eben ſo wenig bekümmert, wenn er es ſagt;, es kümmert ihn nicht Zuſammenhang, er weiß nicht, daß er ſich immer wiederholt und hält das Gelächter über alberne Ausdrücke und närriſche Wiederholungen für entſchiedenen Beifall. Was übrigens den Beifall der Zuhörer betrifft, ſo darf nicht vergeſſen werden, daß der Geſchwätzigkeitwirtuoſe allen Virtuoſen der Welt überlegen iſt, er kümmert ſich eigentlich gar nicht mehr um Beifall, er will nur gehört werden und ſo lang man ihn hört, hält er ſich belohnt, applaudirt. Weh' denen, welche ihn hören müſſen, ſey es, daß der Plauderer vornehm, ein Fürſt iſt, von welchen ſich die Unterthanen auf dieſem abſcheulichen Wege tyranniſiren und umbringen laſſen müſſen, oder daß er als öffentlicher Redner ſchwätzt und die Zuhörer die grauſame Höflichkeit ſo weit treiben müſſen, ſich des gewaltig aufdringenden Schlafes zu erwehren. Bekanntlich hat das Gerede des Geſchwätzigen eine ſoporifere, lethargiſche oder zu deutſch, einſchläfernde Kraft und jener, welchen der Schlaf auf weichſtem Pfühle flieht, wird auf dem hölzernen Stuhle ſanft ſchlafen — im Collegium des Univerſitätsplauderers, im Saale des Parlamentsplauderers oder in dem Tempel des Kanzelplauderers und ſo fort; ein durch monotones Geräuſch, worunter Geſchwätz den erſten Rang einnimmt, verurſachter Schlaf iſt der tiefſte von allen und nur ein fürchterlicher Einſturz kann daraus erwecken, und wir rathen den geſchwätzigen und durch Geſchwätzigkeit einſchläfernden Profeſſoren, Parlamentsmitgliedern und Kanzelrednern, ſich immer mit geladenen Handbüchſen zu verſehen, damit ſie, wenn ſie durch das Geſchnarch der Zuhörer, bemerken, daß der Schlaf zum Hören die Ohren verrammelt habe, mit einem Schuſſe dem Strome des Geſchätzes die Thore in das Gehörſyſtem der vom Schlafe aufgeſchreckten, aufſprengen können — oder vielleicht geht es beſſer mit einem Trompetenſtoße, in welchem Falle dann die Aufgeweckten, die in den Armen des Bruders des Todes lagen, glauben mögen, ſie ſeyen von den Todten zum jüngſten Gericht erweckt. Wie glücklich, wenn ein Arzt zugleich ein Hauptſchwätzer iſt, (übrigens keine Seltenheit) — er braucht ſich nur ein wenig zu-

Digitized by Google

ſammen zu nehmen und nicht gar zu viel zu ſchwätzen, um ſeinen Patienten nicht zu todt zu reden und ſo ſeiner Arznei zuvor zu kommen, er ſchwätze die Hälfte und dieſe Hälfte wird genügen, um die ſtärkſte Doſis Opium oder irgend eines andern ſchlafmachenden Narkotikums zu erſetzen; dieß Rezept bereitet dann unſer Galenus ohne Hilfe des Apothekers; es verſteht ſich, daß der ſo in Schlaf wiegende Arzt kein Homöopath ſeyn dürfe. — Daß die Geſchwätzigkeit den Frauenzimmern mehr als den Männern eigen zu ſeyn pflegt, iſt leicht zu erklären: die Geſchwätzigkeit iſt für das ſchwache Geſchlecht eine Wohlthat der Natur, eine eigenthümliche Waffe, mit welcher es ſich alle Zudringlichen vom Halſe ſchaffen kann; ſo ſehr die Frauen durch Schönheit anziehen, ſo ſehr ſtoſſen ſie durch plauderhafte Geſchwätzigkeit ab; will die Schönſte die Keuſcheſte bleiben, will ſie alle Attentate auf ihre Schönheit abwenden, ſo ergreife ſie keine andre Waffe, als die ihrer Zunge, beginne Klein- und Großgewehrfeuer und bald ſind die raubluſtigen und kußluſtigen Feinde entweder getödtet oder verſcheucht; keiner wird ſich gegen eine Herzensfeſtung zur Eroberung wagen, wenn ihm der Kanonnendonner der Zunge entgegen kömmt. Jene Damen aber, welche locken wollen, hüten beim Himmel und bei der Liebe deſſen oder derer, welchen oder welche ſie zu gewinnen wünſchen, ich vor dem Plaudern; ſie müſſen die Zunge demontiren, und lieber mit der offenen Leuchte des Blickes den Feind einladen und zum geliebten Freunde machen; nur kein verſcheuchendes Zungenſignal! — — (Verfaſſer der Skizzen aus England.)

Literariſcher Salon von und für Bayern.

β Frankreich — Algier. Vom Eremiten von Gauding. München, bei Franz. 1837.

In gegenwärtiger Zeit, wo die Expedition der Franzoſen gegen Conſtantine alle Blicke nach Algier gerichtet hat, muß gegenwärtige Schrift um ſo größere Aufmerkſamkeit erregen, als der Verfaſſer mit der ihm eigenthümlichen Darſtellungsgabe, Originalität, Unpartheiligkeit und Muth verbunden hat. Es ſind zwar nur Skizzen gegeben, aber man erkennt überall den ſicheren und getreuen Blick des Reiſenden, welcher angenehm, manchmal geiſtreich und naiv zu erzählen weiß. Seine Raiſonnements ſind ſcharf gezeichnet und kühn, und das Verwaltungsſyſtem der Franzoſen wird auf eine derbe Art angegriffen. Der Reiſebeſchreiber beginnt mit einigen allgemeinen Bemerkungen über die Lage von Algier, über die Araber und geht auf die Politik Frankreichs über; hierauf beſpricht er den Zuſtand der Häuſer, die Bevölkerung und das öffentliche Leben in Algier, ſchildert uns die Monotonie und Faulheit der Frauenzimmer, gibt Proben der arabiſchen Poeſie und zählt manche Grauſamkeit der Franzoſen in Algier auf. „Der Herzog von Rovigo ließ zwei Nomadenſtämme in der Nähe von Algier mit Frau und Kindern niedermetzeln (ſie ſollten geſtohlen haben) vielleicht auch um dem Lande einen Begriff von unſerer Civiliſation und Liebe zu Frankreich beizubringen. Man umſetzte die Stäme des Nachts mit gehorſamen Kriegern, und als die Sonne aufging und ſie ſich zum Gebet anſchicken wollten, ſchlug Eiſen und Blei ſie todt; ſie hoben ihre Hände auf und flehten um Erbarmen, welche Mühe ſie ſich hätten erſparen können, da wir in unſerer Aufklärung uns durch ſolche Grimaſſen nicht irre machen laſſen. Sie hatten geſtohlen und wußten wahrſcheinlich nicht, daß die franzöſiſchen Generale das Stehlen nicht leiden können; der Marſchall Clauzel ſoll ſehr böſe werden, wenn er hört, daß Jemand geſtohlen hat.“ — Eben ſo ungünſtig lautet das Urtheil über die franzöſiſchen Advokaten, Richter, Notare und Huiſſiers; alle ſollen an den kleinen Reſten des Wohlſtandes in dem Lande, welches ſie glücklich machen wollen, ſaugen. Die Eingebornen ſind in ihren Augen Thiere und müſſen ſo behandelt werden, um ſie zu Franzoſen zu machen. — Der Kriegzug nach Conſtantine, wobei, nach des Verfaſſers Anſicht, der Marſchall Clauzel der ganzen Welt ſeine militäriſchen Kenntniſſe gezeigt hat, nachdem ſie ſeinen Güterhandel in Algier und ſeinen Reichthum ſchon kannte, wird als ganz unbegreiflich dargeſtellt, Clauzel der härteſten Vergehen beſchuldigt und mit den Worten geſchloſſen: „Großer Gott! ſollteſt du nochmals mein immer getheiltes, nie einiges Vaterland mit einem franzöſiſchen Kriege überziehen wollen, ſo gebe den Oberbefehl dem Marſchall Clauzel, damit der kleinſte der deutſchen Fürſten ihn beſiegen kann.“ — Treffend zeichnet der Eremit die Spekulationen- und Glücksritter in Algier, zeigt ferner den ſchlechten Zuſtand der Schulen daſelbſt und ſtellt höchſt intereſſante ſtrategiſche Anſichten über Algier auf. Clauzel's Geiz und Reichthum, ſo wie deſſen verunglückte Projekte ſind ein Hauptgegenſtand ſeiner Satyre. Was er über die Cultur des Landes ſpricht, verdient volle Aufmerkſamkeit.“ Leicht iſt die Annäherung der Araber zu den franzöſiſchen Sitten und Gewohnheiten nicht, und ſelbſt die Macht des Despotismus kann die Begriffe und Sitten einer Nation nicht auf einmal ändern, beſonders wenn ſie auf lange Gewohnheit befeſtigt und durch die Beſtätigung der Religion geheiligt ſind. Aber Frankreich thut gar nichts zur Annäherung, gar nichts zur Verbreitung der Civiliſation, wovon es ſelbſt ſo hohe Begriffe hat, um die Vorurtheile dieſes abergläubiſchen Volkes zu beſiegen, welches man mehr als Thiere verachtet, anſtatt ſich zu befleißen, ihnen unſere eingebildete Weisheit mitzutheilen; ſo durchlaufen Hunderte von Kindern die Straſſen, ohne etwas zu lernen; die Erwachſenen haben nicht einmal eine Tonne und ſchlafen des Nachts in den Straßen auf Steinen, welche längs der Häuſern dazu hingelegt ſcheinen. Sie mögen überhaupt kein Bedürfniß haben, als das, was bei ihnen Glück hieß, und ſeit der franzöſiſchen Occupation verſchwunden iſt. Der größte Nachtheil, der aus dem franzöſiſchen Leichtſinn fließt, iſt die gänzliche Vernachläßigung des Ackerbaues in Frankreich, da das Syſtem der ſcharfſinnigſten Beobachter der Staatswirthſchaft die Produkte des Bodens als die einzige Quelle des Reichthums anſieht, wonach die Nationen regiert werden ſollen; allein die Franzoſen ſind mit ihrer Civiliſation ſo zufrieden, daß ſie dieſelbe als das höchſte Ideal der Vollkommenheit anſehen und immer Recht zu haben glauben; daher ſie auch die Völker, welche im Widerſpruche mit dieſen Gewohnheiten leben und ihre Civiliſation belachen, mit Verachtung und ſelbſt Abſcheu betrachten. In Afrika iſt dieſe Ungleichheit ſo ſichtbar, daß die Europäer voll Stolz auf ihre eingebildete Civiliſation ſich ſogar berechtigt halten, die Eingebornen ganz auszurotten; obwohl dieſe Menſchen vor der Occupation gewiß ſehr glücklich waren.“ — Dem Werke iſt ein Sendſchreiben an den heiligen Vater in Rom, die chriſtlichen Confeſſionen zu vereinigen und die Mahamedaner zu bekehren, in deutſcher und lateiniſcher Sprache beigefügt. — Das Erſcheinen dieſes originellen Buches beſtimmte ein edler Zweck. Die Unterſtützung der Bewohner der Kolonie Hallberg-Moos bei Freiſing. — Möge ein Jeder, dem Gefühl und Menſchenliebe im Herzen wohnen, nach Kraft und Vermögen das Seinige für dieſe Armen thun! —

Digitized by Google

Die Grabes-Roſe von Jericho. Hiſtoriſche Novelle von Friedrich Stabmann. Neuhaldersleben, Verlag von C. A. Eyrand, 1837.

Dieſer Roman fällt in die Zeiten des unglücklichen Feldzuges von 1806. Der Verfaſſer dieſer Erzählung behandelt jedoch das geſchichtliche Element als Nebenſache und ſtellt das Romantiſche heraus. Die Leiden von edlen Damen, ein gefühlvoller Doctor, ein bleſſirter Stabsoffizier, der ein wakerer Mann iſt, ein patriotiſcher Chirurgus, u. dgl. m. bilden die Hauptperſonen und Scenen des Buches, deſſen Verfaſſer man nicht Erfindung an Situationen, Verwicklungen, u. ſ. w. abſprechen darf. Seine Sprache und ſeine Darſtellungsweiſe ſind angemeſſen; das Ganze iſt unterhaltend, malt die Zeit, die Perſonen, die handeln, gut, und lieſt ſich leicht.

Die äußere Ausſtattung des Werkchens iſt lobenswerth.

S.

Korreſpondenz.

Ueberſicht

der

diesjährigen Kunſtausſtellung zu Nürnberg

von G. N.

Es war ein guter Gedanke des Nürnberger Kunſtvereines, die früher nur alle 3 Jahre gehaltene Kunſtausſtellung zu einer jährlichen zu machen, und dieſelbe auf die Feier des Geburts- und Namensfeſtes S. M. des Königs Ludwig zu verlegen. Die früheren Ausſtellungen waren größer nach Nummerzahl, denn es wurde, wenn auch nur von hieſigen Künſtlern, was immer in einem Zeitraume von 3 Jahren gearbeitet wurde, dazu gegeben und auch die Zeichnungen und Studien der Schüler der Kunſtakademie mit ausgehängt; der Beſuch war damals unbeſchränkt, nicht gering von Seite des Publikums; aber tauſend Uebelſtände wurden dadurch herbeigeführt und dem kunſtliebenden Beſchauer die ruhige Betrachtung verleidet. Durch die neuere Einrichtung verlor die Ausſtellung an extenſiver Größe, da nun in einem Jahre vollendet werden mußte, was ſonſt längere Zeit brauchte; aber ſie gewann an intenſiver, denn die Zuſendungen auswärtiger Künſtler nahmen zu und durch die Beſchränkung des ganz freien Eintritts auf die Mitglieder des Kunſt-Vereins und Einlaß des übrigen Publikums gegen Entrée wurde das Bewegen in den Räumen behaglicher, nicht erdrückt von läppiſch urtheilenden Beſuchern, die kein Intereſſe hatten, als das der Neugierde. Die vorjährige Ausſtellung war an ſchönen und wichtigen Bildern reicher, als je eine; der Katalog zählte 116 Nummern und nannte Namen, die in der Künſtlerwelt einen guten Klang haben, wie Leola, Dahl, Ezdorf, Dorner, Ott, Quaglio, welche meiſt der Münchner Schule angehören. Wenn aber die diesjährige Ausſtellung nur auf 46 Nummern gebracht werden konnte, ſo war wohl das gleichzeitige Zuſammentreffen vieler Kunſtausſtellungen im deutſchen Vaterlande daran Schuld, von denen die berühmteren Künſtler alſo ſchon in Anſpruch genommen waren. Aber manches Schöne, ja Ausgezeichnete, blickte uns von den Wänden des mittleren Zimmers in Albrecht Dürers Hauſe entgegen, welches diesmal zum gerade ausreichenden Lokale beſtimmt war. Hiſtoriſche Bilder fanden wir ſehr wenige; und 2 Oelgemälde von C. Leitzen in München können wir nennen: „Arion den Göttern für ſeine Errettung dankend“, ein geſchmackvolles Bild, wo aber die feine und richtige Zeichnung den kalten ſpröden Pinſel nicht zu überwältigen verſtand; das Colorit iſt kräftig, aber nicht zur rechten Wärme durchgebildet. Der blondhaarige Sänger ſitzt auf dem Delphin, welcher von einem Genius geleitet, eben das Ufer erreicht; er greift begeiſternden Blickes in die Saiten des Tetrachords, deren Klang zwei Sirenen zum leiſen Lauſchen herbeizieht. Eine heilige Magdalena, von demſelben Meiſter, iſt wahr und einfach. Zum hiſtoriſchen Genre nehmen wir noch ein paar Bilder von dem jungen talentvollen Maler Perlberg, deſſen ausgezeichnetes Bild „eine Wirthſchaftsſcene in München“ (ebenfalls ausgeſtellt) wir ſchon früher erwähnten: die königliche Familie nach Palmer; eine Copie in Oel des bekannten Blattes, wo der König mit den Seinen dem Bilde von Heß „Otto's Einzug in Nauplia“ betrachtend ſich gegenüber befindet. Ein ſehr gelungenes Gemälde, nicht eine leere todte Copie; es iſt Leben darinnen, die Färbung richtig und wahr, daher auch die größte Aehnlichkeit der Portraite erreicht iſt. Mit Wohlgefallen blickt der Künſtler, mit Stolz der Bayer auf dieſen ſchön vereinten Kreis des kgl. Hauſes. Ein anderes Bild iſt erſt während der Ausſtellung vollendet worden, und wird jetzt die permanente Ausſtellung zieren: Eine griechiſche Palikaren-Familie; ſie ruhet unter den Ruinen eines griechiſchen Tempels. Die Frau in reicher ſeidener Kleidung ſitzt auf einem Teppich, die Mandoline im Schooße, auf deren Seiden die Finger des Knaben ſpielen; die ſchwarze Sklavin hinter ihr beſorgt den arabiſchen Trank. Der Hellene aber in der ganzen Pracht ſeines herrlichen Coſtüms lehnt an der eingeſtürzten Mauerwand, auf welcher ſein Chibuk ſteht; die weite Ferne des Meeres ſchimmert aus der Maueröffnung. Perlbergs Bilder haben bei dem erſten Eindrucke etwas Blendendes, ſie treten mit einem gewißen Zauber entgegen, der aber in dem überaus hellen Colorit liegt. Dabei iſt alles glänzend feurig, mit diſtinguirtem Fleiße ausgeführt, und die Geſtalten mit großer entſchiedener Belebung; aber die Geſammtwirkung geht verloren unter dieſem Detail, bei der tüchtigen Naturanſfaſſung fehlt die großartige Selbſtbeſchränkung, durch welche der Maler vorzugsweiſe das Claſſiſche erreicht. Von unſerem Knaul jun. ſehen wir „die Ohrenbeichte“, die ſchon früher ausgehängt, ausgeſpielt und gewonnen, jetzt noch immer an ihrem Platze hängt und eines Verkäufers wartet; Knauls Bilder beſitzen eine edle Einfachheit; zwei, drei Figuren, oft gar nur eine, paſſendes weniges Beiwerk, das mit einer gewiſſen Gleichgültigkeit behandelt ſcheint, aber ſtets zum Charakter des Bildes viel beiträgt, die gerade nothwendige Beleuchtung, die nie ſtörend wirkt, aus dieſen Elementen ſetzt Knaul ein Bild zuſammen, das Geiſt und Leben athmet, dabei unmittelbar ans Herz ſpricht, weil ſtets leiſe Andeutungen des Menſchenlebens anklingen. In jedem Bilde liegt eine Novelle; wir denken uns, was vorherging, was nachfolgen wird. So war ſeine „Wahrſagerin“, ſein Bäckermädchen (durch Walthers ſchönen Stich verherrlicht), ſo auch ſeine Ohrenbeichte. In der Seitenkapelle einer Kirche, zu welcher ein paar Staffeln herabführen, ſitzt bei gedämpfter Beleuchtung, ein Kapuzinermönch im Beichtſtuhl, in welchem ein Mädchen knieet. Die Figuren nehmen alle Aufmerkſamkeit in Anſpruch; die Anordnung nicht; denn dieſe iſt verfehlt, weil ſie in zu kleinem Maßſtab gehalten iſt. Des Mönches Geſicht iſt ernſt, mit dem grauen, ehrwürdigen Barte, die Züge herb, aber auf der faltenreichen Stirne ſitzt das lauſchende Nachdenken, die Augen ſchauen nach innen — die Sünde iſt ausgeſprochen von der Beichtenden, ein ſtilles Gebet ſteigt auf, in welches das Mädchen mit einſtimmt; ihren Lippen iſt ſo eben das Wort entflohen und tiefer Schmerz ruht auf dem Geſichte. Das Mädchen iſt eine Schweſter aller andern, welche Knaul malt; er hat nur einen Typus, einen echt romantiſchen, aus dem er ſich ſelten losmacht; mit dem er aber ausreicht. Im Gegenſatz zu dieſem Bilde ſteht ein Oelgemälde von Hohbach in Altorf. „Schmuggler und Wildſchützen. Am Eingang einer Höhle um ein Feuer gelagert, in welchem die Nahrung gekocht wird, iſt die ſaubere Geſellſchaft aufgeſchreckt worden von der drohenden Gefahr, welche aus dem tiefblauen, ganz unten liegenden Thale herüberdringt. Einer erhebt eben ſeine Warnungsſtimme, zwei andere ergreifen die ſchußfertigen Büchſen und der bei abgelegtem Gepäcke ruhig Schlafende wird von einem fünften eiligſt geweckt. Die ganze Wirkung dieſer Compoſition wird entwiſchen, wegen der an die Aktſtudien erinnernden Steifheit der Figuren und die in einander ſchwimmenden Töne des Colorits. Das Bild geht, wie man zu ſagen pflegt, nicht recht aus einander, denn die Luftperſpektive iſt verfehlt, und wir ſehen nichts als Grau und Grün und Braun vor unſern Augen, die Figuren löſen aus dem Hintergrunde ſich nicht ab. Trotz dem gebührt der bis in's Einzelnſte glatten und fleißigen Ausführung das Lob des Fleißes — es iſt aber dieſes Lob immer nur ein bedingtes. — Unſer berühmter Maler Klein beurkundete ſeine geſchmackvollen Thierzeichnungen in 4 Bildern; zwei Oelgemälde: der Heuwagen und ein Fuhrmann bei einer Schmiede, und zwei Aquarellgemälde: römiſche Packpferde auf der Straße von Tivoli nach Rom. Eine Bäuerin auf einem Wagen mit 2 Pferden. Die beiden letztern Bilder ſind intereſſante Pendents. Die maleriſche Wirkung in allen dieſen kleinen Bildern, beſonders der Oelgemälde, iſt harmoniſch, die Ausführung ſolid und tüchtig, die Gruppirung gefällig. Nichts iſt ſtörend, obgleich auch das gefällig ſcheinende mit Wahrheit ausgeführt iſt; ein einfacher Hintergrund erinnert an heimiſche Gegenden, die Farbe des Himmels iſt immer ſo gehalten, daß den Figuren kein Eintrag geſchieht. — Wir machen mit Klein, der auch ein tüchtiger Landſchaftmaler iſt, den Uebergang zu dieſem Fache. Heinel gab eine Landſchaft bei Salzburg Seine Bilder tragen etwas Feines und Sanftes, und zeichnen ſich durch geſchmackvolle Anordnung in Raum und durch die vortreffliche Zeichnung der Vegetation in ihrer Mannichfaltigkeit und ihren feinen Formenreichthum aus. Alles iſt der Natur abgelauſcht. Die nette Staffage verleiht der Landſchaft etwas Idylliſches. Daneben hieng eine Landſchaft aus der Rheingegend von dem Mainzer Maler Schneider. Welcher Gegenſatz! Alles kühn, maſſig und haſtig gemalt; ein ſpröder brauner Ton liegt auf Vorder- und Mittelgrund; aber dieſe Schollenmaſſe von der Höhe der Ruinen an bis zu dem niedrig fließenden Bache herab, macht eine ſchöne Wirkung, zumal da das ferne Rheinthal mit den bläulichen Reizen etwas Beſänftigendes hat. Doch glauben wir, daß ſolche Bilder, die mehr freien Raum mit durchſichtigem Element des Himmels und des Waſſers haben, immer leichter zum Geiſte ſprechen, als verdichtete und vollgebaute Landſchaften. Ein ſolches Bild gab Reinhardt in einer Landſchaft mit einem Kohlenbock und in der Gebirgsgegend an einem See. Sehr gelungen ſind die Waldpartien des Mittelgrundes, und die duftig verſchwimmende Ferne des Gebirges. Der tiefgraue See, in dem ſich ein hoher mit Felſen und Geſträuch bewachſener Berg abſpiegelt, haucht ſeine Athemzüge in ſanft wechſelnden Waſſerlinien. Die richtigen Farbenabſtufungen auf beiden Bildern zeugen von fleißigen Naturſtudien. (Schl. f.)

Berichtigung. In No. 41. der Biene, S. 326 Z. 19. v. O. iſt ſtatt „Vertretung der hiſtoriſchen Begebenheiten“ — „Verkettung d. h. B.“ zu leſen.

Digitized by Google

Die Biene

Bayeriſches Sonntagsblatt.

1837. №. 43.

Die Irminſäule.

Kaiſer Karl war ausgezogen mit dem Heer zu wilder Schlacht,
Dennoch hat er Sachſens Horden nicht zu Schimpf und Fall gebracht.
Unter ſeinen Paladinen ſaß er da im Schlachtgewand,
Da erſchien ein Prieſter, kommend, weit heraus von Sachſenland.
Sprach nach ehrfurchtsvollem Grüßen: Kaiſer Karl des Reiches Hort,
Auf, erwecket Eure Mannen, ziehet eilig weiter fort.
Sollen wir den Greuel ſehen, den der Sachſe ſpottend treibt?
Wahrlich, alles wird mißlingen, wenn der Götze länger bleibt.
Groß und mächtig eine Säule ſteht dort an der Dimel Strand,
Von den rohen Götzendienern wird ſie Irminſul genannt.
Dorthin ſtrömen ſie in Heerden, opfern, beten ihrem Gott,
Treiben ruchlos mit dem Heiland, mit dem Chriſtengotte Spott.
Stürzen muß er, er muß fallen, dieſer Schandpfal und ſein Staub,
Wie zu Todtenmehl zerſchlagen, werd' der Dimel Wellen Raub.
Und der Kaiſer auf die Reden bricht mit ſeinen Mannen auf,
Läßt ſein Lager niederreißen, nach der Dimel geht ſein Lauf.
Und dort ſieht er fern die Säule, hoch und rieſig wie ein Thurm,
Um den wolkenhohen Scheitel heult und raſt ein wilder Sturm.
Und am Fuße tanzt man ſingend, und es flammt der Opfer Glut,
Früchte, Aehren, Gräſer brennen, und es raucht des Auers Blut.
Drauf der Kaiſer ſeine Mannen ſendet zu dem alten Mal,
Läßt die Sachſenhorden jagen, und es funkelt hell der Stahl.
Tauſend Hände ſind beſchäftigt an dem hohen Götzenbild
Und von raſchen Hammerſchlägen tönt das grünende Gefild.
Um den Gipfel heulen Stürme und der Donner furchtbar braußt,
Dreimal dann des Blitzes Zickzack um die Säule kniſternd ſaußt.
Rüſtig fördern ſie die Arbeit und ſchon wankt der Säule Schaft;
Sie in Schutt und Staub zu ſtürzen, fordert noch die letzte Kraft.
Da, jetzt ſtürzt der graue Rieſe und der Grund der Erde bebt;
Horch, da ſich ein lautes Kniſtern an dem Horizont erhebt.
Und ein Adler fliegt behende durch die Luft und Blitze ſprüh'n
Aus den großen ſchwarzen Krallen, drob die Krieger wollen fliehn.
Armins Namen braußt wie Donner durch die kalte ſchwarze Luft,
Es erbeben alle Herzen, doch der Kaiſer alſo ruft:
„Was verzagt ihr Gottesſtreiter vor des Teufels wilder Wuth,
Nicht vermag er uns zu ſchaden, denn wir ſteh'n in Chriſti Huth.
Armins Säule iſt gefallen, der im Walde Varus ſchlug:
Ich will eine and're bauen, dieſe war mir nicht genug!“

Frohmuth.

Biographiſche Denkmale.

VIII. Joſeph Ritter von Stürzer.

Wohl war es ein trefflicher Menſch und ein höchſt verdienſtvoller Staatsmann, deſſen Tod am 18. Sept. d. J. zu München plötzlich erfolgte.

Mögen ſeine Freunde, ſeine zahlreichen Verehrer, beſonders ſeine vielen dankbaren Zuhörer, und ſeine würdigen Hinterbliebenen in der gegenwärtigen kurzen Darſtellung ſeiner wichtigſten Lebensverhältniſſe, das Beſtreben nicht mißkennen, die Grundzüge eines Ehrendenkmals zu liefern, deſſen Ausführung einer geſchickteren Feder überlaſſen bleibt.

Joſeph von Stürzer, der Sohn eines Lebzelters (Lebküchners) zu Hemau im ehemaligen Fürſtenthum Neuburg, wurde daſelbſt am 18. Auguſt 1776 geboren. Er machte ſeine Schul- und Gymnaſialſtudien zu Regensburg, und wurde, dem geiſtlichen Stande beſtimmt, Singknabe in der Benediktinerabtei Prifling an der Donau, kam dann auf die hohe Schule nach Ingolſtadt, und zwar in das Georgianiſche Seminarium. Er verließ jedoch dieſes und das theologiſche Studium und wandte ſich zur Jurisprudenz, wofür ihn ſein unermüdeter Fleiß, ſeine Bemühung, im Wiſſen immer fortzuſchreiten, und ſein heller Blick, ſeine treffliche praktiſche Beurtheilungsgabe, das ſogenannte judicium practicum ganz vorzüglich qualifizirten. So vollendete er nun in ſeinem 22. Jahre die juridiſchen Studien und nahm dreimonatliche Praxis bei dem kurbayeriſchen Landgericht Stadtamhof, deſſen Vorſtände damals auch die Weichſiſche Hofmarkts-Adminiſtration und die oberpfälziſchen Richter-, Kaſten- und Forſtämter Salern und Zeitlarn unter ſich hatten. Es iſt für dieſe Beamten ſelbſt ein rühmliches Zeugniß, und ein Beweis der Sorgfalt, die man damals auf Bildung der Practikanten verwendete, daß in dem von ihnen im Aug. 1799 ausgeſtellten Zeugniß unter andern vorkommt: „der J. U. L. Stürzer habe nicht nur den Amtsverrichtungen ſehr aufmerkſam beigewohnt, ſondern auch auf die an ihn geſtellte Fragen eine außerordentliche Fähigkeit und vorzüglich gutes Indicium in der

Digitized by Google

Beurtheilung der verhandelten Rechtsgegenſtände, auch in Leſung der Gerichtsacte und Protokolle einen ausnehmenden Fleiß gezeigt, dann verſchiedene ſchriftliche Aufſätze zur vollkommenſten Zufriedenheit verfaßt.“

Er fand daher baldige Anſtellung unter der neuen Regierung. Ein Dekret der kurfürſtl. Univerſitätscuratel d.d. München den 5. Dez. 1799 ertheilte ihm die Erlaubniß als Privatdocent Vorleſungen zu halten, wofür ihm zwar kein Gehalt zugeſichert wohl zu erkennen gegeben wurde, er werde des in ſeine Kenntniſſe und ſeinen Vervollkommnungs-Eifer geſetzten Zutrauens ſich würdig bezeugen, und wobei zugleich die Univerſität den Auftrag erhielt, ihm den Doctorgrad frei zu ertheilen. Ein weiteres Dekret vom 5. Mai 1800 übertrug ihm in Folge höchſteigenhändigen Placet des Kurfürſten, die Repetitor-Stelle der albertiniſchen Stipendiaten mit dem damit verbundenen Gehalt. Im folgenden Jahre erſchien ſein erſter ſchriftſtelleriſcher, und zwar politiſch juridiſcher Verſuch: Ueber die Rückſichten, die ein Geſetzgeber bei Verfaſſung eines neuen Strafcodex zu nehmen hat. Ein höchſtes Dekret vom 29. Okt. 1802 ernannte ihn zum außerordentlichen Profeſſor, und er eröffnete am 7. Dez. deſſelben Jahres ſeine erſte öffentliche Vorleſung mit einer Rede, welche er 1803 in der Geſtalt einer förmlichen Abhandlung über den Zuſtand des Criminal-Weſens in Deutſchland am Anfange des 19. Jahrhunderts herausgab. Beide Schriften ſind mit vielen Beifall aufgenommen worden.

Inzwiſchen hatte Bayern die Provinz Bamberg erworben, und ein kurf. Dekret vom 6. Febr. 1804 ernannte ihn zum dortigen Hofgerichtsrath. Er zeichnete ſich dort, nach dem Inhalt eines ihm gegebenen Präſidialzeugniſſes, und nach dem Wiſſen noch lebender Collegen, „durch Geſchicklichkeit und raſtloſe Thätigkeit, durch die einem Geſchäftsmann ſo nöthige Verträglichkeit und durch den humanſten Charakter aus; leiſtete auch im adminiſtrativen Fach, als Mitglied der ſtädtiſchen Einquartierungscommiſſion 1806, außerordentliche, wohl anerkannte Dienſte und wurde ſchon am 24. April 1807 zum Rath der dortigen oberſten Juſtizſtelle ernannt. Als gegen Ende des nächſten Jahres die drei oberſten Juſtizſtellen von Bayern, Schwaben und Franken in dem Oberappellationsgericht zu München ihre Vereinigung fanden, erhielt er durch Reſcript vom 29. Sept. 1808 daſelbſt die 28. Stelle. Das ganz beſonders in ihn geſetzte Vertrauen bewährte ſich bei Konſtituirung der zu Prüfung des Entwurfs des revidirten Judiciarcodex aus 6 Oberappellationsräthen und dem Direktor van der Beken unter dem Vorſitz eines Präſidenten gebildeten Commiſſion. Ein Reſcript vom 20. Nov. 1812 benannte ihn zum Mitglied derſelben. Nach den Territorialveränderungen 1816 würde er bereits in die 15. Stelle des Oberappellationsgerichts vorgerückt ſeyn, hätte nicht der Wunſch eines andern nach dem abgetretenen Tyrol beſtimmten verdienten Rathes, in Bayern zu bleiben, deſſen Wiederaufnahme in das höchſte Tribunal nöthig gemacht. Deshalb bekam Stürzer nur die 16. Stelle, wohl aber zum Beweiſe des Anerkenntniſſes ſeiner Verdienſte die höhere mit der 15. Stelle verbunden geweſene Beſoldung, was ſogar nur dadurch erwirkt werden konnte, daß eine Aſſeſſorſtelle bei dem Stadtgerichte Erlangen einſtweilen unbeſetzt blieb. Am 28. April 1817 wurde ihm das ſchwierige Referat über die Abfaſſung der Jahresberichte, die Strafrechtspflege betreffend, und 1819 die Viſitation des Appellationsgerichts für den Oberdonaukreis übertragen, welches mühevolle und ſehr verwickelte Geſchäft er zur vollkommenen Zufriedenheit der committenden Stelle (nach einem Belobungsdekret vom 22. Okt. gen. J.) vollzog.

Neue Verdienſte ſich zu erwerben, gab ihm die allerhöchſt angeordnete Reviſion der Civilgerichts-Ordnung nach v. Gönners Entwurf von 1815 Gelegenheit. Ein Reſcript vom 6. April 1821 beſtimmte ihn primo loco, dann den Appellations-Rath Allweyer, nachherigen Kreis- und jetzigen Appellationsgerichts-Direktor, den Grafen Auguſt von Rechberg, jetzigen Generalkommiſſär und den als Schriftſteller bekannten Landrichter Puchta in Erlangen zu Mitgliedern der desfallſigen Kommiſſion. Die veränderten Dienſtverhältniſſe des zweiten und dritten und die allerhöchſte Abſicht, das Geſchäft zu erleichtern, veranlaßte eine andere Zuſammenſetzung jener Kommiſſion, die nunmehr, nach Reſcript vom 25. März 1823, aus dem Miniſterialrath, jetzigen Präſidenten v. Schmidtlein, unſerm Stürzer, dem Kreis-Ger.-Direktor, nachherigen General-Staats-Prokurator und zuletzt Appellationsgerichts-Präſidenten Frhrn. v. Wölderndorf, dem Landrichter Häcker (jetzt Miniſterialrath), Puchta und v. Menz (jetzt Polizei-Direktor), dann dem Advokaten Dr. Miller beſtand.

Am 7. Mai 1825 empfing v. Stürzer aus den Händen des verewigten Juſtizminiſters Frhrn. v. Zentner das Ritterkreuz des Civilverdienſtordens der bayeriſchen Krone, welches ihm König Max in Anerkennung ſeiner auch bei dieſem neuen hochwichtigen Geſchäfte erworbenen Verdienſte am 29. April deſſ. J. verliehen hatte. Seine Beſcheidenheit erlaubte ihm jedoch nicht, die dadurch erworbene Ritterwürde durch Immatrikulation förmlich zu erwerben; er begnügte ſich blos, ſeinen Unterſchriften das Adelsprädikat beizuſetzen, und nicht einmal eine ſogenannte Ausſchreibung des Ordens iſt in den Regierungsblättern zu finden, jedoch führt das neueſte Staatshandbuch ihn unter den Rittern des Civilverdienſtordens auf.

Schon das nächſte Jahr eröffnete dem jetzt zu früh Entſchlaſenen einen neuen, ausgezeichneten Wirkungskreis; denn die allerhöchſte Verordnung vom 3. Okt. 1826 benannte unter den inländiſchen Gelehrten, welche den von König Ludwig erhaltenen Aufforderungen gemäß, Vorleſungen über einzelne wiſſenſchaftliche Zweige an der Univerſität eröffnen würden, gleich nach dem berühmten v. Gönner — für Prozeß und Praktikum auch den Ober-Appellationsgerichts-Rath Dr. Joſeph von Stürzer. (Schluß folgt.)

Die Schickſale eines Thalers.

Von Carl Weichſelbaumer.

In einem benachbarten Städtchen hatten die Flammen verheerend gewüthet; ohne Obdach, ohne Nahrung, faſt ohne Kleider zogen viele der verunglückten Bewohner herum und nahmen die Wohlthätigkeit gut- und hartherziger Menſchen in Anſpruch. Einer derſelben kam auch in mein Haus. Der Bediente zeigte mir deſſen Bitte, aber nicht mit dem Tone der Rührung an, er hatte manche Zweifel über die Wahrheit der Angabe und verzog ſeine Mienen in's Saure, als er mich einen Thaler ergreifen ſah. Joſeph, fragte ich, was ſoll dieſes bittere Geſicht? Er meinte, es ſtecke ſich manches ſchlechte Geſindel unter die Sammler, was den wahren Armen die Wohlthaten entzöge, auch gebe es ja manchen Bedürftigen in der Stadt, ſelbſt unter den Nachbarn, der einer milden Berückſichtigung eben ſo ſehr benöthigt wäre. — Joſeph, ſagte ich, fragt denn der gütige Himmel, ob ein Frommer oder Schlimmer die Frucht des Baumes pflückt, wählt er die Theilnehmer ſeiner Segnungen ängſtlich aus, lenkt er die labende Quelle von dem Hauſe des Böſewichts zurück. Wer ſo ängſtlich wählt, guter Freund, ſucht nur einen Vorwand,

Digitized by Google

eine Unbarmherzigkeit zu entſchuldigen. So lange ich nicht Gewißheit habe, daß einer ein Schurke iſt, mag ich ihn gerne für redlich mitlaufen laſſen. Wenn Gott, deſſen ewiges Gedächtniß nichts verliert, alſo mit uns rechten wollte, wer würde dereinſt das Geſchenk ſeiner Gnade erlangen? Doch höre einmal, wen kennſt du, der ſo arm wäre, wie dieſe Elenden, die kein Dach haben, welches ſie vor Sturm und Regen ſchützet, keinen Winkel, wo ſie ungeſtört weinen, kein Stroh, auf dem ſie ſchlafen können? — Ich habe eine arme Baſe ſtotterte der Bediente. — Nun, verbrannte dieſer Baſe ihre Hütte, irrt ſie unter freiem Himmel umher, iſt ſie etwa krüppelhaft? — Er ſtierte mich betroffen an. — Joſeph, fuhr ich fort, ſeine Baſe ſoll allerdings einmal bekommen, aber hör' er, unterſchieben muß er ſie mir nicht wollen. — Ich wollte den Unglücklichen ſelbſt ſehen und begab mich in den Vorplatz. Da ſtand ein ſchöner Greis mit Locken, weiß wie Bergflachs, zwei liebliche Knaben an beiden Händen. Ein Theil dieſes ehrwürdigen Haares war verſengt, die Kleider übel zugerichtet und die Thränen eines ſchamhaften Schmerzes, welche ſich kaum aus ſeinen Augen wagten, galten mir für die beſten Zeugniſſe. Ich drückte dem Manne den Thaler in die Hand und befahl den Kleinen Erfriſchungen zu reichen; aber wie ſehr erſtaunte ich, als der Thaler ſogleich von der Hand des Greiſes verſchwand, obwohl derſelbe nicht die geringſte Bewegung gemacht hatte. Dem verlegenen Alten ſtieg die Röthe in das bleiche Angeſicht, er blickte mich furchtſam und ſcheu an, ſuchte auf dem Boden umher, ſchüttelte ohne ein Wort zu ſagen an ſeinen Kleidern und ich erkannte, daß er mich eines grauſamen Scherzes, wie ich ihn eines unbegreiflich kecken Taſchenſpielerſtückes anklagte. Holen Sie nur einen andern Thaler, rief es aus dem Zimmer. Ich weiß ſelbſt nicht, warum ich einen andern Thaler hervorzog, ihn raſch übergab und zu meinem Schreibtiſch eilte, wo mir der verſchwundene ſogleich in's Auge fiel. Haben Sie Sich überzeugt, ſagte die Stimme, daß dieſes Geldſtück wirklich das vermißte iſt? Allerdings, antwortete ich voll Erſtaunen und erblickte zugleich einen Mann in der Kleidung des vorigen Jahrhunderts vor mir. — Joſeph! rief ich beſtürzt und trat an die Thüre. — Beruhigen Sie Sich, ſagte der Mann und lächelte freundlich, Ihren Joſeph haben Sie nicht nöthig und wenn er auch käme, könnte er mir doch nichts anhaben, denn noch beſchützen mich die ernſten Geiſter, welche mich in den Thaler verwandelten, der, wie Sie nun gewahren, abermals verſchwunden iſt. Wenn ich auch näher trat, konnte ich doch alles unheimliche Gefühl nicht überwinden, ich hoffte noch immer, ich ſollte aus dieſem unheimlichen Traum erwachen und ſchlug mit den Armen umher; um ſeiner los zu werden und mich behaglich im Bette aufzurichten. Sie träumen keineswegs, fuhr der fatale Unbekannte im grauen abgetragenen Frack und der dunkelbraunen Perücke mit geſteiften Locken fort, Sie träumen keineswegs, haben Sie die Güte, neben mir Platz zu nehmen und meine Geſchichte anzuhören.

Ich that nicht ohne ein innerliches Grauen ſeinen Willen. Der Mann ſtrich ſeine Perücke und die Aermel, als wenn er deren Zuſtand prüfen wollte und fragte: Können Sie nicht errathen, mit welchem Grunde ich eine ſo klägliche Verwandlung erleiden mußte? — Ich gab ihm zu verſtehen, er möge vielleicht in jugendlicher Lebhaftigkeit den raſchen Umlauf des Geldes etwas zu ſehr befördert haben, und ſuchte, um den unheimlichen Gaſt nicht zu reizen, in dieſe Leidenſchaft etwas Großartiges, Kosmopolitiſches, Philanthropiſches zu legen. — Ei, fiel er unwillig ein, ſehen Sie mich nur recht an, ich merke wohl, daß Sie mir Schonung angedeihen laſſen wollen, indem Sie mich unter die Verſchwender zählen, welche allezeit mehr Reſpect als die Geizigen in der Welt genießen. — Ich machte eine Verbeugung, die eine gewiſſe Entſchuldigung, Verbindlichkeit, oder weiß der liebe Himmel was, andeuten ſollte, aber ſie muß ziemlich linkiſch ſich ausgenommen haben, denn der Graue lächelte darüber und fuhr um meiner Verlegenheit höflich ein Ende zu machen weiter: Scheuen Sie Sich nicht, in mir einen ehemaligen Geizhals zu erkennen, der das Geld um des Geldeswillen liebte und ſich tagelang mit ſeinen Schätzen einſchloß, um ſich an deren Klang und Glanz zu ergötzen. — Ich wollte nicht ganz ſtupid erſcheinen und fragte ihn alſo, was denn das Geld an und für ſich für einen Genuß gewähren könne, ich finde es lediglich nur als Mittel ſchätzbar. Gut geſprochen, ſagte der Graue, ich nenne es ein erbärmliches Vorurtheil, daß der Geizige in die Metallblättchen verliebt ſey, auch ihm iſt es nur als Mittel ſchön und es gibt gewiß keinen Genius, welcher die Phantaſie ſo entflammen und alle Güter der Erde ſo reizend vor die Sinne ſtellen könnte, als gerade eine Kiſte voll Gold und Silber. Glauben Sie ja nicht, daß der Geizige nicht auf Genüße dächte, im Gegentheile, er häufet eben ſeine Schätze auf, um ſolche möglich zu machen, und kann ſich nur zu keiner Wahl entſchließen, ſobald die Möglichkeit vor ihm liegt, auf die mannigfaltigſte Weiſe glücklich zu werden. Die Leute glauben, der Geizige liebe die armſelige Münze, während er nur die Freuden und Koſtbarkeiten liebt, welche ſie ihm repräſentirt. Ich habe ſehr klein angefangen und die Urſache meiner Sparſamkeit war nicht mehr und nicht weniger als eine — Maus. Ja, lachen Sie nur. — Als dürftiger Candidat wohnte ich in einer ärmlichen Dachſtube, und war gewohnt, die wenigen Groſchen, welche ich mit der Feder erwarb, Tag für Tag zu verzehren. Ich könnte nicht ſagen, daß mir meine Armuth beſonders drückend geweſen wäre, ich kannte wenige Genüſſe, wenige Wünſche und empfand den erſten Verdruß über mein elendes Local, als ſich unter dem Fußboden eine Maus etablirt hatte und das Ding nun durch die ganze Nacht nagte, trippelte, ziſchte, zuletzt gar über meine Naſe ſprang und mir die Talglichter verſchleppte. Ich bot all mein menſchliches Anſehen gegen das verwünſchte, unvernünftige Vieh auf, polterte, fluchte, warf mit dem Stiefelknecht, alles umſonſt, ſie gewöhnte ſich an den Lärm, wie eine Polizeiperſon und dachte, wer im Beſitz iſt, der iſt im Rechte. Als ſie endlich die Frechheit hatte, mir bei einem Documente, das ich copiren ſollte, das wächſerne Siegel aus der Capſel zu freſſen, da riß meine Geduld und mein dringendſter und einziger materieller Wunſch war — eine Mausfalle. Ich brach mir alſo an meiner ſpärlichen Mahlzeit ab, ich malte mir die Freude, die kleine Friedensſtörerin zu fangen und meine Selbſtherrlichkeit wieder herzuſtellen, ſo lebhaft aus, daß mir meine Sparſamkeit gar nicht läſtig fiel und in wenigen Tagen die Koſten zu meiner Kriegsmaſchine blank in meiner Hand lagen; es waren fünf ſchöne neue Groſchen. Schon befand ich mich auf dem Wege, die Falle zu holen, da dachte ich: Thor, iſt es nicht klüger, ganz aus dem fatalen Rattenloch wegzuziehen? In einigen Monaten konnte ſich meine Baarſchaft ſo weit erheben, daß es möglich war, dem Hausherrn das rückſtändige Miethgeld zu zahlen und dann ſtanden ja ſo viele Dachſtuben in der Stadt feil, die mehr Bequemlichkeit darbieten und worin ich mein Hausrecht nicht mit den Mäuſen theilen durfte. Und obendrein, was machte ich mit dem unnützen Hausrath, wenn mein Feind gefangen war!

Digitized by Google

Ich beſchloß, mein Geld zum Wechſel der Wohnung zuſammenzuhalten, und empfand einige Schadenfreude gegen die Maus, weil ich ſie gleichſam überliſtet hatte. Der Betrag der Miethe ſammelte ſich in kurzer Zeit, ich ſtand ſchon an der Zimmerthür meines Hausvaters und krümmte den Finger zum Anpochen. Sieh, da hatte ich die beiden Thaler vergeſſen, eilte in mein Stübchen zurück, betrachtete noch einmal meinen Reichthum und dachte dabei: Die Scylla vermeideſt Du, aber ſpringſt du nicht in die Charybdis? Dachſtube iſt Dachſtube, hier ſtört dich eine Maus dort vielleicht eine Ratte, hier ſitzeſt Du im Trocknen, dort regnet es vielleicht durch das zerbrochene Dach, hier haſt du friedferlige Hausleute, dort bellt dir vielleicht ein Drache entgegen. Bleibe da, bis du im Stande biſt, ein anſtändiges bequemes Zimmer zu beziehen. Gedacht, gethan, ich zahlte meinen Ausſtand und behielt noch einen Ueberſchuß im Pulte. — Meine artige Handſchrift, Uebung im Rechnungsweſen und ein leidliches Concept verſchafften mir bald ein kleines Unterkommen und da ich fleißig war, durfte ich auf Berückſichtigung hoffen. Genie wird ſelten geachtet, gewöhnlich von der neidiſchen Mittelmäßigkeit, die ſich ungern beſchämt ſieht, verfolgt und unterdrückt, eiſerner Fleiß hingegen gewinnt allenthalben Gönner. Und warum ſollte ich nicht den größten Theil meines Lebens am Pulte zubringen? Das Lokal war geräumig, geſund, angenehm gelegen, im Sommer kühl, im Winter warm, ich arbeitete gemächlich, das ermüdete nicht, war Alles fort, ſo ſchlich ich in das Zimmer meines Prinzipals und ſchlummerte auf dem Divan, der war weicher als mein Bette. Jetzt wuchs bei unveränderter Lebensart meine Erſparniß mit jedem Monat, ich dachte ernſtlich an meines Planes Ausführung, beſah endlich in allen Straſſen Zimmer, ſtieg hundert Treppen, kam aber dennoch zu keinem Entſchluſſe, weil ich nun einmal bequem, heiter, gut eingerichtet wohnen wollte und an allen Stuben etwas auszuſetzen blieb; auch ärgerten mich die vielen Bedingungen, welche dort und da geſetzt wurden, ich hatte mich daran gewöhnt, in meinem Dachkämmerlein nach Luſt zu ſchalten, ſollte mir aber jetzt verſchiedene Beſchränkungen gefallen laſſen, um mit meinen Hausfrauen nicht über einen Klex auf dem polirten Tiſche, einen Riß in den Vorhängen, einen neuen Nagel in der Wand oder einen zerbrochenen Stuhlfuß in Colliſionen zu kommen, denn es war gerade meine ſchwache Seite, mit der Tinte unvorſichtig umzugehen, das Leinenzeug unzärtlich zu behandeln und bei Meditationen mich auf den Stühlen zu wiegen, was freilich bei meinem hölzernen Seſſel mit groben, ausgekrätſchten Beſenſtielfüßen nicht viel ſchaden konnte. Nein, dachte ich, als ich nach Hauſe ging, wenn auf jedem Möbel eine andere Servitut liegt und ich das Gerumpel wie neugeborne Kinder behandeln ſoll, ſo will ich lieber zuwarten, bis ich mir eigenen Hausrath anſchaffen kann, derſelbe wird dann nicht nur vollkommen mit meinem Geſchenk harmoniren, ſondern auch genau zu dem Local ſtehen. Ziemlich erſchöpft kam ich nach Hauſe und, gleich wie bei einer raſchen und ungewohnten Reiſe das unbehagliche Gefühl der Heimathloſigkeit entſpringt, die Erſcheinung neuer Gegenſtände verdunkelt und die Sehnſucht nach dem alten Herde erweckt, ſo ging auch mein Mißbehagen nach dem vielen Umherlaufen im einſamen Zimmer in die freundliche Empfindung der Zufriedenheit über. Wir ſchätzen die Dinge größtentheils nach der Stimmung, welche ſie uns einflößen und da mich Müden die Stille und Ruhe ungemein erquickte, ſo entdeckte ich an meiner dürftigen Wohnung manchen Vortheil. Ich lebte hier ſo ruhig, ungeſtört, friedlich, der Straßenlärm, das Getümmel der Menſchen, das Raſſeln der Kutſchen, das Geſchrei der Ausrufer drang nicht in meinen Olympus herauf, ich konnte mich ohne irgend eine Störung meinen Gedanken überlaſſen und ſelbſt den Bettlern war es in der Regel zu hoch nach meinem Gemache. Ich warf mich auf das Bett, die vielen Stunden der Freude und des Leids im Stübchen gingen behaglich an mir vorüber, ich empfand, daß mein Geiſt zum Theil an dieſem Neſt feſtſäße, wie die Auſter an der Schale und auch das Dürftige einen reichen Erſatz fordere, ſobald es das Gewohnte geworden iſt. Unter verſchiedenen Träumen über meine zukünftigen Einrichtungen ſchlief ich ein; als ich erwachte, glänzte mir eine wunderſchöne Papiertapete entgegen und ich meinte ſchon, mein Wunſch ſey in Erfüllung gegangen, aber es war die Abendröthe, welche die kahlen Wände mit ihrer ſchimmernden Farbe überzog und noch lange in meiner elenden Kammer verweilte, während ſchon manche Bel-Etage in dunkle Nacht verſunken war. Aber wie ſteht es denn mit der Mausfalle? ſcheinen Sie zu fragen. Allerdings hatte ich Geld genug, um alle Fallen der ganzen Stadt zuſammenzukaufen, aber warum ſollte ich nun ſo grauſam ſeyn, das arme Geſchöpf zu ſtören, welches mich zu meinem kleinen Reichthum gebracht hatte, täglich daran erinnerte, durch meine Sparſamkeit der Ausführung meines Vorſatzes näher zu rücken, und gewiß eher eine Bildſäule, als den Tod verdiente.

(Fortſetzung folgt.)

Reiſe durch das mittägliche Frankreich im Jahre 1836.

(Fortſetzung.)

Aufenthalt in Marſeille.

Endlich am Morgen des ſiebenten Tages kam der längſt erſehnte Augenblick, da wir aus der Gefangenſchaft erlöſet wurden. Halb ſechs Uhr erſchien ein Beamter der Geſundheitspolizei am Bord unſerer Juſtine und ließ die geſammte Mannſchaft die Revue paſſiren; auf ſeine Anordnung wurden wir mit Chlor nochmals tüchtig durchräuchert. Nachdem er ſeinen Kaffee in unſerer Geſellſchaft getrunken, erklärte er, daß wir den Eintritt in den Hafen hätten. Jetzt beſtiegen wir eine bereitliegende Barke, ſchifften unſere Effekten ein, und fuhren zur Douanenwache. Ein glücklicher Zufall wollte, daß einer der dort wachthabenden Douaniers ein geborner Hannoveraner war; er redete uns deutſch an, und begrüßte meine Reiſegefährten, die er ſogleich an ihrer Ausſprache als ſeine Landsleute erkannte auf das herzlichſte und bald waren ſie im eifrigſten Geſpräch über ihr Vaterland begriffen, während dem ich dem die Wache commandirenden Sergeanten und den übrigen ſich um mich her drängenden Douaniers das Neueſte von Algier mittheilen mußte. Eine heitere Unterhaltung belebte in Kurzem das Wachtzimmer und der eigentliche Zweck unſerer Anweſenheit, die Viſitation, trat dabei ganz natürlich in den Hintergrund; denn die höflichen Herrn von der Douane begnügten ſich damit, während des Geſpreches einen Blick in die geöffneten Koffer zu werfen, und erklärten hiermit das für die Reiſenden ſo unangenehme Geſchäft für abgemacht.

Wir begaben uns hierauf in das hôtel des Ambassadeurs, wo wir bei unſerem erſten Aufenthalt abgeſtiegen waren, fanden die in Verwahrung gegebenen Sachen vor, und freuten uns

Google

nach langer Entbehrung aller der Bequemlichkeiten, die uns in dieſem vorzüglichen Gaſthofe geboten wurden.

Drückende Hitze hielt uns nicht ab, die Stadt oft nach allen Richtungen hin zu durchſtreifen. Die Altſtadt unterſcheidet ſich, wie ich ſchon oben erwähnt habe, weſentlich von der Neuſtadt; in der letzten trifft man faſt nur ſchöne Häuſer. Hier iſt im Bau begriffen das Longchamps, eine großartige Anlage, welche in allen Theilen an Paris erinnert. Wenn die vielen projektirten Baue ausgeführt, und wird in dem begonnenen Bauſtil fortgefahren, ſo wird Longchamps zu den ſchönſten Neuſtädten Europa's gehören. Es iſt eigentlich eine Verlängerung der großen, mit ſchattenreichen Bäumen verſehenen Promenade, wo ſich täglich die ſchöne Welt von Marſeille, wie die Pariſer auf ihren Boulevards einzufinden und die Kühlung zu genießen pflegt. Am Ende von Longchamps befindet ſich eine Terraſſe, von welcher man einen großen Theil der Stadt und des Hafens überſieht. Eine breite ſteinerne Treppe, ganz derjenigen ähnlich, welche auf die Brühliſche Terraſſe in Dresden führt, dient zur Bequemlichkeit der Aufſteigenden.

Zu den größten Gebäuden der Altſtadt gehört das Stadthaus am alten Kai, mit ſeiner ſtolzen Inſchrift: Romae soror, Carthaginis terror, Athenarum aemula; ferner die Börſe; die Kathedrale, die älteſte Kirche in Frankreich, welche auf den Ruinen eines Dianentempels gebaut iſt; dann das Theater und das Muſeum. Wir beſuchten das Theater, welches obgleich in altem Stile gebaut, doch zu den ſchönen Bauwerken Frankreichs zu rechnen iſt, mehrere Male; aber Spiel und Muſik befriedigten uns eben ſo wenig, als das Ballet. Im Muſeum war eben eine Ausſtellung von Gemälden und andern Kunſterzeugniſſen; wir fanden die Ausſtelluug weit unter der Erwartung und ſtimmten darin überein, daß manche um das zehnfache kleinere Stadt in unſerem Vaterlande mehrere und kunſtreichere Gegenſtände bei ihren Ausſtellungen aufzuweiſen pflege. Der Hauptgrund der Dürftigkeit der Marſeiller Ausſtellung liegt aber nicht in dem Mangel an Induſtrie der Stadt, auch nicht an dem Mangel an Eifer ihrer Bewohner für die Ausſtellung, ſondern in dem höchſt nachtheiligen Centraliſationsſyſtem der Franzoſen. Alles was irgend in einem Fache für ausgezeichnet gilt, wird nach Paris geſchickt, weil man ſicher iſt, dergleichen Gegenſtände hier verkaufen zu können, und mehr Beachtung und Bewunderung für dieſelben zu erhalten. So drängt ſich in Paris alles Bedeutende zuſammen, gleichſam der Gub der Leiſtungen in den Provinzen; für die Departementalſtädte bleibt aber nichts werthvolles übrig. So geht es auch mit den wiſſenſchaftlichen Sammlungen und Inſtituten. In Paris ſind die größten Bibliotheken, Gemälde-Gallerien, Kunſtſammlungen, Unterrichtsanſtalten u. ſ. w. Indem aber alles in der Hauptſtadt ſich vereinigt, gelangen der Strahlen nur wenige in die entfernten Städte. Anders iſt es in Deutſchland. Bei uns iſt des Merkwürdigen und Seltenen gar vieles in einzelnen Städten zerſtreut; jede kleine Reſidenz, jede Univerſitätsſtadt nimmt von dem aufgeſpeicherten Vorrath einen Theil für ſich in Anſpruch. Wären die Kunſtgegenſtände Deutſchlands au einem Orte vereinigt, ſo würden ſie alles, was Paris aufzuweiſen hat, bei weitem übertreffen. Aber durch größere Verbreitung und Vereinzelnung alles deſſen, was Cultur fördert, iſt dieſe mehr Gemeingut des Volkes geworden, als in Frankreich, und wenn die Zerſtückelung Deutſchlands Größe geſchadet hat, ſo hat ſie dem geiſtigen Fortſchreiten unendlich Nutzen gebracht.

Den höchſten Theil der Stadt nimmt das auf einem Kalkfelſen liegende Fort Notre dame de la garde ein. Außer dem Fort ſteht hier auch eine Kirche, in welcher die Schutzpatronin aller Seefahrer thront. Nicht leicht verläßt ein Schiffer, der der katholiſchen Kirche zugethan iſt, Marſeille, oder kehrt dahin zurück, ohne hier ein Gelübde abzulegen, oder ſeinen Dank darzubringen. Daher ſieht man an den Wänden der Kirche, in welcher ein Marienbild vor maſſivem Silber ſich befindet, eine Menge Gemälde und Votivtafeln aufgehängt, welche die oft wunderbare Rettung aus einem Schiffbruch oder von einer Krankheit darſtellen. Gläubige Seelen finden ſich genug, die dergleichen mit Staunen und Bewunderung begaffen. Wir ergötzten uns mehr an der herrlichen Ausſicht, welche das etwas mühſante Erſteigen des Berges vielfältig beiohnt. Man überſieht von hier aus die Stadt mit ihren Häuſern und Palläſten, und den Hafen mit ſeinen unzähligen Schiffen. Einen, dem Nordländer ungewohnten Anblick gewähren die vielen platten Dächer, welche mit eiſernen Geländern eingefaßt und mit Orangenbäumen beſetzt ſind. Auch ſonſt fehlt das Grün inmitten der vielen Häuſer nicht; denn in mehreren Straßen ſind Bäume, namentlich iſt die le Cour-Straße, welche über eine Stunde lang iſt, und die Altſtadt mit der Neuſtadt verbindet mit doppelten Reihen von Lindenbäumen beſetzt. Weiterhin ſieht man auf den die Stadt umgebenden Anhöhen eine große Menge von Landhäuſern, Baſtiden genannt; ſie ſind alle blendend weiß angeſtrichen und liegen maleriſch zwiſchen Oliven- und Mandelpflanzungen. Ihre Zahl ſoll über 5000 betragen. Denn weil der Aufenthalt in der Stadt in vieler Rückſicht unangenehm iſt, wohnen alle diejenigen, deren Vermögensumſtände es erlauben, in der ſchönen Jahreszeit auf dem Lande, beſuchen nur zu den Geſchäftsſtunden die Stadt und kehren des Nachmittags auf ihren Landſitz zurück. Dieſe Sommerwohnungen ſind um ſo reizender, als es gerade ein Vorzug von Marſeille iſt, daß die Umgegend zu einer Zeit, da anderwärts die Felder faſt verſengt ſind, ein ziemlich friſches Grün darbietet. Die Dünſte, welche aus dem nahen Meere aufſteigen und in der Nacht als Thau auf die Pflanzen ſich niederlaſſen, mögen viel zur Erhaltung der Vegetation beitragen. — Auf der andern Seite breitet ſich die unermeßliche Meeresfläche aus, und auch diaſe hat hier nichts einförmiges. Im Vordergrunde ſieht man die Inſeln II. Ratatonneau und Pomègues, jede mit einem Forſt verſehen; im Hintergrunde Schiffe mit vollen Segeln, die vielleicht aus einem entfernten Welttheil kommen und deren Mannſchaft mit Sehnſucht dem lang entbehrten Vaterland entgegeneilt.

Doch kehren wir auf unſern Standpunkt zurück. In ganz alten Zeiten ſoll ein Orangenhain auf den Felſen geweſen ſeyn; dieß iſt auch möglich, weil hier wie auf andern Bergen in der Provence, der Regen die fruchtbare Erde oft wegſchwemmt; jetzt iſt aber der Felſen ganz kahl. An dieſer Stelle hat man ein recht auffallendes Beiſpiel von dem verſchiedenen Werth, den Grund und Boden, je nach der Wichtigkeit der Lage hat. Während der Boden auf der Spitze des Felſens nichts gilt, hat er am Fuße einen unerhörten Preis. Man erzählte mir, daß man eben damit beſchäftigt ſey, ein Stück Felſen am Fuße des Berges abzuſprengen, um einen neuen Bauplatz zu gewinnen, und daß dieſer allein, wenn er hergeſtellt iſt, gegen 60,000 Franken zu ſtehen kommen. So ſehr fehlt es hier in der Nähe des Hafens an geeigneten Bauplätzen! Der Preis der Häuſer, die für den Handel gelegen ſind, iſt außerordentlich hoch.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Bilder aus München.

II. Die Kirchen in München.

Die älteſte iſt die St. Peters (Pfarr) kirche. Sie hatte früher 2 Spitzthürme, im J. 1607 im Juli brannten ſie durch einen Wetterſchlag ab. Der jetzige eine Thurm hat einen begitterten Gang, ehe die Spitze anfängt, von welchem aus man eine ſehr ſchöne Ausſicht genießt.

Die Pfarrkirche unſerer L. Frau wurde bei Erweiterung der Stadt am Ende des 15. Jahrhunderts erbaut. Sie beſteht aus gebackenen Sandſteinen, iſt 336 Schuh lang; eben ſo hoch ſind die beiden viereckigen Kuppelthürme. Im Umkreiſe des Schiffes ſind 24 Kapellen; und große Thore führen in das Innere, das durch 30 Fenſter erhellt wird, deren jedes gegen 70′ Höhe hat. Sie ſind zum Theil mit Glasmalereien geſchmückt. In dieſer Kirche iſt die erſte Begräbnißſtätte der Wittelsbacher in München; Kaiſer Ludwig der Bayer wurde hier begraben und ihm von dem Herzoge Maximilian ein ſchönes Grabmal von Erz errichtet. Das Gemälde des Hauptaltars: die Himmelfahrt Mariens iſt von Candid auf Holz gemalt; die Kanzel iſt ein Werk des Roman Boos, des geſchätzten Bildhauers. Ihr gegenüber hängt eine türkiſche Fahne, welche Maximilian Emanuel im Kriege gegen die Türken im J. 1688 bei der Einnahme der Feſtung Weiſſenburg eroberte. In der Kirche ſind mehrere ſehr ſchöne Denkſteine edler Geſchlechter. Bis zum Jahre 1774 war um dieſe Kirche der Kirch- oder Friedhof und dieſer mit einer Mauer umgeben; als er eingehen mußte, wurden die vorzüglichſten Grabſteine in die äußeren Wände der Kirche eingemauert.

Die Hofkirche zum hl. Michael wurde von Wilhelm V. mit großem Aufwande für die Jeſuiten erbaut: der Grundſtein wurde im J. 1583 gelegt und im Jahre 1591 wurde die Kirche feierlich eingeweiht. Sie hat jetzt keinen Thurm, da derſelbe im J. 1590 eingeſtürzt und der neue kaum bis zur gleichen Höhe mit der Kirche geführt wurde. Im Winter wird in einer Seitenkapelle noch die ſogenannte Krippe, Darſtellungen aus dem Leben Jeſu gezeigt, welche die Jeſuiten gründeten. Auf der linken Seite der Kirche iſt das Denkmal des Herzogs Eugen von Leuchtenberg, von Thorwaldſen. Auf einem ohngefähr 6 Fuß hohen vorſpringenden Sockel ſtehen die Figuren vor einem Portal, das eine verjüngte Thüre enthält. In der Mitte vor derſelben iſt die Geſtalt des Herzogs mit offener Bruſt und einem über den Rücken herabfallenden Mantel. Hinter ihm zu ſeinen Füßen der einſt ihm umgebende irdiſche Schmuck: Harniſch, Feldherrenſtab und die eiſerne Krone. Die linke hat er auf das Herz gelegt, in der rechten hält er den Lorberkranz. Zu ſeiner Rechten etwas tiefer iſt die Muſe der Geſchichte, in ihre Tafel die Thaten des Fürſten verzeichnend. Zur Linken des Herzogs die beiden Genien des Lebens und des Todes. Unter den vielen übrigen Kirchen erſcheinen als merkwürdig.

Die Theatinerkirche, nach einem Gelübde der Kurfürſtin Adelhaide (Gemahlin des Kurfürſten Ferdinand Maria) im J. 1663 zu erbauen angefangen nach dem Muſter der St. Peterskirche in Rom, ſie hat eine Länge von 256 Schuh und 126 Breite und bildet ein Kreuz, über deſſen Mitte ſich eine prächtige Kuppel erhebt. Stukaturarbeit iſt in dieſer Kirche verſchwendet; von den Seitenaltären haben manche ſehr ſchöne Bilder. In dieſer Kirche iſt die dritte und jüngſte Begräbnißſtätte der Glieder des Wittelsbachiſchen Geſchlechtes; alle ſeit Ferdinand Maria geſtorbenen fürſtlichen Perſonen ruhen hier, auch der König Maximilian. Sehenswerth iſt das Grabmahl der am 14. Februar 1821 verſtorbenen Prinzeſſin Joſepha Maximiliane Karoline, von Klenze entworfen und von Eberhard in karariſchem Marmor ausgeführt.

An Pracht und Geſchmack übertreffen jene Kirchen, welche jetzt unter den Auſpizien des Königs Ludwig erbaut werden, die älteren weit.

Die Allerheiligen- oder neue Hofkirche, erbaut durch Klenze. Ihre Länge beträgt 145′, die Breite 103, die Höhe gegen 80′. Die Bauart iſt nach dem ausdrücklichen Willen des Königs im byzantiniſchen Style gehalten. Im Inneren ſind Emporkirchen angebracht, welche auf Säulenarkaden ruhen; die Decke beſteht aus Tonnen- und Kuppelgewölben; eine große Niſche, worin der Hochaltar ſteht, ſchließt das Presbyterium ein. Der untere Theil der Kirche iſt mit Marmor bekleidet; der obere: Pfeiler, Wände, Gewölbe und Kuppeln und die Chorniſche ſelbſt mit Fresken geſchmückt nach den Entwürfen des Prof. Heinrich Heß und größtentheils von ihm oder unter ſeiner Leitung ausgeführt. Alle Gemälde ſind auf Goldgrund gemalt und durch reichverzierte Bänder und Inſchriften miteinander verbunden. Das Schiff der Kirche iſt in zwei Kuppeln, jede mit zwei Seitenbogen, getheilt, an welche ſich am Eingange der Muſikchor, im Hintergrunde die Altarniſche anſchließt. Der Muſikchor enthält allegoriſch ſymboliſche Figuren der Künſte und Wiſſenſchaften, die erſte Kuppel enthält Vorſtellungen aus dem alten Teſtamente; die zweite aus dem neuen in wahrhaft epiſcher Folgenreihe. Die Hauptaltarniſche enthält die ſymboliſche Verklärung beider in der perſonifizirten Wirkung der Ausſtrömung des hl. Geiſtes.

Die Ludwigskirche ausgeführt aus Gemeindemitteln der Stadt München nach dem Plane und unter der Leitung Gärtners. Die Breite der Hauptſeite, an welche ſich rechts und links die beiden Thürme ſchließen, welche ſämmtlich aus maſſiven Quadern von weißem Kalkſtein aufgeführt ſind, beträgt 150, die Länge des Schiffes 250, die Höhe eines jeden der Thürme 220 bayer. Schuh. Die Vorderſeite 110 Fuß hoch theilt ſich in drei Theile. Der untere bildet die von Säulen getragene offene Vorhalle, der mittlere enthält fünf koloſſale Statuen von Schwanthaler: Chriſtus, um ihn die vier Evangeliſten in Niſchen; der obere Theil iſt mit einer Roſette geziert. Als Haupt- und Altarbild wird die Kirche ſchmücken das jüngſte Gericht al Fresko von Cornelius.

Die Bonifaciuskirche oder Baſilika nach dem Willen und aus der Privatkaſſa Sr. Maj. des Königs erbaut durch Ziebland. Sie iſt im byzantiniſchen Style gehalten, merkwürdig wegen ihrer Abtheilung in fünf Schiffe welche durch 66 Säulen, jede aus einem Stücke mit ſehr ſchönen Kapitale gebildet werden. Die Decke und die ganze Dachkonſtruktion wird ſichtbar, doch ſehr verziert und harmoniſch mit den goldenen Wänden, welche von Heinrich Heß mit Fresken geſchmückt werden.

Die neue Pfarrkirche zu Maria Hülf in der Vorſtadt Au, ausgeführt im ſtrengen altdeutſchen Style nach den Entwurfe und unter Leitung Ohlmüllers aus Bamberg. Die Kirche ruht auf 16 Säulen, bildet ein Mittelſchiff mit 2 Seitenſchiffen und hat 235 Sch. Länge und 81 Breite, an der mittleren Wölbung 85 Schuh Höhe. Der vordere Theil der Kirche ſammt den 3 Portalen iſt aus Sandſtein erbaut, das Uebrige aus Backſteinen. Der Thurm, deſſen Spitze von

Digitized by Google

durchbrochener Arbeit aus Hauſteinen ausgeführt iſt, hat eine Höhe von 270 Schuh. Außer dem Hauptaltare werden in der Tiefe der Kirche zwei Nebenaltäre, dem Eingange gegenüber, auf der Emporkirche angebracht. Die 19 Fenſter werden mit Glasmalereien geſchmückt, die Leiden und Freuden der hl. Jungfrau Maria vorſtellend.

Die proteſtantiſche Pfarrkirche, ein Oval mit einer Vorhalle von drei Arkaden. An den beiden abgerundeten Seiten werden im Inneren Emporkirchen von Säulen getragen. Das Deckengemälde ſtellt die Himmelfahrt Chriſti dar von Hermann. Das Geläute dieſer Kirche iſt eines der ſchönſten, das man hören kann. Ihr Grundſtein wurde 1827 gelegt, ihr Thurm hat eine Höhe von 170 Schuhen.

Literariſcher Salon von und für Bayern.

Wenn der ſtill beobachtende Menſchenfreund mit Wohlgefallen und Freude bmerkt, wie ſich unſere Gegenwart abmüht, alle wahrhaft menſchlichen Intereſſen zu fördern, wenn er das kräftige Ringen nach Vollkommenheit in den rechtlichen, ſtaatsbürgerlichen, religiöſen und ſocialen Verhältniſſen, mit Gefallen erkennt, ſo muß es ihn dagegen mit Wehmuth und Schmerz erfüllen, wenn er ſieht, wie dabei die Grundlage für dieß Alles, das leibliche Wohl, als etwas das ſich am Ende ganz von ſelbſt verſteht, oder viel zu geringe iſt, als daß man auch daran denken müßte, unbeachtet bleibt. Oder iſt nicht wirklich die Geſundheit höher als denn Alles? Was helfen unſerem ſchwachen Geſchlechte alle jene Erhebungen, wenn es dabei leiblich verkümmert und ſie nicht einmal ſorgenfrei genießen kann? Oder beruht die Macht eines Staates nicht zuerſt auf der Geſundheit und dem kräftigen Gedeihen ſeiner Staatsbürger? Und die, welche es ſich als heiligen Lebensberuf erwählt, dieſe mächtige Grundlage für alles kräftige und gedeihliche Wirken zu erhalten und zu pflegen, unſere Aerzte und Apotheker, genießen ſie der Fürſorge, welche die Wichtigkeit ihrer Bemühungen verdient? Leider nein! Sie ſind überall die Letzten im Staate an die man denkt, man überläßt ſie unbedenklich ihrem eigenen oft ſehr precären Schickſale, ohne die höchſt nachtheiligen Folgen zu überlegen, welche für ganze Völker und Generationen daraus entſtehen. Allein die Natur pflegt ſich gar oft ſelbſt zu rächen. In dieſes, ich will nicht gerade ſagen, Verachten, doch Geringſchätzen und Ueberſehen zweier ſo wichtiger Stände, und dieſes halb und halb begünſtigte Treiben von allen möglichen Charlatanen, Arkaniſten, Pfuſchern u. ſ. w., das immer bunter, immer aufdringlicher wird, ragt die traurige Cholera gleich einem grauſigen Rachegeiſt herein und ruft ein ſchauerliches Halt! Sie erſt mußte mit ihrem eiſigen Finger auf die rationelle Heilkunſt hinweiſen? Hinführen an die Thüren derer, welche ſeither vergeſſen und verlaſſen, nun die auserwählten Helfer werden ſollen? Daß es doch einer ſo ernſten und ſtrengen Mahnerin bedurfte! Oft ſchon erhoben ſich mildere Stimmen, vorſtellend, endlich klagend, zuletzt bittend; drangen ſie auch bis zu den Regierungen, ergingen auch endlich hie und da einzelne Reſcripte gegen den Unfug, der mit dem Wohlſeyn des Volkes getrieben worden, an den Ohren der Unterbehörden verhallten ſie lautlos, es blieben geſchriebene Geſetze, die nie mit Strenge befolgt und gehandhabt werden, wo z. B. iſt es nicht verboten, daß Kaufleute mit Rheum, Sal. Glaub. ſelbſt mit Arſenik handeln und dennoch geſchieht es, und ſo bleibt es beim Alten. Sich von Neuem dagegen verwenden, hieße in das Faß der Danaiden ſchöpfen. Und dennoch fand ſich von Neuem ein ehrenwerther Mann, der muthig und kräftig, aber in beſcheidenem Tone ſeine Stimme erhebt, um wiederholt auf dem Altare der Wahrheit zu opfern, um zu verſuchen, ob nicht endlich dem redlichen Willen auch das Vollbringen gelingen möchte. Es erſchien nämlich vor Kurzem in Erlangen bei Fr. Enke ein Schriftchen unter dem Titel: Ueber den widerrechtlichen Verkauf von geheimen Arzneimitteln in medicinisch-polizeilicher Hinſicht und über den Unfug beſonders, welcher mit dergleichen Arkanen in Bayern und den angrenzenden Bundesſtaaten getrieben wird. Von J. C. H. Wolf, Apotheker in Nördlingen. 1837. 8. S. 66. Wir begrüßen dieſes Schriftchen um ſo freundlicher, da es ſeinen Gegenſtand gründlich und kräftig, dabei nicht ohne leichten Witz behandelt. Das in Beziehung auf einen, das öffentliche Wohl ſo nahe angehenden Punkt bisher Geleiſtete zuſammen zu ſtellen, zu beleuchten und das Wünſchenswerthe und noch Erforderliche genügend aufzuführen, war ein ſehr zeitgemäßes und alle Anerkennung verdienendes Unternehmen. Es iſt daher ein ernſtlicher Wunſch, daß gerade dieſes Schriftchen vornehmlich von allen Regierungen, Behörden und beſonders Medicinalbeamten beherzigt werden möge, denn dieſen giebt es am meiſten zu bedenken, was Noth thut, möge es aber auch in die Hand eines jeden Arztes und Apothekers kommen und dieſen wird es um ſo intereſſanter ſeyn, als ſie in demſelben genaue Unterſuchungen über Seewald's Balſam, Hettés Augenmittel, Redlinger's Pillen, Schauer's Balſam, Kieſow's Lebenseſſenz, Walkers Zahntinktur, und Willer's Haaröl finden werden, mögen es jedoch auch alle die leſen und beherzigen, welche trotz ſo vieler traurigen Erfahrungen noch immer Luſt tragen, ihre Geſundheit in die Hand eines Pfuſchers zu legen. Dem Verfaſſer aber wird das Bewußtſeyn, ſeinen Nebenmenſchen einen wichtigen Dienſt geleiſtet zu haben, auch dann belohnen, wenn er hie und da mit der Wahrheit ſollte Anſtoß erregt haben. E.

Korreſpondenz.

Ueberſicht der diesjährigen Kunſtausſtellung zu Nürnberg

von G. N.

(Schluß.) Nicht im Katalog, aber wohl auf der Staffelei ſteht eine herrliche Landſchaft von Scheuchzee aus München, die Burg Hohenſchwangau. Mit einfachen Mitteln iſt durch eine maleriſche Behandlung ſehe viel erreicht. Uebee einen breiten Vordergrund erhebt ſich die bebuſchte, felſige Waldhöhe, auf welchee die Veſte thront, an deren hiſtoriſche Berühmtheit in neuerer Zeit ein kunſtſinniger Prinz und ein berühmter Maler ihre Namen geknüpft haben. Die Auffaſſung iſt wahr und edel, die ganze, reich gegliederte Landſchaft in ſich ſanft verbunden und was der Befriedigung an den wohlbemeſſenen Theilen und ihrer mannichfaltigen Beſtimmtheit nachhaltigen Weith giebt, iſt die lautere Ruhe, mit der das Bild gemalt iſt und mit der die Wirkung aus der Natur des Ganzen hervorgeht. Möchte unſere Kunſtausſtellung ſich noch öfter ſolcher Bilder zu erfreuen haben. Da alle Genres auf dee diesmaligen Ausſtellung repräſentirt waren, ſo fehlten auch Architekturen nicht, zumal da wir einige Künſtler beſitzen, welche die denkwürdigen Bauwerke oder ſonſtigen wichtigen Gebäude und Straßen unſerer Stadt in ſtets neuer und intereſſanter Auffaſſung darſtellen. So Wildee. Er gab eine Ausſicht in der Winklerſtraße gegen die St. Sebaldkirche; die Sakriſteithüre in der Kirche zu St. Lorenz; einen Theil des alten Rath-

Digitized by Google

hauſes in Nürnberg, und noch während der Ausſtellung eine vierfache Zeichnung der Leykam'ſchen Bräuhausgebaude zu Nürnberg. Die Bilder ſind fein und ſauber in Aquarell ausgeführt, die Architektur iſt bis in das Kleinſte mit richtigem Geſchmacke behandelt und die Färbung immer ſo gehalten, daß ſie mit der Zeichnung in edler Harmonie ſteht. So auch bei Wolff's Oelbild: die St. Lorenzkirche in Nürnberg. Großartig ragt von röthlicher Abendbeleuchtung übergoſſen, der ehrwürdige Tempel in die Höhe; die ſchlanken Thürme ſtehen ſo feierlich ſchweigend da, daß das kleinliche Getriebe der Menſchen an ihren Füßen ſich zu Nichts verliert. Während es ein Vorzug des Bildes iſt, daß es Geiſt hat und die Kirche nicht wie eine todte Kopie ſchön behauener Steine hinſtellt, zeichnet er ſich auch durch tüchtige Perſpektive aus. Tragen jene Bilder mehr einen rein hiſtoriſchen Charakter, ſo wird in einem Bilde von Matthieu aus Paris die Wahrheit der Wirkung aufgeopfert. Es iſt das ſchlüſſelfelderiſche Haus bei St. Lorenzen in Nürnberg. Der Künſtler reproducirt das Vorhandene erſt in ſeiner Idee und breitet mit dem flüchtigen Pinſel den Hauch der Poeſie darüber aus. Dieſe geniale Behandlung, welche mit den Farben zu ſpielen ſcheint, macht das Alte noch älter, die Gebaude bekommen etwas Ruinenartiges, die Arabesken, mit wenigen Pinſeltupfen erreicht, ſind etwas Zerbröckeltes und doch bleibt Alles noch ſchön und groß. Es iſt dies die bekannte, nach einem beſtimmten Effekt hinſtielende franzöſiſche Manier; Matthieu's Aquarelle erinnern auch ganz an die Anſichten von den alten gothiſchen Städten der Normandie. Ein ausgezeichnetes architektoniſches Bild gab Haſenpflug aus Halberſtadt: Der Kreuzgang im Dom zu Halberſtadt. Gerade hier vor dem Beſchauer erſtreckt ſich der einfach gebaute, leere Gang; eine geöffnete Thüre im Vordergrund führt hinaus und die gegenüber geöffneten Fenſter mit den zerbrochenen Rundſcheiben laſſen das helle Tageslicht ein; die mildeſte Feierlichkeit empfängt uns, doch wird die Einſamkeit unterbrochen von einem Knaben, der vorne geſpaltenes Holz in einen Korb ſteckt. So klar und gemaßigt das Colorit iſt, ſo ſind doch die perſpektiviſchen Lichtabſtufungen von ungemeiner Wirkung; das Bild beſitzt deswegen eine ſolche Unmittelbarkeit, weil die Intention des Ganzen trefflich gefühlt iſt, daher ſpricht es Viele an, ohne daß ſie ſich die Zuneigung zu dieſem Bilde erklären können. — Schließen wir die Betrachtung der größern Gemälde mit den Portraiten. Wie immer fehlte es auch diesmal nicht an einem Paſtellbild unſeres fleißigen Knaul ſen., deſſen Portraite ſich durch ſprechende Aehnlichkeit ſtets bemerkbar machen. Ein männliches Portrait von Goubaud aus Paris läßt troz der vollendeten Technik etwas kalt und die Behandlung iſt von Manier nicht frei. Drei Bildniſſe von Graf v. Seinsheim beſchränken ſich auf das reine Copiren der Natur, die mit ziemlich greller Wahrheit entgegentritt. Es iſt die Aufgabe des Portraitmalers, nicht etwa den Anforderungen der Laien zu genügen, daß er den Menſchen ſo faßt, wie ihn jeder faſſen würde, und das Portrait nicht völlig ſo wieder zu geben, wie ſich ihm die Natur momentan zeigt, die in eine gewiße Abnormität gerathen iſt, ſondern ſo wie die Natur nach dem Typus der ſchaffenden Kraft ins Zweckmäßige und Schöne den Menſchen heben wollte. Dies hat Buchner in einem weiblichen Portrait erreicht und dadurch demſelben neben dem Vorzug der Aehnlichkeit noch einen gewißen Grad künſtleriſcher Vollkommenheit verliehen. Wir können an dieſem Talente unſers jungen Landsmannes die ſchönſten Hoffnungen faſſen. Möge er ſich umſomehr jenem Fache zuwenden, als ſeine beiden andern Gemälde „Betende Landleute" und „Eine Coblenzerin im Weinberge" nicht eines gleichen Beifalls ſich zu erfreuen hatten. In beiden Bildern iſt ein Ringen der Gedanken und Gefühle bemerkbar, das ſich zu keiner klaren Einheit durchbilden kann. Man ſieht es den Bildern an, wie der Künſtler reflektirte, erwog, ſuchte, etwas ausdrücken wollte, und dieſen Ausdruck bald auf dieſe, bald auf jene Wege zu erreichen ſuchte. Die Coblenzerin iſt ein junges ſchönes Mädchen, deren Geſicht einer altdeutſchen Madonne ähnelt; die eine Hand halt eine Traube, die andere iſt offen ausgeſtreckt — aber was will ſie? was ſagt ſie? — Es hat ein aktives Bild werden ſollen, aber die Hand regt ſich nicht, der Redeſaz endet ſich nicht und wir laſſen ſie in Gottes Namen mit ihrer Traube ſtehen. Das Colorit iſt indeſſen ſchön und ſeine Wärme ringt mit der Kälte des Gedankens. Soll ein Werk der Kunſt befriedigend ſeyn, ſo muß es nicht allein zum Gefühl des Menſchen, ſondern auch zu ſeinem Verſtand ſprechen und zwar ſo unvermiſcht von allen ſtörenden Nebengedanken, daß die Tendenz des Bildes und der einheitliche Gedanke des Malers uns frei und ſprechend entgegentrete, mit einer Wahrheit, der wir uns alsbald befreunden, je tiefer ſie aus der Natur geſchöpft worden iſt. — Wir ſchließen unſere Ueberſicht, indem wir noch den Kupferſtichen, Zeichnungen, Porzellan- und Glasgemälden einige Aufmerkſamkeit widmen. Wir bewundern zunächſt Reindel's geiſtreichen Grabſtichel in den „4 Apoſteln" nach Albr. Dürer. Es iſt das ein Nachbild jenes berühmten Gemäldes Dürers, das ſich in der Münchner Gallerie und in der hieſigen Burg, beidemal von der Hand des Meiſters befindet. Der Künſtler hat auch hier ſeine ſtyliſtiſche Geſammt-Auffaſſung beurkundet, die in den Geiſt eines Werkes eindringt und daſſelbe mit Freiheit aus ſich wieder herausſchafft; charaktervoll iſt die Behandlung der Köpfe, ſchön und edel die Gewänder; ſeine Strichlagen verbinden Kraft mit Weichheit, da die gehörige Lichtabſtufung ſicher durchgeführt iſt. Wie anerkannt der Ruf dieſes Künſtlers auch im Auslande iſt, beweist der Umſtand, daß demſelben als rühmliche Auszeichnung für ſeinen, in dem letzten Kunſtſalon zu Paris ausgeſtellten Stich „König Ludwig von Bayern im Krönungsornat" die goldene Medaille zuerkannt und durch den bayeriſchen Geſandten überſchickt wurde. — Ein Blatt mit 9 Anſichten von und um Heidelberg von Weißbeck befriedigt durch einzelne gelungene Ausführungen in dem kleinen Maßſtabe, aber von Manier und Effekt werden ſolche Bildchen nie frei bleiben. Nur eine einzige Kreidezeichnung war vorhanden von der Lehrerin Zwinger; eine recht artige Copie nach dem bekannten Bilde von Lawrence (Nature), zwei fröhliche Kinder mit lachenden Geſichtchen. Der Porzellangemälde waren viele ausgeſtellt; dieſe Art Malerei, die ſich dem herrſchenden Zeitgeſchmack immer leicht anſchließen kann, iſt hier ſehr kultivirt. Die ſchönſten Bilder der Art lieferten die Gebrüder Kellner, die ſo zarten Farbentöne aus der Glaſur herausſchimmern laſſen, daß wirklich das Höchſte in dieſem Fache erreicht iſt. Eine „Katharina von Bore" nach Holbein von Georg Kellner wurde gleich in den erſten Tagen der Ausſtellung verkauft, war aber auch ein Muſter einer Copie. Auch Peez lieferte eine Familienſcene nach P. de Hoogk, welche das Original, das früher auf unſerer Burg war, ganz vortrefflich wiedergiebt. Die Zahl der Glasgemälde war gering, unſern Sauterleuter vermißten wir ganz; Gillmeiſter aus München lieferte eine „Kirchengängerin", wenn wir nicht irren, Copie nach dem bekannten Gemälde von Blanc; ſeine Glasmalerei liegt aber noch in den erſten Verſuchen und kann ſich nicht halten, wenn Kellner ſeine ungemeine Farbenpracht daneben entwickelt. Hier ſehen wir ganz jene glühenden Farben, welche an unſeren alten Kirchenfenſtern rein und ungetrübt herniederſchauen und dabei vereingten ſich die ſchönſten Lichteffekte mit den zarteſten Tönen. So waren die Bilder St. Anna und Joachim nach Dürer, ein Hieronymus nach demſelben Meiſter, und eine Beſchneidung Chriſti ausgezeichnet. Das fleißige Studium des Malers überwindet immer mehr die Schwierigkeiten jener Malerei, namentlich auch dieſe, die Bilder mit recht wenig Zuſammenſetzungen zu malen. — Schließlich dürfen wir eines gutgelungenen Stillebens von Bonn nicht vergeſſen, todtes Geflügel, das mit viel Wahrheit gemalt iſt; und eines Aquarellbildes von Geißler jun. „Abfahrt auf der Eiſenbahn." Noch immer ſind dieſe, oft aus den nächſten Umgebungen gegriffenen Bilder jenes Zeichners mit Wohlgefallen aufgenommen worden, ſo auch dieſes. Wir erblicken den innern Hof der Eiſenbahnlokalitäten, gefüllt mit Perſonen jeden Geſchlechts, Alters und Standes, darunter ſind manche frappante Phyſignomien, einzelne Figuren haben Portraitähnlichkeit; der Nürnberger lächelt, wenn er dieſe Herren ſo ſtehen ſieht. Zur Seite ſtößt die Lokomotive, auf welcher der Condukteur ſeine gewöhnliche phlegmatiſche Stellung eingenommen hat, ihre dichten Dampfwolken aus; ein paar fremde Herren erklären aber ihren Damen die einzelnen Theile der Maſchine. Der Wagenzug iſt ſchon an die Maſchine gehängt, und die Wagen werden von den fahrenden eingenommen; der nächſte Perſonenwagen (einer der dritten Gattung) wird von fahrluſtigen Handwerksburſchen, Judenweibern, Dienſtmägden und Soldaten beſtürmt. Die Glocke muß aber zum erſtenmal geläutet haben, denn aus dem geöffneten Gatter eilen noch Viele heraus. Die Manier des Bildes iſt ſauber und gut, die Wahl des Gegenſtandes iſt jedenfalls vortrefflich. — Wir ſchließen unſern Bericht mit dem Wunſche, daß auch die diesjährige Kunſtausſtellung unter den Künſtlern ebenſo einen friſchen Wetteifer angeregt haben möchte, als ſie den Fremden den Beweis gab, welche ſchöne Talente wir in unſrer Stadt beſitzen, deren Kunſtleiſtungen wir alljährlich gerne recht zahlreich wiederkehren ſehen. Hoffen wir, daß auch das nächſte Jahr des Guten und Ausgezeichneten viel bringen und ſo die befriedigen wird, welche auch den quantitativen Umfang einer Ausſtellung berückſichtigen, ja wohl gar ihr allgemeines Urtheil darnach einrichten.

Anekdote.

Der Duc de Candale war ſehr ſtolz und pflegte ſtets von ſeinen Aeltern zu ſagen: „Mein Herr Vater, meine Frau Mutter." Condé konnte dieſes nicht länger ertragen, ſagte daher einſt, als der Herzog jene Redensarten wiederholt hatte, zu ſeinem Stallmeiſter: „Mein Herr Stallmeiſter, ſagen Sie meinem Herrn Kutſcher, er ſoll meine Herrn Pferde an meinen Herrn Wagen ſpannen." —

Berichtigung.

In Nro. 41. der Biene, Seite 327. iſt überall Dr. Demme ſtatt Dr. Damme zu leſen.

Die Biene
Bayeriſches Sonntagsblatt.
1837. № 44.

Vater unſer beim geſtirnten Himmel.

Durch das ſchweigende Dunkel der Nacht
Leuchten die Sternlein in ewiger Pracht.
Preiſet den Vater, den Lenker der Welt,
Er beſäte das nächtliche Feld,
Die Welten, ſie ſind ſeiner Weisheit Saame,
Aus dem die Frucht ſeiner Allmacht entſprießt;
Drum Vater! der im Himmel du biſt
Geheiliget werde dein Name.

Mitten da innen im Sternenzelt
Herrſchet der König, der Herr der Welt,
Dort verſammelt ſein mächtiger Ruf
Alle die Kinder, die er erſchuf,
Dort ſchwinden die Schimmer des irdiſchen Seyn's
Dort werden Fürſten und Bettler Eins,
Alle als Brüder und Schweſtern ſich gleich,
Himmliſcher! zu uns komme Dein Reich!

Du zeichneteſt den Geſtirnen die Bahn,
Die ſie wandeln im ewigen Kreiſe:
O zeig' auch uns Pilgern die Pfade an,
Erhalt uns im rechten Geleiſe!
Leite mit liebender Hand uns zum Ziele,
Daß wir reiner, Dir ähnlicher werden:
Es geſchehe Dein heiliger Wille
So wie im Himmel, ſo auch auf Erden!

Schroff iſt ſie und enge die Bahn
Zu Euch dort, ihr Sternlein hinan.
Heiß ſenket die Sonne ſich nieder:
O ſtärk' die ermatteten Glieder:
Du kleideſt die Lilien, ſpeiſeſt die Raben
Mit Deiner Güte unendlichen Gaben;
Darum gib, o gütiger Gott,
Uns unſer tägliches Brod!

Auf jeder der Welten ſind Deine Kinder
Geſchöpfe des Vaters frevelnde Sünder.
Wir wallen dahin durch Irrthum und Nacht,
Es waltet der Sünde despotiſche Macht;
Doch unbegrenzt iſt des Vaters Huld;
Darum Herr! vergieb uns unſere Schuld,
Wie wir die Sünde büßend bereuen
Und unſern Schuldigern wieder verzeihen.

Zu Euch ihr Sternlein da oben flieht
Unſer geängſtigtes, banges Gemüth;
Doch acht, manch freundliches Sternlein lacht
Und locket den Pilger mit trüglichem Schein
Tief in die Nacht der Sünde hinein
Wo der Böſe lauert mit hölliſcher Macht
Sey' Du, o Vater unſere Wehr,
Und führ' uns nicht in Verſuchung o Herr!

Wenn auch Sorge und Kummer uns drücket,
Ueber die leuchtenden Welten blicket
Gläubig das Auge — o Vater! zu Dir
Segne die Deinen für und für,
Laßt uns auf Dich mit Zuverſicht bauen,
Erfülle die Seele mit ſtillem Vertrauen,
Vertilge des Böſen wuchernden Saamen,
Erlöſe uns von dem Uebel, Amen!

Dr. Hölzl.

Biographiſche Denkmale.

VIII. Joſeph Ritter von Stürzer.

(Schluß.)

Wie in ſeinem ganzen Leben unermüdeter Fleiß und reife Intelligenz den trefflichen Mann ausgezeichnet und überall Vertrauen ihn begleitet hatte, ſo geſchah dieſes auch in ſeinem academiſchen Wirken, und zwar in dem neuen, wie in dem erſten. Von dieſem letztern aus früheſter Zeit iſt hier noch ein Beweis, zugleich das früher Bemerkte ergänzend. — Den Elementarunterricht im Latein und in der Muſik erhielt er von einem noch lebenden Geiſtlichen, damals in der zu Hemau (6 Stunden von Regensburg) befindlichen Benedictiner Probſtei des Kloſters Prifling. Ende Oktober 1785 kam er in das Seminar nach Kloſter Prifling, wo er zwei Jahre lang Singknabe war, den Unterricht in der Muſik und in den ſogenannten Principien fortgenoß, und unter ſeinen Mitſchülern ſchon im zweiten Jahre den erſten Platz behauptete. Hierauf wurde er zu Allerheiligen 1787 Chorpräbendiſt im Dom zu Regensburg, blieb dort bis zu Vollendung ſeiner Gymnaſial-Studien unter der Leitung der Jeſuiten, und behielt auch hier unter ſeinen zahlreichen Mitſchülern immer den erſten Platz. Die Philoſophie abſolvirte er gleichfalls in Regensburg 1793 und 1794, und ſtudirte 1795 und 1796 auf dem dortigen Lyceum auch die Theologie, immer ausgezeichnet im Fortgang, im Fleiß und in der Moralität. Nun wurde er in das Georgianum, oder Bartolomäer-Inſtitut zu Ingolſtadt aufgenommen, wo er, beſonders in der Abſicht, ſich zum geiſtlichen Lehrer des canoniſchen Rechts zu bilden, auſſer den wichtigſten, theologiſchen Collegien, auch alle juriſtiſchen beſuchte und Licentiat der Rechte wurde. Dadurch erklärt ſich, wie er, als er dem geiſtlichen Stande entſagte, ſo ſchnell zur juriſtiſchen Praxis übergehen und, nachdem er auf kurze Zeit dem Ruf als Informator eines jungen Grafen von Töring nach München gefolgt war, ſchon im Dezember 1799 Anſtel-

Digitized by Google

lung als Privatdocent der Rechte für die albertiniſchen Stipendiaten erhalten konnte. Dieſe Anſtellung ging der Translocation der Univerſität von Ingolſtadt nach Landshut voraus, und als dieſe im Mai 1800 erfolgte, ward ihm der ehrenvolle Auftrag, den ganzen Transport des academiſchen Mobiliar-Vermögens und die wiſſenſchaftlichen Schätze dorthin zu leiten.

Sein Lehrfach als auſſerordentlicher Profeſſor der Rechte in Landshut waren Inſtitutionen, Pandekten und peinliches Recht. Man beabſichtigte, den damals durch Schriften noch wenig bekannten, erſt ſpäter durch ſein Syſtem des Pandekten-Rechts ſo berühmt gewordenen Profeſſor Thibaut von Jena nach Landshut zu berufen. Stürzer befürchtete wenigſtens von der Neuheit des Docenten Nachtheil für ſeine ohnehin nur kümmerliche Honorarien-Einnahme, und ſollicitirte deshalb um eine ordentliche Profeſſur oder um Civilanſtellung. Letztere wurde ihm, wie wir gehört haben, mit Auszeichnung. Seine Vorliebe für das academiſche Fach aber bewies ſich wieder bei Errichtung der Univerſität zu München. Denn es war ihm 1827 eine Apellationsgerichtsdirectors-Stelle in Landshut beſtimmt; er entſagte ihr, um in München bleiben zu können und dieſe Entſagung begründete dann Bezug einer ihm am 26. April 1827 allerhöchſt ausgeſprochenen academiſchen Functions-Remuneration. —

Das glückliche Amalgam theoretiſcher und practiſcher umfaſſender Bildung, die Mannigfaltigkeit dieſer Praxis in den Gerichten, und bei höchſter Stelle, gaben ſeinen Vorträgen ein ausgezeichnetes Intereſſe, und wie er aus ſeinem erſten academiſchen Wirken theoretiſche Schätze in das höhere Richteramt mit hinüber nahm, ſo lieferte ihm wieder die reiche Erfahrung in dieſem die köſtlichſten Materialien für die Bildung künftiger Staatsdiener. Weit entfernt, ſeinen Zuhörern das Nachſchreiben dictirter Sätze zuzumuthen, entwickelte er freien Vortrag, folgte aber in dieſem größtentheils einem höchſt ſorgfältig und zum Theil ſogar wörtlich ausgearbeiteten eigenen Heft, in deſſen jährlicher Ergänzung und Verbeſſerung er mit der ihm eigenen Gewiſſenhaftigkeit den Fortſchritten der Literatur und der Geſetzgebung treu nachging. Er erkannte, wie wichtig es bei dem Lehr-Vortrage eines practiſchen Theils der Jurisprudenz ſey, die dafür beſtehende Geſetzgebung zur Hauptrichtſchnur zu nehmen, und den Lernenden anzudeuten, wo ſie ſichere Quellen weiterer Forſchung finden, da der Studierende auf der Univerſität nur dann einen immerfort nützlichen und feſten Grund legt, wenn er lernt, wie er ſein ganzes künftiges Leben hindurch ſein Wiſſen ergänzen und vervollkommnen ſoll. Den bayerſchen Civilproceß trug er nach der Ordnung des Codex judiciarius von 1753 mit Benützung aller Novellen vor, führte bei jedem §. dieſes Geſetzes die treffenden Stellen — in den erſten Jahren aus Bayer's Vorträgen und v. Wendt's Handbuch, in den ſpätern aber größtentheils nur aus dieſem an, weil in deſſen zweiter Ausgabe ſchon überall die Citate aus den trefflichen Bayer'ſchen Vorträgen enthalten ſind; — in neueſter Zeit auch aus Seuffert's intereſſantem Commentar. Ueberall, wo irgend möglich, belegte er ſeine Sätze mit Beiſpielen, wirklichen Fällen und wichtigen Präjudicien, und am reichhaltigſten war in dem letzten Winterſemeſter die vorbereitende Rückſichtsnahme auf das jetzt den Ständen vorgelegte neue Proceßgeſetz. So fanden dann ſeine Vorleſungen gleich anfänglich, und dann immerwährend ſehr zahlreichen Beſuch nicht blos von Studirenden, ſondern auch von ſchon Angeſtellten aus dem Civil- und Militairſtande und von gebildeten Bürgern.

Nicht weniger belehrend und unterhaltend waren ſeine Sommer-Vorträge in ſeinem Civilpracticum, die er jedoch wegen Geſchäftsüberhäufung ſpäter auf ein Relatorium beſchränkte. Seine Majeſtät der König hatte nämlich am 21. Okt. 1831 durch Handbillet befohlen, ihn zu den Sitzungen der Geſetzgebungs-Commiſſion zuzuziehen, und durch allerhöchſtes Reſcript vom 27. Januar 1832 ihm die Stelle eines zweiten Miniſterial-Raths bei dem Staatsminiſterium der Juſtiz ertheilt. Er machte jetzt, wie er ſelbſt bei Wiedereröffnung des Relatoriums äuſſerte, im Sommer-Semeſter 1832 die Erfahrung, daß das Halten dieſer Vorleſungen bei ſeiner großen Belaſtung mit miniſteriellen Berufs-Arbeiten ihn viel zu ſehr anſtrenge, daß insbeſondere das Corrigiren der practiſchen Arbeiten ſeiner Zuhörer einen zu großen Zeitaufwand in Anſpruch nehme. Daher las er im nächſten Sommer-Semeſter 1833 nicht mehr Civilpracticum, welches Hofrath Dr. Bayer übernahm, ſondern blos Relatorium, im Sommerſemeſter 1834 wegen des Landtags gar nicht, in den Sommer-Semeſtern 1835 und 1836 aber wieder Relatorium.

Die Landtage von 1834 und 1837 liefern reiche Beiſpiele von Stürzer's überall zweckmäßigem und erfolgreichem Wirken, und ebenſo mannigfache Beweiſe allgemeiner Anerkennung ſeiner Verdienſte und ſeines edlen Characters. Unvergeßlich wird jedem damals theilnehmenden Anweſenden ſeyn — was in den Landtags-Protocollen, wahrſcheinlich auf Stürzer's eigene, aus Beſcheidenheit hervorgegangene Veranlaſſung, nicht ſpeciell vorkommt, und in keinem Fall ſo hätte aufgenommen werden können, wie es das lebende Wort ausſprach, — die Wärme, mit welcher der ehrwürdige Chef der Juſtiz, in der Reihe der Abgeordneten bei den Berathungen über die Proceßnovelle, „ſeinen lieben, braven Stürzer" wie er ihn öffentlich nannte, in Schutz nahm, als ein Antragſteller die kraftvolle und offene Aeuſſerung des Regierungs-Commiſſairs über den unverkennbaren, gemeinverſtändlichen Sinn einer von jenem angegriffenen Stelle des Geſetzentwurfes, als perſönlichen Vorwurf mißdeutet hatte, und die Herzlichkeit, mit welcher der Juſtizminiſter erklärte, Stürzer ſey unfähig, in ſolcher Art irgend Jemand perſönlich kränken zu wollen. Unvergeßlich wird auch allen Anweſenden die Rührung bleiben, mit welcher nach Stürzer's Tode deſſen Name in der Ständeverſammlung genannt und ihm ein höchſt ehrenvoller, dankbarer Nachruf gewidmet wurde. — Für den Sachverſtändigen waren ſeine Vorträge und Erinnerungen bei den Berathungen über die Proceßnovelle, von wahrem Genuß. Ueberall Klarheit, Beſtimmtheit, Scharfſinn und Popularität, allgemein verſtändliche Deutlichkeit auch in den ſchwierigſten Materien. Auch wer ſeiner Anſicht, oder derjenigen, die er vielleicht manchmal gegen ſeine eigene individuelle Meinung als Vertheidiger der geſetzvorſchlagenden Regierungs-Beſchlüſſe, geltend machen mußte, nicht beizuſtimmen vermochte, konnte doch das Gewicht und die Präciſſion der von ihm entwickelten Motive nicht verkennen.

Noch der letzte Tag ſeines, an ſegensvollem Wirken, reichen Lebens gab einen treffenden Beweis, wie wohlthätig für Andere er ſeine hohe Stellung zu nützen wußte. An jenem Tage (Sonntag den 17. Sept.) machte Stürzer es ſich zum Geſchäfte, einen würdigen Mann dem Juſtizminiſter empfehlend zu präſentiren, und mehreren andern Sollicitanten, die er daſelbſt verſammelt traf, unaufgefordert freundlich zu eröffnen, welche Hoffnung für ihre bevorſtehende Beförderung vorhanden ſey. So war auch eine der letzten Stunden ſeines irdiſchen Daſeyns noch Beſtätigung des liebevollen Charakters, den er zu allen Zeiten und in allen Verhältniſſen bewies. Gleiches Zeugniß gibt der Inhalt ſeines Teſtaments, was er zur Zeit der Cholera im vorigen Jahre gerichtlich deponirte. Er war ehelos geblieben, obgleich er erſt die niedere Weihe empfangen hatte. Er blieb es theils aus Liebe für ſeine nächſten Verwandten, theils weil er nach dem Verluſte ſeiner erſten Ge-

Digitized by Google

liebten, die in Ingolſtadt während einer häuslichen Arbeit auf dem Altan ihrer Wohnung vom Blitze getroffen wurde, keine andere Verbindung eingehen wollte. Seine Schweſter, als Wittwe, nahm er zu ſich. Der ſchnelle Tod einer geliebten Enkelin derſelben vor vier Jahren, hatte vor zwei Jahren auch das Ableben der erſtern zur wahrſcheinlichen Folge; und Stürzer's Geſundheit litt ſeit einem Jahre durch eine ſtarke Beſchädigung am Fuß, durch einen Fall auf einer Treppe im Miniſterium des Innern, wohin er ſich auch nur in der wohlthätigen Abſicht begeben hätte, für einen ſeiner Pathen ein Stipendium zu ſollicitiren. Kein Wunder, wenn unter ſolchen Verhältniſſen, ein Jugendgefährte des Verblichenen, ein würdiger Mann, deſſen gefälligen Mittheilungen dieſe Skizze manchen Beitrag verdankt, — obgleich ſelbſt liebreichſorgender Familienvater, dieſen Mittheilungen die Worte beifügte: „O! hätte doch Gott mich Statt ſeiner abgefordert; er (Stürzer) hätte beſſer für meine Kinder geſorgt, als ich für ſie zu ſorgen im Stande bin." — Wie Viele würden von ihm noch Gutes genoſſen haben! —

Sein Character war von Jugend auf gutmüthig und gefällig, er liebte ſeine Mitſchüler vorzüglich, und blieb gegen ſie immer gleich ohne Veränderung bei ſeinem Emporſteigen zu höhern Würden. Seine Tendenz in ſeinem ganzen Leben war nur dahin gerichtet, Jedermann auf rechtliche Weiſe glücklich zu machen. Wäre es in ſeiner Macht gelegen, er würde die Welt zu einem Eldorado umgeſchaffen haben!"

Friede ſey um dieſen Grabſtein her!
Sanfter Friede Gottes! Ach ſie haben
Einen guten Mann begraben,
Und uns war er mehr!

Die Schickſale eines Thalers.

Von Carl Weichſelbaumer.

(Fortſetzung.)

Sobald meine Caſſa ſtark genug war, entſchloß ich mich, gleich eine vollſtändige Einrichtung für ein geräumiges Zimmer zu beſtellen, ich hatte den Kopf von Stühlen, Schränken, Ottomanen voll und ſtreckte mich voll Behagen auf meinem Bette aus, das ſich nun bald in ein elaſtiſches Lager von grasgrüner Seide verwandeln ſollte — da ſtürzte aber das morſche Ding in mehrere Trümmer übereinander und ich hatte Mühe, mich hervor zu arbeiten. Das traurige Schickſal meiner Bettlade, die dem Mißverhältniß der Querbretter zu den Seitentheilen zufolge ein ziemlich hohes Alter erreicht haben mußte und wohl eine gute Zahl Todesfälle und Geburten erlebt hatte, bis ſie durch hundert neue Falzen endlich die unförmliche Geſtalt erhielt, machte mich auf die Vergänglichkeit der irdiſchen Dinge aufmerkſam; wo denkſt du hin, eitler Narr, ſagte ich zu mir ſelbſt, achteſt du die Früchte deines Fleißes ſo gering, daß du dir nun Mottenfutter kaufen willſt, iſt dir deine Zukunft, dein Alter ſo ganz gleichgültig, daß du deine Sparpfennige leichtſinnig wegwirfſt und mitten auf der treuloſen, tückiſchen See des Lebens den Ballaſt aus dem Schifflein ſchleuderſt, damit es ſeine luſtigen Wimpel in den ſchwarzen Rachen des Meeres tauchend, den Bauch emporkehre wie ein todter Wallfiſch. Wo ſteckt deine Philoſophie, daß du nun plötzlich auf Seide ſitzen, unter Gardinen ſchlummern, nach Riechwaſſern ſtinken, und deine Phantaſie an die Wand kleben willſt, bis du ein anderer Kerl, wenn du deinen Fuß auf einen geſtickten Schemel ſetzeſt und dich wie ein Petitmaitre auf dem Canapee ſtreckſt als hätte dich der Teufel der Eitelkeit auf ſeine Folter geſpannt, du Sybarit du! Kann dein trocknes Gehirn dieſe zerſprungene Wand nicht mit Malereien überziehen; ſo biſt du ſelbſt die ſchlechte Tünche nicht werth, die hier der Maurer verſchmiert hat und du verdienſt gar nicht, daß dich das Herz in deinem hölzernen Stuhl anlächelt, obgleich es wie die meiſten Frauenzimmerherzen nur ein ganz leeres iſt. — Es war in der That weit vernünftiger, auf ein kleines Häuschen zu ſpeculiren und meine Thaler ſogleich gut anzulegen, damit ſie ſich mehrten, wie das Volk Iſrael, bei welchem auch in jedem Groſchen ein Dukaten ſchlummert. Es blieb nicht bei'm Vorſatze und in wenigen Jahren war ich ſchon im Stande ein kleines Häuschen zu erwerben. Wer ein Haus beſitzt, wünſcht ein Gütchen, das Haus iſt ein zehrendes, das Gütchen ein lebendiges Capital, aber mit dem Gütchen ſtellen ſich landwirthſchaftliche Entwürfe ein. Dort iſt ein Acker, der dem Ganzen gut anſteht, hier liegt eine Enclave, die einen Mißſtand bildet, dort zieht eine Waldſpitze vorbei, die erworben werden muß, hier hüpft ein Bächlein, das eine Mühle treiben könnte; zuletzt erſcheint jedoch der ganze Beſitzſtand zu unbedeutend, er iſt im Verhältniß zur jährlichen Rente zu theuer, dagegen ſteht ein herrlicher Landſitz feil, den ein verarmter Edelman für eine bedeutende baare Zahlung gern losſchlägt. Wie ſchön iſt das; die immer nach Wucher ſchmeckenden Geldgeſchäfte fallen ganz weg, das Gut hat hübſche Renten aus Früchten, vieleſbaare Einkünfte von wohlhabenden Pächtern. Ich muß es mit eigenen Augen ſehen. —

Warum wollen denn die Mähren nicht vorwärts, der Weg iſt ja gut, die Gegend ſo freundlich und anmuthig wie eine zum erſten Tanz geſchmückte Jungfrau. Welches hübſche Wäldchen von Eichen, Birken und einzelnen dunkeln Tannen, ſüßer Waldduft, wie labſt du mich, weiße Häuschen, rothe Thurmſpitzen glänzen hie und da durch die gaſſenförmigen Geräumte, im Hintergrund ein von Wolken umgebener Berg, ein ehrwürdiges Bild der Zeit, jetzt krümmt ſich die Straße, ſiehe da, dort ſchimmert ja am Fuße einer ſanften Wieſenanhöhe ein niedliches Schloß, halb modern mit ſchneeweißen Mauern und grünen Jalouſien, halb altväteriſch mit Erkern und Thürmlein. Was ſeh ich da blaues, ſüperb, ein friſcher Teich umgibt das Schloß im Halbzirkel, klare Quellwaſſer eilen ihm plätſchernd von mehrern Seiten zu, ein artiger Kahn ſchaukelt am Ufer, welches mit geſchmackvollen Gartenanlagen geziert iſt. Ich halte endlich an, der Hausmeiſter, ein heiteres rundes Männchen hebt mich freundlich aus der Kutſche, er zeigt mir das wohnliche Schlößchen mit den artigſten Zimmern, die Wirthſchaftsgebäude, die Ställe mit rüſtigen Pferden und ſtattlichem Hornvieh, die reich gefüllten Scheuern, den Obſt und Gemüſegarten. Ich umſchreite mit ihm die Grenzen meines Gebietes und der Rückkehrenden wartet unter einer tauſendjährigen Eiche eine frugale aber delicat zubereitete Mahlzeit. Mein Verwalter unterhält mich mit vielen neuen Projekten, es ſollte noch eine Schäferei, ein Brauhaus errichtet werden, mit einem kleinen Capitälchen ließe ſich ohne große Schwierigkeit eine bedeutende Waldſtrecke im nahen Gebirge erwerben, dort etablirte man eine Glashütte und in der Nähe des Gutes eine Glasſchleiferei; die Verſchiedenartigkeit des Klima in der Gegend erlaube die manigfaltigſten Verſuche, man würde in kurzer Zeit viele Produkte erzeugen, welche dermalen vom Auslande bezogen werden mußten, und könnte ſich dadurch große Verdienſte um das Vaterland erwerben. Damit unſere gutwilligen, aber etwas ſchwerfälligen Landleute aus ihrem Schlendrian hervorgehen, ſagte der Verwalter ſelbſtgefällig und zündete ſich mit meiner Erlaubniß ſeine Pfeife an, müſſen unternehmende Perſonen mit gutem Beiſpiele vorangehen; von ſelbſt fangen ſie ungern an und machen auch begreiflicher Weiſe ſchädliche Mißgriffe, gewahren ſie jedoch das Gedeihen eines

Digitized by Google

Verſuches, geht ein knarrender Frachtwagen mit dem neuen Erzeugniſſe ab, dann faſſen ſie auch Muth. Meine jetzige Herrſchaft iſt auch gut, aber der Aufenthalt in der Stadt koſtet ihr viel Geld, die Renten fließen fort, nichts kehrt hieher zurück und was ich noch zur Erhaltung verwende, preſſe ich mit Angſt und Verdruß heraus. — Sie können denken, fuhr der Graue fort, daß ich dieſe Vorſchläge mit Entzücken hörte, eine Menge neuer Anſtalten aufblühen und mich als einen reichen und nützlichen Mann überall geehrt und geliebt ſah; der Tag verſtrich ſchnell, ich legte mich mit unbeſchreiblichem Wohlbehagen zu Bette, und der erſte Sonnenſtrahl, der durch den Aprikoſenbaum in mein Zimmer drang, lockte mich ſchon an das Fenſter, das war eine andere Luft als im Dachſtübchen! Mein Entſchluß war gefaßt, ich ſchloß alsbald den Kauf ab und bezog unter dem Jubel des Hausgeſindes und meiner Pächter das liebliche Landgut. Mit raſtloſer Thätigkeit beſorgte ich die mir ſo lieben Geſchäfte, wenn der Menſch ein Stück Scholle hat, begreift er erſt, was ein Vaterland iſt. Alle meine Anſtalten gediehen über meine Erwartungen; im zweiten Jahre hatte mein Gut eine impoſantere Miene angenommen, jeder kleine Fehler war verſchwunden, alle Wege und Stege im beſten Zuſtand und ſelbſt die Leute ſahen viel freundlicher aus, denn ich gab mich viel mit ihnen ab, hielt auf gute Sitten, theilte unter die Geſchickteſten und Anſtändigſten Preiſe aus, ordnete kleine Feſte an und wußte ohne Zwang wenigſtens unter dem jüngeren Volke eine bequeme und gefällige Tracht herrſchend zu machen. Den Wirth, welcher verſchiedenen Ausſchweifungen zum Hehler diente, entfernte ich und ſetzte einen Pächter ein, der an meine Grundſätze hielt; um die Spielſucht zu verdrängen, gab ich ſelbſt von Zeit zu Zeit ein Schießen, Laufen, oder Kegelſchieben und ſetzte Hausfahrniſſe, Kleider, unſchädliche Putzſtücke als Preiſe aus, kurz ich hatte bald fröhliche, zufriedene Menſchen um mich her und ein ſaures Geſicht ſtellte ſich dem Gelächter blos. Obgleich ich bei ſo heiterem Leben keine Urſache zu vielen Wünſchen oder trüber Seelenſtimmung hatte, fühlte ich mich doch oft zu einſam; eine hübſche Hausfrau wurde mehr oder weniger ein unabweisliches Bedürfniß. Aber wo ſuchen? Angetragene Bräute hatten für mich nichts Anziehendes und auf Brautſchau zu gehen, war ich zu phlegmatiſch.

Einmal ſaß ich in meinem Tannenwäldchen, mein Aug überflog mit Wonne die herrlich grünen Wieſen, die wallenden Kornfeldern, durchſchnitten von purpurnem Klee, blauen Leinſtreifen, goldenem Reps, — plötzlich knallt eine Flinte und der Schuß pfeift über meinen Kopf. Halb erſchreckt, halb erzürnt ſehe ich mich um, und durch die Haſelſtaude guckt ein allerliebſtes Köpfchen mit dunkelbraunen Haaren, ſchalkhaften Augen, und ſchneeweißen Wangen, über die bei meinem Anblick eine flammende Röthe ſich verbreitet. Auf dem Köpfchen ſitzt ein Mannshut, doch iſt's kein Mann und kein Knabe, ich trete näher und das lieblichſte junge Mädchen in ſtahlgrünem Amazonenkleide ſteht vor mir mit der abgeſchoſſenen Flinte in der Hand und fragte naiv: „Ich habe Sie doch nicht erſchoſſen?" Nein, mit Ihrer Erlaubniß, ich lebe noch, war meine blitzdumme Antwort. Die Schöne hatte eine Amſel erlegen wollen, und traf nun mein Herz. Ich beruhigte ſie über den Zufall, verſicherte, daß von einer ſolchen Hand getroffen zu werden, kein Unglück wäre und ſah endlich mit Unwillen einige junge Leute mit Jagdgewehren kommen, in deren Geſellſchaft ſie in den Wald gegangen war, und auch wieder in denſelben zurückkehrte; ohne daß es zu einer näheren Erklärung über Stand und Namen gekommen wäre. Ich ſehnte mich ungemein nach der hübſchen Jägerin und begab mich oft zu jenem glücklichen Wäldchen, aber es knallte nicht mehr aus dem Buſche.

Nach einiger Zeit hatte ich in der Stadt zu thun. Bei meiner Abfahrt zankte ein junger Mann heftig mit einem Kutſcher, den er gedungen hatte und der ſich nun weigerte ſeinen Contrakt zu halten, eine verſchleierte Dame ſtand dabei und ſprach kein Wort, ich zog meine Rappen, die ſchon mit den ſchlanken Beinen ausgriffen, wieder an und vernahm aus dem Geſpräche, daß die Reiſe an meinem Gute vorbeigehe, aus wichtigen Gründen heute noch bis D. fortgeſetzt werden müßte, und keine Poſtpferde mehr zu erhalten wären. Kann ich Ihnen ein Paar Plätze in meinem Wagen abtreten, ich fahre bis S. und laſſe Sie dann gerne durch meine Pferde noch bis D. führen. Der Vorſchlag ging durch, ich nahm auf dem Bocke Platz, ein leichter Koffer war ſchnell aufgebunden und ich ſchonte meine Rappen nicht. Ehe wir noch mein Gut erreichten, zog ein abſcheuliches Wetter auf, es blitzte fürchterlich, der Regen fiel in Strömen, der Wind drohte den Wagen umzuſtürzen und nur mit Mühe kam ich ohne Aufenthalt nach Hauſe und bat meine Gäſte, auf einige Stunden verlieb zu nehnen. Meine Dame hatte noch immer den Schleier nicht gehoben, erſt jetzt, da es in der Stube Dunkel war und ſie, um ſich Luſt zu machen, den Schleier löſte, erkannte ich beim Leuchten des Blitzes meine Jägerin und zwar mit Wangen voll Thränen. Retten Sie mich, rief Se mir zu, als der Begleiter hinaus ging; noch heute ſoll ich einen Mann heirathen, den ich niemals lieben kann. Ich war voll freudigen Erſtaunens, o könnte meine Hand ſie retten, ſagte ich mit zitternder Stimme, ſie aber legte beide Hände auf meine Schultern, ſah mich rührend an und ſprach: Reichen Sie mir dieſe Hand auf immer und ich bin gerettet. Ach, ſie war eine elternloſe, reiche Waiſe, ihre Brüder drängten ſie zu einem verhaßten Bündniß, weil dadurch ihre Erbportionen vergrößert werden konnten, der Bräutigam wartete in D., nur Kühnheit konnte ihr eine Freiheit verſchaffen, welche ſie auf eine ſo ſchmeichelhafte Weiſe mir abzutreten gedachte. Ich erinnerte mich in dieſem kritiſchen Augenblicke, daß ich einen alten Hauskaplan hatte, mit welchem ich nur aus dem Grunde in kein näheres Verhältniß getreten war, weil der arme Mann am Podagra und hypochondriſchen Anfällen litt, und es vorzog, in ſtiller Abgeſchloſſenheit auf ſeinem Zimmerchen ſeinen Klaſſikern und Kirchenvätern zu leben. Ich ergriff die Hand der lieblichen Roſalinde und ſtand in wenigen Augenblicken vor dem Kaplan. Sie faßte ſogleich mein Vorhaben, und deutete die große Thräne, welche aus dem himmelblauen Auge drang, auf einen inneren Kampf, ſo belehrte mich doch ein ſchüchternes Anſchmiegen, daß nicht meine Perſon dieſe Unruhe veranlaſſe.

„Wollen Sie mir zum Altare folgen, ſo bin ich unausſprechlich glücklich, ſagte ich, ſollte aber auch nur die geringſte Angſt Ihr Herz beklemmen, ſo vertrauen Sie nichts deſto weniger auf mich, der entſchloſſen iſt, Ihnen Ihre Freiheit mit jeglichem Opfer zu retten." „O Sie edler Menſch! erwiederte ſie, iſt denn die Raſchheit eines Entſchluſſes nicht eher auf meiner Seite die Anklage des Mißtrauens; ich fühle, mein Freund, daß ich nicht dringend ſeyn darf und Ihnen mein Herz wohl anvertrauen aber nicht aufdecken darf. „So zünde deine Lichter an Kaplan, rief ich freudig aus, keine beſtrahlten noch einen glücklichern Bräutigam. Am kleinen Altare in der nahen Hauskapelle reichten wir uns die Hände, mir flammte es durch alle Adern und Roſalinde — weinte nicht mehr. „Aber, Gott, mein Bruder — ſagte meine Braut zitternd, als wir die Kapelle verließen. Sorge

nichts, antwortete ich, es ſoll eine artige Scene geben. Ich ordnete ſogleich ein hübſches Abendmal an und da es fortſtürmte, wollte auch der Bruder nicht auf meine Pferde dringen und nahm die Einladung an. Nach dem Abendtiſche bemerkte ich, wird ſich Alles finden. In einem freundlich decorirten Parterrezimmerchen ſtand die kleine Tafel mit geſchmackvollen ſilbernen Girandolen, Kriſtallgläſern und ſpiegelhellen Weinflaſchen beſetzt, Roſalindchen machte die Wirthin mit vieler Grazie und zeigte eine Heiterkeit, welche den feindlichen Bruder gleichfalls in die beſte Laune verſetzte, er ſchien auch ſein Vorhaben bereits vergeſſen zu haben, als endlich die eilfte Stunde ſchlug und der Mond mit friedlichem Glanze über die ruhige Gegend ſich neigte, da aber ſtand er auf und ſprach:

Ich bin Ihnen für Ihre Gaſtfreundſchaft ſehr verbindlich, entſchuldigen Sie nur auch, daß ich Sie jetzt mit der Bitte um Ihre Pferde inkommodiren muß. Wozu fragte ich, wollen Sie nicht mit meinem Dache vorlieb nehmen? Ich kann meiner Kleinen, antwortete er, keine längere Zögerung aufbürden, ſie reiſet Ihrem Bräutigam entgegen, und Sie ſehen wohl, wie ihre Heiterkeit mit jedem Augenblicke wächſt, es iſt die Laune der ſüßen Ungeduld. — So war ich doppelt glücklich, ſprach ich, weil ich die Ehre hatte, den Brautführer zu machen, aber wenn nun Ihre Mühe erſpart wäre und ſich der Bräutigam ſchon eingefundes hätte? Wie? wo? war die Frage. Erlauben Sie, daß ich mich ſelbſt präſentire. Der Bruder ſprang erhitzt auf, daß die Gläſer an einander klirrten, ergriff haſtig Roſalindes Hand und ſprach von Geſetzen und Strafen. Dieſe, ſagte ich, habe ich bereits in Anſpruch genommen, mein Bote fliegt auf einem muthigen Roſſe zur Stadt und es iſt erſt noch die Frage: ob Sie noch in Güte mein Schwager ſeyn können.

Wiſſen Sie, was ich als Ehrenmann von Ihnen fordern kann? fragte er mit einem zornigen Blick. Ich ſtehe Ihnen für volle Genugthuung, ſobald Sie ſich als Ehrenmann erprobt haben werden, erwiederte ich kalt. — Schaffen Sie mir Pferde, rief er laut. Ruhig, mein Freund, ſagte ich ſtill, ziehen Sie ſich um Gotteswillen meine Leute nicht auf den Hals. — So ſchicken Sie Ihrem Boten nach. — Ich ſchellte, der Verwalter und einer meiner Pächter traten herein. Nehmt Platz, liebe Freunde, ſprach ich, hier ſteht meine Braut, eure künftige Frau, und hier deren Bruder, mein nun ſehr geliebter Schwager, er wird in eurer Gegenwart den Brautſchatz beſtimmen und ihr ſollt die Zeugen meines Verſprechens ſeyn, daß ich für mich nicht einen Thaler in Anſpruch nehme, ſondern das geſammte Vermögen ihr vorbehaltenes Gut bleiben ſolle. Nach einigem Bedenken, während der Bruder zürnend in die Lippe biß, griff er in die Taſche und legte mehrere Wechſel auf den Tiſch. Ich nahm Einſicht, Roſalinde aber ſprach, ich danke dir, mein theuerſter Bruder, dieſes iſt mein volles mütterliches Erbtheil, nun noch das väterliche. Liebſtes Weibchen, ſagte ich, mein ehrenwerther Schwager iſt wahrſcheinlich nicht mit ſo vielen Papieren verſehen, es möge daher hinreichen, wenn er ein Inſtrument aufſetzt, worin er die Auslieferung des vollen väterlichen Erbes binnen ſechs Monaten verbürgt. Hier iſt Tinte, Feder, Papier. Beliebt es? — Aber der Bote! — Zeichnen Sie nur. So. Der Bote hat mein Schloß nicht verlaſſen. Jetzt die Pferde; ſagte der Bruder. Bald knallte die Peitſche, er war weg und ich ein frohlockender Bräutigam.

Sie glauben kaum, wie ununterbrochen der goldene Faden meines Glückes ſich fortſpann, ich hatte das zärtlichſte Weibchen, die einträglichſten Güter, alle Speculationen gelangen, alle Diener waren von der unbeſtechlichſten Treue, alle Untergebenen voll Liebe, denn dies Alles war auch nur ein Traum meiner Phantaſie geweſen. Sie ſehen mich bedenklich an, wie ein ungeduldiger Leſer, welcher aus der heiteren Region der Unterhaltung plötzlich in philoſophiſche Kettenſchlüſſe verwickelt, und indem er ſich zum luſtigen Fluge der Phantaſie losmachen will, immer mehr von dem alten Geſpinnſte der Schulweisheit gefeſſelt wird. Nicht wahr, wenn das alles nur Traum iſt, hätte ich es nicht in die Geſchichte verweben ſollen; doch beruhigen Sie Sich, alle Hiſtorien der Welt ſind nicht halb ſo wahr, als die Lehren, welche wir aus denſelben ziehen können, und lernen wir aus den Träumen eines Schlafenden am richtigſten ſeine Eigenthümlichkeit kennen, warum nicht eben ſo aus den Träumen eines Wachenden. So viel verrathen dieſe Gemälde meiner Einbildungskraft, daß ich keineswegs ohne Wünſche war und mein Geiz nur die rauhe Puppe bildete, aus welcher ich als ein ſtolzer Tagfalter hervorzubrechen und die Augen der Menſchen durch meine herrlichen Farben zu beſtechen gedachte. Aber wie viel fehlte, daß ich in der Wahrheit war wie im Geiſte, während ich alſo träumte und die ſchönſten Gefühle zum Kinderſpiel meines Herzens oder vielmehr meiner Eitelkeit herabwürdigte, verſank ich in alle Sünden und Grauſamkeiten des Wuchers und blieb unzugänglich für jede menſchliche Empfindung, wenn dieſelbe mein Intereſſe zu ſchmälern drohte. Jeder Schuldner galt mir für einen heimlichen Feind und weder Bitten noch Thränen wirkten auf mein hartes Gemüth, ſobald ich meine Rechte als Gläubiger verfolgte; ungerührt ſah ich die Leute aus ihren Wohnungen vertreiben, ihre Habſeligkeiten verkaufen, ihre Zukunft zertrümmern, ihre Sitten durch das Elend verderben, ihre Tugenden durch Verzweiflung vergolten, ihre Talente durch Kummer zerſtören, höher ſchätzte ich den Thaler im Schrein, als Unſchuld, Liebe, Zufriedenheit, Geiſtesgröße in der Welt. Wir kommen zur Geſchichte des Thalers. Einer armen doch wie man ſagte, braven Wittwe hatte ich einige hundert Thaler geborgt. Ihr Fleiß, ihre Sparſamkeit retteten das Gewerbe nicht, vom zunehmenden Verfall, ihr blieben die Einnahmen, mir die Zinſen aus, ungeſtümm drang ich auf des Häuschens Verkauf, vertrieb ſie von da in eine dürftige Hütte, aus der Hütte in eine jämmerliche Dachſtube, und ließ endlich dem kranken Weibe das Bett verkaufen, um zu meinem letzten Thaler zu kommen. Bleich und entſtellt erſchien ſie bei mir, und flehte mit einem hübſchen Knäblein, ich wies ihr die Thüre unter harten Worten und betrieb augenblicklich die Execution. Da trat der alte graubärtige Gerichtsdiener mit dem Thaler herein, zerdrückte eine Thräne im Auge, bat für die Arme, welche ohnmächtig auf den harten Boden hingefallen ſey, für den Knaben, der ſich heulend über die Mutter geworfen habe. Noch ſagte er, ſey der gerührte Käufer bereit abzuſtehen, ich ſollte wegen ſolcher Kleinigkeit nicht den Fluch einer leidenden Wittwe und die Verachtung der Menſchen auf mich laden. — He, fragte ich höhniſch, was ſoll mir dieſer Fluch denn ſchaden? — In ein ſo elendes Stück Silber ſoll er dich verwandeln, rief er aus, dich raſtlos durch die Welt jagen, deine Schätze zerſtreuen, dich in dieſer Geſtalt altern laſſen und nicht eher den ſchrecklichen Zauber von dir nehmen, bis der Thaler durch eine nie von Habſucht befleckte Hand einem wahren Armen gereicht wird. Dann ſollſt du an der Neige eines trübſeligen freudenloſen Daſeyns den Kummer, das Elend die Verachtung kennen lernen und gleich einem warnenden Geſpenſt unter den Menſchen wandelnd die abſcheuliche Leidenſchaft verwünſchen, welche

Digitized by Google

welche dich um jeden Genuß betrog und nur mit Jammer ſättigte. Damit ging er und ſieh es erſtarrte mir Glied nach Glied, nach Luft ringend fühlte ich wie ich mich immer mehr zuſammenzog und endlich in den Thaler gebannt war Drei Wochen mochte ich auf dem Tiſche gelegen haben, da kam mein Hauswirth, um ſeine Miethe zu empfangen nichts war von meiner Perſon zu ſehen alle Geräthſchaften ſtanden beſtaubt da, die Schwarzwälderuhr war längſt abgelaufen, die Mäuſe hatten Schuhe und Stiefel zernagt, ein Paar einfache Blumenſtöcke waren verwelkt, einige Fenſterflügel vom Winde zerſchellt. Den hat der Teufel geholt, rief er erſtaunt aus, wühlte alles ängſtlich durch und holte endlich das Gericht herbei. Der nämliche Gerichtsdiener kam und ſchleppte Papiere und Baarſchaft fort. Ich hätte vor Schmerz zerſchmelzen mögen, mußte aber in die Hände meines Hausvaters als letztes Mietgeld und mit ihm, der wahrſcheinlich noch einige billige oder unbillige Anſprüche auf eigene Fauſt befriedigte, ſogleich in das Weinhaus wandern. Noch in der Taſche des Kellners hört ich verſchiedene Lobeserhebungen über meine Paſſion und Genauigkeit im Schuldenfordern.

Der Kerl hat ſich aufgehangen um einige Jahre ſeines Lebens zu erſparen, ſagte der Eine. Nein, der Strick war ihm zu theuer, er erſäufte ſich, ſprach ein Anderer. Nein, rief der Dritte, er wollte dazu erſt einen Mühlſtein ſtehlen, und dieſer hat ihn erſchlagen. Es gab wohl noch viele gute und ſchlechte Witze, allein der Kellner erſparte mir weiteren Verdruß, indem er mich ſeinem Herrn gab, der Herr lieferte mich nach einigen Minuten einem reichen Weinhändler aus, und mit dieſem trat ich dann, feſt in einen ledernen Gürtel geſchnürt, meine traurigen Wanderjahre an. (Fortſ. f.)

Reiſe durch das mittägliche Frankreich im Jahre 1836.

(Fortſetzung.)

Aufenthalt in Marſeille.

Daß es in einer Stadt, wie Marſeille, deren Handel in alle Theile der Welt geht, immer lebhaft iſt, daß man Menſchen aus allen Nationen in buntem Gewühle ſieht, iſt leicht zu begreifen. Als etwas Beſonderes zeichnet ſich das arabiſche Theater aus, ſo befand ſich neulich eine Geſellſchaft von Mauren und Arabern hier, welche den ſchauluſtigen Franzoſen Scenen aus dem häuslichen Leben ihrer Stammgenoſſen vorführten und ihre Vorſtellungen mit dem Namen eines arabiſchen Theaters bezeichneten. Nicht weit von der Börſe war ein kleines Schauſpielhaus von Brettern errichtet worden, worin die Mauren zu verſchiedenen Zeiten ſowohl bei Tag, als des Abends auftraten. Die Bühne ſtellte ein mauriſches Zimmer dar, ganz nach mauriſcher Sitte ausgeſchmückt. Divans umſchloſſen in einem Halbkreis den hintern Theil des Zimmers, in der Mitte deſſelben ſtand ein Tiſch, auf welchem der bei feſtlichen Gelegenheiten des Orients gebräuchliche allgemeine Pfeifenkopf aufgeſtellt war, aus dem vermittelſt langer Rohre, die von verſchiedenen Seiten in den Kopf eingeſchraubt ſind, geraucht wird. Die Vorſtellung begann damit, daß ſechs bis acht Mauren und einige Araber aus der Wüſte oder Beduinen, wie ſie die Franzoſen nennen, alle in ihrem Nationalkoſtüm erſchienen und ſich auf den Divans mit untergeſchlagenen Beinen niederließen. Darauf erſchienen vier ſchöne mauriſche Mädchen, von denen zwei wirklich reizend zu nennen waren. Dieſe kredenzten den Männern den Kaffee, füllten den Pfeifenkopf mit Tabak und legten brennende Kohlen darauf. Alſobald ergriffen die Männer die bis zu ihren Sitzen reichenden langen und beweglichen Pfeifenröhre und begannen mit gravitätiſchem Ernſt zu rauchen. Einige der Männee vertauſchten hierauf ihre Pfeifen mit mauriſchen Inſtrumenten, einer großen und einer kleinen Zither, und es begann unter Begleitung dieſes arabiſchen Orcheſters der in näſelndem Ton und mit ermüdender Einförmigkeit vorgetragene Geſang, für europäiſche Ohren eine wahre Geduldprobe. — Muſik und Geſang waren ſo erbärmlich, daß ſich eigentlich gar nichts darüber ſagen läßt; im allgemeinen war wie bei den meiſten muſikaliſchen Produktionen des Orients, der Character des Schwermüthigen vorherrſchend. Endlich begann der Tanz, welcher bekanntlich im Orient nur dem ſchönen Geſchlechte vorbehalten iſt. Die oben erwähnten Mädchen tanzten erſt einzeln, dann je zwei und zwei zuſammen als Bajaderen auf. Es iſt ſchwer, ein anſchauliches Bild dieſes Tanzes zu geben. Als etwas Eigenthümliches fiel es uns auf, daß die Bewegungen der Füße dabei Nebenſache, die Biegungen des Körpers aber und die wollüſtigſten Stellungen Hauptſache ſind. In der Hand hielten die Mädchen ſeidene Tücher, welche ſie unaufhörlich nach dem Takte der Muſik auf und nieder bewegten, und zugleich einen, auch zwei Schritte vor und dann wieder zurück traten. Die Koſtüms waren der Bedeutung dieſer Tänze und dem Klima ihres Vaterlandes angemeſſen. Der obere Theil des Körpers war mit Ausnahme einer leichten Umhüllung von Gaçe ganz entblößt, um die Hüfte waren mehrere türkiſche Shwals, welche bis zu den Füßen herab hingen, in ſchöner Drapirung gewunden; die Füße waren blos und ruhten in reich mit Gold und Silber geſtickten Pantoffeln. Eine Menge Blumen, Perlen, und Goldverzierungen als Kopfſchmuck, langherabhängende Schnüre falſcher Perlen und goldener Ketten um Hals und Arme vollendeten den Putz der reizenden Afrikanerinnen. Zum Beſchluß der Vorſtellungen trat ein Kabyle vom Atlas auf und produzirte ſeinen Nationaltanz, welcher aus wilden, unregelmäßigen Sprüngen unter rohem Gelächter beſtand. Wir, da wir Gelegenheit gehabt hatten, Leben und Sitten der Arabee in der Nähe kennen zu ternen, konnten nicht umhin, in den Leiſtungen dieſes arabiſchen Theaters eine vollkommene, treue Nachbildung der Natur kennen zu lernen.

Das meiſte Intereſſe gewährt jedoch der Hafen mit ſeinen Kais. Er iſt ein Meiſterſtück der Kunſt und Natur, und bildet ein längliches Viereck, welches ſich über eine Viertelſtunde in die Stadt erſtreckt. Er iſt gegen alle Winde geſchützt und kann gegen 1200 Schiffe aufnehmen. Doch iſt er für Kriegsſchiffe unzugänglich, da er nur 16 — 22 Fuß Tiefe hat. Welches reiche Leben entfaltet ſich hier vor unſeren Augen! Ueber 1000 Schiffe von den verſchiedenſten Flaggen liegen hier an einander gereiht, Bord an Bord. Hier ſitzen Matroſen auf dem Verdeck beim Eſſen, oder im Tackelwerk, um die Segel auszubeſſern; dort machen andere ihr Schiff zum Abfahren fertig, unter wehmüthig klagenden Tönen die Taue ziehend; wieder an einer anderen Stelle ſieht man Menſchen mit Ein- und Auspacken beſchäftigt. Unmittelbar am Ufer iſt eiue unabſehbare Reihe von Gondeln, die bereit ſtehen, um die Verlangenden in dem Hafen oder außerhalb deſſelben auf die Badeplätze zu führen. — Zu beiden Seiten des Hafens laufen die Kais hin, der alte an der Südſeite, der neue auf der Nordſeite. An jenem, der eine Länge von etwa 1500 Schritten hat, ſind viele ſchöne Häuſer gebaut; in der Mitte des neuen iſt die Werfte zu Erbauung von Kauffahrteiſchiffen, rechts und links ſchließen ſich Waarenlager und Fabriken, beſonders Seifenſiedereien, die vorzüglichſten in ganz Frankreich, an. Auf dieſem Kai findet man die Erzeugniſſe aller Welttheile bunt durcheinander. Da gibt es

Holz, Getreide, Blei, Kohlen, Fäſſer mit Oel und Wein, Pyramiden von holländiſchen Käſen, die von weitem das Ausſehen von aufgeſchichteten Kanonenkugeln haben. In den Läden ſieht man Südfrüchte aller Arten, Schildkröten, Papageien und ausländiſche Vögel von den bunteſten Farben, Affen, indiſche Stoffe, Cocusnüſſe neben franzöſiſchen Erzeugniſſen von jeder Gattung. Menſchen aus allen Welttheilen drängen ſich in buntem Gewühl durcheinander, Mauren, Neger, Türken, Griechen, Amerikaner und Europäer aller Nationen.

Der Handel von Marſeille war wegen der vortheilhaften Lage der Stadt und wegen des ſichern Hafens zu jeder Zeit bedeutend. Doch nie war er lebhafter als jetzt, wo der ganze Handel mit der Levante ſich nach dieſem Hafen gezogen hat. Zwei Dinge haben dieſen außerordentlichen Aufſchwung hervor gebracht, einmal daß der Hafen im Jahre 1815 zu einem Freihafen erklärt wurde und dann die Eroberung von Algier. Man ſagt, daß im vergangenen Jahre über 8000 Schiffe hier eingelaufen ſind, und daß die Bevölkerung der Stadt ſeit zehn Jahren trotz der Cholera um 5000 Menſchen zugenommen hat.

Daß bei einem ſolchen Zuwachs der Bevölkerung, beſonders bei dem oft kurzen Aufenthalt ſo vieler Tauſend Fremden die Sittenloſigkeit, die in jeder Hafenſtadt zu herrſchen pflegt, hier nur noch mehr überhand genommen hat, iſt leicht einzuſehen. Wenn man den Erzählungen vieler Landesleute und ſelbſt Eingeborner Glauben beimeſſen darf, ſo iſt für Geld faſt jede Tugend feil. Das ſchöne Familienleben, das, wie es auf ächt religiöſem Sinn gebaut iſt, ſo auch die Grundlage wahren Glücks abgibt, kennt man hier wenig. Tugendhafte Familien leben ſehr eingezogen, im Sommer auf dem Lande, nur im Winter in der Stadt. Faſt jeder Mann, dem die Mittel zu Gebote ſtehen, hat ſeine Maitreſſe; man findet ſo wenig Anſtoß daran, daß Beide zuſammen öffentlich ſpazieren gehen und Vergnügungsörter beſuchen. Der erſte Rang im Theater iſt mit ſolchen Frauenzimmern dergeſtalt überfüllt, daß anſtändige Damen daſſelbe gar nicht beſuchen können. Eben ſo wenig nehmen Frauenzimmer von gutem Ruf an öffentlichen Bällen Antheil; große Redouten werden im Winter gegeben, auf denen wahre Zügelloſigkeit herrſcht. Keine Dame darf unmaskirt erſcheinen, dagegen ſind die Männer alle ohne Larven. Viele Herren miethen Logen, in denen ſie kleine Soupers halten und mit ihren Geliebten Orgien feiern.

Wenn nun auch eine Minderzahl der Einwohner auf Sittlichkeit hält, ſo iſt ihnen doch Gemüthlichkeit und Herzlichkeit im Allgemeinen fremd. Gefühl für Freundſchaft kennen ſie nicht; die Fremden behandeln ſie mit einer gewiſſen Kälte und Gleichgültigkeit. Wenn man z. B. an ein Haus empfohlen iſt, ſo wird man des Anſtandes halber einmal eingeladen. Begegnet man ſpäter wieder den Gliedern der Familie, ſo ignoriren ſie die Bekanntſchaft des Fremden.

Neben Sittenloſigkeit trifft man gemeiniglich die größte Bigotterie an. So auch in Marſeille. Es iſt unglaublich, wie weit hier der Aberglaube gediehen iſt. Häufige Prozeſſionen werden angeſtellt, beſonders nach Notre dame de la Garde. Die Geiſtlichen bezahlen Leute aus dem Volke und dem Militair, um den Zug recht anſehnlich zu machen, den Mann mit einem Franken. Man erzählte mir unter anderm, daß zur Zeit der Cholera auf beſonderes Verlangen des Volkes dergleichen Prozeſſionen angeordnet wurden, daß aber, wie leicht begreiflich iſt, nach einem ſolchen Auszuge mehr Menſchen an der Cholera ſtarben, als vorher; ja derjenige, welcher das Bild der Jungfrau aus der erwähnten Kirche barfuß vom Berge herab trug, unterlag den andern Tag dieſer Krankheit. — Häufig begegnet man auf den Straßen Männern in ſchwarzen und weißen Kutten, die Buße thun; ſie ſind ganz verhüllt, ſo daß für die Augen nur eine kleine Oeffnung gelaſſen iſt. Sie gehören zu den ſogenannten Congregationen, d. h. Verbindungen von mehreren Klöſtern oder Innungen zu bußfertigen Uebungen und gemeinſchaftlichen Prozeſſionen. Die Verbindlichkeit zur Theilnahme erbt vom Vater auf den Sohn fort und bleibt in den Familien. Durch dieſen Zuſammenhang könnten die Congregationen leicht gefährlich werden. Aber ſie feinden ſich gegenſeitig an, ſo daß es mitunter auf offener Straße zwiſchen den verſchiedenen Congregationen zu blutigen Kämpfen kömmt.

Austreibungen des Teufels durch die Geiſtlichen ſind beſonders auf dem Lande nichts ſeltenes. Ein anderer ſonderbarer Aberglaube herrſcht auch hier, nach welchem man zwei jungen Eheleuten die Zeugungsfähigkeit nehmen kann, wenn man ſich während der Trauung hinter den Taufbecken ſtellt, und in dem Augenblicke, als der Geiſtliche das Oremus anſtimmt, einen Knoten in das Taſchentuch knüpft. Statt ſich zu lieben, kratzen und beißen ſich dann die jungen Leute in der Brautnacht. Um die Behexung wieder aufzuheben, muß das Ehepaar eine Stunde Weges von ſeinem Wohnort zu Fuß zu einem Freunde machen und um ein Nachtlager bitten; des andern Tags muß es den Rückweg ebenfalls zu Fuße zurücklegen. Der Steuermann unſeres Schiffes, Jerôme, behauptete mit der größten Beſtimmtheit, einen ſolchen Fall erlebt zu haben, und nannte den Ort und die Perſonen, denen der Streich geſpielt worden war.

Unter ſolchen Umſtänden übt natürlich die Geiſtlichkeit einen großen Einfluß auf die untern Volksklaſſen aus, und dieſe ſind, wie man demnach leicht begreift, carliſtiſch geſinnt. Ich erinnere mich, indem ich Abends im Hafen ſpazieren ging, ſolche Liederchen gehört zu haben, wie

Vive le Roi et le comte d'Artois!
Et le Duc d'Augouléme,
La Duchesse de Berry auſsi, auſsi, auſsi.

(Fortſetzung folgt.)

Literariſcher Salon von und für Bayern.

Denkwürdigkeiten über den Bürgerkrieg in Nordſpanien aus dem Tagebuche eines Augenzeugen. Stuttgard, Verlag von L. F. Rieger und Comp. 1836.

Der Nationalkrieg in dem unglücklichen Spanien beſchäftigt nun bereits ſeit vier Jahren das allgemeine Intereſſe, aber ſchon fing daſſelbe durch die ewige Einförmigkeit und die lange Dauer dieſes Kampfes zu erkälten an, als es in der neueſten Zeit durch das Mißlingen der Expedition des Don Karlos nach Madrid, welche durch die moraliſchen Folgen noch mehr als durch ſeine materiellen von hoher Wichtigkeit iſt, von Neuem angeregt wurde. Jetzt, wo es nicht unwahrſcheinlich iſt, daß der Prätendent, in einem neuen Act des blutigen Dramas die ſchon einmal geſpielte Rolle wieder aufnimmt, und ſeine Truppen auch in Nordprovinzen das Uebergewicht wieder zu gewinnen ſcheinen, dürfte obiges Werk, das die Zuſtände Spaniens überhaupt, die Nordprovinzen aber mit beſonderer Hervorhebung behandelt von beſonderem Intereſſe ſeyn. Der Verfaſſer deſſelben iſt keiner von den zahlloſen Compilatoren, die aus einem Dutzend zum Theil ſelbſt nicht origineller Werke, was ihnen das Beſte dünkt, ausziehen und ein neues Ganzes daraus zuſammenpappen, er iſt vielmehr ſelbſt Mitſpieler bei dem Drama, das er vor unſern Augen entrollt. Daher die einfache und doch lebendige Sprache, daher die bis insge-

Digitized by Google

naueſte Detail gehende Kenntniß der Orte ſo wie der Perſonen und Zuſtände.

Bei einem botaniſchen Ausflug in den Pyrenäen gerieth der unbekannte Verfaſſer, ein Arzt, durch eine Verkettung von Umſtänden in carliſtiſche Gefangenſchaft und wurde bei der Armee des Prätendenten nolens volens Staabsarzt. Als ſolcher lernte er nicht allein die Nordprovinzen, ſondern auch Catalonien und von da aus das übrige Spanien, ſo wie den Charakter und die Sitten ſeiner Bewohner gründlicher kennen, ſondern, erlangte auch genaue Anſicht von der Lage und dem Zuſtande der beiden Kriegführenden Parteien, und den Triebfedern wodurch dieſelben geleitet werden. Die wichtigſten der handelnden Perſonen, Don Karlos, Zumalacaregui, den Hort der Karliſten, ſo wie die berühmteſten Anführer der chriſtiniſchen Armee führt er in lebendigem Bilde unſern Augen vor. Intereſſant iſt, was in dem Buche über die Art, wie in Spanien der Krieg zwiſchen den beiden ſtritenden Parteien geführt wird, geſagt iſt, und Manche könnten darin Belehrung finden, die ihr Urtheil von unſern Exerzierplätzen herholend, zu unrichtigen Raiſonnements und Deductionen über jenen Krieg ſich verleiten laſſen. Beſonders gelungen iſt die Beſchreibung von Catalonien, ſowohl in geographiſcher als ſtrategetiſcher Hinſicht; die phyſiſche Beſchaffenheit dieſer durch ihre Lage faſt in ſich abgeſchloſſenen Provinz mit ihren Gebirgen, Thälern, Ebenen, Waſſerſcheiden und Gewäſſern iſt bis ins genaueſte Detail ſo geſchildert, daß man eine klare Anſchauung davon erhält und wodurch manche ſonſt unerklärliche kriegeriſche Facta, deren Schauplatz jene Provinz in der neueren Zeit war, Aufklärung erhalten. Gleich intereſſant und neu iſt, was von den Sitten und dem Character vor Bewohner dieſer Provinz, ſo wie vom ſpaniſchen Volke überhaupt geſagt wird, und es wäre nur zu wünſchen, daß der Verfaſſer Gelegenheit gehabt hätte, die übrigen Provinzen des Königreiches eben ſo genau kennen zu lernen, wie Catalonien und die baskiſchen Provinzen. Daß er über das Ganze den Schleier der Romantik geworfen, können wir nicht tadeln, da ſein Werk keine Geſchichte, ſondern nur das Tagebuch ſeiner Erlebniſſe ſeyn ſoll, und dieſe Form ohne der Belehrung Eintrag zu thun, wird viele Leſer mehr anſprechen als eine trockene Aufzählung von Thatſachen. Die eingeſtreuten Anekdoten ſind, ſofern ſie auf die Geſchichte dieſes unheilvollen Kampfes, auf die Triebfedern derſelben und der darin handelnden Perſonen Licht werfen, ſehr intereſſant; wir führen deßhalb eine der bezeichnenſten hier an: So war ich alſo ſagt der Verf. S. 53, jetzt ein Gefangener der Carliſten, von welchen ich in den Pyrenäen ſo viel und ſo verſchiedenartig hatte ſprechen hören. Der Anblick der beiden Bewaffneten, welche mich eskortirten, brachte mir keinen hohen Begriff von den Hülfsmitteln dieſer Partei bei, und es ſchien mir ein Leichtes, den Aufſtand, obwohl er ſchon ſtark um ſich gegriffen hatte, zu unterdrücken. Nachdem ich eine geraume Zeit meinen Gedanken nachgehängt hatte, ließ ich mich in ein Geſpräch mit meinem Begleitern ein, und fragte einen der beiden Soldaten, ob ſie denn auch wüßten, warum und für wen ſie eigentlich die Waffen ergriffen hätten Für unſere liebe Frau von Eſpierba, erwiederte er. Was hat denn, fragte ich, unſere liebe Frau von Eſpierba mit euerm Kriege zu ſchaffen? Die Königin der Negros will ſie uns wegnehmen und nach Madrid bringen laſſen, darum helfen wir dem König Karl, der uns verſprochen und eine ſchriftliche Urkunde ausgeſtellt hat, daß ſie für ewige Zeiten in der Kapelle zu Eſpierba bleiben ſoll, und ſo lange ſie da iſt, wird das Land geſegnet ſeyn. In Madrid haben ſie ja auch das Bild der heiligen Jungfrau, wendete ich ein. Aber keine iſt ſo wunderthätig, als unſere liebe Frau von Eſpierba, und ſie liebt unſere Berge, denn ſie iſt ſelbſt gekommen, um in ihnen zu wohnen. Seht, Sennor, vor vielen hundert Jahren lebten die Menſchen in dieſem Gebirge wie Wilde, und hatten kein Heiligthum, und dachten nicht daran, eines zu errichten. Da erſchien das Bild der Mutter Gottes, das jetzt in der Kapelle zu Eſpierba ſteht, bald auf dieſer, bald auf jener Höhe der Felſen und ſtrahlte in ſeiner himmliſchen Glorie in die Thäler herab. Da erleuchtete der Herr die verſchloſſenen Herzen der Einwohner des Gebirgs, daß ſie dem Bild eine Kapelle bauten, und als ſie fertig war, ſtand am andern Morgen das Bild unſerer lieben Frau in der Niſche des Heiligthums. Von da an ward es nimmer auf den Felſen geſehen, denn es hatte einen bleibenden Wohnſitz in der Kapelle von Eſpierba. Warum kommt denn euer König Karl nicht ſelbſt, um an eurer Spitze zu fechten und ſein Königreich zu erobern? Don Karlos iſt in Andaluſien, und der Pater Martinez hat uns erzählt, daß er die Negros geſchlagen hat, und jetzt die Königin der Freimaurer zu Madrid abſetzen und in ein Kloſter ſchicken wird. Was denkt Ihr euch denn unter Negros und Freimaurern? Die Negros ſind Ketzer, und die Freimaurer, heimliche Juden, und beide glauben nicht an unſern heiligen Vater in Rom, der Don Carlos zum König von Spanien geſalbt und eingeweiht hat. Habt Ihr denn kein Mitleid mit eurer jungen Königin Iſabella, der ihr die Krone ihres Vaters entziehen wollt? Die Negros und die Freimaurer ſagt der Pater Martinez, haben das Kind dem Satan geweiht und laſſen es in der Ketzerei und im Judenthum erziehen; und ehe ſie es zur Königin machten, mußte es den lieben Heiland und die Mutter Gottes verfluchen und ſich dem Teufel verſchreiben, und das heißen ſie die Conſtitution. Glaubt ihr denn alles, was der Pater Martinez ſagt? fragte ich. Meine Begleiter ſtunden ſtill und ſahen mich vor Verwunderung mit weit aufgeriſſenen Augen an: ſie ſchienen nicht begreifen zu können. wie irgend Jemand auf der Welt an der Wahrhaftigkeit deſſen, was der Pater Martinez ſagt, zu zweifeln vermöge. Ich hielt es für zweckmäßig, von dieſem Kapitel abzubrechen, um nicht Menſchen, in deren Gewalt ich mich befand, und die bei dem Mangel an aller Einſicht doch keiner Belehrung fähig waren, nuzlos zu reizen.“

Mittheilungen aus Spanien über Land und Volk; Wiſſenſchaften und Kunſt, die jetzige politiſche Umwälzung und den Krieg, geſammelt und überſetzt von J. B. v. Pfeilſchifter. Erſte Lieferung Aſchaffenburg bei Th. Pergay 1837.

Obige Mittheilungen ſind zwar, wie auch der Titel ſagt, nur Ueberſetzungen größtentheils aus ſpaniſchen Journalen geſammelt, aber der Verfaſſer hat mit Geſchick und Unparteilichkeit aus der Maſſe des Stoffes das Wichtigere und Intereſſantere ausgewählt und ſo wird dieſes Werk, beſonders wenn es fortgeſetzt wird, immer ein intereſſanter Beitrag zur Geſchichte Spaniens ſowohl in Hinſicht auf Politik als Charakter, Sitten und Cultur der Bewohner dieſes Landes ſeyn. Die Mittheilung über den gegenwärtigen Standpunkt der Literatur Spaniens haben Ref. am meiſten intereſſirt: nur wäre zu wünſchen, daß der Verf. den als Beiſpiel angeführten theilweiſe ſehr ſchönen Gedichten, wenigſtens eine reimloſe Ueberſetzung beigefügt hätte, damit auch dem der ſpaniſchen Sprache nicht kundigen Leſer der Genuß derſelben nicht entginge. —

Beide angeführte Werke ſind von den Verlegern freundlich ausgeſtattet. R.

Die Biene

Bayeriſches

Sonntagsblatt.

1837. № 46.

Araberlied.

Auf zum Streiten, auf zum Rauben!
Hört ihr nicht die Roſſe ſchnauben?
  Schon beginnt der Morgen wieder,
  Brüder, brecht die Zelte nieder.
Allah ſey zuerſt geprieſen;
  Führt die Renner dann heran,
Und nehmt Abſchied von den Wieſen,
  Die uns heute ruhen ſah'n.

Wo wir Abends Lager ſchlagen,
Weiß der Moegen nicht zu ſagen.
  In die Weite geht das Streben;
  Ew'ges Wandern iſt das Leben.
Heute ruhen wir in Geotten,
  Moegen unter Palmen aus.
Die Kammeele ſind uns, Flotten,
  Und die Wüſte unſer Haus.

Jede Schwelle ſteht uns offen,
Wenn von Sturm und Wind betroffen,
  Wenn wir Kugeln, wenn wir Pfeilen
  Flüchtig zu enteinnen eilen.
Das iſt Gaſtlichkeit der Wüſte,
  Wo der Todfeind ſicher weilt,
Wenn er Feindeszelt begrüßte
  Und der Haſſer mit uns theilt.

Keiner, Keiner iſt auf Erden,
Den wir noch als Füeſt veehrten.
  Wir ſind frei und ſelber Herren
  Unſres Reiches Gränze ſperren
Keine Ströme, keine Wälder,
  Als der Strand der hohen See,
Als Saharas ſand'ge Felder,
  Und des Atlas ew'ger Schnee.

Was ſich regt in dieſen Gauen,
Muß ſich unſ'rer Gnad' vertrauen.
  Eh' die reichen Karavanen
  Noch die kühnen Räuber ahnen,
Blitzt der Dolche blank Gefunkel,
  Fliegen ſchon die Lanzen her
Aus dem Buſchicht, aus dem Dunkel,
  Und der Gegner kämpft nicht mehr.

Wir verachten ſeine Güter:
Freie ſind nicht Schätzehüter.
  Nur die Büchſe muß den Rücken
  Eines Beduinen ſchmücken,
Oft eekämpft mit ſchwerem Muthe.
  In dem Gürtel ſchaeſer Stahl,
Und ein Roß von edlem Blute
  Sind der Reichthum ſeiner Wahl.

Treue Renner, die uns tragen,
Ueber Strom und Steppen jagen,
  Der Gefahr entgegen horchen,
  Friſch uns führen und geborgen,
Aus dem Samum, aus den Schlachten.
  Gibt es Weſen auf der Erd',
Die ſo lieben, die ſo achten,
  Als den Araber ſein Pferd?

Auf zum Streiten, auf zum Rauben!
Tod für des Propheten Glauben,
  Rache dem, der uns verletzet,
  Strafe, wer ſich widerſetzet,
Freies Leben auf den Roſſen:
  Das iſt unſer Lebenslauf,
Und hat ihn das Grab beſchloſſen,
  Schließt er Allahs Himmel auf.

Richard Franke.

Das Geiſterſchiff.

Eine wahre Geſchichte — ſo weit als es geht.

Von dem Verfaſſer des „Skizzenbuches": *)

Aus dem Engliſchen v. F. H.

Die Welt iſt überſchwemmt mit Geiſtergeſchichten, aber es iſt ſchwer, ſie aus der erſten Hand zu bekommen; das heißt von Leuten, welche die Geiſter wieklich geſehen haben; und dies mag auch der Grund ſeyn, warum ſie bei den Zweiflern ſo ſehr an ihrem Credit verloren haben. Ich hörte jedoch einmal eine Geſchichte dieſer Art von Jemand, der **nahe** daran war, Augenzeuge davon zu werden, und feſt und heilig an dieſelbe glaubte. Es war ein würdiger Seekapitain aus Nantuket oder Martha's Vineyard ich weiß nicht mehr recht woher gebürtig, jeden Falls aus einem Oete, der als das Vaterland vieler tüchtiger Seeleute berühmt iſt. Ich machte ſeine nähere Bekanntſchaſt in dem alten Sevilla, wo wir, auf einer weiteren Reiſe begriffen, mit ſeinem Zweimaſter in dem Guadalquivir geankert hatten. Unſer Geſpräch lenkte ſich eines Tages auf die Wunder und Abenteuer der See. Unter Anderem erzählte er mir, daß er unter ſeinen vielen Fahrten, auch einmal eine Reiſe am Borde eines Geiſterſchiffes gemacht habe. Es war ein Fahrzeug, das im ſchlechſten Zuſtande, mit ſchlaff herabhängenden Segeln, in die Nähe des Golfes von Florida, zwiſchen das Feſtland und die Bahamabänke gelaufen war. Die, welche es beſtiegen, fanden keine lebende Seele am Borde. Die Schiffsladung war geraubt; die Böden im obern und untern Raume mit Blut beſudelt; das Tackelwerck und die Segelleine gleichfalls: es war augenſcheinlich, daß das Schiff von Piraten geplündert

*) Washington Irwing.

Digitized by Google

und das Schiffsvolk, allem Anſcheine nach, gemordet und über Bord geworfen worden war.

Die Finder nahmen Beſitz von dem Schiffe, und brachten es nach Boſton in Neuengland. Aber die Matroſen, welche mitgeſchifft waren, erklärten, daß ſie ferner eine ſolche Reiſe nicht um alle Schätze Peru's mehr mitmachen würden. Sie ſeyen auf dem ganzen Wege von den Geiſtern der ermordeten Schiffsleute geplagt worden; zu Nacht ſeyen dieſelben immer aus allen Theilen des Schiffes hervorgekommen, auf das Verdeck gelaufen, hätten an den Rudern Platz genommen und den Maſtkorb erklettert, kurz alle auf dem Schiffe üblichen Geſchäfte verrichtet.

Da Niemanden von dieſen Geiſtern des Schiffes ein Leid zugefügt worden war, behandelte man die Geſchichte leicht, und das Fahrzeug wurde für eine neue Reiſe ausgerüſtet. Aber als es reiſefertig war, konnte man keine Schiffsleute für daſſelbe auftreiben. Es lag einige Zeit im Hafen von Boſton, und wurde von dem abergläubiſchen Seevolke für bezaubert gehalten, und es wäre vielleicht hier verfault, hätte nicht der würdige Capitain, welcher mir die Geſchichte erzählte, es unternommen, daſſelbe zu befehligen. Es glückte ihm, einige tüchtige Matroſen als Gefährten zu bekommen, welche ſich vor Geiſtern nicht ſo fürchteten; und ſein Schwager ſegelte als zweiter Befehlshaber mit.

Als ſie weit in die See hinaus gefahren waren, fingen die Geſpenſter widerum an, ihr Unweſen zu treiben. Nachts war es, als tobe der T . . . . . im Kielraum; es war ein Poltern und Lärmen, als würde die ganze Ladung hinausgeſchafft, Ballen wurden umgeworfen, und Kiſten aufgebrochen und manchmal war es, als würde der ganze Ballaſt von einer Seite auf die andere geworfen. Zaghaft und ängſtlich hörten die Matroſen dies Alles; und ſelbſt des Capitäns Schwager, der ein äußerſt vernünftiger Man zu ſeyn ſchien, wurde darüber ſehr betroffen. — Was den Capitain betrifft, ſo verſicherte er mir auf ſein Ehrenwort, daß er nie etwas gehört und geſehen habe; denn er hatte ein feſten Schlaf, und war er einmal eingeſchlafen, ſo konnte ihn ſchwerlich etwas aufwecken.

Trotz aller dieſer Beunruhungen von Seite der Geiſter langte das Schiff glücklich am Orte ſeiner Beſtimmung an, welcher einer von Südamerika's Flüſſen war. Der Capitän beſchloß in ſeinem Boote nach einer weiter oben am Fluße liegenden Stadt zu fahren, und übergab die Aufſicht über das Schiff ſeinem Schwager. Dieſer ſagte, er wolle an einer Inſel im Fluße die Anker auswerfen, wo ſie des Nachts an's Ufer gehen, und ſo zugleich das Schiff bewachen könnten; Nichts würde ihn vermögen, an Bord zu ſchlafen. Das Schiffsvolk ſchwur es gleichfalls, der Capitän konnt nicht wohl etwas gegen dieſe Maßregeln einwenden, und das Schiff wurde demnach an der Inſel angelegt, und der Capitän reiſte ab.

Eine Zeit lang ging Alles gut: der Schwager des Capitäns und ſeine braven Kameraden verließen regelmäßig mit Einbruch der Nacht das Schiff, und ſchliefen auf dem Feſtlande; nun führten die Geiſter das Commando, und das Schiff blieb ſo ruhig vor Anker liegen, als würde es von lebenden Weſen, ſtatt von Geſpenſtern, beſorgt. Da wurde in einer Nacht des Capitän's Schwager, durch einen fürchterlichen Sturm geweckt. Er eilte ans Ufer. Die See ſchlug empor in ſchäumenden tobenden Wogen. Der Regen ſchoß herab in Strömen — die Blitze zuckten — die Donner rollten. Es war einer jener ſüdlichen Stürmen, die man nur in den tropiſchen Ländern kennt. Der Schwager des Capitäns warf einen traurigen Blick auf das hin und her ſich werfende und abmähende Schiff. Er ſah die ſeltſamſten Weſen, auf demſelben geſchäftig, welche nur das Flammen des Blitzes, oder die ſchwachen Feuer, die am Tackelwerke manchmal leuchteten, erkenntlich machte. Er hörte gelegentlich auch des Hochbootsmanns Pfeife, oder das Brüllen einer rauhen Stimme durch das Sprachrohr. Die Geiſter waren ſichtlich bemüht, das Schiff zu retten. Aber ein Sturm in den Tropenländern wird oft Herr über Geiſter, Geſpenſter, ja ſelbſt den T.... Mit einem Worte, das Schiff ſprengte die Taue, wurde vom Winde fortgetrieben, und ſtrandete an dem Felſen, wo es auch ſeine Reſte hinwarf.

Als der Capitän von ſeiner Reiſe zurückkehrte, fand er ſtatt ſeines vormals ſtattlichen Fahrzeuges einen nackten Rumpf und erfuhr von ſeinem Schwager das wunderbare Geſchick deſſelben. Ob es auch ferner auf dem Wrack nicht geheuer war, konnte er mir nicht ſagen: und ich habe vergeſſen, zu fragen ob die Eigenthümer etwas von den Verſicherern erhalten haben, welche ſelten gegen Unfälle durch Geiſter aſſecuriren.

Dies war der einzige Fall, wo es mir glückte, dem Urquell einer Geiſtergeſchichte ſo nahe zu kommen. Nachher habe ich oft bedauert, daß der Capitän ſo feſten Schlaf hatte, und daß ich ſeinen Schwager nicht ſehen konnte.

Reiſe durch das mittägliche Frankreich im Jahre 1836.

(Fortſetzung)

In Arles verließen wir die Waſſerdiligence. Beim Ausſteigen hatte ein etwas unbeholfener Engländer den Unfall, in den Kanal zu fallen. Da indeſſen ernſtliche Folgen nicht zu befürchten waren, ſo gab uns der Britte Stoff zum Lachen. Wir ſahen zu, wie er in dem vertrauten Element ganz munter ſich herumtummelte, und allgemach, wiewohl etwas durchnäßt, in unſerer Geſellſchaft wieder zum Vorſchein kam.

Wir nahmen hierauf Arles in Augenſchein. Dieſe Stadt, deren Urſprung in das graue Alterthum fällt, hat ein düſteres Anſehen. Die Häuſer haben ein altväteriſches Aeußere, die Straßen ſind menſchenleer. Die Bevölkerung iſt, ungeachtet der Ort im Jahre 1835 durch die Cholera ſehr hart mitgenommen wurde, wieder auf 24,000 Seelen geſtiegen. Nicht unintereſſant ſind die Ueberreſte eines römiſchen Amphitheaters, welche freilich ſehr verfallen ſind. Auch zeugen die Mauern eines zu Ehren Conſtantins des Großen aufgeführten Gebäudes, ſo wie einige Säulen von der Anweſenheit der Römer. Man hat hier eine Menge Büſten, Altäre, Urnen und zum Theil recht ſchön gearbeitete Sarkophage aufgefunden, welche im erzbiſchöflichen Pallaſte aufbewahrt werden. — Berühmt iſt Arles jezt wegen ſeiner ſchönen Frauen. Auch wir haben dieſen Ruhm beſtätigt gefunden. Es begegneten uns recht hübſche Geſichter; der Teint war zwar etwas gebräunt, aber deſto feuriger blitzten die ſchwarzen Augen uns entgegen. Die armen Südländerinnen müſſen, wie man uns erzählte, die Gluth ihrer Empfindungen ſehr dämpfen; denn es ſoll hier ein großes Mißverhältniß zwiſchen der männlichen und weiblichen Bevölkerung beſtehen. — Weniger ergötzlich war uns der Anblick vieler ſpaniſchen Mönche, welche aus ihrem Vaterlande vertrieben, das ſüdliche Frankreich durchziehen, und die daſige Geiſtlichkeit um Almoſen anſprechen.

In den Umgebungen von Arles iſt viel ſtagnirendes Waſſer. Durch die Rhone wird jährlich eine Menge Sand an den Ufern abgeſetzt; Wind und Regen führen denſelben weiter und bilden ungleiche Maſſen. Hierdurch entſtehen Vertiefungen, in welchen ſich Sümpfe erzeugen, deren Ausdünſtungen eben ſo unangenehm als ungeſund ſind. Bei größerer Induſtrie der Bewohner könnte

Digitized by Google

dem Uebelſtande leicht abgeholfen werden. — Die Rhone iſt überhaupt ein reißender Fluß, der den Uferbewohnern manchen Nachtheil zufügt. Faſt alljährlich nimmt der Hauptſtrom eine andere Richtung, welche zuweilen nur um einige Fuß von der früheren abweicht, und ſowohl den Schiffsfahrern, wie ich ſchon oben erwähnt habe, mancherlei Schwierigkeiten in den Weg legt, als auch die Eigenthumsrechte der Uferbeſitzer beſtändig gefährdet. Ganze Strecken Landes ſind auf dieſe Weiſe auf der einen Seite des Fluſſes neu entſtanden, von den betreffenden Uferbeſitzern als Alluvion erworben und in Cultur geſetzt worden, während die jenſeitigen Uferbeſitzer mit Schrecken wahrnehmen müſſen, daß der Fluß durch Abſpülen des Ufers ihre Grundſtücke von Jahr zu Jahr verringert.

Doch nicht blos an ſeinen Ufern, auch ins Meer hinein erſtreckt dieſer in vielen Armen ausmündende Fluß ſeine Anſchwemmungen. Es iſt eine bekannte Thatſache, daß Arles zur Zeit der Römer, und noch ſpäter, unmittelbar am Meere lag; jetzt iſt es zwei Stunden davon entfernt. Die Rhone hat dieſes Wunder bewirkt: der Fluß führt nämlich ſtets eine Menge Steine, Schlamm und Sand aus dem Innern des Landes mit ſich fort und ſetzt ſie bei ſeinem Ausfluß in das Meer wieder ab. Die Zunahme dieſer Anſchwemmungen iſt ſo regelmäßig und ſo bedeutend, daß man mit großer Wahrſcheinlichkeit den Zeitpunkt berechnet hat, wo auch Marſeille das Schickſal von Arles erreichen wird; dieſer Hafen muß mit der Zeit ganz zugeſchlammt werden und das alte Marſeille der Römer aufhören, eine Seeſtadt zu ſeyn.

Von Arles reiſeten wir nach **Nimes**. Dieſe Stadt bietet mit ihren Umgebungen viele Merkwürdigkeiten dar. Sie liegt in einem fruchtbaren Thale, welches von zwei Hügelreihen eingeſchloſſen iſt, die ſich von Nordoſten nach Südweſten hinziehen. Die Hügel, hier **Garriken** genannt, ſind Kalkfelſen, meiſtentheils oben kahl, weiter unten mit Reben und Olivenpflanzungen, mit Feigen, Granaten, Mandeln und Maulbeerbäumen bedeckt; in anmuthiger Abwechſelung iſt das Thal mit herrlichen Getreidefeldern und üppigen Wieſen geſchmückt. Auch die Küchengewächſe gedeihen hier vortrefflich, ſo daß über 1000 Gärtner mit ihrer Cultur ſich beſchäftigen, und die vielen hier gewonnenen Sämereien einen bedeutenden Gegenſtand des Handels ausmachen. Nicht ohne Intereſſe ſah ich hier unter andern den Bau der Tabakspflanze. Iſt ja doch Nimes der Geburtsort des **Johann Nicot**, der im Jahre 1559 die erſte Tabakspflanze aus Portugal, wohin er als franzöſiſcher Geſandter geſchickt war, nach Frankreich brachte und von da weiter durch Europa verbreitete. — Uebrigens war die Vegetation um Nimes trotz der vorgerückten Jahreszeit ziemlich friſch; man verdankt dies der reichlichen Bewäſſerung aus dem nahen Viſterflüßchen und andern von den benachbarten Bergen herabſtrömenden Bächen.

Die eigentliche Stadt iſt nicht ſchön. Die Straßen ſind eng und winkelig, die Häuſer klein und unbequem. Der untere Stock iſt meiſtens unter der Erde angebracht, feucht und ungeſund. Aber um die Stadt liegen 8 Vorſtädte, die noch einmal ſo groß als die Stadt, und dabei viel regelmäßiger gebaut ſind, beſonders die von Crucimele und Richelieu. Dieſe liegen höher, ſind luftig und ſonnig, und mit gutem Waſſer verſehen, was in Nimes eine Seltenheit iſt. Der Vorwurf der Unreinlichkeit trifft Nimes, wie Marſeille und andere franzöſiſche Städte. In manchen Straßen, namentlich in dem einen Viertheil les Bourgades, welches am meiſten bevölkert iſt, liegt der Menſchenkoth haufenweiſe; in den meiſten Straſſen bleibt aller Kehricht und Unrath vor den Thüren liegen. Auf offener Straße wird geſchlachtet und die Abgänge nicht immer bei Seite geſchafft; in einigen Gegenden, wo viele Seidenweber wohnen, z. B. in den Straßen St. Laurent und Boucarin, werden ganze Maſſen verfaulter Cocons vor die Häuſer geworfen. Durch alle dieſe Unreinlichkeiten, die bei dem heißen Südwind in wenigen Stunden in Fäulniß übergehen, wird ein abſcheulicher Geſtank in der Stadt verbreitet, was gewiß nicht ohne Einfluß auf die Geſundheitsbeſchaffenheit der Einwohner bleibt. Man darf ſich daher nicht wundern, daß die Cholera, die im vergangenen Jahre hier ausbrach, heftig wüthete und viele Menſchen wegraffte. Hierzu kömmt, daß das Klima überhaupt nicht ſehr geſund iſt. Die Temperatur iſt äußerſt veränderlich, ſo daß der Unterſchied an einem Tage oft 8 — 10 Grade beträgt. Beſonders iſt dies im Sommer am auffallendſten, wo am Tage die Sonnenſtrahlen von einer Reihe kahler Kalkberge zurückprallen und in ſengender Glut auf die in der Stadt eingeſchloſſene Luftſchicht drücken. Am Abend und in der Nacht tritt dann eine plötzliche Abkühlung ein und es entſtehen dadurch heftige Winde. Nächſt Avignon iſt Nimes wohl derjenige Ort in Frankreich, wo die meiſten Winde wehen; man rechnet 60 Tage im Jahre auf eigentliche Stürme, die mitunter den Orkanen an Heftigkeit nicht viel nachgeben. Doch haben ſie das Gute, daß ſie die peſtartige Luft der Stadt reinigen.

Große und ſchöne Gebäude hat Nimes nicht aufzuweiſen. Deſto großartiger und merkwürdiger ſind die Ueberreſte der Baukunſt aus der Vorzeit. Nimes iſt, nächſt Marſeille, eine der älteſten Städte in Frankreich. Im Jahre 121 vor unſerer Zeitrechnung wurde dieſe Stadt, die Nemauſus hieß und im Gebiet der Arekomiker lag, den Römern unterworfen. Seitdem hat ſie eine beſondere Wichtigkeit behauptet. Auguſtus und Agrippa haben hier mit vielem Aufwand große Bauwerke aufgeführt; der Kaiſer Antoninus Pius wurde hier geboren. Durch eine Reihe von glücklichen Zufällen iſt, trotz der Barbarei des Mittelalters und der heftigen Kriegsſtürme, deren Schauplatz Nimes war, eine Anzahl herrlicher Denkmäler erhalten worden, die von der urſprünglichen Größe und Erhabenheit noch heute Zeugniß ablegen. Eine ausführliche Beſchreibung dieſer herrlichen Ueberreſte römiſcher Baukunſt würde hier nicht an ihrem Orte ſeyn. Sie iſt Gegenſtand gelehrter Abhandlungen und umfaſſender Werke geworden. Ich begnüge mich daher damit, das hier mitzutheilen, was ich mir, der ich auf den Ruhm eines Kunſtkenners Verzicht leiſte, bei Beobachtung dieſer Denkmäler und mit Zuratheziehung einiger in Nimes ſelbſt erſchienenen Schriften aufgezeichnet habe.

Eine der am Beſten erhaltenen Ruinen iſt das **Amphitheater**. Es übertrifft in dieſer Hinſicht noch das bekannte Amphitheater in Verona, und gewährt in ſeiner großen Ausdehnung und wegen der ungeheuern Steinmaſſen, aus denen es zuſammengeſetzt iſt, einen höchſt impoſanten Anblick. Man denke ſich ein vollkommenes Oval, deſſen größter Durchmeſſer 405, der kleinere 317 Fuß beträgt; ſein Umfang iſt 1140 Fuß. Vier bogenförmige Haupteingänge führen in das Innere, zwei von dieſen, an den ſchmalen Enden des Ovals, gehen in die Arena oder den Kampfplatz; die zwei andern an den gegenüberſtehenden Seiten führen zu den Sitzen. Außerdem ſind noch 56 andere Bogenöffnungen als Eingänge da. An der Außenſeite gewahrt man drei Abtheilungen, ein Erdgeſchoß, ein darauf ſtehendes Stockwerk und die ſogenannte Attica; aber im Innern kann man 5 bedeckte Gänge unterſcheiden, indem das Erdgeſchoß und das darauf folgende Stockwerk zwei Gallerien hat. Jedes von dieſen beiden Stockwerken beſteht aus 60 Arcaden; das Erdgeſchoß hat zwei Fuß dicke, einfache Pfeiler; im zweiten Stock aber läuft eine mit dieſen correſpondirende toscaniſche Säulenordnung hin; dieſe Säulen haben 18 Fuß Höhe.

Digitized by Google

Die Attica iſt etwa halb ſo hoch als das mittlere Stockwerk und hat weiter keine Verzierungen. Um das ganze Amphitheater laufen oben an der Attica 120 Conſolen außerhalb herum, ſo daß je zwei über den 60 Arcaden in gleicher Entfernung eingeſetzt ſind. Dieſe Conſole haben 18 Zoll Vorſprung und ſind 18 Zoll hoch; durch jede geht ein rundes Loch, einen Fuß im Durchmeſſer; durch die erwähnten Löcher wurden ehedem Stangen geſchoben, die durch weiter unten angebrachten und in der Mauer befeſtigten, eiſernen Bügel feſtgehalten und oben mit Tüchern beſpannt wurden; um die Zuſchauer vor den Sonnenſtrahlen und Regengüſſen zu ſchützen; die Arena blieb unbedeckt. Urſprünglich waren 32 Reihen von Sitzen da, jetzt kann man aber nur 17, an manchen Stellen nur 6, unterſcheiden. Die einzelnen Sitze waren durch hie und da noch bemerkbare Querſtriche bezeichnet, die jeder Perſon einen Raum von 1 1/2 Fuß anwieſen. So kann man annehmen, daß gegen 23,000 Perſonen in dieſem Amphitheater Platz hatten, was auf eine Bevölkerung von hunderttauſend Menſchen ſchließen läßt. Die Arena diente nicht nur zu Thierkämpfen und Gladiatorengefechten, ſondern auch zu Naumachien, was man aus dem Abzugskanal abnehmen kann, der unter der Arena nach den 4 Hauptthoren hinläuft, und den man neuerlich angefangen hat, auszugraben. Das Mauerwerk iſt ſehr ſolid und aus lauter gehauenen Sandſteinblöcken zuſammengeſetzt, welche mit eiſernen Klammern zuſammgefügt waren. An der Außenſeite findet man hie und da noch Basreliefs, z. B. den Romulus und Remus mit der ſie ſäugenden Wölfin auf der Façade an dem nördlichen Haupt-Eingang; weiterhin zwei kämpfende Gladiatoren; ferner mehrere Vorſtellungen von Priapen über einem Portal im Innern einen Phallus; an dem mittlern Portal zwei Stiere, und 9 Köpfe römiſcher Kaiſer. — Wenn man die Schickſale dieſes Gebäudes bedenkt, ſo muß man ſich wundern, daß es noch in dieſem leidlichen Zuſtande erhalten iſt. Denn die Gothen hatten es in eine Feſtung umgeſchaffen, und im innern Raum der Arena waren Wohnungen angebracht; ſelbſt die Arcaden wurden zu Wohnplätzen für Soldaten gebraucht. Nach den Gothen kamen die Sarazenen; auch ſie benutzten das Amphitheater als Feſtung. Im Jahr 757 wollte Karl Martell im Krieg gegen die Grafen vom Burgund das Gebäude durch Feuer zerſtören, aber die ungeheueren Felſenmaſſen trotzten den Flammen, welche nur hie und da das Mauerwerk geſchwärzt haben, was man jetzt noch deutlich erkennen kann. Später wurde ſelbſt eine Kirche hineingebaut und obgleich Franz I. i. J. 1533 die Wegräumung der im Innern angebrachten Wohnungen befahl, um die herrlichen Ueberreſte wieder ſichtbar zu machen, ſo hatten ſich doch allmählig gegen 3000 Menſchen angebaut. Vor und nach der Revolution, dann unter Napoleon und zuletzt unter der Reſtauration wurden endlich dieſe Häuſer, welche drei Straſſen bildeten, mit großen Koſten wieder gekauft nnd abgeriſſen; der Schutt wurde von Außen und Innen weggeräumt; manche ſchadhafte Stellen des alten Bauwerks ausgebeſſert und ſo erſtand denn das Amphitheater herrlich aus den Trümmern in ſo weit empor, als die Stürme der Zeit es nur geſtatteten: ein bleibendes Denkmal römiſcher Macht und Bauart.

Vom Amphietheater richteten wir unſern Weg nach der einige hundert Schritte entfernten Maison quarrée. Schon der Name gibt die Geſtalt des Monuments an. Es hat nemlich die Form eines Parallelogrammes, deſſen lange Seite 72 Fuß, die ſchmale Seite 36 mißt; das letzte Maß gilt auch für die Höhe. Man bewundert vor allen die herrlich gearbeiteten und noch gut erhaltenen corinthiſchen Säulen, 30 an der Zahl, von denen 10 freiſtehen, 20 als Haltſäulen in die Mauer eingearbeitet ſind; die Höhe der Säulen beträgt 27 Fuß 3 Zoll, ihr Durchſchnitt 2 Fuß 9 Zoll; der Sockel, auf dem ſie ruhen, iſt maſſiv, 5 Fuß hoch. Die Thüre iſt 22 Fuß hoch und 18 Fuß breit; nur durch ſie wird das Innere erleuchtet. Ueberall ſind die reichſten und geſchmackvollſten Verzierungen angebracht. Die Dachdeckung ruht auf leichtem Balkenwerk und iſt neu; auch im Alterthum kann es nicht anders geweſen ſeyn; denn die Seitenwände ſind nicht ſtark genug, um den Druck einer gewölbten Decke zu tragen. Die eigentliche Beſtimmung des Gebäudes kennt man nicht; indeſſen iſt man allgemein der Meinung, daß es ein Tempel war. Es iſt ſehr zu bedauern, daß die Inſchrift, die an der Fronte angebracht war, vertilgt iſt; noch ſieht man aber die Löcher, in welche die Buchſtaben eingelaſſen waren. Ein franzöſiſcher Alterthumsforſcher hat nun zwar nach den zurückgelaſſenen Spuren eine Inſchrift herausgebracht, der zu Folge der Tempel im erſten Jahre nach Chriſti Geburt erbaut wäre; indeſſen ſcheint mir doch ein ſolches Verfahren höchſt unſicher und zweifelhaft. — Ein Glück für die Erhaltung dieſes Denkmals war es, daß es während fünf Jahrhunderten mit Erde bedeckt war, ſo daß man über dem Dach als einem Hügel luſtwandelte. Späterhin wurde es durch Zufall entdeckt und im Jahr 1670 den Auguſtinermönchen zu einer Kirche unter der Bedingung eingeräumt, daß ſie die antike Außenſeite möglichſt herſtellen und unterhalten ſollten. Im Jahre 1820 hat Ludwig XVIII. die Wiederherſtellung vollendet.

Nicht ſo gut erhalten iſt der Dianentempel, welcher auſſer dem heutigen Umfang der Stadt liegt. Er iſt im gemiſchtem Style, nach korinthiſcher und römiſcher Ordnung gebaut. Die Länge des Gebäudes beträgt 45 Fuß, die Breite 29, die Höhe 37 1/2 Fuß. Die Hauptthüre iſt 20 Fuß 3 Zoll hoch und 11 Fuß 3 Zoll breit. Sechszehn Säulen tragen das Gewölbe, welches aus ungeheuer groſen Steinplatten beſteht. Zwiſchen den Säulen ſind Niſchen angebracht, in welchen vormals vermuthlich Statuen ſtanden. Im Innern liegen jetzt auf den Fußböden und an den Wänden ganze Maſſen von Denkmälern des Alterthums aufgeſchichtet; zerbrochene Bildſäulen, Urnen, Kapitäler, Säulenſchafte u. ſ. w.. Alle dieſe Ueberreſte laſſen auf einen guten Styl des Ganzen ſchließen und man glaubt, daß das Gebäude von Agrippa aufgeführt ſey; ſeine Beſtimmung aber iſt ganz ungewiß.

Nicht weit vom Dianentempel befinden ſich, die ehemaligen öffentlichen Bäder, welche noch vollkommen erhalten ſind. An dieſer Stelle waren reichliche Quellen, die aber bei der Nachläſſigkeit der Bewohner allmählich durch Schlamm und Unrath verſtopft waren. Im Jahre 1738 wurde der Unrath weggeräumt, die Quellen ſprudelten wieder hervor, und man benutzte ſie wieder, wie es ſchon die Römer gethan hatten. Eine Waſſerleitung wurde in die Sadt geführt und verſieht dieſelbe mit gutem Waſſer. Auf der Spitze des Felſens, aus welchem die erwähnte Quelle entſpringt, ſteht die Tourmagne (turris magna). Es iſt die Ruine eines achtſeitigen Thurmes, deſſen Umfang 240 Fuß, die Breite 80 Fuß ausmacht. Die Höhe des Thurmes beträgt noch gegenwärtig im Innern 117 Fuß; auch der äußere Schutt iſt jetzt größtentheils hinweggeräumt worden. Die Höhe mag ſonſt bedeutend geweſen ſeyn; noch ſieht man die Ueberreſte einiger Stockwerke, welche, je weiter ſie von der Erde ſich entfernten, deſto ſchmäler wurden. Ueber die Beſtimmung der Tourmagne herrſchen große Zweifel; am wahrſcheinlichſten iſt es, daß ſie zu einem Wachtthurm gedient hat; andere wollen, ſie ſey ein Leuchtthurm geweſen, weil die See in alten Zeiten faſt bis Nimes reichte. Jetzt iſt ein Telegraph daſelbſt angebracht, der, freilich im höchſten

Digitized by Google

Kontraſt mit antiken Ruinen, eben arbeitete, als wir in Gedanken den alten Zeiten angehörten.

Das neueſte Denkmal der Römerzeit, welches erſt kürzlich aufgegraben, aber noch theilweiſe verſchüttet liegt, iſt das Thor des Auguſtus. Es iſt zu wünſchen, daß man mit den Ausgrabungen thätig fortfahren und noch manche verborgenen Schätze aus der Tiefe an das Tageslicht fördern möge. Aber auch ſchon das, was jetzt ſichtbar iſt, macht einen auſſerordentlichen Eindruck auf den Beſchauer und ich bin überzeugt, daß dieſe großartigen Reſte aus dem Alterthum allein ſchon verdienen, daß man um ihrentwillen eine Reiſe nach Nimes unternimmt.

Aus dem Maßſtabe, in dem dieſe Gebäude aufgeführt, ſchließt man ſicher, daß Nimes ſonſt wenigſtens noch einmal ſo groß war. Jetzt zählt es gegen 50,000 Einwohner, von denen etwa die Hälfte aus Proteſtanten beſteht, wie denn auch die Umgegend von vielen Proteſtanten bewohnt wird. Deutlich zeugt ſich auch hier der Einfluß des Proteſtantismus auf Förderung geiſtiger Kultur. Proteſtanten ſind es, von denen hier die beſten Einrichtungen ausgehen; ihnen geſteht man durchgehends die geiſtige Superiorität zu, und ungeachtet der Bigotterie, die ſonſt hier herrſchte, haben ſie ſo die allgemeine Achtung erworben, daß ſelbſt der gemeine Mann dieſe ihnen zollt. Es iſt nichts Ungewöhnliches, daß Katholiken einen Proteſtanten zum Deputirten wählen, weil ſie ſeinen Einſichten mehr vertrauen, als denen ihrer Glaubensgenoſſen. Iſt es doch gewiß ein bemerkenswerthes Zeichen unſerer Zeit, daß der aus Nimes gebürtige Proteſtant Guizot an der Spitze des Miniſteriums für den öffentlichen Unterricht ſtand. Fügen wir jetzt noch hinzu, daß eine proteſtantiſche Thronerbin aus einem deutſchen Fürſtenhauſe dem franzöſiſchen Volke keinen Anſtoß erregt.

Sicher iſt als eine Folge der geſteigerten Aufklärung, die größere Induſtrie der hieſigen Einwohner zu betrachten. In Nimes iſt eine auffallende Rührigkeit. Alles arbeitet, alles ſucht vorwärts zu kommen, während man in rein katholiſchen Städten eine Menge Müſſiggänger gewahrt, die gedankenlos in den Kirchen liegen oder an Prozeſſionen Theil nehmen. In Nimes wird allein der Seidenhandel auf 16 Millionen Franken geſchätzt, über 6000 Menſchen ſind damit beſchäftigt. Strumpffabrikarbeiter gibt es über 4000, ihr Abſatz überſteigt die Summe von 6 Millionen Franken.

Selbſt die Sprache der hieſigen Einwohner hört ſich angenehm zu. Sie reden bekanntlich das dem Auslande faſt unverſtändliche Patois von Languedoc: aber bei der Gemüthlichkeit, mit der es geſprochen wird, klingt es, beſonders in dem Munde einer hübſchen Städterin, gar anmuthig.

Dieſer Aufenthalt in Nimes wurde uns auch dadurch angenehm gemacht, daß wir in einem guten Gaſthof logirten. Wir empfehlen jedem Reiſenden das von uns bewohnte Hôtel du Luxembourg, welches billigen Anforderungen gewiß genügt.

Vollkommen befriedigt in unſern Erwartungen, trennten wir uns von Nimes. Wir kamen auf unſerer weitern Reiſe durch lachende, fruchtbare Gegenden; fürwahr es iſt ein ſchönes, geſegnetes Land dieſes Languedoc. Reichlich iſt es von der Mutter Natur ausgeſtattet, welche in Fülle ihre Gaben über dieſe Gegenden ausgeſchüttet hat. Wein wird hier nicht blos in Menge, auch in feinen Sorten producirt. Ich erinnere nur an den Moutbazin, Frontignan, Lünel, Rouſſillon, Picardan, Riveſaltes. Die gewöhnlichen Sorten begreift man unter dem Namen Côte rôtie.

Als eine Folge der Fruchtbarkeit erſcheint die Wohlhabenheit der Einwohner, ihr vergnügter Sinn. Wie angenehm lebt man hier, wo alles zum Genuß einzuladen ſcheint! Mit welcher Leichtigkeit reiſet man bei dem vortrefflichen Zuſtande der Landſtraßen! Dieſe werden mit einer Sorgfalt unterhalten, daß ſie an die beſten Kunſtſtraßen Preußens erinnern.

So gelangten wir bald nach dem vier Stunden von Nimes gelegenen Lunel, welches wegen ſeines köſtlichen Muscatweines bekannt genug iſt. Dieſes Städtchen verdankt ſeine Wohlhabenheit dem Kanal Robine, der hier ſeinen Anfang nimmt und bis nach Cette geht und in den Kanal von Languedoc führt. So können die Bewohner von Lünel ihre Weine und andere Erzeugniſſe mit Leichtigkeit verführen.

Von Lünel ſind abermals 4 Stunden bis Montpellier. Wir legten dieſen Weg, da er auf der Ebene fortläuft, und die Straße eben ſo gut als bis Lünel unterhalten iſt, mit Schnelligkeit zurück. Bei guter Zeit kamen wir in Montpellier an. Montpellier iſt eine in vieler Rückſicht ſehr intereſſante Stadt, und ſie verdient es wohl, daß wir etwas bei ihr verweilen. Sie zieht ſich am Abhang eines Hügels herab, deſſen breite Seite nach Südoſt zu gerichtet iſt, und welcher zu der Kette von Bergen und Anhöhen gehört, welche an die Cevennen ſich anſchließen. Unten am Hügel fließt der Fluß Lez vorbei, auf der andern Seite, in einiger Entfernung der Moſſon. Nur die Vorſtädte, welche am untern Theil der Anhöhe liegen und ohngefähr eben ſo groß als die eigentliche Stadt ſind, haben breite und regelmäßige Straßen; aber die Stadt ſelbſt beſteht aus einer Menge winkeliger und enger Gaſſen, in denen man bergauf, bergab ſteigen muß; die Gebäude ſind meiſtens unanſehnlich und altmodiſch. Was jedoch bald einen guten Eindruck macht, iſt die Reinlichkeit in den Straßen, an die man in Frankreich nicht gewöhnt iſt. Hierzu trägt die abſchüſſige Lage der Stadt viel bei, der Regen ſpült den Schmutz in die unteren Gegenden, von wo er durch unterirdiſche Kanäle aus der Stadt geführt wird. Dieſe größere Reinlichkeit ſowohl, als die luftige Lage des Ortes, der von allen Seiten dem Winde freien Durchgang läßt, macht den Aufenthalt daſelbſt geſund und iſt bei den übrigen Annehmlichkeiten, welche die Stadt darbietet, Urſache, daß ſich immer viel Fremde hier aufhalten. Das Leben in Montpellier iſt auch in der That angenehm und äußerſt wohlfeil. Man findet vortrefflich eingerichtete Gaſthöfe. Wir logirten in dem hotel du midi, dem beſten Gaſthof, den ich auf meiner ganzen Reiſe durch Frankreich angetroffen habe. Die Zimmer ſind höchſt elegant und bequem eingerichtet, die Betten vortrefflich, die Bedienung ausgezeichnet und der Tiſch läßt nichts zu wünſchen übrig. Freilich liefert die äußerſt fruchtbare Gegend und das nur drei Stunden entfernte Meer die reichlichſte Nahrung für Küche und Keller. Die berühmten Auſtern von Cette, welche täglich hierher zu Markte gebracht werden, gelten für die beſten in Frankreich, und ich kann den Auſterfreunden aus eigener Erfahrung verſichern, daß ſie wirklich, was die Zartheit des Fleiſches und ihren Geſchmack betrifft, in jeder Beziehung den holländiſchen und Holſteiner, ja ſogar den engliſchen Auſtern vorzuziehen ſind. Dieſe Auſtern ſind noch größer als die Holſteiner, und werden nicht von Auſterbänken gebrochen, ſondern gefiſcht. Sie liegen loſe auf dem Meeresgrunde und werden nicht ohne Mühe mittelſt großer Netze aus der Tiefe hervorgezogen. Ausgezeichnete Weinlagen verſehen den Tiſch mit guten Getränken der verſchiedenſten Gattungen. (Fortſ. f.)

Die Allerheiligen-Kapelle in München.

*†. Dieſer nun eingeweihte Tempel des Herrn wurde durch Klenze erbaut, und am 1. November 1826 hiezu der feierliche Grundſtein gelegt. Der Wille des Königs beſtimmte

Digitized by Google

den byzantiniſchen Styl. Ihre Länge beträgt 145′, die Breite 103′, die Höhe 80′. — Auf Säulenarkaden ruhen die Emporkirchen im Innern; die Decke beſteht aus Tonnen- und Kuppelgewölben, und das Presbyterium mit dem Hochaltare wird durch eine große Niſche eingeſchloſſen. Der untere Theil der Kirche iſt mit Marmor bekleidet, der obere: Pfeiler, Wände, Gewölbe und Kuppeln und die Chorniſche ſelbſt mit Fresken geſchmückt. Alle Gemälde ſind auf Goldgrund gemalt und durch reichverzierte Bänder und Inſchriften mit einander verbunden. Die Erfindung des ganzen Cyclus, ſo wie die ſpezielle Angabe der einzelnen Gemälde iſt von Profeſſor Heinrich Heß. Er wurde in der Ausführung unterſtützt durch die Maler: Johann und Claudius, Schraudolph, Koch, Müller und Andere. — Die Räumlichkeit bot vier Abtheilungen, wodurch auch die Eintheilung der Gemälde in vier Cyclen beſtimmt wurde. Die Kapelle iſt in ihren obern Raumen in zwei Kuppeln getheilt, an welche ſich am Eingange der Muſikchor, im Hintergrunde die Niſche für den Hauptaltar ſchließen. Der Muſikchor enthält allegoriſch-ſymboliſche Figuren der Künſte und Wiſſenſchaften, in Bezug auf Religion, die erſte Kuppel Vorſtellungen des alten Teſtamentes, die zweite das neue, die Niſche des Hochaltares die Verklärung beider in der triumphirenden Kirche. Da der Muſikchor nur eine Art Vorhalle der Kirche iſt, ſo ſind die bildlichen Vorſtellungen in untergeordneter Größe gehalten, und erſcheinen als Medaillons in reichen Arabesken. In der Mitte des Bogens erblicken wir die h. Cäcilia, die heilige Muſik darſtellend, rechts, weiter unten St. Lukas, als Schützer der Malerei; das Rundgemälde neben ihm zeigt den König Salamon, den Plan des Tempels zu Jeruſalem überdenkend, und die Kirchenbaukunſt repräſentirend. Dieſem gegenüber iſt der Papſt St. Gregor, als Vertreter der Theologie, daneben David als Haupt der heiligen Poeſie. Die vier kleineren allegoriſchen Figuren ſtellen die vier Kardinal-Tugenden: Weisheit, Klugheit, Mäßigkeit, Stärke dar. Die zunächſt an den Muſikchor ſich reihende Kuppel, ſo wie ihre zwei Seitenniſchen, bieten Gegenſtände aus dem alten Teſtamente. In ihrer Mitte erſcheint die Majeſtät des Herrn, umgeben von Seraphinen, umſchloſſen von einem Kreiſe, in deſſen acht Abtheilungen die Geſchichte des Paradieſes, die ſechs Tage der Schöpfung erſcheinen. Es folgen, die untere Wölbung der Kuppel einnehmend, die Hauptmomente der Geſchichte Noah's. Sie ſind in vier größeren Vorſtellungen gegeben, zwiſchen denen ſich, auf dunkelm Grunde, vier kleine Bilder einſchalten: Noah empfängt durch göttliche Botſchaft das Vorbild der Arche; die Sündfluth bricht ein; Noah verläßt mit den Seinigen die Arche; Noah hat dem Herrn einen Alter errichtet und weiht ihm ein Dankopfer. Die vier kleineren Bilder, welche zwiſchen den eben beſchriebenen ſich befinden, enthalten: Noah's Weinbau; Noah's Schlaf; Chams Verfluchung und Segen über Sem und Japhet; die Zerſtörung des Menſchengeſchlechtes beim Thurmbau zu Babel. — In den vier Pfeilerzwickeln, welche die Kuppel tragen, ſind in koloſſalen Figuren die Erzväter und Noah dargeſtellt.

Die erſte Seitenloge enthält die Hauptmomente aus dem Leben Abrahams und Iſaaks. Das Bandgewölbe zeigt in dem Mittelbilde den Bund Abrahams und Melchiſedechs. Abraham zurück gekehrt aus dem ſiegreichen Kampfe gegen Kodorlahamor wird begrüßt vom Könige von Sodom, und von Mechelſideck, dem Könige von Salem, der als der erſte Prieſter im alten Bunde genannt wird. Er ſegnet Abraham und reicht ihm Brod und Wein. Umher Gefolge der Könige und Abrahams, welche letztere von der Beute herbeibringen, welche Abraham den Königen überläßt. — Die Hauptwand dieſer Niſche enthält das Opfer Iſaak's; zur Rechten von dieſem Bilde, an der Neigung des Bandgewölbes: Jakob ſieht auf der Wanderung im Traume die Himmelsleiter; gegenüber: Jakobs Kampf mit dem Engel. Die zwei kleineren, grau in grau gemalten Bilder enthalten: die Verſtoßung der Hagar und Ismaels und die Verheißung der Nachkommenſchaft Abrahams. — Die gegenüberſtehende Seitenloge enthält Darſtellungen der dritten Epoche des auserwählten Volkes. Die Hauptwand enthält: Moſes zeigt dem Volke die auf Sinai vom Herrn empfangenen Geſetztafeln. Auf der Mitte des Bandgewölbes befindet ſich das Wunder der Errettung der Kinder Iſrael durch das lebendige Waſſer, welches Moſes aus dem Felſen mit ſeinem Stabe lockt. An den untern Seiten des Bandgewölbes ſind die Geſtalten von vier beſonders bezeichnenden Erſcheinungen der jüdiſchen Geſchichte dargeſtellt. Nun beginnt der Cyclus des neuen Teſtamentes, als deſſen Vorbereitung in dem räumlichen Uebergange, dem Bandgewölbe, die vier Propheten: Jeremias, Daniel, Iſaias und Ezechiel dargeſtellt ſind. Das Mittelbild enthält die Anbetung der Hirten und heiligen drei Könige. Die zweite Kuppel enthält das Symbol der Gemeinſchaft der Heiligen. In der Mitte Chriſtus in koloſſaler Größe; ihm zunächſt ein Kreis von Seraphinen, dann vier Gruppen, das große Halleluja zu dreien ſingenden Engel, ſie bilden eine Kreuzform um den Heiland. Das Gewölbe der Kuppel iſt von der Verſammlung der zwölf Apoſtel erfüllt. An den entſprechenden Pfeilern dieſer Kuppel ſind dargeſtellt: Matthäus, Markus, Lukas und Johannes. Das linke Seitengewölbe zeigt in der Mitte des Bogens den Herrn, der die Kinder ſegnet; Petrus, Johannes und Jakobus ſind mit ihm. Rechts am untern Ende des Bogensgewölbes das Gebet des Herrn im Garten Gethſemane, gegenüber die Taufe Chriſti durch Johannes. Die zwei grau in grau gemalten, kleineren Bilder enthalten den Einzug Chriſti in Jeruſalem und die Auferweckung Lazari. Auf der Hauptwand dieſer Niſche: die Kreuzigung Chriſti, korreſpondirend mit dem Opfer Iſaaks, in der Abtheilung des alten Bundes. Das gegenüber ſtehende Seitengewölbe enthält die Auferſtehung; Chriſtus erſcheint nach der Auferſtehung der Maria Magdalena im Garten; Chriſtus läßt Thomas die Finger in die Wunden legen. — Auf der Hauptwand iſt die Himmelfahrt Chriſti abgebildet. Ein kleineres, ebenfalls grau in grau gemaltes Bild zeigt das Erkennen des auferſtandenen Chriſtus bei den Jüngern zu Emaus. Gegenüber: Chriſtus trit unter die verſammelten Jünger nach der Auferſtehung. In der Niſche des Hochaltars erſcheinen: St. Heronymus, Auguſtinus, Ambroſius und Gregorius. Den oberen Raum dieſes Gewölbes nehmen die ſieben Gaben des heiligen Geiſtes: die Stärke, die Weisheit, die Gottſeligkeit, die Furcht des Herrn, die Wiſſenſchaft, der Verſtand und der gute Rath ein, in deren Mitte die ſymboliſche Taube in ihrer Gloria erſcheint. In dem Gewölbe unmittelbar über dem Hochaltar befinden ſich die ſieben Sakramente. Den Schluß des Ganzen bildet das Bild der allerheiligſten Dreieinigkeit in der Niſche hinter dem Hochaltare. — Die ſchöne Orgel wurde von dem hieſigen Orgelmacher Hrn. Carl Froſch erbaut.

Berchtesgaden.

(Fortſetzung.)

Des Stiftes Aufnahme.

Still förderte Eberwein ſeine Schöpfung weiter, haderte nicht mit dem Erzbiſchofe von Salzburg, der die im Tuval-

Digitized by Google

gebirge und im Gebiete von Berchtesgaden entdeckten Salzberge ſeinem Domkapitel zuſprach, lichtete mit ſeinen Brüdern den Wald umher, warb Anſiedler, förderte die Viehzucht, und verſuchte ſogar an den ſonnigen Seiten Getreid und Flachs zu bauen. Aber Kälte und Mißwachs hätten dennoch die Anſiedelung wieder vernichtet, hätten nicht bald von Außen her milde Hände Vieles zum Unterhalte und Sicherung der Anſiedelung geſpendet, was durchaus nothwendig war. Von da aus gleicht die Geſchichte von Berchtesgaden der eines jeden andern Kloſters, es wächſt nach Innen und Außen, zeigt ſich rührig zu neuen Erwerbungen, glänzt, ſeine Bewohner anfangs mäßig und arbeitſam, gewöhnen ſich mehr und mehr bloß zu zehren, die reichlich geſpendeten Güter werden oft verſchwendet, Zank im Innern unter den Brüdern, Zank und Streit nach Außen gegen habſüchtige Nachbarn, bis endlich mit der völligen Ausartung die Auflöſung eintritt.

Unter dem Propſte Heinrich I. vom J. 1148 — 1174 erhielt das Kloſter Jadd, Fiſcherel und Forſtrecht, und die Bewilligung, im ganzen Umfange des Waldes auf Salz und Erze aller Art zu bauen. Still und mäßig bediente es ſich der gewährten Begünſtigungen und blieb fern in glücklicher Abgeſchiedenheit, während das nahe Salzburg in den unſeligen Kampf mit dem Hohenſtaufen Friedrich I. und den Päpſten verwickelt, durch Feuer und Schwert litt. Die Pröpſte von Berchtesgaden übten und ſuchten freundſchaftliche Nachbarſchaft mit den Edlen umher, und gewannen manche Geſchenke von den Grafen von Rot, Waſſerburg und Plaien; Jagd und Viehzucht mit Milchwirthſchaft gewährte einen reichlichen Tiſch, ſchon erhielten ſie Güter ſelbſt in entfernten Gegenden, wie in Unteröſterreich, in der oberen Pfalz; das Kloſter beſaß Häuſer in München, in Salzburg, Regensburg, Linz und Wien.

Die Kaiſer beſtättigen den Bittenden freundlich die Schutz- und Freiheitsbriefe; Heinrich VI. gewährte ihnen im J. 1194 auf Salz zu bauen, und ſie thaten dieſes in Tyval und am Göhl oder Schellenberg, wodurch ſie ſchon in Streit mit Hallein geriethen, das ſich in ſeinen alten angemaßten Rechten gefährtet ſah. Für alle dieſe Geſchenke verlangten die Geber von den Mönchen meiſtens nur, daß ſie ihrer im Gebete gedenken und alljährlich eine Meſſe zum Heile ihrer Seelen leſen ſollten.

Rechte, Reichthum und Anſehen des Kloſters wuchſen immer mehr; ſchon hatte es den Blutbann, und durfte durch ſeine Richter über Tod und Leben ſeiner Unterthanen richten; im Jahre 1294 erhielt der Propſt die äußere Auszeichnung eines Biſchofes; das Uebergewicht und die Oberhoheit von Salzburg dauerte noch fort; doch zeigte ſich ſchon häufig gegenſeitige Eiferſucht und Mißtrauen, und es erhob ſich zwiſchen den Unterthanen oft blutiger Streit wegen der Jagd-, Forſt- und Weidegränzen.

Mit dem ſteigenden Reichthume erhielt auch das Kloſter eine ſchönere Geſtalt; ein Kreuzgang wurde erbaut, in welchem ſich auch die Satyre der Künſtler über das ungeiſtliche Leben der Geiſtlichen in manchen Zerrbildern ausſprach. Die alte Einfachheit und Frömmigkeit war allmählig aus den Hallen verſchwunden; die Brüder, welche früher die gewöhnlichen Arbeiten des Hauſes ſelbſt gethan und vorzüglich die in das Kloſter mitgebrachte Kunſt des Holzſchnitzens geübt und weiter umher verbreitet hatten, wollten nun wie Herren leben in Müſſiggang und dem Bauche fröhnend; die Salmlinge des Sees wurden von ihrer Tafel bald als Leckerbiſſen an den Höfen der deutſchen geiſtlichen und weltlichen Fürſten bekannt und verſchickt. Zucht und Ordnung verfiel, und welcher Propſt dieſe wieder herſtellen wollte, hieß ein Tyrann und wurde verfolgt. Im J. 1381 überfielen die Mönche den Propſt Ulrich, warfen ihn ins Gefängniß, gingen dann nach Salzburg und berichteten über ſein Walten ſo Böſes, daß der Erzbiſchof ihnen die Erlaubniß einer neuen Propſtwahl gab. Dieſen innern Zwiſt ſuchten die Herzoge von Bayern zur Vergrößerung ihres Einflußes zu gewinnen; eiferſüchtig auf Salzburgs Erzbiſchof, der die Mönche begünſtigte, nahm ſich Bayern des eingekerkerten Propſtes an, ſammelte ein Heer, fiel in das Ländchen ein, und verwüſtete Alles umher. Da entſtand große Noth; um nur die dringendſten Bedürfniſſe zu befriedigen, verkaufte das Kapitel Güter und Alpenweiden, und machte Schulden bei Edelleuten, Gewerben, Kaufleuten und Juden in entfernten Städten; dann wußten ſie ſich der Forderungen nicht mehr zu erwehren, die Verwaltung nicht ferner zu führen und übergaben das Stift im Jahre 1389 dem Erzbiſchof von Salzburg. Die Einverleibung wurde durch den Papſt Bonifacius beſtättiget und öffentlich verkündet; die Propſtei Berchtesgaden wurde darauf durch einen Dekan verwaltet. Darüber zürnten die Herzoge von Bayern, ſie gönnten Salzburg die Erwerbung nicht, wendeten ſich klagend an den Kaiſer und Papſt, und ebenderſelbe Bonifacius widerrief im J. 1404 die frühere Uebergabe an Salzburg. Vergebens widerſprach der Erzbiſchof, und ſuchte ſeinen errungenen Beſitz zu erhalten: die bayeriſche Partei wählte ſchnell einen neuen Propſt, Pater Pienzenauer, und der Domdechant Ulrich von Augsburg ſprach bei der feyerlichen Einführung deſſelben den Bann über den ungehorſamen Erzbiſchof, rief die weltliche Macht zu Hülfe und alſobald erſchien der Herzog Stephan mit Söldnern und that dem ſalzburgiſchen Gebiete ſolchen Schaden, daß der geiſtliche Oberhirt den weltlichen Waffen wich, und ſeine Anſprüche an das Land, jedoch nicht die Oberherrlichkeit über Berchtesgaden aufgab. Darüber erhob ſich aber nun ein neuer, langdauernder Streit; das Stift wollte ſelbſtſtändig ſeyn, und es begannen deßwegen insgeheim die Unterhandlungen mit Rom; Der Papſt Calixt III. gewährt endlich im J. 1455 eine Bulle, durch welche Berchtesgaden von aller Gewalt des Erzbisthums befreit und unmittelbar unter den päpſtlichen Stuhl geſtellt wurde. Da aber die Stiftherren ſelbſt einſahen, daß die Bulle erſchlichen, und Salzburg jetzt zu mächtig ſey, ſchwiegen ſie, und machten die Bulle erſt ſpäter bekannt, worüber ſich neuer Streit erhob.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz.

Artiſtiſches aus Mainz.

(Ende Oktober.)

Vereine. Die rheiniſch-naturforſchende Geſellſchaft hat endlich für ihre ſchönen Sammlungen ein paſſendes Lokal gefunden, während dieſelben bisher in mehreren Sälen des Gymnaſiums nur unvollkommen aufgeſtellt werden konnten. Hätte die Geſellſchaft der hieſigen Naturforſcher auf das Lokal warten wollen, was ihr die ſtädtiſche Behörde verſprach, nämlich in dem neu zu erbauenden, groſsartigen Stadthauſe, ſo hätten die Sammlungen wohl noch Jahre lang dürftig aufgeſtellt bleiben müſſen, da es mit beſagtem Neubau noch zur Zeit trüblich ausſieht, und derſelbe wohl gar ein frommer Wunſch bleiben könnte! — Der Wachsthum dieſer Sammlungen iſt übrigens äuſſerſt erfreulich, und übertrifft alle unſere Erwartungen. Geſchenke und Ankäufe haben dieſelben binnen Jahresfriſt äuſſerſt bereichert, und das Vereinigen der Bruch'ſchen ornithologiſchen Sammlung mit den Sammlungen des Vereins war für letzteren eine Wohlthat. Wir haben bei dem unlängſt ſtattgehabten Jahresfeſt der rheiniſch-naturforſchenden Geſellſchaft vom Präſidium ſo befriedigende Reſultate vernommen, daß wir an dem raſchen Gedeihen dieſes Inſtituts gar nicht mehr zweifeln können. — Auswärtige, korreſpondirende Mitglieder von groſſem Rufe ſind mit dem Vereine neuerdings in Verbindung getreten, und in der Heimath wächst die Zahl der befördernden und aktiven Mitglieder täglich, die wiſſenſchaftlichen Vorträge in den regelmäßigen Verſammlungen gewinnen an Extenſität und Intenſität, und der Verein ſteht von Auſſen und von Innen feſt und ehrbar da. — Die beiden andern hieſigen Vereine, Kunſtverein und Liedertafel, haben ſich von dem naturforſchenden Vereine, dem jüngſten unter den dreien, überflügeln laſſen, wenigſtens wird ihre Wirkſamkeit bei weitem weniger beachtet und anerkannt, als die Wirkſamkeit des naturforſchenden Vereines. Das iſt aber erklärlich. Die Natur intereſſirt jeden, naturhiſtoriſche Sammlungen haben für jeden etwas Anziehendes, ſie werden beſucht, ſo oft ſie dem gröſſern Publikum zu-

Digitized by Google

ganglich gemacht werden, und die ganze Stadt nimmt an dem Gedeihen dieſes Inſtituts Theil. Nicht ſo iſt es mit dem Kunſtvereine und der Liedertafel. Erſtrem, obwohl ſeine Beſtrebungen lobenswerth ſind, hat es noch nicht gelingen wollen, rntſchieden und kräftig nach Auſſen, auf die Umgebung, auf die Maſſe zu wirken; ſein Einfluß erſtreckt ſich noch nicht weit genug jenſeits der Schwelle des Kunſt-Vereins-Lokals, ſein Streben hat noch nicht allgemein Wurzel gefaßt; man gehört dem Inſtitute noch nicht allgemein genug, und noch nicht aus Bedürfniß an. Mit einem Worte: der Kunſtverein wird noch nicht als Concentrationspunkt aller künſtleriſchen und ſchönwiſſenſchaftlichen Beſtrebungen in unſerer Stadt betrachtet. Und doch, wie gut wäre es, könnte der Kunſtverein dieſes Ziel erreichen! Je verbreiteter der Kunſtſinn und Kunſtgeſchmack einer Stadt, um ſo mehr wird in ihr das Bedürfniß nach edleren und höheren Genüſſen empfunden, um ſo mehr gewinnt ſie an innerer, ſittlicherer Bedeutſamkeit. Aber auch abgeſehen hievon, mußte die Blüthe unſres Kunſt-Vereins auch noch in andrer Beziehung wohlthätig wirken. Nie war die Kunſt und die aufkeimende Literatur ſo ſehr mit den materiellen und ſtaatlichen Intereſſen verwebt, nie war die Kunſt und die Literatur ſo ſehr ein Abbild des Lebens in ſeinen mannigfaltigen Zuſtänden, als gerade heutzutage. Deßhalb iſt es nöthig, daß man ſich in allen Kreiſen mit den Kunſt- und Literatur-Intereſſen des Tags befreundet. Eine ſolche, wenn auch nur allgemeinere Kenntniß der Beziehungen der Kunſt und der Literatur zum Leben ſoll man ſich im Kunſtvereine erwerben können, alle Stände ſollen hier neben einer heitern Erholung auch eine belehrende Anregung für den Geiſt finden können; das Ausſtellen von Kunſt-Produkten thut es nicht allein. — Die Liedertafel anlangend, ſo ſtrebt dieſe zwar mit redlichem Bemühen ihrem Ziele entgegen, das kein anderes iſt, als eine Verallgemeinerung des Sinnes für ächte und klaſſiſche Tonkunſt in unſerer Stadt. Allein es iſt traurig, daß ſeit einiger Zeit im Innern dieſes Inſtituts Spaltung herrſcht zwiſchon den ſog. aktiven und nichtaktiven Mitgliedern. Es iſt ein Fehler der Statuten dieſer Geſellſchaft, daß die nichtaktiven (d. h. befördernden) Mitglieder bei Berathungen eben ſo gut ſtimmberechtigt ſind, als die aktiven (d. h. als der Kern der Geſellſchaft, als die Sanger). Da nun die ſog. nichtaktiven Mitglieder in letzterer Zeit viel zahlreicher ſind, als die aktiven, ſo fallen die Beſchlüſſe natürlich ſämmtlich nach dem Wunſche der nichtaktiven Mitglieder aus, und diejenigen, die das Weſen der Geſellſchaft bilden, können ihre Wünſche ſelten oder nie durchſetzen. Das hat eine derartige Spannung in der Mitte dieſer, an ſich ſo blühenden, Geſellſchaft zu Stande gebracht, daß es mich gar nicht wundern würde, wenn die aktiven von den nichtaktiven Mitgliedern ſich trennen, und es wird der Fall ſeyn, wenn kein verſöhnlicher Geiſt in die Menſchen fährt. Bedenkt man, wie viele hohe Kunſtgenüſſe ſeit einigen Jahren durch die Liedertafel und beſonders durch die aktiven Mitglieder, ſchon zu Tage gebracht worden ſind, wie ſie uns eine Anzahl klaſſiſcher Oratorien, vortrefflicher Concerte und Muſikfeſte vorführte, ſo wird man finden, daß es für die Kunſtfreunde in unſerer Stadt ein unerſetzlicher Verluſt wäre, wenn dieſe ſchöne Geſellſchaft zu Grunde gienge. Hoffen wir, daß das Weſen der Sache über kleinliche Nebenrückſichten den Sieg davon trage! — — Theater. Seit der Wieder-Eröffnung unſres Theaters (Mitte September) gabs auf dieſer bretternen Welt manches Neue, Erwähnenswerthe. Das erſte, was beſprochen zu werden verdient, ſind die vier Probe-Vorſtellungen. Die müſſen, gemäß Vertrag der Direktion mit der ſtädtiſchen Behörde, gegeben werden, bevor eine neue Abonnements-Liſte in der Stadt circuliren darf. Aus dieſen Probe-Vorſtellungen ſoll erkannt werden, wie es mit dem Perſonale des Direktors beſchaffen iſt, ob er ſich bemüht hat, neue Kräfte zu gewinnen, oder ob er mit den alten (abgenützten) Kräften im neuen Theaterjahre zu wirken gedenkt. Die Maßregel hat an ſich manches gute, kann aber einen redlichen Direktor, der im Verlaufe des Jahres mehr Gutes zu geben gedenkt, als man aus vier aufgeführten Stucken erkennen kann, in die unangenehme Lage verſetzen, daß er bei dem beſten Willen keine Abonnenten bekömmt! Unſerem Hrn. Direktor Remie, einem Manne von anerkannter Rechtſchaffenheit und Erfahrung, ſollte man dieſe Probe-Vorſtellungen erlaſſen, da ſie hier überflüſſig ſind. Die vier Stücke beſtehen gewöhnlich aus einer großen und einer komiſchen Oper, aus einer Tragödie und einem Luſtſpiele. Daß die Stücke befriedigt haben müſſen, erſieht man daraus, daß die Abonnenten-Liſte, in Vergleich zum vorigen Jahre, nicht geringer geworden iſt. Die vernünftigen Abonnenten beurtheilen die Leiſtungen dieſer Bühne nach den gegebenen Mitteln. Sie verlangen nicht, daß der Direktor zu Grunde gehe, und nur recht theure Sangvögel herbeiſchaffe; es genügt ihnen, daß er ſein Perſonal mit Individuen ausſtatte, wie ſie an eine Bühne zweiten Ranges paſſen, ſo daß er ſelbſt dabei beſtehe. Remies gegenwartiges Perſonal iſt nichts weniger als ausgezeichnet; aber es iſt zum Theile gut, zum Theile brauchbar, zum Theile etwas unter mittelmäßig, ja wohl ſchlecht, wie das überall ſo iſt. Er hat an der Spitze jedes Faches einige Künſtler, die ſehr brav ſind, und dieſer wegen geht man ins Theater, und dieſe befriedigen mich; die andern gehn ſo mit. Daß er die Oper beſſer ausgeſtattet hat, als das Schauſpiel, beweiſt, daß er ſein Publikum kennt, und daß er ſeinem Geſchmacke fröhnt. Die Kritik kann ſich freilich nicht damit einverſtanden erklaren; aber Sie bedenken, daß das die Klage iſt, die man in ganz Deutſchland führt. Man will Vorträge für die Sinne, und dazu ſind die neuern Opern, wie geſchaffen; der edelſte Sinn, d. h. der ächte Kunſtgeſchmack, kömmt dabei natürlich übel weg! — Wir haben gleich beim Beginn der neuen Saiſon zwei neue Opern geſehen; „die Jüdin" von Halevy, und „der Poſtillon von Lonjumeau" von Adam. Ueber dieſe Opern hier mein individuelles Urtheil. Die Jüdin kann ſich mit Recht den vorzüglichſten neuen Erſcheinnngen im Gebiete der Muſik an die Seite ſetzen. Eine Oper, die dramatiſch in Handlung und Compoſition iſt, iſt wohl heute eine Seltenheit! Halevis Oper iſt eine ſolche Seltenheit! Die Handlung ſpannt bis in den letzten Moment; ſie iſt graß und erſchütternd, aber ſie iſt auch voll tragiſcher Effekte und voll intereſſanter Situationen Eleazar iſt freilich kein Shylock, er hat nichts von dem erſchütternden Schmerz und der zerreißenden Ironie dieſes furchtbaren ſhakeſpeariſchen Charakters; aber die Kränkungen, die er erleidet, ſind hinreichend, ihn zu bewegen, daß er ſo und nicht anders handelt. Recha iſt ein liebenswürdiges Geſchöpf, voll Milde, Zarte und Verſöhnlichkeit, voll Glauben und Liebe. Und die Muſik der Oper? Sie iſt gediegen, charakteriſtiſch, melodiös, anziehend, und der beſten deutſchen Muſik nahe verwandt. Wir ſahen hier die Oper vortrefflich, wie wir denn überhaupt durch unſern gediegenen Kapellmeiſter Ganz die neuen Opern meiſt gut zu Geſicht bekommen. Hr. Renfeld, als Eleazar, wird, was Spiel betrifft, wohl in Deutſchland nicht leicht in dieſer Rolle übertroffen werden; was Geſang betrifft, mag ihm wohl die Parthie hier und da etwas zu hoch liegen, aber er führt ſie doch mit Gewandtheit und Zufriedenheit aus. Mad. Michaleſi (Recha) iſt in ſolchen effektvollen, tragiſchen Parthieen ſtets brav; ihre Mittel reichen in dieſer Rolle aus, und ihre Geſammtleiſtung war gerundet und gut. Die Mitwirkenden griffen brav ein, und die Chöre namentlich waren ausgezeichnet, ſo wie das Orcheſter. Die Oper iſt hier gern geſehen, und wird ſich halten. — Die zweite neue Oper, „der Poſtillon von Lonjumeau", gehört in das Genre der modernen komiſchen Opern der franzöſiſchen Bühne. Dort hat ſie auch ſehr gefallen, und ſie wird wohl nie in Deutſchland ſolches Furore machen, als in Frankreich, weil dort das gewandte, bewegliche, heitre Spiel mehr zu Hauſe iſt. Die Handlung iſt etwa folgende: Ein Poſtillon in einem franzöſiſchen Orte iſt ſo eben im Begriffe, ſeine Hochzeitfeier zu begehn. Ein Marquis, der zugleich Intendant der königlichen Oper iſt, trifft auf ſeiner Reiſe an dem Orte ein, und der Poſtillon muß ihn nolens volens weiter ſpediren, was der jungen Ehefrau gar nicht angenehm iſt. Aber der Marquis hörte bei dieſer Gelegenheit, daß dieſer Poſtillon eine ganz vortreffliche Stimme hat, er will ihn für die große Oper engagiren, macht ihm brillante Offerte, und wird mit ihm Handels einig. Arme junge Ehefrau! Indeſſen auch Madelaine (ſo heißt die Neuvermahlte) wird durch eine Erbſchaft eine reiche und hohe Dame, auch ſie kömmt nach Paris und hat Gelegenheit, den Sänger-Poſtillon auf den Brettern Lorbeeren eindrnbten zu ſehen. Alte Liebe roſtet nicht! Es giebt aber jetzt drollige Scenen zwiſchen beſagtem Marquis, der Md. Latour (Madelaine) und dem einſtigen Poſtillon, und letztere werden unter Verhältniſſen wieder vereinigt, wie ſie ſich dieſe wohl vor zehn Jahren (bei dem Hochzeitfeſte) nicht geträumet haben! Die Handlung iſt anziehend und unterhaltend, die Muſik heiter, tändelnd, voll Melodie, die Oper im Ganzen wohl eine der intereſſanteſten dieſes Genres. Gegeben wird ſie hier con amore. Hr. Renfeld und Dem. Münch excellirten in den Hauptrollen.

Poetische Kleinigkeiten.

Verluſt.

Ich war einmal ein Knabe,
Von leichtem, frohem Sinn.
Ich war einmal ein Knabe;
Weh', daß ich's nicht mehr bin!

Ich hatte eine Mutter,
Die liebte mich ſo ſehr.
O wär' ſie mir geblieben!
Die Mutter iſt nicht mehr.

Sie wiegte mich am Herzen,
Wenn mir die Zähre rann.
Jetzt hab' ich keinen Buſen,
An dem ich weinen kann.

Ich hatte tauſend Freunde,
Die einſt mit mir geſpielt.
Sie haben mich verlaſſen,
Die ich für Freunde hielt.

So war ich einſt ein Knabe
Von leichtem, frohem Sinn.
So war ich einſt ein Knabe;
Weh, daß ich's nicht mehr bin!

Richard Franke.

Die Biene

Bayeriſches Sonntagsblatt.

1837. №. 47.

Im Herbst.

Steigt der Herbſt von neuem nieder
Von den Höhen in das Thal,
Spinnt er um die Stoppeln wieder
Silberfäden ohne Zahl.

Färbt mit kühlem Zauberhauche
Gelb und roth und braun das Laub,
Schüttelt es von Baum und Strauche,
Wirbelt rauſchend es im Staub.

Hüllt der fernen Berge Rücken
In ein zartgewebtes Blau,
Und verkläret zum Entzücken
Heerd, und Hirten auf der Au'.

Deckt oft graue Nebelſchleier
Auf Gewäſſer, Hain und Flur;
Netzt zur ernſten Todtenfeier
Deinen Sarkophag, Natur.

Doch des Lichtes Zauberſchimmer,
Das mein ganzes Herz erfüllt,
Haben trübe Nebel nimmer
Meinem Seelenblick verhüllt.

Adolph Bube.

Biographiſche Denkmale.

VI. Herzog Wilhelm in Bayern.

(Fortſetzung)

Nachdem Herzog Wilhelm ſich in der angeführten Weiſe von der Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten zurückgezogen hatte, beſchränkte er ſich wieder, wie ehemals in Landshut, auf das Privat- und Familienleben. Insbeſondere beſchäftigte er ſich jetzt mit den nöthigen Veranſtaltungen zur weiteren und wiſſenſchaftlichen Bildung, welche nunmehr das vorgerückte Jugendalter ſeines Sohnes, des Prinzen Pius Auguſt, erheiſchte. Eben ſo richtete er nun wieder ſein Augenmerk auf die Verhältniſſe ſeiner Beſitzungen auf dem linken Rheinufer, deren Veräußerung nach bewirkter Aufhebung der früheren franzöſiſchen Beſchlagnahme beſchloſſen wurde. Auch beſchäftigte er ſich mit der Ausführung des ſchon früher gefaßten Vorhabens, dem Haus-Ritter-Orden vom heil. Michael, deſſen Großmeiſterthum der Kurfürſt dem Herzog im Jahre 1799 verliehen hatte, mit Genehmigung deſſelben eine zeitgemäßere Einrichtung zu geben. War auch im Privatleben an und für ſich der Aufenthalt in München von der Art, daß er mehr Annehmlichkeit und mannichfaltigere Reſſourcen gewährte, als der vormal igein Landshut, ſo befand ſich der Herzog unter den nach den oben bemeldeten Vorgängen eingetretenen Umſtänden nun doch in einer ziemlich geſpannten, nicht ſehr angenehmen Lage, und er mußte es gleichwohl der Zeit überlaſſen, wann und wie ſich die Verhältniſſe wieder freundlicher geſtalten würden. Er hatte nun nur noch eine Angelegenheit, die ihm vorzüglich am Herzen lag, die Hauptangelegenheit für den künftigen angemeſſenen Beſtand ſeiner Linie, zu deren Vollführung er dem beſtimmten Zeitpunkte bisher entgegen geſehen hatte. Dies war der endliche Abſchluß des definitiven Apanagial-Vertrages, welcher noch nach dem letzten proviſoriſchen Arrangement vom 11. Juni 1799 für den Zeitpunkt nach hergeſtelltem Frieden vorbehalten war. Unterdeſſen war der Reichsdeputations-Hauptſchluß in der deutſchen Entſchädigungsſache erſchienen, und ſonach der für jenen Abſchluß vorherbeſtimmte Zeitpunkt wirklich angekommen. War dieſer in anderer Hinſicht, unter den in der letzteren Zeit eingetretenen Verhältniſſen für jene Angelegenheit vielleicht eben nicht der günſtigſte, ſo war er doch nicht wohl mehr weiter hinauszuſchieben, obwohl die Regierung hiezu nicht ungeneigt ſeyn mochte. Der Herzog betrieb nunmehr die Aufnahme der Verhandlung. Dazu wurden bevollmächtiget, von Seite des Kurfürſten der Staatsminiſter Freiherr von Montgelas, und von Seite des Herzogs der geheime Rath Theodori. Die Bedingungen wollte der Herzog mit dem Miniſter perſönlich beſprechen. Schon bei dem erſten Zuſammentritt zeigte ſich eine Differenz in dem Hauptobjekt. Die Regierung hatte die Abſicht, das Apanagium lediglich auf Geldrenten anzuweiſen. Der Herzog wollte es in einem Territorium. Er glaubte die Pflicht zu haben, ſeiner Nachkommenſchaft Rechte nicht zu vergeben, und blieb unerſchütterlich bei der Forderung, daß die Apanage in ihrem Betrage den reinen Einkünften der Elſaßiſchen Beſitzungen gleichgeſetzt, und auf Land und Leute angewieſen werde. Dieſe Elſaßiſchen Beſitzungen waren vormals der Paragial-Antheil der nachgebornen Linien im älteren Birkenfeldiſchen und nachherigen Zweibrückiſchen Hauſe, und nach den zwiſchen dieſem und der jüngſten Birkenfeldiſchen Linie abgeſchloſſenen beſonderen Hausverträgen auch der Letzteren eventuell in gleicher Eigenſchaft vorbehalten und zugeſichert. Da inzwiſchen dieſe Beſitzungen durch den Friedensſchluß von Lüneville 1801 mit dem ganzen linken Rheinufer an Frankreich gekommen waren, ſo konnte jetzt von denſelben die Rede nicht mehr anders ſeyn, als daß der Herzog ſich hierauf als Maßſtab für das angeſprochene Surrogat berief. Uebrigens beruhten ſolche Paragial-Beſitzungen nachgeborner Linien im Pfälziſchen Hauſe wohl ſchon von länger her auf hiſtoriſchem Grunde, ſo wie noch in neuerer Zeit auf jenem der Verträge. In letzterer Beziehung mag zur näheren Würdigung des Anſpruches des Herzogs ein kurzer Rückblick auf das, was ſich bei früheren Gelegenheiten über dieſen Gegenſtand verhandelt hat, nicht überflüſſig ſeyn.

Schon in dem Vertrag, welcher zwiſchen Herzog Chriſtian IV. von Zweibrücken, und den Pfalzgrafen Johann und Wilhelm von der nachgebornen Pfalz-Birkenfeldiſchen Linie unterm 1. Okt. 1742 zu Frankfurt abgeſchloſſen worden, wurde für

den Fall, daß die herzoglich Zweibrückiſche Primogenial-Linie nach Abgang der Pfalzneuburgiſchen Kurlinie, in dem Pfälziſchen Kurfürſtenthum und deſſen Ländern ſuccediren würde, den beſagten Pfalzgrafen von Birkenfeld eine beſtimmte Vermehrung der im Receß vom 15. Sept. 1736 ausgeſprochenen jährlichen Appanagial-Rente und deren Anweiſung auf „beiderſeits konvenable Land und Leute" zugeſichert. In den zwiſchen den beiden Kur-Staaten Pfalz und Bayern in den Jahren 1766, 1771 und 1774 abgeſchloſſenen Haupt-Haus- und Erbverträgen wurde für den Fall der wechſelſeitigen Succeſſion die Appanagial-Rente der nachgebornen „mit eigenen von dem Haus abgetheilten Landen nicht verſehenen" Prinzen und ihrer Linien auf den Betrag von 100/m Gulden feſtgeſetzt.

Als im Jahr 1783, bei Gelegenheit der Vermählung des damaligen Pfalzgrafen Maximilian Joſeph, zwiſchen dieſem und deſſen Bruder, dem regierenden Herzog Carl von Zweibrücken ein Preliminar-Traktat zum Behuf eines ſtandesmäßigen Etabliſſements des Erſteren abgeſchloſſen, und die Dotation ſowohl nach Maßgabe der damaligen Verhältniſſe, als auch nach jener der künftigen im Falle der Succeſſion der Primogeniallinie in den Kurſtaaten, beſtimmt worden, wurde dieſer letzteren Stipulation die erwähnte Anordnung des Hausvertrages von 1771 zum Grunde gelegt. Die hienach treffende Apanage ſollte in der Folge auf Land und Leute angewieſen werden, wozu alle Pfälziſche und Zweibrückiſche Territorial-Beſitzungen im Elſaß beſtimmt wurden, mit Ausnahme der fürſtlichen Herrſchaft Lützelſtein, welche für den gleichen Fall der Pfalzgräflich Birkenfeldiſchen Linie vorbehalten war. Dieſe Elſaßiſchen Beſitzungen befanden ſich zwar unter franzöſiſcher Souveränität, beſaßen jedoch als bedeutende fürſtliche Herrſchaften, groſe Rechte und Vorzüge, wie ſolche in den königlich franzöſiſchen Lettres patentes ſelbſt feſtgeſetzt waren. Jene Anweiſung auf Land und Leute geſchah übrigens unter der gewöhnlichen Verwahrung gegen Präjudiz und mit Vorbehalt des allgemeinen Fideikommiß-Verbandes und des einſtigen Rückfalles an die Geſammtmaſſe des Staates.

In demſelben Jahre 1783 war auch von Seite des regierenden Herzogs Carl von Zweibrücken mit den Gebrüdern Pfalzgrafen Carl und Wilhelm von Birkenfeld ſelbſt ein Preliminar-Traktat in ähnlicher Abſicht zu Erlangen abgeſchloſſen worden. In dieſem wurde auf den Fall der Succeſſion des Zweibrückiſchen Hauſes in den vereinigten Pfalzbayeriſchen Kurſtaaten nach Abgang der Pfalzneuburgſulzbachiſchen Kurlinie, der Birkenfeldiſchen Linie nicht nur die verhältnißmäßige Apanagialrenten-Vermehrung, ſondern auch deren Anweiſung auf Land und Leute zugeſichert, und hiefür die im Elſaß gelegene fürſtliche Grafſchaft Lützelſtein mit allen Einkünften und Rechten, unter königlich franzöſiſcher Souverainität, beſtimmt. Nebſtdem waren der Birkenfeldiſchen Linie für jenen Zeitpunkt noch mehre andere anſehnliche Vortheile zugeſagt, ſo wie ein weiterer Renten-Zuwachs auf den Fall in Ausſicht geſtellt, wenn eine oder die andere der damaligen zwei Branchen des Zweibrückiſchen Hauſes ſelbſt mit Tode abgehen würde.

Im nächſten Jahre 1784 erfolgte nicht nur die Beſtättigung des Erlanger Vertrags und die Beitrittserklärung von Seite des Pfalzgrafen Maximilian in einer neuen Deklaration von Karlsberg, ſondern hierin auch die weitere Erklärung in Hinſicht des letzterwähnten Erbfalles. Dieſer konnte eintreten, wenn entweder beim Beſtehen der herzoglich zweibrückiſchen Primogeniallinie (Herzog Karl und deſſen fürſtlich männliche Descendenz) die nachgeborne Linie (Pfalzgraf Maximilian und deſſen gleiche Descendenz) erlöſchen, oder wenn die Primogeniallinie ausſterben, und alsdann die nachgeborne Linie in die Primogenial-Lande vorrücken, ſofort die dieſer angewieſenen Apanagial-Lande wieder an die Univerſal-Fideikommiß Primogenitur zurückfallen ſollten. Für den Eintritt des einen wie des andern dieſer beiden Fälle war die Subſtitution der Pfalz-Birkenfeldiſchen Linie feſtgeſetzt, ſo daß Pfalzgraf Wilhelm und deſſen Descendenz alsdann ſämmtliche Elſaßiſche Beſitzungen in derſelben Weiſe erhalten ſollte, wie ſolche durch den Pariſer Vertrag vom 20. Februar 1783 der nachgebornen Zweibrückiſchen Linie für den Fall beſtimmt waren, wenn die Aeltere im Kurfürſtenthum ſuccediren würde. Dieſe Elſaßiſchen Beſitzungen beſtanden alsdann in den fürſtlichen Graf- und Herrſchaften: Bergzabern, Selz, Hagenbach, Lützelſtein, Biſchweiler und Guttenberg ꝛc. mit alleiniger Ausnahme der Grafſchaft Rappoltſtein. Durch dieſe letztere Anordnung von Karlsberg geſchah demnach eine förmliche eventuelle Uebertragung der Sekundogenitur des Hauſes Zweibrücken auf die Pfalz-Birkenfeldiſche Linie, und durch die königlich franzöſiſchen Lettres patentes vom Jahre 1787 wurde dieſe Anordnung auch von Seite Frankreichs in Gemäßheit der Souverainität, unter welcher jene Beſitzungen ſtanden, beſtättiget und garantirt.

Eben ſo wurden die auf jene Anordnung gegründeten Rechte der Birkenfeldiſchen Linie in dem ſchon mehrmals erwähnten im Jahre 1796 zu Ansbach abgeſchloſſenen Hausvertrag wiederholt bekräftiget, und, da damals, nach der Occupation des ganzen linken Rheinufers von Seite Frankreichs, wohl ſchon eine Beſitzveränderung in der Rheinpfalz als wahrſcheinlich oder möglich vorgeſehen werden konnte, in einem eigenen Separat-Artikel dieſes „Haus-Unions-Hauptvertrags feſtgeſetzt, daß auf den unabwendbaren Fall der Nothwendigkeit einer gänzlichen oder theilweiſen Vertauſchung der Erb- und Stammlande, die Stipulationen deſſelben, in allen Punkten und Klauſeln nichts deſto weniger dieſelbe Gültigkeit behalten ſollen, als wenn keine Veränderung vorgegangen wäre, und daß die alsdann zu erhaltenden Surrogat-Lande allen in jenem Vertrage ſtipulirten Verbindlichkeiten ohne Unterſchied zum Voraus unterworfen werden." Die Rechte der pfalzbirkenfeldiſchen Linie erhielten alſo hiedurch eine weitere Ausdehnung auch auf den Fall einer in der Folge möglichen Beſitzveränderung in den Hauptländern des pfalzbayeriſchen Staates. Noch verdient hier bemerkt zu werden, daß in jenem Vertrage von dem allgemeinen Verbote von Domanial-Veräußerungen zum Nachtheil des Univerſal-Fideikommiſſes ausdrücklich „diejenigen Domanial-Güter ausgenommen wurden, welche nach dem Herkommen den jüngern Prinzen des Pfalz-Zweibrückiſchen Hauſes durch Apanagial-Verfügung abgegeben werden, weil ohnehin dieſes nur als eine eigentliche Auszeige anzuſehen ſey, und für keine wahre Veräußerung gehalten werden könne." Uebrigens wurde hier noch die Aufnahme eines beſondern Apanagial-Receſſes nach den nemlichen Grundſätzen und Bedingungen, ſobald nur immer die Zeitumſtände es erlauben würden, vorbehalten.

Der Ansbacher Hausvertrag wurde, wie ſchon früher erwähnt worden, zwiſchen Herzog Maximilian von Zweibrücken und Herzog Wilhelm von Birkenfeld am 12. Okt. 1796 abgeſchloſſen, nachdem der regierende Herzog Karl von Zweibrücken im Jahre 1795 ohne Descendenz mit Tode abgegangen, und deſſen Bruder, Pfalzgraf Maximilian, im Herzogthum nachgefolgt war. Durch den Abgang der herzoglich zweibrückiſchen Primogenial-Linie war nun zwar der zweite der in der Karlsberger Deklaration von 1784 geſetzten Erbfälle im Pfalz-Zweibrückiſchen Hauſe eingetreten, allein weder konnte Herzog Maximilian die Regierung ſeines Herzogthums übernehmen, noch konnten die Stipulationen hinſichtlich der Elſaßiſchen

Beſitzungen zu Gunſten der Birkenfeldiſchen Linie in Erfüllung gehen, da Alles ſich in Feindes Händen befand. Das gleiche Hinderniß durch denſelben Umſtand war auch noch vorhanden, als im Jahre 1799 durch den Abgang der Pfalz-Neuburg-Sulzbachiſchen Linie für die Pfalz-Zweibrückiſche Linie der Hauptſucceſſionsfall in dem Kurfürſtenthum Pfalzbayern ſelbſt ſich ereignete. Obwohl nun beide Erbfälle, auf welche vorausſetzungsweiſe in den vorhergegangenen Vorträgen die verſchiedenen Beſtimmungen hauptſächlich ſich bezogen, in der Wirklichkeit eingetreten waren, ſo konnte jedoch der Vollzug derſelben zur Zeit nicht ſtatt finden, da der größte Theil der Kurpfälziſchen, wie alle Zweibrückiſchen Länder im militäriſchen Beſitze von Frankreich waren, und zwiſchen dieſem und dem deutſchen Reiche der Krieg noch fortdauerte. In der Akte, welche Kurfürſt **Maximilian** bald nach dem Antritt ſeiner Regierung im Kurfürſtenthum Pfalzbayern dem Herzog **Wilhelm** in Beziehung auf ſeine Apanagialangelegenheit unterm 11. Juni 1799 zu München ausſtellte, wurde demnach unter wiederholter Anerkenntniß und Beſtättigung aller beſtehenden vertragsmäßigen Verbindlichkeiten namentlich des Erlanger Vertrags vom 22. Juli 1783 und der Declaration von Karlsberg vom 27. März 1784, zur Zeit noch eine proviſoriſche Beſtimmung getroffen, indem mit Zuſtimmung des Herzogs einsweil eine Rentenanweiſung zu 72/m Gulden erfolgte, und die weitere definitive Uebereinkunft ꝛc. zur Feſtſetzung der Apanage und übrigen daraus entſtehenden Verhältniſſe ſogleich nach hergeſtellten Frieden zugeſichert wurde.

Aus der hier gegebenen kurzen Darſtellung deſſen, was und wie noch in neuerer Zeit hinſichtlich der Apanagien der jüngern und nachgebornen Linien des Pfalz-Zweibrückiſchen Hauſes verhandelt wurde, geht wohl ohne Zweifel hervor, daß das Paragial-Verhältniß nach dem früheren Herkommen ſich aufrecht erhalten hat, und dieſes Prinzip auch in allen Verträgen der neuern Zeit geltend war. Der Anſpruch des Herzogs **Wilhelm**, bei der dermaligen definitiven Uebereinkunft, auf die nunmehrige faktiſche Anwendung dieſes Prinzips, oder den Vollzug deſſen, was ihm und ſeiner Linie bereits in den Verträgen zugeſichert war, hatte ſomit ſeinen vollen publiciſtiſchen Grund, und da die speziell zugeſprochenen Elſaßiſchen Beſitzungen dem Pfalzbayeriſchen Hauſe nicht mehr angehörten, ſohin über ſie nicht verfügt werden konnte, ſo war der Anſpruch des Herzogs auf die Ausmittlung eines ſtellvertretenden Surrogates gerichtet.

Es wurde oben ſchon erwähnt, daß gleich beim Beginn der jetzt eröffneten Verhandlung eine Differenz in der Hauptanſicht und Abſicht ſich zeigte.

Da man von Seite der Regierung, wie es ſchien, nun auf einmal von jenem Prinzip abgehen oder deſſen Anwendung ausweichen wollte, ſo konnte es nicht fehlen, daß die Verhandlung ſchwierig und in vieler Hinſicht nicht angenehm wurde. Daß der Herzog dieſe vor der Hand für ſich perſönlich führte, iſt bereits bemerkt worden. Es möchte nicht unintereſſant ſeyn, über den Verlauf derſelben das Weſentliche von ihm ſelbſt zu vernehmen. Er ſagt hierüber in einer ſeiner Aufzeichnungen: „Schon beim erſten Zuſammentritt erklärte mir
„der Miniſter, es handle ſich blos um den **Betrag** der Apa-
„nage, und — dieſen nach billigem Verhältniß zu reguliren,
„indem der Kurfürſt jene auf Land und Leute nicht anweiſen
„würde. Ich entgegnete, daß gerade dieſes ein von den Vor-
„ältern erebtes Recht ſey, das allein eine ſelbſtſtändige Exiſtenz
„verſchaffe, und alſo für meine Nachkommen durch mich erhal-
„ten werden müſſe; der Kurfürſt habe es in feierlichen Verträgen an-
„erkannt, und zu erfüllen verheißen, und daran wollte ich mich halten.
„Keiner gab nach. Alſo trat ich das nächſtemal mit dem Antrag auf,
„Stift und Stadt Kempten mir einzuräumen; abgeſchlagen! —
„Ein Anderesmal: der Kurfürſt möge ſelbſt aus den Geſammt-
„ſtaaten einen Diſtrikt auswählen, etwa an einer Grenze, wo
„es mit ſeinem Verwaltungsſyſtem und dem Verhältniß zu den
„Nachbarländern paſſend wäre; wieder verſagt! — Endlich
„kam das Anerbieten des Herzogthums Berg zum Vorſchein;
„ich ſollte hievon den Beſitz und die Regierung haben, unter
„der Oberhoheit des Kurfürſten, auf dieſelbe Weiſe, und mit
„denſelben Gerechtſamen und Befugniſſen, die ich unter der
„Krone Frankreich in den Pfälziſchen Beſitzungen in Elſaß,
„vermöge der Lettres patentes, zu beſitzen und auszuüben
„gehabt haben würde. Ich ermangelte nicht, bei dieſem Antrag
„unter den mancherlei Bemerkungen, die dagegen ſich ergeben
„mußten, einiges zu erwähnen, z. B. den Mitbeſitz Brandenburgs,
„die Prätenſionen der Sächſiſchen Häuſer, die Schwierigkeit, die
„Verfaſſung des Herzogthums in die franzöſiſchen Formen ein-
„zuzwängen, u. d. gl. Für alles dieſes, hieß es, werde ſchon
„geſorgt werden, und was das Letztere beſonders betreffe,
„wollte der Miniſter mir einen Aufſatz vorlegen. Dieſen erhielt
„ich ſpäter, bemerkte aber bald, wie beſchränkt und durchaus
„verſchieden die Befugniſſe, die mir geſtattet werden wollten,
„von denjenigen waren, welche mir die Lettres patentes zugeſichert
„hatten. Auch war wohl die im Hintergrund liegende Abſicht nicht
„ſchwer zu errathen, mich mit einem Lande abzufertigen, aus welchem
„mich bald wieder vertrieben zu ſehen, man wo nicht ſchon
„vorbereitet, doch wenigſtens in der gewiſſen Erwartung war.
„Mit den Einrichtungen, wie ſie der mir mitgetheilte Aufſatz
„enthielt, wollte ich das Herzogthum nicht übernehmen, und
„entſchloß mich endlich zu erklären, daß ich lieber mit einer
„Zahl ſekulariſirter Abteien mich begnügen wollte, aus welchen
„ein Herrſchaftsgericht in Oberbayern, und eines in Nieder-
„bayern gebildet würde, und daß hiebei keine ausgedehnteren
„Gerechtſamen nöthig wären, als etwa jene, welche die wenigen
„damals ſchon in Bayern beſtandenen Adelichen Herrſchaftsge-
„richte beſaßen. Nicht lange hierauf kam mir ein Billet von
„meinem Schwager zu, in der Hauptſache des Inhalts: „„Er
„„habe von dem Gange der bisherigen Verhandlungen immer-
„„hin Kenntniß genommen, und um nun zum Ende zu kom-
„„men, wolle er mir erklären, daß wenn ich das Herzogthum
„„Berg nicht annehmen würde, alsdann gleichwohl ein Prozeß
„„zwiſchen uns entſcheiden, und in ſolchem Fall zuſammen zu-
„„kommen vermieden werden müßte““!! Ich antwortete ſo-
„gleich: ein Gegenſtand zu einem Rechtsſtreit zwiſchen uns
„wäre mir unbekannt, indem ich die Annahme des Bergiſchen
„in der Art, wie mir die überrheiniſchen Beſitzungen zu Theil
„werden ſollten, nicht abgelehnt hätte, Ihn aber bitten wollte,
„ſelbſt zu beurtheilen, ob die in dem mir mitgetheilten Aufſatze
„entworfenen Einrichtungen jenen in den Lettres patentes
„entſprechend ſeyen? übrigens hoffte ich zuverläßig, die Ver-
„bannung aus ſeiner Gegenwart nicht zu verdienen. — Nach
„der Rückkunſt des Kurfürſten von einer Reiſe nach Baden er-
„hielt ich wieder ein Billet, mit der Mahnung, „„unſer Han-
„„del müſſe zu Ende gehen, und der Miniſter ſey hiernach ange-
„„wieſen.““ Die Beſprechungen wurden nun wieder gepflo-
„gen, die Verhandlung fortgeführt, der Apanagialrezeß geſchloſ-
„ſen, und beiderſeits ratificirt.“

Der Abſchluß dieſes definitiven Apanagial-Vertrages geſchah am 30. November 1803 in München. Durch denſelben wurde nun (wie die Ausdrücke im Vertrage ſelbſt lauten), das Herzogthum Berg mit allen ſeinen damaligen Beſtandtheilen und Zugehören als ein Erſatz für diejenigen Beſitzungen, welche nach

dem Vertrag von 1784 der Pfalz-Birkenfeldiſchen Linie hätten überlaſſen werden müſſen, dem Herzog Wilhelm und ſeiner fürſtlichen männlichen Descendenz zum Apanagial-Beſitze und Genuſſe, vom Jahre 1804 anfangend, unter den nemlichen Bedingungen übergeben, welche bei den ihm und ſeiner Linie zugeſichert geweſenen überrheiniſchen Herrſchaften und Aemtern unter franzöſiſcher Souveränität ſtatt gehabt hätten. Das Herzogthum blieb demnach unter der Oberherrſchaft der Primogenitur, und ein integrirender Theil des allgemeinen Fideikomißverbandes der geſammten kurpfalzbayeriſchen Staaten. Die Organiſation des Ganzen in dieſem neuen Verhältniſſe bildete ſich nach der Analogie der Bedingungen, welche früherhin hinſichtlich der überrheiniſchen Beſitzungen unter franzöſiſcher Souveränität feſtgeſetzt, und in den Lettres patentes von 1787 ausgedrückt waren.

Nach dem Vorbehalt der Oberherrſchaft der Primogenitur ſtand dem Kurfürſten als allgemeinen Landesherrn die Ausübung der Oberhoheitsrechte in allen Gegenſtänden der inneren und äußeren Verhältniſſe des Herzogthums zu. Die Letzteren verblieben unter der Leitung des kurfürſtlichen Staatsminiſteriums des Aeußern. Für erſtere wurde in Sachen der oberſten Adminiſtration und Landespolizei, der Geſetzgebung, des Kultus, des Landſchafts- und Steuerweſens ein Oberhoheits- oder geheimen Rathskollegium, und in Juſtizſachen ein oberſter Gerichtshof errichtet. Das Militär-Kommando im Lande wurde dem Herzog und ſeinen Nachfolgern ſtändig in der Eigenſchaft eines Diviſions-Kommandos übertragen, ſo wie demſelben und ſeiner Linie im Bereich der ſämmtlichen Civil-Regierung und des Beſitzes alle Befugniſſe und Rechte abgetreten wurden, welche der Primogenitur nicht vorbehalten waren. Dieſem nach ſtand dem Herzog und ſeinen Nachfolgern die Verwaltung der hohen, mitleren und niedern Gerichtsbarkeit nach der beſtehenden Verfaſſung und Geſetzen, in erſter und zweiter Inſtanz zu, für welche letztere ein Hofgericht errichtet wurde; ſo wie ihm in gleicher Abſtufung die geſammte Adminiſtration des Landes zukam, welche im höhern Reſſort durch ein Adminiſtrativ-Collegium oder Regierung geführt werden ſollte. Die Anſtellung und Dekretirung des in allen dieſen Branchen erforderlichen Perſonals war dem Herzog und ſeiner Linie überlaſſen. Die durch den Vertrag auf 150/m. Reichsthaler beſtimmte jährliche Apanagialrente wurde auf die Einkünfte des Herzogthums in der Art fundirt, daß alle jene, welche aus den Kameralgütern, Zehnten, Regalien, Kameral- und Früchtengefällen, und aus den indirekten Abgaben flieſſen, für Rechnung jener Rente durch die beſtehenden Aemter erhoben, und wenn ſolche zur Erfüllung derſelben nicht hinreichen würden, der Abgang aus anderen Einkünften der übrigen Erbſtaaten erſetzt werden ſolle. Gegen dieſes Arrangement, welches vom 1. Januar 1804 an in ſeinem Vollzuge beginnen, und wobei wegen des vertragsmäßigen früheren Bezugs der erhöhten Apanage noch wechſelſeitige Berechnung ſtatt haben ſollte, erklärte der Herzog ſeinen Verzicht auf alle ferneren Anſprüche aus älteren Verträgen und auf alle ſonſtige bisherige Bezüge aus beſonderen Titeln. In einem eigenen Separatartikel wurde noch vorgeſehen, daß im Falle, wenn das Herzogthum Berg je von den übrigen Erbſtaaten des Hauſes getrennt würde, die in dem gegenwärtigen Haupt-Apanagial-Rezeſſe feſt geſetzte Apanage von 150/m. auf eine andere kurpfalz-bayeriſche Provinz mit gleichen nutzbaren und Ehren-Rechten in Real-Beſitzungen nach der Grundlage der in eben erwähntem Hauptrezeſſe angeführten Verträge angewieſen werden ſolle. Dieſe Verträge, auf welche ſich im Eingange des gegenwärtigen definitiven Vertrages der Reihe nach zurück bezogen worden, waren diejenigen, welche in der weiter oben gegebenen Ueberſicht der früheren Verhandlungen über das Apanagium der Pfalz-Birkenfeldiſchen Linie kurz dargeſtellt wurden. Jener Separat-Artikel enthielt ſonach zum Schluße die ſpezielle Stipulation eines gleichmäßigen Surrogates für den Fall irgend einer Veränderung mit dem Herzogthum Berg. Dies ſind in Wenigem die Grundzüge des letzten und Haupt-Apanaginal-Vertrages vom Jahre 1803, durch welchen nunmehr die Verhältniſſe der nachgebornen Linie des Hauſes für alle Zukunft feſtgeſetzt zu ſeyn ſchien.

(Fortſetzung folgt.)

Der Schauſpieler.

Novelle von J. P . . . .

I.

Das Theater hatte geendet. Maria Stuart war über die Bretter gegangen. Aus dem prachtvollen Schauſpielhauſe der Reſidenz, ſtrömte die Menge, Equipagen raſſelten daher, und ein Haufe dienſtbarer Geiſter drängte ſich an den Eingängen. Ich hatte Mühe das Freie zu gewinnen. Es war ein finſterer Novemberabend, kein Stern leuchtete am Himmel, und ein ſcharfer Wind trieb die Wolken daher. Ich hüllte mich feſter in meinen Mantel, und eilte dem Kafeehauſe zu, auf dem einige Freunde mich erwarteten. Wollte ich es ſchneller erreichen, mußte ich ein enges Gäßchen paſſiren. Als ich es betrat, hörte ich plötzlich einen gellenden Schrei und ſah zwei dunkle Geſtalten am andern Ausgang des Gäßchens davon eilen. Ich will nicht läugnen, daß ich zuſammenſchrack, und im erſten Augenblick mein Fuß ſich rückwärts wandte, ein zum Tode Getroffener mußte jenen Schrei ausgeſtoßen haben, jene Entflohenen ſeine Mörder geweſen ſeyn. — In der nächſten Sekunde jedoch, beſtimmte mich ein ſchwaches Stöhnen dem Orte zuzueilen, von dem es kam. — Ich fand einen jungen Mann, zuſammengeſunken unter der offenen Thüre eines Hauſes, in völliger Bewußtloſigkeit. Wer ſich je in ähnlicher Lage befand, vermag das Peinliche meiner Situation zu ermeſſen. Allein mit einem, wie es ſchien, tödtlich Verwundeten, in finſtrer Nacht, an einem abgelegnen Orte. Welche Macht der Erde konnte mich hier vom Verdachte rein waſchen, wenn ſich das Auge des Verwundeten auf immer ſchloß in dieſem Augenblicke, und wer verbürgte mir, daß er ſeine Mörder kannte, oder nur die leiſeſte Ahnung hatte, woher der Streich gekommen?! — Ich beſiegte alle dieſe Bedenklichkeiten mit dem Gedanken an die Pflicht gegen meinen Nächſten, der hier im hilfloſem Zuſtande, vielleicht erſt dann dem Tode preisgegeben war, kam man ihm nicht ſchnell zu Hilfe. — Ich nahm den Bewußtloſen unter die Arme, brachte ihn in's Innere des Hauſes, und ergriff die Klingel, um Leute herbeizurufen. Sie tönte gewaltig durch das ganze Haus. Es dauerte nicht lange, ſo kam eine ältliche Weibsperſon die Treppe mit Licht herab. Als ſie mich erblickte, niedergekauert bei dem am Boden Liegenden, ſchrie ſie: Jeſus Maria! was iſt geſchehen? und ſo ſchnell ſie gekommen, eilte ſie zurück wieder hinauf. Ich ſprang ihr nach und gerade Einem, der im bloßem Hemde, mit einer Flinte bewaffnet gegen mich herunter kam, in die Arme. Mörder, Diebe, Räuber! ſchrie er, die Flinte entfiel ihm, und der Schuß krachte durch das Haus. Im Nu hatte er mich jedoch an der Kehle gepackt und hielt mich mit Rieſenſtärke feſt. Ich war nicht im Stande, ihn von ſeinem Irrthum zu überzeugen noch weniger mich los zu machen, er ſchrie in einem Athem fort, bis aus allen Theilen des Hauſes Leute herbeikamen, die der Schuß und das Geſchrei in Allarm gebracht hatten. Mein, durch die Beſtrebungen mich loszumachen, etwas zerſtörtes Ausſehen, die losgebrannte Flinte am Boden und der faſt in puris naturalibus ſich darſtellende Goliath, der mich fortdauernd aus vollem Halſe mit allen den Ehrentiteln eines Galgenkandidaten

begabte, und mich durchaus nicht zu Worte kommen ließ, gab ihnen, einen für mich ſehr unangenehmen Commentar. Alles ſtürzte auf mich zu, ich wurde zu Boden geworfen, geknebelt und gebunden und meine Defenſion und Proteſtation verhallte unbeachtet unter dem wüthenden Lärm. Unterdeß waren auch aus der Nachbarſchaft Leute herbeigekommen und als man mich die Treppe hinunter transportirte kam die herbeigeholte Patrouille. Die Hausflur war nun genügend erleuchtet, mein Blick fiel auf den noch immer bewußtlos am Boden Liegenden, — wer beſchreibt mein Erſtaunen, als ich in ihm den Schauſpieler erkannte, den ich noch vor wenig Stunden als Mortimer geſehen hatte. Ich wollte auf's Neue verſuchen zu reden, umſonſt, die Patrouille nahm mich in ihre Mitte und der Korporal gab mir zu verſtehen, daß er nicht berechtigt ſey, mich anzuhören. Es blieb mir nichts übrig, als die Ausübung meines Rednertalents auf den andern Tag zu verſchieben, wo mir wahrſcheinlich Gelegenheit wurde, es vor dem Polizeikommiſſär in vollem Glanze leuchten zu laſſen. — Auf dem nahen Wachthauſe verlebte ich eine ſchlafloſe Nacht. —

II.

Ich hatte während derſelben mit Bleiſtift auf ein Blatt meines Portofeuille's einige Zeilen an den Polizeidirektor geſchrieben, der mich ſeit länger Zeit kannte, und hatte ihn den Verlauf der Dinge kurz angezeigt, mit der Bitte um baldige Audienz. Ein Ducaten beſtimmte den Korporal der Wache, mein Billet zu beſorgen, den Ducaten jedoch, wagte er nicht anzurühren während ſeiner Wachzeit, ich deponirte ihn alſo irgendwo, und bin der Ueberzeugung er wird ihn gefunden haben. — Meine Bitte wurde mir gewährt. Um 9 Uhr des andern Tages kamen zwei Polizeiſoldaten mit dem Wagen des Direktors und holten mich nach deſſen Bureau ab. Nachdem er mich angehört und ſein Bedauern geäußert, daß ihm die Geſetze unter den vorwaltenden Umſtänden nicht geſtatteten mich unmittelbar freizugeben, obgleich er keinen Zweifel gegen meine Unſchuld in dieſer Sache hege, begab er ſich mit mir in die Wohnung des Verwundeten. Ein Arzt und ein Schreiber folgten uns. Als wir die Treppe hinaufſtiegen, grinsten mir die Züge des Simſons entgegen, der mich dieſe Nacht ſo kannibaliſch gedroſſelt hatte. Es ſchien ihm nicht in ſeinen Kram zu taugen, daß ich ohne Ketten und Bande daherſchritt, und daß ich in des Polizeidirektors Geſellſchaft kam, ſchien ihm vollends ein Räthſel zu ſeyn. — Wir traten ins Zimmer. Auf einem Ruhebette lag mit halbgeſchloſſenen Augen der Verwundete. Er ſtarrte uns an und ſchien Mühe zu haben, das um ihn Vorgehende zu erkennen. Der Polizeidirektor winkte dem Schreiber Platz zu nehmen, und der Arzt unterſuchte den Verband des Kranken, der während der Nacht ſchlecht und eilig umgelegt worden war. Indeß kam dieſer völlig zu ſich, grüßte mit ſchwacher Stimme und fragte den Arzt um die Beſchaffenheit der Wunde. Dieſe war an und für ſich nicht ſo ſehr von Bedeutung, als es Anfangs geſchienen; der ſtarke Blutverluſt war allein dem Arzte bedenklich. — Ihr Name? begann der Polizeidirektor das Verhör. Er hatte ſich nahe am Bette placirt. Ich ſaß zu ſeiner Linken. Zwei Polizeiſoldaten hielten Wache an der Thüre. — Ludwig M..., antwortete mit ſchwacher Stimme der Kranke. — Ihr Stand? — Schauſpieler an der Hofbühne. — Sie wurden dieſe Nacht überfallen? — So iſt's. — Erkannten Sie die Individuen, die dabei betheiligt waren, und wie viele waren es? — Der Kranke ſchwieg einige Augenblicke. — Den einen der Mörder hab' ich wohl erkannt, entgegnete er dann, als ſein Stahl mir vor den Augen blitzte, fiel ein Lichtſtrahl aus dem Fenſter des gegenüberſtehenden Hauſes auf ſein Antlitz. Der Andere hatte das Geſicht mit dem Mantel verhüllt. — Und können Sie Gründe haben, den Namen des Erſteren den Gerichten zu verſchweigen. — Dieſe habe ich allerdings. Ich fühle mich zu ſchwach Ihnen die Folge der Begebenheiten, die dieſes Attentat auf mich herbeiführten, ununterbrochen zu berichten. Wollen Sie mein Tagebuch im Augenſchein nehmen? Die Verkettung der Umſtände wird ſich Ihnen aus demſelben und aus dieſem Briefe — er überreichte dem Polizeidirektor ein Papier, das er aus ſeinem Buſen nahm — klar darſtellen. Hierauf zeigte er nach dem Spiegeltiſche, auf dem ein Buch in blauem Einbande lag. Der Polizeidirektor öffnete es, ich bemerkte auf dem erſten Blatte eine blonde Locke befeſtigt. Er nahm das Buch, und gab es dem Schreiber. Man hat, fuhr der Inquirent fort, ſich wieder gegen den Kranken wendend, dieſen Herrn, — indem er auf mich deutete — die verfloßne Nacht in Ihrer Angelegenheit verhaftet. — Der Schauſpieler wandte den Kopf nach mir. Er ſah mich einen Augenblick ſcharf an. In meiner Angelegenheit? fragte er dann. — Er iſt im Verdacht der Theilnahme an dem Mordverſuch, entgegnete der Polizeidirektor. — Ich fürchte man hat hier einen Mißgriff gemacht, fuhr der Verwundete fort, ich kann nicht glauben, daß dieſer Herr ein Verbündeter meiner Mörder ſey. Wie kommt es übrigens, daß Sie verhaftet wurden, wandte er ſich fragend gegen mich. — Ich erzählte mein Abentheuer. Die Zeugen der nächtlichen Scene wurden herbeigerufen, und ſo ſehr auch aus Allem meine Unſchuld hervorging, hielt es der Polizeidirektor doch gegen ſeine Pflicht, mich vor Ermittlung des wahren Mörders auf freien Fuß zu ſtellen. — Nachdem er noch einige Fragen an den Verwundeten geſtellt, die dieſer nur ſchwach und unterbrochen beantwortete, und bereits Symptome nahender Geiſtesabweſenheit ſich bei demſelben einſtellten, begab er ſich wieder in ſeine Wohnung und ſtellte mir in derſelben ein Zimmer zur Verfügung, ließ mich jedoch ſtreng bewachen, und meine ſchriftliche Verbindung mit meiner Familie und meinen Freunden, ging durch ſeine Hände. — So blieb die Lage der Dinge durch eine ganze Woche. Eines Morgens endlich, kündigte mir der Polizeidirektor ſelbſt, meine Freiheit an und lud mich ein, den Abend im Kreiſe ſeiner Familie mit ihm zu ſpeiſen, bei welcher Gelegenheit er mir Mittheilung von dem Ausgang des Criminalfalles machen wolle, in dem ich verwickelt worden war. Als ich zu meiner Familie zurückkehrte, erfuhr ich, daß der beliebte Schauſpieler M...., der die erſten Liebhaberparthieen an der Hofbühne inne hatte, in Folge ſeiner Verwundung geſtorben ſey. Der ſtarke Blutverluſt und ein Wundfieber hatten ihn getödtet. Ebenſo wurde mir erzählt, der Marcheſe L...., der Sohn des neapolitaniſchen Geſandten, ſey plötzlich verſchwunden und zu gleicher Zeit Madame H...., die an jenem Abend, als das Attentat ſtattgefunden, die Rolle der Maria Stuart, als Gaſt geſpielt hatte. —

III.

Sehr geſpannt, Aufſchluß über eine Begebenheit zu erhalten, bei der ich ſo ganz wider meinen Willen, betheiligt wurde, eilte ich zur beſtimmten Stunde, des Polizeidirektors Einladung zu genügen. Nachdem abgetragen war, winkte er mir, ihm in ſein Kabinet zu folgen, und theilte mir hier folgenden Auszug aus dem Tagebuch des Schauſpielers mit, der das Räthſelhafte der Sache vernichtete.

Julius M.... ſtudirte auf der Univerſität Heidelberg, Theologie. Eine tüchtige Schmarre über dem Geſicht, in einem Zweikampf mit einem raufluſtigen Polen erhalten, machte ihn für immer unfähig, die Kanzel zu beſteigen. Er vertauſchte ſie mit den Brettern, die die Welt bedeuten, und wurde ein tüchtiger Schauſpieler, der in kurzer Zeit einen ſo vorzüglichen Ruf beſaß, daß man ihm ein lebenslängliches Engagement an dem Hoftheater zu K...., antrug. M....'s Lebensglück war gegründet. Er machte ſich fertig nach dem Orte ſeiner Beſtimmung abzugehen; die ihm feſtgeſetzte Zeit ſeines Eintreffens war noch einige Wochen entfernt. Dieſe wollte er im Bade zu Pyrmont verleben, da die Zeit der Saiſon gekom-

Digitized by Google

men war. Man ſah wenig Kranke zu Pyrmont. Die junge, ſchöne und elegante Welt war in den Sälen verſammelt, wandelte auf den Promenaden oder machte Ausflüge in die reizende Umgebung. M.... fühlte ſich ungemein wohl hier, er war zum erſtenmale in einem Badeorte, und war es in der glücklichſten Periode ſeines bisherigen Lebens. Das behagliche Gefühl, das die Ausſicht auf eine ſorgenfreie Zukunft verleiht, hatte ſich ſeiner bemächtigt. Dem Genügſamen blieb nichts zu wünſchen übrig. Eines Tages wandelte er mit einem jungen Mann, den er ſeit längerer Zeit kannte, und an den er ſich hier angeſchloßen hatte, in den Baumgängen der Promenade. Da kommt die ſchöne H...., ſagte der junge Mann, Sie kennen Sie ja wohl; zu Berlin war ſie engagirt, als Sie dort gaſtirten. M.... ſah auf, und es durchzuckte ihn wie ein elektriſcher Schlag. Eine junge Dame von ausnehmender Schönheit kam gegen ſie daher. Die Beiden hielten unwillkührlich ſtill. Sie ſchritt mit dem Anſtand einer Königin an ihnen vorüber, eine hohe herrliche Geſtalt, in ihren Blicken lag etwas Unnennbares, etwas wie eine ſtille Sehnſucht, die den ſchwarzen Augen einen melancholiſchen Ausdruck gab, die einfache, weiße Kleidung und die braunen Ringelocken, die unter dem leichten Strohhute in den ſchwanenweißen Nacken fielen, vollendeten das Herrliche der Erſcheinung. M.... war wie vernichtet von dem Eindruck, denn ſie auf ihn gemacht. Sein Freund konnte ihm nicht ſchnell genug nacheilen, als er, nachdem er lange unbeweglich geſtanden und mit ſeinen Augen die Dame verfolgt, mit einer Haſt dem Orte zuſprang, wo ſie ſeinen Blicken entſchwand, die ihm nicht gewöhnlich zu eigen war. — Vergebens, ſie war und blieb verſchwunden. Ob beide auch hundertmal in den Gängen auf und ab, und kreuz und quer liefen, ſie ſahen ſie nicht wieder. — Einige Tage darauf verſammelte ein großer Ball alle Curgäſte im großen Saale des Hauſes. Hier traf M.... mit der Angebeteten zuſammen. Sein Entzücken kannte keine Grenzen. Alle Welt bewunderte das ſchöne Paar, das im Walzer ſo anmuthig dahin ſchwebte. M.... zeigte ſich als der gewandteſte und zierlichſte Tänzer, der ganze Flor der Tänzerinnen ſchmachtete ſehnſüchtig nach einer einzigen Tour mit ihm. Umſonſt, er war an die ſchönſte unter ihnen gekettet, er huldigte nur ihr; ſie zeichnete [illegible] ihn aus, unter Allen, die ſie umſchwärmten. Wenige Wochen genügten, zwiſchen Beiden ein inniges Verhältniß zu gründen. Seine Liebe wurde heiß erwiedert, er dünkte ſich der Glücklichſte auf dem ganzen Erdenrund. — Nur wenige Tage noch konnte M.... verweilen, die Zeit ſeiner Muße war um. Er ſah bange dem Augenblicke des Scheidens entgegen. Die Stunde der Trennung kam endlich heran, er nahm die Verſicherungen ewiger Treue mit ſich, und ließ ſeine Schwüre ewiger Liebe zurück. — Sobald die Verpflichtungen, die die Geliebte in ihren gegenwärtigen theatraliſchen Verhältniſſen hatte, gelößt waren, wollte ſie ihm folgen, um ſich nie mehr von ihm zu trennen.

IV.

Der Betrogene war abgereiſt. Er ahnte nicht, daß Julie H....., der er ſich mit dem Feuer der erſten Liebe hingegeben, in ihm nur den Anker für die Stürme der Zukunft ſah, an den ſie ſich ketten wollte, um feſt zu ſtehen in ihrem bewegten Leben. — Er ahnte nicht, daß der neapolitaniſche Geſandte Marcheſe L......, um ſeinen Sohn von der faſt in Wahnſinn ausartenden Leidenſchaft zu Julien, zu heilen, dieſe aus einer glänzenden Carrierre geriſſen hatte, die er an dem früheren Aufenthalte der H..... begonnen. — Madame H..... wurde zu einem Cyclus Gaſtrollen in der Reſidenz erwartet, an deren Bühne ſich M.... befand. — Der Ruf als ausgezeichnete Schauſpielerin ging ihr voraus. Man ſah ihrer Ankunft ſehnlich entgegen, um ſo mehr, da das Fach, in dem ſie ſpielte, ſehr mangelhaft beſetzt war.

Aus andern Beweggründen ſchlugen zwei Herzen ihr entgegen. Der junge Marcheſe L...... erwartete ſie mit aller Sehnſucht ſeiner glühenden Liebe. Er hoffte ſeinem Vater werde Julie unbekannt bleiben, da dieſer ſie unter einem andern Namen kannte. — M.... zählte mit der Ungeduld des beglückten Bräutigams die Stunden bis zu ihrer Ankunft, er ſah die ſchönſte Zukunft vor Augen, ein reiches Engagenment konnte ihr nicht entgehen, nichts hinderte ihre Verbindung. Es ſollte Anders kommen. — Die erſte Probe der Maria Stuart hatte eben begonnen. M.... ſtand hinter einer Couliſſe während der erſten Scenen der Maria und war verſunken in dem Anblick der ſchönen Julie. Da weckte ihm eine ſchnarrende Stimme aus ſeinen Träumen. Sie gehörte dem Bedienten eines Freundes an, der ihm einen Brief überreichte. M.... riß ihn auf, ſeine Augen wurden ſtarr während des Leſens, er las und las und kam nicht zu Ende. Seine Hand zerknitterte krampfhaft das Papier — er ſtürzte ohnmächtig nieder.

Der Vorhang rauſchte nieder, donnernder Beifall ſtürmte durch das Haus. Julie — Maria wurde gerufen. Das Publikum verließ entzückt von ihrem herrlichen Spiel das Haus. M.... ſchlich durch die Menge, die ſich auf dem Platze drängte, ſtill ſeiner Wohnung zu. Seine Hoffnungen, ſeine goldene Träume waren vernichtet. In jenem Briefe hatte ihm ein treuer Freund Julien's Verhältniß zum Marcheſe entdeckt und ihn vor der Rache deſſelben gewarnt, der bereits von M....'s Liebe zu der ſchönen Schauſpielerin unterrichtet war und durch ſeine Wuthäußerungen ſogar ſeinem Vater ſich verrathen hatte. — M.... trat in das Gäßchen, um durch die Hinterthüre in ſeine Wohnung zu gelangen, wie er es jederzeit that, da er hier einen eigenen Eingang hatte. Als er die Thürklinke ergriff, traf ihn ein Dolchſtoß in die Seite. Ein Lichtſtrahl aus dem Fenſter gegenüber beleuchtete ein braunes, ſchwarz bebartetes Antlitz. — M.... erkannte einen Diener des Marcheſe. — Der neapolitaniſche Geſandte verließ den Hof, die Reſidenz nannte ſeinen Sohn laut M....'s Mörder. M.... hatte ſeinen Verdacht nicht beſtimmt geäußert. Er hatte wenig Augenblicke des freien Bewußtſeyns mehr, nach jener Unterredung mit dem Polizeidirektor. Die Sache zu unterdrücken war demungeachtet unmöglich. — Engliſche Journale verkündeten ein Jahr darauf den Tod des Marcheſe. Er fiel vor Bilbao im Dienſte des Infanten. Sein Gewiſſen hatte ihn über die Pyrenäen getrieben. — Madame H..... ziert eine nordiſche Bühne. —

Ueber eine neue Weltseuche.

(Aus einer Chronik des 19. Jahrhunderts.)

Tom's a' cold. Beware the foul fiend!
Sheaksp. King Lear.

— — Da aber geſchah es, daß eine gewaltige Seuche über die Erde hereinbrach, daß Menſchen und Vieh erkrankten und alſo ungekannte, neue Leiden alles Leben befielen, daß die Helfer der Menſchheit ihre Hände zuſammen ſchlugen, und weder Rath noch Hülfe wußten. Wie ſie denn nicht zu helfen vermochten, ſteckten ſie die Köpfe zuſammen, gaben dem Kind einen Namen und ſagten: es iſt die Seuche des Geſcheidſeyns, denn die Krankheit betheiligte vorzüglich das Gehirn und ſeine Functionen wie auch nicht minder das Gemüth.

Die Thierwelt that ſich zu der Zeit zum Schaden des Menſchengeſchlechtes auf, wie ſich ſeit den ägyptiſchen Plagen nimmer begeben hatte. Menſchenverſtand zog in Hunde und Katzen ein, daß ſie Schach ſpielten, Glück und Unglück prophezeihten, Namen und Alter der Fragenden erriethen, und ſomnambuliſirten. Ja, es ſollen einmal etliche Hunde einen Chor á la Bell-ini ausgeführt haben. Die Cacadus ſprachen wie gedruckte Bücher, die Affen bemächtigten ſich der Bühne, und jene blutgierigen, ſchnellfüßigen Unholde, die bis dahin ihre tückiſchen Künſte im Schooß des deckenden Dunkels

verübt hatten, traten civiliſirt ans Tageslicht und trieben allerlei Wiſſenſchaften und Gewerbe.

Die Menſchen aber gingen nicht mehr in Kirchen und Betſtunden, denn ſie meinten in ihrem Dünkel, ſie brauchten Gott nicht mehr, und ſie hörten und redeten, was ihnen nicht ziemte und verwirrten ſich im Geiſte und Herzen. Das arme Kind Verſtand wurde mit ſchlechtem Mehlbrei aufgefüttert und mit bethörenden Eiapopeia's in Schlaf geſungen, daß es waſſerſüchtig würde und elendiglich dahin ſiechte. Neugeborne Kinder ſchrieen über Bigamie und die alte, gute Zeit, ſeidenumfloſſene, hochfriſirte Schönen disputirten in den Salons über Anatomie und grüne Seife, Gelehrte ſchrieben über Krieg, Handel, Liebe und tauſend andre Dinge, die ſie nie geſehen oder gehört; Juden verfaßten Gebetbücher für Katholiken; Herren, denen es ziemte von Säbeln, Duellen und Pferden zu reden, unterhielten ſich auf der Parade über die Tendenz der geſtrigen Oper und die Folioausgabe des Katechismus in einem Band; ſtumpfſäblige Trabanten der Polizei ſprachen von der Marſeillaiſe und dem jungen Deutſchland; Geſindel transportirende Gensdarmen phantaſirten über Menſchenrechte und die habeas-corpus Acte; Göthe und Schiller wurden in Bierkneipen geſchleppt und bekamen rothe Naſen; Mozart's großes Requiem und Don Juan erklangen aus dem Munde fahrender Orgelvirtuoſen; Ehrlichkeit und Treue verſchwanden aus den Herzen und es herrſchte nur Elend und Jammer.

Da klagten einige, dieſe unheilbare Krankheit ſey aus der Stadt eingeſchleppt worden, wo man die deutſchen Salons und den deutſchen bon ton erfand und das Butterbrod achtfach zuſammenlegt und ſie riethen, einen ſtrengen Cordon zu ziehn, um der Geſcheidheit zu ſteuern und die alte Nacht mit ihren Sternen, Geſpenſtern und Gebeten in die Gemüther zurück zu führen. Andre aber behaupteten, ein Miasma verurſache die Krankheit und nannten ſie eine Revolution. Die philoſophiſchen Köpfe, die ihren Katechismus noch gut inne hatten, ſchworen es ſey zum Beſten und Alles werde ſich noch zum Guten wenden. Einige wurden eitel betrübt und der Erde ſatt, und ſeufzten aus kranken Herzen: zu uns komme dein Reich. Und zu der Zeit lebten nur wenige, die ein gutes Geſchick bewahrt, indem es ihnen einen niedern Schädel gegeben, worin das Gift ſich nicht entwickeln konnte, daß es im Keim erſticken und verkümmern mußte. So hat ſich das alte Wort von der Einfalt des kindlichen Gemüthes erſprießlich und kräftig bewährt.

Er aber, dem dieſes in der einſamen Kloſterzelle (ſeines Herzens) klar geworden, er legt jetzt die Feder nieder und trinkt zu jenen ſeltſamen Butterſchnitten, die dem ſandigen Ufer der Spree ſtatt der Blumen entſprießen, eine Taſſe Mandarinduftenden Thee's mit Milch, Rum und Zucker.

Dr. C. Feuſt.

Literariſcher Salon von und für Bayern.

Dr. J. Leutbecher: über den Fauſt von Göthe.

„Eine Schrift, fährt der Titel des ſehr elegant aufgelegten Werkes fort, zum Verſtändniß dieſer Dichtung nach ihren beiden Theilen für alle Freunde und Verehrer des großen Dichters.“ Nürnberg, Verlag von Renner und Comp. 1838. Da der erſt vor Jahr und Tag erſchienene Fauſt des Nikolaus Lenau ſchon einen Commentator erlebt hatte, ſo darf es dem Verfaſſer, der eben genannten Schrift nicht nur nicht verargt ſondern als Verdienſt angerechnet werden, daß er, nach vielen Commentationen der größten Dichtung des großen, deutſchen Dichters mit einem umfaſſenden, alles erſchöpfenden und reichhaltig ausgeſtatteten Werke — mit dem Schlußſteine aller Studien über Göthe's Fauſt auftritt. Dieß Werk kömmt nun um ſo willkommener, als Menzels Anſichten und ſchiefe Urtheile und die Ausſprüche des Polytropos Görres über Göthe in ganz Deutſchland noch nicht vergeſſen ſind und bei Vielen den gefeierten Dichter um ſein Anſehen und um ſeinen Einfluß brachten. Herr Dr. Leutbecher ſtellt Göthe hoch; allein er würdigt nicht minder die großen Verdienſte der Zeitgenoſſen Göthe's und weiſ't Leſſing und Schiller, wenn er von großen Männern Deutſchlands ſpricht, den gebührenden Ehrenrang ein. Er bedurfte nicht factiöſer, leidenſchaftlicher Herabwürdigung des Einen, um den Andern emporzuheben. — — Wer in Deutſchland widerlegt es, wenn Dr. Leutbecher ſagt: Göthe iſt und bleibt eine Epoche, nicht blos in der Geſchichte der deutſchen Poeſie ſondern auch in der Geſchichte aller Poeſie; wenn er von Göthe behauptet, was Vellejus Paterculus vom Homer: „An ihm iſt das Bedeutendſte, daß vor ihm Niemand iſt, den er nachahmte, und nach ihm Niemand ſeyn wird, der ihn nachahmen könnte.“ — Dem Verfaſſer gegenwärtiger Schrift ſchwebte die große Aufgabe vor, durch ſie den Menſchen, der in Göthe's Dichtungen ſo allſeitig ſich kund gibt und beſonders in deſſen Fauſt ſein ganzes innerſtes Weſen und ſeines eigenen Geiſtes Geſchichte enthüllt, ſo viel es möglich iſt, zu erkennen und zu würdigen, und das gebildete Deutſchland, auf welches Göthe einwirkte, mit den Veranlaſſungen, und der Entſtehung, mit der ſtetigen Fortentwicklung und endlichen Vollendung einer Dichtung vertrauter zu machen, die der Reflex des Schaffens, Regens und Wirkens eines großen Dichtergeiſtes iſt und als die Tiefſinnigſte aller poetiſchen Schöpfungen betrachtet wird.

Leutbecher öffnet uns nicht unmittelbar die Geheimniſſe der Göthe'ſchen Dichtung, ſondern führt uns zuvorbelehrend in das Mittelalter und in ſeine Literatur zurück. Es liegt im Plane des Werkes, die ganze Vorzeit an uns mit allen Farben und Tönen vorüberziehen zu laſſen, um jene Aera deſto richtiger aufzufaſſen, welche die Geburtsepoche des Fauſt wird und die Entſtehung der Sage deſto leichter aus ihrer unmittelbaren Quelle abzuleiten, bis ſie ſich mit der deutſchen Nationalität, mit der deutſchen Anſchauungs- und Empfindungsweiſe ganz verſchmilzt und ſich endlich in einem großen Dichtergenius abſpiegelt.

Das erſte Buch zeichnet in Hauptzügen das Mittelalter und deſſen Literatur. Wie Leutbecher die letztere charakteriſirt, darf nicht übergangen werden und wir theilen die Schilderung derſelben ihrer Eigenthümlichkeit wegen mit, „Die (mittelalterliche) Literatur erging ſich in neuen Theorien, denen die Erfahrung noch nicht das Siegel der Bewährtheit aufgedrückt hatte, aus der Vergangenheit nahm ſie dasjenige auf, was ihr reizend und lieb war; und um die Tage der Zukunft war ſie ſo unbekümmert, wie es die Jugend gewöhnlich zu ſeyn pflegt. Sie läßt ſich einem muntern Mädchen vergleichen, das allwärts umblickend mit Knabenmuth durch die Fluren ſtreicht und bald Dieſem bald Jenem ſeine Aufmerkſamkeit zuwendet. Jetzt begnügt ſie ſich mit der Blumenwelt, jetzt an dem Liede der ſingenden und zwitſchernden Waldvögelein; hier verkehrt ſie mit den Geiſtern der Berge und ihren Schluchten, dort ſtaunt ſie über die hohen Burgen. Hier vernimmt ſie die zärtlichen Klagen innig liebender Seelen, die ſich nach den Tagen höchſter Wonne ſehnen, dort läßt ſie ſich von einem abgebräunten Pilger oder Kreuzritter in gaſtlicher Halle von dem gelobten Lande, von dem heiligen Grabe, von der Krippe zu Bethlehem und von den

Digitized by Google

Abentheuern mit den Sarazenen erzählen. Heute lauſcht ſie den Liedern eines Thibault von Champagne oder eines andern Sängers, morgen den Heldenſagen eines Wolfram von Eſchenbach und übermorgen Legenden vom heiligen Donyſius und vom heiligen Bernhard. Ueberall zeigt ſie ſich gläubigen und einfältigen Sinnes, und als heiligſte Pflicht erkennt ſie die Ueberlieferung des Gehörten und Geſchauten, die Gläubigen zu erbauen, die Böſen zu ſchrecken, die Unſchuldigen zu ergötzen. Was jetzt noch der Jugend gefällt, gefiel auch ihr; und was jetzt noch die Jugend thut, das thut auch ſie. Aus dieſem unſchuldigen, heitern, lebenskräftigen Kinde iſt jetzt eine ſchöne, ernſte und wackere Matrone geworden, die bisweilen gerne auf ihre Jugend zurückblickt, und auch bisweilen noch ſich einen Scherz erlaubt. Nie wird ſie jedoch wieder unter den Ruinen alter Bürgen und unter den Kreuzgewölben hoher Dome träumen, wie ſonſt, wenn ſie es zuweilen auch ſich wünſchen möchte." Wir ſtimmen dem Schluſſe ganz bei, nicht bloß in Beziehung auf die Poeſie im Allgemeinen, ſondern ganz beſonders hinſichtlich der modernen, plaſtiſchen Kunſt, die jene tiefe Pietät des Mittelalters zu affectiren ſtrebt und daher bei allem Aufwande der Mittel kalt läßt. (Schluß folgt.)

Korreſpondenz.

△ Nürnberg, Anfang November. Das vergangene Monat brachte wieder mehrere Gäſte auf unſer Theater, gefeierte Namen, die einen guten Klang haben, ſoweit das deutſche Drama reicht, nämlich die berühmte Schebeſt und den Künſtler Herrn Rott. Unſere Primadonna, Fräul. Urban hatte die hieſige Bühne verlaſſen, um einem ehrenvollen Rufe nach München zu folgen; ſie gab zum Abſchied eine muſikaliſche Abendunterhaltung im Saale des bayeriſchen Hofes. Kurz zuvor hatten die Herren Gebrüder Moralt dort eine ähnliche gegeben, in welcher noch dazu Fräulein Vial ſang. Damals reichte der mächtige Saal nicht aus, die Thüren mußten geöffnet werden, damit doch alle Zuhörer den heerlichen Tönen lauſchen konnten. Diesmal aber fand ein kleines auserleſenes Publikum hinreichend Platz. Dem. Urban entfaltete in einer Arie von Roſſini ebenſo ihr Talent für die italieniſche Geſangweiſe, wie in zwei deutſchen Liedern von Schubart u. Lechner den ſeelenvollen Wohllaut und den zarten Schmelz der gemüthlichen deutſchen Muſik. In der letzten Zeit war Bellini en vogue; ſeine Norma wurde in kurzer Zeit ſehr oft wiederholt; nachdem Dem. Vial, die leider bald darauf nach Frankfurt abreiste und Dem. Janik darin excellirt hatten, ließ ſich Dem. Schebeſt durch den glänzenden Beifall, der ihr in der einzigen feſtgeſetzten Gaſtrolle als Romeo zu Theil geworden war, noch zur Rolle der Norma bewegen, und das Haus war wiederum gefüllt. Wir fanden ganz das alte Feuer und den kühnen Aufſchwung in plaſtiſch-mimiſcher Darſtellung, aber die Stimme ſcheint durch die übermächtige Anſtrengung abgenommen zu haben, zwar iſt ſie noch immer kräftig, metallreich und biegſam, aber doch unſicher in der hohen Sopranlage, Ihre Schweſter, Fräul. Nina Schebeſt (Adelgiſe) war ganz eine kleine Copie von ihr; obgleich Anfangerin zeigt ſie ein recht ſchönes Talent und kann ſich bis zu ihrer vollkommenen Ausbildung in dem Ruhmesglanz ihrer Schweſter Agnes ſonnen. Unſer Tenoriſt, Hr. Nicolini, der hölzern ſang und ſpielte, hat, wie man erſt nachher erfuhr als „Sever" in jener Oper ſeine Abſchiedsrolle gegeben, wenigſtens iſt er nachher unſichtbar geworden. — Hrn. Rott, k. Hofſchauſpieler von Berlin bewunderten wir als Hamlet, Ludwig XI., Cromwell, Bettler und vor allen als Lear und Richard III; in dieſen Rollen hat er das Höchſte erreicht. In allen Beziehungen verband ſeine Leiſtung Wahrheit mit Kunſt, und zwar in ſo reichem Ebenmaß, daß der ganze Charakter bis in den kleinſten Theilen vollendet zur Anſchauung trat. Mit Stimme und Miene malt er bis in die feinſten Nüaneirungen; der Eindruck, den er auf die Hörer macht, iſt wirkend und bleibend auch in der Erinnerung. — Glücklicherweiſe hat unſer Schauſpiel, das ſonſt ohne Gäſte fatale Ausſichten darbot, durch das Engagement des Hrn. Bell, den wir ſchon vor mehreren Jahren den unſrigen nannten, ſehr gewonnen. Als „Kean" hatte er in ſeiner erſten Gaſtrolle ſo entzückt, daß beinahe eine kleine Revolte gegen den Direktor auszubrechen drohte, der endlich der Stimme des Publikums nachgab und den Künſtler ſpäter engagirte. Obgleich Herrn Bell die Genialität einer geiſtreichen Auffaſſung für jede Rolle abgeht, ſo leiſtet er doch in den meiſten Stücken Vorzügliches und iſt mit Recht ein Liebling des Publikums. Er wird von dem übrigen Perſonale, worunter wir die HH. Maſig, Heine und Schröder und die Damen Mad. Link und Mad. Karſchin nennen, nach Kräften unterſtützt. Für das Fach der zweiten Sängerin iſt Dem. Held gewonnen worden; die bisher gefiel und ſelbſt ganz kürzlich die Rolle der „Julie" in Montecchi und Capuletti mit Glück gab. Leider war Dem. C. Schechner vom Breslauer Theater, ein ſehr leichter Romeo; doch hoffen wir ſie noch öfter zu ſehen, und vielleicht in paſſenderen Rollen günſtiger beurtheilen zu können. Wenn nun noch, wie es verlautet, Hr. und Mad. Heim, die ſchon früher auf hieſiger Bühne glänzten, hier engagirt werden ſollten, ſo wird die Oper für die kommende Winterzeit ſicher ſchöne Genüſſe bieten; auch der große Mann Eßlair wird hieher kommen. Gewiß, unſere Direktion verdient für ihre thätige Füeſorge alles Lob. — Doch jetzt wieder etwas von hieſiger Literatur. Der diesjährige Michaelis-Catalog muß mich nothwendig auf dieſes Fach bringen. Er iſt nicht ſo ſtark als der vorjährige und bringt auf 316 Seiten von 551 Buchhändlern 3480 fertige Bücher und 58 Land- und Himmelskarten; für die Zukunft werden 336 Bücher verſprochen. Unter den bayeriſchen Buchhändlern bringt Manz in Regensburg 46 Artikel, Franz in München 32; Kollmann in Augsburg 23, dann kommt Bauer und Raspe in Nürnberg mit 20. Unter dieſen ſind, wie gewöhnlich, viele Kinderſchriften, aber auch ſonſt noch Treffliches, wie von unſerm fleißigen Hiſtoriker, Dr. G. W. K. Lochner, Zeugniſſe über das deutſche Mittelalter aus den deutſchen Chroniken, Urkunden und Rechtsdenkmälern. 1. Band. Dann Dr. J. H. A. Hübſch, Caj. Corn. Tacitus, Geſpräch über die Redner, überſetzt und erklärt. Zu erwarten ſtad Daumers Gedichte aus Göthe's Briefwechſel mit einem Kinde; ferner erſcheinen die Fortſetzungen von dem berühmten „ſyſtemat. Conchylienkabinet von Martini und Chemnitz", das der gelehrte Naturhiſtoriker Kaſtner in Erlangen beſorgt — und von „Popels maleriſchen Anſichten von Nürnberg," das 3. Heft. Die Genrebilder aus Nürnberg von Eduard Waldau habe ich ſchon früher erwähnt, aber nicht, daß der Verfaſſer Sr. k. H. dem Kronprinzen ſich bekannt zu machen, das Glück hatte, und Höchſtdemſelben vor ſeiner Abreiſe noch in einer Privataudienz ein ausdrücklich verlangtes Exemplar des Werkes überreichte. — Riegel und Wießner bringt den ſehr zeitgemäßen „Expropriations-Codex" der mit hiſtoriſch-kritiſcher Genauigkeit gearbeitet und bis zur 3. Abthl. vorgeſchritten iſt. Bei Zeh werden die älteren naturhiſtoriſchen Werke fortgeſetzt; bei Schrag erſchien der Schluß des gediegenen Codex des europäiſchen Wechſelrechts von Meißner; ferner philologiſche Werke unſerer Gymnaſialprofeſſoren Fabri und Nägelsbach, und Fr. von Kobell's Grundzüge der Mineralogie zu Vorleſungen und zum Selbſt-Studium. Die Campe'ſche Buchhandlung ſteht in jedem Meßkatalog mit Oertels Waſſerliteratur und die Raw'ſche mit theologiſchen und aſcetiſchen Brochüren. Sonſt nenne ich noch als Bücher, die mit vieler Prätenſion angekündigt worden ſind und auch ſchon erſchienen: einen Halb-Roman (sic!) von Johnſon Culmar, der Vertraute Guſtav Adolphs im 30jährigen Kriege; der Verfaſſer hat ſich in das undurchdringliche Dunkel ſeiner Pſeudonymität zu verhüllen gewußt; endlich Leutbechers Werk über den Fauſt von Göthe, das nicht ermangeln wird, die Aufmerkſamkeit der Literaten auf ſich zu ziehen. Wir werden über manches der genannten Werke im literariſchen Salon der Biene nähern Bericht erſtatten. — Noch erwähne ich, daß mit dem 1. Oktober die „ſüddeutſchen Blätter" in der Perſon des Hrn. Dr. Schlemmer einen neuen tüchtigen, und wiſſenſchaftlich gebildeten Redakteur bekommen haben, was auf die Blätter ſchon weſentlichen Einfluß hatte; denn ſie haben ſeitdem neben Gediegenheit auch unterhaltende Abwechslung geboten, wie an der äußern Ausſtattung nichts verloren.

Anekdoten.

(Swift's gerechte Angſt.) Lady Calweight, Gemahlin des Vicekönigs von Irland, ſagte einſt zu Swift: „Das muß ich geſtehen, die Luft zu Lande iſt ſehr geſund." Swift warf ſich der Lady mit komiſcher Angſt zu Füßen und rief! „ich bitte Sie um Gotteswillen, Milady! laſſen Sie ſich dieß in England nicht merken, ſonſt müſſen wir auch noch von der Luft eine Abgabe zahlen!"

(Pirons vernünftiger Rath.) Ein mittelmäßiger Schriftſteller ſagte zu Piron; „Ich möchte gerne ein Werk ſchreiben, an das ſich noch Keiner gemacht und auch Keiner je machen wird, — wie ſoll ich's anfangen?" „Machen Sie eine Lobſchrift, auf ſich ſelbſt," verſetzte Piron trocken.

Digitized by Google

Die Biene

Bayeriſches

Sonntagsblatt.

1837. № 48.

Himmel auf Erden.

Ich hab entſagt des Lebens wirrem Treiben
Ich bin entflohn der weiten Schöpfungswelt,
Nicht ſoll die Nachwelt meinen Namen ſchreiben
Auf ſtolzer Säule, die den Ruhm erhält;
Ein Paradies, ein enggeſchloſſenes nahm mich,
Den Irrenden, in ſeine Pforten auf,
Zu Himmels Leben ſchon auf Erden kam ich,
Dort will ich ſchließen meinen längſten Lauf.

Was iſt mir aller Lebensglanz der Sonnen
O Liebſte gegen Deiner Augen Licht,
Den unerſchöpften Licht- und Lebensbronnen,
In deſſen Tiefe ſanft der Strahl ſich bricht;
Was iſt das Morgenroth, das lieblich ſtrahlet
Am Himmel, wenn der junge Tag erwacht,
Wenn Morgenroſenglanz die Wangen mahlet,
Ein ew'ger Tag an Deiner Stirne lacht.

Was iſt des Mondes ſanftes Lichtgeflimmer,
Der dunklen Nacht tiefſtiller Strahlenglanz
Für Deiner Freudenthränen heil'gen Schimmer,
Und deine Locken im Juwelenglanz;
Selbſt Roſenhauch und Liliendufſt zerfließen
Um Dich als Blume, wenn Dein Athem weht,
Und tauſend unſichtbare Engel grüßen
Aus jedem Tritte, wo Dein Fuß ergeht.

Du biſt mein Inbegriff von Erd' und Himmel,
Nicht Blume nur, nein! Garten blumenvoll,
Aus dem mir fern vom lauten Weltgetümmel
Des wahren Lebens reinſter Stern erquoll.
Ein junger Kranz mit ewig friſchen Roſen
Berühret mich wie Frühlingslüfte Klang,
Seit mir, dem nie getroffenen Hoffnungsloſen,
In's Herz der Strahl der erſten Liebe drang.

Georg Neu.

Die Schickſale eines Thalers.

Von Carl Weichſelbaumer.

(Fortſetzung.)

Was, dieſen elenden Trödler, dieſen halbkahlköpfigen armen Sünder? rief der Fähnrich, lieber wollte ich dir das eigenſinnige Köpfchen ſpalten, als ſo einen dummen Gedanken darin einquartirt wiſſen. — Ja, Freundchen, ſagte Roſine, das hat nun auch zwei Seiten, du biſt allerdings einhübſcher Junge, aufgeräumt, keck, flink, zu Allem aufgelegt und gerade leichtſinnig genug, um bei den Weibern etwas zu gelten, ohne ſie vor den Kopf zu ſtoßen, man wird die beſten Tagen bei dir haben, ſo lange du auf keinen kommenden denken darfſt, ſingend und ſchäckernd fährſt du deine Liebe auf leichtem Schifflein fort, während der Juwelier eine ſchwere Gallione iſt, welche nicht leicht im Sturm zerſchellt. Zwar geht er etwas tief im Waſſer und trägt ſchwerfälliges Takelwerk, aber er führt goldenen Ballaſt mit ſich. Wenn ich dich liebe, ſo mache ich dir mit meinem Herzen höchſtens ein angenehmes Geſchenk, der Juwelier nimmt es für eine unermäßliche Gnade, ich könnte ihn unbedingt und unwandelbar beherrſchen. — Du ſprichſt wie ein Profeſſor, ſagte der Fähnrich, aber ich habe nun einmal als leichter Kaper den hübſchen Segler weggenommen und ihn ſammt der koſtbaren Ladung für eine gute Priſe erklärt; Gott Amor iſt der Richter und hat mir das Schiff mit Mann und Maus zugeſprochen. Der junge Held verzehrte nun ſämmtliche Gerichte, leerte die Bouteillen und declamirte über den zukünftigen Lebensplan. Es ward beſchloſſen, die Stadt zu verlaſſen, die Papiere bald zu verſilbern und ſich irgendwo anzukaufen, der Fähnrich ſprach lebhaft von Pferden, Hunden und Jagden, Roſinchen von Gärten, Partien und Nachbarinen, es krähte der Hahn zum erſten Mal als der Liebhaber ſich weg begab und viele Vögel zwitſcherten ſchon lebhaft in ihren Käfigen, als er mit ſeinem Säbel ſchlaftrunken durch die menſchenleeren Gaſſen klirrte. Der prompte Phöbus war ſchon längſt aufgeſtanden und lauſchte neugierig durch alle Vorhänge, da ſich Roſinchen im Bette erhob, und nach dem Frühſtück ſchellte. Kaffe, Chokolade, Liqueur, Wein, Auſtern ſtanden ſogleich im Ueberfluſſe da, und zwei Freundinen ſtellten ſich ein, um den Morgen verplaudern zu helfen. Roſinchen erzählte mit Unbefangenheit den ganzen Vorfall. Ei rief eine Blondine mit üppigem Körper und ſcharfen Junoaugen, du begeheſt einen tollen Streich. Sich dieſem Jungen anzuvertrauen, der das Bischen ſogleich verthut und dann wie ein Zugvogel verſchwindet. Bleibe bei dem Juwelier, das Verhältniß iſt ſolid, kein kluger Menſch wird dir einen Vorwurf machen und wer weiß, ob du nicht ſeine Frau werden kannſt. Verdirb das Roſinchen nicht mit dieſem albernen Vorſchlage, ſagte die andere Vertraute und ſchlürfte eine Auſter hinunter, das blutjunge Ding kennt die Welt und ihre Freuden noch nicht. Die Männer ſind durchaus abſcheuliche Tyrannen und deſto grauſamer, je mehr ſie uns lieben. Sie machen es uns wie den Büchern, worin ſie begierig naſchen und alles trefflich finden, ſo lang ſie geborgt ſind, und welche ſie als Eigenthum ungeleſen in den Schrein ſtellen. Was ſind die beſten Weiber mit den treuſten Herzen denn mehr als die Seiher, in welchen die geſtrengen Herrn alle ihre Launen ausſchütten, damit ſie ſich wieder etwas deſtillirt in die Welt zurückbringen. Soll das gute talentvolle Kind hier um den magern Frauentitel eine Magd werden und ſich an Heerd, Nähtiſch und Wiege ſchmieden laſſen, iſt dieſes Leben ohne Freiheit noch des Einſchürens werth und ſind wir Weiber nicht blos in der Freiheit geehrt, geſchmeichelt und geliebt? Die Amazonen waren recht kluge Dinger, und das Frauenvolk ſoll es einmal darauf ankommen laſſen, mit den Männern ganz und gar zu brechen. Iſt das Heirathen mehr, als ein vollkomme-

Digitized by Google

ner Verkauf aller Rechte und Freuden? Während wir fröhlich am Tiſche ſitzen, uns bedienen laſſen und nach Herzensluſt plaudern, hat die hochgeprieſene Herrin vorzuſchneiden, die ungezogenen Schreihälſe zu füttern, ſich an der gerümpften Naſe des Herrn Ehegemahls zu erbauen und kann es am Ende keinem kleinen und großen Tyrannen recht machen. Während wir im Schauſpiele ſitzen oder im Parke herumfahren, darf die ehrſame Hausfrau Strümpfe ſtricken oder in der Küche ſchaffen; indem wir auf dem Balle walzen, kann die gnädige Dame mit dem ſchreienden Buben in der Stube Contretänze aufführen oder wenn ſie im Mondſchein an der Wiege ſingt, haben wir gar den Herrn Gemahl zu unſeren Füßen. — Aber wenn ich den Fähnrich nun liebe, ſagte Roſinchen erröthend. — Ei, erwiederte die Rednerin und brach in ein unmäßiges Gelächter aus, da ſieht man noch das ganze Kind. Wirklich, ich verzeihe es dir eher, wenn du an Hexen und Zauberer als an Liebe glaubſt. Sich lieben zu laſſen, nun, das iſt ſo gar übel nicht, und wenn man halbweg ſittſam thut, krümmt ſich das wandelbare Volk der Männer elendiglich im Staube; aber das muß dir weiter nichts als einen Spaß machen, nimmſt du dieſe Huldigungen für ächtes Gold, ſo gehörſt du in das Tollhaus. — Habe doch ein wenig Nachſicht, ſagte die Blondine, das Flämmchen muß doch einmal ausbrennen.

Alſo ſoll ſie ſich anführen laſſen, fuhr die Schwarze fort; nein, ſie iſt zu brav, um erſt durch Schaden klug werden zu müſſen. Geſetzt auch, ſie ginge mit dem Fähnrich durch, wird man beide nicht bald einholen, ihm auf die Feſtung und ſie in das Raspelhaus ſetzen? der Junge iſt zwar arm, aber von guter Herkunft, der Oberſt protegirt ihn und vom Oberſten kenne ich die unbeugſamen Grundſätze der ſtolzen Familie. — Roſinchen blickte betroffen vor ſich hin und zerdrückte ein paar Thränen unter den Augenwimpern. — Weine lieber jetzt als im unwiederruflichen Elend. — Ja, du haſt recht, bemerkte die Blonde, ſie iſt zu jung, da maskiren ſich alle Thorheiten in die nobelſten Leidenſchaften, doch manche erſparte Jugendthräne wurde ſpäter mit tauſend Seufzern bezahlt. Liebe ihn meinetwegen, aber laſſe dich auf keinen dummen Streich ein.

Sieh Kindchen, fuhr die Schwarze fort und hob ihr das Kinn ſchmeichelnd in die Höhe, ich ſtand in meiner früheſten Jugend nahe an einer ähnlichen Thorheit. Ich war ein hübſches Harfenmädchen und zog mit meinem blinden Vater durch alle Gärten und öffentlichen Orte der Stadt. Junge und alte Herren machten mir die ſchönſten Complimente und mancher Blick wurde mir mit Thalern bezahlt, ohne daß ich eigentlich wußte, warum. Als mein Vater nicht mehr fort konnte, ſtellte ſich ein Vetter ein, der einige Jahre älter war als ich, die Violine gut ſpielte, und mich bei meinen Productionen begleitete. Gründlich in der Muſik unterrichtet, brachte er mich bald weiter, es liefen manche Beſtellungen in ſolide Geſellſchaften ein und wir befanden uns ſehr wohl dabei. Da mein Buſen voller ward und die friſche Blüthe des Mädchenlebens in meine Wangen trat, legte Vetter Bernhard immer mehr die Lehrmeiſtermiene ab, klopfte mich nicht auf die Finger, wenn ich fehlgriff, ſchob mir höflich alle Lobeserhebungen zu und duldete es nicht mehr, daß ich die Harfe trug. Hatte er ſonſt auf dem Wege gleichgültig geplaudert, oder gemurrt, ſo ging er jetzt ſchweigſam neben mir, warf mir oft verſtohlen ganz neue Blicke zu, ſprach von verſchiedenen Annehmlichkeiten unſeres Geſchäftes und wie es wohl noch reichlicher rühren könne, verließ ſelten das Haus, zeigte ſtets die fröhlichſte Laune und verrichtete manches häusliche Geſchäft, wovon er ſonſt nichts wiſſen wollte; beim Exerciren führte er mir anſtändig die Hände an die Saiten und nahm wohl gar den Fehler auf ſich, wenn etwas mißglückte. Ich unſchuldiges Ding war damit zufrieden und dem Vetter gut, weil er mir höflich begegnete, meine Fortſchritte gewannen mir ſtets mehr Beifall, Bernhard drückte mir oft entzückt die Hand, erlaubte ſich ſpäter wohl gar einen vetterlichen Kuß, ſuchte mich manchmal mit einer kleinen Freude zu überraſchen und kurz — es war in einer hellen Mondnacht, als er mich um Liebe bat und ich nicht nein ſagte. Jetzt gab es allerlei Entwürfe über unſer künftiges Schickſal, es wurden Einkäufe gemacht, um die häusliche Einrichtung zu erweitern, was ich nicht ohne Vergnügen ſah, und beklagte der Vetter obendrein, daß ich mich ſo viel bemühen müſſe, verſprach er, alles aufzubieten um mich von dem Harfenſpiel ganz zu entbinden, ſo empfand ich, daß ich ſein Gefühl erwiederte, und wir waren ſehr glücklich in unſerem einfachen Leben, wiewohl uns manche Produktion mißlang, wenn er nach mir ſchielte oder mein Auge ſich zu ihm verirrte. Es begab ſich nun, daß wir zu einer Privatgeſellſchaft in einen Garten geladen wurden. Die Anlagen und Zurichtungen waren überaus geſchmackvoll, ſo ſchöne Blumen, Brunnen, Lauben hatte ich noch nie geſehen und als vollends eine prächtige Beleuchtung mit farbigen Lampen einen magiſchen Schein über die grünen Schatten warf und auf einer fernen Terraſſe Raketten und Leuchtkugeln in den dunkeln Nachthimmel emporſtiegen, da glaubte man ſich wohl in ein Feenreich verſetzt. Einer der anweſenden Herren ſchien beſonders aufmerkſam auf mich zu ſeyn, machte ſich in der Nähe zu ſchaffen, lobte mein gefühlvolles Spiel, blätterte mein Notenbuch um, und heftete oft auf uns beide forſchende Blicke, als wollte er ausfinden, in welchem Verhältniß wir zuſammen ſtünden. Ohne daß ich Wohlgefallen oder Neigung empfand, machten doch die vornehmen Manieren dieſes Herrn einen günſtigen Eindruck auf mich, er wußte ſo viel Angenehmes ohne Schmeichelei zu ſagen und ſich geſchickt in ein bequemes Verhältniß zu ſetzen ohne ſich eine Vertraulichkeit zu erlauben. Ich wäre damals noch dumm genug geweſen, über ein Lob zu erröthen, über einen Händedruck zu zürnen, und eines heimlichen Kuſſes wegen davon zu laufen. Beim Abſchied wurden wir reichlich belohnt, der Graf D* ſchlang aber nur einen hübſchen Kranz um die Harfe und empfahl ſich freundlich. Im Nachhauſe gehen ſetzte ich den Kranz; ich weiß ſelbſt nicht wie auf meine Locken; als wir an die Thüre kamen und der Vetter ſeine Laterne in die Höhe hob, ſah er das Siegeszeichen und fragte, woher ich den Kranz hätte? Ohne Bedenken gab ich ihm die Erklärung, er ſprach kein Wort, warf das eingenommene Geld zürnend auf den Tiſch und bemerkte, um einen ſolchen Preis wolle er ſich nicht gütlich thun. Was willſt du damit ſagen? fragte ich unbefangen. Thue mir um Gotteswillen den verdammten Blumenkranz aus dem Geſicht, antwortete er barſch. Ich legte ihn ſchweigend ab, wir gingen ohne Wortwechſel zur Ruhe. Nicht ohne Thränen ſchlief ich ein und um den aufgebrachten Bräutigam zu verſöhnen, ſchlang ich den Kranz am frühen Morgen um ſein Schattenbild, das über meinem Nähtiſch am Pfeiler hing. Bernhard kam endlich in heitrer Laune, er ſchien ſein Unrecht zu bereuen und da ich gerade am Spinnrade ſaß, bemerkte er: das ſtehe mir weit beſſer als die Harfe und er ſinne Tag und Nacht, wie er mich losbringen könne von dieſem Erwerbe; zugleich erblickte er auch die Blumen, und warf ſie mit der Aeußerung, das ſollen die Ochſen freſſen, zum Fenſter hinaus. Ein unſchuldiges Mädchen iſt ein ungeſchicktes Ding, anſtatt dem Herrn Vetter die Thüre zu weiſen, weinte ich ſtill vor mich hin. Er ſah auch ſeine Unartigkeit bald ein, bat mich um Verzeihung, ein Kuß löſchte

Digitized by Google

die ganze Rechnung und ich war ſo einfältig wie zuvor. Dennoch gab es Stoff zu Neckereien, Bernhard wollte immer ein Geſtändniß aus mir hetzen und ließ die Gründe, daß der Graf gewiß keine böſe Abſicht gehabt habe, weil er mir gar nichts Zudringliches geſagt und kein Geldgeſchenk gemacht, durchaus nicht gelten. Das iſt eine liſtige Schlange, tobte er, der geht nicht gleich auf den Raub los, ſondern ſchleicht recht ſanft und farbenſpiegelnd und mit Taubenäugelein umher, biſt du umſchnürt biſt. Wenn der Wolf das Lamm ſicher fangen will, ſo kommt er im Schafpelz und angelt ein ſolcher Dieb nach einer Unſchuld, ſo iſt Sittſamkeit ſein funkelnder Köder. — Dieſe beißenden Reden nagten wieder an meinem Herzen und anſtatt den Grafen aus meinem Gedächtniſſe zu verwiſchen, reſtaurirte der Eiferſüchtige ſelbſt das erbleichende Bild und zwang mich, ſeine gewöhnlichen Manieren mit der edlen Gewandheit des geſchliffenen Weltmannes zu vergleichen. Ernſtlich böſe wurde ich über den grillenhaften Vetter, da er eine zweite Einladung in den Garten rundweg abſchlug und obendrein hinter den Vater ſteckte, der meine Vorſtellungen zurückwies und lieber auf eine reiche Einnahme Verzicht leiſtete als Bernhard eine Kränkung anthun wollte. Ich ſchmollte einige Zeit, bemerkte meinem Liebhaber, wie gut ich mir einige unentbehrliche Bedürfniſſe hätte beiſchaffen können, als ſich zum Beiſpiel eine hübſche Haube, die ſchon längſt mein Wunſch wäre. Die Haube ſollſt du doch haben, ſprach er, aber lieber geige ich mir die Hände wund, als daß mich der Liebesjäger noch in ſein Garn locken ſoll. Dieſe Unholde ſind wie der Teufel, ſie zeigen einem ganze Braupfannen voll Gold und zuletzt hat man glühende Kohlen in der Hand. Ich kenne dieſe ſüßen Katzenreden, dieſe tugendhaften Schafsblicke, dieſes Scharfrichterwohlwollen, womit ſie einem armen Kind den Hals fühlen, den ihr Schwert treffen ſoll.

Nach einigen Tagen begegnete uns der Graf zu Wagen, zierlich lenkte er die vier ſtolzen Rappen, ſah aber ſogleich zur Seite, als er mich gewahrte. Nun, fragte Bernhard hämiſch, wie ſteht es mit der Partie? — Nicht viel ſchlimmer, antwortete ich boshaft, als mit der unſrigen. Das traf, der Hohe verſchand aus dem Geſichte des Herrn Vetters und tiefe Kränkung ſprach aus ſeinen Zügen. Nach einigen Augenblicken brach er mehrere Feldblumen, die am Eingang eines Gartenhäuschens blühten, ich nahm ſie ſchweigend und als er ſpäter wieder darnach ſah, hatte ich dieſelben, in der Zerſtreuung verloren. Nicht weit davon glühten hinter einem eiſernen Gitter herrliche Roſen, er langte hinein, eine zu pflücken, zog aber die Hand langſam wieder zurück, blickte mit einem Seufzer nach den ziehenden Wolken und verbiß ſeinen Schmerz. —

Roſinchen hatte dabei eine Thräne in den Augen. O, die Thorin will gar noch weinen über die albernen Poſſen ſagte Anne laut aufſchreiend, ließ mit kunſtgerechter Hand einen Stöpſel mit dem Namen Epernay in die Luft tanzen, und fuhr fort: — Zu Hauſe fanden wir ein Beſtellungsbillet in ein Haus in der Wilhelmsſtraſſe. Mein ſcharfſinniger Bräutigam roch die Lunte und wollte nicht gehen, da aber ſelbſt der Vater nichts Bedenkliches darin fand und bemerkte, wir würden uns durch eine ſolche Weigerung empfindlich ſchaden, ſo packte Bernhard endlich die Harfe auf, und wir gingen ſtill neben einander fort. — Haſt du ſchon ein ſolches Häubchen, wie du wünſcheſt, geſchehen? fragte er freundlich einlenkend. Mir ſind alle Hauben in der Welt gleichgültig, erwiederte ich trotzig. — Und du wüßteſt gar keine, unter welche du kommen möchteſt, gar keine? fragte er milde ſcherzend. Ich ſchwieg. — Vergib, Annchen, fuhr er fort, wenn ich gefehlt habe, ſo fehlte ich nur aus Liebe und der liebt gewiß am redlichſten, der für die Tugend zittert. Sey immerhin aus Liebe mit mir auch einmal böſe, zanke mich recht aus, und gib mir dann einen herzlichen Kuß. Nun Annchen, zanke, zanke. Du haſt mir tief im Innerſten wehe gethan, war meine Antwort, du haſt mich zuerſt und recht giftig beleidigt. That ich dir je ſo? Sey gut, ſprach er dringend, es ſchraubt mir das Herz zuſammen, mir iſt als wäre die Welt ringsum eingeſtürzt; wenn du zürneſt, dann ſtehſt du ſo weit von mir, und ich ſehne und kränke mich, als wärſt du geſtorben. Damit ſetzte er ausruhend die Harfe nieder und konnte nichts mehr ſagen. Du mußt dich auch ſo betragen, wie du empfindeſt, ſagte ich, drückte ihm die Hand und wollte mit dem Bemerken, die Harfe ſey ihm zu ſchwer, er ſähe müde aus, das Inſtrument nehmen, doch ein heller Glanz ſtrahlte aus ſeinen Augen, Juhe! rief er, Annchen hat vergeben und hüpfte freudig mit mir fort, und trug die Harfe ſo leicht, als wäre ſie ein Strohhalm. (Fortſetzung folgt.)

Reiſe durch das mittägliche Frankreich im Jahre 1836.

(Fortſetzung.)

Seine Berühmtheit verdankt indeſſen Montpellier der medizinischen Schule, die ſeit mehreren Jahrhunderten hier ihren Sitz hat, und aus welcher zum Ruhme Frankreichs und zum Nutzen der Wiſſenſchaft überhaupt viele berühmte Aerzte hervorgegangen ſind. In Paris und Montpellier ſind die einzigen medizinischen Schulen Frankreichs.

Wir beſuchten das im alten Geſchmack gebaute Univerſitätsgebäude, beſahen darin das Naturalienkabinet, die Hörſäle, die Bibliothek und das anatomiſche Kabinet. Dieſes iſt klein und von geringer Bedeutung. Wenn man das Joſephinum in Wien, vielleicht die grosartigſte Anſtalt dieſer Art, kennt, muß man etwas beſſeres in dieſem Fache in Montpellier nicht zu finden hoffen; ja die anatomiſchen Theater unſerer deutſchen Univerſitätsſtädte Würzburg, Heidelberg und Göttingen, welche ich früherhin beſucht habe, übertreffen, was die Mannigfaltigkeit und Kunſt der Präperate betrifft, bei weitem das anatomiſche Kabinet in Montpellier. — Der große Hörſaal faßt gegen 1500 Zuhörer. So groß ſoll auch die Anzahl der hier Studirenden ſeyn. In einem, der ändern Hörſäle, ſahen wir einen merkwürdigen Lehrſtuhl, dergleichen wohl kein anderer Profeſſor auf der Welt einnehmen mag. Es iſt ein antiker, aus Stein gehauener Senatorenſeſſel, der dem Docenten als Katheder dient. Aus dem Univerſitätsgebäude begaben wir uns in den botaniſchen Garten, den erſten, welcher in Frankreich angelegt wurde, von Richer von Belleval im Jahre 1598. Die Einrichtung iſt vorzüglich; nur könnten die Gewächshäuſer zweckmäßiger gebaut ſeyn: indem man nämlich mehr auf das Aeußere, als auf den Gebrauch Rückſicht genommen hat, und die Zwiſchenpfeiler der Wände dick geworden und ſo nicht genug Licht und Sonne eingelaſſen wird. Das Gedeihen der Gewächſe im Freien wird nicht wenig begünſtigt durch das herrliche Klima von Montpellier; in deſſen Umgegend viele Pflanzen verſchiedener Climaten üppig wachſen, und durch die geſchützte Lage des Gartens, der in der Tiefe angelegt und ſo von verheerenden Stürmen geſichert iſt. Eine Fichte von einer ſeltenen Höhe und einem außergewöhnlichen Umfang fiel mir beſonders auf; ſie ſteht mitten im Garten und ſoll ſo alt als die Stadt ſeyn. Noch ſchließt der Garten eine hiſtoriſche Merkwürdigkeit in ſich. Er enthält die Ruheſtätte der Narciſſa Joung, der Tochter des berühmten Verfaſſers der Nachtgedanken. Als dieſelbe hier geſtorben war, verweigerte ihr, als der anglicaniſchen Kirche zugethan, die Geiſtlichkeit eine Ruheſtätte in geweihtem Boden; der Vater ſoll daher die geliebten Ueberreſte des Nachts hierher getragen und

Digitized by Google

in einem kleinen, offenen Gewölbe auf der Nordſeite des Gartens, in der Nähe eines Waldes beigeſetzt haben.

An den botaniſchen Garten ſchließt ſich die herrliche Promenade an, welche unter dem Namen **Peyrou** (Peru) bekannt genug iſt; ſie iſt ſicherlich eine der ſchönſten in Europa. Dieſer Luſtplatz nimmt die höchſte Fläche des ſanftaufſteigenden Hügels ein, welchen die Stadt bedeckt; er hat die Geſtalt eines länglichen Vierecks, an deſſen einer ſchmalen Seite ein Tempel mit Baſſins ſteht, hinter welchem eine lange nach Art der römiſchen Aquäducten gebaute Waſſerleitung ſich hinzieht, welche die Stadt reichlich mit geſundem Waſſer verſieht. Auf beiden Seiten laufen zwei Baumreihen hin, neben denen große Raſenplätze liegen. Wahrhaft entzückend iſt die Ausſicht, welche man von der Terraſſe genießt. Um ſich ſieht man die ſchönen Baumgruppen, die weiten Ebenen des Peyrouplatzes, den majeſtätiſchen Tempel, zu ſeinen Füßen erblickt man die vielen Häuſer der Stadt, mit ihren Kirchen und Klöſtern. Nach Oſten zu erheben ſich wieder die benachbarten Hügel mit ihren Olivenwäldern und Landhäuſern, hier zu Land Mas genannt; in weiter Ferne erſcheinen die Gebirgsketten, an welche ſich die Cevennen reihen. Nach Süden zu breitet ſich ein großes Thal aus, welches Dörfer und Landhäuſer, ſchöne Baumgruppen und Wieſen in einem herrlichen Panorama zeigt und durch ſeine anmuthige Abwechslung die Gegend in eine reizende Landſchaft verwandelt. In einer Entfernung von 4 Stunden wird ſie begrenzt durch die weite Meeresfläche, und es erhöht die Lebendigkeit des ganzen Bildes gar ſehr, wenn man am fernen Horizont die Segel auftauchen ſieht und dann bemerkt, wie ſie immer höher und breiter werden und die Schiffe ſich dem Lande nähern.

Am Fuße des Peyrou läuft die Esplanade um einen Theil der Stadt herum, welche ebenfalls zum Spaziergehen benutzt wird. Es ſind etwa acht Reihen ſchattenreiche Bäume; zwiſchen durch laufen reinlich gehaltene Wege, in welchen hie und da ſteinerne Bänke angebracht ſind; auch ſchmücken zwei große Baſſins den Ort. An der einen Seite der Esplanade zieht ſich eine ſchöne Reihe von Häuſern und Gärten hin, auf der andern hat man die Ausſicht auf die benachbarten Hügel und Landhäuſer. Da dieſer Spaziergang gegen Norden zu geſchützt iſt, und nur nach Süden hin offen liegt, ſo iſt er vor rauhen Winden geſichert und hat im Winter die Mittagſonne. Deshalb iſt dieſer Spaziergang Jahr aus Jahr ein beliebt.

Die Zahl der Einwohner beträgt gegen 40,000, worunter 6000 Proteſtanten. Sie ſind freundlich, zuvorkommend und thätig. Der Handel von Montpellier iſt bedeutend. Die wichtigſten Geſchäfte werden gemacht in Seidenwaaren, baumwollenen Tüchern, Weinen, Sämereien, Liqueurs und Parfüms, wozu die vielen Kräuter und Blumen, die hier wild wachſen und beſonders gedeihen, das Material liefern. In dieſem Gewerbszweig iſt Montpellier ſeit Jahrhunderten berühmt; ſchon zu Anfang des 14. Jahrhunderts wurden hier Parfüms fabricirt. Ferner wird durch die Fabrikation von Grünſpan (jährlich über 3000 Centner) viel gewonnen. Der Handel wird durch die günſtige Lage der Stadt ſehr befördert. Was in das Innere von Frankreich beſtimmt iſt, wird auf dem großen Kanal von Languedoc verfahren; alles was ins Ausland geht, wird in den 5 Stunden von hier gelegenen Hafen von Cette gebracht und von da weiter verſendet.

Es machte mir kein geringes Vergnügen, hier öfters unſere Mutterſprache reden zu hören. Selbſt ein paar Höckerinnen boten uns ihre Waaren in deutſcher Sprache an. Ein Offizier, der ſehr zuvorkommend war und mich in den botaniſchen Garten begleitete, bat mich, ihm die richtige Ausſprache mehrerer deutſcher Wörter zu lehren; er hatte das Deutſche zu einem Gegenſtand ernſten Studiums gemacht. Daß in Paris die deutſche Litteratur und Sprache ſich Eingang bei den Franzoſen verſchafft hat, iſt eine bekannte Sache; daß aber das Deutſche auch in den Departements in ſolcher Entfernung von Paris und von Deutſchland, betrieben wird, dürfte als eine überraſchende, unſer Volk ehrende Erſcheinung angeſehen werden.

Reiſe von Montpellier nach Toulouſe.

(Beziers. Bild einer ſüdl. Landſchaft. Carcaſſonne. Dankbare Erinnerung eines franzöſiſchen Obriſten an deutſche Gaſtfreundſchaft. Toulouſe. Lage der Stadt. Gebäude. Kirchen. Thurm de la Dalbade. Volksleben auf der Promenade. Hochmuth, mit welchem die Franzoſen auf deutſche Fürſten herabblicken. Seltſamer Vorfall während der Cholera in M. in Thüringen. Kornmühle Balzacke. Landgut Grouille. Academie der Blumenſpiele. Table d'Hoteweſen im ſüdlichen Frankreich. Leben der Landleute. Tracht der Landmädchen. Ackerbau. Viehzucht. Schönheit und Größe des Federviehs und der Eſel. Unkunde der Franzoſen in der Pferdezucht.

Der Weg nach Toulouſe führte uns zuerſt über **Beziers**. Wir fanden die Gegend recht fruchtbar und die Lage des Orts ganz angenehm; aber lange nicht ſo reizend, als wir erwartet hatten. Es iſt ein Sprichwort in Frankreich, dem zufolge der Herr Gott, wenn er auf der Erde wohnen wollte, Bezieres zu ſeinem Aufenthalte wählen würde. Wer nun mit großen Erwartungen hierher kömmt, wird ſich freilich getäuſcht finden. Ueberhaupt ſchadet manchen Gegenden der allzugroße Ruf ihrer Schönheit. Hat man viel von der Anmuth eines Landſtriches geleſen, und hat man ſich demgemäß ein Gemälde in ſeiner Phantaſie entworfen, ſo pflegt meiſtentheils die Wirklichkeit gegen das lang gepflegte und gern gehegte Bild ſehr abzuſtechen und wenig zu befriedigen. Beſonders gilt dies von den ſüdlichen Gegenden, die im Schmuck der erblühenden Vegetation geſehen, einen eigenen Zauber ausüben, aber im Sommer betrachtet, wo die ganze Natur erſterben ſcheint, wenig anſprechen. Der Teppich unſerer Wieſen mangelt den ſüdlichen Landſchaften, man vermißt Obſtbäume, Eichen und Buchen, die immer ein friſches Laub haben und zum Theil mit lieblichen Früchten geziert ſind, und ſieht dagegen nur Oliven, deren ſchmale, blaßgrüne Blätter ein unanſehnliches Bild geben, oder Maulbeerbäume, die, ihrer Blätter beraubt, den Wanderer ohne Schatten laſſen und ihn zur Traurigkeit ſtimmen. Denkt man ſich hierzu den unermeßlichen Staub, der in Folge anhaltender Dürrung dem Reiſenden in den ſüdlichen Gegenden oft zur Qual wird, ſo wird das Bild des Ganzen zwar eigenthümlich, doch nicht immer erfreulich ſeyn. Was Wunder, wenn der von Flöhen geplagte und nach Jagors Küche ſchmachtende **Nicolai** mit Unmuth Italiens Fluren durchfliegt und ſehnſüchtig nach ſeiner Königſtadt zurückeilt?

Unbeſtritten gehört der Boden um Beziers zu dem fruchtbarſten in Frankreich; er beſteht aus fettem, mürbem Lehm, der zähe iſt und ſich leicht zerreiben läßt. Getreide liefert der Diſtrikt mehr, als die Einwohner brauchen; auch Wein, Oel und andere Südfrüchte werden in Menge produzirt. Sowohl der Reichthum der Naturprodukte, als die vortheilhafte Lage der Stadt, an welcher der Kanal von Languedoc in kleiner Entfernung vorübergeht und dann nach Cette ſich wendet, geben **Beziers** viel Wohlhabenheit, die ſich auch im Aeußern der Stadt kund gibt. Uebrigens wird man in der ganzen Gegend an die claſſiſche Vorzeit erinnert. Beziers war ſchon zu Zeiten der Römer da und hieß Baeterra Septimanorum, weil Julius Cäſar die 7. Legion hierher verlegt hatte. Das jetzige Ausſehen der

Digitized by Google

Stadt iſt recht ſtattlich. Wegen des geſunden Klimas und der freundlichen Lage halten ſich ſtets viele Fremde, beſonders Engländer, hier auf.

Von Beziers fuhren wir immee in mäßiger Entfernung von dem Languedoc-Kanal und dem Flüßchen Aude nach Carcaſſonne. Die Aude fließt mitten durch die Stadt und theilt dieſelbe in die Alt- und Neuſtadt. Jene heißt vorzugsweiſe die Cité und liegt auf dem rechten Ufer des Fluſſes an einem kahlen Berge, und iſt ſchlecht gebaut; gewährt aber mit ihren alterthümlichen Mauern, die zum Theil aus Alarichs Zeiten herrühren ſollen, mit den Wachthürmern auf der Mauer und mit den anſehnlichen Ruinen eines ſonſt feſten Schloſſes auf der Felſenſpitze einen romantiſchen Anblick. Den Freund alterthümlicher Gegenſtände dürfte beſonders die ſchöne Glasmalerei in der ſonſt kleinlichen Kathedrale intereſſiren; die Neuſtadt, nach welcher eine ſchöne eiſerne Brücke führt, liegt in einer Ebene und iſt regelmäßig gebaut. Die Straßen ſind ganz gerade, die Häuſer ſchön und modern; das Ganze macht einen freundlichen Eindruck. Dieſe Neuſtadt bildet ein Quadrat mit 4 Thoren und eben ſo vielen Hauptſtraßen, die nach einem viereckigen, mit den ſchönſten Häuſern umgebenen Platze in der Mitte gehen. Auf demſelben iſt eine hohe Fontaine, welche einen Felſen vorſtellt, auf deſſen Spitze Neptun ſteht. Freundliche Spaziergänge führen um die Stadt herum.

Mein kurzer Aufenthalt in Caecaſſonne wurde mir eecht angenehm durch d e Bekanntſchaft, die ich mit einem unterrichteten Militär, dem Obriſten des zwölften Regiments der Chasseurs à cheval. Dupeix machte. Seinen Mittheilungen verdanke ich manche Aufklärung über das Leben und Treiben in den hieſigen Gegenden. Als alter Soldat, der viele Feldzüge mitgemacht hatte, ſprach er mit großer Anhänglichkeit und Verehrung von Napoleon. Dankbar erinnerte er ſich des vielen Guten, welches er bei einem längeren Aufenthalt in Deutſchland (er hatte eine Zeit lang in weſtphäliſchen Dienſten geſtanden) genoſſen, erhob die deutſche Treue und Gaſtfreundſchaft und pries die Jahre, die er in der Mitte dieſer braven Nation zugebracht hatte, als die glücklichſten ſeines Lebens: alles freilich zum Aerger der übrigen Franzoſen, die in unſerer Geſellſchaft waren. Den Obriſten begleitete eine liebenswürdige Tochter von 17 Jahren, die Schönheit und Bildung vereinigte. Vielleicht, daß die Unterhaltung mit dem Vater ein günſtiges Vorurtheil für ſie erweckte; wir glaubten in der Franzöſin eine Annäherung an den deutſchen Charakter zu bemerken.

Leider drängte uns die Zeit zur Abreiſe, da wie in Touloufe und Bordeaux einen längeren Aufenthalt zu nehmen gedachten. Auf trefflich gehaltener Chauſſee und durch zum Theil recht anmuthige Gegenden kamen wir raſch, indem der Kanal auf dem größten Theil der Route uns zur linken Hand blieb, nach Toulouſe, welches wegen ſeiner vielen Kirchen und Thürme (es zählt deren verhältnißmäßig mehr, als jede andere Stadt in Frankreich) ſchon in der Ferne ein ſtattliches Bild gewährt.

Toulouſe iſt eine der älteſten Städte in Frankreich. Zur Zeit der Römer war es die Hauptſtadt der mächtigen Tectoſagen; auch im Mittelalter behauptete es lange Zeit ſein Anſehen und noch heute weiſet es viele Spuren ſeiner ehemaligen Größe auf. Die Lage iſt höchſt vortheilhaft. In einer fruchtbaren, mit vielen Landhäuſern verſehenen Ebene liegt es am rechten Ufer der Garonne, in welche hier der Kanal einmündet. Ueber den Fluß führt eine ſchöne, von Manſard gebaute Brücke. Sie ruht auf 7 Bogen, iſt 810 Fuß lang und 72 Fuß breit und aus Backſteinen gebaut; nur die Ecken ſind mit Quadern eingefaßt. An einem Ende der Brücke iſt ein in gutem Stil gebauter Triumphbogen; an dem andern, nach der Südſeite zu, iſt ein ihm entſprechendes Portal. Gewiß iſt die Brücke eines der größten und ſchönſten Bauwerke in Frankreich.

Längs der Garonne läuft ein langer Kai hin, mit breiten ſteinernen Fußwegen; auf der andern Seite iſt der Cours, ein ſchöner Spaziergang, der mit Ulmenbäumen beſetzt iſt. Auch die Wälle, mit denen die Stadt noch rings umgeben iſt, ſind zu angenehmen Spaziergängen benutzt.

Die Straßen ſind reinlich, breit und zum Theil ſehr lang; denn einige laufen von einem Thore zum andern. Die Häuſer ſind 3 und 4 Stockwerke hoch und meiſtens aus Backſteinen gebaut. Nur zu den öffentlichen Gebäuden hat man den rothen Marmoe von Languedoc verwendet. Das ſchönſte Gebäude iſt ohne Zweifel das Stadthaus. Die mit römiſchen Säulen geſchmückte Façade deſſelben, wurde kurz vor der Revolution neu erbaut; in dem einen Flügel iſt das Theater, in dem andern verſammelt ſich die berühmte Academie der Blumenſpiele, über welche ich ſpäter noch einiges mittheilen werde. In dem Hofe dieſes Gebäudes wurde am 30. Oktober 1632 der Herzog von Montemorency hingerichtet, nachdem er durch glänzende Siege Frankreichs Ruhm erhöht, aber auch des mächtigen Richelieus Haß ſich zugezogen hatte. Noch jetzt nennt man das Stadthaus zum Andenken an das Vorrecht, welches Toloſa unter den Römern genoß, das Capitolium, und die oberſten Stadtbeamten und die Rathsherren Capitolier, ſo daß man die geſetzlich eingeführten Benennungen Maire und Adjoint beim Volke gar nicht hört. Der Platz, auf welchem das Capitol ſteht, bildet ein regelmäßiges Viereck und iſt rings mit großen Häuſern umgeben.

(Fortſetzung folgt.)

Biographiſche Denkmale.

IX. Leſueur. *)

Der kürzlich zu Paeis in ſeinem 74. Lebensjahee verſchiedene Componiſt Jean François Leſueur, eehielt ſeine erſte Erziehung am Collegium zu Amiens und umfaßte ſodann den geiſtlichen Stand, den er jedoch in der Revolution wieder verließ. Er hatte beeeits früher den Domkiechen zu Seez und Dijon, dann der Kieche des Saints-Innocens zu Paris und endlich der Domkieche daſelbſt als Muſikdirector vorgeſtanden. Wäheend ihn ſo die Kieche an ſich zu feſſeln ſuchte, ſtrebte zugleich Sacchini ihn für's Theater zu gewinnen.

In der Revolution componirte er verſchiedene Stücke für die Nationalfeſte; beſonders ward er am Feſte der Republik 1796 unter jenen Componiſten genannt, die ganz vorzüglich zue Verherelichung deſſelben beigeteagen hatten. Seine Opern „die Höhle“ und „Telemach“ bewirkten, daß er 1795 zum Profeſſor dee Compoſition am Conſeevatorium ernannt wurde.

Als Paeſiello, Directoe der Capelle des erſten Conſuls, nach Italien zurückkehren mußte, befragte Bonaparte dieſen ausgezeichneten Künſtler übee die Wahl ſeines Nachfolgers. Er nannte ihn Leſuenr. Als Paeſiello ihn dem erſten Conſul vorſtellte, ſagte dieſer: „Hr. Paeſiello, ich hoffe ſie werden noch einige Zeit bei uns bleiben; Hr. Leſuenr wird ſich unteedeſſen mit der zweiten Stelle begnügen.“ — „General, erwiedeete Leſueur, es heißt ſich ſchon auf der eeſten befinden, wenn man hinter einem ſo erlauchten Meiſter, als Paeſiello iſt, einherſchreitet.“ Dieſes Wort gefiel Bonaparte gar ſehr; und es begann mit dieſem Augenblick für Leſueur die große Gunſt, die ihm während des Kaiſerreiches zu Theil ward. „Ich habe ſchon mehrere Ihrer Werke, vernommen, ſagte ihm eines Tages, Napoleon, nachdem er in ſeinee Kapelle das Oeatorium Debora gehört hatte, doch gebe ich Debora den Vorzug. Wie viele Meſſen und Oratorien haben ſie bereits verfaßt?“ — „Sire, antwortete Leſueur, zweiundzwanzig.“ — „Da müſſen ſie viel Papier beklecksſet haben; auch das iſt eine Aus-

*) Von unſerem ** Correſpondenten in Paris.

Digitized by Google

gabe, und ich will, daß ſie mir zur Laſt falle. Hr. Leſueur, ich bewillige Ihnen eine Penſion von 2,400 Fr., um das Papier zu bezahlen, das Sie ſo gut anzuwenden wiſſen. Es iſt für's Papier, verſtehen Sie wohl; denn bei einem Künſtler Ihrer Art darf das Wort Gratification nie ausgeſprochen werden.“

Im J. 1804 gab die Akademie der Muſik ſeinen Oſſian oder die Barden; dieſe Oper, welche mit einer ſeltenen Pracht aufgeführt wurde, erhielt ungetheilten Beifall; nie ward die optiſche Täuſchung weiter getrieben, als dies im Traume des Oſſian geſchehen iſt. Nicht zufrieden mit den Verſen ſeines Dichters in dieſer phantaſtiſchen Scene, verfaßte er ſelbſt diejenigen, welche die Barden in dem überirdiſchen Palaſte ſingen. Was die Barden ſo ganz beſonders auszeichnet, iſt die Localfarbe, die ſie an ſich tragen. Man glaubt ſich in der That auf die ſchottiſchen Gebirge, in die Feenſchlöſſer und in die Grotte Fingals verſetzt. Die Neuheit der Sache reizte ganz beſonders die Franzoſen. Napoleon wohnte der dritten Vorſtellung bei; nach den drei erſten Acten ließ er Leſueur zu ſich bitten; dieſer zeigte ſich in der kaiſerlichen Loge und das Publikum außer ſich vor Bewunderung und Freude erfüllte den Saal mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiſer; es lebe Leſueur!“

Einige Monate nach dieſem Triumphe beſuchte Leſueur ſeinen Freund und Mitbruder, den Dichter Baour-Lormian und ſagte ihm gleich bei ſeinem Eintritte ins Zimmer: „Mein lieber Freund, ich bringe Ihnen eine gute Nachricht; wir werden zuſammen arbeiten.“ — „Ich bin es zufrieden, antwortete jener; allein welchen Stoff werden wir behandeln? — „Ich weiß nicht; hören Sie, was geſchehen iſt. Nachdem der Kaiſer geſtern die Meſſe, die ich in der Capelle habe ausführen laſſen, angehört hat, erblickte er mich, als er durch die Diana-Gallerie kam, und ſagte: Nun, erlauchter Barde; Sie ruhen alſo aus! das heißt auf zu ſchöner Straſſe raſten.“ — Sire, erwiederte ich, ich habe keinen Dichter, — Sie werden leicht einen finden. Und der Kaiſer hat Sie bezeichnet.“ — Dieſe Wahl ehrt mich und erfüllt meine Bruſt mit Erkenntlichkeit; es gilt jetzt dieſelbe zu rechtfertigen.“ — „Suchen ſie irgend ein großes hiſtoriſches Sujet, das alle Hülfsquellen der Oper in Anſpruch nimmt. Seyen Sie unbekümmert um die Koſten, welche die Aufführung verurſachen dürfte; der Kaiſer wird dafür ſorgen.“

Der Dichter überlegte lange Zeit und entſchied ſich endlich für Alexander in Babylon; ein Sujet, das ſich herrlich für die Akademie der Muſik eignete. Denn es war reich an dramatiſchen Situationen; der Contraſt der griechiſchen und perſiſchen Sitten, die Verſchiedenheit der Trachten, die orientaliſche Pracht, welche man hier entwickeln konnte, alles dieſes ſchien dem Unternehmen ſehr günſtig zu ſeyn. Uebrigens glaubte der Dichter hier ohne Zwang und Schmeichelei gewiſſe Anſpielungen auf den Sieger Europa's anbringen zu können. Nach Verlauf von zwei Monaten gab er Leſueur das Manuſcript; der letztere arbeitete unausgeſetzt; allein da er nicht mit Leichtigkeit produzirte, ſo war die Arbeit ſelbſt nach einigen Jahren noch nicht vollendet.

Noch im J. 1814 wohnte Leſueur in dem Dorfe Roquencour, bei Verſailles. Sein einfacher Geſchmack zog den Aufenthalt auf dem Lande dem Geräuſche der Hauptſtadt vor. Hier lebte er glücklich und ruhig im Schooße ſeiner Familie. Er verließ dieſe beſcheidene Klauſe nur jede Woche einmal, nämlich am Samſtage, um ſich in die Schloßkapelle zu begeben, wo er der Hauptprobe der Meſſe beiwohnen mußte, welche man des andern Tags aufführte. Gegen das Ende des Monats März verbreitete ſich das Gerücht der bevorſtehenden Invaſion in Paris und der Umgegend. In einer Nacht vernahm man das Geſchrei eines Auflaufes; die Sturmglocke läutete in der Kirche von Roquencour; denn die Koſacken waren im Anmarſche; Leſueur und ſeine Familie plötzlich aus dem Schlafe aufgeſchreckt, hatten kaum Zeit, einige Kleidungsſtücke um ſich zu werfen und ins freie Feld zu flüchten. Sie wandelten aufs Gerathewohl in der Dunkelheit vor ſich hin, indem ſie ſich immer verfolgt glaubten; beim Anbruche des Tages ſtanden ſie vor einer Hecke ſtill, welche der wiederkehrende Frühling bereits in Grün gekleidet hatte. Hier brachten ſie 24 Stunden zu ohne Nahrung und nur halb gekleidet; in der Ferne vernahmen ſie das Musketenfeuer und die herzzerreiſſenden Klagen der Weiber des Dorfes, die, gleich ihnen, ſich auf das Feld geflüchtet hatten.

Endlich wichen die Koſacken von dieſer Stelle, und die unglücklichen Dorfbewohnerinnen kehrten in ihre zerſtörten Wohnungen zurück. Als Leſueur die ſeinige wieder ſah, bekümmerte er ſich anfänglich nur um ſein Studirzimmer. Er rannte hinein. — Man denke ſich ſein Entſetzen, als er Alles, das Unterſte zu Oberſt gekehrt fand: Sein Schreibtiſch lag in Stücken, ſeine Mannſcripte in Fetzen. Durch einen ſeltſamen Zufall war das Manuſcript: Alexander in Babylon, gänzlich verſchwunden; ohngeachtet aller Nachſuchungen, konnte er auch nicht ein Bruchſtück davon wieder finden. Es war dieſer Verluſt um ſo ſchmerzlicher für ihn, da er gar keine Abſchrift ſeiner Partitur beſaß. Zu ſeinem Glücke erinnerte ſich ſeine Frau einiger Hauptmotive; unter dieſer ſchwachen Beihilfe hatte er den Muth ſeine Arbeit wieder zu beginnen. Bei ſeiner Wiederkehr von der Inſel Elba gab Napoleon Befehl, Alexander zu ſpielen, und Degotti entwarf den Ueberſchlag der Decorationen. Darüber kam die zweite Reſtauration. Es war keine Möglichkeit mehr, die Oper auf die Bühne zu bringen. Wie oft Leſueur ſich auch verwandte, er erhielt immer eine abſchlägige Antwort. Später trat durch Roſſini eine Revolution in der Muſik ein, und die antique ſtrenge Tragödie war von der lyriſchen Bühne ausgeſchloſſen. So blieb denn dieſes Meiſterſtück unbekannt bis zur Stunde in Leſueurs Portefuille liegen.

Er ward in der Folge zum Surintendant der Kapelle Ludwigs XVIII. ernannt. Dieſes Amt blieb ihm auch unter Karl X. Er hatte zur Salbung dieſes Fürſten alle Muſikſtücke, welche während dieſer Ceremonie ausgeführt wurden, mit Ausnahme der Meſſe, die von Cherubini war, componirt.

Außer den bereits erwähnten Werken componirte Leſueur noch: Paul und Virginia in 3 Acten; Turenne; den Tod Adams; eine große Anzahl Meſſen, Oratorien und Motette. Wie günſtig man auch ſeine dramatiſchen Compoſitionen zur Zeit aufnahm, ſo zeigte er ſich dennoch als größerer Künſtler in der heutigen Muſik; und wenn unter ſeinen Oratorien einige nicht jenen erhabenen Charakter haben, den dieſe ſtrenge Gattung erheiſcht, ſo ſtehen andere, wie z. B. Ruth und Noëmi als Muſter von Wahrheit, Anmuth und reinem religiöſem Style da.

Leſueur war auch ein ausgezeichneter muſikaliſcher Schriftſteller.

Sein Verluſt wird von allen Freunden der Zukunft lebhaft empfunden, vorzüglich aber von den jungen Muſikern, bei denen er es an Rathſchlägen und Ermunterungen niemals fehlen ließ.

Berchtesgaden.

(Fortſetzung.)

Die Unterthanen. Holzwaaren.

Unterdeſſen hatten ſich die Anſiedelungen umher an den ſonnigen Wänden, auf den Höhen und in den Thälern vermehrt; um das Münſter bildete ſich allmählich der Markt und am Schellenberg ein anderer; das Stift gab Anfangs ſeine

Digitized by Google

Güter nicht nach Erbrecht, ſondern auf Leibgeding, das heißt auf Lebenszeit der Holden, oder gar nur zu Freiſtift- und Baumannsrecht von Jahr zu Jahr.

Der Abgaben mochten nicht wenige ſeyn, und jeder ſcheute ſich, den unſichern Beſitz zu verbeſſern; dabei gewann weder das Stift, noch die Holden. Dieſe fingen allmählich an, beſſere Bedingungen zu fordern, und im Jahre 1377 erhob ſich die Bauerſchaft und begehrte Milderung der bisherigen Verhältniſſe; die Einwohner der beiden Marktflecken hatten ohnehin, in näherem Verhältniſſe zu dem Propſte und dem Kapitel, ſchon unvermerkt größere Freiheiten und Vorrechte erlangt: da gewährte denn das Stift den Landbrief; verkaufte alle Güter und Lehen des Gotteshauſes mit den Alpen gegen beſondere Briefe als Erbrecht, behielt ſich aber doch die Leibeigenſchaft die Abgaben und Leiſtungen zu Küche und Kaſten, den Wachdienſt auf den Thürmen und Gemarken vor. So gering auch das Gewährte in der That war, erhob ſich doch die Kultur umher immer mehr, da der Vater wußte, daß die Frucht ſeines Fleißes, ſein eingerichtetes Haus und die beſſer beſtellten Felder auf ſeine Söhne und Enkel übergehen würden. Die Abgaben beſtanden vorzüglich in Käſe und Hühnern; der Getreidebau wurde aus weiſer Vorſicht bei den unergiebigen Aermten nicht belaſtet. Einer der vorzüglichſten Erwerbszweige war die Holzſchnitzerei, von welcher viele Menſchen lebten. Es war dieſe Kunſt von Weſten her eingewandert und hatte ſchnell große Theilnahme gefunden; die Holzhandwerker, die Dreher, Löffel- und Spindelmacher vereinigten ſich in einer eigenen Verbrüderung unter dem Schutze des heil. Sebaſtian mit beſtimmten Satzungen. Was die Väter errungen, wollten die Enkel vermehren; allmählich erhoben ſich wieder Klagen, die immer lauter wurden, aber dieſesmal wenig Furcht brachten; denn es wurde im Jahre 1506 ein neuer Vertrag geſchloſſen des Inhalts: die Unterthanen des Stiftes ſollen die freien Stiftsgüter laut der Kauf- und Lehenbriefe zu Lehen und Erbrecht beſitzen, aber auch die auf denſelben laſtenden großen und kleinen Dienſte an Geld und Naturgefällen dem Probſte und jedem nachfolgenden Landesfürſten unweigerlich entrichten; auch ſollten ſie ferner, obgleich dieſes die meiſte Irrung und Beſchwerde veranlaßt hatte, zur Leibeigenſchaft, zur Entrichtung der Wändel und Fälle (gewiſſer Abgaben bei einem Sterbfalle oder Uebergabe des Gutes in andere Hand), zur Landwehr, zur Thurmhut und zu dem bisher gewöhnlichen Dienſt und Zins verpflichtet ſeyn, auch müßen ſie die Reichsſteuern leiſten; rückſichtlich des Kaufholzes der Handwerker ſollte das zoll- und mauthfrei ſeyn, was Jemand in das Land oder in demſelben auf eigenem Rücken trage. Was auf Wagen und Roſſen geführt würde, ſollte wie bisher dem Zolle unterworfen ſeyn. Bald wurden die Holzwaaren von Berchtesgaden durch Deutſchland und ſelbſt durch Europa bekannt und geſucht; Einzelne übernahmen den Abſatz nach den fernen Ländern, und es entſtanden Niederlagen in allen größeren Städten Deutſchlands, vorzüglich in Nürnberg; weiter in den deutſchen, italieniſchen und ſpaniſchen Seeſtädten: in Venedig, Genua, Cadix, Antwerpen. Dieſer reichliche Abſatz und der daraus fließende Gewinn verurſachte, daß der Holzſchnitzer immer mehrere wurden; ſie ſonderten ſich in einzelne Klaſſen, und bald litt darüber die Landwirthſchaft.

Wegen der Nachbarſchaft von Salzburg wurde das Ländlein auch von dem Bauerkriege heimgeſucht, 1525. Die Sturmglocken tönten aus dem Nachbargebiete herüber, und als die Empörer gegen Salzburg, den Sitz ihres Fürſten zogen, ſchweifte eine Horde nach Berchtesgaden und ſuchte das Volk aufzuwiegeln; die geiſtlichen Herren waren in Eile entflohen, nachdem ſie die beſten Koſtbarkeiten noch ſchnell in ein Faß verborgen und dieſes in einen Teich geworfen hatten. Allein Verräther machten Anzeige von den koſtbaren Fiſchen, die Bauern ließen den Teich ablaufen, und fingen den Fiſch. Dann wurden auch die Berchtesgadner zum Bündniſſe gewonnen, ſie zogen unter einem beſondern Fähnlein mit nach Salzburg, halfen den Erzbiſchof belagern, kehrten aber bei der Annäherung des ſchwäbiſchen und bayeriſchen Heeres zur rechten Zeit zurück, erhielten Verzeihung, und lieſſen ſich nicht zu einer zweiten Theilnahme im J. 1526 verleiten.

Die Veränderung im Kloſterleben.

Die alte Zucht und Ordnung des geſchloſſenen Vereines hatte ſich allmählig gelößt; die Stiftsherren ſchienen bald nur mehr im Eſſen und Trinken und ſonſtigen irdiſchen Freuden und höchſtens noch im Meſſeleſen das Ziel ihres Lebens zu finden. Selbſt bis nach Rom waren die Klagen über die Ausartung der Kapitularen gekommen, und der Papſt Sixtus IV. übertrug im J. 1473 dem Dompropſte von Salzburg, ihm über den wahren Stand des Stiftes zu berichten. Dieſer erklärte darauf, ohne ſich um den früheren geſetzlichen Zuſtand des Stiftes zu bekümmern, ſondern bloß den gegenwärtigen ſchildernd: das Stift ſtehe im großen Anſehen, ſeine Pröpſte werden unmittelbar vom Kaiſer belehnt, wie andere Reichsfürſten. Die Chorherren ſtammen von jeher aus edlen ritterbürtigen Geſchlechtern; der Propſt verwalte die zureichenden Güter; ſeit uralter Zeit ſey es gebräuchlich, daß er jedem Chorherrn täglich Wein und Brod reiche, an gewiſſen Tagen des Jahres auch eine ziemliche Anzahl Käſe; zur Kleidung erhalten ſie alljährlich die beſtimmte Summe, dazu auch einige Beiträge und Ergötzlichkeiten für Kirchendienſte und Jahrtage. Die Chorherren tragen Chorkappen und Pelzmäntel, wie die Domherrn zu Salzburg, welchen ſie auch in dem übrigen Anzuge glichen. Einige derſelben begleiten Aemter als Pfarrer und Räthe, wofür ſie eigene Bezüge genießen; ſie beobachten den gebührenden Gehorſam gegen den Propſt, eine anſtändige Klauſur und leben zuſammen im Speiſeſaale und im Schlafhauſe. Dieſer Bericht, der nur obenhin den ganzen Zuſtand des Stiftes mit Worten ſchilderte, die einer weiten Deutung fähig waren, wurde vom Papſte in einer Bulle an das Stift wiederholt und damit der angegebene Zuſtand gewiſſermaſſen gebilligt und geheiligt für die Zukunft.

Von der urſprünglichen Einfachheit und Beſtimmung des klöſterlichen Lebens war keine Spur mehr vorhanden. Als gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts der Propſt Jakob II. gewählt wurde, mußte er einen Vergleich mit den Stiftherren eingehen, der ganz von dren Leben und Streben zeugt. Er ſicherte ihnen den Fortgenuß von größeren Gaben an Wein und Brod, da durch Erſparung die Einkünfte wieder geſtiegen waren; jeder Kapitular erhielt täglich 4 Berchtesgadner Mäßlein Wein und 2 Laibchen Herrenbrod und eine jährliche Zulage von 100 fl. Den Chorherren wurde geſtattet, im offenen Rocke im ehrbarem kanoniſchen Anzuge auszugehen, ſich mit Fiſchfang und Waidwerk oder mit Seefahrten zu erluſtigen und wechſelweiſe die Stiften am Heuberge zu beſuchen. Die Aufnahme der Jungherren (Domicellaren) ſollte nur mit Wiſſen und Willen des Kapitels geſchehen. So war denn das Stift zu einer bloßen Nähranſtalt für Söhne adelicher Familien geworden, welche die Einkünfte des Stiftes verzehrten. Eine Bulle des Papſtes Gregor XIII. vom J. 1581 beſtimmte, daß die Zahl der Kanoniker nie unter 12 ſeyn ſollte; eine andere enthielt Privilegien für die Seelmeſſen, welche vor dem heil. Kreuzaltar in der Stiftskirche geleſen würden. Das Frauenkloſter am Anger war beinahe ausgeſtorben und im Verfall. Die Einkünfte des aufgelößten Kloſters gingen jedoch an das Kapitel über (1567). Alles ſchien darauf berechnet, Einkünfte und Anſehen zu vermehren und ein bequemes, friedliches Leben zu ſichern.

Im geſchloſſenen Bezirk des Ländleins mochten am Ende des 16ten Jahrhunderts gegen 7500 Seelen ſeyn, aber von

Digitized by Google

einer Bildung und Erziehung derſelben, von einem Unterrichte an das Volk geſchieht nirgends Erwähnung; nur ein lateiniſcher Lehrer war im Stifte, um doch die Aufzunehmenden lateiniſch leſen und die nöthigen lateiniſchen Hausausdrücke zu lehren. Jetzt kämpften die Bewohner des Kloſters nicht mehr mit der Natur, ſie genoſſen im üppigen Leben die Geſchenke reicher Wohlthäter der Vorzeit und den Fleiß der Unterthanen, lebten unter ſich ſelbſt in häufiger Feindſchaft und über der Tafel erhob ſich oft unheiliger Zank und Streit. Im Jahre 1584 am 24. Auguſt erſtach bei ſolcher Gelegenheit ein Kapitular Abends einen Laienprieſter, wurde deßwegen ſeiner prieſterlichen Würde entſetzt, auf 5 Jahre zum Gefängniſſe und zu geiſtlichen Bußübungen verurtheilt. Im J. 1588 entfloh er und Niemand hat weiter etwas von ihm vernommen.

(Fortſetzung folgt.)

Literariſcher Salon von und für Bayern.

Dr. Leutbechers, Fauſt von Göthe, — Schluß.

Im zweiten Abſchnitte gibt uns das Werk intereſſante, hiſtoriſche Aufſchlüſſe über den Glauben an Zauberei und an dämoniſches Wirken und im dritten macht uns der Verfaſſer mit dem Zauberer Virgilius bekannt. Dieſe und die nächſtfolgenden Kapitel bis zum zweiten Buche ſind gleichſam Vorſtudien oder vielmehr eine Perpädeutik zum Göthe'ſchen Fauſt ſelbſt, denn wir vernehmen noch vieles Merkwürdige über die Perſon des Fauſt; über die Sage vom Fauſt nach Widmann; über die Sage von Fauſt's Famulus, Wagner; über die dem Fauſt zugeſchriebene Literatur und endlich über Fauſt, als Gegenſtand der Malerkunſt. —

Im zweiten Buche betraut uns der Verfaſſer mit den vorzüglichſten Bearbeitungen der Fauſtſage vor Göthe. In dem erſten Kapitel: „Fauſt als Gegenſtand der dramatiſchen Poeſie" — beurkundete, auſſer dem Reichthum hiſtoriſcher Kenntniſſe auch jenen philoſophiſch-äſthetiſcher Ideen und einen richtigen Blick in das Weſen der dramatiſchen Poeſie. Die Parallele des Göthe'ſchen Fauſt mit Byrons Manfred ließ uns erwarten, daß auch der jüngſte Fauſt von Lenau nicht unberückſichtigt bleiben würde. Er ſchließt im Verzeichniſſe der Fauſtiſchen Bearbeitungen den Reigen mit Numero 39 und wir erfahren weiter nichts mehr über dieſe poetiſche Erſcheinung, die einem der Leipziger Rezenſenten der Brockhausiſchen Firma einen ſechſten Sinn ſoll beigebracht haben.

Wir ſtehen eigentlich mitten in einem reichen, wohl aſſortirten und geſchmackvoll ausgeſtatteten, literariſchen Magazine, in welchem uns alle duftenden Läden, alle zierlichen Schränke mit der glänzenden Fülle der ausgewählteſten Artikel geöffnet werden. Alles Intereſſante, Beziehungsvolle vom erſten Keime der Fauſtiſchen Sage bis zu ihrer Individualiſirung bei dieſem oder jenem Volke breitet der Verfaſſer wie ein geiſtreicher Converſationsmann vor uns aus. Wir erkennen an ihm den Mann von gediegener Erudition, den gewandten Dollmetſcher des Großfürſten, des ächten Großherrn deutſcher Poeſie und Wiſſenſchaft: dem er im Fauſt jede leiſe Gemüthsregung und jeden leichten Flügelſchlag ablauſchte. Wir dürfen nie vergeſſen, daß der Verfaſſer das Verſtändniß einer Dichtung durch ſeine gründlich ausgearbeitete Schrift erzielen will, die noch im Augenblicke nicht von allen Leſern der Götheſchen Poeſien verſtanden wird. Hr. Dr. Leutbecher hatte nicht bloß ſeine Zeitgenoſſen im Auge, die mitunter ſo viel über und von Göthe faſeln; ihm ſchwebten die kommenden Generationen vor, die ſich vielleicht den Skepticism in der menſchlichen Natur gar nicht mehr erklären können, weil dort die gläubige Einfalt unſerer mittelalterlichen Altvordern mit Hülfe der augenblicklichen Vorkehrungen geiſtiger Athleten fromm zum Sternendom emporſchaut.

Viele mögen ſich nicht mehr mit dem zweiten Theile des Götheſchen Fauſt befreunden. Ueberall fehlt der erquickende Hauch jener friſchen und duftigen Poeſie, die aus einer reinen jungen und kräftigen Bruſt athmet, und bei aller teufeliſcher Narrheit des Mephiſtopheles ein ſonniges Leben um uns herwebt im erſten Theile. Fauſt muß mit Göthe ſeinem Schöpfer alle Lebenskreiſe, alle Stufen, alle Labirynthe des geiſtigen Lebens durchwandeln und ſich daher auch alle Launen eines alternden Genies, alle Vorzüge der Weisheit, alle Farben des Humors aneignen. Wir beſitzen in unſerer deutſchen Literatur Nichts, das dieſem in jeder Beziehung reichhaltigen und umfaſſenden Werke Leutbechers an die Seite geſtellt werden kann.

Kaum iſt es Einem in dieſem Grade gelungen, das Tiefe und Bedeutungsvolle einer Dichtung, mit feſtem und ſichern Rückblicke auf vorhergegangene Jahrhunderte zurückweiſend und auf Entſtehung und Entwicklung vordeutend und in der Vollendung erſchauend, ſo klar zu entwickeln und in allen ihren organiſchen Theilen, ſinnvoll zergliedernd, zur Erkenntniß von Millionen zu bringen. Wie ein reicher, üppiger Schmuck breitet ſich um Göthe's Fauſt eine Literatur, die Jedem willkommen iſt, der mit dem großen Dichter in alle Schachte der geiſtigen Natur und in alle Abgründe des menſchlichen Herzens dringen will!

Die Ausſtattung des 352 Seiten ſtarken Werkes macht der Verlagshandlung Ehre und wird rückſichtlich ihrer typiſchen Schönheit nicht minder Anerkennung finden.

Korreſpondenz.

△ Berlin, 20. Nov. Unter allen literariſchen Erſcheinungen hat ſeit geraumer Zeit kein Buch ſo Aufſehen gemacht, als die bei Rieger und Comp. in Leipzig und Stuttgart erſchienene: vertraute Briefe über Preußens Hauptſtadt, worin auf eine geiſtreiche und leichte Art in einer angenehmen Sprache alle Privat- und öffentliche Verhältniſſe dem Leſer vorgeführt werden. Hohe und niedere*) Schriftſteller werden auf eine ſeltene ſarkaſtiſche Weiſe gegeiſelt und unſern Zeitſchriften ergeht es nicht beſſer. Dabei werden viele Vorfalle der Chronik ſcandaleuſe erzählt, und ſelbſt die längſt bekannten erſcheinen nach der Darſtellungsart des Verfaſſers wieder neu. Das letzte Werk, das in dieſer Beziehung großes Aufſehen machte, war „Henriette, die ſchöne Sängerin von Ludwig Rellſtab" das beſte, was dieſer ſchwerfällige Schriftſteller je geſchrieben hat. Allein in der ſchönen Henriette wurden in der Form eines fehlerhaft angelegten Romans nur die zahlreichen Verehrer der Sängerin Sonntag in Scene gebracht, während hier aber jede hervortretende Erſcheinung, welcher Natur dieſelbe auch ſeyn mag, mit Geiſt und Humor beſprochen wird. Jeder eilt übrigens ſein Exemplar in Sicherheit zu bringen, weil man ein Polizei-Verbot nahe bevorſtehend hält. Der Verfaſſer ſcheint kein Preuße, und noch weniger ein Berliner zu ſeyn, da er in den Localitäten und in der Kenntniß der Behörden, hin und wieder Anſtöße macht. Er ſelbſt nennt ſich Dr. B......, wir würden ihm aber wohlmeinend rathen, ſeine Anonymität gut zu bewahren, weil ſonſt ein Dutzend fiskaliſche Unterſuchungen wahrſcheinlich die tragiſche Kataſtrophe des wirklich jovialen Dr. mas ſeyn dürfte.

** Paris, 20. Nov. Unter den jetzt in der Hauptſtadt markirenden Comikern ſchätzt man vorzüglich Bouffé. Jung und unbekannt trat er zuerſt auf dem Theater de la Gaieté auf. Sein hervorragendes Talent fand nach und nach an den Theatern du Boulevards, du Temple die verdiente Anerkennung. Darauf kam er als Comiker an das théâtre des nouveautes und von hier an das Gymnase. An dem letzteren bekundete er erſt recht ſeinen Künſtlerberuf.

---

*) Der Verfaſſer der Klagen eines Juden hat hier wieder das Mißgeſchick, eine beklagenswerthe klägliche Rolle zu ſpielen.

Digitized by Google

Die Biene

Bayeriſches Sonntagsblatt.

1837. №. 50.

Treue Liebe.
Engliſche Volksſage.

Es lag im Schlachtgefilde
Ein braver Ritter todt,
Bei ſeinem Schwert und Schilde,
Vom Blut der Feinde roth.

Es ſchwebte nah dem Boden
Um ihn ſein Falkenpaar,
Und ſcheuchte von dem Todten
Der Raben ſchwarze Schaar.

Es kreiſten ſeine Hunde
Um ihn im bangen Lauf,
Und leckten ſeine Wunde,
Und heulten ſchaurig auf.

Es kniet' ein bleiches Mädchen
Auf blutigrothem Grund,
Sein liebes, treues Käthchen,
Und küßte ſeinen Mund.

Und Mädchen, Falken, Docken,
Die hielten ſo die Wacht,
Umſtürmt von weißen Flocken
In kalter Winternacht.

Doch als die Nacht entflogen,
Und hell das Morgenroth
Umſäumt den Himmelsbogen,
Da lagen alle todt.

Da ſenkte man zur Stunde
Den Ritter in ein Grab,
Und legte Falken, Hunde,
Und Liebchen mit hinab.

„O, Himmel, laß auf Erden"
Sprach Mancher dort im Schmerz,
„Mir ſolche Thiere werden,
„Und ſolches Mädchenherz."

Adolph Bube.

Die Schickſale eines Thalers.
Von Carl Weichſelbaumer.
(Fortſetzung.)

Nun mit einem Geiger habe ich meine Liebeskomödie nicht geſpielt, ſondern mit etwas weit drolligerm, nemlich mit einem Philoſophen, ſagte die Blondine, übrigens hat ſie viele Aehnlichkeit mit der Deinigen; nur wurde ſie durch das entgegengeſetzte Motiv zum Schluße gebracht. Von bürgerlicher Abkunft in einem mittelmäßigen Landſtädtchen geboren, hatte ich nur ein ſehr einfaches Leben kennen gelernt, und das einzige Vergnügen bis in mein fünfzehntes Jahr beſtand darin, mit meinen Eltern Sonntags durch die Allee um die Stadt zu ſpazieren oder etwa eine nahe gelegene Wallfahrt zu beſuchen. Mein Vater ſtarb frühe, meine Mutter verkaufte Haus und Gewerb und zog in die nächſte Hauptſtadt, wo mein Bruder ſeine Studien vollenden und allenfalls ein kleines Amt finden konnte. Mein Körper fing da an ſich plötzlich zu entwickeln, ich ſchoß wie eine Gerte in die Höhe und war ſo zart und voll wie ein Reh. Als ich bemerkte, daß ſich die Männer nach mir umſahen, behandelte ich, bisher etwas nachläſſig und gleichgültig, meinen Anzug mit größerer Sorgfalt, hielt meine wenigen Kleider reinlich, pflegte mit Sorgfalt die ungewöhnlich langen ſeidenweichen Haare, machte mit dem Spiegel Careſſen und haſchte nach jeder Gelegenheit, wo ich mich öffentlich zeigen konnte. Doch wurde mir dieſes Vergnügen ſelten zu Theil und durfte ich auch bisweilen in das Theater, ſo mußte ich Kopf und Leib mit einem ganzen Bollwerk von Kleidungsſtücken umgeben. Von einem Tanz, einer Spazierfahrt war nie die Rede und hielt ich auf einer Fußpromonade bei irgend einem Garten, aus deſſen Lauben Muſik herausſchallte und die bunten Gewänder der Tanzenden hervorglänzten, ſtille, ſo konnte mein Bruder ſich nicht ärgerlich genug betragen. Wie ſchrecklich lange wurden mir da die Sonntage, wenn Alles trupp- und paarweiſe den Thoren zueilte, endlich die Straſſen verödeten und ich höchſtens ein langweiliges Buch hatte, um mich zu zerſtreuen. Nach einiger Zeit brachte mein Bruder einen Mitſtudirenden ins Haus, von deſſen Geſchicklichkeit und guten Sitten man viel zu ſagen wußte. Ich beurtheilte ihn nach Art junger Leute blos nach ſeinem Aeußern und weil er denn außer ſeiner Bücherweisheit wenig zu plaudern wußte, unbehülflich in ſeinem Benehmen war und auch nichts anziehendes in ſeiner Geſtalt hatte, nahm ich von der traurigen Geſellſchaft wenig Notiz. Seine Beſuche dauerten vielleicht ſchon ein halbes Jahr, ehe er mich mit mehr Aufmerkſamkeit betrachtete und ſelbſt da konnte ich nur aus einigen Pantomimen, wenn er etwa eine Stickerei beſah oder mit meinem Fingerhute ſpielte oder mir einen Knäul entwirrte, ſchließen, daß ich ihm nicht gleichgültig ſey, zu einer directen Anrede, zu einem vollen Blick, zu einem vertraulichen Gruß war es noch nicht gekommen. Eine kleine Unpäßlichkeit, die mir im Laufe des Winters zuſtieß, entſiegelte erſt das Geheimniß, niemand war beſorgter als mein Albert, jede Bewegung ſetzte ihn in Unruhe, jeder Lärm auf der Gaſſe ärgerte ihn grimmig, er ließ ſich zu manchen häuslichen Dienſt gebrauchen und den Gang in die Apotheke von keinem Menſchen wehren. Mein Bruder ſah das gerne, er munterte mich auf, höflich zu ſeyn und meinte, an der Hand Alberts könnte aus mir noch eine vornehme Frau werden. Bei meiner Geneſung übergab er mir ein Gedicht, worin ich mit allen Göttinnen verglichen wurde und ſie insgeſammt verdunkelte, auch brachte er mir fleißig Bücher, von welchen ich jedoch kein Wort ver-

Digitized by Google

ſtand, es waren lauter wahre Geſchichten, bei denen ich ungeheure Langeweile empfand und mehrmals einſchlief, ich bat um hübſche Geiſter- und Rittergeſchichten, konnte ihn aber nicht dazu bringen, mir welche zu verſchaffen, obgleich ihm ſonſt jeder Wink für einen Befehl galt, und ich gar nichts thun und ſagen konnte, ohne es ſtets vortrefflich zu machen. Mein junger Philoſoph ſprach unerſchöpflich, wenn er ſein gelehrtes Zeug vornehmen durfte, er war in Rom, Griechenland, ſelbſt im Sternhimmel wie zu Hauſe, über die nächſten Umgebungen hatte er aber ganz närriſche Anſichten und wußte weder über etwas Beſcheid zu geben, noch ſich in irgend ein geſelliges Verhältniß zu ſchicken, nicht einmal auf den Anzug verſtand er ſich, ſondern die Kleider ſchlotteeten nachläßig um ihn her und paßten ſelten zuſammen. Wußte ich dann etwas zu verbeſſern, zog ich die Halsbinde zierlich zuſammen, knöpfte ich den Rock beſſer zu, ſo war er vor Freude auſſer ſich. Was ſeinem Aeußern nie gelingen konnte, das erreichte er endlich durch ſeine unendliche Sanftmuth und Güte, womit er mir begegnete und ſelbſt manchen Wunſch durchſetzen half, worüber dein eiferſüchtiger Geiger raſend geworden wäre. Unſere Liebe hatte ſchon ein halbes Jahr gewährt, und mein Anbeter war kaum noch kühn genug, um einen Kuß zu bitten, da brachte ich es eben durch ſeine Fürſprache dahin, daß ich zu einer Tanzunterhaltung auf einen benachbarten Meierhof mitfahren durfte, ſein Plato und Cicero oder wie dieſe gelehrten Herren heißen, hatten dagegen wahrſcheinlich nichts einzuwenden. Ein großer Wagen mit Frühlingszweigen geſchmückt hielt vor dem Hauſe, eine frohe Geſellſchaft ſchwätzte ſchon munter und erwartungsvoll heraus, ich hatte mein möglichſtes gethan, um zierlich auszuſehen, aber mein Geliebter kam zu meinem größten Schrecken in einem zeiſiggrünen Rocke und rothbraunen Beinkleidern herbei, ſo daß er ſogleich der Gegenſtand des allgemeinen Witzes wurde. Auf dem Meierhofe war die Verſammlung zahlreich und auserleſen, die Mode feierte einen wahren Triumph, mir hüpfte das Herz vor Freude, gewahrte ich aber, wie alle Augen auf meinen ſonderbaren Begleiter fielen und ſich jedes Geſicht verzog, ſo ergriff mich ein quälendes Gefühl von Scham und Verlegenheit. Albert bemerkte das nicht oder wollte es nicht bemerken, führte mich ſogar zum Tanze als die rauſchende Janitſchaarenmuſik erſcholl. Jetzt ſtieg die Noth auf's höchſte, der Philoſoph kam nicht vom Platze und drehte ſich mit mir poſſirlich wie auf einer Töpferſcheibe, rechts und links ſtießen die fliegenden Paare an, ich zog ſo gut als es möglich war, Albert trippelte immer wieder zurück und endlich lagen wir beide auf dem Boden. Sogleich ſprangen einige Herren herbei und erhoben mich, ein ſchlanker Gardeoffizier ſchlang den Arm um meinen Leib und ohne es zu wiſſen wie, ſtürmte ich mit ihm wie in einem Zauberflug durch den Saal. Kein Menſch als mein Bruder beſchäftigte ſich mit meinem zeiſiggrünen Liebhaber, der ſich im Falle weh gethan und obendrein eine Nath am Rücken geſprengt hatte, durch welche, um das Lächerliche zu vollenden, ein hellrothes Futter hervorſtach. Wer iſt denn die Caricatur? fragte der Offizier mit mir anhaltend, und lachte laut auf. Noch ehe ich antworten konnte, trat Albert herzu und wollte meine Haare, die losgegangen waren und in reichen Wellen mich umfloſſen, wieder mit dem glücklich geretteten Kamm aufſtecken. Mein Tänzer zog mich zurück und flüſterte mir in's Ohr. Iſt der Burſche dem Narrenhauſe entſprungen. Einige Frauenzimmer verminderten meine Verlegenheit, weil ſie meinen Kopf wieder in Ordnung brachten, und der Offizier, nun entzückt über die Scheitel, welche noch weit reizender als Locken zu meinem Geſicht ſtehen ſollte, auf meinen komiſchen Beglei-

[illegible] naß. Der Offizier walzte ſüperb, verſicherte aber den[illegible] meine Leichtigkeit und Kunſt erſetze ſeine Ungeſchick[illegible] er ſagte mir tauſend Artigkeiten, die ich alle für die ger[illegible]teſten [illegible] Arbeiten hielt, und behauptete oft, dieſer Tag ſey der glücklichſte ſeines Lebens, ich wäre ihm wie ein ganzes Sternbild von Sonnen aufgegangen und er fühle ſich wie zum erſten Mal in dieſer Welt. Als die Muſik ſchwieg und ich am Arm meines Tänzers auf meinen Bruder zuging, der nicht guter Laune ſchien, war Albert nicht mehr da. Ich wollte nicht fragen, und folgte, indem ich meinen rechten Arm dem Bruder reichte, dem höflichen Gardeoffizier in's Freie. Das Geſchwätz meines üppigen Plauderers, der tauſend luſtige Stadtgeſchichten und Anekdoten wußte, ergötzte mich ungemein, ich konnte einmal nach Herzensluſt lachen und begriff meinen trübſinnigen Bruder nicht, der, wenn ſich der Schlangenweg in eine düſtere Laube bog, in das Abendgewölb gaffte und nicht von der Stelle wollte. Was ſiehſt du denn, fragte ich unwillig, ſind wir denn hergekommen, um die Sonne anzuſchauen? Ich glaubte, bemerkte der Offizier, die Verzückung über die Natur ſey längſt aus der Mode. Ueber Modeartikel, erwiederte mein Bruder, dürften Sie beſſern Beſcheid geben können. Der Offizier ſchien erhitzt, ich gab dem Geſpräch eine andere Wendung, wir Frauenzimmer ſind geborne Rednerinen, ich wußte mir auch ohne Uebung zu helfen. Ein ſchallendes Gelächter aller Spaziergänger machte auch uns aufmerkſam, wie geſellten uns der erſten Gruppe zu, die mit den Händen nach den Feldern hinauswies und ich erblickte meinen Albert, wie er auf den Fußſteig ein altes Weib auf den Rücken zu einer Hütte trug, und ſich dabei ihrer Krücke als Stock bediente. Mein munterer Begleiter ſetzte ſeinen Spott fort, wobei die Umſtehenden wohlgelaunt mitſtimmten, aber ein alter Herr, ſein gekleidet mit einem jungen Frauenzimmer am Arm bemerkte: darüber ſey nicht zu ſpotten, dieſer Jüngling hätte die arme Frau fallen ſehen, wäre dann gleich hinausgeſprungen und trüge ſie nun, die wahrſcheinlich beſchädigt wäre, nach Hauſe. Eine ſolche Handlung erwerbe ſeine Hochachtung und wer lachen könne, an deſſen Geſinnungen könne Niemanden gelegen ſeyn. — Beſchämt zerſtreuten ſich die Lacher, wir gingen in den Saal zurück und nach dem folgenden Walzer, ſagte mein Bruder kurz: wir fahren! Der Officier ſuchte zu vermitteln, ich zeigte ſelbſt Luſt zu bleiben, aber umſonſt, mein Bruder hatte ſchon ein eignes Fuhrwerk aufgetrieben und Albert bereits ſeinen Sitz eingenommen, als wir den Wagen beſtiegen. Es klärte ſich nun auf, daß letzterer die im Fall beſchädigte Frau nicht nur nach Hauſe getragen, ſondern auch noch in den nächſten Wohnungen mehrere Bedürfniſſe aufgekauft hatte, um für einige Tage ihren Unterhalt zu ſichern. Mein überſpannter Herr Bruder war über dieſen ſchönen Zug außer ſich, ich fand aber dadurch meinen aufkeimenden Widerwillen nicht im geringſten beſchwichtigt und ſah häufig hinder mich, um gleichſam von dem Orte meines Vergnügens wehmüthigen Abſchied zu nehmen. Und was geſchah, mein eleganter Tänzer kam in Galopp herbeigeſprengt, ich lächelte, mein Aug glänzte, mein Herz ſchlug, er grüßte mit einer leichten Bewegung des Armes, ich nickte freundlich mit dem Kopfe und konnte mich nicht ſatt ſehen, als er alle möglichen Künſte eines geübten und kecken Reiters zeigte und einige Mal den Wagen umſchwärmte. Wollen Sie nicht reiten? ſprach er dann höflich zum Bruder herein, welcher das Anerbieten eben ſo, wie mein Pedant, ablehnte und mir fortdauernd Blicke des Unwillens zuwarf. Der Offizier blieb in unſere Nähe bis zum Hauſe, daß er dann aufmerſam betrachtete und unter raſchem Hufenklang in eine

Digitized by Google

Die Biene

Bayeriſches Sonntagsblatt.

1837. № 49.

Auf Lamotte's Tod.

Was wallt die langen Straßen, was tönt ſo dumpf herauf
Was drängt ſich dort zuſammen der große Menſchen Hauf':
Was reiten dort die Krieger, was birgt der Sarkophag,
Was zieht in weiten Zügen langſam dem Sarge nach?

Die Trommeln wirbeln leiſe zu der Trompeten Klang,
Die Häupter ſind geſenket, die Schritte hallen bang;
Der Krieger helle Augen — ſie blicken ſo umflort,
Weil jene ſind gebrochen, die einſt den Feind durchbohrt.

Es iſt der Gen'rallieutenant, es iſt der greiſe Held,
Den unter Kampfes Wettern noch keine Kling' gefällt,
Doch jetzt hat Ihn beſieget der Tod, der böſe Feind,
Er iſt zu Ihm getreten, als wohlbekannter Freund.

Der Feldherr mußt' erliegen, der niemals einem wich,
Der überlegnen Schaaren in Schlachten oft hielt Stich;
Doch Er, der vorwärts rückte im Leben allzumal,
Iſt heut noch avanciret ſelbſt todt zum General.

Nun trauern alle Fahnen, geleiten Ihn zur Gruft,
Wohin die vielen Schaaren nicht Pflicht, nur Liebe ruft;
Wo rings ſo viele liegen, da ſchaaren ſie Ihn ein,
Die Flintengrüße ſchmettern, Kanonen donnern drein.

Und an dem offnen Grabe ſteht ein gar edler Kreis,
Der von des Todten Thaten gar viel zu ſagen weiß;
Die wiſſen, daß den Lorbeer vor Allen er verdient,
Der ſeinem Vaterlande ſo treu und brav gedient.

Der Glanz der Ordensſterne hat ſeine Bruſt geſchmückt,
Doch hat man unter ihnen noch Schöneres erblickt,
Die Tapferkeit mit Sanftmuth, mit Ernſt der Freundlichkeit,
Die Strenge mit der Milde und Ehrenfeſtigkeit.

Du biſt uns unvergeſſen, denn Dich verlor die Stadt,
Die ſolcher Krieger Keinen jemals beſeſſen hat,
Und Dich verlor ein König, der, ſelbſt ein Kriegesheld,
Des Heeres große Zierden gar hoch in Ehren hält.

Schlaf wohl, Du alter Feldherr, Du Held ſo ſtark und feſt,
Von deſſen hohem Geiſte die Jugend nimmer läßt!
Sie hat mit Kriegesehren in's Grab Dich eingeſenkt,
Ruh' ſanft im Schooß der Erde, bis einſt Dein Leib ſie
ſprengt!

Nürnberg den 24. November. Georg Neu.

Die Schickſale eines Thalers.

Von Carl Weichſelbaumer.

(Fortſetzung.)

Das Haus wurde gefunden, der Portier wies die Marmortreppe und an einer Spiegelthüre empfing uns ein Bedienter, der uns ſogleich in einen hell erleuchteten Saal führte, wo eine auserleſene Geſellſchaft ſoupirte. Ach, mein Harfner, ſagte der Graf O* und hieß uns näher treten. Zögernd ſchritt Bernhard voran, ich ſah in einem Spiegel, daß er erblaßte und nicht zu bleiben Luſt hatte, aber nach einigen Lobeserhebungen erhielten wir durch den Grafen das Zeichen, anzufangen und nicht ohne einige Mißgriffe ſpielte ſich Bernhard in das Rondo hinein. Unter lautem Klatſchen ſchloſſen wir das Stück und waren bald von den Gäſten umgeben, die Verſchiedenes zu plaudern hatten, unſre Inſtrumente unterſuchten und ſich erſtaunt zeigten, daß man mit ſo einfachen Hülfsmitteln dennoch Gediegenes zu leiſten vermöge. Bernhard war einſilbig, faſt abſtoßend, mir ging die Rede, ich weiß ſelbſt nicht warum, ſeltſam leicht von den Lippen, die Herren lächelten und ſchwätzten von Naivetät, von Mutterwitz u. dgl. was ich nicht verſtand, die Damen aber blieben meiſt ſtumme Zuſchauerinen oder ſchmollten ein wenig, daß ich ſo viele Artigkeiten empfing. Sie ſollten ſingen lernen, ſagte ein Gaſt, bei ſo ungemeiner Empfindung, bei ſo viel Seele könnten Sie Außerordentliches leiſten. In der That, fiel der Graf ein, das wäre eine äußerſt liebliche Erſcheinung, die Harfe erhält im Ganzen ihren eigentlichen Zauber doch erſt durch die Begleitung des Geſanges, mit einander im Bunde beſiegen ſie jede andere Virtuoſität, lernen Sie ſingen, bei ihrem hübſchen Sprachorgan läßt ſich eine ſchöne Naturgabe dazu gar nicht bezweifeln, und es finden ſich leicht Mittel, Ihnen einen Meiſter oder eine Meiſterin von gründlichen Kenntniſſen und guter Methode zu verſchaffen. „Sie hat keine Stimme,“ brummte Bernhard trotzig vor ſich hin, und ſah mit einem abmahnenden Blicke auf mich herüber, denn er wußte wohl, daß ich mir auf meine Verſuche im Singen was einbildete und mich längſt gern gezeigt hätte. Der närriſche Junge wollte mich weiß Gott aus welcher Grille nicht ſingen laſſen und unterſtützte ſeine eigenſinnigen Einwendungen durch die Behauptung, daß es meiner Geſundheit ſchaden würde. Mein Erröthen gab dem Grafen Aufſchluß genug über meine Gedanken; er ſtellte vor, daß hier nur eine Privatgeſellſchaft ſey und ich ohne Bedenken eine kleine Probe ablegen könnte; als ich dann nicht ohne geheime Freude, meine Stimme hören laſſen zu dürfen, begann, erſuchte er meinen Geliebten unter artigen Bemerkungen über ſeine Bildung, ſeine Sammlung von muſikaliſchen Inſtrumenten zu beſichtigen und ſchickte ihn mit einem Kammerdiener in das Nebenzimmer. Während ich ein hübſches aber ganz gewöhnliches Lied vortrug, flüſterte mir der Graf in's Ohr: Ich habe Sie wohl auf meiner Spazierfahrt geſehen, glaubte Sie aber durch einen Gruß in Verlegenheit zu ſetzen, ich bitte um Vergebung. — Ein lautes Bravo verſchlang ſeine übrigen Worte. Es bleibt doch ewig wahr, bemerkte ein Gaſt, Talente liegen wie Edelſteine im Dunkeln verborgen und es iſt daher eine wahre Pflicht, jedes ſchöne Ungefähr zu benützen, um ſie an den Tag zu fördern. — Dieſes Frauenzimmer — der Ausdruck Frauenzimmer klang mir ſehr ſchmeichelhaft —

Digitized by Google

wäre eine wahre Zierde für unſer herabgeſunkenes Theater fuhr der Graf fort, eine günſtige Geſtalt, ein hellklingendes Organ und eine angeborne Geſchicklichkeit würden die erſten Schwierigkeiten bald überwinden und in kurzer Zeit müßten die wenigen vorhandenen Talente wie Sterne beim Aufgang der Sonne verſchwinden. Wie wär's, wenn wir unſre anmuthige Harfenſpielerin da bei der kenntnißreichen la Tour unterrichten ließen? Man könnte noch einige Lectionen im Tanzen beifügen. — Warum nicht gar auch im Fechten — ſprach Bernhard im Herzutreten, ſtellte ſeinen Pult zu recht, daß er lange wackelte und rief mir, die Geige ans Kinn drückend, zu: Phantaſie aus a dur! Die Gäſte traten betroffen zurück und maßen meinen Grobian mit ſcharfen Augen, nur der Graf O* lächelte freundlich und ſagte ſtill: Ich merke ſchon, das iſt der Bräutigam, dem will ich gerne etwas zu gute halten. Dieſes Mal blieb Bernhard Meiſter, er ließ die Töne wie Heroen mit einander ſtreiten, bis endlich der wilde Sturm ſich in das Wehklagen der Ueberwundenen auflöſete und mit einem Siegsthema ſchloß. Excellent, ſagte der Graf, warum ſitzt dieſer junge Mann nicht im Orcheſter? Ich übernehme die Fürſprache, es kann nicht fehlen, dieſer Wirkungskreis iſt unter den Verdienſten ſo fähiger Leute, warum iſt man denn nicht längſt darauf aufmerkſam geworden. — Ich bin in meiner Freiheit zufrieden, verſetzte Bernhard und in einem Garten unter fröhlichen genügſamen Gäſten zu ſpielen, den frohen ewigen Himmel über, die feſte Erde unter mir bin ich vergnügter als in ſtralenden Marmorſälen. Befehlen Sie noch einige Stücke? Dieſe barſchen Worten brachten mich in Wallung, die glänzenden Ausſichten hatten meine Einbildungskraft zu ſehr entflammt, als daß ich im Benehmen meines Geliebten nicht ein unſinniges, mein Lebensglück tyranniſch zerſtörendes, Toben ſeiner Eiferſucht hätte verkennen ſollen und als der Graf zuletzt ſeine Anträge wegen einer Lehrerin wiederholte und mir ein Freibillet in das Theater und Concert verſprach, nahm ich ſein Anerbieten ohne Widerrede an. Vor dem Hauſe erwartete uns ein beſpannter Wagen, Bernhard mußte mir wider Willen nachſteigen und wir kamen dieſes Mal wirklich wie Virtuoſen nach Hauſe. Da gab's einen ſchlimmen Auftritt, mein eiferſüchtiger Liebhaber rückte mit einer förmlichen Beſchwerde bei dem Vater hervor, ließ ſich bitter über den Grafen heraus und betheuerte, ſo lange er im Hauſe ſich befinden würde, ſolle ihm keine Sängerin und kein Billet über die Schwelle kommen, der erſten wolle er ein Lied ſingen, daß ſich ihre Haare ſträubten, und am Schädel eines hochgräflichen Billetträgers die letzte Violin entzwei ſchlagen! — Ich entgegnete: So weit ſey es noch nicht gekommen, daß ſich der Herr Vetter hier das Hausrecht anmeſſen dürfe, am Betragen des Grafen ſey durchaus nichts verfängliches geweſen und ich müſſe ihm vielmehr dankbar ſeyn, daß er mir Gelegenheit und Mittel zu verſchaffen gedenke, künftighin ohne Tyrannei ein anſtändiges und ehrenvolles Leben zu führen. Und wenn du das thuſt, ſchrie Bernhard, ſo will ich lieber neben der Trommel pfeifen als länger hier bleiben, das Ganze iſt Lug und Trug des Satans, geh's wie's will, eher ſoll mein Leib am Galgen hängen als deine Seele an dieſen maskirten Teufel verloren gehen. Der alte Vater zitterte, verwies den Ungeſtümen zur Ruhe und ſagte, die Sache müſſe zuerſt reif überdacht werden, ihm ſcheine die Gefahr weder ſo groß noch ſo klein, als ſie uns beiden in der Hitze der Leidenſchaft vorkäme, auch würde ſich ja eine böſe Abſicht bald kund geben. Schlaft darüber und verderbt euch durch Zank die ſüße Juend nicht, ſchloß er.

Ich that erſt ſpät die Augen zu, und während Bernhard nur von ſeiner heftigen Seite vor mir ſtand und ich ihn gar nicht anders als giftig und greinend denken konnte, erſchien mir der Graf nur, milde, anſtändig, wohlwollend und väterlich geſinnt. Im Traum hatte ich ſonſt wohl mit der Harfe zu thun und zog mit meinem Bräutigam durch ſchöne Gärten und blumige Wieſen, jetzt aber umgab mich nichts als das Theater. Ich ſtand voll Silber und Gold wie eine Seiltänzerin auf den Bretern, agirte ganz entſetzlich, ſang, daß das ganze Haus dröhnte; ein Tyrann wollte mich zu ſeinem Beſitz nöthigen, ein heldenmüthiger Prinz kämpfte alle feuerſpeienden Drachen und Ungeheuer nieder, trug mich durch brauſende Wellen, ſprengte eherne Thürme wie Nußſchaalen auf und ſtand endlich mit mir da unter Jubel und Klatſchen im hellſchimmernden Wolkenpallaſte, Kränze flogen, kaum erreichten wir die Treppe, ein Schwarm galanter Herrn ſpannte die Pferde aus, der geſchäftigſte unter ihnen hob mich in den Wagen, er ſah gleich dem tapfern Prinzen wie der Graf aus — da erwachte ich, die Sonne leuchete hell in das Zmmer und Bernhard blickte lauſchend durch die Thüre herein. Ich that als ſchlieſeß ich wieder ein, er ſchlich mäuschenſtill weg. Nach einiger Zeit ſtand ich auf und war nicht wenig verwundert als ich auf dem Tiſchchen ein recht hübſches Häubchen mit artigen Bändern fand, daneben lag ein Papier, ich ſchlug es auseinander, es war die Ernennung Bernhards zum Cantor an der Stiftskirche mit 200 Thl. Gehalt, freier Wohnung und einigen Emolumenten. Früher hätte ich wohl gejauchzt, jetzt, wo mir theatraliſche Triumphe verſchwebten, empfand ich faſt einen Schrecken, dennoch rührte mich die kleine Aufmerkſamkeit wieder, ich entſchuldigte, daß Bernhard ſich etwas heraus nahm, weil er von ſeiner Anſtellung unterrichtet, ſich ſchon als Gatten mochte betrachtet haben und ich fing wieder zwiſchen dem Glück und der Liebe zu ſchwanken an. Das Häubchen glänzte mich mit den kirſchrothen Seidenbändern zu hübſch an, als daß ich es nicht probiren hätte ſollen; es paßte trefflich und ich drehte das Köpfchen und machte ein ſchiefes Mänlchen in den Spiegel, als Bernhard wieder eintrat, den linken Arm um mich ſchlang und meine rechte Hand ſanft zärtlich an ſeine Lippen zog. Darf ich ſagen, meine getreue ewig liebe Anne, mein braves Weibchen? fragte er. Ich ließ ihm die Hand, blickte aber ſeitwärts ſchweigend zu Boden. Du zürneſt mit Recht, fuhr er fort, ich habe zwar eine gute Abſicht gehabt, jedoch die Art und Weiſe, wie ich ſie äußerte, verdient Mißbilligung, ich glaube in der That, der vom Kammerdiener gereichte Schluck Wein ward in der Hölle gekältert, denn ſchon im Wagen ſummte es wie ein Immenſchwarm in meinem Kopfe und zu Hauſe fuhr's mir gleich Feuer durch die Adern. Ich ſah in ſein Geſicht, es war blaß, die rothen Augen verriethen heimliche Thränen und kaum konnte die Freude über ſeine Cantorſchaft über die Züge des tiefen Schmerzes Herr werden. Liebt man denn, wenn man ſo heftig iſt? war meine Frage. Es iſt vorbei, du kannſt, du mußt jetzt nur für mich die liebe Harfnerin ſeyn, und ich darf es jetzt ſchon geſtehen, wie peinigend es für mich war, dich ſo unter fremde Leute führen zu müſſen. Im Hauſe iſt ja des Weibes Beſtimmung, des Weibes Glück; ſaßſt du ſo da, die Saiten in der kleinen Hand, und ſchoß dein Auge zufällig zum Himmel einen glänzenden Blick, ſo las ich darin das rührende Flehen um Erlöſung von dieſem herumziehenden Leben, ich hätte alle die frechen Gaffer durchbohren und jeden der ſchmeichelnden Silbertöne als mein Eigenthum zurückholen mögen. — Die Verſöhnung folgte und er bat mich noch einmal, ja keiner Einladung zu folgen und ihm niemals mehr mit der Benennung, Herr Vetter, die ihn ſo weit weggeſtoßen hätte, ſo wehe zu thun.

Wir lebten wieder einige glückliche Tage, folgten nur dem

Digitized by Google

Ruſe in bekannte ſolide Häuſer, Bernhard durchlief die ganze Stadt, um Schülee aufzutreiben und ſaß in allen Nebenſtunden fleißig am Clavichord, um ſich in der Theorie auszubilden. Der Geaf ließ nichts weiteres hören und ich hatte beinahe die ganze Theatergeſchichte vergeſſen, als der rauſchende Beifall, den ſich eine Sängerin erwarb, Tagesgeſpräch wurde und bis in unſere abgeſchiedene Wohnung drang. Man hatte die Sängerin nach jedem Acte gerufen, ihren Weg mit Blumen beſtreut, den Verſuch gemacht, ihr die Pferde auszuſpannen, man hatte von allen Seiten prächtige Geſchenke geſchickt, ſie in den vornehmſten Zirkeln zu Tiſche gezogen und ſuchte ſie unter den anſehnlichſten Bedingungen für das Theater zu gewinnen. Das war wieder zu reizend und ſtimmte mit meinem Traum ſo ſehr zuſammen, daß ich meinen Beruf für entſchieden hielt. Ich beſchloß daher, meinen Bräutigam auf die herrlichen Ausſichten zu verweiſen und hoffte ihn durch dringende Vorſtellungen und beſonders durch den Grund, daß mein Glück auch das ſeine ſey, zur Einwilligung zu bewegen. Eben prüfte ich meine Stimme, da trat ein Bedienter des Grafen herein und übergab mir ein Billet mit der Adreſſe an Madame La Tour; der Graf, ſetzte er bei, habe bereits alle Bedingungen ins Reine gebracht, ich ſollte wenn es mir beliebte, von dem Unterrichte Gebrauch machen, und wenn er von der eben unternommenen Reiſe zurückkehrte, hoffe er von mir die Erlaubniß zu erhalten, die Proben meiner Fortſchritte zu höeen.

Das klang wie ein Wink des Schickſals, ich ich war entſchloſſen, mich mit dem Billet vorzuſtellen und glaubte ſelbſt Bernhards Bedenklichkeiten nicht zu verletzen, da der Graf abgereiſſet ſey. Sah doch der ganze Widerſtand ſo ſehr einer eigenſinnigen Laune gleich, daß es Pflicht ſchien, ihn zu überwinden und eine eben ſo reizende als dankbare Bahn zu betreten. Auch den Vater wollte ich nicht um Rath fragen, weil er von Menſchenglück etwas kleinliche Begriffe hatte und glaubte, mit Dach, Fach und leidlicher Koſt könne ein Sterblicher ſehr vergnügt leben und alle dennoch nur zur Unzufriedenheit führenden Zierden leicht entbehren. Raſch zog ich meine beſten Kleider an, vertauſchte das Häubchen mit einem einfachen Strohhute und ging zur La Tour. Die etwas dicke aber lebhafte und gewandte Frau empfing mich in ihrer herrlich möblirten Wohnung mit einer ſolchen Verbindlichkeit, daß ich von meinem muſicaliſchen Talente keine kleine Meinung bekam. Das liebe Kind, ſprach ſie dann, hat wohl noch nicht leben gelernt, und iſt mit den Manieren der vornehmen Welt unbekannt, nun, das ſoll ſich geben; wenn wie ich nicht zweifle die Anlagen der Beſchreibung des Herrn Geafen entſprechen, ſo können Sie ſich bei mir oft in guter Geſellſchaft ſehen, und das linkiſche Weſen wird ſich verlieren. Eine gute Haltung iſt für eine muſicaliſche Künſtlerin ſo viel wie Schliff und Faſſung für den Diamant, ein Lied gefällt doppelt. wenn es durch eine ſchmachtende Miene, einen ſeelenvollen Blick begleitet wird und für jede Schülerin bleibt es mein lebhafteſter Rath und ſogar eine Bedingung, ſich von gemeinen, albeenen ſpießbürgerlichen Umgebungen entfernt zu halten. Es ſoll ſich alles machen. Vor allem bitte ich Sie, dieſe Kleider abzulegen, welche dem Körper jede Grazie nehmen, und eine nachläßige Stellung erlauben, Sie finden im Nebenzimmer einen vollſtändigen, einfachen eleganten Anzug, meine Dienerin wird Ihnen behülflich ſeyn. In kurzer Zeit kroch ich aus der ſchlechten Hülle als ein ſchöner Schmetterling heraus, ich ſah zum erſten Mal meine Geſtalt in einem großen Standſpiegel, ich ſagte mir zum erſten Mal, daß es Schade wäre, mich unter dem Preiſe loszuſchlagen. Madame La Tour ſchien entzückt über meine Formen und ließ von iheer Zofe nicht nur meine Haare nach dem neueſten Geſchmack ordnen, ſondern auch verſchiedenen ſchönen Kopfputz holen, um ihn zu meinen Geſichtchen zu probiren, ich wurde über und über roth, als ich mich in ſo mannigfaltiger und intereſſanter Geſtalt erblickte, ich lernte den unwiderſtehlichen Reiz kennen, die Schönheit des Leibes durch die Künſte des Putzes zu erneuern und zu vervielfältigen. „Sie werden heute wohl zu ſchüchtern ſeyn, ſogleich Lection zu nehmen. Nun gut, wir wollen uns eeſt kennen lernen, der niedliche Schelmenblick, welcher ſich bisweilen aus dem verſchämten Auge hervorſtiehlt, meldet mir, daß ein Stündchen gleich nachgeholt iſt,“ ſagte die gefällige Madame, klingelte, und lud mich zu dem reichlichen Frühſtück ein, das auf dem feinſten Poecelain präſentirt wurde. Nur zugegriffen, fuhr ſie fort und ſtellte mir Taſſen mit köſtlichem Kaffee und Kelchgläſer voll duftenden Weines zu recht, ich hoffe, das ſoll beſſer ſchmecken als die häusliche Küche, bei welcher ſich mein Kind vielleicht obendrein oft die Fingerchen verbrennen und garſtigen Rauch verſchlucken muß. Ich glaube Ihnen einen angenehmen Dienſt zu erweiſen, wenn ich Ihnen die Vorzüge des zu wählenden Standes ein wenig auseinandee ſetze. Die Natur hat uns armen Weibern in faſt ſtiefmütterlicher Laune einen niedrigen Wirkungskreis angewieſen und uns in der Regel zu einer unausſtehlichen Dienſtbarkeit verdammt, aber das Glück hat bisweilen Erbarmen und ſucht durch eine Nachtigallenſtimme oder eine holde Gelenkigkeit der zarten Glieder das allgemeine Unrecht wieder im Einzelnen gut zu machen. Wer nun eine ſolche Gabe empfing, muß ſie dankbar benützen und die Freiheit behaupten, zu welcher er dadurch berufen iſt. Ich hätte oft heirathen können, ſchon im achtzehnten Jahre erhielt ich gar nicht verächtliche Anträge, aber was wäre aus mir geworden! Würde ich mich dieſes Wohlſtands, dieſer Geſundheit, dieſer behaglichen Stimmung erfreuen, würde ich, von Sorgen ermüdet, von tauſend Gemeinheiten bedrängt noch jetzt eine freundliche Geſellſchaft um mich ſammeln können, würde ich es in den ewigen Zerſtreuungen der häuslichen Geſchäftigkeit auch nur zu der Vollkommenheit in meiner Kunſt gebracht haben, welche mir Freunde, Ehre und ein gemächliches Auskommen verbürgt? Eine brave Künſtlerin iſt das freieſte Geſchöpf auf der Erde, jede Anſtrengung wird ihr durch Lohn und Beifall vergolten, jede Laune verziehen, jede kleine Kränkung durch tauſend Aufmerkſamkeiten verſüßt, an kein Vaterland, viel weniger an eine Stadt gebunden, fliegt ſie wie ein Vogel durch die Welt und wäheend man ſie überall umdeängt, liebt, anbetet, darf ſie die Artigkeiten nur erwidern, wo es ihr gefällig iſt und die prätenſiöſeſten Männer werden damit zufrieden ſeyn, ſie lieben zu dürfen, ohne ihr Herz zu beſtürmen oder ihr prinliche Verpflichtungen aufznladen, ſie kann alle Süßigkeiten der Liebe, alle Wärme der Freundſchaft, alle Annehmlichkeiten des Umgangs genießen, ohne ſich in läſtige Gegenverbindlichkeiten zu verwickeln und für das Leben abzuſterben; die Weihrauchfäſſer, welche der geſtrenge Herr Ehemann ſchon nach den Flitterwochen bei Seite ſtellt, ſpenden ihr unausgeſetzt Wohlgerüche und kommt endlich auch das Alter, ſo läßt ſie ſich bedienen ohne bedienen zu müſſen und weiß nichts von den Beſchwerlichkeiten, die ein graues Mütterchen von Kindern und Enkeln erdulden muß. Warum wird meine Liebe blutroth, warum ſuchen die feurigen Blicke den Boden? Ich will nicht in die Tiefe des Herzchens dringen, aber auf den Fall, daß hier ein Schatz verborgen läge, bin ich verpflichtet, auch die Freunde des ſtillen häuslichen Lebens zu berühren. Es iſt ſehr ſchön, ſich ganz und gar einem Mann auf Gnade und Ungnade zu ergeben, alle ſeine Leiden und Bedrängniſſe mit

Digitized by Google

ihm zu theilen und ſich wie eine Nonne in das ruhige Häuschen zu verſchließen, ein Stück Butterbrod ſchmeckt vielleicht köſtlicher als dieſe Torte, ein Schluck ſelbſtgeholten Waſſers beſſer als dieſer Malaga und ein Häubchen mit falſchen Blonden ſteht am Ende dem Geſichtchen lieblicher als ein ſchwankender Federhut; auch klingt das Geſchrei von drei Buben dem Ohr der Mutter gewiß angenehmer als eine Caſtratenſtimme, und ſitzt das treue Weibchen im Mondſchein da und bewegt mit dem niedlichen Füßchen Wiege und Spinnrad, ſo mag ſie mit mehr Selbſtgefühl zu Bette gehen als die Tänzerin, welche mit ihrem Bein Dukaten erworben hat. Poltert der Mann auch bisweilen, und was thut's, bei einem fröhlichen Mahl von Kartoffeln und Käſe erneuert ſich die erſte Schäferſtunde und man hat ſich zuletzt doch nur um den Beifall eines einzigen Menſchen zu bekümmern. Ich weiß es zwar nicht aus Erfahrung, ob die Liebe für Hunger, Durſt, Bequemlichkeit Ehre und Vergnügen geht, aber man ſagt es und meine junge Freundin kann vielleicht Zeugniß geben. — Ich ſuchte eben nach einer klugen Antwort, da trat zu meinem Erſtaunen der Graf ein, ging nach einer Begrüßung der Madame La Tour auf mich zu und küßte mir unter einer anſtändigen Verbeugung die Hand. Die La Tour lachte, der Graf ſah mich nun erſt an und ſagte verwundert: „Ah das iſt ja die liebe Schülerin und ich präſentirte mir wirklich die Baronie von L. Ein charmanter Einfall, liebe Meiſterin, ſagte er, unſere glücklichſten Liebhaber und Ehemänner können mich um die Frucht dieſes Irrthums beneiden und meine verehrte Harfnerin wird ſie mir doch nicht mißgönnen, ſonſt müßte ich ja den unverdienten Preis zurück geben. Es iſt nichts aus meiner Reiſe geworden, warf er gegen die Latour hin, ein Eilbote brachte mir wichtige Briefe als ich ſchon im Wagen ſaß, ich werde noch einige Wochen aushalten müſſen.

Ich bemerkte erſt jetzt, daß der Graf ein ſchöner Mann war, jeder Zug des Geſichtes deutete irgend eine intereſſante Eigenſchaft an, jede Bewegung war gratiös, man konnte den Wunſch nicht unterdrücken, ihn näher kennen zu lernen. Wie ſteht es mit Ihrem Bräutigam? fragte er mit Wohlwollen, er hat ſich nicht bei mir ſehen laſſen, um meinen weitern Rath zu hören. In der That, ich begreife den jungen Mann nicht, er iſt ſo unermeßlich glücklich, und ſcheint dennoch unzufrieden, er ſteht an der Schwelle der herrlichſten Zukunft und zaudert, ſie zu überſchreiten. Es iſt doch wahr, keiner ſchätzt das Glück, wenn es ſich ihm an den Hals wirft, und die es mit Hochſchätzung, mit Verehrung, mit Schwärmerei aufſuchen, haſchen ſtets nur ein zerrinnendes Nebelbild. Damit ſtand er auf, trat einige Augenblicke an das Fenſter und ging dann raſch hinaus. Was fehlt Ihnen? rief die Latour nach, er war fort. Etwas ſpät erinnerte ich mich nun, daß ich ſchon ſo lange von Hauſe weg war, ich empfahl mich und bemerkte erſt auf der Straße, daß ich noch die hübſchen Kleider trug, ich ſchellte umſonſt, man hörte mich nicht, ich eilte nach Hauſe, an der Stiftskirche ſtieß ich gerade auf Bernhard, der vom Dienſte kam, er ſah mich ſtarr an, ich flog an ihm vorüber, zog mich endlich in meinem Stübchen haſtig aus, ſuchte andere Kleider hervor und erwartete thöricht genug meinen Geliebten mit Angſt und Schrecken. Kaum war ich in Ordnung, ſo ſtürzte er ſchon herein, blieb leichenblaß vor mir ſtehen und rief keuchend aus: Gottlob es iſt nicht ſo, nein, vergieb Annchen, es iſt mir was ſo Tolles begegnet, und du erröthest — lieber Himmel es iſt dennoch wahr, dort ſteht ja der Federhut! Er warf ſich beſtürzt in einem Seſſel. Ich hätte ihn gern beſänftigt, aber das Bewußtſeyn meiner guten Abſicht hielt mich ſtolz zurück, ich konnte nicht vom Platze und brachte kein Wort hervor. Du warſt bei der La Tour ſprach er endlich und ſah mich durchſtechend an, und in dieſe Kleider ſteckte man dich dort, damit — o es iſt entſetzlich, abſcheulich, unerhört! Ich erklärte ihm alles kurz und ohne Entſchuldigung. Und auch der Graf war da, der Graf? O ich grenzenloſer Thor, indem ich in der Kirche für ſie und um ſie bete, putzt ſie ſich für einen Betrüger und ſchleppt die Peſt obendrein in's Haus. Lebt wohl, ſchrie er, raffte ſeine kleinen Habſeligkeiten zuſammen und riß ſeine Geige von der Wand, ihr ſeht mich in eurem Hauſe nicht wieder, leb wohl, alter Vater, braucht ihr was, ſo mißt ihr den Vetter zu ſuchen. Damit ging er. Ich war ergriffen, ohne Reue zu fühlen, mein Vater ſuchte mich zu tröſten und hoffte, Bernhard würde wieder kommmen und alles ſich herſtellen, er weinte über den entflohenen Bräutigam, ich über die Beleidigung. Bernhard erſchien auch wirklich nach einigen Stunden und ſuchte vorgeblich einige Muſikalien, hatte aber gewiß nur die Abſicht, mich zu verſöhnen, da er über einige Gegenſtände fragte, wies ich ihm dieſelben durch Zeichen, und als er unter der Thüre ſtehen blieb und mit hellen Thränen auf den Wangen vom Vater ſich beurlaubte, auch einige Mal nach mir blickte, ſagte ich kalt und beſchleunigend: Der Herr Vetter hat auch noch ſeine Silhouette vergeſſen. Schenk ſie mir, ſchluchzte mein Vater und tappte nach Bernhard, aber der war ſchon fort.

Verſtimmt ſaß ich Abends am Fenſter und kam mit allen glänzenden Träumen nicht zu recht, der Vater war eingeſchlummert, die letzten rothen Abendſtrahlen zuckten durch das ſtille Gäßchen, eine ferne Flöte ſpielte ein Lied, das ich oft mit Bernhard geſungen, die Einſamkeit war mir neu und drückend, die Thränen ſtürzten auf den Buſen herab. Da ſtand plötzlich der Graf vor mir, meine Bewegung ergriff ihn heftig, ſeine Hand, die er an mein Kinn legte, zitterte, er bot ſich zum Vermittler und bat, mich nur einen Augenblick allein ſprechen zu dürfen, am Fenſter könne ſein längeres Verweilen nur nachtheilig ſeyn, ich öffnete bebend, er umſchlang mich mit feurigen Ungeſtüm, Kuß auf Kuß brannte auf meinen Lippen, das erſte Mannesherz klopfte an meinem jugendlichen Buſen. Die Flamme ſeiner Leidenſchaft loderte in meinen Adern auf, ich hatte gegen dieſe kühne Zärtlichkeit keine Waffen. Nach einigen Tagen ließ Bernhard fragen: ob ich noch bereit wäre, ihm die Hand zu reichen, doch ich gehörte ſchon dem Grafen an. (F. f.)

Reiſe durch das mittägliche Frankreich im Jahre 1836.

(Fortſetzung)

Eine der merkwürdigſten Kirchen von Toulouſe iſt die Kathedrale oder die Stephanskirche, deren Urſprung, wie man behauptet, bis in das dritte Jahrhundert nach Chriſti Geburt zurückgehen ſoll. Sie iſt im gothiſchen Stil erbaut, der Chor aber nur zur Hälfte vollendet; indeſſen war man eben bei unſerer Anweſenheit mit der Ausbauung beſchäftigt. Während der Revolution wurde die Kirche ihrer vielen Zierden, namentlich der großen Glocke, die 50,000 Pfund wog, beraubt. In der Nähe der Kathedrale iſt der erzbiſchöfliche Pallaſt, der zwar einen großen Umfang hat, aber von düſterem, altväteriſchen Ausſehen iſt.

Die andere merkwürdige Kirche iſt die des heiligen Saturnin, hier in der Volksſprache kurzweg St. Serrin genannt.*) Sie iſt ein großes, ebenfalls in gothiſchem Stil aufgeführtes

*) Dieſe doppelte Benennung hat zu dem lächerlichen Irrthum in manchen geographiſchen Werken Veranlaſſung gegeben, zwei Kirchen in T. anzunehmen, die eine St. Saturnin, die andere St. Serrin genannt.

Digitized by Google

Gebäude, aber etwas ſchwerfällig und düſter. Bewunderung verdient der hohe und zierliche Glockenthurm, der ſechseckig iſt und fünf Stockwerke hat, welche nach der Spitze zu immer ſchmäler werden. Der Sage nach iſt die Kirche auf Pfählen gebaut, mitten in einem ehemaligen Sumpfe, und die Toulouſer behaupten, daß man oft auf einer gewiſſen Stelle des Chores das Rieſeln des darunter wegfließenden Waſſers vernehmen könne. Früher ſoll ein Tempel des Apollo dageſtanden und große Reichthümer gehabt haben. Noch ſieht man einen Eingang, der der klaſſiſchen Vorzeit angehört. — Die Kirche hatte ſonſt außerordentlich viele Reliquien, unter andern die Körper von 7 Apoſteln; ſie ſind aber während der Revolution abhanden gekommen.

Der Fremde vergeſſe ja nicht, den Thurm der Kirche de la Dalbade zu beſteigen. Er iſt der höchſte von allen, und gewährt einen leichten Ueberblick über die Stadt und ihre Umgebungen. Bei den mancherlei Reiſen, die ich ſchon gemacht habe, bin ich ſtets bemüht geweſen, in einer Stadt oder Gegend, in der ich mich habe orientiren wollen, eine Anhöhe oder einen Thurm zu beſteigen, und meine Mühe iſt in der Regel reichlich belohnt worden. Mit einem Blicke überſieht man die ganze Lokalität, und keine Charten und Riſſe vermögen das lebendige Gemälde zu erſetzen, was man auf einem ſolchen Standpunkt ſich verſchafft.

Toulouſe bietet dem Freunde des Spazierengehens manchen Genuß dar. In der Stadt ſelbſt iſt ein großer Platz, jetzt Lafayette genannt. Er hat wohl drei Viertelſtunden im Umfang und gleicht ſehr dem Königsplatze in Kaſſel. Um die Stadt führen Promenaden, die häufig beſucht werden und der Schauplatz der Volksvergnügungen ſind. Unter andern ſah ich daſelbſt den bei den Franzoſen ſo beliebten Uebungen im Piſtolenſchießen zu. Zur Zielſcheibe hatte man das Bild Friedrichs des Großen genommen, was in meiner Bruſt nur das Gefühl des Unmuths erregen mußte. Schon bei Beſchreibung des Theaters von Lyon erwähnte ich des lächerlichen Hochmuths, mit welchem die Franzoſen unſere deutſchen Monarchen auf ihren Theatern behandelt ſehen. Möglich, daß ſolche Herabſetzung und Verſpöttelung ihnen einſt bittere Reue verurſacht. Ich erinnere mich eines merkwürdigen Vorfalls, der ſich im Jahre 1834 in der Nähe meines Wohnorts in M. zugetragen hat. Als in dieſe Stadt die Nachricht von dem Ausbruche der Cholera in dem benachbarten Erfurt und Langenſalza gekommen war, war die Bürgerſchaft unentſchlüſſig, ob ſie das ſolenne Scheiben- und Vogelſchießen, welches bekanntlich in Thüringen ein Volksfeſt iſt, feiern ſollte oder nicht. Die Verſtändigern meinten, es ſey rathſam, das Feſt für dieſes Jahr auszuſetzen, weil durch die bei ſolcher Gelegenheit ſtattfindende Abweichung von der gewöhnlichen Lebensordnung der gefürchteten Krankheit nur zur viel Stoff gegeben würde. Andere waren der entgegengeſetzten Meinung und ſetzten ihre Anſicht durch; ja ſie trieben die Verachtung der Seuche ſo weit, daß ſie ein Zerrbild der Cholera zu ihrer Zielſcheibe machten. Durch einen in der That ſeltſamen Zufall wurden derjenige, der den Rath zur Anfertigung der Zielſcheibe gegeben, und derjenige, welcher den erſten Schuß darnach gethan hatte, die erſten Opfer der Seuche, die bald darauf in M. mit Heftigkeit ausbrach. Wir ſind weit entfernt, dem Aberglauben, welcher ſich in manchen Gemüthern bei dieſem Vorfall laut ausgeſprochen hat, das Wort reden zu wollen. Indeſſen dürfte die Geſchichte doch auch ungläubigen Seelen einen Fingerzeig abgeben, daß man Unrecht thut, mit Dingen, die einen Gegenſtand der Scheu ausmachen, ſeinen Frevel zu treiben. Solcher Leichtſinn rächt ſich nur zu bald durch ſich ſelbſt. Die Franzoſen dürfte ihr vornehmes Herabſehen auf deutſche Fürſten leicht zu Ueberſchätzung ihrer Kräfte führen und ſomit den Grund zu ſpätern Kalamitäten legen.

Nicht weit von dem Schießſtand war eine Waffelbude aufgeſtellt, die eines häufigen Zuſpruchs ſich erfreute. Volle Befriedigung in derſelben fand der Freund von guter Chocolade. Es wurde von einer hübſchen Provencerin excellente Bayonner Chocolade ſervirt. — Auf der Promenade und auch außerdem begegnete ich vielen Militairs. Es liegen hier 2 Linieninfanterieregimenter und ein Regiment Artillerie. Letzteres hat ausgeſucht ſchöne und gebildete Leute, wie denn überhaupt die Artillerie die Elitetruppe der franzöſiſchen Armee ausmacht.

Ein anderer Spaziergang führte mich über die oben erwähnte Geronnebrücke nach der berühmten Kornmühle Balzacle. Sie liegt dicht an der Geronne, nicht weit von dem Orte, wo der Kanal mit dem Fluſſe verbunden iſt; ſie hat 16 Gänge, von denen jeder täglich 50 Malter Getreide vermalen kann, iſt mit horizontalen Waſſerrädern verſehen, die nur ein geringes Geräuſch verurſachen und wirft den Eigenthümern 150,000 Franken Pacht ab. Längs dem Mühlendamme iſt der Strom ſo verengt und darum ſo reißend, daß die Schiffe mit einer pfeilſchnellen Geſchwindigkeit vorbeiſchießen; wer an dieſen Anblick nicht gewöhnt iſt, möchte faſt glauben, die Schiffe müßten von dem tobenden Waſſer verſchlungen werden.

Dann beſuchte ich auch das nahe bei der Stadt liegende Landgut Grouille. Unter den vielen Gärten und Landhäuſern, welche die Umgebungen von Toulouſe verſchönern, verdient Grouille wegen ſeiner durch Kunſt wie durch Natur gleich ausgeſtatteten Anlagen den erſten Platz. Es gehören zu demſelben mehrere Gärten und ein vortrefflicher Park mit ausgeſuchten Bäumen.

Toulouſe iſt überhaupt ein Ort, wo man angenehm und wohlfeil lebt. Die Einwohner ſind ſehr gebildet, und zeichnen ſich durch einen friedliebenden Charakter und durch ihre Zuvorkommenheit gegen die Fremden aus. Toulouſe iſt der Geburtsort von vielen berühmten Männern, unter andern des, allen Juriſten wohlbekannten Jac. Cujas. Schon frühzeitig haben ſich die Bewohner der Stadt durch ihren Sinn für Künſte und Wiſſenſchaften einen Ruhm erworben. Im grauen Alterthum nannte man ſie die Stadt der Pallas. Am bekannteſten iſt die Akademie des jeux floreaux, welche, da ſie noch jetzt beſteht, eine Erwähnung verdient. Schon im Jahre 1324 zur Zeit der Troubadours entſtand dieſe Akademie auf folgende Art. Sieben angeſehene Einwohner von Toulouſe, welche Liebhaber der Poeſie waren, luden alle Dichter aus den umliegenden Gegenden zu einem Wettkampf auf den 3. Mai des genannten Jahres ein und verſprachen dem, der den Preis davon tragen würde, ein goldenes Veilchen. Damals war der bekannte Troubadour Arnaud Vidal der Sieger. Dieſer Gedanke fand bei den Capitoliern Beifall; man beſchloß in jedem Jahre an dieſem Tage die Feierlichkeit auf öffentliche Koſten zu wiederholen und fügte noch zwei Preiſe, eine Roſe und eine Ringelblume, beide aus Silber, hinzu. Später wurden durch Vermächtniſſe einer reichen Dame, der Clemence Iſaure, noch andere beträchtliche Preiſe ausgeſetzt. Vierzig Richter unter dem Namen Mainteneurs hatten das Urtheil zu ſprechen; die Sieger wurden Meiſter der Blumenſchule genannt. In der Revolution kam das Feſt in Vergeſſenheit; es wurde aber 1806 wieder erneuert und beſteht ſeit dem unverändert fort. Vor Kurzem noch ließ die Akademie die Aſche des Goudouly, des wahrhaft nationalen Dichters von Languedoc, ausgraben, und beſtimmte ihr den Triumph der Capitols. In welchem Anſehn die Poeſie noch heut zu Tage in Languedoc beſteht, kann man daraus abnehmen, daß eben jetzt ein Gelehrter aus Toulouſe, Namens Abbadie, was in Frankreich viel ſagen will, den Vorſchlag gethan hat, das Idiom von Languedoc in ſeine alten Rechte wieder einzuſetzen und es zur Schriftſprache zu erheben. Er ſucht zu beweiſen, daß das Languedocſche kein Jargon iſt, ſondern

Digitized by Google

ein edler Volksdiolekt, dem wenigſtens eine der Blumen bei dee Preisbewerbnng jährlich aufbewahrt werden müſſe. Die Verſammlung dee Akademie kömmt, wie ſchon oben erwähnt, in einem Flügel des Stadthauſes znſammen.

Der Aufenthalt in Toulonſe gewährt uns viele angenehme Erinnerungen. In dem Hotel Casselte fanden wie ein eben ſo anſtändiges als billiges Unterkommen. Nur eine Einrichtung iſt es, die, mit Ansnahme des Hotel du Midi in Montpellier, ſelbſt in den beſten Gaſthöſen des ſüdlichen Frankreich ſtatt finden, mit welcher wir uns nicht befreunden konnten. Dieß iſt die Aet und Weiſe, wie man hier zn Lande an der table d'hotes ſpeiſet.

Kaum ertönt die Eßglocke, ſo rennt Alles dem Saale zu, wo die table d'hotes gehalten wird. In einem Augenblick ſind alle Pläze beſetzt. Die Tafel iſt reichlich mit Speiſen allee Art verſehen; die Aufſtellung der Schüſſeln vereäth Ordnung und Geſchmack. — Mit Wohlgefallen übeeſchaut der Fremde die Mannichfaltigkeit der znm Theil ausgeſnchten Gerichte (in Tonlouſe z. B. ſind die Entenpaſteten bekanntlich von deliziöſem Geſchmack nnd werden weit verführt), er preiſet in Gedanken die Feinheit und den Wohlgeſchmack der franzöſiſchen Küche und nimmt ſich vor, alle dieſe Herrlichkeiten mit Verſtand und Ruhe zu koſten und zn prüfen. Von der gerühmten franzöſiſchen Artigkeit verſpricht er ſich eine angenehme Unterhaltnng mit ſeinem Tiſchnachbarn. Doch das iſt eine eitele Hoffnnng! die bitterſte Enttäuſchung wartet ſeiner nnd er hat von Glück zn ſagen, wenn ee nicht hnngrig vom Tiſche aufſtehen mnß. In einem Moment iſt die Suppe ſervirt nnd mit gieriger Haſt von ſämmtlichen Gäſten verſchlungen; bis hieher herrſchte Ordnung. Jetzt aber iſt der Augenblick erſchienen, wo jeder nur an ſich denkt und jede Rückſicht gegen die andern bei Seite ſetzt, gleich wie auf einem Rückzug nach einer verlornen Schlacht der Soldat nur ſeine Peeſon vor Augen hat nnd alle Bande der Oednung aufgelöst ſind. Es tritt ein förmlichee Kriegszuſtand untee den Tiſchgäſten ein und es beginnt ſofort ein Kampf um die beſten Speiſen. Mit geübtem Auge hat der Feanzoſe, während ee ſeine Snppe nicht ohne ein vernehmbares, bei uns für unſchicklich gehaltenes Geränſch hinabſchlürft, die Zahl der anf der Tafel befindlichen Speiſen überſehen nnd demgemäß ſeinen Angriffsplan entworfen; mit unglaublicher Schnelligkeit langt ee daher jetzt nach dieſee odee jener Schüſſel und mit einee eben ſo bewunderuswürdigen Geſchicklichkeit bemächtigt er ſich der beſten Stücke. Hiee hat ſich der eine in den Beſitz einer Fiſchſchüſſel geſetzt, wäheend ein anderer ſich das beſte Stück eines gegenüberſtehenden Bratens abſchneidet. Der mit ſolchem Verfahren noch Unbekannte denkt indeſſen ſich etwas von dem Rindfleiſch zu verſchaffen, welches beim Beginn der Tafel gerade voe ihm geſtanden hat; aber es iſt bereits verſchwunden. Er gibt dahee einem der wie raſend im Saale herumtobenden Kellner den Anftrag, die Schüſſel heebei zu bringen; da gewahrt er mit Schrecken, daß die zue Linken anfgeſtellte Paſtete ſchon über die Hälfte ausgeleeet iſt. An ein Hernmpräſentieen der Speiſen, wie an anderen Oeten, an eine Speiſefolge nach einer gewiſſen Ordnung iſt, unter dieſen Umſtänden gar nicht zu denken. — Es gilt der Wahlſpruch: jeder iſt ſich ſelbſt der nächſte. Unverſchämtheit iſt hiee Klugheit, die man befolgen muß, um nne etwas ans dem Schiffbruch zu eetten, und da das beſtellte Rindfleiſch ansbleibt, greiſt man veezweiflungsvoll nach der erſten beſten Schüſſel und iſt ſehr froh, wenn man ſo viel von Speiſen bnnt dnrch einander erhaſchen kann, daß man nnr eben den Hunger befriedigt. Niemand denkt an Unterhaltnng. Jedermann iſt beſoegt ſeinem Magen in größtmöglichſtee Schnelligkeit die volle Ladung zuzuführen, ohne die geringſte Rückſicht auf ſeinen Nachbar zu nehmen. Wagt man es vielleicht um das Hereeichen einer Schüſſel zn bitten, ſo willſahet zwar der Nachbar, aber auf eine ſo ungezogene Weiſe, daß einem alle Luſt vergeht eine zweite Bitte der Art auszuſprechen. Es iſt unglaublich, mit welcher Schnelligkeit hier die Anfüllung des Magens in das Week geſetzt wird; die Schüſſeln ſind wie durch einen Zauberſchlag geleert und in einer kleinen halben Stunde iſt die ganze Mahlzahl beendigt. Nie hätte ich den Franzoſen eine ſolche Eßgiee zugetraut, man wirft den Deutſchen voe, daß ſie ſtaeke Eſſee wären, in der Kunſt des Schlingens aber ſtehen ſie gewiß den Franzoſen nach. Denkt man ſich zu alle dem ein faſt ununterbrochenes Geſchrei nach dem Kellner, als: garçon une assiette oder passez moi les haricots — donnez moi ce plat — le poisson — la fille du pain — ſo hat man einen Begriff von einer table d'hôtes, wie ſie in den geößern franzöſiſchen Gaſthöfen der Provinz gehalten wird. Die Wirthe wiſſen aus dieſer Unordnung ſehr ſchlau ihren Vortheil zu ziehen. Denn da die Franzoſen, wie die Kinder, nicht die Zeit erwarten können, bis die Bedienten eine Speiſe nach dee andern gehörig heeumpräſentieen, ſondern mit gierigee Wnth gleich nach dee Snppe übee ſämmtliche anf dem Tiſch ſich befindenden Schüſſeln herfallen, ſo ſind dieſe Geeichte auch ſo ſpärlich eingeeichtet, daß immer nur ein kleiner Theil der Geſellſchaft davon eehalten kann, z. B. an einee Tafel von 30 Converts — Rindfleiſch füe 10 Perſonen, Paſteten für 6 Perſonen u. ſ. w., man verläßt ſich auf die Unordnung. Beklagt ſich der Gaſt bei dem Wirth, daß er von dieſer oder jener Speiſe nichts erhalten habe, ſo bekommt ee zur Antwort: ſie war da, warum haben Sie nicht zugelangt?

Wehe dem, dee anch nne einige Minuten, nachdem die Glocke geläntet hat, bei Tiſch erſcheint; er wird das Verſäumte ſelbſt mit der größten Anſtrengung nicht nachholen können.

Doch verlaſſen wie jetzt das Wirthshans mit ſeinem Ungemach, die Stadt mit ihrem bunten Treiben nnd verweilen wie einige Augenblicke auf den ländlichen Fluren. Der geneigte Leſer mag uns veegönnen, daß wie einige Bemerkungen, die wir über das Leben der Landbewohnee in der Provence und im Langnedocſchen anznſtellen Gelegenheit fanden, hier einſchalten.

Die Landleute ſind im Ganzen von kleiner, gedrungener Statnr. Schwarze Haare nnd fenrige Augen machen den Provencalen und Languedocee kenntlich. In iheem Weſen ſpeicht ſich die angeborene Fröhlichkeit und mnntere Laune aus. Wie ſollte es anch anders in einem Lande ſeyn, wo die Natnr ſo viel gethan hat! Der Menſch braucht nicht ſo ängſtlich für ſeine Lebensbedürſniſſe beſorgt zu ſeyn, wie im Noeden: Der Südländer iſt an nnd für ſich ſchon genügſam und erhält das Wenige, deſſen er bedarf, leicht und um geringes Geld. Nirgends mag man wohlfeiler und gemüthlicher leben, als in dieſen Gegenden, z. B. in Montpellier, in Carcaſſonne, in Tonlouſe. Auch dee gnte Wein, der hier wächſt, mag das Seinige dazu beiteagen, die Menſchen heiter zu ſtimmen. Leichter rollt das Blut in ihren Adern, raſchee iſt ihr Gang, lebhaftee ihr Weſen, witziger ihre Rede, frohgelaunter ihr Sinn. Znm Ruhme muß man es abee den Franzoſen nachſagen, daß ſie den Wein mit Mäßigkeit genieſſen; ein betrnnkenee Franzoſe iſt gewiß eine ſeltene Erſcheinung. Tanz iſt ihr Hauptvergnügen. Iſt die Arbeit des Tages geendigt, die freilich unter den brennenden Sonnenſteahlen oft deückend genug iſt, ſo belebt Tanz und Geſang wieder zu nener Thätigkeit.

Uebrigens iſt die Teacht der Landmädchen nichts wenigee als geſchmackvoll. Sie tragen häßliche Hauben von Leinwand; breite Streifen, welche unter dem Kinn kreuzweis geſteckt ſind, werden noch übee den Kopf geſchlagen und hängen zn beiden Seiten heeab. Ueber dieſe Hauben werden noch runde Hüte von ſchwarzem Filz geſetzt, deren Hintertheil ſich hoch erhebt. Der Rock iſt meiſtens von grobem Zeuge von rother Wolle; den Oberkörpee bedeckt ein häßliches langes Camiſol; die Schuhe

Digitized by Google

endlich ſind von Holz und inwendig mit Stroh gefüttert, um die Füße nicht wund zu reiben. Mag die Tracht für das Klima auch zweckmäßig ſeyn; vortheilhaft iſt ſie nicht. Vielleicht iſt ſie Urſache, daß unſer Urtheil über die Schönheit der Langue, doccrinnen eben nicht das günſtigſte iſt.

Die Landſchaft gewährt ein eigenthümliches Anſehen, welches freilich oft nur in dieſer Eigenthümlichkeit einen Reiz hat. Die Häuſer in den Dörfern und kleinen Städten ſind überall maſſiv gebaut und haben ein graues, alterthümliches Ausſehen. Die Dächer ſind meiſtentheils platt und geben den Wohnungen von weitem das Anſehen eines Steinwürfels. Die Gegenden bleiben ſich hier faſt überall gleich, ganz wie ich ſo eben beſchrieben. Bäume ſind ſelten, Obſtbäume faſt gar nicht anzutreffen. Singvögel beleben die Gegend nicht; denn die Franzoſen haben die abſcheuliche Gewohnheit alle Vögel wegzufangen und ſie als Braten für ihren Tiſch zu benutzen. Die Felder ſind meiſtens einförmig. Größtentheils wird Mais bebaut. Kartoffeln kennt man wenig; nur in der Nähe der Städte; als ein wichtiges Nahrungsmittel des gemeinen Volkes, wie bei uns, werden ſie nicht benutzt. Auch Kraut-Aecker gibt es wenig. Der Wein wird niedrig gezogen oder an Bäumen angebunden. Uebrigens iſt der gewöhnliche Landwein nicht ſehr zu loben, wenn gleich die beſten Lagen in der Nähe ſind. Ueberhaupt iſt man mit dem Getränke auf dem Lande übel daran; das Waſſer iſt in der Regel ſchlecht, weil es über Kalk läuft; Milch iſt wegen der Seltenheit des Rindviehes nicht immer zu bekommen.

Der Ackerbau ſteht auch hier noch auf einer geringen Stufe. Die Pflüge ſind ſo unvollkommen wie in der Provence, und die Düngung ſchlecht. Die Frucht muß in der Mitte des Halmes abgeſchnitten werden, weil wegen der großen Dürrung die Körner leicht herausfallen würden, wenn der Halm unten am Stamme abgeſchnitten würde. Meiſtens wird gleich auf dem Acker gedroſchen, und zwar geſchieht dies durch Pferde. Das ſtehengebliebene Stroh, welches man ſpäter noch einmal abſchneidet, wird in Haufen auf dem Felde vergraben und mit einer Decke von Erde, die feſt geſtampft wird, überzogen: dies iſt nothwendig, um daſſelbe gegen die große Näſſe der Regenzeit, die alles durchdringt, zu bewahren und um das Fortfliegen deſſelben durch den Wind zu verhindern.

Was die Viehzucht anbetrifft, ſo exiſtirt ſie in dem Maße, wie wir ſie in Deutſchland bei dem Landmanne zu finden gewohnt ſind, in Frankreich nicht; namentlich habe ich in dieſen Gegenden keinen Heerden begegnet. Nirgends wird die Schafzucht, welche bei uns die Quelle des Wohlſtandes unſerer Fiurenbewohner ausmacht, im Großen betrieben. Am häufigſten trifft man Ziegen an; faſt jeder franzöſiſche Bauer hält deren einige; ſie liefern ihm die zu ſeinem Hausbedarf nöthige Milch, und den einzigen Braten, den er des Jahres über zu koſten bekömmt. Schweine ſind in dieſer Gegend faſt nirgends anzutreffen. Dagegen gibt es einen Ueberfluß von Federvieh, mit Ausnahme der Gans, welche als ein nördlicher Vogel im Süden nicht gedeiht. Auffallend iſt die Größe des Federviehs, namentlich der Tauben, in Vergleich mit den unſrigen. Der Umſtand, daß die Franzoſen bei weitem mehr Pflege auf die Erziehung des Federviehs verwenden, als wir Deutſchen, in Art der Fütterung (ſie beſteht größtentheils aus Mais) und das mildere Klima mögen wohl hauptſächlich die vollkommnere Ausbildung dieſer Thiergattungen bewirken; vielleicht liegt es auch an der Art. So viel iſt gewiß, daß man nirgends ſchönere welſche Hühner-, gewöhnliche Hühner-, Kapaunen-, Enten- und Taubenbraten auf der Tafel zu ſehen bekommt, als in Frankreich. Bekanntlich gehört auch die ſogenannte volaille zu den Lieblingsſpeiſen der Franzoſen.

Was die Pferdezucht betrifft, ſo liegt dieſe noch ſehr im Argen. Man kann dreiſt behaupten, daß der Grund davon in der Unkenntniß der Franzoſen liegt mit Pferden umzugehen, ſie zu erziehen und zu pflegen; dann aber auch in der geringen Sorgfalt, welche das Gouvernement auf dieſen ſo wichtigen Theil der National-Oekonomie verwendet. Es exiſtiren zwar einige wenige Stutereien in Frankreich; die Beamten, welche denſelben vorſtehen, ſind jedoch weit entfernt, die nöthigen Kenntniſſe ihres Faches zu beſitzen. Dieſe Stellen werden als Sine-Curen betrachtet, und oft an Leute vergeben, die nie ein Pferd beſtiegen haben. Bei keinem Zweig der Verwaltung, findet wohl das Sprüchwort: wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verſtand, in der allgemeinen Meinung der Franzoſen mehr Anwendung, als bei den Stutereibeamten. Zieht man bei alle dem die hohe Meinung in Betracht, welche die Franzoſen von allen Einrichtungen in ihrem Vaterlande haben, die oft in Dünkel ausartet und ſie verleitet zu glauben, alle andern Nationen könnten nur von ihnen lernen, ſo wird man es erklärlich finden, daß ſie in der Pferdezucht offenbar zurück ſind und auch keine Fortſchritte machen werden.

Deſto beſſer gedeiht in dieſem Theil von Frankreich die Eſel- und Maulthierzucht. Man ſieht hier nur Maulthiere in langen Reihen vor den Laſtwagen geſpannt, oft bildet die Spitze eines ſolchen Zuges ein Eſel. Unförmlich große Kumpte, an denen auf beiden Seiten ſehr breite, buntgemalte Bretter gleich Flügeln angebracht ſind, umſchließen den Hals dieſer Zugthiere. An dieſen Kumpten ſowohl, als am übrigen Geſchirre, beſonders dem Kopfzeug iſt überall eine Menge Quaſten von bunter Wolle, gewöhnlich von blauer und rother Farbe und Schellen von Meſſing, zuweilen auch kleine Glocken als Zierathen; an der zuckerhutähnlichen Spitze des Kumptes flattert häufig ein viereckiges Stück wollenes Tuch, gleichfalls von rother oder hellblauer Farbe. Ein auf dieſe Weiſe herausgeputzter Zug von Maulthieren oder Pferden gewährt einen ſtattlichen, wiewohl faſt abentheuerlichen Anblick. Das hohe Alter, welches die Maulthiere erreichen; ihre unglückliche Ausdauer bei der Arbeit, die Sicherheit, mit der ſie die ſteilſten Höhen erklimmen und ſchmalſten Fußwege betreten, beſonders aber der Umſtand, daß ſie faſt nie Krankheiten unterworfen ſind, geben ihnen als Laſt- und Arbeitsthiere unbedingt den Vorzug vor den Pferden und ſtellen ſie in Abſicht des Preiſes denſelben faſt gleich. Es würde gewiß dem Handel ſowohl als der Landwirthſchaft zum großen Nutzen gereichen, wenn man auch in Deutſchland mehr Verſuche mit dem Emporbringen der Maulthierzucht anſtellte, als bisher.

Die Eſel ſind bedeutend größer und ſchöner gebaut, als bei uns; auch trifft man in Frankreich viele von ſchwarzer und bräunlicher Farbe. Das wärmere Klima ſcheint einen beſonders günſtigen Einfluß auf ihr Temperament zu haben; denn von der bei uns zum Sprüchwort gewordenen Trägheit dieſer Thiere bemerkt man im Süden faſt gar nichts; ſie traben gleich den Pferden und Maulthieren, mit denen ſie oft zuſammengeſpannt ſind, und werden von vornehmen und geringen Perſonen, am häufigſten vom ſchönen Geſchlechte geritten. Den Verfall der übrigen Viehzucht muß man hauptſächlich dem Mangel an hinreichenden Weiden zuſchreiben. Namentlich iſt die Trift bei der Schafzucht eine unentbehrliche Sache und mit der Stallfütterung allein, wie mir jeder praktiſche Oekonom zugeben wird, nichts ausgerichtet. Triften ſind aber hier zu Lande in Folge der ſtattgehabten Gemeinheitstheilungen nicht da, und der Klee und Futterbau wird nicht in der gehörigen Ausdehnung betrieben.

Aus dieſen Andeutungen wird man entnehmen, daß ungeachtet der Hülfsquellen, welche die Natur in dieſem Lande dargeboten hat, gar reichlich fließen, dem Kunſtfleiß und der Ueberlegung der Menſchen noch gar vieles zu thun übrig bleibt, um alles, was möglich iſt, zu erreichen, ja ſelbſt nur, um durchgehends mit dem minder begünſtigten Nordländer zu rivaliſiren.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Literariſcher Salon von und für Bayern.

Döbel's Wanderungen, bearbeitet von Heinrich Schwerdt. Erſtes Heft. Gotha, in Kommiſſion bei Müller. 1837.

Wenn es an ſich ſchon anziehend iſt, die Bemerkungen und Erfahrungen eines Mannes auf einer größern Wanderung kennen zu lernen, welcher ohne zu der Maſſe der Gelehrten zu gehören, welche oft die Gegenſtände mit einem gewiſſen Vorurtheil betrachten, überall mit unbefangenen Augen ſieht und ſeine Beobachtungen in treuherziger Sprache mittheilen; ſo iſt es für die gegenwärtige Reiſebeſchreibung Döbels eine noch größere Empfehlung, daß dieſelbe zugleich durch die Bearbeitung des Pfarrers Schwerdt in einem für Gebildete genießbaren Stile abgefaßt iſt, ohne daß dabei die eigenthümliche Schreibart und Denkungsweiſe des Reiſenden verwiſcht iſt. Döbel iſt im Eiſenachiſchen unter niedrigen Verhältniſſen geboren und machte, zum Theil durch dieſe veranlaßt, dann aber auch durch eine unwiderſtehliche Reiſeluſt angetrieben, als Wagnergeſelle eine große Wanderung durch Deutſchland, Ungarn, die Moldau, die europäiſche und aſiatiſche Türkei ins gelobte Land und Aegypten. Ohne mit den nöthigen Vorkenntniſſen ausgerüſtet zu ſeyn, und mit ſehr wenigen Mitteln verſehen, machte er die zum Theil gefahrvolle Wanderung und hatte das Glück, vieles zu ſehen und zu erleben, wovon man vergeblich eine Kunde in andern Büchern ſucht. Gute Beobachtungsgabe und ſtrenge Wahrheitsliebe zeichnen den ſchlichten Mann aus. Nach ſeiner Rückkehr ins Vaterland erſuchte er den Pfarrer Schwerdt ſein Tagebuch, welchem er noch genauere Notationen beifügte, in ein paſſendes Gewand einzukleiden und ein Theil dieſer Bearbeitung, welcher den Aufenthalt des Reiſenden in Jeruſalem beſchreibt, hatte das Glück, Ihrer kaiſerlichen Hoheit der Großherzogin von Weimar, welche den ſeltenen Schickſalen Ihres Landeskindes Ihre hohe Aufmerkſamkeit ſchenkte, nicht zu mißfallen. Durch dieſen glücklichen Erfolg des erſten Verſuches aufgemuntert führen beide in der Bearbeitung des Ganzen für ein größeres Publikum fort. Wir machen unſere Leſer auf die Erſcheinung dieſes erſten Heftes aufmerkſam und bemerken zu deſſen Empfehlung, daß der rühmlichſt bekannte Hofrath von Schubert in München, deſſen geiſtreicher Feder wir neuerlich intereſſante Mittheilungen über dieſelben Gegenden verdanken, den Erzählungen von Döbel, das vortheilhafteſte Zeugniß ausgeſtellt hat und durch dieſelben veranlaßt worden iſt, ſeine Wanderung in dieſen Theil des Orients zu unternehmen. — Schließlich ſprechen wir auch den Wunſch aus, daß die übrigen Hefte in raſcher Folge erſcheinen mögen. Druck und Papier ſind gut; der Subſcriptionspreis (6 Groſchen für ein Heft) iſt billig.

Korreſpondenz.

Δ Nürnberg, 28. Nov. Das Wichtigſte der letztern Zeit in unſerer Stadt war der Tod und die Leichenfeier des allgemein geachteten Generallieutenants, Freiherrn v. Lamotte. Er wurde am vergangenen Freitage mit allen in der Kürze der Zeit zu veranſtaltenden militäriſchen Ehren zu Grabe beſtattet, nachdem er noch zuvor im Paradebette zur Schau ausgeſtellt war. Die ganze Garniſon, ſo wie das Landwehr-Regiment, das auch ſeit Morgens die Wachpoſten inne hatte, war ausgerückt und die geſammten geiſtlichen und weltlichen Behörden begleiteten den „Ehrenbürger Nürnbergs" zu Grabe. Die ganze Bevölkerung, vermehrt durch neugierige Gäſte aus Nah und Fern war auf den Beinen, doch herrſchte allenthalben die ſchönſte Ruhe und ein, nach langer trüber Regenzeit eingetretenes, ſchönes, heiteres Wetter begünſtigte die Feier. Leider ſind auch dieſe wenigen Tage wieder umgeſchlagen und wir kommen aus dem wüſten Herbſtwetter gar nicht heraus. Das mag etwas dazu beitragen, das Theater zu füllen, Das, wie Kenner behaupten, niemals in ſo fatalem Zuſtande geweſen ſeyn ſoll. Das bisherige Repertoire iſt auch kaum der Rede werth. Dabei leben wir immer von Gaſten. So konnte nach langer Zeit wieder einmal eine Oper gegeben werden, freilich nur eine ſolche, wo ein erſter Tenor entbehrlich gemacht werden kann. Geſtern hörten wir „Diavolo", zum Benefiz des Hrn. Geißler, der ſich Mühe gab, die Trümmer ſeines alten Baſſes zu einem erträglichen Ganzen zuſammenzuflicken; Dem. Vial gab die Zerline, in welcher Partie ſie zwar den melodiſchen Klang ihrer vollen Stimme, weniger aber die vollendete italieniſche Schule zeigen konnte, denn Fräulein Vial iſt eine ausgezeichnete Bravourſängerin, die in ihrem Vortrage Kunſt und Eleganz mit Leichtigkeit verbindet. Hr. Ball, der Glanzſtern unſerer Bühne, war ein ſehr ergötzlicher Engländer. Das Haus war überfüllt, und dies beweiſt, wie ſehr das Publikum nach Opern verlangt. Es ſo ſelbſt dieſe mittelmäßige Muſik, welche beinahe für eine Kunſtreitergeſellſchaft geſchrieben ſcheint, und manchmal an das Geleier einer Drehorgel erinnert, ſo begierig anhörte. Unſere muſikaliſchen Unterhaltungen ſind mit einem neu gegründeten Sing-Verein vermehrt worden, über welchen, wie über die anderen ſingenden und klingenden Geſellſchaften ich mir einen weitern Bericht vorbehalte. Zunächſt erwähne ich, als vom Publikum ſehr willkommen geheißen, die drei auf Subſcription unternommenen muſikal. Abendunterhaltungen der HH. Köhler und Lach, von welchen bis jetzt zwei Statt gefunden haben. In der erſten gefiel beſonders ein Concert von Czerny für 4 Pianofortes, das mit Hrn. Pichler noch drei ausgezeichnete Clavierſpielerinnen vortrugen; die brillante Compoſition wurde mit allem Feuer und der graziöſeſten Lieblichkeit, welche ſie verlangte, durchgeführt. Daneben ſprach noch ein Quartet von Haydn über das bekannte öſterreichiſche Volkslied an, das mit ſtarker Beſetzung von 16 Mitgliedern des hieſigen Theaterorcheſters vortrefflich executirt wurde. Im zweiten Concerte hörten wir eine Arie aus Roſſinis Belagerung von Korinth, von Fräul. Vial entzückend vorgetragen, und der fürſtl. Hohenzollern-Heching'ſche Hofmuſikus, Hr. Sendelbach riß durch ſein Spiel auf dem Horn zur Bewunderung hin. In einem Concertino idillique entfaltete er all die Zartheit und das tiefe Gefühl, das ein ächter Künſtler in jenes Inſtrument zu legen weiß, und das in der That eine bezaubernde Wirkung ausübt — Unſere Landtag-Deputirten ſind bei ihrer Rückkehr mit großen Ehrenbezeigungen empfangen worden. Ein Theil des Magiſtrats und der Gemeindebevollmächtigten fuhr Hrn. Weiſelmeyer eine Strecke entgegen; ihm und Hrn. v. Holzſchuher wurden Serenaden gebracht und am letzten Sonntage waren Alle zu einem fröhlichen Gaſtmahle im bayeriſchen Hofe vereinigt, bei welchem auch Hr. Bürgermeiſter v. Hagen von Bayreuth zugegen war und einen begeiſterten Toaſt auf die Stadt Nürnberg ausbrachte, nachdem ſchon ein lauter für Se. M. den König erklungen war. Mögen die Früchte des diesjährigen Landtages bald zur Reife gelangen!

Anekdote.

(Ein Schwätzer. — Aus dem Leben.) Zwei Offiziere der preuß. Armee, die die letzten Feldzüge, wie ſchon jene frühere böſe Tage, kameradſchaftlich zuſammen mitgemacht, nahmen vor einigen Jahren, der eine als General, der andere als Obriſt ihren Abſchied, und leben nun in Berlin, geſund und ohne Sorgen, doch in einer ſeltſamen Art und Weiſe. Beide unverheirathet, wohnt der General unter den Linden, der Obriſt in der Brüderſtraße. Täglich, mit dem Glockenſchlag eilf, langt der Obriſt in ſeiner Uniform unter dem Fenſter ſeines Freundes an, und mit dem Ruf: „Guten Morgen, lieber General!" öffnet dieſer daſſelbe, erwiedernd: „Ich danke, beſter Obriſt, ſchnalle nur noch meinen Säbel um, und komme gleich." Zuſammen wandlen nun die alten Kriegsgefährten die Linden entlang, zum Brandenburger Thore hinaus, eine Strecke im Thiergarten fort, bis zu einer ungeheuren Eiche; kehren um, gehen denſelben Weg zurück, einen Augenblick — vielleicht aus alter Anhänglichkeit — auf die Parade, trennen ſich unter militäriſcher Begrüßungsformel, und nie kam dabei — ein Wort über ihre Lippen. So lebten ſie Jahre lang; Jeder kannte die Sonderlinge, weshalb denn ihr Thun zuletzt nicht mehr auffiel. Da wird der General krank, der Obriſt verſchließt ſich in ſeinem Hauſe, und um eilf Uhr jeden Morgen ſah man den Bedienten des Letztern zur Wohnung des Kranken wandeln, um ſich nach ſeinem Befinden zu erkundigen. So verging der Winter, und mit wiederkehrendem Frühjahr kehrte auch des Veteranen Geſundheit zurück. — Die Uhr der Akademie, wonach Prinz Karl ſelbſt, vorbeigehend, die ſeinige in würdevoller Eile ſtellt, ſchlug an einem heiteren Frühlingsmorgen eilf, da ſah man, ſeit 6 Monaten zum erſtenmal wieder, den Obriſt unter dem Fenſter des geneſenen General's, und wie früher gewandelt, ſo geſchah es auch heute. Doch vor dem Thore angelangt, wo der junge Lenz in ſeiner Pracht die Spaziergänger aufnimmt, überwältigten den General die Gefühle, und entzückt ruft er aus: „Schauen Sie um ſich, theurer Obriſt, wie iſt doch Alles ſo herrlich!" Die Eiche war erreicht, man trennte ſich — doch zum letztenmal. Tage, Wochen vergingen, vergebens erwartet der General den Obriſt zum Spaziergang, allein er erſchien nicht. Sehnſucht nach dem Kameraden bewog endlich den General, einen andern Bekannten zu veranlaſſen, den Obriſt zu beſuchen, um ſich nach ſeinem auffallenden Benehmen zu erkundigen. Mehrere Male wurde der Abgeſandte nicht angenommen; endlich gelangte er zur Audienz, und ſchloß mit der Bitte, doch das früher zwiſchen ihm und dem General beſtandene freundſchaftliche Verhältniß wieder anzuknüpfen. Ruhig hatte ihn der Obriſt angehört, doch, als er geendet, brach er los: „Wie? was! Sie verlangen Unmögliches von mir, denn, ſeit der General zum erſten Mal nach ſeiner Krankheit wieder ausgegangen, iſt er mir ein ſo unausſtehlicher Schwätzer geworden, daß ich es nicht mehr bei ihm aushalten kann." Nur erſt nach vielſeitiger Vermittelung gelang es, den Erzürnten auszuſöhnen; und, ſo ſieht man denn in neuerer Zeit wieder die beiden Freunde auf ihrer unterhaltenden Promenade.

(Druckfehler.) Biene No. 48., Seite 384, Spalte rechts, Zeile 9, muß es heißen: Starrheit anſtatt Narrheit!

Digitized by Google

Die Biene

Bayerisches

Sonntagsblatt.

1837. № 51.

Die 12 Bamberger Junker zu Coburg.

Nach von Heringen.

Allnächtlich hörſt du ſchallen
Trotz Wettergraus und Sturm
Des Wächters luſtig Blaſen
Von Coburgs Kirchenthurm.
Doch iſt Advent erſchienen,
Da graunts dem Wächterlein,
Denn will es Zwölf verkünden:
Wirds ſchon geblaſen ſein.
Tritt er mit blankem Horne
Auf den Altan heraus,
Sieht er ein Mönchlein ſtehen,
Das ruft die Stunde aus.

Einſt herrſcht in Coburgs Landen
Hermann, ein edler Sproß
Vom Hennberger Hauſe,
Das Fürſtenruhm genoß.
Der fieng in einer Fehde
Zwölf Junker zart und fein,
Die für des Friedens Dauer
Ihm ſollten Bürgen ſein.
Sie kürzten lange Weile
Der Haft ſich ab durch' Land,
Das manches Hofgeſinde
Ihr neckend Spiel' empfand.
Ein Mönchlein litt am ſchwerſten
Von ihrem kindſchen Spott,
Und klagte bitter keifend
Herrn Hermann ſeine Noth.
Der tobte auf mit Schäumen,
Schwur bei der Mitternacht:
So viel ſie Klänge brächte,
Sei'n Opfer ihr gebracht.
Der Wächter ſolle blaſen
Zum Strafgericht den Reih'n,
So oft ſein Schall erklänge,
Soll' blaß ein Junker ſeyn!
Der Spruch war kaum der Gattin
Des Grafen hinterbracht,
Als auf der Junker Rettung
Sie war mit Ernſt bedacht.
Sie ließ den Wächter rufen,
Sperrt' ihn in ihr' Gemach,
Ruht' nicht bis in der Truhe,
Des Thurmes Schlüſſel lag.

Eh Mitternacht erſchienen —
Sah man mit Fackelſchein
Sich einen Zug bewegen
Zum düſtren Rabenſtein.
Da ſtieg mit bebem Schritte
Ein Jüngling zum Schaffot —
Die 12. Stunde tönte,
Er ſank vom Steine todt.
Die Gräfin ſiehts vom Schloſſe,
Eilt zu dem Grafen bleich,
Geſteht was ſie befohlen,
Und findet Billigung gleich'.
Es winken Gnadentücher,
Es reiten Boten aus,
Mann eilt im Flug zum Thurme,
Es bläßt die Zwölfe graus.
Das Horn hat ausgeklungen,
Geröchelt aus die Schaar,
Und eines neuen Wächters
Ward man alsbald gewahr.
Mit teuflich bittrem Lachen
Stand auf des Zinne Rand
Das Mönchlein mit dem Horne
Das Junker - Spott empfand.
Es hatte überliſtet
Der Gräfin fromm Gebot,
Und Beſſrung ſeiner Feinden
Ergönnt nicht, ſondern Tod.
Da ſtürmt das Volk zum Thurme
Und ſtürzt das Pfäfflein ſchlau
Mit höniſch bittrem Lächeln
Vom hohen Kirchenbau.
Der Thurm, wo es geblaſen,
Sank ihm zum Theile nach,
Und Rabenthurm vom Morde
Heißt er bis dieſen Tag.

Franz Schmidt.

Die Schickſale eines Thalers.

Von Carl Weichſelbaumer.

(Fortſetzung.)

So wanderte ich in die Apotheke, und war auch als Stückchen Silber froh, dieſem Winkel des Verderbens entronnen zu ſeyn. Der Apotheker ſchüttelte mich gleichgültig in der Hand und zahlte bald darauf eine Rechnung mit mir, deren Rubrum ich aber nicht erkennen konnte, erſt als ich mich in einem Schreibezimmer befand, entdeckte ich, daß ich in den Beſitz eines Redacteurs gekommen war, welcher dafür ſorgte, dem Publikum alle Tage einen überdruckten Bogen Löſchpapier zu liefern. Dieſer Herr ſaß unter einem Haufen Zeitungen und Büchern da und ſtrich hier und da einige Stellen mit Rothſtift an, aber er war ein Tauſendkünſtler und ließ ſich zugleich von einem andern armen Teufel rapportiren. Die

Digitized by Google

Schlacht ward mit beiſpielloſer Erbitterung gefochten — las der Gehülfe — die Engländer bohrten zwei ſpaniſche Fregatten in den Grund und brachten ein Linienſchiff nach Jameika auf. — Laß er auch ein ſpaniſches Schiff in die Luft ſpringen, ſagte der Redacteur, das macht mehr Eindruck, eine Corvette kann er auch entern laſſen, der engliſche Geſchäftsträger nimmt drei Exemplare unſerer Zeitung, ſolchen Herren muß man was zu Gefallen thun. — Die Janitſcharen ſollen aufgeſtanden ſeyn, den Großherrn getödtet und den jungen Prinzen auf den Thron gehoben haben. — Gut, es muß aber auch ein Brand ausbrechen, drei hundert Häuſer, zehn Moſcheen und mehrere Paläſte verzehren, laß er dazu noch den Weſſir ſtranguliren, dann iſt das Gemälde harmoniſcher. — Ein Erdbeben hat Caraccas verwüſtet. — Brav' ſetz' er noch bei: die Erde erhob ſich wellenförmig, Gluten zuckten aus dem geborſtenen Boden, die See brüllte und erhob ſich über die Dämme, die herrliche Cathedrale liegt in traurigen Trümmern. So. — Um das Unglück vollkommen zu machen, wollen wir auch die Neger ihre Ketten ſprengen und ihre Gebieter ermorden laſſen. — Wie Sie befehlen, ſoll nicht auch ein Berg Feuer und Schwefel ſpeien. — Nein, ich hab ihm ja ſchon Gluten angeſchafft, aber gut, daß er mich erinnert, erhob ſich kein feuerſpeiender Berg in Europa, das ſind willkommne Artikel, wir haben auch illuminirte Kupferſtiche, die hängen wir dann am Comtoir aus. — Leider ruhen alle. — Die faulen Tröpfe, ich habe dieſem Aetna und Veſuv ſchon ſo viele Ehre angethan, er könnte auch billig ſeyn. — Wir kommen zum literariſchen Theile, ſagte der Gehülfe. Hier liegen einige Abtheilungen über Kunſt und Wiſſenſchaft, auch hat Herr F* an die Recenſion ſeiner jüngſt eingeſendeten Gedichte erinnert. Belieben Sie die freundliche Zuſchrift zu leſen, es iſt unbezweifelt ein recht talentvoller junger Mann, es wird uns künftig zur Ehre gereichen, ihn in die literariſche Welt eingeführt zu haben. — Ei, kein vernünftiger Menſch lieſt mehr Gedichte, ſagte der Principal barſch und wir können unſere Spalten zu gut für wohlbekannte Leute von Diſtinction brauchen, um ſie an Neulingen zu vergeuden. Lernen Sie doch um Gotteswillen einmal die Geheimniſſe der Journaliſtik kennen, wenn Sie mir mit wahrem Nutzen dienen wollen. Sie bringen ſtets die literariſchen Vorurtheile mit und möchten mein Inſtitut gerne in ein äſthetiſches Preisgericht oder eine Stoa verwandeln, wo die Herrn Politiker Ihre Weisheit einkaufen ſollen, aber glauben Sie denn im Ernſte, daß das Publikum Zeitungen hält, um ſich belehren oder gar beſſern zu laſſen? Lieber Freund, es wäre förderlicher eine Barbierſtube zu halten, als ein Blatt heraus zu geben, in welchem nur Weisheit und Tugend ausgeboten werden, denn das ſind für die gemiſchte Welt langweilige und für die vornehme nur ſolche Dinge, welche ſie gleich Caviar bloß höchſt ſelten anſehen will. Alle Menſchen ſind eitel und das Publikum wird es bald hoch übel nehmen, wenn man es ſtets als unmündig behandeln und mit ausgeſuchten Speiſen bewirthen will, es ſtrebt für verſtändig, für witzig, für geſchmackvoll zu gelten, es möchte ein wenig Erfahrung, Weltkenntniß mitbringen, es möchte manchmal ſogar ein wenig ſchlimmer, routinirter erſcheinen als es wirklich iſt; deswegen muß auch ein kluger Journaliſt demſelben auf eine geſchickte Weiſe ein beißendes Urtheil, eine ſtechende Schmähung, eine luſtige Indecenz ſo beizubringen wiſſen, daß jeder meint, das ſey nur ſeine eigene bisher im Winkel des Herzens verborgen geweſene Meinung. Der Spitzbube heißt es, hat mir meinen Einfall von den Lippen geſtohlen. Bravo, flüſtert ein anderer, der ſagt's einmal laut, was ich längſt gedacht. So ſitzen wir vor dem Welttheater im Souffleurkaſten und wenn wir ihnen häufig mehr herauslocken als einblaſen, [illegible] dictiren wir doch auch wieder manches extemporirte St[illegible]ne daß das Publikum an den verſteckten Schelm denkt. [illegible] Ihren protegirten Dichter zu kommen. Warum ſollen [illegible] empfehlen? Weil er gute Verſe macht? Was kümmert uns das. Sollen wir ihn loben, damit er die Naſe hoch tragen, unſeren Beifall als einen ſchuldigen Tribut ſtolz einſtreichen kann, ſollen wir ihn erheben und dadurch manchen guten Freund, der ſchon längſt unſere Poſaune in Anſpruch nimmt, kränken und abwendig machen? Ueberlaſſen Sie das den ſogenanten gelehrten Zeitſchriften, dieſe mögen ſehen, wie ſie ſich kummervoll durcharbeiten, wir hingegen müſſen nach dem Geſchmack unſeres Publikums arbeiten und es nie verrathen, daß wir verſtändiger oder klüger ſind. — Aber warum haben Sie vor kurzem den Schauſpielen des H. v. X. ſo viele Huldigungen dargebracht, dieſelben ſind doch wirklich kaum eines Tadels würdig? — Es iſt wahr, antwortete der Principal und lächelte ſchalkhaft, die Schauſpiele taugen nicht viel und H. v. X. noch weniger, aber er iſt nun einmal ein Vetter des einflußreichen Präſidenten, hat in allen vornehmen Cirkeln längſt zu verbreiten gewußt, daß er ein Capitalpoet ſey, und wenn wir nun auch das Gegentheil behaupteten, ſo würde uns die noble Welt doch keinen Glauben ſchenken wollen, wir würden uns ſelbſt ſchaden, ohne den Geſchmack zu verbeſſern. Wiſſen Sie nicht und ahnden Sie auch nicht, daß es in der Literatur ſo gut wie im übrigen Leben Convenienzen gibt, und ſehr viele Autoren ihren Ruhm der Protektion und der literariſchen Gevatterſchaft verdanken? Bringt ein reicher angeſehener Herr ein armſeliges Mäuschen hervor, ſo wird heftiger in die Trompete des Ruhmes geſtoßen, als wenn ein recht wackerer aber obſcurer Mann gleich den himmelſtürmenden Titanen Berge auf Berge thürmt, und es iſt leichter für einen geiſtreichen Kopf zu gelten, wenn man Bekanntſchaften hat als Bekanntſchafte anzuknüpfen, weil man ein geiſtreicher Kopf iſt. Ich will Ihnen eine lehrreiche Geſchichte aus meiner eigenen Erfahrung erzählen. Mit mir ſtudirten zwei Jünglinge. Der eine, der Wilhelm heißen mag, war ein ſeichter Kopf aber von guter Herkunft und vielen Freunden, der andere, Guſtav, ein treffliches Talent von armer unbekannter Familie. Während der Studierzeit ließ man die Gaben des unbemittelten Guſtav noch gelten, obgleich auch Wilhelm die gleichen Zeugniße mit ſich wegtrug, als aber das praktiſche Leben begann, trat bald der Glücksſtern des freundloſen Guſtav hinter dunkle Wolken. Beide begannen in demſelben Büreau ihre Laufbahn, Guſtav arbeitete mit Genialität, ſeine Leiſtungen hatten ſtets ein literariſches Anſehen, er drang immer auf den Kern durch und erlaubte ſich, wo es anging, manches kluge und ausführbare Project; Wilhelm dagegen hielt ſich, weil der Geiſt fehlte, ſtreng an den Buchſtaben, ſchnitt ſein Stroh wie es die Vorfahrer immer geſchnitten hatten und ließ es ſich nicht einfallen, geſcheider als die alten Herren im Collegium ſeyn zu wollen. Darüber ſah Guſtav mit edlem Selbſtgefühl und Verachtung hinweg; dennoch wurden ſeine Arbeiten meiſtens als untauglich bei Seite gelegt, während die Concepte Wilhelms ohne Anſtand das expediatur erhielten. Darüber ergrimmt, raffte Guſtav alle ſeine Kräfte zuſammen, ſchrieb einige Abhandlungen über wichtige Geſchäftsgegenſtände, ſchickte ſie zur höheren Stelle ein und ſah nun hoffnungsvoll einem Triumph entgegen. Bald darauf empfing Wilhelm ein Belobungsſchreiben von eben dieſer Stelle, an Guſtav kamen aber die Abhandlungen mit der trockenen Bemerkung zurück,

Digitized by Google

daß man ſich mit denſelben nicht befaſſen könne. Entſchüttelte er den Aktenſtaub von ſich, kehrte zu den Wiſſenſchaften zurück und ſuchte die Welt als Schriftſteller auf ſich aufmerkſam zu machen. Hätte er hier einige Lorbeern gepflückt, ſo hoffte er mit mit doppeltem Glanz in die Geſchäftslaufbahn zurückzukehren. Sein Beſtreben blieb nicht ohne Anerkennung, auswärtige Zeitungen ſpendeten ihm das aufrichtigſte Lob, mancher berühmte Mann beehrte ihn mit Beweiſen von Achtung, viele gelehrte Geſellſchaften ſchickten ihm Diplome zu, und ausländiſche Buchhandlungen bezahlten ihn zu ſeiner Zufriedenheit. Er wähnte nun, der Heiligenſchein ſeines Rufes ſey hell genug, um aus ſeiner anſpruchloſen Verborgenheit hervortreten zu können, in einer ehrerbietig aber auch würdig abgefaßten Denkſchrift bewarb er ſich bei der höchſten Landesſtelle um eine anſtändige Anſtellung und hielt es für überflüſſig, ſeine Fähigkeit zu documentiren. Nach einigen Tagen las er in einem offiziellen Blatt die Ernennung Wilhelms zum Rathe, ſah einer gleichen Begnadigung mit Zuverſicht entgegen und erſtaunte, als ihm die Reſolution zu Theile ward, daß auf unbelegte Eingaben keine Rückſicht erfolgen könne und Bittſteller ſich gehörigen Ortes über ſeine Brauchbarkeit auszuweiſen habe. Das war ihm etwas zu ſtark, er griff in edlem Zorn zur Feder und brachte die ganze Geſchichte in ſatyriſcher Form für die Lokalzeitungen zu Papier. Schalkhaft lauſchte er nun im Hintergrunde und wollte ſich über den Aerger der ſublimen Herrn recht ſatt lachen, allein es verſtrichen Tage, endlich Wochen, ohne daß eine Zeile erſchien. Ernſtlich erinnerte er an ſeinen Aufſatz, die Antworten beſchränkten ſich darauf, daß ihm derſelbe von allen Redaktionen unter bloßem Couvert zurückgeſchickt wurde. Er zürnte wie ein Löwe im vergitterten Kaſten, unſanfte Zurechtwriſungen ergingen an die Journaliſten und er gedachte ſich auf die bitterſte Art zu rächen. Doch was erfolgte. Die Journale enthielten nach einigen Tagen die entwürdigendſten Beurtheilungen über ſeine verſchiedenen Schriften und während ſich um ſeinen Ruhm früher keine Seele bekümmert hotte, deutete nun auf den Verſpotteten jedes Schreiberleiu mit den Fingern. Die Kritik war elend geſchrieben, aber doch fragte die ganze Stadt nach dem Verfaſſer und dieſer that recht groß mit ſeinem literariſchen Triumphe. denn es war der kleine — Wilhelm. Guſtav, als er ſeinen Gegner kennen lernte, ſchöpfte wieder Muth und da er denſelben keines Angriffes werth hielt, beſchloß er den Journaliſten einen recht argen Streich zu ſpielen. Nach einigen Tagen erſchien eine ſehr originelle und in ihrer Art treffliche Parodie der ſämmtlichen Zeitſchriften, deren Form war ganz beibehalten und ſeine Ironie machte nicht nur alle ihre Behauptungen lächerlich, ſondern ſtellte auch ihre Albernheit und Leere durch den Gegenſatz geiſtreicher Einfälle herrlich an das Licht. Der Aufſatz wurde gratis in allen Stadtvierteln vertheilt und um ſeinen Recenſenten mit allen Redaktoren in Händel zu bringen, Wilhelm als der Verfaſſer bezeichnet. Das Gerücht fand Glauben, die Parodien gingen von Hand zu Hand, und der vermeinte Autor wurde mit Lob überſchüttet, die Herausgeber aber ließen die Geiſelhiebe ruhig über ſich ergeben. Wilhelm war vielleicht gegen den Weihrauch des Lobes nicht unempfindlich, aber zugleich auch ein Mann von ſogenannter Welt, lehnte das Gerücht feierlich ab und that, als ob ſolche Angriffe unter der Würde ſeines Standes wären. Guſtav hoffte nun, man würde mit dem ganzen Eifer der Neugierde nach dem verborgenen Schalke forſchen, allein die Theilnahme erkaltete bald und da er ſich zuletzt ſelbſt als Urheber bekannte, verwandelte ſich das Lob in Tadel oder verächtliche Schmähungen. Die erbitterten Jou[illegible]len verwundeten nun den armen Guſtav durch tägliche Angriffe, ihre Witze waren ſchlecht und gemein, aber eben deswegen für die größere Menge genießbar, ihm fehlte jede Gelegenheit zur Erwiderung, da man auswärtige Zeitſchriften nur wenig las und allgemein herrſchten gegen ihn feindſelige Geſinnungen, weil ſein beſſeres Streben ſo gut wie unbekannt geblieb en war und er daher blos als ein boshafter Spötter erſchien. Um ſich ſelbſt ein Stimme zu verſchaffen, beſchloß Guſtav, ein Blatt herauszugeben, alle Journale der Stadt zu übertreffen war ihm bei ſeinen vielen Kenntniſſen und Fähigkeiten ein Leichtes, und ſtellte ſich die Rente der ſchlechten Leiſtungen ziemlich dankbar dar, ſo glaubte er durch was Treffliches ſein Glück zu befeſtigen zu können. Er ſetzte ſich mit den Localbuchhändlern in Correſpondenz und machte die billigſten Bedingungen. Ehe noch ihre beſtimmten Erklärungen einliefen, hatte er ſchon mehrere Papiere in Bereitſchaft, die nicht bloß ſeine Gegner gebührend züchtigen ſondern auch manches Belehrende und Unterhaltende verbreiten ſollten. Seiner Erfahrung fehlte aber noch manches Bittern, bei den Buchhändlern glaubte er in einem beſſeren Anſehen zu ſtehen, aber auch dieſe wieſen ſeine Anträge mit kurzen Worten von ſich und bei denjenigen, mit welchen er ſich perſönlich benahm, las er Mißtrauen und Geringſchätzung in dem zweideutigen Lächeln. Entſchloſſen ſein Fortkommen im Auslande zu ſuchen, war er bereits im Begriffe abzureiſen, als von einer entfernten Buchhandlung die Ankündigung eintraf, ein vor geraumer Zeit überſchicktes Manuſcript würde demnächſt die Preſſe verlaſſen. In ſeinem Unmuth hatte Guſtav darauf längſt vergeſſen. Es war die poetiſche Bearbeitnng eines vaterländiſchen Stoffes, worin er nicht nur ſein dichteriſches Talent entfaltete, ſondern auch das reine Feuer ſeiner patriotiſchen Geſinnung ausſtrömte. Hatte er bisher auf den Verſtand wirkend nur ein kleines Publikum gefunden, ſo hoffte er jetzt auf ein größeres, wo er die Phantaſie, das Herz und ſelbſt die Leidenſchaft ſeiner Landesgenoſſen in Anſpruch nahm. Das Gedicht kam endlich an, Guſtav überwand ſeinen Unmuth und ſchickte es mehreren vornehmen Perſonen zu, er vernahm aus der Fremde auszeichnende Urtheile und ſah auch der Gerechtigkeit ſeines Vaterlandes entgegen; allein auch dieſe Leiſtung ging ſpurlos vorüber, Niemand dankte, Niemand ſprach davon, obgleich in derſelben Zeit ein elendes Gelegenheitsgedicht Wilhelms in allen vornehmen Geſellſchaften circulirte, jedermann nach Abſchriften davon haſchte und ſelbſt die Mittelſtände, welche ſonſt doch wenig um Literatur ſich bekümmerten, eine lebhafte Theilnahme bezeigten. Wilhelm galt nun für ein Univerſalgenie, weil man ſich für ſeine Perſon intereſſirte und Guſtav verblieb in ſeiner unverdienten Dunkelheit, weil ihm Empfehlungen fehlten. Sie ſehen aus dieſem Beiſpiele, ſchloß der Principal, welchen unlautern Quellen man ſeinen Ruf verdanken kann und werden eingeſtehen müſſen, daß ein Journaliſt, der für die Welt, wie ſie iſt, ſchreibt, nicht eine Welt vor ſich haben dürfe, wie ſie ſeyn ſoll. — In dieſem Augenblicke trat ein Mann herein, vor welchem ſich der Journaliſt ehrerbietigſt verbeugte. Beide traten in einen Winkel zuſammen und der Herr begann: Ich will Sie nur vorläufig in Kenntniß ſetzen, daß einer meiner Untergebenen auf den tollen Einfall gekommen iſt, mich der Oeffentlichkeit preis zu geben. Der dumme Teufel iſt ſo ein halber Gelehrter, liegt ſtets unter ſeinen Büchern, und glaubt alles beſſer zu wiſſen. Weil ich nun einige Leute von Fähigkeit ihm vorgezogen habe, glaubt er ſich präterirt, träumt von Nepotismus und Ungerechtigkeit und möchte mich gerne in ein ſchlechtes Licht ſtellen. Mich kümmert ſeine Feder nicht viel

Digitized by Google

weil denn doch das Ding ſo gelehrt klingen wird, daß es ... Menſch verſteht, aber ich möchte doch darauf gefaßt ſeyn. Ich begreiſe Ihren Wunſch vollkommen, ſagte der Prinzipal. — Zugleich, fuhr der vornehme Herr fort, kann ich Ihnen die Nachricht geben, daß die kleine Joſephine ihren Zweck erreichen wird, es freut mich recht ſehr für die hübſche Blondine. — Bald nach dem Herrn erſchien ein junger Mann von etwa dreißig Jahren, ſeine Geſichtszüge verriethen tiefe Kränkung, und von dem edeln Feuer, das dereinſt ſein ganzes Weſen durchglüht haben mochte, zeigten ſich nur mehr einige Funken in dem großen blauen Auge. — Ich will Sie nicht mit ausführlichen Erzählungen ermüden, ſprach er zum Redakteur, in dieſen Papieren finden Sie die Geſchichte meiner Leiden und Verfolgungen, doch bei den heiligen Pflichten der Publicität die wohl in keinem Geſetzbuche, aber in Ihrem edlen Herzen ſtehen, beſchwöre ich Sie, Sich eines ſchmählich Unterdrückten anzunehmen. Ihr Forum beginnt, wo die Grenzen einer allzubuchſtäblichen Gerechtigkeit reden, Ihr Richterſpruch entſcheidet über die weit höheren Güter des Geiſtes und des innern Reichthums, über welche die Spitzfindigkeit einer grübelnden Juſtiz verſtummt. Ihre beneidenswerthe Beſtimmung iſt es, die Fähigkeit gegen den Unverſtand, das Wiſſen gegen die Ignoranz und die Rechte des Geiſtes gegen die verächtliche Macht unverdienter Standeswürde zu verfechten, Sie haben das wahre Verdienſt gegen kriechende Schützlinge, das Talent gegen die feigen Creaturen des Patronats, den ächten Fleiß gegen nichtswürdige Geſchäftigkeit in Schutz zu nehmen, Sie müſſen das Licht gegen die Finſterniß, die einfache Wahrheit gegen die geſchmückte Lüge vertheidigen, Sie müſſen die Wahrheit gegen die Gaukeleien der Bosheit, die einfache Ehrlichkeit gegen die geſchwätzige Heuchelei in Sicherheit ſtellen. Mein Aufſatz wird Sie von meinen Fähigkeiten und von der Unterdrückung, welche dieſelben bald zerſtören müſſen, ſattſam unterrichten, er liefert auch ein getreues Bild jener Schwachköpfe, die man mir entweder vorgezogen hat oder vorzuziehen gedenkt. Der Principal hörte mit der Miene eines Protectors zu, blätterte in den Papieren und bemerkte dem jungen Manne: es ſey in dergleichen Fällen große Vorſicht nöthig, vorerſt wolle ihm eine Durchſicht des Manuſcripts vergönnt werden, weil denn doch ein Unbefangener manchen in Unwillen etwas zu ſcharf angelegten Ausdruck mildere und eben dadurch den fruchtbaren Effect verſtärken könne. — Der Beſchwerdeführer ging und nach wenigen Minuten eilte der Laufburſche ſchon mit dem Manuſcripte zu dem vornehmen Herrn. Bald darauf läutete die Mittagsglocke, der Redacteur ſteckte den Thaler zu ſich und ſchritt vergnügt zu Tiſche.

(Die weitern Abenteuer des Thalers folgen ſpäter.)

Reiſe durch das mittägliche Frankreich im Jahre 1836.

(Fortſetzung.)

Reiſe von Toulouſe nach Bordeaux.

Bordeaux iſt eine der ſchönſten und wichtigſten Städte Frankreichs. Ich bereue es nicht, meine übrige Reiſe abgekürzt zu haben, um in dieſer Stadt länger zu verweilen. Mein hieſiger Aufenthalt iſt mir eben ſo lehrreich, als angenehm geworden. Ich verdanke dieſes größtentheils zweien Univerſitätsfreunden, die ich hier wieder fand und welche mir nach einer längern Trennung mit wahrer Herzlichkeit entgegen gekommen ſind. Ich fühle mich verpflichtet ihnen meinen innigſten Dank hier auszuſprechen, für die zahlreichen Beweiſe von Freundſchaft und Wohlwollen, welche ſie mir erwieſen haben. Es ſind Herren Duffour de Barde und Reiher aus Bordeaux gebürtig; ich war mit ihnen während meiner Studienzeit in Jena im Jahre 1818 befreundet. Duffour, deſſen Vater noch lebt, iſt ein Weinhändler, dabei reicher Grundeigenthümer und Beſitzer vieler Weinpflanzungen von den beſten Lagen in Medoc. Reiher ſtammt aus einer urſprünglich deutſchen Familie ab und erhielt ſeine Erziehung in Weimar, wo er Verwandte hat; jetzt bekleidet er den bedeutenden Poſten eines Stadtſekretairs in Bordeaux.

Meiner Gewohnheit gemäß ſuchte ich mir zuerſt einen Ueberblick über die Lage und Anſicht der Stadt zu verſchaffen. Bei der Größe von Bordeaux genügt aber hierzu e i n Punkt nicht. Anders nimmt ſich die Stadt von der Flußſeite aus, anders vom Lande aus betrachtet. Von dort aus geſehen breitet ſich zuerſt der Hafen mit ſeinen zahlreichen Schiffen in einem Halbzirkel, aus. In der Mitte des Hafens iſt die Citadelle Château Trompette. Nach der linken Seite zu dehnt ſich die eigentliche Stadt, ebenfalls in einem Halbzirkel, aus; rechts ſchließt ſich die Vorſtadt le Charteron an. Natürlich ſieht man nur einen Theil der Häuſer und die hervorragenden Spitzen der höhern Gebäude und die Kirchenthürme. — Die eigentliche Stadt mit ihren gewaltigen Häuſermaſſen überblickt man am beſten vom St. Michel herab. Von hier aus gewährt Bordeaux einen wahrhaft prachtvollen Anblick. Man überſchaut zugleich die Stadt den Hafen, die Kais, ſo wie die ſteinerne Brücke über die Garonne, welche durch ihre Länge und Bauart ausgezeichnet iſt und mit Recht für ein Meiſterſtück der Waſſerbaukunſt gilt. — Ein anderer ſchöner Punkt iſt das platte Dach des Theaters in der Allee Tourey; von hier aus ſieht man am bequemſten das rege Leben in der Vorſtadt Charterou und an den Kais.

Die eigentliche Stadt iſt zwar groß, aber nichts weniger als ſchön. Sie iſt noch mit Mauern umgeben, und verräth überall ihren alten Urſprung. Die Straßen ſind eng und winkelig und dabei ſchmutzig; das Pflaſter iſt ſehr ſchlecht. Es fehlt nicht an großen Häuſern und öffentlichen Gebäuden, aber ſie machen keinen beſonderen Eindruck, weil ſie entweder verſteckt liegen oder elende, verfallene Wohnungen daran grenzen.

Von den öffentlichen Gebäuden iſt wohl der königliche Pallaſt das Bedeutendſte. Er iſt von großem Umfang in einem ſchönen Styl unter Napoleon erbaut und hat eine vortheilhafte Lage. — Auch die Mairie, wohin uns mein Freund begleitete, iſt ein anſehnliches Gebäude, faſt in der Mitte der Stadt.

Die Kathedrale iſt ein großartiges Gebäude, ein Denkmal aus grauer Vorzeit. Sie iſt im gothiſchen Geſchmack gebaut. Ihre Kreuzgewölbe ſind mit wahrer Kühnheit erbaut; ſie erhalten durch die noch mit alten Glasmalereien verſehenen Fenſter ein wunderbar magiſches Licht. Auch altes Schnitzwerk und Gemälde finden ſich noch in der Kirche, die im Innern neuerlich wieder hergeſtellt iſt, nachdem ſie ſchon vor der Revolution war vernachläßiget worden. Beſonders ſchön präſentirt ſich die Kanzel, die ganz von Marmor iſt.

Die ſchönſten, im modernen Geſchmack aufgeführten Häuſer ſind in den zwei Vorſtädten Charteron und St. Serrin. Sie ſind ſpäter entſtanden, als der Handel von Bordeaux anfing ſeine jetzige Wichtigkeit zu erlangen. In Charteron, welches eigentlich ein langer Kai an der Gironde bildet, iſt der ausſchließliche Sitz des Handels; hier ſind alle Waaren Vorräthe aufgehäuft; hier iſt die größte Lebhaftigkeit; hier wohnen die meiſten Fremden. Die Häuſer ſind in Charterou im Verhältniß zu ihrer Höhe, mehr ſchmal, was daher kömmt, weil man auf dieſem Platz den Raum möglichſt zu benutzen ſtrebt. Dieſe Wohnungen haben eine wunderſchöne Ausſicht. Unten auf der Straße ſieht man das Wogen der ſich immer bewegenden

Menſchenmenge; weiterhin die breite Gironde, auf wel‑ Schiffe hin und her fahren; gegenüber ein reizendes Ufer unzähligen Landhäuſern. Für den Fremden iſt es anziehend, dieſe Straße öfters zu beſuchen. Das Drängen der Menſchen, ihr Arbeiten gleicht der Bewegung in einem Ameiſenhauſen; Laſtwagen werden fortwährend auf‑ und abgefahren, oder gehen knarrend durch die lange Straße. Da der Handel mit Wein am bedeutendſten iſt, ſo ſieht man immer große Fäſſer in die Keller und aus denſelben rollen. Unaufhörlich ertönen die Hammerſchläge der Böttiger, welche die Fäſſer auf‑ und zuſchlagen, oder ausbeſſern. Dabei nimmt der Lärmen und das Schreien der Menſchen kein Ende. Die Franzoſen ſind überhaupt lebhaft, aber das lebhafteſte Temperament haben gewiß die Gascogner. Bei der geringſten Kleinigkeit äußern ſich dieſe Menſchen mit einem Ungeſtüm und mit einer Heftigkeit, daß man glauben ſollte eine allgemeine Schlägerei würde ſofort beginnen. Dem iſt aber nicht ſo. Gar bald löſt ſich alles durch einen Witz des Einen, oder das unbeholfene Benehmen eines Andern in lautes Lachen auf, und die ſcheinbar ergrimmte Geſellſchaft zerſtiebt unter Scherzen auseinander. Uebrigens iſt ſchon in ihrer Ausſprache ihr heftiger Charakter ausgeprägt. — Das auffahrendſte Weſen und die ſchlechteſte Sprache iſt aber den Pouſſarden eigen, deren Reſidenz nicht weit von Charteron iſt. Widrig iſt ihre unweibliche Baßſtimme, abſchreckend ihre Phyſiognomie, grauenerregend ihre Flüche. Wehe dem, der durch eine Neckerei dem Zorn einer ſolchen Dame verfällt. Sie verläßt ihren Sitz, auf welchem ſie unter einem großen leinenen Regenſchirm, der vor Sonne und Regen ſchützt, thront, und verfolgt mit einer ungemeſſenen Fluth von Schimpfreden den Unglücklichen. Die bei uns wohlbekannten Hallenſerinnen ſind nichts im Vergleich mit ihren Colleginnen in Bordeaux.

Die Neuſtadt vereinigt die meiſten großen Plätze. Der größte iſt der Place Dauphine. Hier wurden in der Revolutionszeit unzählige Hinrichtungen vollzogen; die Guillotine war daſelbſt aufgeſchlagen. Auf dieſem Platze ſtehen vorzugsweiſe große Häuſer; unter andern iſt hier die Stadtwohnung meines Freundes Duffour. — Ein anderer freier Platz iſt da, am Kai, wo die Börſe erbaut iſt. Die Börſe ſelbſt iſt ein großes Gebäude, welches durch ſeine mit vielen Säulen dekorirte Façade einen Effekt macht. Im Innern iſt ein weiter Saal mit einer ſonderbaren Kuppel, von welcher aus derſelbe ſein Licht erhält. Wegen der drückenden Hitze gebrauchen die Kaufleute den Saal ſehr häufig; doch wird derſelbe leider durch eine Menge darin angebrachter Buden verengt. Eigenthümlich iſt hier die Sitte, daß dem Kaufmannsſtand einzelner Länder und Städte eigene Plätze angewieſen ſind. So lieſt man hier an einem Schilde: Angleterre, Espagne, Portugal, Russie, Royaume des Pays-bas, dort les villes livres d'Allemagne etc. An dieſen Plätzen ſtehen die Kaufleute der bezeichneten Länder und Orte.

In der Nähe von Charteron ſind die ſchönen breiten Straßen Chapeau rouge und Tournay; in der letzten lauft eine große Allee, die viel beſucht und an deren Ende das Theater iſt, ein koloſſales Gebäude, von dem ich weiter unten reden werde.

Nichts iſt amüſanter, als auf den langen Kais ſpazieren zu gehen. Die größten Schiffe legen unmittelbar an denſelben an. Ohngeachtet die Stadt noch 18 Stunden von der Mündung der Gironde entfernt iſt, ſo bewirkt doch die Fluth, die 12 Fuß hoch im Hafen ſteigt, daß die Schiffe bis hierher kommen können. Die Garonne iſt an den breiteſten Stellen 3600 Fuß breit. Eine herrliche Brücke, vielleicht das großartigſte Werk der Art, welches in Europa exiſtirt, verbindet die beiden Ufer. Sie iſt Stein und ruht auf 17 Bogen. Die Koſten des Baues elcher unter Ludwig XVIII. unternommen worden iſt, belaufen ſich auf 7 Millionen Franken.

So lebhaft auch der Verkehr, und ſo bedeutend insbeſondere der Handel mit Wein iſt (denn B. führt mehr Wein aus, als alle anderen Häfen Frankreichs zuſammen), ſo hat doch in neuerer Zeit Bordeaux verloren, ſeitdem ſich Marſeille ſo ſehr gehoben hat. Uebrigens beſitzt die Stadt allein gegen 800 Schiffe, von denen die meiſten nach Neufundland auf den Stockfiſchhandel gehen. — Mit Recht kann man noch heute ſagen, daß Bodeaux an dem Welthandel Antheil nimmt.

Theater in Bordeaux.

(Beſchreibung des Gebäudes. Auftreten der Fanny und Thereſe Elsler. Unerwartete Standeserhöhung.)

Ich beſuchte während meines Aufenthaltes das Theater zu Bordeaux mehrere Male.

Zuerſt erlaube ich mir einiges über das Gebäude zu ſagen. Es iſt das ſchönſte Theater, welches ich bisher geſehen habe. Das Ganze bildet ein großes Viereck und iſt mit einer Colonnade von 60 ſehr hohen korinthiſchen Säulen umgeben. Das Innere iſt eben ſo geſchmackvoll; die Wände ſind weiß mit Gold, der Plafond ſchön gemalt. Fünf Reihen Logen ſind über einander angebracht. Alle Sitze ſind äußerſt bequem; deshalb faßt das Theater auch nur die verhältnißmäßig kleine Anzahl von 1800 Zuſchauern. Oben auf dem Hauſe iſt ein plattes Dach, von wo aus man eine herrliche Ausſicht auf die Stadt und den Hafen genießt. Auf dem Boden ſind große Waſſerbehälter angebracht und Spritzen ſtehen in Bereitſchaft, ſo wie eine Wache von Pompiers Tag und Nacht zur Sicherung des Gebäudes bereit ſteht. Die eigentliche Bühne iſt von bedeutendem Umfang und geeignet die größten Stücke zur Aufführung zu bringen. Die Maſchinerie iſt vortrefflich. Der Architekt, unter deſſen Leitung dieſer herrliche Bau ausgeführt wurde, heißt Louis und der Koſtenaufwand ſoll ſich über 3 Millionen Franken belaufen.

Ich wohnte zwei Vorſtellungen bei, welche die eben anweſende Fanny Elsler und ihre Schweſter Thereſe gaben. Es iſt bekannt, welchen unermeßlichen Beifall die Geſchwiſter Elsler in Frankreich gefunden haben; die Pariſer waren in ihren Lobeserhebungen unerſchöpflich. Was vor 10 oder 20 Jahren faſt unmöglich ſchien, daß ein deutſcher Künſtler bei den Franzoſen auch nur gerechte Anerkennung finden könne, das geſchieht jetzt täglich. Während man ſonſt glaubte, in Deutſchland könnten die Künſte nicht gedeihen, iſt man jetzt faſt zum Extrem übergegangen; es gereicht einem Sänger zur Empfehlung, wenn Deutſchland ſein Vaterland iſt. Doch können manche Franzoſen ihren Sinn nicht verläugnen. So hörte ich im Theater zu Bordeaux mehrere, die ſich nicht überzeugen konnten oder wollten, daß die Elsler Deutſche wären. Mais on voit, c'est tout français, ſo ſagten ſie, c'est une française. Auch den deutſchen Urſprung der Taglieni, welche bekanntlich eine geborne Wienerin iſt, wollen dieſe Franzoſen nicht zugeben. Nun, den Glauben mögen ſie behalten; ſie ändern ja darum die Sache doch nicht.

Ohngeachtet ich die Leiſtungen der Geſchwiſter Elsler in Berlin ſchon zu bewundern Gelegenheit gehabt hatte, ſo freute ich mich doch ſehr auf ihr Auftreten in Bordeaux. Die erſte Vorſtellung der Fanny Elsler war in dem bekannten Ballet le dieu et la Bayadère, welches nach einem andern kleinen Stücke aufgeführt wurde. Es war in der That ein herrlicher Genuß die Elsler heute zu ſehen; ſie war der Inbegriff aller Grazie und Schönheit des weiblichen Körpers, ſo wie des kunſt‑

Digitized by Google

vollen Tanzes. Das übrige Perſonale, welches zum Ballet gehörte, iſt nur mittelmäßig zu nennen.

Das zweite Mal tanzten die beiden Schweſtern im bal masqué die tiro tienne, und die Fanny allein die Catchutcha. Die Franzoſen halten es nemlich für unanſtändig, wenn die Catchutcha von zweien getanzt wird. In ſolchen Anſichten ſind freilich die Franzoſen ſehr inkonſequent. Denn das finden ſie ganz anſtändig, wenn ihre Tänzerinnen Pirouetten machen, bei denen man faſt jeden Theil des weiblichen Körpers zu Geſichte bekömmt. Ungeachtet mir die Leiſtungen der Fanny Elsler im vorigen Stücke noch bedeutender erſchienen, ſo erntete ſie doch heute den rauſchendſten Beifall. Blumen und Kränze wurden ihr auf das Theater geworfen und das Klatſchen nahm kein Ende.

Eines kleinen Abentheuers muß ich noch erwähnen, welches ich in Bordeaux erlebte. Es war eine Standeserhöhung, die mich in einige Verlegenheit ſetzte. Als ich in das Theater ging, kam ich eben aus einer größern Mittagsgeſellſchaft und ich trug deshalb das Johanniterkreuz, welches mir die Gnade Sr. Majeſtät des Königs von Preußen verliehen hat. Mein Freund Reiher, welcher mich begleitete, führte mich heute in die Präfekturloge, zu welcher er freien Eintritt hat. Dieſe Loge liegt in der Mitte des erſten Ranges, da, wo an anderen Orten die fürſtliche Loge iſt und wird von der königlichen Familie, wenn ſie in Bordeaux anweſend iſt, benutzt. Da in Frankreich nur die Ritterkreuze der Ehrenlegion gewöhnlich ſind, Kommandeurkreuze und Sterne aber in Paris an den königlichen Prinzen und den erſten Beamten und Marſchällen geſehen werden, ſo erregte es allgemeine Aufmerkſamkeit, einen andern Orden in der königlichen Loge zu ſehen. Es kamen nun mehrere Herren neugierig herbei, riefen Reiher, der neben mir ſaß, aus der Loge und fragten ihn, wer ich ſey. Mein Freund erlaubte ſich einen Scherz und ſagte allen, ich ſey ein *** Prinz. Die Nachricht fand eben ſo ſehr Glauben, als ſie ſchnell verbreitet wurde. Für mich hatte dieſe Standeserhöhung den Nachtheil, daß ich beim Nachhauſegehen nur mit Mühe durch das Gedränge der Zuſchauer mich hindurch arbeiten konnte. Uebrigens ſollte mich es wundern, wenn meiner prinzlichen Anweſenheit nicht in einem Zeitungsartikel Erwähnung geſchehen iſt. Solche Gerüchte dürfen in Frankreich nur bei einem kleinen Theil des Publikums Eingang finden, und alsbald geben ſie Stoff zu einem Zeitungsartikel ab.

(Oeffentliche Anſtalten für die Geſundheit. Findelhaus. Irrenhaus. Krankenhaus. Orden der barmherzigen Schweſtern. Schlachthaus.)

Als eine Folge ſowohl der Wohlhabenheit der Stadt, als der fortſchreitenden Kultur ihrer Bewohner hat man es anzuſehn, wenn man in derſelben treffliche Anſtalten für Erhaltung der Geſundheit findet.

Wir zählen hierher zuerſt das Findelhaus. Betrübend für den Menſchenfreund iſt die Nothwendigkeit eines ſolches Hauſes; indeſſen es iſt nun eben eine traurige Nothwendigkeit. Die Einrichtung des Hauſes iſt muſterhaft. Es iſt ein ſchönes großes Gebäude am Ufer der Garonne. Am Eingang desſelben ſteht ein mit Betten verſehenes Turniket, welches den von der treuloſen Mutter verlaſſenen Säugling zu jeder Stunde des Tags und der Nacht aufnimmt. Der Zug an der neben dem Turniket angebrachten Klingel meldet den Ankömmling und ehe noch ſich Jemand aus dem Hauſe hülfreich naht, hat ſich die Ueberbringerin entfernt. Bedarf das Kind noch der Bruſt, ſo ſucht man eine Amme auf, und häufig wird es vermittelt, daß die Mutter ſelbſt die Stelle der Amme bekömmt. Uebrigens war leider das Findelhaus auch während unſerer Anweſenheit ſtark bevölkert.

Ein paar treffliche Anſtalten ſind ferner das Krankenhaus und das Irrenhaus, welches letztere wir durch die Güte meines Freundes Reiher (welchem als Mitglied des Stadtrathes der freie Eintritt in alle öffentliche Anſtalten der Art zuſteht) zu ſehen bekamen. Beide zeichnen ſich vor vielen derartigen Anſtalten in andern Orten ſehr vortheilhaft durch umfangreiche Größe und zweckmäßige innere Einrichtungen, beſonders aber durch die große Reinlichkeit aus, welche ſo zu ſagen in jedem Winkel anzutreffen iſt. Ueberall bemerkt man das freundliche Walten mütterlicher Pflege und der dem weiblichen Geſchlechte eigenthümliche Ordnungsſinn leuchtet bei jedem Schritt, den der Fremde in den weiten Räumen dieſer großen Gebäude thut, vortheilhaft hervor. Beide Anſtalten ſtehen nemlich unter der Leitung der barmherzigen Schweſtern. Es ſey mir erlaubt, über dieſen in Deutſchland weniger bekannten Orden hier einige Bemerkungen einzuſchalten.

Das Inſtitut der barmherzigen Schweſtern hat vermöge ſeiner Ausdehnung und der Trefflichkeit ſeiner Tendenz halber den wohlthätigſten Einfluß auf alle Klaſſen der Bevölkerung Frankreichs. Das Gelübde der Keuſchheit und Armuth und eine einfache Kloſtertracht, ſchwarz oder grau mit weiß, iſt vielleicht das Einzige, was ſie mit den Kloſterfrauen anderer Länder gemein haben. Ihre eigentliche Beſtimmung iſt Erleichterung der menſchlichen Leiden, Pflege und Heilung der Kranken, Beaufſichtigung der Geiſtesabweſenden, Linderung jedes menſchlichen Elends durch Rath und That. Das Gelübde, welches dieſe Kloſterfrauen ablegen, iſt nicht für die ganze Lebenszeit bindend; es ſteht vielmehr jeder Nonne frei, nach Verlauf eines jeden Jahres, welches ſie beim Orden zubringt, wieder in den Privatſtand zurück zu treten; doch gibt es wenig oder gar keine Beiſpiele, daß von dieſer Erlaubniß Gebrauch gemacht wird. Mit rühmlichem Eifer erfüllen dieſe achtbaren Kloſterfrauen ihren ſchönen Beruf und genießen deshalb in ganz Frankreich der höchſten Achtung und des unbedingten Vertrauens der Behörden.

Das Noviziat aller derjenigen Frauen und Mädchen, welche in den Orden treten wollen, beginnt in Paris. Bei den dortigen großen Hoſpitälern, in der Salpetriere z. B., müſſen ſie ihren erſten Dienſt thun, und ſich der Pflege oft der ekelhafteſten Krankheiten willig unterziehen; dort erhalten ſie den nöthigen Unterricht in der Krankenpflege überhaupt, ſpäterhin im Verbinden und in der Behandlung von Wunden, endlich ſogar in der Pharmazeutik. Erſt nachdem ſie in Paris 2 Jahre auf dieſe Weiſe ſich zu ihrem Beruf gehörig vorbereitet haben, erhalten ſie Anſprüche zu einer Sendung in die verſchiedenen Provinzen ſelbſt. Faſt überall ſind die Krankenhäuſer, Irrenanſtalten und Armenhäuſer der Aufſicht und Pflege der barmherzigen Schweſtern übergeben. An mehreren Orten befinden ſich auch Klöſter, worin die barmherzigen Schweſtern wohnen, von wo aus ſie die Krankenpflege in den Städten und auf dem Lande beſorgen. Viele der ſchönſten Beiſpiele edler Selbſtaufopferung dieſer Kloſterfrauen ſind mir zu Ohren gekommen. Die Meiſten der in den Feldzügen von 1813 und 1815 in Frankreich verwundeten Krieger unſerer und anderer Nationen verdanken ihre Herſtellung lediglich der ſorgſamen Pflege der barmherzigen Schweſtern und in der neueſten Zeit ſah man bei dem erſten Ausbruch der Cholera in Marſeille dieſe Nonnen ſchaarenweiſe von Paris herbeieilen, um die Pflege der Cholerakranken zu übernehmen. Viele ſtarben ſelbſt als Opfer dieſer Krankheit. Natürlich kann eine ſolche edelmüthige Aufopferung nur aus Liebe zur guten Sache entſpringen, oder in beſondern Verhältniſſen ihren Grund haben. Manche barmherzige Schweſter mag in Folge einer unglücklichen Liebe oder aus Betrübniß über den

Digitized by Google

Tod einer theuern Perſon in den Orden treten. Rühr[illegible] Liebe, mit welcher die Kranken, ja ſelbſt die Geiſtesabweſenden, dieſen Nonnen zugethan ſind. Als Beſtätigung des Geſagten wurde mir z. B. verſichert, daß die Geiſtesabweſenden männlichen Geſchlechts im Irrenhauſe zu Bordeaux, einige 40 an der Zahl, öfters Spaziergänge außerhalb der Stadt machten, unter der alleinigen Aufſicht und Begleitung von zwei oder drei ſolcher Schweſtern, denen ſie wie die Kinder folgten und deren Anordnungen ſie ſich willig unterwarfen. Wir können am Schluß dieſer Bemerkungen den Wunſch nicht unterdrücken, daß die Hervorrufung eines ähnlichen Inſtituts ſelbſt in dem proteſtantiſchen Theil unſeres Vaterlandes nur von wohlthätigen Folgen ſeyn würde. Weit entfernt, der Wiedereinführung der Klöſter das Wort reden zu wollen, kann ich dennoch nicht umhin, dem an mehreren Orten Deutſchlands ſeit längerer Zeit wieder hergeſtellten und bisher nur Gutes wirkenden Orden der barmherzigen Schweſtern meine lobende Anerkennung zu zollen.

Außer den genannten Anſtalten zog auch das Schlachthaus von Bordeaux unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Es iſt eine erfreuliche Erſcheinung, wenn in den großen Städten, wo der tägliche Fleiſchbedarf ſehr bedeutend iſt, Reinlichkeit und ſtrenge Ordnung beim Schlachten des Viehes vorherrſchen. In den wärmeren Länderſtrichen, wo das Fleiſch viel ſchneller der Verderbniß ausgeſetzt iſt und akute Krankheiten der Thiere bei weitem häufiger vorkommen, als im Norden, macht daher die Aufſicht auf das Schlachten und die Unterſuchung des zum Verkauf ausgebotenen Fleiſches einen wichtigen Zweig der Geſundheitspolizei aus. Zur beſſeren Ueberſicht des Schlächtereigewerbes ſind daher in denjenigen größeren Städten Frankreichs, welche ſich zweckmäßiger Polizei-Einrichtungen erfreuen, Schlachthäuſer hergeſtellt worden, woſelbſt alles zum Schlachten beſtimmte Vieh geſchlachtet werden muß, dagegen das heimliche Schlachten in den Wohnungen der Bürger bei nahmhafter Strafe verboten iſt. Die Stadt Bordeaux, welche ſich vor den meiſten Städten Frankreichs durch Reinlichkeit und Ordnung ſo vortheilhaft auszeichnet, verdient auch in Abſicht des daſelbſt errichteten Schlachthauſes als Muſter aufgeführt zu werden. Ein von drei Seiten mit den zum Schlachten beſtimmten Gebäuden umgebenes Viereck bildet der innere Raum dieſes großartigen Etabliſſements. Das zum Schlachten beſtimmte Vieh wird auf dieſen ſchön gepflaſterten Hof getrieben und muß dort ſo lange verweilen, bis ſeine Todesſtunde geſchlagen hat. Bei übler Witterung dienen rechts und links angebrachte Ställe zu deſſen Aufnahme.

Die Schlachthäuſer ſelbſt beſtehen aus hohen geräumigen Hallen, welche mit ſchönen Quadern gepflaſtert ſind, und durch eine ſehr zweckmäßige Vorrichtung, ſo oft ſolches nöthig iſt, mit friſchem Waſſer übergoſſen werden können. Auf dieſe Weiſe und da überdies verſchiedene Springbrunnen an den Wänden angebracht ſind, wo alles Fleiſch leicht und ſchnell rein ausgewaſchen wird, iſt die größte Reinlichkeit bei dieſem durch das viele Blut und andere Unreinlichkeiten gewöhnlich ſo eckelhaften Geſchäft des Schlachtens hier vorherrſchend. Es wird übrigens ſtreng darauf geſehen, daß die Thiere raſch und ohne lange Qualen getödtet werden. Polizeiperſonen haben hierüber zu wachen und ſind zugleich beauftragt darauf zu ſehen, daß nur geſundes Vieh geſchlachtet wird, auch darf das friſche Fleiſch erſt dann zum Verkauf ausgeboten werden, wenn ſolches von der Polizei für geſund erklärt worden iſt.

Das ganze Etabliſſement iſt auf Aktien errichtet worden, welche, wie mir Freund Reiher verſicherte, ſehr gut ſtehen und hoch verinteressirt werden. Eine kleine Abgabe von jedem in der tuerie geſchlachteten Stück Vieh reicht vollkommen hin, [illegible] Baulichkeiten zu erhalten und die Aktien jährlich gut zu verzinſen. So hat Bordeaux treffliche Maßregeln zur Erhaltung des allgemeinen Geſundheitszuſtandes getroffen, welche zugleich den großen Wohlſtand der Stadt beurkunden.

(Aufenthalt in Bordeaux. Fortſetzung. Gegend von Macau. Weinbau. Landſitz von Duffour. Treffliches Mahl bei demſelben. Lieblichkeit und Werth der Bordeauxweine. Vergleich mit den Rheinweinen. Ausgeſuchte Küche der Bordegaleſen. Stadtwohnung Duffours. Weinkeller deſſelben. Weinhandel von Bordeaux, deſſen Bedeutung und Umfang.)

Mein Freund Duffour hatte mich auf ſeinen Landſitz und weiter auf eine ſeiner Weinbeſitzungen im Medoc eingeladen. In Geſellſchaft eines jungen Deutſchen mit Namen Plitt aus Lübeck fuhr ich mit Duffour dahin. Wir fanden ein herrliches Landhaus, deſſen innere Einrichtung mehr auf Bequemlichkeit als Pracht berechnet war und einen ſchönen engliſchen Garten. Von da fuhren wir noch fünf Stunden weiter, in die Gegend von Macau, wo Duffour ſein beſtes Weingut hat. Es iſt eine herrliche Gegend am linken Ufer der Gironde, die ſich hier wie ein See ausbreitet. Unendliche Weinpflanzungen waren hier zuſammen gedrängt. Der Grund und Boden hat daſelbſt einen außerordentlichen Werth; ein Acker wird oft, wenn er eine gute Lage hat, mit 10,000 Franken und darüber bezahlt. Im vorigen Jahr iſt z. B. das berühmte chateaux Margeaux für 150,000 Franken verkauft worden, und hält nur 60 Ocker Weinland. Wir kamen gerade zur Zeit der Reife der Trauben in dieſe Gegend. Die Trauben ſind meiſtens roth; die weißen geben den berühmten Haute Sauterne- u. Graves-Wein. Das gegenwärtige Jahr 1836 lieferte eine außerordentliche Fülle von Trauben. Gleichwohl ſtehen ſie ſo ſehr im Werth, daß dieſelben überall an den Wegen mit Grünſpan beſprengt werden, um den Diebſtahl zu verhindern und daß überall Wachen mit geladenen Gewehren aufgeſtellt ſind. Die Stöcke werden niedrig gehalten, an kleinen einen Fuß hohen Geländern, hin und wieder auch an größeren Pfählen. Man ſchneidet jeden Herbſt das alte Holz heraus und läßt nur einige junge Triebe ſtehen. Auf gutem Boden können die Stöcke 80 Jahre, auf ſchlechtem nur 30 Jahre ergiebige Tragbarkeit behalten und es müſſen dann die Pflanzungen von Neuem angelegt werden, die erſt im ſechsten Jahre vollkommen ausgebildet ſind. Der Boden iſt im allgemeinen ſteinigt. Die Furchen neben den Stöcken werden im Frühjahr mit dem Pfluge bearbeitet, im Sommer aber noch zweimal behackt.

Literariſcher Salon von und für Bayern.
Johann Caflisch der Dichter.

** Der Zufall ſpielte mir ein Bändchen von Gedichten in die Hände, die es verdienen vor dem Schluße des erſten literariſchen Salonjahres noch beſprochen zu werden.

In München würde man vor Staunen Aug und Mund aufſperren, wenn man dort vernähme, ein Johann Caflisch, deſſen Altvordern dem Canton Graubünden, deſſen Lebenswurzeln aber dem Königreich Bayern — der Provinz Schwaben, angehören, vermehrte den Kreis der vaterländiſchen Dichter. „Schon wieder ein Dichter! Ey der ... Träumer!" . Zur Beruhigung kann man den praktiſchen, um den erklecklichen Nutzen bekümmerten Naturen entgegnen, daß die Lieder des Johann Caflisch nicht im Schooße von Altbayern, ſondern im Schwabenlande und zwar zu Memmingen bey Rehm im Drucke erſchienen ſind.

Vom Memminger Mond hörte ich oft ſprechen, und es

Digitized by Google

klang mir wie ein ſinniges Märchen, daß aber ein Dichter in dieſer trüben, hypochondriſchen Reichsſtadt, die ihren alten Glanz ſchon lange verloren, ein erwärmendes Blumenbeet für ſeine zarten Seelen-Pflanzen finde, verſetzte mich in eine Verwunderung. Schwaben ſcheint das Heimathland der Dichter zu ſeyn. Sie blühen und grünen und gedeihen ſo leicht, als übte dort der Himmel ganz beſondere Einflüſſe und wollte die Poeſie nur durch die Schwaben repräſentiren! —

Hr. Joh. Caſliſch, der Sohn eines reformirten Pfarrers in Schwaben verdient im literariſchen Salon eine freundliche Aufnahme. Je weniger man in Bayern die Poeſie im eigentlichen Sinne pflegt und hegt, deſto mehr Talente ſproſſen ganz unerwartet hervor. Der Verfaſſer dieſer Liederſammlung kann es gewiß nicht von ſich rühmen, daß ein Mäzen ſeine Liebe zur Poeſie befeuerte oder ihm ein Sans souci oder ein belle vue mit freiem Tiſche anwies, um nach Luſt und Drang ſeine Lieder in die Welt hinauszuſingen. —

Im Gegentheile ſpricht ſich in ſeinen meiſten Gedichten ein Kampf mit den feindlichen Mächten des Lebens aus, die ſich gleichwohl größtentheils wieder in eine harmoniſche Wehmuth auflöſen. Das Leben des Dichters muß reich an Diſſonanzen ſeyn, denn dadurch wird er in den Stand geſetzt, ſeine hohe Meiſterſchaft geltend zu machen, ſie in Harmonien aufzulöſen.

„Was ſtiller Sinn in dichten Schleier hüllte,
Den Schmerz mir hob, — mit Freude mich erfüllte,
Was Schickſalsmächte eiſern in mir ſchufen,
Erſcheint vor Euch, vor des Gerichtes Stufen
Mit freiem Blick, voll Einfalt, unbefangen,
Nicht ein zu hartes Urtheil zu empfangen ꝛc. ꝛc.“

Der Verfaſſer dedicirte ſeine Lieder den akademiſchen Freunden Herrn Alfred von Schlichtegroll und Herrn Guſtav Adolph von Oettinger, Pfarrvikar zu Lindau. — Wir wünſchen, daß ſie ſich einen Kreis von Leſern gewinnen, und ſich nicht auf den kleinen der geneigten Gönner beſchränken. Es entwickelt ſich bei Hrn. Caſliſch keine exorbitante Phantaſie mit einem kaum erfaßbaren Reichthum glänzender und blendender Bilder, es brauſt kein hochloderndes, lyriſches Feuer, das Alles verſchlingt, was in ſeine Nähe kömmt: ein heiterer Quell, der ſich oft melodiſch durch eine Blumenau fortbewegt, fließen die meiſten ſeiner Lieder ganz anſpruchslos dahin. Kein Lebenskapitel iſt in dieſer Sammlung unberührt geblieben. Er blickte in die mannichfachſten Lebensverhältniſſe und ſchildert die Seelenzuſtände mit Wärme und Wahrheit. Heine's Bocksfuß guckt nirgends hervor. Es gehört eine angeborne Wundergabe dazu, den negativen, giftſprühenden Geiſt im Liede zu ſpielen und ſeine eigenen, heiligen Ideale mit Python'ſchem Geifer zu überſpinnen, daß ſie am Ende wie das herrlichſte Farbenſpiel ſchillern. Caſliſch hat viel Verwandtſchaft mit Lohbauer, den die guten Schwaben ſchon vergaßen, obgleich ſeine Lieder durch Innigkeit immer anſprechen und durch ihre Melodie die Seele ergreifen. Den kräftigſten lyriſchen Aufſchwung beurkundet der Verfaſſer in dem Liede: „Aufruf.“

Wir laſen viele Lieder, welche Deutſche den Neuhellenen mit ſolcher Wärme ſangen, als ſähen ſie Plato, Sophokles, Xenon und Perikles vor ſich bluten! — Die große, klaſſiſche Vorzeit eines bewunderungs- und beneidenswerthen, genialen Volkes begeiſterte die edle, deutſche Nation. Der Schmerz der vermeinten Themiſtokleiſchen Hellas wirkte wie ein Orpheus auf Deutſchlands Gemüther, und riß ſie fort zu einem ruhmvollen Kreuzzuge, wenn ihn nicht Europa's kluge Diplomatik mit feſtem Zügel zurückgehalten hätte. — Aber die Ueberzeugung an Ort und Stelle und Fallmeraiers Geſchichte der Morea im Mittelalter, ließen Tauſende mit Caſliſch ausrufen:

„Zertrümmert ſind mir alle ſchönen Träume,
Die ich bis jetzt im Buſen hab' genährt u. ſ. w.“
dann
„Wo iſt die ſchöne Welt, die ich mir dachte,
Wo ſind die Bilder meiner Phantaſie?
Es ſtarrt mich an! — — —“

Obwohl dieſe Stellen nicht vom Dichter auf Griechenland ſelbſt bezogen werden, ſondern als das erſte Lied der Sammlung mit „Täuſchung“ überſchrieben ſind, ſo dienen ſie uns doch als ein Dokument ſeiner Weltanſchauung und ſeiner Lebens-Empirie. Wir kommen zum Liede zurück, das wir unter der Aufſchrift: „Aufruf“ — zur Befreiung der Griechen — mitzutheilen pflegten. Manche Strophe dürfte ohne Schamröthe in Zedlitz's „Kreuz auf Hellas“ ſtehen! — — Wir wollen Seite 92 den Verfaſſer hören!

„Wild hallt es in dem Paſſ der Thermopylen,
Wo einſt Leonidas und die dreihundert fielen
Im Freiheitskampf für Recht und Vaterland; —
Dumpf donnert es von Athos Felſenhöhen,
Rings ſieht man nichts als Kriegespanner wehen;
Die Waſſerſchlucht erdröhnt am Meeresſtrand.“

* * *

„Das alte Hellas glüht in Kriegesflammen,
Für Freiheit ſteht das Männerheer zuſammen,
Und zieht das Schwert für's höchſte Erdengut:
Sieg oder Tod! — Ertönts von Thal zu Thale
Und Alles brennt voll edler Kampfesglut.“ u. ſ. w.

Um nach Leipziger Recenſentenmanier dieſe Salonconferenz würdig zu ſchließen, bemerken wir — ein Oſt-Süddeutſcher — daß Caſliſch den Norddeutſchen hinſichtlich der Reinheit des Reimes und correkter Diktion als Muſter empfohlen werden kann.

„O Nachbar verſchmäh mir nicht den Trunk!“
„„Ich dank', ich habe ſchon genunk!““

Wir Süddeutſche können ſolche ſtraffe, unmuſikaliſche Reime nicht genieſſen!!

Korreſpondenz.

△ Berlin, 6. Dez. Unſere zahlreichen Muſikfreunde waren in den letzten Tagen in voller Bewegung. Spontinis neue Oper „Agnes von Hohenſtaufen“ ſollte nach vielen Proben endlich zur Ausführung kommen. Geſtern fand auch wirklich bei überfülltem Hauſe die erſte Vorſtellung mit großem Aufwande an prachtvollen Dekorationen und Koſtüms ſtatt. Die Phalanx der Oppoſition, mit der dieſer Komponiſt ſeit langer Zeit hier zu kämpfen hat, war auf ihrem Poſten und wurde von der Gegenparthei, die mit wahrer Begeiſterung horcht, nur unter fortwährenden Kämpfen zum Weichen gebracht. Die Ouvertüre, die großen Beifall fand, mußte noch einmal wiederholt werden, gedruckte Gedichte flogen von den Galerien herab und der Meiſter wurde am Schluße gerufen, und bei ſeinem Erſcheinen mit Jubel begrüßt. Man rühmt beſonders die vielen ſchönen Chöre und die Kirchenmuſik im zweiten Akte, wo Agnes heimlich mit Philipp dem Schönen aus Frankreich getraut wird. Glühende Gefühle der Liebe durchwehen die ganze Oper und Hr. Spontini iſt dies Mal, um ſeine Antikritiker vollends zu entwaffnen, mit lärmenden Inſtrumenten, die in großen Maßen nur bei einem Waffentanz vorkommen, ſehr ſparſam geweſen. Das ganze Werk iſt neu geſchaffen, und von dem früher komponirten erſten Akt ſind nur ein paar Melodien ſtehen geblieben. Wie man ſagt, ſoll dies ſein Schwanengeſang ſeyn, und der Schöpfer der Veſtalin und von Ferdinand Kortez nach zwei und zwanzig Dienſtjahren, die ihm von der hieſigen muſikaliſchen Oppoſition ſehr verbittert wurden, ſich nach Ruhe ſehnen.

Miszelle.

In welchem ungeheuren Maßſtabe die Verarbeitung des Eiſens zugenommen hat, ergibt ſich aus folgenden Thatſachen. Im Jahre 1740 verarbeitete man in England und Wales eine Maſſe von 17,000 Tonnen (20 Centner) Eiſen, im Jahre 1827 dagegen 70,000 Tonnen; und dieſe Maſſe hat ſich ſeitdem, beſonders wegen der ungeheuern Beſtellungen von Eiſenbahnſchienen, noch um wenigſtens 20 pCt. geſteigert.

Digitized by Google

Die Biene.

Bayeriſches Sonntagsblatt.

1837. № 52.

Der Ball.

1.

Durch den Saal ertönen frohe Weiſen
  Und die Paare drehn ſich ſo behend,
Unten lauſcht ein Bettler auf die Töne
  Wie er träumend an der Thüre lehnt.
Ach! er hört die holden Melodieen,
  Ach! er ſieht das blendendhelle Licht,
Aber ihm ertönen dieſe Klänge,
  Ihm erglänzen dieſe Kerzen nicht.
Ob ſich auch ſein Herz zur Freude wende,
  Seinem Loos iſt ſolch ein Glück verſagt,
Hundert trieben ſich entzückt vorüber,
  Keiner hat nach ſeinem Leid gefragt.

2.

Und ſo ziehen an dem Menſchenherzen,
  Das ein früher, ſchwerer Kummer brach,
Alle Freuden ungenützt vorüber,
  Keine Sonne bringt ihm Licht und Tag.
Wenn die andern ſchwärmend ſich ergötzen
  Schlägt es bang und zagend in der Bruſt,
Und die Freunde jagen ſich vorüber,
  Keiner iſt ſich ſeines Leids bewußt.
Ob das Auge noch ſo fröhlich leuchtet,
  Ob der Mund auch noch ſo freundlich lacht,
Drinnen quellen ewig heiße Zähren,
  Drinnen herrſchet ewig dunkle Nacht.

C. F.

Reiſe durch das mittägliche Frankreich im Jahre 1836.

(Schluß.)

Geſchäfte nahmen unſeren freundlichen Wirth auf einige Zeit in Anſpruch. Ich benutzte daher die mir gewordene Muße zu einem Spaziergang mit Herrn Plitt nach dem anderthalb Stunden ent. fernten chateaux Margeaux und nahm dort das herrliche Schloß dieſes Namens, ſo wie die liebliche, mit Weinpflanzungen im eigentlichen Sinn überdeckte Gegend in Augenſchein. Nachdem wir ſonach einen Theil des geſegneten Medoc's durchſtreift und mehrere den unverkennbaren Ausdruck groſer Wohlhabenheit an ſich tragende Ortſchaften auf unſerer Wanderſchaft berührt hatten, kehrten wir ganz entzückt von den angenehmen Eindrücken, welche der Ausflug in eine der blühendſten Provinzen Frankreichs bei uns zurückgelaſſen hatte, nach Macau, dem Weingute Duffour's zurück. Dort wartete unſerer ein köſtliches Mahl, welches frohe Laune würzte. Die Bilder der froh durchlebten Jugendzeit wurden vorgeführt und mit der Gegenwart verglichen. Vor 18 Jahren hatten wir uns beide in Jena kennen gelernt. Wie ganz anders war es damals und jetzt. Damals gaben wir uns ganz den erſten Eindrücken jugendlicher Luſt und Laune hin; ſeitdem waren wir ins bürgerliche Leben eingetreten. Damals ſaßen wir den im ärmlichen Hauſe eines Jenaiſchen Bürgers oder an den Ufern der Saale in einer ländlichen Wohnung oder Mühle bei deutſchem Gerſtenſaft; jetzt ſaßen wir an den Ufern der Gironde in einem groſſen Hauſe, deſſen Einrichtung nichts zu wünſchen übrig ließ, an einer Tafel, auf welcher der köſtlichſte Rebenſaft in Fülle aufgetragen wurde. Gar bald hatte ſich bei der kleinen Tiſchgeſellſchaft die froheſte Laune eingeſtellt. Mein Freund erinnerte ſich gern der dahingeſchwundenen Zeiten. Es wurde der alten Freunde, der luſtigen Begebenheiten der damaligen Studentenwelt gedacht. Duffour führte die ganze Unterhaltung deutſch, und zwar gern und mit Leichtigkeit; ſelbſt das Idiom der burſchikoſen Welt hatte er treu im Gedächtniß behalten.

Bei dieſem Mahle denke man ſich die edelſten Gaben des Weingottes. Mein Freund beeiferte ſich, mir das Beſte in ſeiner Art koſten zu laſſen. Wir tranken Chateau Laffitte, la Rose, Margeaux, Haute Sauterne, Vin de Graves, in den beſten Jahrgängen. In einem Anfluge guter Laune ſprach unſer Wirth die Verſicherung aus, von deren Wahrheit wir auch durchdrungen waren, daß in dieſem Augenblicke an keinem Orte in Europa, ſelbſt fürſtliche Tafeln nicht ausgenommen, ſo gut getrunken würde. Aber man denke ſich auch alle dieſe Weine in ihrer größten Aechtheit und in erſter Qualität. Ich kann verſichern, ohne auf den Ruhm eines Weintrinkers Anſpruch machen zu wollen, daß die unter gleichem Namen in Deutſchland gangbaren Weine weder an Geſchmack, noch an Gehalt den hieſigen gleichkommen. Die Urſache iſt leicht begreiflich. Abgeſehen von den Fälſchungen der Weinhändler in Deutſchland, gehen die beſten Sorten meiſtens nach England und Rußland, oder bleiben im Lande, wo eine Flaſche einer ausgezeichneten Sorte von guten Jahrgängen mit 2 und 3 Thalern bezahlt wird. Wie ſehr man hier auf Preis und Werth des edlen Weines hält, kann man aus Folgendem abſehen. Duffour erzählte mir, daß er im vorigen Jahre eine Quantität von Steinberger Cabinetswein vom Jahrgang 1834 zu eigener Conſumtion ſich habe anſchaffen wollen. Er habe ſich deßwegen an Mumm in Frankfurt gewendet, da er mit dieſem perſönlich bekannt ſey und in ſteten Geſchäftsverhältniſſen ſtehe, mit der Bitte, ihm den gewünſchten Steinberger zu verſchaffen; er wolle ihm dagegen eine gleiche Quantität von Chateau Laffitte 1834er, dem edelſten Gewächſe aus ſeiner Gegend ſchicken. Aber Mumm geht den Vorſchlag nicht ein und verlangt eine baare Nachzahlung. Dies ſcheint dem Duffour, nach deſſen Ueberzeugung die Bordeauxweine den erſten Rang unter allen Weinen der Welt behaupten, der Ehre ſeines Gewächſes Abbruch zu

Digitized by Google

thun und er bricht die Unterhandlung ab. Bei dieſer Gelegenheit konnte ich nicht umhin, meinem Freunde bemerklich zu machen, daß ich den Werth der edlen Bordeauxweine bei ihm vollkommen zu würdigen gelernt habe, daß mir aber doch der Steinberger Cabinetswein das Edelſte in jeder Art zu ſeyn ſcheine. Doch umſonſt bot ich alle meine Beredſamkeit auf; Duffour ließ ſich von ſeiner Behauptung nicht abbringen.

Es bedarf wohl der Erwähnung nicht, daß den trefflichen Weinen, die uns vorgeſetzt wurden, die Küche in gleichem Maße entſprach. Es iſt eine bekannte Sache, daß man in Bordeaux vorzüglich gut ißt und trinkt. Bei dem herrlichen Klima wird hier faſt alles produzirt, was nur für die Beſchickung der Küche wünſchenswerth iſt. Der Strom und die nahe See liefern eine Menge Erzeugniſſe, die man anderwärts nicht haben kann. Hummern, Meerſpinnen, Krabben, Kabeljaue, Lampreten, Störe ſind ſtets friſch zu haben. Auſtern werden erſt beſonders in Truben am Strande gemäſtet, in welche man Kleie und Trebern wirft. Geflügel gibt es in größter Mannigfaltigkeit; rothe Rebhühner und Ortolanen gehören zu der ſchmackhafteſten Gattung. Bei meinem Freunde Duffour aß ich unter andern des Muriers, eine Art von kleinen Vögeln ohngefähr von der Größe und dem Geſchmacke einer Lerche, aber viel feiner; man zieht ihr Fleiſch ſelbſt dem der Ortelane vor. Merkwürdig iſt, daß die Muriers nur in der Gegend von Bordeaux anzutreffen ſind. Trüffeln von beſonderer Aroma und ausgezeichneter Größe gibt es in Menge. Bei einer ſolchen Mannigfaltigkeit von dem, was für die Küche nöthig iſt, kann eher eine paſſende Auswahl, als die Herbeiſchaffung des Nöthigen die Hausfrau in Verlegenheit ſetzen. Uebrigens muß ich geſtehen, daß faſt alles in Bordeaux auf das ſchmackhafteſte zubereitet wird, wie denn der Freund der franzöſiſchen Küche, beſonders in den Häuſern wohlhabender Privatleute, hier volle Befriedigung finden wird.

Doch der geneigte Leſer mag mir dieſe Details aus der Weincharte und dem Küchenzettel verzeihen, und in dieſen Anführungen mehr die Ergießungen eines dankbaren Herzens für meinen Wirth als die Leckerhaftigkeit ſeines Gaſtes erkennen.

Nach dem Eſſen hielten wir noch eine lange Unterhaltung am Kaminfeuer. Ich erwähne dies, als eine ganz beſondere Sitte hieſiger Gegend, daß man nach Tiſche gewöhnlich Feuer im Kamine anzündet, wenn auch die Witterung es nicht erfordert; wie z. B. in jetziger Jahreszeit, Ende Septembers, ſelbſt die Abende hier noch recht warm ſind. Indeſſen ländlich, ſittlich. Bei uns in Thüringen wird auf dem Walde im Sommer bei der größten Wärme eingeheizt. So läſtig und auffallend es dem Fremden iſt, ſo hat die Sitte hier, wie dort wohl einen guten Grund. Auf dem Gebirge tritt leicht nach jäher Hitze ein geringer Stand der Temperatur ein und die Bewohner würden oft Gefahr laufen, ſich nach anſtrengender Arbeit im Freien, ſtark zu erkälten, wenn ſie nicht zu Hauſe eine warme Stube fänden. Eine ähnliche Urſache mag in Bordeaux vorliegen. Die Seewinde kühlen gegen Abend die Luft bedeutend ab, und ein gelindes Kaminfeuer iſt, wenn auch heute nicht nöthig, doch vielleicht morgen ſchon wohlthuend und darum zur ſtehenden Gewohnheit geworden. Es gehört daher und zwar nicht blos hier, ſondern in ganz Frankreich zum Comfort einer Familie des Abends ſich um das kniſternde Feuer eines Kamins zu ſammeln, wie etwa in Deutſchland der Theetiſch die Familie vereinigt.

Nachdem wir noch lange uns unterhalten hatten, wurde ich in eines von den vielen Gaſtzimmern geführt, wo ein herrliches Bett meiner wartete. Eine ausgezeichnete Handbibliothek verſchaffte mir noch geiſtigen Genuß vor dem Schlafengehen.

Am andern Tage kehrte ich nach Bordeaux zurück. Duffour hatte mich abermals zu Tiſche eingeladen in ſeiner Stadtwohnung. Hier lernte ich den Vater meines Freundes kennen, einen lieben würdigen, alten Mann, ganz von der feinen Sitte, wie ſie in Frankreich ſonſt galt. Auch unſer gemeinſchaftlicher Univerſitätsfreund Reiher war zugegen. Die heiterſte Laune war auch heute wieder die Würze des Mahles, welches, was den Gaumen betrifft, dem geſtrigen nicht nachſtand. Den Hauptgegenſtand unſerer heutigen Unterhaltung bildete die Lage Frankreichs und Deutſchlands. Meine Freunde gehören zu denen, welche die Weisheit und Politik von Louis Philipp dankbar anerkennen, ſie für den gegenwärtigen Zuſtand Frankreichs als allein paſſend halten, und derſelben die Erhaltung von Ruhe und Frieden, bei denen der wohlhabende Kaufmann und Grundbeſitzer nur gewinnen kann, zuſchreiben. Ich vergaß nicht, was an meinem Theile war, die hochherzigen und friedliebenden Geſinnungen von Preußens König zu erheben, die nicht weniger zur Erhaltung des Friedenszuſtandes von Europa beitrage. Es war für mich ein wohlthuendes Gefühl, die Wahrheit meiner Bemerkung auch von meinen franzöſiſchen Freunden anerkannt zu ſehn, welche überhaupt den neueſten Fortſchritten der Deutſchen in intellektueller, wie in politiſcher Ausbildung ihre Bewunderung zollten. Beſonders konnten ſie der Trefflichkeit des Militärſyſtems und des Beamtenſtandes ihre volle Anerkennung nicht verſagen.

Einen neuen Beweis ſeiner freundlichen Geſinnungen gab mir Duffour an einem der folgenden Tage, wo er mich zu einem Beſuche in einem ſeiner Weinkeller eingeladen hatte. Dieſer iſt in der Vorſtadt Charteron, wo die meiſten Weinvorräthe aufgeſchichtet ſind. Duffours Weinkeller übertrifft alles, was ich in der Art geſehen habe. Man denke ſich nicht ein großes Gewölbe, dergleichen die meiſten Keller in unſeren deutſchen Weinhäuſern ſind, ſondern eine Reihe von unterirdiſchen Sälen, die ganz ſchön gehalten ſind, aber mit Weinfäſſern von allen Größen bis an die Decke angefüllt ſind. Die äußere Luft hat überall Zugang; denn eine etwas warme, doch ſich gleich bleibende Temperatur thut den franzöſiſchen Weinen gut. Duffour hatte die Säle mit zahlreichen Wachskerzen erleuchten laſſen. Mehrere Fäſſer wurden angeſtochen und vermittelſt einer ſilbernen Röhre ein Becher herausgezogen, unter andern aus einem Gebinde von Chateau Laffitte 34er, wovon der Oxhoft an Ort und Stelle mit 4—5000 Franken bezahlt wird. Ich lernte gelegentlich den Kunſtausdruck kennen, mit welchem man in Bordeaux die Jahrgänge eines Weines bezeichnet. Man ſagt dafür Feuilles, d. i. Blätter; ſo iſt ein Vin de quatres Feuilles ein vierjähriger Wein. Unter 18 Monaten iſt kein Bordeauxwein genießbar und manche müſſen 5—6 Jahre liegen, ehe ſie ihre völlige Reife erhalten. Die beſten Sorten ſind die Medoc's, und unter dieſen wieder die ausgezeichnetſten Lagen Chateaux Mageaux, Laffitte, Hauthrion. Nach den Medoc's kommen die Graves-Weine, von denen die von Rauzau, Larose, Leonville am meiſten geſchätzt werden. Diejenigen Weine, die nach England gehen, erhalten meiſtens, um den engliſchen Gaumen zuzuſagen, einen Zuſatz von Weingeiſt; ja einer gewiſſen Zubereitung unterliegen faſt alle Bordeauxweine, weil ſie ſonſt nicht verfahren werden könnten. Dadurch geht aber doch ein Theil des feinen Boukets verloren, deſſen ganze Lieblichkeit nur in einem vollkommen rein erhaltenem Weine erſter Qualität in Bordeaux ſelbſt genoſſen werden kann. Die eigene Ueberzeugung davon erlangte ich heute in hohem Grade. Der Beſuch eines ſolchen Weinkellers vermag die Wirklichkeit des Weinhandels von Bordeaux recht augenſcheinlich zu machen. Erwägt man, daß in Charteron noch viele Wein-

Digitized by Google

keller, wenn auch nicht mit gleichen, doch mit ähnlichen ſind, ſo hat man einen Begriff von dem [illegible] welcher hier in den auf einem kleinen [illegible] zuſammengedrängten Weinen liegt. Man rechnet [illegible] jährliche Ausfuhr zu 100,000 Pipen, d. i. 500,000 Eimer; [illegible] Werth davon mag ſich auf 30 Millionen Franken belaufen [illegible]

Genuß und Belehrung hatte ich zu gleicher Zeit in dieſen heitern Räumen. Wir begaben uns hierauf wieder nach dem **Place Dauphine** in das Stadthaus von Duffour, wo wir ein Frühſtück ein nahmen. Mein Freund hatte die Aufmerkſamkeit, die Weine auftragen zu laſſen, deren Proben im Keller mir am meiſten gemundet hatten. Auch meine Reiſegefährten, ſo wie unſer Freund Reiher waren eingeladen.

Es war heute das letzte Mal, daß ich Duffour in Bordeaux ſehen ſollte. Ich verabſchiedete mich bei ihm mit dem herzlichſten Danke für ſeine wahrhaft freundſchaftliche Aufnahme, wie mit dem Verſprechen, daß er mich in dieſem Jahre in meiner Heimath aufſuchen wolle. Möge er Wort halten. Zwar bin ich nicht im Stande ihm ſo viel Genuß zu bieten, als ich bei ihm fand. Aber ein Ausflug nach Jena wird ihn für Anderes entſchädigen. Dort wollen wir wieder der alten Zeiten gedenken, an Freundes Arm am Ufer der Saale wandeln, und die wohlbekannten Orte aufſuchen, die uns damals gaſtlich aufgenommen haben. Mag ſich auch manches in ihrem Aeußeren geändert haben, wir ſind die Alten geblieben und werden treu unſere Freundſchaft bewahren, die im jugendlichen Feuer geſchloſſen, dem herangereiften Mannesalter um ſo heiliger iſt.

Leben in Bordeaux.

(Vorzug der Bordogeleiſen vor andern Franzoſen. Zurückgezogenheit der unverheiratheten Frauenzimmer. Cottericen in Bordeaux. Beſuch der Promenaden. Deutſche in der Stadt und deren Einfluß auf die Sitten. Neger.)

Der Eindruck, welchen Bordeaux auf jeden Fremden macht, iſt nur ein freundlicher. Das Leben bietet hier eine Menge von Genüſſen, während es frei iſt von den gewöhnlichen Unannehmlichkeiten von Städten gleicher Größe und Verhältniſſe. Wenn wir einen Vergleich zwiſchen Lyon, Marſeille und Bordeaux anſtellen, ſo fällt er nur zum Vortheil der letzten Stadt aus. In Lyon iſt neben drückender Armuth der arbeitenden Klaſſen viel Cynismus bei den höhern Ständen ſichtbar, der ſich eben ſo oft in Kleidung, als Geſinnung kund gibt. Marſeille würde mehr gefallen, wenn nicht die Sittenloſigkeit und Unreinlichkeit daſelbſt ſo groß wäre, als deren Folge eine gewiſſe Zurückgezogenheit der beſſeren Familien zu betrachten iſt, die faſt nur auf ihre kleinen Kreiſe beſchränkt ſind. Dies alles fällt in Bordeaux weg. Neben großem Wohlſtand fanden wir recht ſolides Leben. Auf der einen Seite verläugnet der Franzoſe ſeine angeborne Fröhlichkeit nicht, eben ſo wenig das Streben nach Genuß; aber auf der andern zeichnet rechtlicher Sinn und Mäßigkeit den Bordogeleiſen aus. Dabei hat er eine Tugend, die den Franzoſe neben nicht allgemein zugeſchrieben werden kann, die Reinlichkeit. Die Straßen und Häuſer der Stadt werden ſauber gehalten; eine gewiſſe Nettigkeit iſt überall ſichtbar. Dieſe Reinlichkeit bildet einen großen Gegenſatz mit Lyon und beſonders mit Marſeille und gewinnt den Fremden gar ſehr. Ferner iſt der Bordogeleiſe zuvorkommend gegen Fremde, die leicht in Familien Zutritt finden. Nur von den unverheiratheten Frauenzimmern verlangt man, nach franzöſiſcher Sitte, große Zurückgezogenheit; es gilt für unſchicklich, wenn ſich bei einem Ball die Tochter von der Mutter trennt, mit einem Herrn geht oder ſich unterhält; ihr Ruf würde darunter leiden. Iſt ſie aber verheirathet, dann hat ſie deſto mehr Freiheit, und manches, was vielleicht bei uns übel gedeutet würde, nennt man hier Sitte und Anſtand. Gewiß verdient die deutſche Sitte auch hier den Vorzug. Bei uns wird bei der Jungfrau mit Recht ſo viel Sittſamkeit vorausgeſetzt, daß ſie auch im freiern Umgang mit jungen Männern ihre Tugend zu bewahren weiß; dagegen meinen wir auch nicht, daß die Frau mit dem Eintritt in den Eheſtand gleichſam ein Recht zu größerer Ungebundenheit erlangt. Das zarte und richtige Verhältniß, welches bei uns im Umgange zwiſchen beiden Geſchlechtern ſtatt findet, wirkt eben ſo vortheilhaft auf die gute Ausbildung und Moralität der jungen Leute, als ſie ein ſchönes Familienleben begründet, welches ſo nur in unſerem Vaterlande und bei den verwandten germaniſchen Stämmen anzutreffen iſt.

Ungeachtet durch die Folgen der Revolution und überhaupt durch die fortſchreitende Kultur die Verſchiedenheit der Stände äußerlich ſehr ausgeglichen iſt, ſo iſt dem Fremden doch bald bemerkbar, wie hier gewiſſe Kotterien ſich zuſammen halten. Schon oben erwähnte ich, daß es in dieſen Gegenden einen zahlreichen Adel gegeben habe. Sein Beſitz und ſeine übrigen Privilegien ſind zwar geſchwunden, indeſſen wird man ſein Daſeyn doch noch gewahr. Er lebt meiſt für ſich abgeſondert in der Altſtadt; den Umgang mit dem Kaufmannsſtande vermeidet er, da er es ihm im Aufwand nicht gleich zu thun vermag.

Den eigentlichen Ton gibt der reiche Kaufmann an. Er iſt gebildet und zuvorkommend. Seine Wohnung iſt in Charteron oder Chapeau rouge. In der Umgegend gehören ihm zahlreiche Landhäuſer und Güter mit Weinbeſitzungen.

Die geringere Volksklaſſe, die Gasgogner, ſind thätige, ordnungsliebende Menſchen, die durch ihren natürlichen Verſtand und durch ihr heftiges Temperament ſich bemerklich machen. Ihre Sprache bleibt dem Fremden, ſelbſt wenn er des Franzöſiſchen wohl kundig iſt, unverſtändlich.

Die elegante Welt zeigt ſich gern auf den Promenaden, in der Allee Tourey, in St. Saurin, auf dem Louisplatze, auf dem Platze la Dauphine. Dieſe Promenaden muß man ſich übrigens von unſeren Spaziergängen weſentlich verſchieden denken. Wir Deutſchen verlangen zum Spazierengehen einen grünen Platz, der Schatten gewährt und vielleicht auch eine Ausſicht hat; der Franzoſe iſt leichter zufrieden geſtellt. Er will ſehen und geſehen ſeyn; die Converſation iſt ſein Element. Alles erreicht er auch auf beſchränktem Raume, wenn nur Geſellſchaft da iſt. Selbſt Wieſen und Bäume können fehlen; der Staub erhebt ſich vielleicht in unabſehbaren Wolken. Gleichviel; wenn nur die faſhionable Welt nicht fehlt. Die Kleidung iſt reinlich und anſtändig, wenn auch nicht immer nach der neueſten Pariſer Mode. Ich glaube, daß die modernſte Tracht eher nach Frankfurt und Berlin gelangt, als hieher.

Fremde gibt es hier ſehr viel; der große Handel vereinigt Menſchen aus allen Nationen. Beſonders ſind die Deutſchen ſehr zahlreich in Bordeaux. Dem Deutſchen wird es vermöge ſeiner Rechtlichkeit und Induſtrie leicht, in einem fremden Ort ſich Eingang zu verſchaffen. Man ſucht ſeine Dienſte gern auf. Es iſt wohl nicht zu viel behauptet, wenn ich ſage, daß faſt die Hälfte der zahlreichen Fremden aus Deutſchen beſteht, und ein großer Theil des wichtigen Weinhandels allmählig in ihre Hände gekommen iſt. Sie wohnen meiſtens in Charteron. Man kömmt öfters in eine größere Geſellſchaft, wo die Converſation nur deutſch geführt wird. So ſehr übrigens der Deutſche an ſeinem Vaterlande hängt, ſo ſind doch hier die

Digitized by Google

Annehmlichkeiten des Landes ſo groß, daß er ſich ſelten ſeine Heimath zurück wünſcht. Wir haben von mehreren Landsleuten gehört, die nach längerer Abweſenheit ihr Vaterland beſuchten, aber dann gern wieder nach ihrem Bordeaux zurückkehrten, welches ihnen durch Klima und Lebensweiſe lieb geworden war. Es gehört jetzt zum guten Ton für die höhere Kaufmannswelt, in Deutſchland eine Zeit lang zugebracht und die deutſche Sprache erlernt zu haben: ſo ſehr iſt unſer Land in der Achtung der Franzoſen geſtiegen. Meine Freunde Duffour und Reiher, welche beide ihre Bildung Deutſchland verdanken, ſind ſprechende Beiſpiele für meine Behauptung. Irre ich nicht, ſo ſind auch die Vorzüge, die wir oben an den Bewohnern von Bordeaux rühmten, eine Folge des Einfluſſes, welchen der Umgang mit den Deutſchen und deren häufige Niederlaſſung in Bordeaux ausgeübt hat.

In Folge des gegenwärtigen politiſchen Zuſtandes der pyrenäiſchen Halbinſel, hatten dermalen eine große Anzahl angeſehener ſpaniſcher Familien in Bordeaux ihren Wohnſitz aufgeſchlagen und mit ihrem ganzen Reichthum ſich hierher gewendet. Wir trafen hier faſt ſo viel Spanier an, als man in Calais oder Havre de Grace Engländer findet. Doch hoffentlich iſt der Aufenthalt der Spanier nur vorübergehend; möge ihr armes Vaterland bald die Ruhe finden, deren es ſo ſehr bedarf.

Auffallend war mir die große Menge von Negern und Negerinnen, denen man überall begegnet. Es ſind die Nachkommen der vielen Neger, welche aus Domingo auswanderten und denen hier Napoleon eine Freiſtätte angewieſen hatte. Er gab ihnen anfangs die von den Mönchen verlaſſene Karthauſe, welche eine Viertelſtunde von der Stadt liegt, zur Wohnung. Bald breiteten ſie ſich mehr aus, lernten Künſte und Handwerke und bilden jetzt einen nützlichen Theil der dortigen Bevölkerung, denen man gern Vertrauen ſchenkt. —

Nach einem längeren Aufenthalt in Bordeaux verließ ich dieſe Stadt mit vielen angenehmen Rückerinnerungen mit herzlichem Danke erfüllt für die gaſtfreie Aufnahme, welche ich bei meinen alten Univerſitätsfreunden gefunden, und vollkommen befriedigt durch das, was ich hier Neues geſehen und erfahren habe. Raſch ſetzte ich meine Reiſe über Angouleme, Tours, an den reizenden Ufern der Loire vorüber, durch Blois, Orleans, nach Paris fort, wo ich nach einer Fahrt von 8 Tagen und 3 Nächten den 26. September ankam. Es iſt das dritte Mal, daß ich dieſe Stadt der Welt beſuche. Jedes Mal hat ſie einen großen Eindruck auf mich gemacht, und immer zu neuen und anziehenden Betrachtungen Veranlaſſung gegeben. Paris iſt in manchen Theilen, ſeit ich zuletzt hier war, ſehr verſchönert und vergrößert worden; die zunehmende Volksmenge machte eine Vermehrung der Wohnungen nothwendig. Sonſt hatte ſich wenig geändert. Sich gleich geblieben iſt das unbeſchreibliche Drängen und Treiben in den Straßen und den öffentlichen Orten, der ſchnarrende dumpfe Lärm, den die ſtete Bewegung, das beſtändige Wogen der ungeheuern Menſchenmenge verurſacht. Da ich daſſelbe Hotel wieder bezog, in welchem ich im Jahre 1831 gewohnt hatte (Hôtel Vivienne rue Vivienne) und auf mein Bitten ſogar mein ehemaliges Zimmer erhielt, ſo fühlte ich mich bald wieder heimiſch; ja die fünfjährige Abweſenheit verſchwand oft ganz aus meinem Gedächtniſſe, wobei die freundliche Gaſtgeberin Demoiſelle Poulet in ihrer gewohnten Weiſe ſich mit mir unterhielt, dieſelben Dienſtboten meiner warteten, und derſelbe grämliche Portier mir die Hausthüre öffnete. Paris iſt ſo bekannt, ſo viel beſchrieben und beſprochen, daß ich befürchten müßte, die Geduld des geneigten Leſers zu ermüden, wenn ich zu dem Vielen ſchon Geſagten noch meine Bemerkungen hinzufügen wollte. Ich beſchränke mich daher auf das Wenige, was bei meinem diesmaligen kurzen Aufenthalt meine Perſon ſelbſt betrifft. Zwei Dinge beſchäftigten damals die Pariſer: die Aufrichtung des Obelisken von Luxor und die Krankheit des Orang-Utangs im Jardin des Plantes. Der Erſteren wohnte ich bei; dem Rieſen-Affen machte ich meinen Beſuch. In der großen Oper ſah ich die Taglioni in ihrer Force-Rolle als Donauweibchen den rauſchendſten Beifall ernten. Im Theater des Palais royal ſah ich das Conseil de discipline, welches ſehr gut gegeben wurde. Bekanntlich iſt dieſes Stück eine beißende Satire auf die hieſige Nationalgarde, deren Weſen und Einrichtungen, wie ſie jetzt beſtehen, lächerlich gemacht werden. Dann beſuchte ich das Theater Ambiguë, wo man das jetzt ſo beliebte Stück le Gamin de Paris gut aufführte. Da das Stück auch auf unſern deutſchen Bühnen gegeben worden iſt, ſo enthalte ich mich eines jeden Urtheils darüber. Auch verſäumte ich nicht mich in dem Caffée Turc einzufinden, um von dort das gegenüberliegende Haus in Augenſchein zu nehmen, aus deſſen Fenſtern die Höllenmaſchine Fieschis Tod und Verderben unter die Umgebungen Louis Philipps ſchleuderte.

Der Mangel an Zeit geſtattete mir nicht, alle meine frühern Bekannten und Freunde in Paris aufzuſuchen, doch machte ich der mir aus dem Vaterlande her längſt befreundeten Familie des Königl. Sächſ. Geſandten Baron von Könneritz meinen Beſuch und fand dort die herzlichſte Aufnahme. An die beiden Diners, denen ich in dieſem Hauſe beiwohnte, knüpfen ſich die heiterſten Erinnerungen meines dermaligen Aufenthaltes zu Paris. Der liebenswürdige Geſandte überſchüttete mich mit Höflichkeiten und Gefälligkeiten aller Art; ſeine geiſtreiche Gemahlin theilte mir die neueſten Nachrichten aus der Heimath mit, worin auch der Meinigen Erwähnung geſchah. Seit zwei Monaten entbehrte ich aller Kunde aus dem Vaterlande. Das unglückliche Verlorengehen eines meiner Briefe, worin ich die Orte, an welche man Briefe an mich, poste restante, adreſſiren ſolle, genau beſtimmt hatte, trug, wie ich ſpäter erfuhr, die Schuld dieſes Mißgeſchickes. Die Sehnſucht nach Frau und Kind erwachte jetzt ſtärker, als je in meinem Innern; Paris hatte keinen Reiz mehr für mich; ich beſchloß abzureiſen und machte auch ſofort meine Anſtalten zur Abreiſe.

In Paris trennte ich mich von meinen bisherigen Reiſegefährten, von A. und von W. Der Abſchied war nicht ohne Rührung für beide Theile. Der Zufall hatte uns zuſammengeführt, gleiche Geſinnungen hatten uns auf einer zum Theil gefahrvollen, wenigſtens nicht unintereſſanten Reiſe enger mit einander verbunden. In voller Eintracht hatten wir in fremden Ländern faſt ein halbes Jahr verlebt, Freud und Leid getheilt, ja wie Brüder uns aneinander gewöhnt, mit jugendlichem Feuer — vielleicht das letzte Mal vor dem nahen Eintritt in das ernſte Mannesalter — das Freundſchaftsbündniß geſchloſſen. Jetzt ſchlug die Stunde der Trennung. Wir ſchieden mit den Gefühlen von Liebe und dankbarer Anerkennung deſſen, was wir uns gegenſeitig geweſen waren. Mögen dieſe Zeilen, wie ſie meinen theueren Reiſegefährten manche freudevolle Reminiscenz gewähren mögen, ſo insbeſondere öffentliche Kunde geben von der freundlichen und dankbaren Geſinnung, mit der ich ihnen fortwährend zugethan bin.

Meine Reiſe von Paris nach Frankfurt bot wenig Intereſſantes dar. Je näher ich den vaterländiſchen Grenzen kam deſto mehr wuchs die Achtung vor dem preußiſchen Gouverne

ment, wenn auch der Wahn ſich nicht minderte, daß in[illegible] land allgemeine Unzufriedenheit [illegible] zoſen wieder bei uns zu erſcheinen [illegible] über all Anhang zu finden. Daß die R[illegible] [illegible]chen, dergleichen Meinung zu verbre[illegible] ſelbſt, auch brauche ich nicht zu erinner[illegible]k.it der Franzoſen ſolchen Gerüchten, die [illegible] ſchmeicheln, gerne Glauben ſchenkt.

Doch ich breche hier ab. Bevor ich das franzöſiſche Gebiet verlaſſe, bitte ich den geneigten Leſer um die Erlaubniß, ſeine Aufmerkſamkeit noch auf einige Bemerkungen, welche ich über den allgemeinen Zuſtand der Dinge in Frankreich bei meinem mehrmaligen Aufenthalt in dieſem Lande gemacht habe, hinlenken zu dürfen. *)

Rückblick auf das Münchener Theater 1836.

(Geſchrieben Anfang 1837.)

I. Es iſt ein eigener Zauber um die Bretter, welche die Welt bedeuten, das beweiſet uns Göthe in ſeiner naiven Erzählung über die Magie des kleinen Theaters, das ihn im elterlichen Hauſe, als ſein hoher Genius kaum aus der Knospe brach, bis zur ſüßeſten Manie entzückt hatte; — das beweiſen unſere eleganten Theater-Rezenſenten, die unermüdlich jede Miene, jeden Ton, jeden Accent eben ſo ſcharf und genau mit ihren optiſchen Gläſern meſſen, wie jede Stellung, jede Geberde, jede Bewegung und jede Muskel. O die kritiſche Schärfe dieſer Herren zerſetzte mittlerweile ganze Individualitäten; ſie ätzte ſo tief als hätten ſie Marmorſtatuen, ihre Lauge biß ſo herb ein, als wären Auswüchſe von ſchönen geſunden Formen rückſichtlos wegzuwaſchen.

Wohl jenem Künſtler oder jener Künſtlerin, oder — wenn Sie mit dem Ehrennamen nicht ſo verſchwenderiſch ſeyn wollen, dieſem Akteur, dieſer Actrice, wenn ſie unter dem ſchirmenden Baldachin irgend eines Münchener-Theater-Kritik-Inſtitutes eine Freiſtätte für genialiſche Unarten gefunden haben! Das Genie beſchützt immer am beſten das Genie, weil die Natur ſchon ein feſtes Einverſtändniß zwiſchen ihnen begründet hat. Regulus wurde angekündigt und wir erwarteten ſehnſüchtig den Abend, an welchem Eßlair als Konſul Metellus uns die unſterbliche Größe der ſtolzen, weltbeherrſchenden Roma, des völkerbeſiegenden, erhabenen Senates, der Meere und Länder umſpannenden, kühnen, allmächtigen Republik in plaſtiſcher Vollendung veranſchaulicht! Die Intendanz ſichtete die Schätze des Repertoirs. Collin, der öſterreichiſche Tragöde, der den Muth hatte, eine römiſche Größe anzufaſſen, und ſie für einen Abend vom Cothurn der Geſchichte auf den künſtleriſchen des Dramas zu ſtellen, der weit entfernt von der deklamatoriſchen Unart eines Seneka Menſchen und menſchlich geſinnte Helden in den Rahmen der Tragödie einfügte, erlebte den Zuruf: erhebe dich mit deinen Römern, mit ihrem männlichen, hohen Charakter und zeige dich wieder einmal der ſchauluſtigen Generation, die mir im romantiſchen Goldnebel zu erſchlaffen beginnt. Zeige ihnen, was es Herrliches ſey um eine edle Mannheit, um Thatkraft, um einen Willen, groß zu handeln und um das Bedürfniß, moraliſch groß zu ſeyn. Erwecke wieder das erloſchene Gefühl der Selbſtſtändigkeit hoher Naturen und den Patriotism, der nunmehr ein hohler Name iſt! — Endlich ſahen wir Regulus und Metellus! Eßlair übernahm die Rolle des Letzteren, denn dieſer iſt ja der Mittelpunkt der Handlung, dieſer die Axe des Seyns der Römiſchen Republik und die Säule des Staates. Re- ſteht uns handelnd ferne gerückt, lange ſympathiſiren dem paſſiven Helden, denn Carthago hatte ihm den [illegible] Arm gelähmt, bis er in Rom, im Angeſichte des Senates, vor dem Volke ſeine Anſichten, ſeine Handlungsweiſe und ſeine Grundſätze mit jenen des Metellus in Eins verſchmilzt und mit dieſem, ihm an Seelengröße und Charakter verwandten Staatsmanne zum Wohle Roms ſich über die wichtigſten Maßregeln zur Erhaltung ſeiner Macht innigſt verſtändigt, mit der edelſten Selbſtverleugnung aufopfert und der Rache der Karthager preisgibt. In Eßlair's künſtleriſcher Individualität leuchtete uns Rom wieder auf. Seine hohe Geſtalt, die Macht des Organs, der nun ernſte, feierliche, nun einſchmeichelnde, väterliche Vortrag, der immer, wie ſein patriotiſches Gefühl zwiſchen Mitleid, Bewunderung und Liebe für ſeinen großen Freund Regulus und zwiſchen Patriotismus getheilt, alle Saiten bald anregend, bald beſänftigend, bald warnend anſchlägt, entrückt uns auf das Kapitol, auf das Forum, in den Senat und hält uns durch jede Bewegung, durch jede Miene, durch jedes Wort das ergreifende Bild des Konſuls und jenes eines römiſchen Bürgers, als ein meiſterhaftes, hiſtoriſches Tableau vor. — Wie ein römiſcher Conſul einherſchreitet, auf deſſen Wink der halbe Erdball zittert, als blickte ihn Jupiter zürnend an, wie er ſich bewegt, wie er den Mantel wirft und maleriſch faltet, um eine rhythmiſche Draperie zwanglos, mit einer plaſtiſchen Attitude effektvoll vor das Auge hinzuzaubern. Die wenigſten Schauſpieler verſtehen es, in der römiſchen Toga, überhaupt im antiken Coſtüme ſich maleriſch zu bewegen, denn ach, der moderne Frak, die Cravate, die Blouſe, die Pantalon und die Schirmkappe oder der Hut ſind ein ſo ſüß und bequem angewohntes Vêtement, daß ſie nicht wiſſen, wie ſie Hand und Fuß in Einklang bringen, ſobald ſie einen Schritt in die klaſſiſche Vorzeit, über die Linie eines modernen Kleidermachers zurück zu thun haben. Mit mehr Geſchick finden ſich die Damen darein, weil ſie mit der angebornen Anmuth auch ſchnell die graziöſe Einfachheit des antiken Frauencoſtüms zu erwerben wiſſen. — Hölken als Regulus erſchütterte uns nicht in dem gewünſchten Grade. Er griff den Feldherrn zu tiefgebeugt auf. Der ächte Römer beſitzt eine Gladiatoren-Seele, die dem Schmerze ſelbſt Trotz bietet. Hölken trug dieſe düſtere Gemüthsſtimmung auf alle Situationen, auf Ton und Rede über und gab dadurch dem Charakter das Anſehen eines exilirten Mannes, der nur der Macht ſich unterwirft, aber nicht aus großſinniger Freithätigkeit das Schickſal in die Schranken ruft und ſelbſt im Siege deſſelben über ſeine phyſiſche Individualität die Freiheit bewahrt. Die Darſtellung der Senatoren, des Volkstribuns Publius, ſo wie der Gattin des Regulus trug ebenfalls dazu bei, um ein gelungenes, dramatiſches Enſemble zu gewähren. Die ganze Vorſtellung machte ſich des Beifalls würdig.

II. Dieſe Römerwelt, die wie ein überraſchendes Phänomen am Repertoir-Horizont auftauchte, und wie ein abgeſchiedner Geiſt, den Katakomben entſtiegen, an die verſunkene Herrlichkeit Roms mahnte, war eigentlich ein Verſuch der K. Hoftheater-Intendanz, das Publikum hinſichtlich ſeiner Empfänglichkeit für antike Stoffe kennen zu lernen. Der Sinn für die Antike, ohnehin jetzt in München immer lebhaft angeregt durch die Anſchauung der plaſtiſchen Werke, die uns aus Künſtlerhänden mit jedem Jahre entgegen kommen, wird mittlerweile die Tragödien eines Aeſchylus, Sophokles und Euripides mit den Chören freudig aufnehmen. Das Auge gewöhnt ſich allmählig an die einfachen, grandioſen Formen

*) Dieſelben wurden bereits im Fränk. Merk. mitgetheilt.

Digitized by Google

und verlangt ſie am Ende in lebendiger, abwechſeln[illegible] wegung. Die Rhythmik der plaſtiſchen Kunſt überſ[illegible] in jene der Rede, der lyriſche Schwung des griechiſch[en] Chors mit ſeiner tiefen, in Bildern prangenden Reflexion erweckt vollends die Zauber des Liedes und — der große Schiller wagte keinen leeren Traum, als er die geiſtreiche Vorrede zur Braut von Meſſina geſchrieben hatte. Aber ſo ſchwärmt nur ein wolkentretender Phantaſt, ſagen Sie, wie ich in dieſer Mittheilung. Wo käme das chriſtlich-romantiſche Prinzip hin, das mit unſerem germaniſchen Leben in der Wurzel unſeres Nationalſeyns ſo innig, ſo organiſch verwebt iſt, daß man es nie mehr verdrängen kann, ohne das deutſche Leben ſelbſt ganz zu zerſtören? Laſſen Sie uns, ruft mir ein Anderer zu, antik-romantiſch-mythiſch-religiös ſeyn im Drama wie in der Kunſt überhaupt! Der Deutſche bildet ſich gerne aus der fremdartigſten Vielheit eine Totalität, die ſich ihm als ächtes Nationalprodukt in ſeiner frommen Selbſttäuſchung aufdringt. Der unverwüſtliche Nachahmungs- und Nachbildungstrieb des Deutſchen, ſeine Manie mit ſchwärmeriſcher Ueberſchätzung alles Fremden aus allen Zonen die eingeborne Nationaleigenthümlichkeit zu vernichten und wie der Polyp ſich von Allem vollzuſaugen, was exotiſch iſt, ſtreckt ſeine Arme eben ſo gierig nach den entfernteſten Jahrhunderten, nach Griechenland und Latium und ſelbſt nach Indien, nach den Geiſterſchätzen des Sanſkrit, um ſeine Originalität nie ſelbſtſtändig aus ſich ſelbſt ſich entwickeln zu laſſen. Und doch fällt er ſo gerne in ſeine Schwachheiten, in ſeine ſentimentalen Fieberzuſtände, in ſeine moraliſchen Paroxismen und in ſein ihm ſo lieb gewordnes Philiſterthum wieder zurück, ſobald ihm ein häuslicher Jammerlaut in ſeinem moraliſchen Gleichgewichte ſtört. Wir ſtreben raſtlos nach fremden Formen und können uns nie ſättigen, allein wir laſſen die moraliſchen Größen ohne Rückwirkung auf unſre ethiſche Metamorphoſe an uns vorübergehen, indem nur der Geiſt voll aufgeregter Thätigkeit, auch die Aneignung des Auslandes und der klaſſiſchen Vergangenheit und das Sichſelbſt und freibeſtimmende des kategoriſchen Imperativs großer Nationen als Vorbild verſchmäht!

III. Dacht' ich's doch, daß Sie mich bald einen Paradoxiſten nennen werden, der obendrein vom Beſonderen zum Allgemeinen ſo frivole Abſprünge macht, daß man leichter einer Par-force-Jagd beiwohnt, als einem ſolchen Ideengewirre zu folgen. Ich ſprach von den Münchener Theater-Zuſtänden, lenkte auf den Colliniſchen Regulus und auf den Conſul Metellus — Eſſlair ein. So wollte ich den Faden der Mittheilung ein- und ausſpinnen, ein kunſtgemäß geflochtenes Netz weben und einen Fiſchzug thun, der auf eine geraume Zeit ausreichen ſollte. — In Paris entzündet ein römiſches Drama, z. B. ein Sylla von Jouy, ein Cinna, ein Katilina u. ſ. w. Tauſende, und begeiſtert ſie mit einer ſolchen Gewalt, daß ſie nur eines Winkes bedürfen, Gewehr im Arm nach den Pyrenäen, nach den Apeninen, über den Rhein oder nach Boulogne zu marſchiren und über einen umgeſtürzten Thron nach Conſtantine oder nach Theben am Nil ſtürmen, und auf dem ganzen Marſche, bei allen Fatiguen die Marſeillaiſe: Allons enfants de la patrie ꝛc. ſingen!

In Deutſchland? Da läßt man Kotzebueſche Thränen weinen, ſich vom animaliſchen Magnetism im Kätchen von Heilbronn magiſch berühren und verzücken, von der Grillparzeriſchen Ahnfrau tödtlich anſchauen, vom Mädchen von Orleans auf Roſenwolken gegen Himmel in die ewige Glorie tragen, vom gigantiſchen Wallenſtein mit dem Erdgeiſt in Rapport [illegible] ſiegt mit Piccolomini und mit ſeiner engelgleichen [The]kla [in] eine ewig heitere Idealwelt, wohin weder die Schuld, noch die Rache den eiſernen Arm auszuſtrecken vermag. Man philoſophirt nach Kantiſchen Prinzipien mit dem großen Malteſer in Don Karlos und begeiſtert ſich für die erhabene Würde des Menſchen, welche der nun ſchon bald verkannte, edle Fichte dem ganzen Menſchengeſchlechte vindizirt hatte. Aber — Geduld, rufen Sie mir zu, im Wilhelm Tell ſchlägt ein anderer Puls. Der herrliche Dichter iſt dort ſo hoch, wie die Schweizer-Gebirge und ſo tief wie die Seen der Schweiz! Ein Tell und ein Geſſler, ein Stauffacher und ſeine hochſinnige Ehefrau, ein Melchthal und ein Baumgarten — und über dieſe Geſtalten das errungene, heilige Banner der Freiheit! Fühlt und denkt das deutſche Volk nicht auch wie jenes zu Rom und zu Athen? — O ja, es hat manchen Brutus aufzuweiſen, aber nur gegen den auswärtigen Todfeind ſeiner Freiheit! — —

Ich erinnere Sie an Otto von Wittelsbach. Durchzuckt nicht im Augenblicke ein elektriſcher Schlag tauſend Herzen, wenn der ſo ſchnöde getäuſchte Pfalzgraf ſein gewaltiges Schlachtſchwert in die Höhe ſchwingt und Rache nimmt für Lug und Trug! Ich räume Ihnen gerne Alles ein, mein Freund! Das deutſche Volk vereint alle übrigen Völker in ſich, wenn wir es von der Bühne her und nach der Bühne hin betrachten. Alle geiſtigen National-Elemente nimmt der deutſche Genius in ſich auf und reproduzirt ſie entweder, ſobald er hohe Schöpferkraft beurkunden will, in ganz originellen Formen, oder prägt ſie glücklich mit der Beimiſchung der National-Individualität nach.

Wir ſahen in München Calderon, Shakespeare, Gozzi, Goldoni — nie Alfieri —, dann Racine, nie aber Corneille, nicht einmal ſeinen Cid! Leſſing, Schiller, Göthe mit dem leichten Truppenkorps der Schauſpieldichter und dem thränenbeladenen Train Kotzebue's und Ifflands; ſeit einigen Jahren Raupach und Grillparzer und Theodor Hell, den Wiederkäuer der franzöſiſchen dramatiſchen Flachheiten, die er uns, wie Tiek ſagt, wenn ſie in Frankreich ſchon veraltet, und reizlos ſind, in deutſcher Uniform — wie ausgetrocknete Confituren, mit Sächſiſch-poetiſchem Süßwaſſer aufgeweicht, für unſeren dramatiſchen Magen zubereitet, wechſeln ihre Fahnen und ziehen mit ihren Gebilden über die Bühne.

Schiller iſt durch ein heiliges Erbrecht des Genie's berufen, die Bühnen Deutſchlands zu beherrſchen und ſo lange ein deutſcher Laut und ein deutſches Ohr beſtehen werden, der von Gott inſpirirte, mit allen Inſignien des Geiſtermonarchen ausgeſtattete Autokrat, dem ſich alle Geiſter und Herzen neigen. In ſeinem Marquis Poſa hinterläßt dieſer große, edle Geiſt der deutſchen Nation — ja wohl allen Völkern der Erde das unantaſtbare, ewige Vermächtniß der Menſchenwürde und der Freiheit. Dieſer Dialog zwiſchen Philipp II. und dem Malteſer reicht allein aus, Tauſende für die ewigen, angeſtammten Rechte der Menſchheit zu entflammen und ſich der Verwandſchaft mit der Geiſterwelt, mit dem Göttlichen bewußt zu werden.

2.

Literariſcher Salon von und für Bayern.

Ueber die poetiſchen Richtungen unſerer Zeit, von Melchior Meyr. Erlangen, Heyder 1838. 8. 154 S.

Nicht leicht hat uns unter den vielen kritiſchen Schriften

Digitized by Google

und Aufſätzen in neueſter Zeit etwas ſo ſehr be[illegible] obige Broſchüre, durch welche ein junger Literat [illegible] Jugend ſo wohlanſtehenden Beſcheidenheit in [illegible] Schriftſtellerkreis ſich eingeführt hat. Und [illegible] willkommen heiſſen. Der Verfaſſer genügt in [illegible] Vorworte auch denjenigen, welche an Jeden [illegible] ſtab der eignen oder fremden Perſönlichkeit anlegen, [illegible] wer iſt der Mann? was will er? Wie erſah[illegible] daß ein paar der folgenden Aufſätze, ſchon früher in Zeitſchriften abgedruckt waren, wo ſie auch damals ſchon vielſeitige Anſprache fanden, und wir dürfen hoffen, daß der Verfaſſer uns noch mit einem bedeutenden literariſch-kritiſchen Werk erfreuen [illegible], da er ſein Studium fortwährend den jetzigen Dichter[illegible] zuwendet, und auch der kleinſte Pulsſchlag im Körper der deutſchen Lyrik ſeiner Aufmerkſamkeit nicht entgeht. Dann wird er uns auch nur das bieten, was neu und friſch dem Geiſte und der Feder entſprungen iſt, unähnlich den jetzt ſo autoritätsſüchtigen Literaten Norddeutſchlands, welche unter allerlei Sammeltiteln, ſchon längſt Geſchriebenes und Gedrucktes neu aufwärmen. Ueber die vier der berühmteſten neuern Dichter: Heine, Platen, Uhland und Rückert verbreitet ſich der Verfaſſer in ausführlichen Abhandlungen und fügt zum Schluß noch einen Anhang über das „junge Deutſchland“ bei. Im Eingang führt er uns den vor, der die deutſche Lyrik in ihrer Vollendung repräſentirt, unſern Rückert. Zuerſt ſpricht er über die ſchon früher erſchienenen Bruchſtücke eines Lehrgedichts, dann über das nun vollendete Lehrgedicht ſelbſt, „die Weisheit der Brahmanen.“ Er weiſt gar ſchön nach, wie in dieſen leicht fließenden Zeilen der Dichter die lyriſche Poeſie ſelbſt weiter gerückt habe, ja wir möchten ſagen, ihr ſelbſt die Krone aufgeſetzt, indem er allen Lebensbeziehungen eine ſolche Anſchauung abgewonnen hat, die wir nicht anders, als mit dem Geſammtwort Humanität (nach jenem Heider'ſchen Begriff) bezeichnen können. Dazu hat Rückert noch ſeiner Lyrik das ſpekulative Element angeeignet, und ſo eine Philoſophie vorgetragen, die aus der tiefſten Tiefe der Innerlichkeit ihre Betrachtungen ſchöpft. Einen großen Sprung muthet uns Herr Meye zu, wenn er nun ſogleich zu Heine's Reiſebildern und Buch der Lieder übergeht. Nie iſt Heine's Charakter (was Verf. in Zweifel zu ziehen ſucht, ſ. Seite 33) mit ſolcher Wahrheit entwickelt worden, ſeine Sucht zu glänzen, ſeine pathetiſche geiſtloſe Schauſpielerei, ſeine freche Leichtſinnigkeit, ſeine Kenntnißloſigkeit, endlich ſeine ungeheure Inconſequenz und Geiſtesconfuſion iſt hier ſo genau zergliedert, daß Heine als der Repräſentant der modernen Geſunkenheit auf dem Gebiete des Geiſtes daſteht. Wir haben jedoch hier nicht eine blinde Parteilichkeit, die das Kind mit dem Bade ausſchüttet, ſondern der Verf. weiß recht gut Edelſteine von Glasperlen zu unterſcheiden und ſtellt jene, ſo viel ihrer Heine hat, in das verdiente Licht, das ſie auch nie verlieren werden, wenn gleich ihre Zahl ſehr gering ſey. „Man möchte, ſagt einmal der Verf., hierin eine Gnade Gottes erkennen, der auch dieſer niederen Richtung vergönnte, wenigſtens hie und da in reine Blüthen auszuſchlagen.“ — Wir kommen nun zu Platen, jenem Dichter, von welchem einſt Göthe geſagt hat, daß ihm die Liebe fehle, was man anfangs immer auf Heine bezog. Der Verf. weiſt ſeinen Mangel an lyriſcher Unmittelbarkeit, ſeine Unbeſtimmtheit und Einförmigkeit der Empfindung, ſeine Selbſtſucht nach, zollt ſeiner horaziſchen Lebensphiloſophie, ſeinem Adel der Geſinnung und ſeinem großen Gemüth, die volle Anerkennung. Dieſe Richtungen mußten Platen zur Ballade und Hymne und Ode führen, wo man ihn durchweg als klaſſiſch bezeichnen muß Die deutſche Sprache verdankt ihm den rhytmiſchen Wohllaut, der ihr Versmaße mundgerecht macht. Mit Klarheit behandelt [illegible] Verfaſſer die geſammte Selbſtdurchbildung der „U[illegible]n Muſe von dem Romantiſch-Phantaſtiſchen (für „w[illegible]es er allein das bekannte harte Urtheil Göthe's gelten läßt) „bis zu ihrer entſchiedenen Freiheit im Claſſiſch-Romantiſchen „und er faßt ſein Urtheil in dem kurzen Satze zuſammen:“ Uhlands eigentlicher Werth beſteht darin, daß er der geſundeſte und klarſte romantiſche Lyriker iſt. So haben wir alſo in Uhland das vereinigt, was Göthe für unvereinbar erklärte, indem er einſt die Definition gab: „claſſiſch iſt geſund, und romantiſch iſt ungeſund.“ In Bezug auf das Einzelne hat der Verfaſſer ſeine Kritik etwas kleinlich kritelnd gehalten, wie ſie für die Begeiſterung des Dichters, der eben nur ein fliegendes Blatt den Winden gibt, doch zu hart iſt. Am ſchönſten ſpricht ſich der Verfaſſer über Rückerts geſammelte Gedichte aus, da iſt er, der Ewig-Tüchtige, der auf der höchſten Stufe der deutſchen Kultur Kunſt und Wiſſenſchaft mit der Poeſie innig verwebt und derſelben die ganze Fülle des menſchlichen Lebens vom Rein-Natürlichen bis zum Geiſtig-Erhabenſten zugeführt hat, dieſer Genius iſt mit der friſchen Begeiſterung dargeſtellt, die ſich rein und ungetheilt dem ſich darbietenden Genuſſe hingibt. Leſe das Jeder ſelbſt, und fühle den großen Unterſchied zwiſchen den modernen „Zerriſſenheitspoeten und jenem Troſtpoeten (sit venia verbo), der lange noch einzig und unerreicht daſtehen wird. Zum Schluß des Büchleins ſchildert der Verf. das junge Deutſchland nach ſeinen guten und ſchlechten Seiten. Ein getreues Spiegelbild, das beſonders den Nachahmern zu empfehlen iſt. Was die Darſtellungsweiſe des Verfaſſers betrifft, ſo finden wir bei ihm eine begeiſterte Beherrſchung der Sprache, Klarheit und Richtigkeit, nicht jene orakelmäßige Großthuerei die ſich in dunkeln Wortſchwall hüllt. Seine Reſultate aus den kritiſchen Fäden fein herausgeſponnen legt er uns bündig dar. Ueberall aber hebt er das ſittliche Moment hervor und läßt dieſes ſelbſt wie einen rothen Faden durch ſein ganzes Buch hindurchziehen.

Umriſſe zu Uhlands Balladen und Romanzen von S. H. Jarwart. Nürnberg bei Bauer und Raspe. 837 Fol.

Den vielen Freunden und Verehrern der Uhland'ſchen Muſe bietet hier ein junger Künſtler Umriſſe, wie ſie heut zu Tage ſo beliebt ſind. Wenn es die Aufgabe des darſtellenden Künſtlers iſt, die Geſtalten des Dichters in ihrer ganzen entſchiedenen Belebung in ſich aufzunehmen und wieder zu geben, ſo iſt die Löſung dieſer Aufgabe um ſo ſchwieriger, je weiter und tiefer angelegt, je großartiger die gewählte Dichtung iſt, und um ſo leichter, je enger der Kreis der Anſchauung iſt, welchen dieſelbe zuläßt. Die Wahl des Hrn. Jarwart war eine glückliche. Denn Uhland's Romanzen beſitzen, ſie mögen nun gewiſſe Seelenzuſtände in concreten Bildern darſtellen oder in phantaſtiſchen Erzählungen an das Sagenhafte oder Tragiſche anſtreifen, immer eine Innigkeit und Klarheit des Gedankens, die Alles ebenſo auffaſſen und genieſſen läßt, als der Dichter mit Zierde und Kraft es hingeſtellt hat. Aus dieſem Romanzenkreis hat aber der Zeichner willkührlich gewählt, und dieſe zweite Wahl nennen wir unglücklich; denn da wären gar viele ſchöne Gedichte noch geweſen, die dem ſchaffenden Griffel Geſtalten hätten leihen können. Es ſind durchaus nicht gerade die bedeutendſten Romanzen, zu welchen Umriſſe gegeben werden. Faſt ſcheint es, als hätte Hr. Jarwart den ganzen Cyclus der Uhland'ſchen Balladen und Romanzen durchmachen wollen, ſey aber mitten in der Sache ſtecken geblieben. Doch beleuchten wir die Bilder ſelbſt. Ein hübſches Titelblatt iſt paſſend vorausgeſtellt, welchem das Dedicationsblatt (an den Dichter) folgt. Die Elemente der Uhland'ſchen Muſe werden

Digitized by Google

allegoriſch dargeſtellt, das ſind die zwei Figuren, Edelfräulein, ſind die Gegenſtände des Kriegs, d er Freude und Minne, welche einen angenehmen Eindruck ervorbringen und das Folgende einleiten. Es ſind neun Umriſſe zu acht Romanzen; die zu „der Wirthin Töchterlein“ und „Junker Rechberger“ haben uns am beſten gefallen; am wenigſten „des Goldſchmieds Töchterlein.“ Da hat ein Berliner Maler in neueſter Zeit dieſen Stoff in zwei Bildern gar köſtlich behandelt. Die ſechs andern Umriſſe zu den Balladen über „Graf Eberhard“ ſind die gelungenſten; hier hat der Künſtler ſo recht con amore gearbeitet; die Auffaſſung iſt edler, weil der Gegenſtand lebendiger iſt. Die Scene nach der Reutlinger Schlacht, welche im Gedicht nur mit wenigen Worten bezeichnet iſt, iſt doch zu einem lebendigen Bilde, das ausdruckvolle Figuren hat, geworden. Dies beweiſt, daß ein paar kräftize, ſchöne Geſtalten, richtiges Coſtüme bis auf die kleinſte Waffe oder Schmuck und die ebenfalls nöthige Umgebung noch lange keine geiſtreichen Umriſſe bilden, ſondern daß ein tiefes Gefühl, welches unmittelbar znm Herzen ſpricht, erſt in die Worte des Dichters ein wirkliches, vielſeitiges Leben bringen muß. Daher verhalten ſich ſolche einfache Umriſſe einzelner Gedichte zu den vielen ein Ganzes bildenden über ein großes Gedicht, wie ſogenannte lebende Bilder zu wirklichen dramatiſchen Darſtellungen. Dazu muß noch die Feinheit einer genauen Naturbeobachtung, die Kühnheit, welche nichts unklar läßt und überhaupt correkte Zeichnung, welche Kraft und Zartheit ohne große Mittel bewirkt. Der Künſtler hat dieſen Forderungen meiſt glücklich angeſtrebt; wir ſehen, daß er Retzſch und Neureuther, ſeine Vorbilder fleißig ſtudirt hat, aber noch fehlt ihm die geniale Unmittelbarkeit, welche in das Lebendige Geiſt, in das Lebloſe eine bedeutungsvolle Symbolik legt und ſo jeden Strich als wohlempfundenen Einzelzug zum Ganzen reiht. — Zu den Umriſſen hat die Verlagshandlung den Text gegeben, und das Ganze gut ausgeſtattet, aber die geſchmackloſen Vignetten und Verzierungen ſind nichts weniger als romantiſch, und contraſtiren ſchlecht mit Jarwarts netten Verſchlingungen auf den erſten Blättern.

K o r r e s p o n d e n z.

† **Aus Mainz.** (Dezember.) Unſer Kunſt-Verein ſcheint in einen Zuſtand von Apathie verſunken zu ſeyn, wenigſtens hat dieſes Inſtitut noch nie ſo wenig Kunſtleben entfaltet, als dieſen Winter. Die wöchentlichen Vorleſungen über Kunſt und Literatur ſind von keiner Bedeutung und deshalb wenig beſucht; die monatlichen muſikaliſchen Soiréen wollen auch nicht mehr recht behagen, und von neuen Gemalden iſt in den wöchentlichen Zuſammenkünften auch wenig zu ſehen. Das iſt das alte, thätige Inſtitut nicht mehr! Welches Uebel an der Geſundheit dieſes ſonſt kräftigen Vereines nagt, weiß ich nicht; offenbar aber hängt ein unheilſchwangeres Gewölk über demſelben! Die Künſtler von Profeſſion ſind dem Inſtitute nicht mehr hold; ſie glauben, es werde im Vereine zu viel muſicirt, man befaſſe ſich zu viel mit Literatur, man treibe zu viel Fremdartiges; ſie ſind nicht abgeneigt, aus dem Inſtitute einen Kunſtverein im engern Sinne, der ſich blos mit plaſtiſcher Kunſt und Mahlerei befaſſe, zu ſchaffen. Dagegen iſt die Mehrheit der Mitglieder dieſer Meinung nicht; ihnen iſt es mehr um ſchönwiſſenſchaftliche Unterhaltung zu thun, und nebenbei ſoll denn allerdings für die zeichnenden Künſte geſchehen, was möglich iſt. Aus dieſem Zwieſpalte der Meinungen kann ein Zerfall hervorgehn, von welchem ſich vielleicht das Inſtitut niemals erholt. Unſrer Meinung nach kann hier die Grenze zwiſchen Kunſt und Literatur, zwiſchen Plaſtik und Malerei einerſeits, und zwiſchen Muſik und ſchöner Literatur andrerſeits, nicht ſo ſcharf gezogen werden; es ſind zu wenig Künſtler im Vereine, um den Anforderungen der Geſammtheit allein genügen zu können, und zu wenig Literaten vom Fache, um allein etwas Erſprießliches zu leiſten. Deshalb wäre es am beſten, es bliebe das Inſtitut ein Verein für Kunſt und Literatur, wie es ſeit ſeiner Gründung ein ſolcher war, in welcher Eigenſchaft dieſes Inſtitut fünfzehn Jahre lang ſo manches Bedeutſame leiſtete. Es ſcheint ſeit einiger Zeit in Mainz Mode zu werden, daß derartige Inſtitute durch Spaltungen gelahmt werden; denn in der „Liedertafel“ herrſchte ein ähnliches, betrübendes Verhältniß, und wurde nur mit Mühe ausgeglichen. Im Kunſtvereine ſcheinen diesmal die Umtriebe von den Künſtlern auszugehen. Dieſe verlangen, daß alle materiellen und geiſtigen Mittel des Vereins ſchlechthin nur für Kunſtgebilde verwendet würden; die Muſik, nennen ſie einen flüchtigen Reiz, der nicht hierher gehöre, und von Vorträgen über Literatur wollen ſie gar nichts hören! Gelingt es ihnen, das Inſtitut zur Auflöſung und bringen, ſo befürchte ich, iſt es um das ganze Inſtitut geſa wahr, es wird hier bei weitem nicht genug für plaſtiſche K the Kunſt gethan; allein was ſeither dafür geſchehen, gieng vo vom Kunſtverein aus. Lößt ſich dieſer auf, ſo könnte le s Wenige unterbleiben. Deshalb wäre nichts wünſchenswer frühere Eintracht der Mitglieder; man pflege die Kunſt, oh zu vernachläßigen! — Eine Notiz über die nun im Druck er Preisſchrift unſres talentvollen Literaten, des Hrn. Profeſſor Frau ur, dürfte Ihnen vielleicht nicht unwillkommen ſeyn. Derſelbe bea rtete bekanntlich die von der Erfurter Akademie gemeinnütziger Wiſſenſchaften geſtellte Frage: Iſt die Klage über zunehmende Verarmung und Nahrungsloſigkeit in Deutſchland gegründet, welche Urſachen hat das Uebel, und welche Mittel bieten ſich zur Abhülfe dar, ſo genügend, daß ihm einſtimmig von der Akademie, unter ſechszehn Concurrenten, der Preis zugeſtanden wurde. Die Schrift ſchildert die Feinde des Wohlſtandes, ſowie die Heilmittel und die rettenden Genien mit großer Klarheit und umfaſſender Kenntniß, und der Verfaſſer gehört keineswegs zu denen, welche Verarmung ſchon vor der Thüre ſehen! Vielleicht daß der Verfaſſer die Zuſtände in etwas zu glanzendem Lichte ſieht; allein er giebt doch für ſeine Anſichten triftige Gründe, und hat man die intereſſante Schrift geleſen, ſo kann man nicht umhin, mit freudigem Muthe der Zukunft entgegenzuſehen. Eine intereſſante Stelle aus dieſer lehrreichen Schrift, womit namentlich die Mainzer Armenpflege zur Norm genommen iſt, mag hier einen Platz finden. Es handelt ſich von Armen-Colonieen: „Für die Anlage entweder von freien oder von Zwangsarbeitshäuſern, oder von Armen-Colonieen ſprechen dringlich das phyſiſche und mehr noch das ſittliche Elend der tauſend und tauſend frei und muthwillig, oder gezwungen müßigen Armen, und die faſt unglaubliche Beſteuerung, die dadurch für die andern Staatsgenoſſen erwächſt. Die Colonieen haben gewiß weſentliche Vorzüge vor den Arbeitshäuſern, Landarbeit und Landluft vor ſtädtiſcher Haus- und Stubenluft, der ſich ſogleich lohnenden Arbeit von der erſt noch zu verwerthenden, die nicht immer Abſatz, oder zum Theil nur auf Koſten anderer Gewerbe findet. Als Maß der Beſteuerung nehmen wir den Aufwand irgend einer Stadtgemeinde für ihre Armen an. Mainz z. B. liegend am Mittelrheine, nicht allzu groß, nicht klein, mit vielem Erwerb durch ſeine Lage, Fruchtbarkeit der Umgegend, ſtarke Garniſon, welche viel Geld aus Preußen und Oeſterreich herbeizieht, aber auch mit vielen in der Geſchichte von Mainz gegründeten Elementen von Armuth; Mainz mit ſo vielen Volksſchulen und einem organiſirten Central-Armen-Weſen; Mainz, worin die Lebensmittel nicht ſo theuer, als ſchon in Koblenz und Köln oder nördlich von der Rhön, aber doch theurer als im Großherzogthum Baden, Bayern ꝛc. — kurz ein geeigneter Vergleichungspunkt —, Mainz alſo hat jährlich 37,000 fl. zur Beſtreitung ſeiner Armen-Unterſtützung nöthig, wovon etwa 13,000 fl. durch jährliche Subſkription, das Uebrige aus der Stadtkaſſe beigebracht wird. Die Einwohnerzahl der deutſchen Städte wird zu acht guten Millionen angenommen. Mainz mit ſeinen 33,000 Einwohnern bildet demnach den 250ſten Theil der ſtädtiſchen Bevölkerung, und 9 Mill. Gulden wäre der Betrag der Armen-Unterſtützung nur in den Städten. Dabei hat Mainz, wie andere Städte, noch ſein beſonders fundirtes Armen- und Bürgerhoſpital (mit wohl 70,000 fl. jährlicher Ausgaben, ſowie ſeine Findlings- und Waiſenhaus-Anſtalt, und ſein Entbindungs-Inſtitut. Die Armen-Unterſtützung, nach dieſem Maßſtabe auf die 27 Millionen Ruralbewohner des deutſchen Bundes ausgeſchlagen, müßte für die Rural-Armen über 30 Millionen Gulden jährlich betragen; in den Städten und auf dem Lande wären alſo zuſammen an 40 Mill. Gulden nöthig, was freilich die brittiſche Armentaxe von 100 Mill. Gulden nicht erreicht! — Aus welchen Mitteln waren aber die Armen-Colonieen zu gründen? Der Staat gebe einen jährlichen Beitrag und von vorneherein eine Kapitalſumme. Von den jährlichen freiwilligen Subſkriptionen der Staats- oder Gemeinde-Genoſſen zur Unterſtützung der Armen fiele ein Theil dieſer Gründungen zu. An mildthätigen Gaben und Stiftungen würde es nicht fehlen, wenn die Anlagen Gedeihen zeigten ꝛc. —

A n e k d o t e n.

**** **Pariſer Tabletten.** Ein in Paris wohnender deutſcher Gentleman welcher ſeit einigen Wochen ſeine Frau, die Tochter eines reichen Banquiers aus Wien, verlor, machte kurz nach deren Tode im Hauſe eines ebenfalls dort wohnenden Hannoveraners die Bekanntſchaft eines aus Florenz gebürtigen Kammermädchens Giovannina Gabrieli. Die Achtung vor dem Hauſe des Freundes bei dem er beinahe jeden Tag zu Mittag ſpeiſte, und das Andenken an ſeine kaum verlebte Frau hielt ihn nicht zurück, Bekanntſchaft mit dem Kammermädchen anzuknüpfen, die ſo klug war, Zuſammenkünfte im Schlafzimmer ihrer Dame mit ihm zu veranſtalten. Nach und nach paſſirten die Kleider, Shawls, Spitzen und Ringe der verſtorbenen Gräfin in ihre Hände; vor ein paar Tagen nahm endlich der Bediente des Hrn. Grafen ſie aus dem Hauſe ihrer Herrſchaft weg, und im Hauſe des Hrn. Grafen inſtallirt, hilft ſie ihm — repräſentiren.

**** Als dieſer Tage vor dem Könige von der Heirath des d........ Miniſters v. K.. die Rede war (wovon ich neulich ſchrieb), fragte er: „wie ſieht dieſer Herr eigentlich aus? Man antwortete: er kömmt ja jede häufig in Ihre Geſellſchaften. Das iſt wahr, erwiederte Louis Philipp: allein er bückt ſich ſtets ſo tief, daß ich nichts als das Hintertheil ſeines Kopfes geſehen habe.

Digitized by Google

im J. 1694 die Franziskaner von München und … nen räumte man die Frauenkirche am Anger mit … ehemaligen Nonnenkloſter ein; doch verzögerte ſich di… …ne Einrichtung des Kloſters aus Mangel an Hülfsmitteln, als man ihnen im J. 1699 ſechstauſend Gulden anwies, welche lutheriſche Auswanderer von ihren Gütern zurücklaſſen mußten, woraus erhellt, daß Viele und Wohlhabende, vielleicht gerade dieſe Familien ſich eher entſchloſſen, ihr Vaterland zu verlaſſen, als der, ſie bisher nicht gelehrten und ihnen nun aufgedrungenen katholiſchen Religion zu folgen. Im J. 1715 war endlich ein eigenes Kloſter für zwölf Franziskaner eingerichtet; ſie gaben ſich redlich Mühe, zu bekehren; aber ohne groſſen Erfolg. In Ohrau und hinter Schellenberg hielt das Volk ſchon in Wäldern und Auen religiöſe Zuſammenkünfte und bildete gewiſſermaſſen eine eigene Kirche; dieſes beunruhigte das Kapitel ſehr, und Berchtesgaden beſprach ſich in dieſer Sache gemeinſchaftlich mit dem geiſtlichen Nachbar Salzburg, welcher gerade damals ſeinen feſten Entſchluß zur Ausrottung der Ketzer zeigte. Auch in Berchtesgaden wurden die Abtrünnigen, die Verdächtigen aufgezeichnet, man zählte ihrer in dem Ländlein ſchon über 2000. Darauf verbot man die Zuſammenkünfte und das Verfertigen von Holzwaaren, um ſie zum Gehorſame zu zwingen, oder zur Auswanderung. Sie wählten dieſe, und als ſie ſich im September 1732 meldeten, forderte man von jedem Kopfe fünf Gulden. Sie gingen freudigen Muthes, die Holzhandwerker mußten ſchwören, ſich nicht in Nürnberg niederzulaſſen: ſie hielten ihr Wort, ohngeachtet der Magiſtrat von Nürnberg mehrere Familien unter vortheilhaften Bedingungen in der Gegend von Altdorf feſtzuhalten ſuchte. Erſt nach drei Jahren ſiedelten ſich Andere nach mühſeligen Wanderungen in jener Reichsſtadt an. So ward die proteſtantiſche Lehre in Berchtesgaden vertrieben.

Die Haushaltung des Stiftes.

Die Lebensweiſe der Stiftherren bildete ſich nach Art der Domſtifter immer mehr aus; der fünfundvierzigſte Propſt, Michael Balthaſar, brachte es bei dem Papſte Benedikt XIV. im J. 1753 dahin, daß die Kapitularen ein eigenes Kapitelzeichen an einem violetten Bande um den Hals tragen durften: ein eirundes goldenes (Medaillon) Bildchen, auf deſſen einer Seite die unbefleckte Jungfrau in Email, auf der anderen der hl. Auguſtin abgebildet war. Freilich koſteten die Auslagen für dieſe Auszeichnung in Rom 1610 Gulden, und für die erſten eilf Zeichen wurden in Augsburg 1395 Gulden bezahlt! Nach den damaligen Geſetzen mußte ein Kandidat acht Ahnen zählen; der Eintretende zahlte nach Ablegung des Gelübdes mit Einſchluß aller Unkoſten und Geſchenke 2500 fl.; von dem übrigen Vermögen konnte er ſich eine Leibrente bedingen, die jedoch 300 fl. des Jahres nicht überſteigen durfte. Nach dem Probejahre ward er Domizellar und hatte ſchon einen Jahrgehalt von 300 fl.; ein Kapitular bezog 500 fl., außerdem 50 fl. am Wahltage des Fürſtpropſtes, und 50 fl. bei dem Eintritt eines Kandidaten; die Meß- und Stollgebühren brachten auch keine unbedeutende Summe ein. Vernachläßigung im Chorbeſuche verkürzte das Einkommen. Mittags und Abends hatte jeder Kapitular bei dem Fürſtpropſte die Tafel, jeder ſeine eigene Wohnung, in welcher das Nothwendige ſtets hergeſtellt wurde; Jeder durfte im Jahre eine Ferienreiſe machen. Wie an einem groſſen Hofe begleiteten ſie Hofämter, es gab einen Oberſtküchenmeiſter, Oberſtſtallmeiſter, Oberſtjägermeiſter, Wald-, See- und Fiſch-Aufſeher und andere Würden. Man lebte ſorgenlos der Zukunft entgegen, indeſſen ſich die Schulden von Tag zu Tag häuften; im J. 1756 betrugen ſie 250,000 fl., im J. 1777 ſchon … als durch eine etwas ſparſamere Haushaltung … ulden gedeckt waren, ſetzte der Propſt Joſeph Clemens ſeinem Vorgänger Franz Anton ein Denkmal im Salzberge, das Kapitel aber ihm ſelbſt; für Unterricht, für zeitgemäße Vervollkommnung und Mannichfaltigkeit der Gewerbe geſchah nichts. Die Unordnung in der Haushaltung war furchtbar; die ergiebigſte Quelle aller Einkünfte ging endlich doch an Bayern über, und ſchon dadurch war die gänzliche Auflöſung des Stiftes vorbereitet, als dieſe Salzwerke in fremde Hände mußten überliefert werden.

Die Salzwerke von Berchtesgaden kommen an Bayern. Auflöſung des fürſtlichen Stiftes.

Durch die Parteilichkeit des ſalzburgiſchen Erzbiſchofes und den friedlichen Sinn des erſten Propſtes von Berchtesgaden war der ſalzreiche Dürrenberg, der zu dem Gebiete der Burg Grafengaden und Berchtesgaden gehörte, an Salzburg gekommen. Bald erkannte das Stift, wie viel es verloren, laute Klagen erſchollen; da ſchied der Erzbiſchof Adalbert im J. 1197 einen Theil des Salzwerkes für Berchtesgaden aus: den Schellenberg. Dieſes machte im 14. und 15. Jahrhundert, endlich auch hinter dem Schellenberg im Inneren des Landes verſchiedene Verſuche zu Sudwerken; ſchon hatte das Nonnenkloſter ſeit einiger Zeit auf ſeiner Maierei, die jetzt noch Pfannhaus heißt, Salz geſotten; ein anderes „Neuſieden" war in der Scheffau begonnen, aber wieder aufgegeben. — Da mit der Pfandſchaft des Ländleins an Salzburg die Einkünfte größtentheils verloren waren, und nach der Wiedereinlöſung des größten Theiles gerade der ergiebige Schellenberg mit dem Salzwerke noch verpfändet blieb: ſchlug der Fürſtpropſt Gregor Rainer im J. 1507 in der Richtung von Hallein mit Glück den Petersberg auf, fand gediegenes Salz und leitete die Soole den Schellenberg hinab. Um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts fand man an der Thann in der Biſchofwieſe eine Salzquelle, und weſtlich vom Markte Berchtesgaden am linken ſteilen Ufer der Biſchofswieſer Ache Steinſalz, welches Bayern zu benützen ſuchte. Es trat in Unterhandlung mit Berchtesgaden, erhielt gegen eine beſtimmte Summe die Erlaubniß, Salz zu ſieden, und begann darauf den Bau eines neuen Pfannhauſes, und ſchon im J. 1556 wurde zu Frauenreut am Fuße des Nonnenkloſters am Anger bei Berchtesgaden und zu Schellenberg zugleich Salz geſotten. Im J. 1558 ward der Frauenberg eröffnet; Bayern benützte für die Pfanne zu Frauenreut die Quelle an der Thann und die Grube an der Gmundbrücke, und wenn dieſe nicht hinlängliche Soole lieferten, wurde das fehlende aus dem Peters- und Frauenberge gegeben. Zwar gingen durch unvorſichtige Bauten im J. 1577 vierzehn Sudwerke ein, und ſüße Waſſer brachten groſſen Schaden, aber um eben dieſe Zeit ward der Griesſtättenberg eröffnet.

Innerhalb ſechs Jahrhunderten breitete ſich der Salzbau in vier Hauptſtellen aus: im Petersberg mit 68 Sinkwerken, im Frauenberg mit 37, im Griesſtättenberg mit 7 und im Ferdinandsberg mit 23 (ſeit dem Jahre 1628 links vom Petersberge aufgeſchloſſen), die alle nebeneinander in gediegenen Salzfelſen liegen, und durch Pulverminen in die Tiefe und Breite getrieben werden. Der rohe Ertrag der Saline Schellenberg belief ſich jährlich auf 40,000 fl., ſeit dem Jahre 1768 nahm Bayern zur Verſtärkung der Soole in Reichenhall und Traunſtein alljährlich über 25 Tauſend Zentner Salzſteine; der Erlös von dieſen war das Taſchengeld des Fürſtpropſtes und in den ſchlimmen Zeiten erwartete er oft ſehnſuchtsvoll den Boten, der ihm das Geld von Reichenhall überbrachte; denn ohngeachtet Berchtesgaden nicht mehr unter bayeriſchen Fürſten

Digitized by Google

war, gingen doch alljährlich über 80,000 … Bayern, welche ſich ſeit dem Jahre 1768 i… und es bezog Bayern zur Veeſtärkung ſeiner Soole zu Leichenhall und Traunſtein jährlich gegen 30,009 Zentnee gedigenen Salzſtein zu 30 Kreuzee.

Da durch die üble Haushaltung der Schulden des Stiftes Berchtesgaden immer mehr wurden; der Ertrag der Salzwerke nicht mehr für die Berg- Forſt- und Griesamter hinreichte, alle Vorräthe aufgezehrt und koſtſpielige Bauten in den Salzbeegen unvermeidlich waren; eeſchien eine Annäherung Bayerns willkommen, und das Band ſchlang ſich immer feſter. Karl Theodor beſuchte Berchtesgaden, ſcheinbae der Jagd wegen, häufig; dee Propſt kam eben ſo oft nach München; das gute Einverſtändniß wuchs, durch die mächtige Fürſpeache und den Einfluß des Karl Theodor wurde der Peopſt Joſeph Conrad im Jahee 1790 Biſchof von Freiſing, und einen Monat ſpätee auch Biſchof von Regensburg. Das erfoedeete Gegendank; nach manchen Unterhandlungen und geſteigerter Salzabnahme kam im Jahre 1795 ein Salzverteag zwiſchen Bayeen und Berchtesgaden zu Stande, gemäß welchem alle Berchtesgadiſchen Salzbauten auf ewige Zeiten zu Pfann, Gries, Berg und Wald an Bayern gegen eine jährliche Abgabe von funfzig Tauſend Gulden überlaſſen wurden. Der geheime Vertrag wurde vom Capitel genehmigt und unterzeichnet, der Fürſtpropſt wahrte ſich das Obereigenthum über die Salzwerke. Bayeen begann nun ſich einzueichten, kaufte auch einige Häuſer, ereichtete ein Hauptſalzamt in Beechtesgaden, verbeſſerte die Steaſſen, ſuchte durch manche Vorrichtung Holz zu erſparen, und es gewann, ohngeachtet ſich bald einige Anſtände wegen des Vertrages ergaben, immer mehr den Anſchein, als ſollte bald das ganze Ländlein an Bayern kommen. Denn die Geldveelegenheiten des Stiftes dauerten fort, die Zeiten wurden gefährlicher; das kleine Fürſtenthum konnte ſich nicht mehr erheben, zählte kaum mehe auf den Reichstagen und bei Kriegen. Im Keiege des Reiches gegen Friedrich II. von Preuſſen ſtellte es 2 Reitee und 20 Fußgängee; im Jahee 1797 erkläete aber der Peopſt, ee könne ſeinen Antheil zum Reichskeiege nicht mehe aufbringen. Unterdeſſen dauerten die Klagen und Zwiſtigkeiten der Stiftherren foet; ſie wollten alle klöſteeliche Lebensweiſe abgethan wiſſen, und Jeder fordeete Geld und Lebensmittel zue beſonderen Wirthſchaft. Der Peopſt, ohnehin ſelten in ihrer Mitte, war es zufrieden, und geſtattete die Herſtellung dee Bulle des Papſtes Sixtus IV., bis Bayern die Säkulariſation oder die Einverleibung in ein auswärtiges Domſtift bewirken würde. Jeder Kapitular bezog darauf ſeinen Unterhalt beſonders, erhielt alljäheliche 1000 fl. füe die Hauswirthſchaft, 500 fl. füe Kleidung und Bedienung, der Dekan 300 fl. mehe. Allein dieſer ſo lang und ſehnlich gewünſchte Zuſtand der Herren dauerte nicht lange; die große Umwälzung in Frankeeich wiekte auch auf das kleine Füeſtenthum Berchtesgaden; dee Fürſtpeopſt entfloh bei der Annäherung der Franzoſen nach Wien, ſuchte dort den Salzveetrag gegen die Klagen von Salzburg aufrecht zu erhalten und ſich gegen die Parteiungen in ſeinen Stifts- und Domkapiteln zu ſichern. Zugleich ſah ee mit eigenen Augen, wie übel die ferngelegenen Gütee des Stiftes bewirthſchaftet waren: die Weinberge lagen veenachläßigt, daneben die Güter der Stiftsbeamten in üppigee Pflege; in einem einzigen Jahre hatte der Verwaltee 700 Eimee Wein als verſauert angerechnet. Wer hätte gehöeige Aufſicht über alle weitzerſtreuten kleinen und größeren Gütee des Stiftes füheen ſollen! Das war meiſt die gute Bewirthſchaftung der Kloſtergütee, welche jetzt von Unwiſſenden gerühmt wird. Auf die Klagen … erklärte im Jahre 1798 der Reichshofrath den Salzv… ag zwiſchen Bayern und Berchtesgaden für aufgelöſt in all… einen Theilen; die kriegeriſche Zeit hindeete jedoch den Vollzug … s Beſchluſſes, bis im Jahre 1800 Berchtesgaden den Vertrag ſelbſt aufkündete, aber dadurch in ſeiner ſchlimmen Lage … cht verbeſſerte. Deswegen trat es in Unterhandlung mit Salzburg, Willens, ſich dieſem unter guten Bedingungen ganz zu übergeben. Da kam der Krieg, der Hauptdeputationsreichsſchluß, die allgemeine Säkulariſation. Joſeph Conead unterſcheieb am 20 Febe. 1803 ſeine Entſagungsurkunde, und überließ das Land dem neuen Herren Chueſalzburg, nachdem er Manches für die Veebeſſeeung des Landes, vorzüglich die Schulen gethan. Die Leibeigenſchaft, welche im Laufe der Jahee ohnehin ſehr gemildeet war, wurde nun ganz aufgehoben. Die Kapitularen genoſſen ihee bisherigen Bezüge und blieben in iheen kirchlichen Würden. Neue Candidaten wurden nicht aufgenommen.

Durch den Frieden von Peßbueg kam Berchtesgaden mit Salzbueg an Oeſterreich, und in den wenigen Jahren dieſer Hereſchaft teaf ſchweres Unglück das Land: Mißwachs und Naheungsloſigkeit deückten hart, die Salzſiederei, noch der einzige Erwerbszweig, ſtand beinahe ſtill; ſchon im Jahre 1805 waed die Salzpfanne zu Schellenberg aufgehoben. Seuchen und Armuth rafften einen geoßen Theil dee Einwohner weg. Um das Jahr 1804 hatte das Ländlein 322,000 fl. Schulden.

Als Bayeen daſſelbe am 19. Sept. 1810 in Beſitz nahm, war es veraemt, heeabgekommen in jeder Hinſicht; dee größte Theil der Einwohner hatte nichts als das Leben. Alſogleich begannen die neuen Anoednungen, ein eeges Leben und Nahrung kehete in die veewahrloſten Thäler zurück. Der Maekt Berchtesgaden wurde der Sitz eines Landgerichtes, eines Salzobeeamtes und Foeſtamtes, auch eines Rentamtes. Die begonnenen Brücken vor und hinter Schellenberg aus Marmorquadeen wurden vollendet; Straßen, Wege und Schulen wurden hergeſtellt und verbeſſert.

Talent- und Genietaxe für Frankreich im Jahre des Heiles 1663.

Daß ſich das Genie weder ererben, noch kaufen, noch erbetteln laſſe, war ſchon vor Herder, der ſich die Mühe genommen, es auszuſprechen, bekannt und anerkannt. Es wird freilich geboren; allein wie alles Geboene bedaef es der Ernährung und Pflege, um zu ſeinee Entwickelung zu gelangen. Eine ſoegenfreie Exiſtenz, eine anregende Umgebung ſind Grundbedingungen zu allem Heevoeſtechenden im Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft; förderlich, wenn gleich nicht unerläßlich, iſt auch den meiſten Menſchen von glücklichen Anlagen die erſte Anleitung. Wenn wir einerſeits viele hochbegabte Männer, für welche Geburt und ſonſtige Zufälligkeiten nichts gethan haben, ſich ſelbſt einen Wirkungskreis ſchaffen ſehen, ſo findet es ſich auch andererſeits häufig, daß hochbegabte Geiſter in dee Dunkelheit verkümmeen. Das Letztere zu verhindern, liegt gewiß im Intereſſe unſerer Gattung; auch hat man von jeher Bedacht darauf genommen. Seit dem Wiederaufleben der Wiſſenſchaften waren es vorzüglich die Großen, namentlich die Fürſten, welche im Intereſſe der Menſchheit die Blüthe derſelben um ſich verſammelten. Hiee konnten die Auserwählten feei von Naheungsſorgen der innern Stimme dee Begeiſterung folgen, und Ideale ſchaffen. Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhundeets befreite die Menſchheit, die mündig gewordene Menſchheit, die Fürſten

von dieſer Sorge, indem ſie es ſelbſt [illegible] Söhne zu belohnen durch Beifall un[illegible] blinde Homer, der von Fürſtenburg zu [illegible] te, noch auch wie ſeine Nachfolger, die [illegible] verſammlungen zur Zeit der öffentlich [illegible] declamirten, empfingen ſie ihren Dank [illegible] mittelbar; ſondern ſie ſetzten das P[illegible]ukt ihres [illegible] bei dem Buchhändler en gros ab, [illegible] ie Verbindung und den Verkauf en detail übernahm. Nicht nur ein behagliches Daſeyn, Wohlſtand und Reichthümer ſogar wurden auf dieſem Wege den wahren, oft auch den falſchen Muſenſöhnen zu Theil. —

Unter jenen Fürſten die ſeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften ſich beſonders durch die Pflege der heranreifenden und die Belohnung der anerkannten Genies auszeichneten behauptet unſtreitig Ludwig XIV. den erſten Rang. Im Jahre 1663 wollte er dieſes ſein löbliches Beſtreben für die Pflege der redenden Künſte durch einen öffentlichen Act an Tag legen. Er faßte den Entſchluß, denjenigen, die ſich in irgend einem Wiſſchaftszweige hervorthaten, Penſionen und Gratifikationen zu verleihen. Nachdem er ſich in dieſer Beziehung die nothwendigen Aufſchüße durch diejenigen hatte geben laſſen, die mit den Gelehrten in Verkehr ſtanden, fertigte er folgende Liſte an, die man kürzlich unter den Papieren Colberts fand. Es iſt dieſes Document nicht blos in der angegebenen Rückſicht wichtig; es gibt uns auch zugleich über das Urtheil und den Geſchmack dieſer Zeit gehörigen Aufſchluß. Vernehmen wir die Liſte:

	Livres.
Dem Herrn (Sieur) de la Chambre, ordentl. Arzt des Königs, einem vortrefflichen Manne was die Phyſik und die Kenntniß der Leidenſchaften und Sinne anbelangt, worüber er verſchiedene ſehr geſchätzte Werke verfaßt, hat eine Penſion von . . .	2000
Dem Herrn Conard, der ohne Kenntniß irgend einer andern, als ſeiner Mutterſprache bewunderungswürdig in der Beurtheilung aller Produktionen des Geiſtes iſt	1500
Dem Herrn Leclerc, einem vortrefflichen franzöſiſchen Dichter	600
Dem H. Pierre Corneille, dem erſten dramatiſchen Dichter der Welt	2000
Dem H. Desmarets, der ſchrecklichſte und mit der ſchönſten Einbildungskraft, die man je geſehen begabte Schriftſteller	1200
Dem H. Menage, vortrefflich in Bezug auf Kritik der Stücke	2000
Dem H. Abbe de Pure, der die Geſchichte im reinen und eleganten Latein ſchreibt	1000
Dem H. Boyer, einem vortrefflichen franzöſiſchen Dichter	800
Dem H. Corneille d. J., einem guten franzöſiſchen Schauſpieldichter	1000
Dem H. Benſerade, einem franzöſiſchen ſehr angenehmen Dichter	1500
Dem H. Moliere, einem vortrefflichen Komödiendichter	1000
Dem P. Lecointre, vom Oratorium, ſehr geſchickt in der Geſchichtſchreibung	1500
Dem H. Huet, von Caën, einem großen Manne, der den Origenes überſetzt hat	1500
Dem H. Charpentier, einem franzöſiſchen Dichter und Redner	1200
Dem H. Danvrier, ditto	3000
Dem H. Ogier, vollendet in der Theologie und den ſchönen Wiſſenſchaften	1500
Dem H. Wallier, der vollkommen die arabiſche Sprache [illegible]	600
Dem Abbe Levaver, einem Savant ès-belles-lettres .	1000
Dem H. le Laboureur, geſchickt in der Geſchichte .	1200
Dem H. de Sainte-Marthe, dito.	1200
Dem H. du Perrier, lateiniſchen Dichter . .	800
Dem H. Flechier, franzöſiſchen und lateiniſchen Dichter	800
Den HH. Gebrüdern Valois, welche die Geſchichte [illegible]ich ſchreiben	2400
Dem H. Maur[illegible], lat. Dichter	600
Dem H. Racine, franzöſiſchem Dichter	800
Dem H. Abbe von Bouzeis, dem in der poſitiven, ſcholaſtiſchen Theologie, der Geſchichte, den ſchönen Wiſſenſchaften und orientaliſchen Sprachen tiefbewanderten	3000
Dem H. Chapelain, dem größten franzöſiſchen Dichter, der je gelebt hat, und von dem gründlichſten Urtheile	3000
Dem H. Abbe Caſſagne, Dichter, Redner und der Theologie Kundiger . . . . . :	1500
Dem H. Perrault, der Dichtkunſt und ſchönen Wiſſenſchaften Meiſter	1500
Dem H. Mezerai, Geſchichtſchreiber	4000

Alſo nach dieſem königlichen Tarif kommt Moliere erſt nach Benſerade, einem angenehmen franzöſiſchem Dichter! Nach dieſem Tarif verhält ſich Herr Racine, franzöſiſcher Dichter zu Chapelain, dem Vater der Pucelle, wie 800 Lievres zu 3000. O Moliere und Racine, wie ſeyd ihr ſo vortrefflich von der Nachwelt gerächt worden!

J. L. Pyrker in Venedig. *)

Die ausländiſchen Journale vergleichen die Reiſe des Herrn Erzbiſchofs von Erlau durch einen großen Theil der Städte Deutſchlands mit einem Triumphzuge. Der Verfaſſer der „Perlen,“ der „Tuniſiade,“ und des „Rudolph von Habsburg“ ward aller Orten in dem Vaterlande Schiller's und Göthe's, als der erſte unter den lebenden deutſchen Dichtern begrüßt und empfangen, und ſammelte auf ſeinen Wegen jene Lorbeeren in Fülle, welche die Welt ſeinem hohen Geiſte zollt, ſo wie jene ehrfurchtsvollen Huldigungen, die hier mit doppeltem Rechte, dem Verdienſte, der Tugend und dem Genie geſpendet wurden.

Im September genoſſen die Bewohner Venedigs die Freude, ihren hochverehrten, unvergeßlichen Patriarchen in ihrer Mitte zu ſehen. Die Gefühle für den erhabenen Seelenhirten, deſſen Tugend und Wohlthätigkeitsſinn ſo viele unvergeßliche Beweiſe zurückgelaſſen, erwachten aufs Neue bei ſeinem Anblicke. Venedig bewundert und verehrt in ihm nicht nur den großen Dichter, es feiert in ihm auch den Beſchützer alles Guten, Edlen und Schönen, den Gründer und Beförderer ſo vieler gemeinnütziger, wohlthätiger Einrichtungen und Anſtalten; es freuet ſich der Ueberzeugung, daß der hohe Gaſt mit ſeiner Reiſe den edlen Zweck verbindet, die alten Bande der Gewohnheit wieder anzuknüpfen, indem er die Talente der Künſtler durch mannigfache erfolgreiche Beſchäftigung befeuert. — So ward dem hohen berühmten Manne nicht nur die ſchuldige Anerkennung ſeines hoch hervorragenden Geiſtes, ſondern auch der ſeinem edlen Herzen gewiß theure Tribut der Dankbarkeit und Hochachtung.

In ganz Venedig kann man im vollſten Sinne des Wortes keinen Schritt thun, ohne auf Perſonen oder Gegenſtände zu ſtoſſen, die einen unwiderlegbaren Beweis ſeines Verdienſtes liefern. Er beſuchte die Baſilika von St. Markus, deren Reſtauration unter ſeiner Verwaltung begann, und die Tauf,

*) Aus der Gazetta privil. di Venezia — 20. St. L.

Digitized by Google

kapelle, wo das bei dem Maler Grigoletti für die Ka. in Erlau beſtellte Bild noch ausgeſtellt war. Aller folgte dem Erzbiſchofe der Segensruf des ihn zahlreich umgebenden Volkes. Am Abend des 23. September verherrlichte Pyrker eine von dem Herrn Angeli ihm zu Ehren gegebene muſikaliſche Unterhaltung, wobei ſich die angeſehenſten Bewohner Venedigs einfanden, und dem Gefeierten durch ſeine Gegenwart im Geleite der Künſte, der Malerei, Muſik und Poeſie ihre Huldigungen darbrachten.

Wir hätten uns glücklich gefühlt, wäre der erhabene Gaſt nicht genöthigt geweſen, unſere Stadt nach einem kurzen viertägigen Aufenthalte wieder zu verlaſſen — aber wohin ſein ſchöner Beruf ihn auch führen möge, unſere beſten Wünſche werden ihm ſtets folgen; möge er die Erinnerung in ſeinem Herzen bewahren, und eine Stadt noch öfter beſuchen, wo jeder Bewohner von ſeinem Andenken erfüllt bleibt.

Rückblick auf das Münchener Theater 1836.
(Geſchrieben Anfang 1837.)

IV. Laſſen Sie uns die alte Römerwelt mit ihrem ganzen Heldenthume wieder verſchließen. Mag ſpäter wieder ein Talent ſich in der Darſtellung ihrer Charaktere und ihrer Ereigniſſe verſuchen und gegen den intereſſanten Ausſpruch unſeres geiſtreichen Herders aus der großen, römiſchen Tragödie (ſo nannte er die Geſchichte Roms und der Römer) eine ſpezielle, in Theater-Rahmen eingefaßte Tragödie formen, wie vor Jahr und Tag das literariſche Oberhaupt der jung-germaniſchen Literatur, Herr Karl Gutzkow mit ſeinem ſhakespeariſirenden Nero gethan hat: wir folgen unſerem angeerbten Nationalhange und gehen zu Kotzebue's „Bruderzwiſt und Verſöhnung" über, denn Eßlair tauſchte die Römer-Conſultoga mit der Uniform des Schiffs-Kapitains Bertram aus, und erhob uns durch Kraft und Wahrheit ſeines trefflichen Spieles. Intendant Küſtner, der zu Leipzig und Darmſtadt nicht blos als geborner Finanzmann, ſondern auch als Mann von feinem, äſthetiſchen Geſchmacke die Bühne lenkte, gleicht einem Flügel-Virtuoſen, der, eh' er beginnt, bald dieſe bald jene Klavis betaſtet, bald in dieſer bald in jener Tonart einen Akkord anſchlägt, bis er ſich entſcheidet, ein beſtimmtes Thema zu ſpielen, oder eine Phantaſie hinzuzaubern. Der Tonkünſtler darf ſogar das Thema variiren, aber ein Intendant befühlt und betaſtet auch die Stimmung des ſchauſpiel- und opernluſtigen Publikums und läßt dann die Affiche ausfertigen, wenn er überzeugt iſt, daß er die rechte Laune angeſpielt hat. Sein Inſtrument theilt ſich freilich in zwei Gegenſätze: in die Theatraliſche und in den eigenen Geſchmack, in die eigene, äſthetiſche Richtung. Zwei Linien laufen in gerader Richtung auf ſich ſelbſt zu, entweder um ſich gegenſeitig zu vernichten, oder um in einander zu fließen, wenn nicht zwiſchen ihnen ein feſter Punkt ſteht, der ſie vor Beiden wahrt, ſondern nur in ein Gleichgewicht bewegt. — Sie ſehen, ich demonſtrire Ihnen ſogar Hebelkräfte mathematiſch vor und liefere Ihnen noch die Lehre von der Schwerkraft, von der Ueberkraft einer andern, der Schwerkraft gegenüberſtehenden und gerathe in die Pendullehre. Am Kalderoniſchen Luſtſpiele an der „Liebe im Eckhauſe", die uns am 9. Dezember v. J. nach dem ſo wenig bekannten, phantaſie- und witzreichen Luſtſpiele des großen, ſpaniſchen Dichters gegeben wurde, zerflattert meine ganze mathematiſch-theatraliſche Reflexion, und ich kann Ihnen nur ſagen, daß die Nachbildner der blüthenreichen Dichtung mit Erfolg dem ſchönen, mit ſüdlichen Glutfarben glänzenden Schmetterling die liebliche Iris abgeſtreift, aber das Gerippe des Dramas,

… t habe. Es gibt Theaterſchrift… … Poeſie ins Antlitz ſchauten, die nie von … ſtrahle angeblickt werden, aber ſich durch … r Welt auf den Brettern und der wirk… , zu einer glücklichen Verkettung bühnen… … und zu einem erträglichen Dialoge gelangen, ohne ſich je auf d… Standpunkt eines dramatiſchen Dichters erheben zu können. … Alletagsleute werden ſolchen Schriftſtellern ſo geläufig, eine Verwicklung bietet ſich ihnen ſo leicht dar, daß ſie, obgleich baar des ſchöpferiſchen Genius, ein bühnengerechtes Stück, das für ein oberflächliches Publikum immer erklecklich iſt, wie Glasfabrikanten nach einer beliebten Form hinblaſen.

Einige Ausſtattung von Witz, ein paar pikante Wendungen, ein halb Dutzend treffende Anſpielungen und dazu eine geglättete Umgangsſprache — und Sie haben eine Legion deutſcher Luſtſpiele. Seit Hans Sachs haben wir Deutſche nicht zehn ausgezeichnete Luſtſpiele, als wenn die Reformation dem germaniſchen Volke die heitere Anſchauung des Lebens und ſeiner Kehrſeite über dem tiefen, tragiſchen Ernſte ausgeſogen hätte. — Der Humor iſt bei uns nur eine Theorie, aber keine Thatſache. Man ſpricht viel über ihn und beſitzt ihn nicht. Er war vor Zeiten ein National-Eigenthum, das aber mittlerweile wie ein edles Gewächs unter ungünſtigen Einflüſſen verwelkte und ausſtarb. Daher mangelt dem deutſchen Luſtſpiele das Grundelement, aus dem es ſein Leben emportreibt, und ich möchte immer nicht behaupten, daß Jean Paul ein geborner Humeriſt ſey (?). Ein phantaſtiſcher Kopf künſtelt ſich zur Täuſchung ſeiner ſelbſt und einer leicht beweglichen Zeit eine Gabe an, die nie in ſeiner Individualität wurzelte — die nur erborgt iſt und als Pfropfreis inokulirt wurde. Aber eben dieſer ſo lange bewunderte Jean Paul, dieſer grandioſe, geiſtreiche Leſer und Compilator, dieſer poetiſche Früchtehändler, fühlte es ſelbſt ſehr ſchmerzlich, daß die Deutſchen ſo arm an ächten Luſtſpielen ſind. Man ſchickt nur, ſagte er, immer Trauerſpiele mit der Poſt „Franko" zu. Man möge mir einmal ein tüchtiges Luſtſpiel mit „Porto" zuſenden, ich bezahle mit Vergnügen! —

V. Ich verlaſſe die dekalderoniſirte „Liebe im Eckhauſe", in welcher ein Rennen und Laufen, ein Zerren und Necken, ein munteres, muthwilliges Geplauder, ein Foppen und Mißverſtehen die Schauſpieler und die Zuſchauer jagten. Die Darſtellung des Stückes war wie ſein Geiſt, und die Spielenden machten ſich durch Lebhaftigkeit intereſſant. Ich gehe an Spohrs Jeſſonda und an Webers Freiſchütz vorüber; die trefflichen Meiſter ſind uns immer theure, willkommene Erſcheinungen, denn aus ihren Tönen, ihren Akkorden und Melodie'n ſpricht der harmoniſche Geiſt der Kunſt zu uns, und ſchließt uns die Tiefen eines poetiſchen Gemüthes auf, das ſeine Empfindungen aushaucht. Ein Schuhmann und eine Dem. Burkhard ſangen als Gäſte in den Hauptrollen. Das Käthchen von Heilbronn will uns immer nicht aus dem Sinne gehen. Wir kehren zu dieſer liebenswürdigen Viſionaire mit Vergnügen zurück, als drängte uns ein dunkles Verlangen, auch träumend in die Zukunft zu ſchauen und ein zartes Bündniß mit den Schönen zu flechten. Die Intendanz wählte dieſes Stück am 14. Dezember v. J. als Benefice für die Armen — allein ſie befühlte unter keinem guten Augurium die Stimmung des ſonſt ſo wohlthätigen Publikums, denn das Haus war ſehr leer. Im „beſten Tone" — Luſtſpiel von Töpfer, der uns ein ziemlich gelungenes Contrefait der Gegenwart vor die Augen hielt, fanden wir uns wieder zahlreicher ein. Dem.

Digitized by Google

Schneider vom Stuttgarter-Hoftheater, [illegible] **dine** anziehend und ſprach ſehr [illegible] waltige Heros der Liebe, der Nimrod [illegible] der Pathetik und Zärtlichkeit — dieſe[illegible] **Mozart's** ſchlägt immer tiefe Wurzel [illegible] nicht immer ein großer Sänger, [illegible] noch von keinem Gaſte übertroffen.

So ſchaukeln wir uns zwiſchen der Opera seria und Opera **buffa**, dem dürftigen Luſtſpiele, dem rührenden Thaumaſtück und den übrigen Zwittergattungen des deutſchen Schauſpieles, bis wieder eine dramatiſche Novität nach langem Irrwegen an uns gelangt und uns aufmerkſam macht, daß noch dramatiſche Federn thätig ſind, die neue Geſtalten aus dem Gänſekiele ab tröpfeln laſſen. Unſere dramatiſchen Dichter **Weichſelbaumer**, **Schenk** und **Plötz**, **Erhard** und **Aurbach** warten auf die Palingeneſie der Empfänglichkeit für ſchöne, blühende Diktion und für den Wohllaut der Rede. **Schenk** hat inzwiſchen feſten Fußes ſich in die Bühne geſetzt und behauptet mit dem geblendeten Feldherrn des ſchwachen Kaiſers Juſtinian ſeinen Einfluß auf das hieſige Publikum. **Albrecht Dürer** erfreut uns auch noch manchmal durch ſeine Kraft und Künſtlerwürde. **Weichſelbaumer's** Taſſilo, groß aufgefaßt von dem Verfaſſer einer Niobe, eines Dion ꝛc. hatte uns gegeben werden ſollen, denn ein Carolus Magnus, ein **Eginhard** und der Untergang eines edlen Fürſtengeſchlechtes, der **Agilolfinger**, die Bayerns Geſchichte begründeten, verdienten wohl in einem ſo großartigen, dramatiſchen Tableau, das den Zeitraum Karls des Großen umſpannt, den Deutſchen mit eben dem Rechte auf der Bühne vorgeführt zu werden, wie eine **Griſeldis**, in welcher der Dichter mit Blumen das Gemüth des Zuſchauers faſt zu Tode foltert. — Nicht immer kann die k. Intendanz den Wünſchen des Publikums entgegen kommen, da ſo oft unerwartete Hinderniſſe den Kalkül des Repertoirs vereiteln. „Dominique, und der Beſeſſene"; dann die „**Helden**" — letzteres eine matte Farçe in gereimten Alexandrinern, die meiſterhaft zuſammenklappen, zählen wir zu jenen Gerichten, die als Abwechslung oder als Zuſpeiſe, wenn auch ſchaal, ihre rechte Stelle haben. Auch das Pikkolo behauptet zur rechten Zeit, mitten im Geflute hinreißender Harmonien ſein Recht. — Die Bühne iſt wie das Leben, das ſie zur Anſchauung bringt, ein ewig in ſich ſelbſt zurücklaufender Ring, innerhalb deſſen die Geweſenheit in neuer Färbung wieder zum Vorſchein kömmt. Das Vortreffliche iſt eine feſtliche Erſcheinung, die ſich nicht jedem Kreislauf gewohnheitlich anfügt.

VI. Ich wollte in meinen ſkizzirten Mittheilungen nur die Richtung einer großen Nationalanſtalt andeuten und ferne von allem kleinlich-kritiſchen Detail ihren Gang, wie er ſich ſeit fünf Luſtern beim Wechſel der Direktionen und unter dem Einfluſſe der Zeitumſtände dem unbefangenen Beobachter darſtellt, beleuchten. Die dramatiſche Poeſie nahm ſelbſt während einem ſo bedeutenden Zeitraume einen neueren, wenn auch keineswegs vortheilhafteren Charakter an; das heißt: ſie gab uns des wahrhaft Großen, des Claſſiſchen ſo wenig, daß man in Deutſchland eher einen Rückſchritt als Vorſchritt im Drama annehmen darf. Es gab Männer, die **Müllners** erſtes Drama, die **Schuld**, bis zum Uebermaße, bis zur eckelhaften Indolenz gegen größere Kunſtſchöpfungen bewunderten und über Jeden das Anathema ausſprachen, der nicht mit vollen Backen in die Poſaune ſtieß. **Schiller** wurde von den Hyperenkomioniſten der Müllneriſchen Schuld förmlich dethroniſirt, um den „**Leukopeträw**" als Götzenbild auf den Thron zu ſetzen, denn **Hugo**, der von Schwermuth und Gewiſſensqual umdüſterte Brudermörder, der einem fürchterlichen, nordländiſchen Keuler mit dem Jagdmeſſer den Garaus macht und es ſo tief — ja ſo tief und mit ſtarker Fauſt ihm in die Kehle nachbohrt, als wollte er durch die[illegible]s andeuten, der Stahl hätte beſſer ſeine eigene, [illegible] Bruſt durch und durch geſpalten: dieſer **Hugo** [illegible] mehr angeſtaunt, als ein Brutus, mehr als ein Cäſar [illegible] Wallenſtein, mehr als ein Oedipus oder als Shakeſpear's [illegible] von Venedig. Bilder, Sprache, Spannung und der [illegible]e Trochäus, einher ſchreitend wie ein ſtolzer Grande in [illegible]n, ungenirten Reimen machten die Bewunderer raſend. M[illegible] ging mit ſeinem donnernden Applaus voran und **München** hielt tauſend Hände in Bereitſchaft, Hugo, Hugo, rufend, den Liebling der Melpomene ſtürmiſch zu beklatſchen. Aber, wenden Sie mir ein, waltet nicht das Schickſal (**Fatum** nennt man es im gegebenen Falle vorzugsweiſe) auf eine ſo erſchütternde Weiſe, daß es uns wie ganz verkörpert vor die Sinne tritt und den Menſchen mit eiſernem Arme zur That hindrängt. Und die Wahrſagerin — die Zigeunerin, wie neu, wie originell, wie überraſchend, wie ſo ganz aus dem Leben gegriffen! Ja wohl, es iſt etwas Tragiſches um den Köhlerglauben und um die Chiromantik! — — Ich ſtelle Ihnen, Freund, gar nichts entgegen, ich beſtätige Ihre Anſichten. Warum? fragen Sie mich und geſtehen durch Ihr Lächeln, daß Sie nur einer Ironie einen Spielraum geben wollten. Hören Sie mich geneigteſt an! **Eßlair** und vor ihm ein **Anſchütz** gaben dem Stücke die große Bedeutung. Der große mimiſche Künſtler fand eine ſchöne Aufgabe zu löſen und **Müllner** verdankte ſeinen Triumph zwei hervorragenden Meiſtern.

VII. **München** wetteifert immer gerne mit den übrigen großen Städten Deutſchlands, in denen Großes und Geniales zu Tage gefördert wird, nur dürfen ſeine eigenen Poeten nicht auf ſeine Gunſt rechnen. **Schenk**, der meiſterhaft ſeinen melodiſchen Vers baut und ſeiner Sprache die gefälligſte Politur gibt, daß ſie wie Kriſtall leuchtet und läutet, begeiſterte die Hauptſtadt Bayerns durch ſeinen Beliſar, als **Müllners** ſpätere Sprößlinge: **Yngurd** und die **Albaneſerin**, **Grillparzers Ahnfrau** und ſeine **Sappho** ihren Zauber verloren hatten. Schillers Wallenſtein wurde nun ſelbſt, da ſich eine Parallele darbot, weit hinter den Sieger der Vandalen und den Wiedereroberer Italiens zurückgeſtellt; die Verehrer der Schenk'ſchen Muſe wurden gegen große Talente ebenſo ungerecht, als es jene Müllners zuvor waren. Allein, auch hier entſchied wieder **Eßlairs** treffliche Darſtellungsgabe und ein **Eßlair** trug Schenks Tragödie bis zu Sternen empor wie ein Atlas, auf den mächtigen Schultern. Sie geben mir zu, daß der Mime dem Dichter den Weg zum Ruhme bahnt, daß Jener dieſen heben kann und muß, und daß ein **Garrik** dazu beitragen kann, einen Dichter zu vergöttern. — Doch, ich ſchließe für heute meine Reflexionen und bemerke nur, was eben nicht mehr originell lautet: der Reiz des **Neuen**, ſobald es die Linie des Gewöhnlichen überſchreitet, übt immer auf eine Zeit lang ſeine täuſchende Macht!

VIII. **Grillparzer's** Ahnfrau wurde anfänglich etwas lau aufgenommen. Es riefen mich gerade gegen den Wendepunkt des Jahres 1817 Angelegenheiten in die Reſidenzſtadt. Mit der Glut eines poetiſchen Schwärmers ſorgfältig und reichlich von der Natur ausgerüſtet, noch **vor** der Triplizität des Zeichens X ſtehend, hatte ich kurz zuvor eine erbärmliche, magiſtergeſpenſtiſche und abgehärmte Kritik in der Jenaer-Literaturzeitung über **Grillparzer's** Ahnfrau geleſen. Es iſt ein Denkmal der ſtupideſten und pfäffiſchſten Kritik, die kein ſüdkatholiſch-aszetiſcher Klausner je geſchrieben hätte! In wenigen Zeilen iſt dies Dokument gelehrter Bornirtheit ohne alle Motive hingeworfen. Ich bitte Sie, zu bedenken: **Jena** und eine ſolche Kritik!! — — wie mag der Süden Deutſchlands für den **literariſchen Areopagus** Norddeutſchlands in **Halle**, **Leipzig**, **Jena** und weiß Gott, noch wo anders in jenen Regionen, für ein Urtheil irgend eine Achtung haben? Zum

Digitized by Google

Glücke ſeben dort noch Männer, die den Sül
und ihn ſchonend behandeln! — — Der geſpenſte,
terſpuck in der Ahnfrau widerte natürlich die Gebildete
noch mehr das Fataliſtiſche, das hier wie in der Schul
ſeiner Bleigewalt niederdrückte. Allein bald überſprang
auch in München die dramatiſchen Gebrechen und die
Schickſals-Idee. Der prachtvoll hinwogende Strom der
ſten Bilder und Gedanken, dieſe melodiſche Sprache, v… er
Poeſie ganz durchdrungen; dieſer bezaubernde Ausdruck der tiefſten Gefühle, dieſer kühne Flug einer farbenreichen Phantaſie und dieſe elegiſchen Anklänge, die unſer Herz berührten, hatten Grillparzer zum Liebling in München gemacht. Müllner hatte ſchon in unſerer Gunſt verloren und nur Eſſlair als Hugo konnte ihn noch erhalten. Yngurd folgte der Schuld. Der Ueberfluß des Glanzes von dieſer auf jenen, gab noch einigen Kredit, denn auch nur wieder Eſſlair war etwas Großes als Yngurd. Die Albaneſerin, die ſich ſo tragiſch vornehm geberdete, als wäre in der That hinter dem mühſam pſychologiſchen Geſchraube etwas Hochtragiſches, konnte nur durch das vortreffliche Spiel der damaligen Bühnenkünſtler Münchens einigen Werth erlangen. Müllner wurde von Grillparzer überflügelt; Sappho erſchien auch auf dem k. Hoftheater und die Dichterin von Lesbos hatte ſich der Herzen bemeiſtert. Urban, als Phaon entzückte alle Welt und nun wäre es, falls wir eine blühende Sappho hätten, an Dahn, den Phaon zu ſpielen. Wer ſich für einen Taſſo begeiſtern kann, wird beſtimmt einen zartfühlenden Griechen mit Erfolg darſtellen. Aber wer übernimmt eine Sappho? Eſſlair gäbe uns gewiß noch den Rhamnes mit antikem Gepräge!

IX. Entſchuldigen Sie dieſe eingeſchobenen Reflexionen, die ſich von der Gegenwart ein wenig entfernten. Ich habe Ihnen noch zu erzählen, daß wir im Monat Dezember v. J. Aubers Singſpiel: „Maurer und Schloſſer“ hörten, daß wir den „Vorſatz“ und neben dieſem „Yelva“ ſahen, worin Mad. Dahn immer reiche Kronen erntet, die Theodor Hell als Prämien in ſeiner franzöſiſch-dramatiſchen Vorrathskammer aufbewahrt; daß wir uns vom „Pariſer-Gaſſenjungen“ (gamin) in das Leben und Treiben der Pariſer auf den Straßen, auf den Boulevards, auf den Quais der Seine und in die bürgerlich-ariſtokratiſchen Lebensverhältniſſe verſetzen ließen. Mad. Dahn ſpielt den Gaſſenjungen mit der vollendetſten Meiſterſchaft, und morgen vielleicht ſoll ſie uns als Thekla im Wallenſtein — oder als Konradin wieder tragiſch rühren!! Eine ſolche Univerſalität wurde früher von den Mitgliedern der königl. Hofbühne nicht verlangt und auch nicht geleiſtet! Heute den Bruder Leim und morgen den Taſſo von einem und demſelben Künſtler! Cherubini's Waſſerträger führte uns wiederholt über die Julius-Barrikaden-Opern (denen Sie dieſe Benennung nicht ungünſtig!) in das milde Reich idylliſcher Töne. Der „Zögling“, von der uns bereits erkannten, geiſtreichen, durch die Vorzüge der hohen Geburt wie des Talentes, verehrungswürdigen Verfaſſerin mehrerer intereſſanten, dramatiſchen Dichtungen bewährte neuerdings ihren Tiefblick in alle Lebensverhältniſſe. Raupach's Taſſo — die ſchönſte Dichtung dieſes Tragöden ſchloß das Münchener Bühnen-Jahr. Dahn als Taſſo gab wieder Beweiſe poetiſcher Reproduktion, ſeine Frau als Lenore war zart und innig!

X. Vespermann iſt nicht mehr! Ich ſollte dieſen Brief — den letzten des verhängnißvollen Jahres 1836, ſchwarz rändeln und eine Nänie an ſeine Stirne ſetzen. Tauſenden unſerer Hauptſtadt mag es gleichgültig ſeyn, daß ein Mime in die Grube ſank, denn was kümmert ſie die Kunſt, was der Begabte, der auf den Brettern als ein Weltbürger in wechſelnden Geſtalten den Menſchen, ſein großes und ſein kleines Schickſal, jede Luſt und jeden Schmerz, die Thorheit und das Glück, die
…ebens und ſeiner ſonnigen Höhen und uns
…lichen Stunde künſtleriſcher Laune im bunten
…ichfachſten Charaktere zur Anſchauung brachte!
… von Deinhardſtein, Perin in Donna Diana
…u lebhaft im Andenken, als daß wir nicht
…üſlers gedächten, der neben Seydlmann,
Pauli und andern ausgezeichneten Talenten eine ſo würdige Stelle behauptete.

Ich wünſchte Ihnen einen Nekrolog über Vespermann zu liefern! Ich kenne ihn nur als eine intereſſante Erſcheinung auf dem Proſcenium. Ich machte mich nur mit dem Künſtler vertraut, der im feinen Luſtſpiele, in den Rollen humoriſtiſcher Charaktere die größte Klarheit mit der glücklichſten Auffaſſung und trefflichſten Darſtellung vereinbarte. Vespermann war viele Jahre eine Zierde der K. Hofbühne und wandelte neben Eſſlair, Urban, Stenzſch als ein Stern von Bedeutung. Nie mißlang ihm ein Charakter und ſelbſt der Mephiſto Göthe's, als man auch bei uns auf den Einfall gerieth, den Fauſt in die Bühne zu ſetzen, erſchien uns durch Vespermanns Spiel nicht nur in flüchtigen Contouren, ſondern als ein plaſtiſches Produkt, das durch und durch belebt und beſeelt war. Seydlmann gab ſeinem Mephiſtopheles mehr Beimiſchung der teufliſchen Natur, er ließ das Prinzip des perfiden Infernus, des Erbfeindes des Menſchengeſchlechtes — die Ironie noch diſtinkter hervortreten — bis zum Ausſpreitzen der krallenartig geſtreckten Finger, während der Vespermannſche „Geiſt der Negation“ in eine heitere Färbung luſtiger Jovialität getaucht, ohngeachtet des Bocks- oder Pferdefußes ſich mehr innerhalb der Grenzen eines in abentheuerlicher Geſtalt mit Witz und Laune intriguirenden Libertins hielt, der überall eine Kabale anlegt und durch die Ueberlegenheit ſeines Verſtandes dem nach Licht ſtrebenden Fauſt die Wahrheit wegraiſonnirt.

Es wäre lächerlich, wenn man in Abrede ſtellen wollte, daß Seydlmann als Mephiſtopheles ungleich höher ſteht, als Vespermann. Jenem war die tiefſinnige Dichtung Göthe's überhaupt näher. Das Prinzip des Böſen, von Göthe zwiſchen Erde und Himmel als ein grauenhaftes, gigantiſches in Menſchengeſtalt verkörpertes Abſtraktum mit der Kühnheit des Genies dargeſtellt, ſchwebte Seydlmann durch alle Akte, durch alle Situationen lebhaft vor. Er ward ſich's immer bewußt, daß er etwas rieſenhaft Geiſtiges, das über die Grenzen der Wirklichkeit hinausragt, in die Individualität aufzunehmen habe, daß er bald mit dem Scheitel trotzig und höhnend nach oben — nach ſeinem Gegner reichen müſſe, oder nach dem gähnenden Abgrund der verrätheriſchen Tiefe einen unglücklichen, träumeriſchen Schwärmer und mit dieſem das arme, lichtgeblendete Menſchengeſchlecht mit wohlluſtiger Schadenfreude ziehen könne. Dieſer jubelnde Hohn, dieſe garrikiſche Verzerrung, dieſe bald hohle, bald gällende Deklamation, dieſer übermüthige Spott, der ſich in jedem Geſichtsmuskel triumphirend abdrückte: alle dieſe in ein ganzes plaſtiſches Enſemble zuſammengedrängten Einzelnheiten erfüllten Jenen, der Göthe's Fauſt je zu verſtehen vermochte, mit der Gewalt eines griechiſchen Eumeniden-Chorus.

Die Poeſie ſchwebte über Seydlmann, der mit eben ſo großer Künſtlerfertigkeit den Mephiſto in die ſcherzenden Converſations-Formen zu bannen wußte, ohne ihm das Wirkſame ſeiner dämoniſchen Natur zu nehmen, als er mit ihm und durch ihn geiſtig über alles Menſchliche hinaus und hinan ſchritt. Ich verlor unſeren Vespermann aus dem Geſichtspunkte und kehre wieder zu ſeinem Grabe zurück. Seine Manen werden mir dieſe Parallele verzeihen, aber wir zollen ihm die letzte Ehre, ſeine Verdienſte anerkennend, die ſeinen Namen der Nachwelt überliefern. Er wird fortleben, denn:

„Nur das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab!“

Digitized by Google

Rob. Kettarus
Bu[illegible]erei
Digitized by Google